Franz Michael Felders
ſämtliche Werke.

Herausgegeben im Auftrage des Franz-Michael-Felder-Vereins zu Bregenz.

Erſter Band.

Aus meinem Leben.

Leipzig
Max Heſſes Verlag.
1910.

Aus meinem Leben.

Von

Franz Michael Felder.

Mit einer Einleitung von Anton E. Schönbach.

Herausgegeben

von

Hermann Sander.

Leipzig
Max Heſſes Verlag.
1910.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Übersicht des Inhalts.

Seite

Vorwort VII
Einleitung XIII
I. Kapitel. Geburt. Das Vaterhaus. Dauernde Schädigung des Augenlichtes 1
II. Kapitel. Erste Kinderjahre und -spiele. Tierliebe. Der Webstuhl. Das Gottle 10
III. Kapitel. Das Siegfriedmärchen. Andere Geschichten des Alten. Des Webers Geschichten. Lieder und Verse 25
IV. Kapitel. Der erste Kirchgang. Beginn der Schule. Meßdienst und Religionslehre 37
V. Kapitel. 1848. Der Klushund. Krieg und Politik 50
VI. Kapitel. Bibliothekar werden! Bücher vom Pfarrer. Des Vaters Tod 65
VII. Kapitel. Sorgen des Hauses. Der Kaplan von Schwarzenberg 80
VIII. Kapitel. Zweifel und Nöte. Freund Seppel . . 94
IX. Kapitel. Die Wahl des Berufes 103
X. Kapitel. Das Leben auf der Alpe 112
XI. Kapitel. Beim Tierarzt im Walsertal 122
XII. Kapitel. Die ersten Zeitungen 135
XIII. Kapitel. Seppels Schicksale. Bedrängnis. Der Handel mit Ziegenfellen 152
XIV. Kapitel. Erkrankung. Der Senn. Viehseuche auf der Alpe 163

Seite

XV. Kapitel. Verluste. Neue Freunde. Marianne stirbt 179
XVI. Kapitel. Leserei. Dr. Beck. Die deutschen Klassiker 192
XVII. Kapitel. Sonderling. Der „Vischer". Ausfahrt. Fremd und Daheim 208
XVIII. Kapitel. Nanni. Besuch in Au 218
XIX. Kapitel. Traute Gespräche 235
XX. Kapitel. Versuche zu schriftstellern. Liebeszeilen . 246
XXI. Kapitel. Zur Kirche. Auf dem Liggstein . . . 256
XXII. Kapitel. Verleumdung. Das Leben in Au. Vom Kriegsjahr 1859 274
XXIII. Kapitel. Zwist und Trauer. Der Sturz in die Bregenzer Ach 291
XXIV. Kapitel. Rettung, Genesung. Der Bund wird geschlossen 304
XXV. Kapitel. Werben und Hochzeit. Das alte Leben endet, das neue fängt an 314

Seang Michael Calden

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Vorwort.

Dem Herausgeber wird das Begleitwort zu dieser ersten Veröffentlichung der „sämtlichen Werke" Felders und besonders zu der des ersten Bandes dadurch erleichtert, ja fast erspart, daß ihm sein hochverehrter Freund Hofrat Schönbach in Graz seine Ausgabe von des Dichters Buche „Aus meinem Leben" und die treffliche „Einleitung", die er diesem vorangestellt hat, gütigst zur Verfügung überließ. Nicht minder verzichtete der „Literarische Verein in Wien" auf die Rechte, die er noch auf Felders Selbstbiographie erheben konnte, zugunsten der gegenwärtigen Volksausgabe. Es sei daher gleich an dieser Stelle beiden, Schönbach und dem „Literarischen Verein", der herzlichste Dank für ihre Freundlichkeit und Uneigennützigkeit ausgesprochen!

Schönbach war auch der erste, der (am Schlusse seiner „Einleitung") für den „Dichter des Bregenzer Waldes" sein ihm „gebührendes Recht", d. h. eine billige „Volksausgabe", verlangte, damit er „als Volksschriftsteller einen neuen Wandergang" antrete.

Aber erst nach einem halben Jahrzehnt sollte dieser Forderung die entsprechende Tat folgen. Nach mehrfachen Vorarbeiten konnte vor einem Jahre in einer Versammlung in Bezau ein „Franz-Michael-Felder-Verein" gegründet werden, zu dessen Aufgaben vor allem die Schaffung einer Volksausgabe der Werke des Dichters gehört. In einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume wurden bei siebenhundert Mitglieder geworben; allein der Schicksalsschlag, welchen ein großer Teil Vorarlbergs durch die Mitte Juni ds. Js. eingetretne Überschwemmung erlitt, hemmte vorläufig eine weitre Vergrößerung des Vereins.

Mit der Herstellung der Volksausgabe der Werke Felders betraut, erwähne ich, daß sie in vier Bänden erscheinen wird. Diese werden zuvörderst als Gaben des Vereins an dessen Mit-

glieder in den nächſten vier Jahren gelangen, aber auch durch den Buchhandel beziehbar ſein.

Wenn der Herausgeber als erſten Band der Werke Felders deſſen letztes veröffentlicht, ſo geſchieht es zum Teil deshalb, weil dieſes in der Heimat des Dichers, ja überhaupt, nur wenig bekannt wurde, indem es in der vortrefflichen Ausgabe Schönbachs lediglich für die Mitglieder des „Literariſchen Vereins in Wien“ beſtimmt war. Noch wichtiger iſt aber der Umſtand, daß des Dichters Selbſtbiographie ſeine übrigen Werke gleichſam beleuchtet und deren beßres Verſtändnis ermöglicht; denn wir ſehen durch ſie, wie die wirklichen Erlebniſſe Felders „ſich ihm in dichteriſche Geſtaltung umſetzen“, ein Vorgang, der namentlich für die Auffaſſung und die Würdigung ſeiner größern Schöpfungen wichtig iſt. Dieſe werden daher im zweiten und dritten Bande (in jenem „Reich und Arm“, in dieſem die „Sonderlinge“) dargeboten, während der vierte die kleinern Schriften enthalten ſoll, unter denen „Rümmamüllers und das Schwarzokaſpale“ und beſonders die „Liebeszeichen“ hervorragen.

Über die Bedeutung Felders als Dichter und die Vortrefflichkeit ſeines letzten Werkes braucht hier nicht weiter geſprochen zu werden, das alles hat bereits Schönbach in der „Einleitung“ betont. Ich erwähne nur noch, daß dieſer bei einer andern Gelegenheit ſchrieb: „Das Werk iſt von ganz unpolitiſchem Charakter, jedoch ſehr lehrreich in bezug auf die Lebensverhältniſſe im Bregenzer Walde zur Zeit des Verfaſſers. Es iſt daher kulturhiſtoriſch wichtig.“

Das vorliegende Buch entſprang der Zeit nach dem Tode Nannis, des treuen, geſcheiten „Wibles“ Felders, welches am 31. Auguſt 1868 dahinſchied. Durch die Erkrankung waren in das „ſchöne eheliche Leben .... die erſten trüben Tage gekommen“ und der Tod brachte über den Dichter den herbſten Schmerz. Die Freunde ſuchten zu tröſten. Rudolf Hildebrand, der als Fortſetzer des Grimmſchen Wörterbuchs und ausgezeichneter Hochſchullehrer bekannte Leipziger Germaniſt, riet dem Tiefgebeugten, jetzt mit ſeiner Selbſtbiographie zu beginnen, damit er darüber nachdenke, wie Gott ihn immer ſo wunderbar und

liebevoll geleitet habe. Dieſem Rate folgte Felder und ſo trat er an die Ausarbeitung ſeines letzten Werkes heran.

Schon im September begann er „in ſeinen Briefſammlungen herumzuſtöbern, die noch nicht verbrannten Jugendarbeiten und Tagebücher zu leſen“ und dabei wieder aufzuleben.

Gegen Ende November folgte er einer Einladung ſeines Freundes Joſef Feuerſtein in Bezau, einige Wochen bei ihm zu verbringen. Von dort aus ſchrieb er ſeinem Schwager, dem Adjunkten Kaſpar Moosbrugger in Bludenz: „Hier habe ich ein eignes Zimmer, eine freundliche Umgebung und Ruhe genug zum Arbeiten .... Ich arbeite an meiner Selbſtbiographie und finde dabei meine beſten Kräfte wieder. Du darfſt aber nicht glauben, daß dieſe Arbeit nur müßiger Selbſtbeſpieglung diene. Mein Leben iſt ein Spiegel unſrer Zuſtände und viel des Guten und Beſten von mir iſt direkt oder indirekt aus unſern Zuſtänden heraus. Das ſoll meine Arbeit in ernſter, liebevoller Weiſe dartun und ſo der Heimat auch, nicht bloß dem Produkt, zum Spiegelbild werden.“

Das Werk floß nicht leicht aus ſeiner Feder; anfangs wenigſtens klagt er über die „kaum glaubliche Langſamkeit“, mit der die Niederſchrift fortſchreite. Allmählich führten die größte Liebe und vollſte Hingebung ſeinen Stift raſcher. Die äußerſte Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte mußte ihm Erholung ſein, und wenn er ſich dann ganz abgeſpannt fühlte, ſo wanderte er nach Au oder Bezau, um friſcher wieder aufzuatmen.

Am 17. Februar 1869 meldete er ſeinem Schwager: „Meine Selbſtbiographie langt bald bis zu meiner Verehlichung, womit ich dann den erſten Band und vorläufig das Ganze abſchließe. Meinem Wible iſt darin ein Denkmal geſetzt, wie es noch ſelten einer Wälderin wurde.“ Am 3. März berichtet er: „Meine Selbſtbiographie wird in wenigen Tagen fertig .... Ich ſchließe mit meiner Verehlichung ab. Der Tod meiner Nanni wird gar nicht erwähnt. — Du ſiehſt Nanni lebend, ſchaffend, ſingend, du hörſt ihre Anſichten über Menſchen und ihre Zuſtände und ihre Gedichte. Die Kapitel, die von ihr erzählen, ſind die heiterſten. Sonſt hat das Buch manches Trübe, weil ſich alle heimatlichen

Zustände in meinem Leben widerspiegeln und dort in ihren Wirkungen um so schärfer hervortreten, wo ich selber noch nicht fest war. — Ich habe mich durch diese Selbst- und Umschau von vielem befreit. Auch ungemein anregend war sie. Manche neue Seite unsers Gesellschaftslebens hat sich mir gezeigt, manches ward mir klar und ich legte es zurück, da ich es dort nicht gehörig ausführen konnte."

Felders nächste Freunde, Feuerstein und Moosbrugger, denen er eine Abschrift des Werkes mitteilte, fanden es vortrefflich. Ob Hildebrand es noch bei Lebzeiten des Dichters lesen konnte, scheint zweifelhaft, da dieser schon Ende März 1869 erkrankte und einen Monat später (am 26. April) starb.

Es mag hier noch erwähnt werden, daß Felder bald nach dem Tode seiner Frau an Heinrich Hirzel in Zürich schrieb: „Ich möchte und will's einmal der Welt erzählen, wie wir alles gemeinsam trugen, wie wir uns Mut machten zum Schwersten, wie sie mir, dem scheu Gewordnen, fröhlich ganz von unten heraufklimmen half und sich an jedem Erfolge mit mir freute, wie wir mitten in Kampf und Not und Verzweiflung ein schönes, frohes Leben zusammenlebten und durcheinander auch besser geworden sind." Aus diesen Zeilen erkennen wir Felders Absicht, auch die Begebenheiten seines spätern Lebens zu behandeln, und dieser Abschnitt war ohne Zweifel in mancher Hinsicht noch anziehender und bemerkenswerter als der frühere. Felder kam nicht mehr zur Durchführung seines Planes, und es muß als Hildebrands Verdienst angesehen werden, daß jener sofort mit der Ausführung seiner Selbstbiographie begann und so wenigstens deren ersten Teil noch vollenden konnte.

Schwer zu begreifen ist es, warum dieser Teil erst 1904 in die Öffentlichkeit kam.

Hatte das Werk den Beifall jener wenigen gefunden, welche es als Handschrift kennen gelernt, so haben sich auch später hervorragende Männer in der anerkennendsten Weise darüber ausgesprochen, als es gedruckt vorlag. Einer der bedeutendsten Gelehrten der Gegenwart äußerte sich gegen einen vertrauten Freund dahin, der „Literarische Verein in Wien" hätte die Reihe seiner

Schriften gar nicht beſſer beginnen können als durch die Veröffentlichung von Felders Lebensgeſchichte. Dieſes Urteil wurde allerdings nur dadurch möglich, daß Felders Buch zwar zum zweiten Band der erwähnten Schriften beſtimmt war und auch als ſolcher bezeichnet iſt, daß es aber tatſächlich vor dem erſten ausgegeben wurde.

Möge nun die Hoffnung nicht trügen, daß jetzt auch in den weiteſten Kreiſen des deutſchen Volkes und zumal unter den vorarlbergiſchen Landsleuten des Dichters deſſen Werke die verdiente Beachtung und Verbreitung finden!

Innsbruck, 21. September 1910.

Hermann Sander.

Einleitung.

Die schöne Landschaft des Bregenzer Waldes, noch vor wenigen Jahrzehnten ein selten durch Wandrer aufgesuchtes Gebiet, ist heute von mehreren Seiten her bequem erschlossen. Den prächtigsten Überblick genießt man über sie von dem weißen Hotel auf dem Pfänder ob Bregenz, so herrlich in seiner weit ausgebreiteten Mannigfaltigkeit von grünen Matten und Hochflächen, tiefen Einschnitten und Tobeln, dunkeln Wäldern, massigen Felswänden und den Horizont abschließenden Spitzen, daß dagegen der an sich reizvolle Fernblick nach der andern Seite hin, über den Bodensee, vorbei an Säntis und Kamor zu den Schweizer Gletschern, den dunkelblauen Säumen des Schwarzwaldes und den reichen schwäbischen Fluren völlig zurücktritt. In die Gefilde des Bregenzer Waldes schneiden jetzt Straßen und Zufahrten verschiedentlich ein: vom bayrischen Oberstaufen her führt ein gutes Sträßlein in den Vorderwald, nach dem behäbigen Hittisau, dem freundlichen Lingenau an der Bergeshalde, dem stattlichen Egg mit seinen großen, wohlgenährten Häusern; von Schwarzach zieht sich längs der tief eingeschnittnen Schlucht ein Fahrweg hinauf nach Alberschwende, wohin aus Dornbirn eine prächtige, an Windungen und Aussichten reiche Kunststraße über den Haselstauderberg emporstrebt; ganz oben am Arlberg geht über Stuben ein kühngeschwungener Kunstbau nach dem Tannberg, der über Lech fortgesetzt

nach Hochkrumbach und Schrecken in das Herz des Bregenzer Waldes alsbald einbrechen wird. Vor allem aber, lang erwartet, mit vieler Sorge während mancher Fährlichkeiten gepflegt, ſtrecken ſich die ſchmalen Eiſenſchienen von Bregenz längs der Ach hinein in das Land, auf denen das „Wälderzügle“ gemächlich einherrollt, bis nach Bezau, dem graugeſchindelten Hauptort. So iſt das ganze Gebiet nunmehr erſchloſſen, und mögen die Reiſeſchriftſteller noch ſo eifrig hinter ihrem Erwerb her ſein, es kann nicht wohl mehr vorkommen, was Meiſter Ludwig Steub erſt 1874 beklagte, daß alle paar Jahre der Bregenzer Wald von neuem „entdeckt“ wird.

Freilich, wäre dieſe Landſchaft, ein ſtiller, freundlicher Gottesgarten, ſchon ſeit längerem ſo nahe und einladend dem Weltverkehr aufgetan geweſen wie heute, dann hätte ſie wohl nicht werden oder bleiben können, was ſie noch in ihrer Beſonderheit iſt. Durch lange Jahrhunderte des Mittelalters war der Bregenzer Wald im weſentlichen ein Bannforſt, deſſen Wildreichtum die ſchwäbiſchen Fürſten zu Jagdzügen lockte, in ſeiner Rauheit kümmerlich beſiedelt; auch der mildere und offne Vorderwald bedurfte harter, ausdauernder Menſchen, um langſam urbar und wohnbar gemacht zu werden. Das Geſchlecht, das ſich hier niederließ, um den Boden, der ſich des Getreides und der Fruchtbäume weigerte, zur lohnenden Viehtrift umzuſchaffen, gehörte zu den Schwaben und hat die Merkmale dieſer älteſten unter den Germanen, die tüchtige Arbeitskraft, die Zähigkeit in Sitte und Glaube, den durch alle Mühſal nicht vom Erwerbe abgelenkten Sinn, bis auf ſeine heutigen Nachkommen vererbt. Eine Art freier Selbſtverwaltung, ähnlich den benachbarten Eidgenoſſen der Schweiz, hatten die Hinterwälder bis ins 19. Jahrhundert gehegt; auf der Bezegg, wo jetzt eine Denkſäule

ragt, ſtand ihr Rathaus; die Erinnerung daran lebt in wehmütig humoriſtiſchem Nachklang durch ein Lied im Volksmunde fort, das der kürzlich verſtorbene Joſef Feuerſtein in Bezau verfaßt hat, ein kluger, heitrer, poetiſch veranlagter Mann von anſehnlicher Bildung. Auch der Vorderwald zählte unter ſeinen rührigen Bauern gute Verwalter und politiſche Köpfe; in mancher lebhaften, auch blutigen Bewegung haben ſich der Gemeinſinn und die politiſchen Gaben des Volkes zum Ausdruck gebracht. Sie ſind auch jetzt noch im ganzen Bregenzer Wald vorhanden. Mir ſchwebt als ein rechter Vertreter ihrer Art der treffliche Franz Xaver Moosmann zu Schnepfau vor Augen, ein Bauer, der tagsüber um Wieſen und Kühe ſich ſorgte, in ſeinen Mußeſtunden Landkarten zeichnete, eine Zeitung redigierte und abends in ſeiner Stube Thukydides in der Urſprache las. Als unlängſt das Grundbuch dieſer Gegenden erneuert wurde, wußten die Gerichtsbeamten des Bezauer Bezirks die Förderung nicht genug zu rühmen, die ſie dabei von den Vorſtehern der einzelnen Gemeinden erfuhren; hie und da ward ihnen von dieſen der ſchwerere Teil der Arbeit abgenommen und vertrauenswürdig erledigt. Die guten Geiſtesanlagen der Alemannen dieſer Bergwinkel bekunden ſich in den vielen tüchtigen Leiſtungen, die Kunſt und Wiſſenſchaft ihnen verdanken; man braucht ſich nur an Angelika Kaufmann aus Schwarzenberg zu erinnern (der franzöſiſche General Kleber ſtammt aus demſelben Orte), die Bildhauerin Felder kam aus Bezau, der Heimat des verdienten Geſchichtſchreibers Jodok Stülz, Meiſter Feuerſtein in Rom aus dem nahegelegnen Reuthe; der allzufrüh geſchiedne Dialektdichter Gebhard Wölfle lebte in Bizau, und Hittisau war der Geburtsort des namhaften Hiſtorikers Joſef Ritter von Bergmann. Feine Mädchen und einſichtige Frauen walten am Stickrahmen

und in der Wirtschaft, durch die schöne, alte Landestracht eine bunte Zier der grauen Häuser in den grünen Matten.

In der vordersten Reihe der bedeutenden Menschen, die aus dem Bregenzer Walde auf die höhere Bühne der literarischen Welt geschritten sind, steht der Mann, dessen Lebensbild, von eigner Hand entworfen, in diesem Bande den Lesern vorgelegt werden soll. Das Buch schildert den Kampf mit einem engen und schweren Schicksal, durch den Franz Michael Felder zu einem deutschen Dichter sich emporgerungen hat. Am 13. Mai 1839 ist er als Sohn eines Bauern zu Schoppernau geboren worden. Seine Eltern waren nicht eigentlich unbemittelt, gehörten aber jedenfalls zu den kleinern Grundbesitzern des Örtchens, die zu guten Zeiten sich mit harter, steter Arbeit durchbrachten, wohl auch ein weniges zurücklegten, in schlechten Läuften jedoch, bei übeln Zufällen, Krankheiten des Viehes u. dgl. bald in arge Bedrängnis gerieten.

Das Dorf Schoppernau ist das letzte im Bregenzer Wald; nach der breiten Ausbuchtung, in der Bezau liegt, verschmälert sich das Tal der Bregenzer Ach, neben der sich der Fahrweg hinzieht, und steigt langsam an, indes die Berge immer näher zusammenrücken. Charakter und Klima der Landschaft sind, obgleich die Höhe an sich nicht so bedeutend ist (Schoppernau 832 m), die eines rauhen Mittelgebirges: kein Feld, aber frischgrüne Wiesen; kein Obst, aber zierliches Nadelholz, das bis zu den Häusern herabsteigt; ruhige ernste Schönheit ist dem Wesen dieses Tales aufgeprägt, in das mächtige Berghäupter hereinblicken, und von dem man nur noch in vereinzelte Weiler des Hochgebirges (Hopfreben, Schrecken) hinanklettert oder zu den Vorsäßen und Alphütten. Ernst und gehalten ist auch die Art der Bewohner, die sich jährlich, wenn sie

Heu und Holz heimholen, von den Lawinen bedroht wissen; selten sieht man Blumen in Gärten oder an den Fenstern der saubern Häuser, recht im Gegensatz zu dem farbenfreudigen Montafon. Aber während dieses gemäß der romanischen Abstammung wenig Lieder kennt, weist sich ein reiches Innenleben der Bregenzerwälder in der Pflege des Volksgesanges, im Jodeln und Jauchzen der Alphirten, im treuen Bewahren alter, sinnvoller Bräuche, die das ganze Leben schmückend geleiten. Hier wachsen nachdenkliche Menschen, und der nachdenklichsten einer war Felder.

Zu den Beschwerden, die das Geschick den Bauern des Bregenzer Waldes auferlegt, traten bei ihm Hemmnisse besondrer Art. Schwächlichen Körpers, war ihm ein Auge von Geburt an nicht vollauf leistungsfähig, das Ungeschick eines betrunknen Arztes raubte dem gesunden Auge die Sehkraft. So ward das Bübchen von der Sorge der Eltern, fast abseits von den Dorfkindern, mit zärtlicher Angst behütet, und früh kehrte sich das überlegsame Wesen des Knaben nach innen, es drängte ihn, sich — sozusagen theoretisierend — seine Pflichten, vornehmlich sein Verhältnis zu den Nebenmenschen klarzumachen, indes ohne alles Grübeln neben ihm die Jungen zu derben Burschen heranwuchsen. Zeitlebens ist Felder ein „Sinnierer" gewesen, wie Anzengruber das in bester Meinung genannt hätte, und hat sich selbst sein Dasein ganz ausnehmend schwer gemacht. Sehr früh sind seine großen Gaben an den Tag getreten: in der Schule bereits wies sich sein rasches Vermögen, aufzufassen, aber auch selbsttätig zu kombinieren, eine treffliche Fähigkeit des Beobachtens und Vergleichens, ein starker Trieb zu gestalten und darzustellen. Die zur Leidenschaft werdende Neigung zu lesen, Kenntnis der Welt mindestens aus Büchern zu erwerben

und diese Welt mit poetisierter Geschichte zu erfüllen, verband sich bald mit dem Bedürfnis nach einem Publikum, mit dem Wunsche zu erzählen, die Fülle der Bilder, den gärenden Drang der Gedanken nach außen zu stellen und die Lebensgenossen des Dorfes nach seiner eignen Richtung zu beeinflussen. Dabei hat ihn seine Scheu und Empfindlichkeit, verstärkt durch Mängel seines Sehvermögens, doch immer wieder in sich hinein und zurückgetrieben, und so entstand, indes von außen her immer kräftigere Anregungen durch Zeitungen, Romane, Poesie der deutschen Klassiker, machtvoll zuströmten, ein stetes Schwanken, Hin- und Herwogen der Empfindungen, nicht ohne Gefahr für den Mann, der bald Bauer, bald Dichter sein wollte. Selten hat ein Mensch so ehrlich, mit so reinem Pflichtgefühl über die Aufgaben seines Lebens nachgedacht und sich endlich zur Klarheit durchgerungen wie Felder. Hätte der wohlgemeinte Rat des guten und braven Pfarrers Stockmayr, der Knabe — dem früh der Vater entrissen ward, die Beschreibung dieses Verhängnisses bildet einen der rührendsten Abschnitte des Lebensbuches — möge nicht in die Studien, an ein Gymnasium, geschickt werden, Felder nicht von dem Erwerb einer höhern Schulbildung ferngehalten, so wäre er ja gewiß kein wesentlich andrer geworden, seine Begabung hätte sich nur andre Ausdrucksformen gesucht; das eigentümlich Herbe, das seinen Schöpfungen anhaftet, durch die er aus der Bauernarbeit nach dem Lorbeer des Dichters greift, hätte er wahrscheinlich eingebüßt.

Die Beschreibung seines Lebens führt Felder bis zu seiner Heirat. Seiner Darstellung nach will er damit an einen tiefen Einschnitt gekommen sein, an eine entscheidende Wendung seines Ganges. In Wirklichkeit setzt sich aber nach diesem wichtigen Ereignisse seine Bahn ebenso

aufwärts steigend fort, wie sie vorher begonnen hatte, und wenn er vor der Hochzeit seine Tagebücher und Schriften verbrannte, nichts werden wollte als ein wackrer Gatte und Hausvater, so hat er das nicht durchzuführen vermocht, weil seine Natur ihn auf dem bisher eingeschlagnen Wege festhielt; er hat einfach statt der vertilgten Bogen und Hefte neue Bogen und Hefte vorgenommen und sie wieder beschrieben. Mehr als einmal vorher hatte Felder sich vom Lesen und Schreiben — unter diesem ist eigne darstellende Arbeit zu verstehn — abwenden wollen, am ausdrücklichsten nach der Unterredung mit Mutter und Pfarrer (im 9. Kapitel); wir sehen aber aus seinem Gespräch mit dem Tierarzt im Walsertal, daß er inzwischen seine Neigungen keineswegs aufgegeben, sondern innerlich sorgsam fortgepflegt hatte. Und daran tat er recht, denn das Pfund ist den Knechten des Evangeliums geliehen worden, auf daß sie damit wuchern; das Licht soll auf den Leuchter gestellt werden und nicht unter den Scheffel oder gar unter die häusliche Bettstatt; dann wird dem, der hat, auch noch mehr gegeben werden.

Über die nähern Umstände, die Felder veranlaßten, schon bald nach seiner Hochzeit, am 4. Februar 1861, zur Feder zu greifen und die Erzählung niederzuschreiben, deren Vorwort er am 26. Dezember 1862 unterzeichnete, sind wir nicht genauer unterrichtet. Das ist aber auch gar nicht nötig. Denn Felder war zum Schriftsteller geboren, das lehrt sein Entwicklungsgang, wie er selbst ihn schildert. Dieser zeugt aber auch dafür, daß es ihm an keiner der Gaben gebrach, die zu erfolgreichem Wirken als erzählender Dichter erforderlich sind, und daß er nach und nach über sämtliche Mittel gebot, deren er für seine Kunst bedurfte. Ihm war vor allem die Fähigkeit eigen, anzuschauen und anschaulich darzustellen, die nicht so ganz

allgemein verbreitet ist, als man nach ihrer Notwendigkeit für jede Art von Poesie glauben möchte. Auch Felder besitzt sie nicht ohne Einschränkungen, die sich auf das natürlichste aus den Mängeln seiner Sehkraft erklären: er wählt nicht einzelne, bezeichnend starke Momente aus dem Eindruck eines Objektes, durch deren Herausheben er die Phantasie seiner Leser bei ihren Ergänzungen leitet, er gibt lieber in den großen Zügen, die sein Auge aufzunehmen vermag, die Einwirkung wieder, die er empfindet. Aber doch, seine Menschen kann man sehen, seine Dörfer liegen vor uns, von seinen Alpen, Bergen und Forsten, wie sie ins Tal herabwinken, weht uns ein frischer, lebendiger Hauch an, der strenge, heimliche Duft des Bregenzer Waldes. Weil er innerhalb seiner Grenzen anschauend schreibt, hätte Felder auch dramatisch arbeiten können, wenn er sich darum bemüht und nicht bereits Entworfenes zerstört hätte. Die dramatische Kraft weisen alle seine Erzählungen auf, sie kündet sich ihm in der Art an, wie die wirklichen Erlebnisse sich ihm in dichterische Gestaltung umsetzen, was man jetzt von der Selbstbiographie aus eindringlich verfolgen kann. Gerade dieses Werk vervollständigt aber auch unsre Einsicht in das ganz hervorragende Vermögen Felders, zu komponieren. Ist ihm ein gutes Stück davon angeboren, so hat er dieses Talent mit vollem Bewußtsein fortentwickelt und ausgebildet. Von einem Werk zum andern wird die Anlage deutlicher, die Gliederung straffer, Vorbereitung, das Verklammern, der endliche Zusammenschluß mit steigender Kraft berechnet. Und eben in solchem Maß hebt sich das Vermögen, die Charaktere zu gestalten und vorzuführen. Aus der Art, wie Felder sich einbohrend in sein eignes Gemüt vertieft, wie er neben dessen Regungen sich urteilend stellt, hat er gelernt, andre Menschen zu begreifen, ihre Besonderheiten

genetiſch zu verknüpfen und lebensvolle Geſtalten zu ſchöpfen, die auf feſten Beinen ſchreiten und, ſobald ſie aus dem Haupte des Dichters ſich gelöſt haben, ihre Wege auf der Erde wandeln, die ihr ſelbſtändiges Weſen ihnen anweiſt. Menſchen ſchaffen, dieſe einzige und höchſte Kunſt des Poeten, wie Anzengruber ſie als ſeine Lebensaufgabe kannte, das war auch die Kunſt Felders. Und weil er ſie hatte, trieb es ihn auch unaufhörlich ſie zu üben; es iſt faſt rührend, wenn man aus ſeiner eignen Beſchreibung und aus ſeinen Briefen entnimmt, welch heißer Eifer, zu geſtalten, ihn überfiel, ſobald er irgendeiner brauchbaren Eigenart unter den ihm Begegnenden anſichtig wurde, oder eines Ereigniſſes habhaft, das ihm über den Weg flog und mit ſeinen kreiſenden Gedanken ſich berührte. Das war die echte künſtleriſche Kraft, die in Felder wühlte, ihm keine Ruhe ließ, ebenſowenig wie der Hirtenjunge, der ein Maler oder Bildhauer werden ſoll, je andres tun kann, als die Wände mit Kohle beſchmieren und die Hölzer verſchnitzen, die ihm zur Hand kommen.

Felder beſaß ſchon als Schulknabe die auszeichnende Fähigkeit, in gutem Zuſammenhang zu ſprechen und zu ſchreiben; jene hat ihn ſpäter zum trefflichen Redner bei Feſtgelegenheiten gemacht, dieſe zum Schriftſteller. Nun hat er allerdings unabläſſig daran gearbeitet, dieſe Gabe als das hauptſächliche Werkzeug ſeiner Kunſt zu üben und zu vervollkommnen. Beſäßen wir heute noch die Menge der Tagebücher und Skripturen aus der Zeit des Knaben und Jünglings, ſo würde uns der Weg deutlicher ſein, den er aufwärts ſchritt. Er muß ſehr früh auch darin reif geweſen ſein, denn ſein erſtes Druckwerk weiſt bereits die Sachlichkeit als eine Eigenſchaft ſeines Stiles auf, die doch nur erworben ſein kann, nachdem die ältern Neigungen rhetoriſcher Belehrſamkeit bereits überwunden worden ſind.

Immerhin ist es von da noch eine ziemliche Strecke bis zu der gehaltnen Ruhe und der vollen Beherrschung der Sprache, die sein Lebensbild kennzeichnet. Diese Straße hat Felder durchmessen, indem er sich von Dichtern und Denkern aufwärts führen ließ, von deutschen und fremden, von Schiller und Goethe, von Herder und Lessing, von Shakespeare und der Bibel, endlich von den Schriftstellern aus Politik und Nationalökonomie seiner Zeit. An dieser, stets mit Kritik, auch seiner eignen Arbeiten, verbundnen Lektüre, hat Felder seine Sprache erzogen. Er war sich vom Beginne seines Schaffens schon darüber klar, daß er sich bei seiner Darstellung nicht der wirklichen Redeweise des Bregenzer Waldes bedienen dürfe. Solcher Entschluß ist ihm jedesfalls durch die Erwägung erleichtert worden, daß diese Mundart außerhalb ihrer Landschaft selbst kaum verstanden wird; stellen sich doch den Sprachkennern beim Anhören fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, ja sogar gedruckt läßt sie sich nur mühsamst aneignen und bewältigen. Felder wußte, er müsse hochdeutsch schreiben, wenn er wirken wolle, mochte er immerhin auf die Eigenheit volkstümlichen Ausdrucks durchaus nicht völlig verzichten. Er besaß ganz richtige Vorstellungen über sein Verhältnis zur Sprache und hatte rechtzeitig erkannt, daß ein Schriftsteller nur dann dauernd zu reinem und echtem Erfolge gelangt, wenn er mit Achtung, ja mit Ehrfurcht vor der ihm überlieferten Sprache sich dieser als Stoff und Werkzeug seiner Kunst bemächtigt. Darum strebte er eifrigst, Fehler auszumerzen, Fügungen zu verbessern, und er war weit von der Eitelkeit entfernt, die sich heute in der deutschen, zuvörderst in der volkstümlichen Schreiberei ausbreitet, Irrtümer und Unwissenheit anmaßend verschleiert und, auf das angebliche Recht des gottbegnadeten Poeten gestützt, das eigne, törichte Unvermögen zum

Maße für die Richtigkeit und Schönheit der Sprache aufstellen möchte.

Im engsten Bunde mit diesem Verhalten Felders zu den von der Kunst gebotnen Forderungen nach sprachlicher Korrektheit steht überhaupt sein ganzes Streben, sich an den Größen der Literatur emporzubilden. Er war nicht klein genug, um sich von dem Vorbilde eines großen Meisters gedrückt und in seinem Selbstgefühl geschädigt zu finden; im Gegenteil, etwas wahrhaft schön Gestaltetes und mit eigenartiger Sprachkraft Hervorgebrachtes hat ihm selbst den Mut befeuert, nachzueifern und in seiner Weise gleichfalls nach Vollkommenheit zu ringen. Dieselbe Ansicht leitete ihn bei dem Wunsche, sich eine möglichst ausgebreitete Bildung zu verschaffen. Sein Lesen war, soviel es auch durch die Zufälle und die Ärmlichkeit seiner Umstände beengt sein mochte, doch keineswegs wahllos, und je mehr er zu Büchern gelangen konnte, desto strenger ging er darauf aus, sich anzueignen, was er bedurfte, um seinem Dorf und seinem Wirken den rechten Platz in einem wohlverstandnen Weltbild anzuweisen. So hat er emsig danach getrachtet, sich verläßliche Kenntnisse in der Geschichte Europas, Deutschlands und Österreichs zu verschaffen, auch Hilfsbücher aus den Naturwissenschaften hat er gerne benutzt, um einen richtigen Begriff von den Sachen zu erlangen, wie er so vielen angeblich Gebildeten aus unsrer stolzen Gegenwart noch immer mangelt.

Es ist schwer zu begreifen, auf welche Weise alle diese Bestrebungen und das selbsttätige Schaffen des Dichters Felder in dem knappen Raume seines Lebens aufzukommen und zu gedeihen vermochten. Denn schon am 26. April 1869 ist er gestorben, nachdem etwa ein halbes Jahr früher ihm seine vortreffliche Frau, Nanni, das Wible, im Tode vorausgegangen war; sie, ein Mädchen

von seltner Bildung — Goethe und Herder waren ihr von Kindesjahren ab geläufig — und Feinheit des Gemüts, hat über die wenigen Jahre der Ehe den Glanz eines stillen Glücks gebreitet, in dem kleinen Hause einen heitern Frieden aufgebaut, in dessen Schutz der vielfach bedrängte Mann sich allzeit sicher erholen und kräftigen mochte. Denn wie es für einen ganzen Dichter sich von selbst versteht, sind auch Felder Prüfungen und Ärgernisse nicht erspart geblieben: Borniertheit und Stumpfsinn haben sich seiner Lebensarbeit entgegengestellt, böswilliger Hochmut und knechtische Leidenschaft haben ihn bedräut und ihm die karg zugezählten Tage seines Wirkens versauern wollen, ja über den Tod hinaus sein Gedächtnis verfolgt. Dem Schreiber dieser Zeilen, der das Land Vorarlberg liebt, dort seit langen Jahren seine besten Stunden verbringt, widerstrebt es und seinem konservativen Sinne ist es unerfreulich, diese dunkeln Blätter aus der Geschichte des geistigen Lebens in dem Lande am jungen Rhein wieder aufzuschlagen und Leuten die Ehre der Fortdauer ihres Namens neben Felder zu erweisen, die nur dem Lichte, das von ihm ausging, überhaupt es zu verdanken haben, daß sie in ihrem Schatten für die Menschen sichtbar wurden. Felder ist damit nur widerfahren, was einem bedeutenden Manne geschieht, der aus einem Bannkreise selbstzufriedner, in sich verstockter und verfaulender Überlieferung zu reiner, hoher Luft des Lebens und der Tat emporstrebt; er hat alles an sein Wirken gesetzt und, was er wollte, auch für uns reichlich gewonnen.

Mehrere ansehnliche Bände erzählender Dichtung hat Felder hinterlassen. 1863 wurde, zuerst in Lindau bei Stettner, das Buch veröffentlicht: „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale, ein Lebensbild aus dem Bregenzer Walde". Dieser Titel schon lehrte, woferne man es sonst

nicht wüßte, daß er unter dem Einfluß von Berthold Auerbach gefunden worden iſt, der gern ſeine Dorfgeſchichten mit dem Namen ihrer Helden überſchrieb: Ivo der Hajrle, Broſi und Moni, Barfüßele u. dgl. Gewiß hat Felder, indem er als werdender Schriftſteller die Bücher von Auerbach las, aus ihnen erfahren wollen, wie man etwas derart mache. Dabei hat er ſich an keinen ſchlechten Ratgeber gewendet. Zwar iſt es heute Brauch, Auerbach nicht bloß überhaupt, ſondern auch ſeine Dorfgeſchichten nur mit einem ſpöttiſchen Lächeln zu nennen. Ob wir im allgemeinen ſchon ſo weit ſind, daß wir auf Auerbach überlegen herabblicken dürfen, weiß ich nicht, jedesfalls möchte es einer Kritik übel geziemen, die hiſtoriſch verfahren will. Denn für ſeine Zeit war der Realismus Auerbachs, ſo philoſophiſch er auch aufgeputzt war und ſo unecht uns heute ſeine Sentimentalität vorkommt, nach Stoff und Form ein ganz tüchtiges Stück Fortſchritt. Es waren lebendige Bauern, wenngleich ſtiliſierte, und Auerbachs gewaltiger Mitwerber aus der Schweiz, Jeremias Gotthelf, hat gerade deshalb ſo lange nicht ins Breite wirken können, weil ſeine Bauern zu echt waren und für die parfümgewohnten Näschen der Äſthetiker von damals zu ſtark nach Miſt rochen. Auerbach hatte auch eine ganz gute Portion ſolider Lebensanſchauung im Leibe und hinlänglich Freude am Volk und ſeiner frohen Art, daß Felder reichlich von ihm lernen konnte und verwandte Saiten ſeiner Natur durch ihn anklingen fühlte. Seine Geſchichte iſt einfach und beſchreibt das Leben von ein paar armen Schoppernauer Kindern: des Bettlers Sohn Kaſpar, Söhne und Töchter des Alten, der „nicht mehr Müller“ iſt, wachſen nebeneinander auf und mühen ſich, aus ihrer Dürftigkeit emporzukommen. Die Vorgänge rollen ziemlich raſch nacheinander ab, wie bei Auerbach,

in pointierten, nur durch Querſtriche geſonderten Abſchnitten, auch geht es für die Helden ſo raſch empor, wie man heute ſich ſcheuen möchte zu berichten, und wie es höchſtens in Zſchokkes „Goldmacherdorf“ zuging, einem Lieblingsbuche Felders. Die Charaktere werden noch etwas äußerlich genommen, obzwar man die eignen Erfahrungen des Dichters überall durchſpürt und auch in den Schickſalswendungen ſeiner Geſtalten, ſowie in dieſen ſelbſt (Joſeph begegnet noch in der Selbſtbiographie) und ihren Verhältniſſen die Umſtände und Erlebniſſe ſeiner Altersgenoſſen erkennt. Eigentümlich iſt Felder das Beſtreben, ſeine Landsleute in der Übung ihrer Feſte und Bräuche etwas breiter zu ſchildern, wie er denn gerne Lieder und kleine Geſchichten einflicht. Dann aber müht er ſich ſchon hier, gerecht vorzugehn, jeden aus ſeinem Selbſt zu erklären, nicht ſchlechtweg auf ſeine Figuren Schwarz und Weiß zu verteilen, ſondern ſie zu erfaſſen, wie das Leben ſie gibt, nicht ſie zu richten, ſondern zu verſtehn.

Viel höher nimmt Felder ſeine Aufgabe in ſeinem Hauptwerk: „Sonderlinge. Bregenzwälder Lebens- und Charakterbilder aus neueſter Zeit“ (zwei Bände, Leipzig, Hirzel 1867). Dieſer Roman, den der Dichter mit Sorgfalt aufbaute, auch einmal ganz umbaute, und wo er den Stoff bereits mit freier Überlegung in Zug und Gegenzug auf die einzelnen Kapitel verteilt, iſt beinahe noch unbefangner aus ſeinem eignen Leben geſchöpft, als das im erſten Buche geſchah. Nur ſteht der Autor ſeinen Erfahrungen viel freier gegenüber, er hat ſie von ſich abgelöſt, objektiviert ſie und beurteilt ſie ruhig, ohne Parteilichkeit. Seine Kunſt iſt dabei hilfreich vorgeſchritten, denn jetzt kann er ſchon ſich ſelbſt auch in andern denken, ſich zerlegen und die Stücke künſtleriſch zu beſondern Lebeweſen geſtalten. Kein Zweifel, urſprünglich war der

Dichter davon ausgegangen, ſich in Sepp, dem Dorffreimaurer, zu ſehen, und all das Schlimme, das er als unbegriffner Mann des Fortſchritts erlebt hatte, ſollte in deſſen etwas hoffärtiger Perſönlichkeit dargeſtellt werden. Dann jedoch ſchien es ihm wichtig, die Entwicklung ſeiner Sonderart ſelbſt zu beſchreiben, und das geſchieht im Franz. Und während er dieſen ſich allmählich durch den Kampf der Gegenſätze vor ihm ſich emporläutern läßt, gewinnt er die Kraft, dieſen Kontraſt der beiden „Sonderlinge“ auf das wirkungsvollſte auszuführen. Keiner hat recht, weder der radikale Sepp noch der konſervative Barthle; jeder tut übel, der ſich in einem Gemeinweſen abſeits von den übrigen, zu denen er doch gehört, hochmütig als ein Sonderweſen verſtockt; man muß vom Eignen etwas aufgeben, wenn man dem Ganzen nützen will, und das ſoll und muß man, ſei es auch nur als dienendes Glied. Franz tut das; in der Schule des Senn und der Natur, dann ſeiner Mutter, Mariannens und der Liebe lernt er, ſeine Wünſche und Einbildungen zu beſchneiden und für eine ſittliche Lebensführung höherer Art reif zu werden.

Die Selbſtbiographie unterrichtet uns jetzt darüber, wie ſehr Felder bei dieſem Werke aus dem Vollen und Eignen ſchöpfte; die Bitterniſſe, die Franz durchmacht, ſind alle durch des Dichters Erfahrung gegangen, ſie haben ihm jedoch die Freude am Leben nicht geſtört und die Fähigkeit nicht gemindert, Menſchen von ganz andrer Art und Geſinnung blutvoll auszugeſtalten. Wie künſtleriſch frei, nicht als Volkslehrer und Volksverbeßrer, Felder über ſeinem Romane ſtand, zeigt ſeine briefliche Äußerung, zwei nagelneue Charaktere, Barthle und der Senn, ſeien darin, durch ſolche Eigentümlichkeit rechtfertige das Werk ſein Erſcheinen. Barthle, der Vertreter des Alten, Her-

gebrachten, ist in der Tat eine feste knorrige Gestalt, stärker noch herausgetrieben als der Senn, dem Felder das Beste an vermittelnder und ruhig begreifender Weisheit in den Mund legt, das er sich selbst erarbeitet und erduldet hat. Man wird jetzt mit Vergnügen wahrnehmen, wie manche Nebenfigur und manche Episode Felder aus eignem Gut und Erlebnis, aber freiwaltend als Künstler, umgebildet und dadurch neugeschöpft hat. Der Vetter Weber ist bei dem „Weberle" zu Gevatter gestanden, von Seppel, dem Freunde des Dichters, sind etliche Züge auf Klausmelker übergegangen; was Franz mit dem Senn und auf dem Vorsaß erlebt, das hat Felder an sich durchgemacht. Der vollen und reifen Schöpferkraft des Poeten ist auch hier ein Beistand zur Seite getreten, aber ein Mann von anderm Wuchs und Maß als Auerbach, nämlich der schweizerische Pfarrherr Jeremias Gotthelf. Ich möchte Felder nicht gerne verkleinern, indem ich ihn mit dem Riesen aus dem Bernerbiet zusammenstelle; es ist genug, daß er sich neben diesem in seiner besondern Art hält und aufrecht bleibt. Daß aber der Rahmen für die „Sonderlinge" so groß geworden ist, das Bild so weit, die Farben so kraftvoll, die Gestalten so kernhaft, daran wird wohl der Rat des grimmen Berner Meisters seinen Anteil haben, der freundlich dem jungen Zunftgenossen über die Schulter blickte.

Verschiedne kleinere Skizzen hat Felder um diese Zeit niedergeschrieben, einzelne hat ihm die Politik und der soziale Parteikampf abgenötigt, darunter ist eine so hübsche und farbenfrische Studie wie der „Ausflug auf den Tannberg". Ein Stück besondrer Art, ja ein Kleinod für sich ist die Novelle „Liebeszeichen" (aus dem Herbst 1867). Einleitung und etwelches Detail (die Aphorismen und Notizen) lehnen sich an Auerbachs vortreffliche

Geſchichte aus dem Lehrerleben, den „Lauterbacher“; im ganzen des Werkleins hat jedoch Felder ſeinen alten Meiſter diesmal ziemlich übertroffen. Denn da iſt alles ſo hübſch ausgerechnet und doch mit ſo leichter Natürlichkeit vorgetragen, da greifen die kleinen Motive ſo flink und ſauber ineinander, da rundet ſich das Ganze wie von ſelbſt, daß es eine wahre Freude gibt, das Spiel in der Kunſt und die Kunſt im Spiel zu bewundern.

Ernſt, faſt Trübſal zu nennen, breitet ſeine Schatten über das bunte Gemälde des Romans „Reich und Arm“ (Leipzig, Hirzel 1868). Wieder zwei Helden, der reiche Hans vom Stighof und das blutarme Knechtlein Jos, der uneheliche Sohn der frommen Schnepfauerin, die neben- und miteinander heranreifen und, durch das Leben belehrt, noch in voller Kraft als tüchtige Männer in ein neues Leben an der Seite der gewonnenen Mädchen eintreten. Der Kampf aus Felders letzten Jahren hat auf die Erzählung abgefärbt. Die Gegenſätze werden bereits politiſch gefaßt, war doch Felder mit ſeinen Freunden durch die Schule von Laſſalle und Carey gegangen. Freilich wer ſolche Männer Sozialdemokraten im heutigen Sinne des Wortes ſchelten wollte, der fiele in einen argen Irrtum. Dieſe Art von Sozialdemokratie war ein harmloſes Ding, eine Weltanſchauung auf dem Boden poſitiven Chriſtentums, welche die Menſchen glücklicher und beſſer zu machen gedachte, indem ſie vorſichtig rechts und links an den drückenden Verhältniſſen ſchob und die Belaſteten, die unten ſtanden, belehrte, wie ſie es anſtellen ſollten, um durch Einigung und eigne Kraft ſich emporzukämpfen. Felder kann ſelbſt nicht geglaubt haben, daß dieſer Fortſchritt ſo raſch ſich vollziehen möchte — was durch ein Jahrtauſend ſich eingewurzelt und veräſtelt hat, kann man nicht in der kurzen Friſt eines Menſchenlebens roden und ausſchlagen, — und

ſchließlich iſt es doch der Geldſack, den der reiche Bauer auf den Tiſch ſtellt (wie öfters bei Auerbach und Gotthelf), mit welchem das Geſchick entſchieden und dem armen Schneider zu einem ausſichtsvolleren Leben verholfen wird. Es herrſcht in dem ſchönen Buch eine gewiſſe Haſt und Unruhe: die Nebenfiguren, ſo ſcharf angelegt wie in den „Sonderlingen", quirlen durcheinander, die Ereigniſſe überſtürzen ſich, das Werk, das ſo prächtig beginnt, in dem ſich ſo großartige Szenen finden, wie der Streit im Walde, ſo lieblich poetiſche, wie das Paar in der Brunnenſtube, es iſt nicht völlig zu Ende gediehen, es wird in den letzten Kapiteln gewaltſam zuſammengezwängt, die Anſätze reifen nicht aus, es bricht mehr ab, denn daß es ſchließt. Zwar möchte ich dabei nicht die Brandkataſtrophe beſchuldigen, ſie kommt raſch, aber nicht unbegründet. Felder liebt ja, das iſt wahr, wie man es ihm vorgehalten hat, durch die Gewalt elementarer Ereigniſſe die Verflechtung, das Gewirre der Perſonen und Verhältniſſe am Schluſſe ſeiner Werke zu löſen; aber zum Teil iſt dieſe Löſung doch durch die Spannung in den Gemütern der Hauptgeſtalten vorbereitet (ſo bei den „Sonderlingen"), die beim erſten Anlaß lärmend explodiert, zum Teil entnimmt dieſe auch von Dickens geübte ältre Technik ihr Vorbild aus dem wirklichen Leben, wo oft genug ein unerwarteter Vorgang die Herzen aufſchließt, die Mißverſtändniſſe ausgleicht und den Weg zur einigenden Verſöhnung ebnet. Hat doch Felder an ſich ſelbſt erlebt, als er aus der Bregenzer Ach gerettet wurde, wie ſchnell ein ſolches Ereignis die Verkettung der Fäden entwirrt, die während der gleichmäßigen Stille von Friedenstagen unter den Menſchen ſich heillos verfitzt hatten. Wichtiger ſcheint mir, daß in „Reich und Arm" zwar große Fragen der heutigen Geſellſchaft angeſchlagen werden, aber nicht durch-

gesprochen, daß sie plötzlich abklingen, allein nicht allgemach ausklingen. Das Buch hätte sich mindestens zu zwei Bänden auswachsen müssen, wenn es den ausgespreiteten Stoff wirklich hätte verarbeiten wollen. Und doch hat es bedeutende Vorzüge. Trotz der bittern Kämpfe, in welche der Dichter verwickelt worden war, steht er auf einer noch höhern Warte als selbst in den „Sonderlingen". Kein radikales Schlagwort betört ihn, und man braucht nur aufmerksam zuzusehen, wie überaus zart und rücksichtsvoll die heikle Beichtgeschichte behandelt ist, und zwar als treibendes Motiv einwirkt, doch aber restlos in dem Zusammenhang aufgeht, um den klaren, unbeirrten, fast historisch ruhigen Blick zu bewundern, mit welchem Felder über seinen Gebilden waltet.

Die „Selbstbiographie" hat Rudolf Hildebrand, des Dichters Freund, der ihn der literarischen Welt zuführte, ihn auf jede Weise hob und förderte, als sein bestes Werk bezeichnet. In manchem Sinne teile ich diese Meinung Hildebrands, der, wie sich erst nach und nach herausstellte, in ganz besonderm Grade die Fähigkeit besaß, sich in Poesie einzuleben, sinnig einzufühlen und das Poetische in Form und Inhalt dann wieder für sich herauszustellen, alles zusammen eine Eigentümlichkeit, die zweifellos seinen Urteilen Wert und Gewicht verleiht. Als poetische Schöpfung an sich möchte ich zwar die „Sonderlinge" noch höher stellen, aber an Tiefe des Empfindens, das mit wehmütiger Freude über der verklungnen Kindheit und dem genoßnen Jugendglücke schwebt, ist sicher die „Selbstbiographie" den übrigen Werken Felders überlegen. Vor allem durch die wirklich schöne Architektonik, mit der diese bäuerliche „Dichtung und Wahrheit" in sich gegliedert ist. An das Werk Goethes sich zu erinnern, veranlaßt der Eingang, im übrigen läßt nun Felder es sich freilich nicht

beikommen, zu weitern Vergleichungen mit Absicht anzuregen. Aber es ist sehr hübsch zu sehen, wie unter der Herrschaft eines echten Dichtergeistes, und das war Felder jedenfalls, sich die eigne Vergangenheit stilisiert und in eine beinahe rhythmische Ordnung fügt. Gerät das vielleicht bei der Schilderung der Kindheit zu ausführlich und wird da mehr aus der spätern Reflexion vorgebracht, als der Naivität des kleinen Knaben wohl ansteht, so empfindet man doch den Wechsel zwischen Heben und Senken, zwischen Frohmut und Trauer recht angenehm, auch wenn während der Lektüre die Kunst des Dichters nicht ganz klar dem Bewußtsein sich aufdrängt. In den spätern Kapiteln wird die immer neu ansetzende Selbstanalyse vielleicht bisweilen beschwerlich, dafür entschädigt aber in reichstem Maße eine Fülle stimmungsvollster Erzählungen und Schilderungen. Dazu rechne ich den Tod des Vaters, dessen ich bereits gedachte, die ersten Bildungskämpfe, das Leben auf der Alpe und besonders die mit so reiner Empfindung dargestellte Liebesgeschichte, ein Idyll für sich, mit dem bewegte Berichte über Felders Lebensgefahr und dem glücklichen Abschluß. Bietet uns dieses Lebensbild Felders die hocherwünschten Aufschlüsse über den Gang seiner innern Entwicklung, die uns für das Verständnis seiner Dichtungen bedeutsam werden, so gewährt sie uns auch an sich den Genuß eines Kunstwerkes, zu dem sich die Freude an der Wahrhaftigkeit des Verfassers gesellt, der zwar den biographischen Stoff mit poetischem Auge schaut und behandelt, aber uns nicht anlügt und sein Leben nicht zu einer Sammlung von Thesen über Erziehung vernutzt, auch nirgend zu eitler Selbstbespieglung herabsinkt.

Das letzte Werk Felders liegt uns in der abschließenden Gestalt vor, welche der Dichter ihm selbst verliehen, in der er es noch eigenhändig durchgebessert und seinem Schwager und Lebensfreunde, dem k. k. Gerichtsadjunkten Kaspar Moosbrugger zu Nüziders bei Bludenz, für die Veröffentlichung anvertraut hat. „Ende des ersten Teiles" hat er noch dem Schlusse beigefügt, er dachte also an eine Fortsetzung, zu der er nicht mehr kam und für die uns auch Vorarbeiten nicht bekannt sind. Das Manuskript, welches meiner Publikation des Werkes zugrunde liegt, befaßt 79 Bogen Kanzleipapier in Großfolio. Es ist dem Vernehmen nach eine Niederschrift, die durch einen Kanzlisten laut dem Diktate des Autors hergestellt wurde, weil Felder seine eigne Handschrift als zu schwer leserlich nicht drucken lassen wollte. Doch sind seine Korrekturen im Kontext und am Rande ganz wohl erkennbar, von andern Lesern sind nachmals mit Bleistift und Feder noch verschiedne Berichtigungen hinzugefügt worden. Dieser Beschaffenheit der Überlieferung gemäß war meine Aufgabe klar: ich habe den Text so wiedergegeben, wie ich ihn fand, und nur dort geändert, wo offenbare Irrtümer des Schreibers, zum Teil durch Verhören oder Versehen vorlagen. Im übrigen war nicht viel zu berichtigen; ein paarmal habe ich Konstruktionen leise zurecht geschoben, am häufigsten vor ein ob des Manuskripts ein als gestellt, weil, wie es scheint, im Sinne der Mundart Felder dieser Konjunktion das Amt des Vergleichens anvertraute; etliche Fälle begegneten, wo das Präteritum fälschlich statt des Plusquamperfektums gebraucht war, diese habe ich korrigiert. Die Interpunktion des Schreibers ist recht mangelhaft, ihr habe ich Seite für Seite nachhelfen müssen, desgleichen der ganz veralteten Orthographie. Im übrigen jedoch habe ich der Handschrift die philologische Treue ge-

halten, die ſich ziemt, und, wo ich zweifelte, lieber die gegebene Fügung beibehalten als nach unſerm Geſchmacke verbeſſert. Oftmals waren die Abſätze anders einzuteilen; hie und da mußte ich ihre Anzahl vermindern, dann wieder allzulange durch Blätter ſich erſtreckende Zuſammenhänge zerſchneiden.

Die Ausdrücke der Mundart des Bregenzer Waldes, die in dem Texte vorkommen, hat Felder bisweilen durch Häkchen kennzeichnen laſſen, bisweilen auch nicht. Ich habe ſie in beigefügten Anmerkungen ſämtlich zu erklären verſucht, auch dann, wenn ſie hochdeutſch ſchienen. Für mich war dabei der Geſichtspunkt maßgebend, daß der Text jedenfalls allen deutſchen Leſern verſtändlich ſein müſſe, aus welchem Stamme und Dialekte ſie auch kämen. Dabei habe ich das „Schweizeriſche Idiotikon“ mit Nutzen nachgeſchlagen, von dem bisher 47 Hefte, die ins P hinein reichen, ausgegeben ſind; auch was Felder nicht in ſeinen Büchern erklärt, iſt herangezogen worden. Einmal, bei Vonbuns Klushund, hat ſich die Note zu einem Exkurs erweitert; ich wollte mir das ſchöne Beiſpiel nicht entgehn laſſen, wie ein volkstümliches Gedicht in mündlicher Tradition zerſungen wird.

Die „Überſicht des Inhalts“ habe ich verfaßt, ſie ſoll die Einſicht in den wohlüberdachten Aufbau der Erzählung erleichtern.

Meinen Freunden, den Herren Kaſpar Moosbrugger in Rüziders und Hermann Sander in Innsbruck, dem Verfaſſer eines vortrefflichen Buches über Felder, das jedem Leſer empfohlen ſei, bin ich für Beihilfe und Rat in alter Treue dankbar verpflichtet. — — —

Und nun noch eins. Ich hätte die Herausgabe dieſes biographiſchen Denkmals nicht übernommen, wenn ich nicht von der Bedeutung des Mannes durchdrungen

wäre, der es ſich geſetzt hat. Franz Michael Felder gilt mir als einer der hervorragendſten Vertreter der Kunſt, aus dem Bauernleben zu erzählen. Seine Werke ſind in böſer Zeit erſchienen; die Jahre zwiſchen 1859, 1864, 1866 und 1870 haben die Deutſchen jenſeits und diesſeits der ſchwarzgelben Grenzpfähle wenig geneigt gefunden, den Dorfgeſchichten aus einem abgelegnen Waldwinkel zu lauſchen. Heute liegen die Dinge anders; ein neues Intereſſe an der Literatur iſt im deutſchen Volke emporgeſtiegen, es wird wohl auch dem Gedächtnis Felders zugute kommen. Zwar hat es ihm bei Lebzeiten an der Anerkennung der Beſten nicht gefehlt, aber in die weitern Kreiſe ſind ſeine Bücher nicht eingedrungen, vielleicht auch, weil die Ausgaben des trefflichen Leipziger Verlages zu koſtſpielig waren. Jetzt ſind mehr als drei Jahrzehnte ſeit ſeinem Tode verfloſſen, die Bahn iſt frei für eine Volksausgabe, die in drei mäßigen Bänden wohlfeil veranſtaltet werden könnte. Das muß geſchehen und der Dichter des Bregenzer Waldes, der in der Enge ſeiner Berge das deutſche Leben mitlebte und ſeinen ſchmalen Ausſchnitt mit der ſichern Kraft des gebornen Künſtlers darſtellt, unverkümmert durch Lehrhaftigkeit und durch Tendenz, ihm muß ſein gebührendes Recht werden, er muß als Volksſchriftſteller einen neuen Wandergang antreten. Freilich kann nun ich ihm dabei nicht helfen, aber es werden ſich wohl noch Vorarlberger finden, die durch ein ſolches erfolgreicheres Unternehmen dem Bauerndichter Felder und ſeiner Heimat, deren Stolz er iſt, die Ehre verſchaffen, die ihnen zukommt.

Graz, Faſtnacht 1904.

Anton E. Schönbach.

I.

Am 13. Mai des Jahres 1839, morgens zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, kam ich in Schoppernau, dem hinterſten Dorfe des inneren Bregenzer Waldes, zur Welt. Unter welchen Himmelserſcheinungen, in welchem Zeichen des Mondes, iſt von meinem Vater nicht aufgeſchrieben. Schön aber muß der Tag jedenfalls geweſen ſein, denn unſre Tagwerker waren gedungen, um endlich mit der erſten Feldarbeit, dem Ausfahren des Düngers auf unſre Wieſen, zu beginnen.

Nun aber ſchrie ich ſo gotterbärmlich, zeigte mich überhaupt ſo unzufrieden in dieſer Welt, daß man ernſtlich beſorgte, ich möchte gleich dem zwei Jahre früher gebornen Bruder Joſeph in den Himmel nachfolgen und auch ein Engelein werden.

Das nun hätte ſogar meine Taufpatin (das Gottle*) nicht mehr gerne geſehen, da es ja am Brüderchen ſchon den von jeder Taufpatin gewünſchten, ſchuldloſen Fürſprecher beim lieben Gott hatte.

Noch beſorgter um das ſchwächliche Kind war der Vater.

Zum Ausführen des Düngers hatte er keine Luſt mehr, und auch die Tagwerker ſchickte er nach dem

---

*) Dazu männl. der Götti, bayr., öſterr.: Göd, Gödin, auch für die Firmpaten.

Morgeneſſen mit dem vollen Taglohn heim und ließ die fleißigen, kargen Nachbarn darüber ſagen, was ſie wollten.

Später, als ich ordentlich wuchs und gedieh und mich überhaupt wie jedes andre Menſchenkind benahm, ſoll er mehrmals geäußert haben: er halte es für eine ſchlimme Vorbedeutung, daß ich ihn gleich beim Kommen durch die erregten Beſorgniſſe von ſeiner Berufsarbeit ferngehalten, den regelmäßigen Geſchäftsgang unterbrochen habe, und faſt fürchte er, daß ich niemals ein echter Bauer werde. Dies nun würde ihm ungemein leid geweſen ſein. Wie anders denn als Bauer ſollte hier zwiſchen dieſen Bergen, im engſten, ſchattigſten Achtale ein wenigbemittelter Menſch ſein Leben durchbringen?

Nach einer mündlichen Überlieferung ſoll die Familie Felder von einem Gefangenen und in der Gefangenſchaft ſchnell beliebt gewordenen Ungar abſtammen, welcher in den Jahren 924 bis 954 von der ſchwäbiſchen Seite des Bodenſees den Gebirgen zuzog, weil eine Schwarzwälderin es ihm ſo angetan hatte, daß er lieber unter deutſchem Namen mit ihr in den noch unbewohnten Bregenzer Wald fliehen, als mit ſeinen ungeſitteten Landsleuten die Früchte deutſchen Fleißes als Beute teilen wollte. Der Beweis hierfür freilich würde nur ſchwer oder gar nicht zu erbringen ſein.

Eigentümlich aber bleibt es, daß ſich in der Bevölkerung das Bewußtſein ihrer Abſtammung aus dem Schwarzwalde faſt einzig nur durch dieſe Erzählung erhalten hat. Noch heute wird jeder, der ein F als Anfangsbuchſtaben ſeines Namens auf dem Hemde trägt — alſo jeder Felder — für einen etwas wunderlichen Kauz, für einen gebornen Sonderling angeſehen.

Mancher mag wohl gerade dadurch etwas trotzig und ſonderbar geworden ſein; denn der, welchen einmal die öffentliche Meinung verurteilt oder auch nur auf die Seite

wirft, ſtellt ſich, wenn's ihm nicht ganz an Selbſtgefühl mangelt, nur allzuleicht der Mächtigen gegenüber, die hier allen und vielen die einzige Erzieherin und Führerin durchs Leben wird.

Unter den vielen Kindern, deren Geburtstage mein Großvater auf das letzte Blatt unſrer 300 jährigen Heiligenlegende ſchrieb, war mein Vater das älteſte, welches am Leben blieb. Früh ſchon mußte er nicht nur ſchwere, durch das große, unbequeme Anweſen geforderte Arbeiten, ſondern auch das Hausregiment vom kränkelnden Vater übernehmen. Letzteres war um ſo ſchwieriger, da es von meinem Großvater allgemein hieß, er habe ſogar den Löffel im Korbe verpfändet. Das alte Verſatzbuch ſcheint auch wirklich einem derartigen Gerede wenig entgegenſtellen zu können. Vom Vater wurde nun freilich durch manche Rechnung ein ſo dicker Strich gemacht, daß er wohl die blutſaure Mühe verrät, mit welcher der Fleißige es zum Durchſtreichen gebracht hat. Dabei aber erwarb er ſich immer mehr das Vertrauen der Dorfbewohner und die Achtung ſogar derjenigen, die ihres Geldes- und Familienſtolzes wegen nicht ganz mit Unrecht „die Adligen" genannt wurden. Ihm, der früher ſich überall zurückgeſetzt ſah, tat das gewiß in der Seele wohl. Dennoch blieb er dem armen, fleißigen Mädchen treu, welches früher ſchon ſtets treulich zu ihm gehalten hatte, und vergebens winkten ihm die Kinder des Glückes mit goldenem Lächeln in ihre ſchönen Häuſer. Er wollte nun alles nur durch ſich ſelbſt, und zehn Jahre lang hat er unermüdlich gearbeitet und geſorgt, um dann ſeine Braut in ein etwas geordnetes Hausweſen einführen zu können.

Das geſchah nach Oſtern 1836 in ſeinem 32. Lebensjahre, die Mutter war fünf Jahre älter.

Auf der Rückſeite eines alten gelöſchten Pfandbriefes

ſind von ſeiner Hand alle aufgeſchrieben, die an ſeinem Hochzeitsmahl teilnahmen. Hintendran ſteht, daß ihm 1837 das erſte Kind geſchenkt, aber vom himmliſchen Vater bald wieder zu ſeinen Engeln genommen worden ſei. Um ſo ängſtlicher ſorgte man jetzt für mich, und Baſe Dorothe, mein Gottle, hat mir erzählt, daß nach dem Eſſen dem Tiſchgebete faſt jedesmal noch beſonders ein Vaterunſer für mich angehängt worden ſei.

Von dieſer Baſe — es war die jüngſte Schweſter meines Vaters — habe ich das meiſte, was aus den erſten Jahren meines Lebens einigermaßen bemerkenswert iſt. Sie wohnte bei uns im Hauſe und war meine Wärterin, wenn die Mutter dem Vater bei der Feldarbeit half; denn ſie ſelbſt litt ſchon damals an einer Gliederkrankheit, ſo daß ſie nur noch bei der Stickerei ſitzen oder leichtere Feldarbeiten verrichten konnte. Meine Pflege mag ſie wohl manchesmal zu ſehr angeſtrengt haben, aber ſie übernahm alles mit größter Freude.

Ihr, die ans Leben und Arbeiten im Freien ſo gewohnt war, wurde es ein Troſt, nun die faſt endlos ſcheinenden Sommertage mit mir herumzubringen.

Als ich einmal gehen konnte, bewachte ſie jeden meiner Schritte mit der Ängſtlichkeit kränkelnder Perſonen, denen im Gefühl ihrer Schwäche leicht jede Bewegung bei andern anſtrengend und gefährlich erſcheint. Vermehrt ward ſpäter dieſe Ängſtlichkeit noch dadurch, daß die beſorgte Beobachterin aller meiner Tritte mich etwas kurzſichtig fand. Man ſah nun auch wirklich einen anfangs ganz unbedeutenden weißen Fleck auf meinem rechten Auge größer werden. Zuerſt war die Sache Familiengeheimnis. Die fromme Mutter ſagte: da könne nur Gott helfen; zu dem aber habe ſie ſchon vor meiner Geburt in ſchlafloſen Nächten manches und manches Vater-

unser, ja sogar ganze Rosenkränze gebetet. Es sei ihr nämlich schon lange vorgelegen*), ihr Kind würde so werden wie jener vom Schnee geblendete Tannberger, dessen Blick sie im Winter einmal so erschreckte, daß sie ihn gar nicht mehr aus dem Gedächtnisse zu bringen vermocht habe.

Den Vater und seine Schwester, das Gottle, erschreckte diese Mitteilung weit mehr, als was sie vorher entdeckt hatten. Sie bekamen aber bald auch mit der Mutter zu tun, die sich's immer schwerer nahm und es für eine unverzeihliche Gewissenssache hielt, daß sie ihr Kind nun mit solch einer Vorstellung auf sein Lebtag unglücklich gemacht haben sollte; man erinnerte sie daran, daß nunmehr sie ja auch für ein zweites Kind zu sorgen habe und nicht durch unnütze Selbstquälerei diesem noch ungebornen armen Wesen die Mutter krank machen dürfe.

Aber sowohl derlei Zusprüche, wie das Jammern der Verwandten und der durch sie ins Dorf gebrachte Lärm, dessen Echo die Arme täglich von gutmeinenden Trösterinnen hören mußte, regten sie immer mehr auf. Natürlich brachte jedermann mit einer ganzen Menge frommer Trostgründe auch immer wenigstens einen guten Rat mit. Das und dieses Mittel, der und jener Arzt wurde dringend empfohlen und sofortiges Handeln fast stürmisch verlangt, wenn man vor Gott und Menschen der heiligen Elternpflicht nachzukommen gedenke.

Je länger man jammerte, tröstete, riet und befahl, desto weniger wußten die Eltern, was sie tun oder lassen sollten. Von der öffentlichen Meinung um so abhängiger, weil ihnen, wie hier wohl den meisten Bauern, das Walten des Arztes überhaupt wie halbes Hexenwerk erschien, war

*) habe ihr geahnt.

es ihnen ordentlich eine Erleichterung, als man sich überall mehr und mehr in unbeschränktem Lob eines aus der Nachbargemeinde Au stammenden Arztes erging, der sich eben in einem Tiroler Dörfchen häuslich niedergelassen hatte.

Ein familienartiges Gefühl der Zusammengehörigkeit hat sich unter den Bewohnern des Bregenzer Waldes immer erhalten. Es umschließt auch jetzt noch sogar jeden Ausgewanderten, solang er heimatliche Sitte und Art nicht ganz abstreift. Man ist zum voraus überzeugt, daß die Bregenzer Wälder zu allem Rechten das Zeug hätten, aber man glaubt, daß sie trotzdem von Gott nicht zu den höchsten und wichtigsten Ämtern, überhaupt nicht zum Viellernen, sondern dazu berufen seien, durch fleißige Pflichterfüllung bei blutsaurer Bauernarbeit mit den Angehörigen den Himmel zu verdienen, wo dann erhöht werde, wer hier sich erniedrigte und demütig den Weg wandelte, der von Gott ihm vorgezeichnet ward. Läßt nun aber die Vorsehung trotzdem doch einmal einen aus seinem Dorfe vom Gütchen des Vaters weg, auf einen nur ein wenig erhöhten Platz, dann ist's schon etwas Ausgemachtes, daß er seine Sache wie sonst wohl kaum der hundertste versteht. Ja, in der Wärme, mit welcher seine treue Heimat ihn immer noch umfing, wächst sein Name in kurzer Zeit zu einer Bedeutung, die schon manches auf Abwege gekommene Landeskind zuerst zu beschämen, dann wieder zu heben vermochte.

Auch von dem erwähnten Arzt wußte man kaum etwas mehr bestimmt, als daß er nur Kranke behandle. Doch jeder hätte sich gern von ihm, dem Schulgefährten, dem Landsmanne, behandeln lassen. Unpäßlichen Leuten wurden eigens durch teuer bezahlte Boten Medizinen von ihm über den Arlberg gebracht und sein Ruf wuchs um so mehr, weil solche Leute — es waren selbstverständlich meistens Wohlhabende — sich denn doch nicht an einen

ſchlechten Ratgeber gewendet hätten. Mein Vater war freilich von der hier herrſchenden Sucht, den Reichen alles nachzuglauben und nachzutun, ſo frei als einer; aber der Herr Doktor war ein Herr Vetter von ihm, und ſogar die leidende Schweſter hatte ſchon ein ſolches Vertrauen zu dem berühmten Manne gefaßt, daß ſie ſelbſt ſich noch über den Arlberg bringen laſſen, ihr kleines Vermögelein der Geſundheit zuliebe herzhaft daran ſetzen wollte.

Oft, und niemals anders als mit feuchten Augen, hat das Gottle mir ſpäter erzählt, wie es ein großer, wunderbarer, unendlich langer und banger Tag geweſen ſei, als wir unſer Haus verließen, um Großes, für die ganze Zukunft Entſcheidendes zu erleben. Eine Reiſe über den Arlberg war bei uns keine Kleinigkeit, wenn ſie auch nur einen Tag in Anſpruch nahm. Durch Beruf und Gewohnheit iſt der Bauer feſt an ſein heimatliches Dorf gebannt. Er, der ſich immer rühren und regen muß, kommt am allerwenigſten dazu, die Zeit der Erholung auch nur zu einem Ausflug ins Nachbardorf zu benutzen.

Auch mein Vater war noch nie recht über die Berge hinausgekommen, die meine Heimat mit dem Nachbardorf Au von allen Seiten umgeben und gleichſam von der ganzen Welt abſchließen. Schon manchen Morgen war er von den Seinen weg zum gefährlichen Heuziehen über die tiefſten, nur ſtellenweiſe von Lawinen überbrückten Abgründe; nie hatte der Starke gezittert, immer feſt und heiter den ihn umgebenden Gefahren ins Geſicht geſehen, ſolang es nur ihm galt und er mit ſeiner ganzen Kraft ſich regen und rühren konnte. Nun aber ſollte er weg von der jammernden Mutter, die jetzt ſeiner gerade doppelt und dreifach bedurfte, nun ſollte er ſein liebes Kind, ſeine leidende Schweſter fremden Händen anvertrauen, ſollte ſelbſt eigentlich nichts, gar nichts mehr tun können.

In dem kleinen Dörfchen, wo die fünfhundert Einwohner alle ihre Verhältniſſe überſehen, war unſre Abreiſe ein Ereignis, an dem alles den lebhafteſten Anteil nahm. Das Gottle ſagte mir, „Freunde, Nachbarn und Verwandte“ hätten ſich vor dem Hauſe verſammelt und es ſei gerade geweſen, als ob man von hier eine liebe Leiche zum Vergraben abholen wollte. Auch geweint ſei worden und mein Vater habe die ſonſtige Feſtigkeit ſo ganz verloren, daß er, während man ihm das kaum anderthalbjährige Kind zu dem andern Gepäck auf den Rücken lud, noch einmal mit zitternder Stimme fragte: „Sollen wir oder ſollen wir nicht?“ Und dann, als keines der Anweſenden vor Rührung ein entſcheidendes Wort ſprechen konnte, rief er mit einem ſchmerzlichen Blick zum tiefblauen Himmel aus: „Du großer Gott, warum willſt nicht du uns eine Deutung, ein Zeichen geben in dieſer Not, die wir von dir haben annehmen müſſen?“ Die Mutter, ſonſt die faſſungsloſeſte, war jetzt mutiger als alle andern. „Man muß das Seine tun, das iſt wohl die Deutung des Himmels, der keinem Menſchen mehr auflabet, als er tragen kann und zu ſeinem Heile mit der Gnade Gottes tragen ſoll,“ ſagte ſie, während ſie mich noch ſorgfältig einhüllte. Das Gottle hatte unterdeſſen mit Hilfe des Führers ein Saumpferd beſtiegen. Der Vater beeilte ſich noch, die mir von allen Seiten zugeſteckten Leckereien einzupacken — dann gings durch das enge Lechtal hinein, über den Lech nach Stuben und über den Arlberg.

So lernte ich denn in fremdem Land unter fremden Menſchen das Wort „Vater“ ſprechen, und der Berufene hörte es nicht. Er trug mich bis ins Haus des Arztes und eilte dann — ohne ſich länger als eine Nacht Ruhe zu gönnen — wieder von uns weg zur Mutter zurück. Wie gern er auch geblieben wäre, es trieb ihn die Sorge,

die fleißige Bäuerin möchte, um einige Zerstreuung zu finden, sich bei der eben beginnenden Heuernte mehr anstrengen, als ihr Zustand erlaubte. Nur durch Briefe, die damals Wochen und Monate auf der Post zu reisen hatten, vernahm er zuweilen etwas von uns. Diese Briefe sind aber weniger Berichte über unser Befinden, unsre Behandlung und ihren Verlauf, als fromme Trostreden mit dem Bedeuten: durch die Hilfe Gottes könne alles noch ganz gut werden. Der letzte dieser Briefe — im September 1840 — ersucht den Vater, die Kranken noch vor Beginn der kälteren Jahreszeit abzuholen, und meldet, daß mein linkes Auge — also nicht das, welches zu behandeln war — infolge einer eingetretenen Entzündung für immer verloren sei. Die erste Folge dieses Briefes war die verfrühte Geburt meines jüngeren Bruders, der nur auf die Welt kam, um sich christlich bestatten zu lassen. Als der Vater die Wöchnerin wieder für einige Tage verlassen zu können meinte, eilte er zu uns und erfuhr nun von der Schwester, deren Zustand sich auch nicht gebessert hatte, daß ich ganz anders heimkommen könnte, wenn der Doktor ihrem guten Rat und ihren dringenden Bitten gefolgt hätte. Er sei nämlich einmal in ganz ungehörigem Zustande heimgekommen und habe sich dann trotz allem Einreden sofort an meine Augen gemacht. Dem Gottle grausete es so, den betrunkenen Mann da so gefährliche Arbeit tun zu sehen, daß es das Zimmer verlassen mußte, um, wie es später oft sagte, nicht rasend zu werden. Am andern Tage war mein linkes Auge — sonst gesund und klar — entstellt und verdorben.

Die Tage der Heimkehr hat das Gottle immer die traurigsten seines Lebens genannt, wieviel Schmerzliches er auch hernach selbst noch auszustehen hatte.

II.

Daß ein Ereignis, welches für meine ganze Zukunft entscheidend werden mußte, schon so früh eintrat, habe ich nie mit meinen Freunden und Verwandten bedauern können. Freilich ist's traurig, wenn dem Menschen schon früh, bevor er selbst sich sein Schicksal verdiente, dasselbe unerbittlich entschieden, wenn so mancher Weg, durchs Leben zu kommen, ihm schon zum voraus abgeschnitten wird. Aber ist das in unsern gesellschaftlichen Verhältnissen nicht fast mit jedem Menschen der Fall? Wirken nicht auf jeden die Verhältnisse, die Vorurteile und Fehler seiner Erzieher, seiner Umgebung und bestimmen sein Schicksal? Jeder trägt daran und ich trug wohl nicht am schwersten. Gewiß nur wenigen Kindern stand ein so liebevoller Vater, eine so zärtlich besorgte Mutter samt einem Kreise teilnehmender Verwandter zur Seite. Schwere, zum Teil auch lebensgefährliche Arbeit und bitterste Sorge haben manches Elternherz verhärtet, so daß die ganze Erziehung einzig nur noch darauf hinausgeht, im zweiten Jahrzehnt ja mit dem Kinde wieder soviel hereinzubringen, als das erste seines Lebens an Barem und die Erziehung, oder vielmehr Abrichtung, an Zeit gekostet haben mag. Wäre nun auch von meinen Eltern so gerechnet und danach gehandelt worden, dann würde ich schlimme Tage bekommen haben. Sie aber rechneten gar nicht oder doch nur für mich, ihr einziges Kind. Sie zogen mich zu einem pausbackigen

Mutterbüblein heran und umgaben mich mit vielleicht nur zu vieler Sorgfalt.

Mich an meinen Zuſtand zu gewöhnen, ward mir um ſo leichter, weil ich eigentlich denn doch von einem andern wenig wußte und erſt nach dem geſchehenen Unglück meine Kräfte meinem Weſen gemäß zu üben begann. Nur das weiß ich noch, daß es mir zuweilen war, als ob mir die Naſe nicht ordentlich mitten im Geſichte ſtehe, ſondern etwas auf der Seite, wo ſie dem freien Blick im Wege ſei. Aber auch daran hatte ich mich in kurzer Zeit gewöhnt und nun wäre es mir wohl kaum noch einmal eingefallen, daß etwas an mir nicht ganz in Ordnung ſei, wenn ich nicht durch die Eltern, beſonders die Mutter, faſt täglich und ſtündlich daran erinnert worden wäre. Mit Schrecken ſah dieſe mich — noch bevor ich die erſten Höslein anhatte — ſchon zu oberſt und zuvorderſt auf allen Bäumen und Büheln. Unter meinen Altersgenoſſen war keiner, der ſich mir nachgewagt hätte. Gar manchen Vater kräftigerer Burſchen verdroß es bitterlich, daß ich der kühnſte, der gewandteſte ſein ſollte. Meine Eltern, welche freudig von Franzmichels Heldentaten erzählten, wurden mit der Bemerkung gequält, daß ich halt die drohenden Gefahren gar nicht ſehe und mich daher jeden Augenblick ohne Sorge wagen könne, wenn auch die Eltern nichts dagegen hätten. Das tat natürlich weh und vergrößerte wieder die Sorge der Armen, mich aber ärgerten die, welche uns mit dergleichen kamen, ſo, daß ich ſie nach mehr als einem Jahrzehnt immer noch darum anſehen*) mußte.

Nun war es aus mit der Bewunderung und nur noch bemitleidet und getadelt ward ich, wenn ich wieder

*) = ärgerlich anſehen, jemandem übel nachtragen.

einmal zeigen wollte, daß ich nicht etwa kurzsichtig sei. Auch meine Stellung zu den Kindern, mit welchen ich bisher spielte, wurde nun eine ganz andre. Mein Wesen und mein Benehmen hatte sie bisher sowenig als mich selbst an meinen Zustand erinnert. Nun aber lernten sie von ihren Eltern mich bedauern und wie einen Kranken behandeln. Wenn ich mich einmal regen und rühren wollte, wie mir's drum war — und ich hatte Mut und Lebenslust genug für ihrer drei — so ward ich von den Knaben mit peinlicher Ängstlichkeit zu den Mädchen zurückgedrängt, welche sich dann darin gefielen, mich zu bemuttern. Die schönsten Beeren wurden immer für mich gepflückt und dann konnten die guten Kinder fast weinen, wenn ich statt des Dankes ihnen sagte, daß ich nicht wie ein Halbjähriger behandelt sein wolle, weil ich ja doch selber zugreifen und mir helfen könne. Ich fühlte wohl, daß ich damit den weichen, gutmeinenden Wesen recht, recht weh tat, aber in diesem Stücke vermochte ich mich nun einmal nicht zu beherrschen.

Meine Gespielinnen wollten mich's niemals empfinden lassen, wenn ich sie verletzt und gekränkt hatte. Ja sie verstanden es meisterlich, auf Umwegen ihre gute Absicht dennoch zu erreichen, und wenn ich's auch manchmal merkte, daß es nun wieder auf eine versteckte Bemutterung abgesehen war, so tat mir denn doch das zarte, liebevolle Vorgehen dabei gar bald so wohl, daß ich nicht mehr widerstehen konnte und mir alles gefallen ließ. Auch an den Spielen der Mädchen begann ich mehr und mehr Anteil zu nehmen. Ich schnitzte ihnen Wiegen für ihre Boppeln*), mauerte kleine Küchen auf und war zu allem bereit und willig, wozu in den kleinen Haushaltungen —

*) = Puppen.

von den ſpielenden Mädchen gebildet — die Kraft oder Geſchicklichkeit des Mannes erfordert wurde. Bald fühlte ich mich in dieſer Geſellſchaft unvergleichlich heimiſcher als unter den Knaben, die mich ja doch beſtändig nur zurückſetzten. Zuweilen freilich war's mir faſt zu ruhig, nur den Familienvater oder den Handwerker für meine Gemeinde zu ſpielen, aber auch da wurde bald durch einen Zufall geholfen.

Ein Mädchen hatte für ſeinen kleinen Haushalt eine Kuh nötig. Nun wurden gewöhnlich beim Spielen die rötlich-braunen Tannenzapfen für Kühe gehalten, wie ſchon unſre Sprache ſie Tannenkühe nennt, und da wir uns gerade in der Nähe des freundlichen Wäldchens hinter dem Dorfe befanden, eilte ich ſofort, einen ſtolzen Stamm zu beſteigen, der ziemlich weit hinauf kaum einen halbdürren Aſt hatte. Als die Mädchen ſahen, was ich wagen wollte, ſchrien alle laut auf und eilten, mich zurückzuhalten, ſo haſtig herbei, daß einige in der Eile ihr kleines, zwiſchen bemooſten Steinen eingerichtetes Hausweſen zerſtörten. Aber im Drange, mich noch auf Gottes ſicherem Erdboden zu erwiſchen, achteten ſie darauf nicht mehr. Trotzdem kamen ſie ſchon zu ſpät, denn wie eine Wildkatze war ich hinaufgeklettert und ſtatt meiner kamen einſtweilen auf alles Bitten und Betteln, Beſchwören und Drohen nur meine ſchweren, unbequemen Holzſchuhe herunter. Noch ein halbes Minütchen Lärm — großer Lärm — dann hagelte es friſche Tannenkühe, daß ein kräftiger Waldgeruch, der geſchüttelten Frucht entſtrömend, ringsum die Luft zu ſchwängern begann. Jubelnd trugen die Mädchen, was ich herunterwarf, zuſammen und das Schelten begann erſt dann aufs neue, als ich ſelbſt wieder herabkam und durch meinen Spott ſie nochmals an die meinetwegen ausgeſtandene Angſt erinnerte. Aber dieſes Schelten

klang jetzt gar nicht mehr wie sonst. Es war Bewunderung darin und zu mir sprach daraus etwas wie das Gefühl, mein Wesen sei denn doch ganz anders geartet als das ihrige. Beinahe scheu standen meine Gefährtinnen, die wohl etwas Ähnliches empfinden mochten, im Kreise herum und schauten mich groß an.

Auf einmal richtete ich mich stolz auf und lachte und ballte die Faust und dünkte mich wunder was. Als dann drei Burschen in den Wald hereinlärmten und den Mädchen die von mir gewonnenen Kühe nehmen wollten, ja da warf ich zwei derselben nieder mit einer Kraft und Gewandtheit, über die ich selbst noch erstaunter war als die andern.

Von diesem Tage an änderte sich mein Verhältnis zu allen meinen Altersgenossen, den männlichen sowohl als den weiblichen. Jetzt versuchten es die Knaben umsonst, mich zuweilen von ihren kühnsten Unternehmungen zurückzuhalten, und wenn ich trotzdem noch lieber die stille, friedliche Gesellschaft der Mädchen suchte, so kam das nur davon, weil mir das ungehobelte Wesen der wilden Burschen recht von Herzen zuwider war, weil ich jede ihrer Derbheiten wie einen auf mich gerichteten Hieb empfand. Daß ich deswegen mancherlei Spottreden hören mußte, läßt sich denken. Ich war auch jetzt dafür durchaus nicht mehr unempfindlich, und der Name „Mädchenheld", den ältere Burschen mir auftrieben, als Übername, konnte mir die Gesellschaft meiner sanften Gespielinnen für ganze Wochen verleiden.

Aber die derben Spiele der Burschen mit ihren hölzernen Rossen und Kühen — den einzigen Spielsachen, die Eltern und Basen verschafften — hatten trotzdem für mich nichts Anziehendes. Vor den wirklichen lebendigen Rossen hatte ich so viel Furcht, daß ich sogar die geschnitzten

und bunt bemalten niemals ohne geheimes Grauſen anzuſehen vermochte. Die aus Erlenholz geſchnitzten Kühe, deren Euter wenigſtens ſo groß ſein mußte als ihr Bauch, waren mir ſchon etwas lieber. Zuwider jedoch blieb mir die Art, wie nun mit dieſen Tieren geſpielt ward, ſo natürlich ſie auch dem Weſen des Bregenzerwälders ſein mochte. Hier zwiſchen unſern Bergen kommt kaum ein Obſtbaum auf und kein Feldbau will recht gedeihen. Die Kuh iſt für die Bevölkerung das wichtigſte Werkzeug. Nur durch ſie läßt ſich der Segen unſrer Wieſen und Berge in Bares verwandeln. Ihre Milch, zu Butter und Käſe bereitet, bildet bis in die neueſte Zeit faſt den einzigen Handelsartikel des abgeſchloſſenen Achtales mit ſeinen 17000 Einwohnern. Auch von den ſpielenden Knaben wurden ihre hölzernen Tiere nur als Werkzeuge behandelt, und ſchon das tat mir weh. Unmöglich konnte ich ſehen, wie ſolch ein Tier auch nur in ſeinem ſchlechten Bilde geſchlachtet, mit ſcharfem Meſſer zerſtückt wurde, ſobald man von ihm ſagte, daß es zu wenig Milch gebe. Dieſer dem Weſen des Knaben überhaupt eigne Umſchaffungs- oder meinetwegen Zerſtörungstrieb, der an ſeinen Kühen und Roſſen ſich nur durch das gewiß etwas verrohende Schlachten zu äußern vermochte, hat mich zuerſt auf die wirklichen Kühe und ihre Stellung zum Menſchen aufmerkſam gemacht.

Was kümmerte mich damals Handel und Verkehr! Mir war es peinlich, den Menſchen mit lebenden fühlenden Weſen ſcheinbar ganz nach Willkür walten, ſogar über Leben und Tod beſtimmen zu ſehen. Noch weiß ich's, wie ich bitterlich weinte, als einſt der Vater ſagte, daß am nächſten Markt der gelbe Weißfuß verkauft werden müſſe. Hatte doch das gute Tier uns den Sommer hindurch mit ſüßer Milch verſehen. Und wenn es drüben

hinterm Hauſe am Fuß des tannengekrönten Berges ſtand und weidete, daß ſein Glöcklein läutete, es ſprang doch immer gleich auf den erſten Ruf von den andern Kühen weg zu mir an das Gatter in der Mauer, welche die Gemeindeviehweide von den Heuwieſen abſchloß. Willig ließ es ſich in den Stall führen, an den Hälsling binden und melken. Und nun, da es weniger Milch gab und kein Kalb mehr trug, ſollte es zum Danke dafür verkauft werden? „Nein, einfältiger Franzmichel,“ ſagte mir der Vater freundlich und weich, „dafür muß dein Weißfuß nicht verkauft werden, dafür hab' ich ihm ja den Sommer hindurch gutes Futter gegeben in der Viehweide am Berg.“

„Das iſt von ſelbſt gewachſen,“ murrte ich.

„Aber ich muß Zins und Steuer und Abgaben zahlen zum Augenübergehen, daß man mir den Weideplatz überläßt.“

„Das kann ich ſchon auch,“ ſagte ich ſtolz, und eilte, meine kleine Sparbüchſe zu holen.

Lächelnd zählte der Vater, was ich zuſammengeſpart hatte. Dann ſagte er: „Es müßte wenigſtens zehnmal mehr ſein, bis es kleckte. Denke dir nur, ich hätte einen Wagen zu machen für ſoviel Geld, alſo wenigſtens eine Woche zu ſchaffen.“

Der Vater war nebenbei auch Wagner und hatte ſich im langen Winter und an regneriſchen Sommertagen mit ſeinem Handwerk ſchon manchen Gulden verdient. Ich ſtand oft neben ihm am Schraubſtock und ſah ihm ſo aufmerkſam zu, daß es mir nie entging, wenn er, meine Aufmerkſamkeit prüfend, nur ein Werkzeug nicht an ſeinen gewöhnlichen Ort legte. Es machte ihm ſichtlich Freude, wenn ich ihn für jedes ſcheinbare Verſehen ein wenig meiſterte. Noch glücklicher jedoch machten ihn die vielen Fragen des Knaben, der es z. B. lange nicht begriff,

warum denn andre Leute ihre Heuwagen nicht auch ſelber machten. Endlich war es aber gelungen, mich zu verſtändigen, wie und warum der Schneider Häs*), der Bäcker Brot, der Wagner Wagen für alle zuſammen mache. Ich begriff daher viel leichter, als er nun auch ſeine Gründe für das Verkaufen der Kuh an das früher Geſagte knüpfte, und da man mir dann ein ganzes Schnupftuch voll Birnen, die hier eine Seltenheit ſind, und einen neuen Hut vom Markte mit heimbrachte, war ich einſtweilen gänzlich zufriedengeſtellt.

Als aber nach etlichen Tagen auch die letzten der ſüßen Früchte verzehrt waren, begann mich etwas zu beunruhigen, was ich nicht ungern meine erſten Gewiſſensbiſſe nennen möchte. Es war doch unrecht, herzlos im Genuſſe des treuen Tieres zu vergeſſen, welches ihm zum Opfer ward, indem ja der Vater von der am Markttag erhaltenen Summe für mich eingekauft hatte. Mir machte das wochenlang um ſo mehr Kopfarbeit**), weil ich's ganz allein in mir verwerchen***) mußte. Dem Vater nämlich wagte ich durchaus nichts mehr davon zu ſagen, denn ich hatte das Gefühl, er müßt' es wie einen Vorwurf empfinden; auch der Mutter vertraute ich's nicht an, weil ich gewohnt war, ſie beide immer nur als eins anzuſehen. Unſre andern Kühe waren jetzt auch wieder von der Alp zurück, welche der Vater gemeinſam mit ſeinem Bruder Johann Joſeph und ſeiner verheirateten Schweſter Seraphine bewirtſchaftete. Ich aber mochte jetzt nie mehr mit dem Vater in den Stall. Abends, wenn die Mutter die friſch ausgegrabenen Erdäpfel ob das Feuer brachte, abendlete†)

*) = Kleider.
**) = Nachdenken, Überlegen.
***) mit mir durcharbeiten, abmachen.
†) = zu Abend eſſen.

ich mit dem Gottle in der Stube und lernte von ihm das katholiſche Glaubensbekenntnis und das Vaterunſer beten. Einmal nun nach einer kurzen Einleitung — ohne die ließ ich ſelten etwas durch — kam ich auf das verkaufte liebe Tier zu ſprechen. Ich machte alles ſo klar, wußte ſo viel Gutes von der unglücklichen Kuh, und auf meiner Seele lag das ihr geſchehene Unrecht ſo ſchwer, daß mir ſchließlich das Lächeln der ſonſt ſo zartfühlenden Baſe das Waſſer in die Augen trieb. Das machte dann auch ſie weinen. Während ihre zarte Hand mich neben ſie hinzog und mir die Träne abwiſchte, begann ſie ungewöhnlich ernſt: „Du liebes, gutes Kind! Wir alle haben das einmal durchmachen müſſen. Noch weiß ich's ganz gut, wie der Jakob, dein Vater, zum erſtenmal auf den Viehmarkt ging mit ſeiner Lieblingskuh, die neben ihm aufgewachſen war. Er ſah ganz bleich aus und zitterte, daß er das unwillige Tier kaum zu führen vermochte."

„Und warum hat er es denn doch fortgetan?"

„O Gott! unſer Vater war krank und vom Erlös mußte der Doktor bezahlt und mußten mir und den andern Geſchwiſtern Kleider für den kalten Winter gekauft werden."

„Das war hart, Gottle, und da hat denn freilich auch die Kuh mithelfen müſſen."

„Gewiß, wie man für ſie auch jahrelang ſorgte, beſſer als man es für ſich ſelber konnte."

Und noch manchen Abend redeten wir von ähnlichen Fällen, bis ich endlich begriff, wie dem Bauer ſeine Tiere nur Werkzeuge ſind und wie die Not der Seinen, die Sorge ums tägliche Brot, auch den beſten zuweilen wirklich hart gegen ſie zu machen imſtande iſt. Klarer noch, aber auch unerträglicher war mir das im Winter, wo ich unſre ſechs Kühe vom Vater mit der Ängſtlichkeit verſorgt ſah,

die man ſonſt nur für einen launiſchen Wohltäter, etwa ſo einen alten reichen Erbvetter, zu haben pflegt. Das Unwohlſein, das Kalben eines der Tiere und ähnliche Stallereigniſſe waren fürs ganze Haus höchſt wichtig und brachten meine Eltern halbe Wochen lang faſt um allen Schlaf. Da ſah ich ſie zittern für das, was der Schweiß und die blutige Sorge von Jahren ihres Lebens zuſammengebracht hatte.

War mir früher das Los unſrer Haustiere wegen ihrer vermeintlichen Abhängigkeit als ein ſehr bedauernswertes erſchienen, ſo mußte ich jetzt mehr und mehr uns ſelbſt von ihnen abhängig ſehen und bedauern. Nun konnte ich den Stall nur noch mit einer gewiſſen Scheu betreten. Ich war zuweilen recht böſe auf die närriſchen Tiere, um derentwillen der Vater im ſtrengſten Winter mit Lebensgefahr die höchſten Berge beſteigen mußte, um das im Sommer mühevoll geſammelte Heu an Tod drohenden Abgründen vorüber heimzuführen. Mehr und mehr verſtand ich, warum die Summe löblicher Kuheigenſchaften in der Regel nur durch Taler ausgedrückt wurde. Ich begann das harte Erdenlos der Kleinbauern immer ſchmerzlicher zu empfinden und den Wert des Geldes kennen zu lernen.

Jetzt auf einmal kam das bisherige Spielen und Herumklettern mir nicht nur ungemein einfältig, ſondern geradezu wie ein großes Unrecht vor, welches ich Rückſichtsloſer an den von ewiger Arbeit und Sorge gequälten Meinigen beging. Mit beinahe verächtlichem Lächeln wies ich die freundlichſten Einladungen bisheriger Geſpielinnen zurück und blieb daheim, wo ich ſtets dem Vater zu helfen, der Mutter einen Gang zu erſparen ſuchte. Als einmal der Winter uns in die Stube ſperrte und den Vater wieder beinahe ganz zum Wagner, die Mutter zur Stickerin

machte, ward ersterem der Diensteifer des Knaben nur gar zu groß. Ich wollte auch mit Bohrer und Säge arbeiten, so daß die Sorge, ich könnte mit den scharfen Werkzeugen mich beschädigen, ihn kaum noch ruhig arbeiten ließ; noch mehr beunruhigte ihn mein Eifer außer dem Hause, wenn ich etwa nur unter der Aufsicht der Base blieb. Er schickte mich mehrmals zu andern Kindern. Aber wer im schönen Herbst, wo die abgemähten Wiesen bloß für unser Hüpfen und Spielen da zu sein schienen, dem so munteren Treiben entsagte, dem ist im Winter so etwas vergebens wieder empfohlen.

Die jungen Knaben, die noch nicht in die Schule geschickt werden, sind während der strengen Jahreszeit wahrhaftig zu bedauern. Den ganzen Tag und ein ganzes Halbjahr sollen sie ruhig in der kaum mit einem schlechten Heiligenbilde geschmückten Stube sitzen, wo es ihnen sowohl an erfreulicher Mannigfaltigkeit der Spielsachen, als an munteren Spielen fehlt, wie sie anderwärts Körper und Geist der Kinder üben und beschäftigen. Die Burschen sah ich da und dort bei der Spielkarte sitzen, welche mancher früher als das Abc kennen lernte. Die Mädchen dagegen hatten an den Stickereien älterer Schwestern oder der Mütter ihre Geschicklichkeit mit gutem Erfolge versucht und arbeiteten jetzt am eignen Stickrahmen für die kleine Sparbüchse. Mir gefiel das am besten. Ich ersuchte den Vater, mir auch für so eine schöne einträgliche Beschäftigung zu sorgen, wenn mir das Gottle seine Stickerei nicht anvertrauen dürfe. Es wollte ihm aber nichts Passendes einfallen, bis ich einmal dem Gottle eine seiner zierlichen Stickereien so gänzlich verdarb, daß dem Arbeitgeber der Stoff bezahlt werden mußte. Das wirkte. Zwar das erste Erträgnis meiner Leistungen war nur eine tüchtige Strafpredigt. Man traute aber ihrem Erfolge so wenig,

daß man jetzt alles Ernſtes für mich auf eine paſſende Beſchäftigung ſann. Endlich fertigte mir des Vaters geſchickte Hand einen kleinen, ungemein einfachen Webſtuhl und Vetter Weber, ein Nachbar, zeigte mir, wie man da aus rohem Garn Bänder für den Hausgebrauch anfertigen könne. In einem halben Tag war meine Lehrzeit überſtanden. Zuerſt gab's nun freilich für mich noch ſehr verwickelte Fälle und ich mag für mehrere Groſchen Garn verdorben haben. Der Vater, ſonſt ſehr ſparſam, tröſtete mich hierüber und ſah mich lächelnd durch Schaden klüger werden.

Übung macht den Meiſter. Bald ging alles nach Wunſch, nur daß es meiner Arbeit lang vor dem Ende des Winters ſchon an Käufern fehlte. Da entſtanden täglich dreißig bis fünfzig Ellen Band. Soviel aber wußte man unmöglich zu verbrauchen, obwohl man bei mir zehn Ellen für einen Groſchen haben konnte, wovon dann ſo der dritte Teil als Arbeitslohn in meine Sparkaſſe fiel. Ich begann daher meine Ware als Hauſierer im ganzen Dorf an den Mann zu bringen. Die Leute hatten ihre Freude an dem kleinen Händler. Ich befliß mich auch, gegen jedermann artig zu ſein, und da ſich mir gegenüber kein Menſch einigen Zwang antun mochte, habe ich ſchon früh das Eigentümliche jedes meiner Kunden ſo gut herauszufinden vermocht, daß ich ſogar die Redeweiſe zur Beluſtigung meiner Vertrauten ganz treu wiedergeben konnte. Der Beifall, den das fand, ſchärfte meine Aufmerkſamkeit mehr und mehr. Auch mir ſelbſt wurden meine Beobachtungen immer wichtiger. Ohne Mühe kam ich darauf, wie ſich am leichteſten mit den Leuten verkehren, am meiſten von ihnen erreichen läßt. Zum Schmeicheln freilich hatte ich zu ſehr das gerade Weſen meines Vaters, mochte zu gern die gemachten Beobachtungen

verwerten, aber ich wußte auch zu ſchweigen und verſtand es, etwas Artiges zu ſagen, ohne daß es gerade eine Schmeichelei genannt werden durfte. Und je mehr ich andre Menſchen beurteilen und nach der Verſchiedenheit ihres Weſens zu behandeln mir angewöhnte, deſto mehr ward ich mir auch meiner Eigenart bewußt.

Aber nicht nur beim Verkauf, auch bei Erzeugung meiner Ware hatte ich frohe Stunden. Zuerſt arbeitete ich nur daheim und dünkte mich nicht wenig, wenn ich meinen Webſtuhl auf den Tiſch aufgeſtellt hatte und man dann zwiſchen die wuchtigen Hammerſchläge des Vaters hinein mein kleines Schifflein im aufgeſpannten Garne rauſchen hörte. Am kurzweiligſten war's, wenn auch das Gottle daheim blieb; da mußte es mir dann von der und jener Perſon erzählen, die mir durch etwas beim Hauſieren an ihr Beobachtetes merkwürdig genug war, daß ich, um Näheres über ſie zu erfahren, mir nicht nur ihr Ausſehen, ſondern auch Lage und Nummer ihres Hauſes merkte. Das Gottle hatte eine ganz eigne Gabe, das Weſen eines Menſchen bei ſeinem Kern zu erfaſſen und in wenigen Zügen wiederzugeben. In langen Sommertagen, die es allein oder mit mir zu Hauſe verbringen mußte, hatte es nur ſchon zu viele Gelegenheit, über die Schickſale ſeiner wenigſtens äußerlich glücklicheren Schulgefährtinnen, ja aller Bekannten nachzudenken. Es ſagte auch oft, daß es ſeinen Troſt gewinne in der Betrachtung menſchlicher Verhältniſſe und in der Erkenntnis, daß jeder ſein Teil zu tragen bekomme oder ſich ſelbſt auflade. Da lerne es dann ſein Leiden geduldig tragen, obwohl man das Wohltätige an eignen Widerwärtigkeiten weit weniger einſehe, als an Heimſuchungen, die Gott andern Menſchen zugeſchickt habe. Es war mir eine Wohltat und Genuß, vom klarſehenden, liebevollen Bäschen mir menſchliche Dinge und Verhältniſſe zeigen zu laſſen.

Leider blieb es, wenigſtens ſolange es ſticken und gehen konnte, nur ſelten einmal daheim, wenn auch der Vater da war und mit ſeiner Wagnerei ein Gerumpel machte, welches noch Geſunderen als dem Gottle leicht einiges Kopfweh verurſachen konnte. Die Stickerinnen, wenigſtens die verheirateten, bleiben überhaupt nicht gerne allein zu Hauſe. Es plaudert ſich ganz allerliebſt, während die weiße, geübte Hand den kaum weißeren Faden durch den feinen Tüll auf und ab zieht, daß Nadel und Fingerhut immer wie im Takte dazu klappern. Drum geht die Stickerin faſt jeden Tag mit ihrem Stock oder Rahmen zu irgendeiner Nachbarin zur Stubat*); am liebſten ſelbſtverſtändlich zu der, welche man heute ſchon auch von zwei andern beſucht werden ſah. So recht vertraute Geſpräche werden freilich auf der Stubat nur ſelten gehört. Man liebt es mehr, zu necken als offen zu ſprechen. Zuweilen kommt man, aber nur ein klein wenig — ins Klatſchen hinein, doch in der Regel pflegt in der wohltuenden Stubenwärme der geſunde Humor der Bregenzerwälder immer ſeine ſchönſten Blüten zu treiben. Das Gottle lebte in ſolchen Geſellſchaften, wo es ſeine Leiden vergaß und ſich wieder einmal den andern gleich fühlte, ganz neu auf. Es war auch ſo willkommen auf jeder Stubat, daß man ſogar mich als ſein Anhängſel mit ſamt meinem Webſtuhl duldete. Aber wie gern ich zuweilen auch in größerer Geſellſchaft arbeitete, um meine Künſte zu zeigen, es wollte mir doch nicht recht behagen, wo ich vom Geſprochenen ſo wenig verſtand, auf meine Fragen häufig nur ein Gelächter als Antwort erhielt und mir überhaupt wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen mußte.

Ich begann daher, mir eigne Häuſer, eigne Geſell-

*) Beſuch in der Stube.

ſchaft zu ſuchen. Wo es mir beim Hauſieren beſonders gut gefiel, blieb ich nun etwas länger, erzählte von der Bedeutung meines Geſchäftes, fragte, ob man nicht einmal meinen Webſtuhl und mich daran arbeiten ſehen möchte. Schenkte man mir bloß ein gefälliges Kopfnicken, ſo verſprach ich, ohne noch auf eine Einladung zu warten, ſchon die nächſten Tage zu kommen. Die Leute ließen mich lächelnd gewähren, und mir war das genug, denn es machte mir wenig Sorge, die Hand zu bekommen, wenn man mir einmal den kleinen Finger überließ.

III.

Beſonders lebhaft gedenke ich hier eines alten Mannes aus der Nachbarſchaft, bei dem ich nun manchen Tag verbrachte. Zuweilen war er mit Stricken beſchäftigt; häufiger jedoch pflegte er, ſein Pfeifchen rauchend, beim Ofen zu liegen, denn es fror ihn leicht und er meinte, in den verlebten neunzig Jahren ſchon ſein Teil gearbeitet zu haben. Das war auch richtig. Er hätte nach allem, was man hörte, viel erzählen können von ausgeſtandenen Mühen und Plagen. Immer hatte er mit der bitterſten Armut gekämpft, bis endlich ſeine fleißigen Enkel ihm das Leben etwas behaglicher geſtalteten. Kam er aber einmal darauf zu reden, ſo brach er ſchnell wieder ab mit dem Bemerken, daß ihm ja das ſchon genug Jahre verbittert habe; viel zu viel, um ſich nur noch eine Minute damit zu quälen. Lebhaft ſtand ihm ſeine früheſte Knabenzeit vor der Seele. Er äußerte oft, der Umgang mit mir täte ihm darum ſo wohl, weil ich ſeinen liebſten Erinnerungen ſo leicht, ſo gern folge, während andre ihr mitleidiges Lächeln über den kindiſchen Alten nur durch ein Gähnen zu unterdrücken vermöchten. An mir hatte er auch wirklich ſtets einen eifrigen Zuhörer, wenn er des Langen und Breiten erzählte, wie es zu ſeiner Zeit geweſen ſei. Ein klares Bild jener Zeit ließ ſich freilich aus dieſen Mitteilungen nicht gewinnen, dazu hatte er in einem viel zu engen Kreiſe gelebt und alles zu ſehr vom Standpunkte des armen Handwerkers aus beurteilt oder gar nicht.

Aber was kümmerten mich auch die Ereigniſſe und Sitten jener längſt entſchwundenen Zeit, ſolange mir der Alte ſchöne wunderbare Geſchichten zu erzählen wußte. Keine geleſenen, ſondern jene Geſchichten, die er als Knabe von der Mutter oder andern Kindern gehört und ſpäter als Küfer an regneriſchen Tagen den Arbeitgebern, die ihn beſuchten, wieder gegen andre umgetauſcht hatte. Merkwürdig war, daß ſich alle ſo friſch in ſeinem Gedächtnis erhalten konnten, während ihm ein bedeutendes Dorfereignis der letzten Tage ſo leicht wieder verloren ging. Freilich wenn man ihn erzählen ſah — und ſehen mußte man ihn, nicht bloß hören — dann fühlte man, wie ganz er in ſeiner ſchönen wunderbaren Welt lebte, wie ſehr ihm, was vielleicht anfangs nur ſeinen Sinn von quälenden Sorgen abziehen, an ſchönen Tagen ſeine einſame Werkſtätte bevölkern ſollte, nach und nach ein liebes inneres Eigentum geworden war. Er erzählte von ſeinen Helden wie von ganz guten werten Bekannten, ſo daß alles den Eindruck des Selbſterlebten auf den Knaben machte. Der ließ bald ſein Schifflein ruhen, rückte von der Weberei weg zu dem greiſen Erzähler und horchte, bis die Mutter zum Eſſen rief.

Da hörte ich zuerſt „vom hörnen Siegfried“. Wie der ſich mit dem Blut eines erſchlagenen Drachen ganz hörnig machte bis auf ein Plätzlein am Herzen, wo er dem Gefühle des Schmerzes von einer kleinen Wunde nachgab. Nun war er ein Mann, unſer Siegfried! Fühlte ich mich doch ſelbſt größer, ſtärker und weitete ſichs ums Herz herum, als ich ihn immer Kühneres, Größeres unternehmen, ihn überall als mächtigen Helfer auftreten ſah. Zuweilen war er mir faſt zu groß, aber die nicht hörnige Stelle weckte doch wieder Beſorgniſſe und brachte ihn ſo mir menſchlich näher. Drum war es mir dann faſt leid,

daß er abermals nach dem Drachenwalde ging, um womöglich noch mehr ähnliches Blut fließen zu machen, wodurch er dann ganz stich- und hiebfest werden wollte. In der Höhle des Drachen fand er eine schöne Prinzessin, die, vom Vater wegen ihrer Neigung verstoßen, mit ihrem Buhlen hier in der sorgfältig gemiedenen Höhle scheinbar ganz behaglich lebte und aus goldenen Gefäßen aß. Er erfuhr von der Jungfrau, wie lang die Zeit ihr geworden, wie gern sie heim wäre, wenn sie sich noch vor die Leute, besonders vor den strengen Vater, gewagt hätte. Nun stand ja ein Starker vor ihr, der sie mächtig schützen und zu Ehren bringen konnte. Es kostete Siegfrieden daher nicht viel Redens, bis sie mit ihm ging und den Schwächling seinem Zorn überließ. Die beiden heirateten sich dann, aber die Prinzessin war nicht glücklich. Siegfried ließ sich nicht leiten und beherrschen von ihr wie der in der Drachenhöhle. Als dieser nun später einmal als Gast in der Nachbarschaft war, sagte sie ihm, auf was für Art ihr Mann nicht unverletzbar sei, und welcher Gestalt er getötet werden könnte. Bald hernach, bei der Verfolgung eines Wildes ermüdet eingeschlafen, wurde Siegfried von dem Buhlen der Treulosen kaltgemacht. Nun aber fühlte sich die Ehrgeizige mit ihren Gewissensbissen an der Seite des Schwächlings doppelt unglücklich. Jahrelang weinte sie um Siegfried, lieferte seinen Mörder und ihren Verführer dem Zorne des Vaters aus und beschloß ihr Leben in einem Kloster.

Diese Geschichte mußte mir der Greis so oft und so umständlich erzählen, daß ich sie mir in ihren Hauptzügen ziemlich treu wiederzugeben getraute. Mehr nachher Gedachtes und Geträumtes würde sich wohl einmischen, wenn ich mich auch an eine andre seiner Erzählungen wagte, die ich fast noch lieber vollständig geben möchte: „An einem

Eichbaum war einem böſen Geiſt ein Altar aufgerichtet. Nun aber war es merkwürdig, daß immer wieder ein Brocken aus der doch ganz friſchen Eiche fiel und den Altar zerſchlug, ſobald er zum Gottesdienſte hergerichtet war. Da ſtieg denn der Vornehmſte einmal in die nach und nach entſtandene Öffnung des Baumes. Da ſah er dann in eine ungeheure Tiefe, die zu ſeinem Erſtaunen unten ganz hell zu ſein ſchien. Man knüpfte nun Stricke zuſammen, bis man ein Trum*) hatte viele Stunden lang und ließ den Mann auf einem Seſſel langſam hinab." Die Hauptſache der Geſchichte wäre nun wohl das, was der Mann drunten im Reiche der Abgeſchiedenen erlebte, aber meine Einbildung hat nachher ſich ſo oft mit dieſen Wundern beſchäftigt, ſo manches geſtaltet und umgeſtaltet, daß ich nur den Schluß wiederzugeben oder vielmehr nur anzudeuten wage. Der Held kam ganz anders, wohl als ein ganz andrer, wieder auf die Welt herauf; er war jetzt ein eifriger Verkünder des chriſtlichen Glaubens, deſſen Wahrheit er im Reiche der Ungetauften vollkommen erkannt hatte. Auf ſeiner Heimreiſe lehrte und bekehrte er, daheim aber wurde er unerkannt gefangen und ſein Sohn verurteilte ihn zum Martertod. Nun gab er ſich zu erkennen, erzählte ſo viel aus der andern Welt und predigte, daß ſchließlich alle ſich bekehrten und auf dem Platz eine große, ſchöne Kirche bauten, wo früher der Eichbaum geſtanden war.

Mir war's, als ob ich durch den Greis aus bergumſchloſſener dunkler Tiefe in weite freie Höhen gehoben würde. Nicht nur eine neue Welt ſah ich, faſt dürfte geſagt werden, daß mir auch eine andre Sonne aufging, welche mir die ganze Umgebung in einem neuen Licht er-

*) = Stück.

ſcheinen ließ. Die Tiere, die Flüſſe, Berg und Wald belebten ſich und ſprachen mit dem Knaben, der überall Weſen ſeiner wunderbaren Märchen ſah, als deren Held er ſich ſo gerne dachte. Jetzt waren unſre Kühe nicht mehr nur Werkzeuge. Ihren ernſten großen Augen glaubte ich's anzuſehen, daß ſie reden und viel Geheimnisvolles, Wichtiges offenbaren könnten, ſobald ſie möchten oder eine höhere Macht, die ſie aus irgendeinem ſelbſtſüchtigen Grunde zum Stummſein bannte, gebrochen wäre. Hatte doch mein Alter mir erzählt, wie in der heiligen Nacht*) von zwölf bis ein Uhr die Kühe ſich über die Zukunft und beſonders über das Schickſal ihres Herrn zu unterhalten pflegen. Ein Bauer, der ſie auf dem Heuboden belauſchte, hörte ſtatt der erwarteten Aufſchlüſſe nur Klagen über ſich ſelbſt, einzig die letzte der gehörnten Schwätzerinnen tröſtete die Leidensgefährtinnen damit, daß nun bald alles aus ſei, indem ja der Bauer ſchon vor Ablauf der Woche unterm Kreuz auf dem Friedhof liege. Das war dem Lauſcher zu arg. Wütend ſprang er auf, um die Unglücksprophetin zu züchtigen. Aber in der Haſt des Zornes verfehlte ſein zitternder Fuß im Dunkel des Stadels die Leiter; er ſtürzte vom Heuſtock herunter, brach ſich das Genick und ſtarb. So wurde die Vorherſagung erfüllt und der Bauer nahm ſchnell ein böſes Ende, wie noch jeder, der die redenden Tiere zu Weihnachten belauſcht.

Daß ich derlei Geſchichten ohne weiteres geglaubt hätte, könnte ich freilich nicht ſagen. Wenigſtens glaubte ich nicht länger ganz daran, als davon erzählt wurde. Unterdeſſen aber hatte mich der Alte vollkommen in ſeiner Gewalt. Ich vergaß, daß ich mich in der niedrigen, rauchgeſchwärzten Stube meines Nachbarn befand. Wie

*) Nacht des Weihnachtsabends zum Chriſttag.

der zu erzählen begann, waren nicht nur die verklebten Fenſter, ſondern auch die alten mit wunderlichen Heiligenbildern überklebten Wände weg und es wurde frei und weit. Ja dann durften die Hühner unter dem Steinhaufen, den man Ofen zu nennen pflegte, nach Herzensluſt gackern und die alte Schwarzwälderuhr konnte ſo viele Stunden gucken*), als ſie wollte, oder ſtilleſtehen, ich merkte und hörte nichts mehr als meinen Erzähler. Faſt möchte ich ſagen, daß ich auch ihn nicht hörte, jedenfalls war bei allem Aufpaſſen mein Ohr noch am wenigſten beſchäftigt. Mit den meinem Auge vorgeführten Helden ſchwitzte und fror ich, mit ihnen ballte ſich meine kleine Hand zur Fauſt, jede von ihnen gemachte Bewegung wiederholte ich, wie man das tut, wenn man einem gewandten Arbeiter bei einer Verrichtung zuſieht, welche man ſelbſt ſeit Jahren übte. Wenn dann mein Erzähler aufhörte, merkte ich's kaum, denn lange noch bewegten ſich vor mir die hergezauberten Geſtalten, bis ich endlich die Pyramide des Üntſcherſpitzes**) wieder groß und herrlich durch das papierbeklebte Fenſterchen hereinſchauen ſah. Was kümmerte mich's, ob die Geſchichten auch wahr ſeien. Ich fand ſie ſchön, wenn ich ſie mitempfinden konnte, und ohne daß ich recht glaubte, nahm ich doch jedesmal wieder eine neue Vorſtellung mit heim, die mir auch mein Alltagsleben bereicherte, ohne daß ich unzufrieden mit dem Gewöhnlichen wurde.

Der Weber wußte auch viele Geſchichten zu erzählen, und alle waren wahr, denn ſie ſtanden irgendwo gedruckt; trotzdem gefielen ſie mir nie ſo gut, wie die meines Alten. Was der Bauer Witziges zu ſeinem Pfaffen ſagte, war

*) = rufen wie der Kuckuck.

**) Auch Üntſcherjoch, ein Berg im Hintergrunde des Tales der Bregenzer Ache nächſt Schoppernau.

mir ziemlich gleichgültig. Zum Schaden unterdrückter, „abgeputzter“*) Juden konnte ich nicht mit ihm lachen, ſondern mußte die Armen heimlich bemitleiden. Offen hab' ich das nur einmal gewagt und mich dadurch einer gewaltiglichen Strafpredigt teilhaftig gemacht, ſo daß ich nachher nicht wußte, was für ein Geſicht ich machen ſollte, als der kluge Schäfer Abt von St. Gallen wurde, weil er dem Kaiſer drei für dieſen ſo ſchwere Fragen ſo witzig und gut zu beantworten wußte. Der Weber aber richtete ſich groß auf, als ob er ſelbſt jener Schäfer geweſen wäre, und ſchoß das Schifflein ſo heftig herum, daß der Faden riß. Dann, während er einen Knopf machte, ſagte er: „Ja, gelt, er war ein kluger Kerl, mein einfacher Schäfer, viel klüger als der angeſehene Herr. Jawohl, ha ha! das verſteht ſich!“ Kluge Leute hatte der Weber überhaupt gern. Witzige Antworten waren ihm ſelten zu grob; ja er liebte es, wenn ſie die gehörige Beize hatten, recht tief ins Fleiſch einſchnitten.

Wenn ſein Seppel — er war vier Jahre älter als ich und wurde im ganzen ungemein ſtreng gehalten — den ehrwürdigen Häuptern der Gemeinde oder andern Dorfgrößen allerlei Bemerkungen nachrief, die meiſtens mehr grob als witzig waren, ſo lachte er aus vollem Halſe und ſagte: „Kinder und Narren reden die Wahrheit, und das iſt gut, denn ſonſt würde ſie ſo ein dicker Glückspilz niemals zu hören bekommen. Mein Seppel hat mehr Herz als alle da herum, und ſoll manchem noch einmal warm machen, daß ihm die Butter ein wenig vergeht!“ Seppel wurde durch ſolche Reden immer noch beherzter. Seine Mutter, eine Schweſter der meinigen, hatte manche Unart zu beweinen. Der Vater aber lachte über ſeinen

*) Abputzen, grob anfahren, abfertigen.

Seppel, bis der einmal dem Pfarrer nicht ſagen wollte, wie ſein Vater heiße, indem er meinte, das ſollte der Pfarrer beſſer wiſſen als manches andre, was er doch mit aller Beſtimmtheit behaupte. Nun aber war auch des Vetters Geduld zu Ende und Seppel mußte ſeine Unart ſchmerzlich büßen. Doch was man lange wachſen ließ, weicht nicht mehr dem erſten jähzornigen Riß. Der arme Burſche hatte ſich durch ſeine ſcharfen Witzeleien ſchon da und dort verfeindet. Maßgebende Baſen begannen die Kinder bereits vor ihm zu warnen. So ſchloſſen wir zwei zurückgedrängte Vettern uns denn etwas mehr aneinander an, als man bei der Verſchiedenartigkeit unſers Weſens hätte erwarten können. Er riß mich zu hundert kühnen Unternehmungen. Viel und vielmal habe ich um ihn und ſeinetwegen auch für mich ſelbſt gezittert. Sein friſcher Humor, die Geſundheit ſeines derben Weſens zog mich immer wieder mit dämoniſcher Gewalt an ihn, wie peinlich mir auch der Ausdruck ſeiner Eigentümlichkeiten ſein mochte. Monatelang habe ich den Vorſatz gehalten, mir durch ihn nicht mehr böſes Spiel bei den Leuten zu machen; kam er wieder in meine Nähe, ſo konnte ich ihm nicht widerſtehen.

Meine Eltern ſahen mich ungern bei ihm. Die Mutter nannte jedesmal den Seppel, wenn ſie mich im Morgengebete den Schutzengel bitten ließ, mich vor der Gelegenheit zur Sünde und vor Verführern zu bewahren. Früher beklagte man es daheim, daß mir der Alte mit ſeinen einfältigen Fabeln den Kopf verdrehe, nun aber ſchob mir die Mutter von Zeit zu Zeit einen kleinen Butterſtollen zu, daß der mir dafür wieder „etwas Blaues von einem hölzernen Gliedeiſen*) vorſchwätze.

*) hölzernes Eiſen = unmögliche Sache.

Einmal nun, als ich meinen Stollen mit ſicherem Selbſtgefühle dahertrug, rief mir ein Mädchen, welches zwiſchen unſerm und dem Hauſe des Alten bei einer Baſe wohnte, freundlich nach: „Wenn du mir ſo kämſt, könnte ich dir ſchon auch etwas erzählen.“ „Heißt und gilt“, antwortete ich fröhlich und verſprach nachmittags mich einzufinden. Die Mutter machte mir das Worthalten ſchwer. Endlich aber meinte ſie: den armen Leuten, die nur eine Ziege melken können, ſei es zu gönnen, und ſie erſchräken ſicher nicht beſonders, wenn ſo aus Spaß Ernſt werde. Ich machte dann auch wirklich große Freude durch mein Kommen; erregte jedoch einige Verlegenheit mit meiner Mahnung an die verſprochenen Geſchichten. Ich bekam nun allerlei luſtige und wunderliche Stücklein zu hören, aber wie beredt das Mädchen auch ſein mochte, es gelang ihm nicht ſo gut wie dem Alten, mich zu befriedigen. Mißvergnügt ſaß ich da, denn ich hatte etwas beſonders Schönes erwartet. Dem Mädchen war's wohl unbehaglich, daß es mich nicht unterhalten konnte, und ſicher mehr für ſich, nur um etwas zu tun, begann es erſt leiſe, dann mit immer vollerer Altſtimme ein Liedchen zu ſingen. Ich hatte das ſchon oft gehört, aber noch nie ſo darauf geachtet wie jetzt, daher war es mir ganz neu. Und wieder ſah ich nichts vom Winter draußen und hörte nichts vom Sturme und vom Krachen der Lawinen, die vom Üntſcherſpitz herunterſtürzten. Jetzt war mir wieder ſo wunderbar frei und wohl, wie wenn mein Alter erzählte, und doch ganz anders. Sobald ich ein wenig aufgeatmet hatte, mußte wieder von vorn angefangen werden und das ſo lange, bis ich ſelber mitſingen konnte:

Vor em Hüttle ſend mer g'ſeſſo
Do ſind d'Tüblt zuonis ku;

Denket no, ſi hend üs's Freſſo
Us o Händo uſſer gno."*)

Ja, ich verſuchte, das erſtemal im Leben, zu ſingen. Die Weiſe hatte ich ſo gut im Kopfe, daß es mir wohltat, nur daran zu denken. Dennoch brachte ich ſie nicht ſo hervor, wie ich wollte, und gewiß war meine Lehrerin nicht ſo unzufrieden mit mir als ich ſelbſt. Lieblich aber klang mir ſchon das Herſagen der Verſe und plötzlich fragte ich das Mädchen, ob ihm das einmal der Schutzengel eingeſagt habe. Lachend verſicherte die Sängerin, ſie habe es zwar nur von andern gelernt, wäre aber ſogar imſtande, etwas Ähnliches zu erſinnen. Sprachlos vor Erſtaunen konnte ich lange nichts hervorbringen als: das glaub' ich nicht.

„Soll ich dir auch ein Lied machen?"

„Wenn du es könnteſt."

„Hab' mich ſchon beſonnen:

Deine Mutter
Schickt mir Butter,
Und ich lehr' dich drum ein Lied,
Daß man guten Willen ſieht."

Wieder ſtand ich eine Weile ſprachlos und begann dann:

„Meine Mutter
Schickt dir Butter
Und —."

„Ja es paßt nicht für dich," ſagte meine Lehrerin. „Nehmen wir lieber andres, was ſchon gemacht iſt."

Und noch am nämlichen Tage lernte ich eine ganze Menge Verſe auswendig. Viele davon waren mir vollkommen unverſtändlich, aber wenn's am Ende nur klappte!

---

*) Vor einem Hüttchen ſind wir geſeſſen, da ſind die Täubchen zu uns gekommen; denkt nur, ſie haben uns das Freſſen aus den Händen genommen!

Von jetzt an war ich viel in dieſem Hauſe. Das Mädchen gewann mich lieb und brachte mir von einer Beſuchsreiſe nach Dornbirn eine kleine Trommel mit. Dazu lehrte es mich nun ſingen:

„Juheiraſaſa,
Franzmichel iſt da,
Er hat einen Trommenkübel*)
Und ſchlägt ihn gar nit übel.
Und wenn er's dann gut kann,
Dann ſteht's ihm prächtig an,
Dann geht er auf die Gaſſe
Und macht ſich einen G'ſpaſſe."

Dieſes Liedchen ſingend, zog ich nun mit der Trommel durchs Dorf. Das war für alle Knaben ein Ereignis, denn ſo etwas hatte man noch nicht geſehen und nicht gehört. Ich glaubte, noch größeres Erſtaunen erregen zu können mit der beſchworenen Mitteilung, daß die Stickerin das Lied eigens für mich erſonnen habe; doch das wurde zu meinem Ärger ziemlich gleichgültig angehört und geglaubt. Nur als ich ſagte, daß auch ich einmal Lieder machen werde, welche wir dann zuſammen ſingen könnten, erregte das einigen Zweifel, der mir eigentlich mehr wohltat, als daß er mich verletzt hätte.

Meine Eltern glaubten jetzt ein muſikaliſches Talent in mir entdeckt zu haben, was beſonders die Mutter glücklich machte. Bei nächſter Gelegenheit brachte ſie mir eine kleine Mundharmonika von Meſſing mit heim und legte ſie ſchweigend zu meinen Spielſachen, um ſich dann an meiner Überraſchung zu weiden. Ich freute mich an dem glänzenden Ding, ſeinen Gebrauch aber kannte ich noch nicht, und ſo blieb es denn längere Zeit unberührt liegen. Einmal wollte ich den Staub wegblaſen, der ſich darauf

*) Schweiz. Trummenkübel = Trommel.

geſammelt hatte, da gab es einen ſchrillen Ton von ſich, der mir durch Mark und Bein ging. Erbleichend warf ich das Ding weg, ſprang zum Hauſe hinaus und kam nicht eher wieder zurück, bis mir verſichert wurde, daß das Ungeheuer im Feuer verbrannt ſei. Abends im Traume und ſpäter noch oft hörte ich jenen ſchrillen, mir furchtbaren Ton. Mit einer Harmonika konnte man mich in den folgenden zehn Jahren über Berg und Bühel treiben. Das Inſtrument war mir ſo zuwider, daß mich ſchon ein Meſſingblech erſchreckte. Wenn ich mit dem kleinſten Kinde etwas Ungerades hatte, ſo wußte dieſes meinem Zorn zu entgehen mit der Drohung, daß es ſofort aufſpiele, wenn ich nicht nachgeben würde. Ich ward wegen dieſer Wunderlichkeit ſo oft geneckt, daß ich den Umgang mit Kindern jetzt faſt noch ängſtlicher mied. Am wohlſten war mir halt doch bei meinem Alten, bei der freundlichen Sängerin oder draußen im grünen Tannenwald an der Ach. Dort weilte ich jetzt beſonders gerne und lachte über den Knaben, der ſich einmal Wunder was dünkte, weil er eine Tanne erklettern und Kühe herunterwerfen konnte. Jetzt verſuchte ich Lieder zu machen oder ich lauſchte dem Geſang der Vögel und dem Toſen des Stromes. Im Dorfe konnte ich mich nie recht gehen laſſen, hier aber fühlte ich mich eins mit der Umgebung. Hier erſchienen mir die Helden jener wunderlichen Erzählungen und begannen ihr Spiel, oder ich durchzog in Gedanken mit des Fortunatus unerſchöpflichem Geldbeutel das Dorf, teilte überall große Summen aus und lachte über die verſchiedenen Folgen meiner Spenden, die ich mir dann lebhaft ausmalte.

IV.

Ein großer Tag war mir der, an welchem ich zum erstenmal mit dem Vater in die Kirche gehen sollte. Das wird hier sicher bei jedem Kinde mehr oder minder der Fall sein, je nachdem es mehr oder minder auf das Reden und Tun der Erwachsenen achtgibt. Die besten Kleider nennt man Kilkohäs*). Ja in den größten Augenblicken des Lebens wird einem zumute wie unter dem Gottesdienst. Wenn es läutet, wird jedes Gespräch durch lautes Gebet unterbrochen, und was man in der Kirche gehört hat, ist eine ausgemachte Sache selbst für den, welcher sonst alles mit den Händen greifen will. Schon dadurch muß das eigentümlich geformte, ungewöhnlich große steinerne Gebäude, das weit über die niedrigen, sonnverbrannten Holzhäuser der Dorfbewohner hinausragt, in den Augen des Kindes eine ganz besondre Bedeutung gewinnen, wenn dieses auch mit der Bezeichnung „Haus Gottes" noch so wenig anzufangen weiß.

Unsre Kirche steht am Fuße des Berges, welcher gegen Norden eine Fortsetzung der Bergkette Widderstein —Üntscherspitz bildet. Sie steht etwas ob den Häusern auf einem kleinen Felsenvorsprung, und die über das Tal hereinragenden Felsenköpfe schauen ernst und freundlich auf sie herab. Ich hatte mehr als einmal versucht, in das wunderbare Gebäude hineinzusehen, von dem daheim

*) = Kirchenkleider.

ſtets mit ſo großer Ehrfurcht geſprochen wurde. Doch ſobald ich nur die Tür öffnete, kam mir ein ganz eigner Duft entgegen, und erſchrocken trat ich wieder zurück. Mit andern Kindern wagte ich mich noch weniger hinein, weil ich immer ſorgte, daß etwa das eine oder andre ſich eine Unart erlauben möchte. So war es denn für mich ein wahres Ereignis, als endlich auf mein Bitten und Betteln hin der Tag beſtimmt ward, an dem ich mit dem Vater beim Gottesdienſte erſcheinen ſollte. Schneider und Schuſter und Näherin bekamen zu tun auf dieſen Tag, und ich ſelbſt auch, denn wenn ich mir noch einmal eine Unart erlaubte, ſo hieß es: „Ja biſt du ſo und willſt in die Kirche?“ Mit einer ſo frommen, zugleich hoffnungsvoll gehobenen und doch wieder ſo demütigen Stimmung wie dieſem Tag habe ich ſpäter nicht einmal dem der erſten Kommunion entgegengelebt. Endlich kam er, hell und freundlich wie nur einer, und die Sonne ſchien mir ſogar größer als gewöhnlich neben dem Üntſcherſpitz ins Tal herabzuſehen. Stramm und aufrecht ſchritt ich in den auf Wachstum berechneten Hoſen und den breiten Schuhen durchs Dörflein hinab. Ich wagte nicht rechts, nicht links zu ſehen, um ja nicht den vom Gottle gemachten künſtlichen Halstuchknopf zu verderben oder gar den Hemdkragen aus der Ordnung zu bringen. Derlei Rückſichten beſchäftigten mich jedoch nur, bis ich in die Kirche kam. Dort war mir ganz wunderbar, als ich Große und Kleine, Reiche und Arme vor dem Altar kniend gemeinſam beten ſah. Und nun ertönten der Orgel feierliche Klänge zu frommem Geſang, lieblich duftende Rauchwolken ſtiegen vor dem geſchmückten Hochaltar empor, alles war groß, himmliſch, und in mir regte ſich ſo viel, ſo Unausſprechliches, daß ich überlaut zu weinen begann. Der erſchrockene Vater verſuchte auf jede Weiſe mich zu beruhigen, um

nicht öffentlich Ärgernis zu geben und den heiligen Ort durch meine Unart zu entweihen. Aber umſonſt war ſogar die Drohung, mich wegzubringen, wenn ich mich nicht beherrſche, umſonſt verſprach er das Beſte. Ich war mir ſelbſt nicht mehr Meiſter, und als um uns herum ein unzufriedenes Gemurmel entſtand, brachte der verlegen Errötende mich mitten unter dem Gottesdienſte heim.

Unter dem Mittageſſen kam — wie ich gefürchtet hatte — die Sache zu ernſtlicher Beſprechung. Der Vater wollte geſehen haben, daß ich durchaus nicht anders konnte, aber er meinte, eben das wäre das Traurige, daß ich mein ſonderbares Weſen nicht zu beherrſchen vermöge. Derjenige, welcher hier zu leben beſtimmt ſei, müſſe das durchaus lernen, darum werde er mir Zeit dazu laſſen und mich daheim behalten, bis ich's könne, damit es mir nicht immer wieder gehe wie heut, wo ich — freilich ohne Grund — allgemein für ein recht ungezogenes Kind gegolten habe.

Ein „Aber" ließ man keineswegs aufkommen. Ich mußte fortan heim, ſobald es zum Gottesdienſte läutete, und da in meinen abgetragenen Zwilchkleidern zuſehen, wie der Vater aus dem Schlaf- und Ankleidezimmer neben der Stube, dem Gaden*), kam, in ſeinen kurzen gemsledernen Hoſen, und ſich die von der Mutter kunſtvoll geſtrickten Strümpfe unter den Knien feſtband. Dann legte er das Kamiſol an, welches er als Hochzeiter getragen hatte, und ſchritt mit der Mutter, welche, wie alle Bregenzerwälderinnen, ganz in ſchwarze Glanzleinwand gekleidet war, der Kirche zu. Ich durfte nicht mehr mit. Nur mein feuchter Blick und meine Gedanken begleiteten ſie. Das Gottle, welches ebenfalls jetzt immer daheim

*) Gadem, Gaden, alemanniſch = Gemach.

bleiben mußte, ſuchte vergebens mich zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zuerſt ſaß ich eine Weile ſchluchzend am Fenſter, dann ſtellte ich einen Stuhl mitten in die Stube, warf ein Taſchentuch über die Lehne und richtete da einen Altar auf. Tannenzweige mußten die Blumenſträuße erſetzen, welche ich in der Kirche ſah; Weidenruten waren meine Kerzen und Kuhſchellen läuteten zu der Meſſe, welche ich in einem über die Kleider angezogenen weißen Hemde las oder doch — da ich nicht leſen konnte — vor dem aufgeſchlagenen Buche brummte. Wenn ich die Woche hindurch irgendwo einen Tuchreſt auftrieb, machte ich eine Fahne daraus, und da ich kein rotes Tuch fand, ſchnitt ich mir einmal abſichtlich in einen Finger, um ein weißes Stück mit meinem Blute zu färben. Bald gottesdienſtete ich auch an Werktagen, ſo daß meine Eltern auf die fromme Spielerei aufmerkſam wurden.

Die Mutter freute das und ſie war geneigt, darin den Ausdruck einer ſchönen religiöſen Geſinnung zu ſehen. Der Vater aber ſchüttelte bedenklich den Kopf. Ihm erregte es ernſtliche Sorgen, daß alles einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte. Er beklagte es, daß ich mich jeder Liebhaberei, die der unbedeutendſte Zufall anregte, mit Leib und Seele rückſichtslos hingab. „Ein armes Bäuerlein," meinte er, „könne nicht wie ein Schmetterling durchs Leben fliegen und nach Belieben an jeder Staude hängen bleiben. Das müſſe durch die Welt wie ein Saumroß, mit Scheulebern vor den Augen, daß es nicht rechts und links alles Verwirrende, Lockende, Schreckende, ſondern bloß den ſchmalen ſchlechten Weg vor ſich zu ſehen bekomme." Trotzdem ſchnitzte er mir manches für meinen Altar, räumte für meine Spielerei unſre Rumpelkammer etwas aus und ließ auch die Verwandten, welche mir allerlei Schönes, Geeignetes einkauften, lächelnd gewähren.

Ja, er hatte doch auch seine Freude daran, daß ich alles so schön und regelrecht aufzustellen, jeden Gegenstand in gefälliger Weise zu verwenden wußte. Zum Teil kam seine Freude wohl von der Wahrnehmung, daß ich nun den wilden Seppel, welcher den größten Teil des Jahres mit seinem Vater am Tannberg*) lebte, wo dieser eine Wiese und eine Alp besaß, weit weniger schmerzlich vermißte. Ich hätte es freilich nicht hören sollen, wenn er zuweilen zur Mutter sagte: „Sich selbst ist der Franzmichel doch auch etwas; für den Umgang mit andern aber ist er viel zu empfindlich, und wir müssen ihn schon immer daheim behalten, wenn sein Wesen auch nur einige Festigkeit gewinnen soll."

An diesem Gedanken hing der Vater so fest, daß er mich auch im folgenden Winter, wo ich schulpflichtig wurde, daheim behalten wollte. Ich sollte da von ihm und dem Gottle für den Hausgebrauch ein wenig lernen, wenn allenfalls etwas in mich zu bringen war. Er hatte deswegen mit unserm Pfarrer eine längere Unterredung, aus welcher mir ganz klar wurde, daß diese Ausnahme weniger wegen meiner Kurzsichtigkeit als wegen meiner andern Eigenheiten gewünscht wurde. Der Mutter tat diese Verhandlung weh, mir schnitt sie tief ins Herz, und wir beide atmeten tief auf, als der Pfarrer den Vater freundlich, aber entschieden zu widerlegen begann. „Erst auf diese Weise würde ich recht zum Sonderlinge werden, indem ich öffentlich nicht wie andre Kinder behandelt würde. Durchaus dürfe man die gebotene Gelegenheit nicht ver-

*) Tannberg, hochgelegene Alpenlandschaft, bestehend aus dem größten Teile des vorarlbergischen Lechgebietes und dem obersten Tale der Bregenzer Ach mit den Ortschaften Schrecken (oder Schröcken), Hochkrumbach, Warth und Lech (früher: Tannberg am Lech).

ſäumen, mir im Umgange mit ihnen manches Eckige noch rechtzeitig und auf unſchädliche Weiſe abſtreifen zu laſſen.“ Der Vater verſprach endlich, den Verſuch zu machen und geduldig zuzuſehen, bis auch der Pfarrer durch die Erfahrung auf andre Gedanken gebracht ſei.

Eines ſchönen Morgens im November holte Seppel, welcher vor kurzem vom Tannberge heimkam, mich in die Schule ab. Der Vater gab mir das Weihwaſſer, während die Mutter ſich die Augen wiſchte. Ich hatte mich recht auf die Schule gefreut, aber die Ängſtlichkeit meiner Eltern machte mir etwas bang. Das währte jedoch nur, bis ich meinen Platz ganz hinten im unterſten Stuhle der kleinen dunkeln Schulſtube bei den Abcſchützen gefunden hatte. Vor allen dieſen lag noch das Täfelein*), welches ich nur noch mit hatte, um zu zeigen, daß ich's vorſich und hinterſich**) aufſagen könne. Ich tat das auch ganz herzhaft, und der erfreute Lehrer klopfte mir freundlich auf die Achſel und ſagte: „Richtig — wenn du deine Sache ſchon ſo gut machſt, dann darfſt du auch nicht mehr ſo ganz im Dunkel bleiben. Komm nur da vornheraus, denn du biſt der erſte von allen diesjährigen, der ein Namenbüchlein bekommt.“

Ich merkte, daß mir das Weinen wieder nahe war. Aber wie damals in der Kirche ſollte es mir jetzt nicht mehr gehen. Ich bat den Lehrer mit halberſtickter Stimme, mich ein wenig hinauszulaſſen. Als ich nun allein war, mußte ich aber nicht weinen, ſondern lachen, ſo laut und herzlich, wie ich noch ſelten gelacht hatte. An

---

*) Die Pappтafel mit den Buchſtaben des Abc, bayriſch-öſterr. das Taferl, daher Taferlklaß, die erſte Schulklaſſe, wo die Buchſtaben gelernt werden.

**) Von vorne bis hinten, und umgekehrt.

den Wänden hinauf hätte ich mögen vor lauter Luſt, und ich machte wirklich einige Freudenſprünge, bevor ich wieder in die Schulſtube, an meinen Ehrenplatz, zurückeilte. Nun wollte ich lernen, daß man davon reden ſollte. Ich mußte das Recht verdienen, neben andern Kindern in der Schule zu ſitzen und auch mit ihnen in die Kirche zu gehen.

Das war mir anfangs der Sporn zu Fleiß und Ausdauer. Hundert Kinder hierzulande haben weder dieſen noch einen andern. Vom Lehrer hören ſie von früheſter Jugend an nichts Beſſeres, als daß er ſie ſchon gehörig muſtern*) und eine Menge Ruten an ihnen zerſchlagen werde. Wer den armen Geſchöpfen die größte Furcht vor dem Lehrer einzujagen vermag, glaubt dieſem am beſten vorgearbeitet zu haben. Luſt am Lernen zu wecken, fällt wenigen Eltern ein; vielmehr muß es der Lehrer faſt für eine Gnade halten, daß man ihm auch diejenigen Kinder zuſchickt, welche ſchon irgendeinen Kreuzer verdienen könnten. Da glauben dann die Kinder, man müſſe nur dem Lehrer zuliebe lernen, und wähnen, dieſem durch ihre Nachläſſigkeit einen rechten Poſſen zu ſpielen.

Etwas beſſer iſt es freilich geworden, ſeit durch freiere Geſetze, die eine Volksvertretung im Staat und in der Gemeinde ſchufen, der Talentvollere auch beim Volke wieder zu einiger Geltung gelangte. Damals war's der größte Stolz eines Elternpaares, rechte Werchadern**) zu erziehen, die für nichts als ihren Stall beſorgt waren; jetzt möchte man denn doch auch in der Gemeinde und im Ländchen etwas gelten.

Mein Vater hatte ſchon damals derartige Wünſche. Er war daher überglücklich, daß ſein Schüler ſich über

*) Derb zurechtweiſen, ſchelten.
**) Werch—ader, auch ſchweiz., = arbeitſame Perſon.

alles Erwarten gut hielt. Als ich ihm die erſten gedruckten Zeilen vorgeleſen, hat er mich — geküßt, was bei ihm, wenigſtens ſolang ich weiß, nicht jedes Jahr einmal vorzukommen pflegte. Dieſer Beifall entzündete meine Lernbegierde mehr und mehr. Schon begann ich auch am Gelernten an und für ſich eine Freude zu haben und mich davon innerlich bereichert zu fühlen. Beſonders wurden ſpäter die von mir verfaßten Aufſätze belobt. Wie trocken auch ihr Inhalt ſein mochte, ich wußte doch etwas fürs Gemüt dabei anzubringen. Der Lehrer lobte es, daß ich ſchreibe, wie man ſpreche, und mich dabei ganz in die gegebene Lage denke, während von andern immer nur Gehörtes zuſammengeflickt werde. Mir war das Auswendiglernen überhaupt am ſchwerſten, und wegen der Fragen im Katechismus, die man wörtlich nach ihm beantworten ſollte, habe ich die meiſten Schulſtrafen bekommen. Der Lehrer hielt mich in dieſem Stücke für nachläſſig, während der Pfarrer ſtets zufrieden war, wenn ich mit meinen eignen Worten in meiner Weiſe zu antworten wußte.

Pfarrer Stockmayer, ein geborner Tiroler und bei uns allgemein geachtet und geliebt, der geſuchte Vertraute faſt aller Familien, nahm ſich meiner überhaupt in wärmſter, liebevollſter Weiſe an. Als er hörte, wie ich daheim täglich Meſſe leſe, ſchenkte er mir ein Miniſtrantenbüchlein und machte mich überglücklich mit dem Antrag, ihm in der Kirche, in unſrer wirklichen großen Pfarrkirche — dem Hauſe Gottes — bei der heiligen Meſſe zu dienen. Jauchzend ſprang ich mit dem Heftchen heim und nun ſchien ſich faſt zu beſtätigen, was der Lehrer von meiner Nachläſſigkeit beim Auswendiglernen geſagt hatte. In wenigen Tagen konnte ich alles, was der Miniſtrant unter der Meſſe im Namen des chriſtlichen Volkes zu ſagen hatte,

obwohl es nur lateinische Gebete und Antworten sind, bei denen sich für unsereinen nicht viel Vernünftiges denken läßt. Vielleicht aber lernte ich das Lateinische gerade darum so leicht wörtlich auswendig, weil ich nichts andres daraus machen konnte und überhaupt nichts davon verstand, bis mir der Pfarrer eine deutsche Übersetzung gab, damit „doch noch einer in der Kirche wisse, was unter der Messe gebetet und gesungen werde."

Das war nun wieder ein wichtiger Tag, an dem ich dem Pfarrer zum erstenmal bei der Messe dienen durfte. Sah auch nicht alles unter dem ganzen Gottesdienst einzig nur auf mich und jede meiner Bewegungen, wie ich mir nicht ungern eingebildet hätte, so hieß es doch hernach: man hätte lange nicht so einen ordentlichen Diener vor dem Altar gesehen. Mich machte das überglücklich. Das Altarkämmerlein aber besuchte ich viel seltener, seit ich regelmäßig in die Kirche kam und dort etwas zu tun hatte. Ich fühlte mich wirklich gehoben durch den heiligen Dienst vor dem Altar; und wenn mir das Urteil andrer über die Art, wie ich ihn verrichtete, nicht gleichgültig war, so kam das nur von der Sorge, daß ich wegen Kurzsichtigkeit aus dem Chor verwiesen werden könnte. Mehr als ein halbes Jahr lang zitterte meine Hand jedesmal, wenn sie den Wein reichen oder Wasser einschenken sollte. Es ging aber alles nach Wunsch und ich brauchte nie vor der frommen Versammlung zu erröten. Nur in meinen quälendsten Träumen ließ ich das schwere Meßbuch fallen, worauf mich dann das Jammern der andächtigen Schar bis zum Erwachen ängstigte. Ich war überhaupt sehr empfindlich für Lob und Tadel. Das Urteil der öffentlichen Meinung ließ mich um so weniger gleichgültig, weil ich alle, die in meinen Augen etwas galten, mehr oder minder davon abhängig sah. Dabei aber fühlte ich die

Ungerechtigkeit und Härte des öffentlichen Urteiles gegen einzelne so sehr, daß ich sie immer herzlich bemitleiden mußte, ja sie zuweilen öffentlich und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit meines Wesens zu verteidigen wagte.

Nur in einem Stücke war ich auch hart, härter als andre. Wer nicht fleißig lernte, durfte von mir kein nachsichtiges Urteil erwarten. Das verzogenste Mutterbüblein hielt sich nicht so ängstlich von armen, kränklichen und unsauberen Kindern ferne, als ich allen Umgang mit durchaus schlechten Schülern mied.

Unser Pfarrer pflegte die aus der Werktagschule Entlassenen in der Christenlehre beim Nachmittagsgottesdienst aus dem Katechismus oder der vormittags gehörten Predigt zu fragen. Diejenigen, welche es durch richtige Antworten verdient hatten, wurden wohl mit einem Heiligenbilde belohnt. Leider aber konnte er diese Freude andern und sich selbst nur höchst selten einmal machen. Die jungen Leute vom 14. bis zum 24. Lebensjahr — mit denen er es hier zu tun hatte — gewannen wohl selten noch eine freie Stunde und mochten in der Regel nicht aufgelegt sein, die Minuten der Ruhe dem Wiederholen dessen zu opfern, womit sie in der Schule sich nun schon zu lange plagen mußten. Meistens können es auch die Eltern kaum erwarten, bis ihre Kinder schulfrei werden, daß man sie dann zur Bauerschaft, zu einem Handwerk oder auf andre Weise „an den Nutzen“ tun kann. Kaum hat man noch Zeit, das vom Pfarrer und vom Lehrer unterfertigte Schulzeugnis, den sogenannten „Entlassungsschein“, zu lesen und einige Bemerkungen über die dabei entdeckten Ungerechtigkeiten des „günsterlichen“*) Lehrers zu machen. Dann werden Bücher und Zeugnis zusammen-

*) parteiisch Gunst austeilenden.

gepackt und in den hintersten Winkel der obersten Rumpelkammer geworfen, um fürderhin von ihrem leidigen Anblick verschont zu bleiben. Man will keine klugen Köpfe, keine aufgeklärten Sonderlinge, man will nützliche Menschen, die man gehörig ins Joch spannen kann. Klagt doch jetzt noch mancher, daß nur zuviel gelernt werde, und meint sich nicht schlecht damit, daß er derlei Krimskrams gar nicht brauche. Das sei überhaupt nur für magere, kränkelnde Federfuchser, die sich auf Unkosten der ganzen Gesellschaft, und natürlich besonders des allgeplagten Bauersmannes, durch die Welt zwängten. Für den Jungen ist es daher keine Schande, wenn er das mühevoll Eingetrichterte wieder verliert, was um so schneller zu geschehen pflegt, wenn das nur aus Furcht Gelernte nie recht sein inneres Eigentum geworden war. Daß dann mit dem bißchen Sprachlehre auch vom Religionsunterrichte das meiste wieder verloren geht, wird freilich bedauert, weil das ein trübes Licht auf die im Hause herrschende Ordnung werfen könnte.

Pfarrer Stockmayer versuchte daher, die Leute bei dieser Schwäche zu packen. Er ließ die in der Christenlehre Aufgerufenen volle fünf Minuten lang schweigend und zitternd vor der Versammlung stehen und nach der Antwort auf seine Fragen sinnen. Das wirkte anfangs ganz gut; denn keiner wollte sich von der ganzen Gemeinde für einen Stockfisch halten lassen. Es gab aber bald so viele, die dem Pfarrer wenig oder gar nichts zu sagen wußten, daß man sich an halbe Antworten gewöhnte und sogar den nur noch bemitleidete, der keines Wortes mächtig vor dem Pfarrer stand. Es hieß, ein einfacher Bauer könne doch neben ewiger Arbeit und Sorge nicht auch das noch im Kopfe behalten, worüber ein Studierter das ganze Jahr nachzusinnen die Zeit und sogar auch den

beſten Lohn habe. Wollte man die Kinder zu müßigen Gelehrten machen, ſo würde man ſie lieber gleich das Studieren lernen laſſen.

Den Pfarrer ärgerten ſolche Reden ſchwerlich mehr als mich. Das hieß mir denn die Nachſicht doch zu weit getrieben. Konnten die Faulpelze nicht ihren Kegelgraben*) meiden? An Winterabenden, die man doch kaum herumzubringen wußte, gab es auch Zeit genug, das Gelernte zu wiederholen, und dann mußte es ein leichtes ſein, dem Pfarrer gehörig zu antworten. So eiferte ich und erregte dadurch ein gewiſſes Aufſehen. Hielten es viele für keine Kleinigkeit, vor der ganzen Gemeinde in der Kirche zu reden, ſo ſagte ich, daß ich das für die höchſte Ehre halten würde. Ich kam auch wirklich nicht in Verlegenheit, als der Pfarrer, der auch von meinen Reden gehört haben mochte, mich eines Sonntags plötzlich aufrief, nachdem er bei andern lange vergebens eine Antwort erwartet hatte. Der achtjährige Knabe machte ſeine Sache gut. Alles war mit ihm zufrieden, nur die Burſchen und Mädchen vom 14. bis zum 24. Jahre nicht. Sie alle ſahen ſich durch mich herabgeſetzt, während meine jungen Schulfreunde mich nach dem Gottesdienſt als einen Helden begrüßten.

Dieſer kleine Vorfall machte mich in meiner Heimatsgemeinde zu einer öffentlichen Perſönlichkeit. Ich hatte wenigſtens dieſe Empfindung und war ein bißchen ſtolz, was mir auch nur von den Beſchämten und den Ihrigen verargt wurde. Andre verteidigten mich. Ich hatte alſo nun ſchon ſowohl Freunde als Feinde und lernte dabei aus der Stellung des einzelnen ſeinen Parteiſtandpunkt herausrechnen. Gerade dadurch ſah ich aber ſowohl Freund-

*) = die Kegelbahn.

ſchaft als Feindſchaft ungemein viel von ihrer Bedeutung verlieren. Ich war noch mehr als vorher bemüht, mir ſelbſt zu genügen. Dabei aber kann ich nicht leugnen, daß ich mich gerne loben hörte und mich darum meinen Mitſchülern auf jede Weiſe dienſtbar zu machen ſuchte. Sie bekamen immer mehr Zutrauen zu mir und ließen mich gern ihre Schulaufgaben machen. Was ich ſagte, iſt manchem beſſer eingegangen, als was der Lehrer des langen und breiten erklärte, weil ich in das Geſagte ſtets unwillkürlich die Art legte, wie ich's mir ſelber klarzumachen vermocht hatte. Einen Freund gewann ich damit in dem Sohne unſers damaligen Gemeindevorſtehers, den man nicht nur zu den wohlhabendſten, ſondern auch zu den gebildetſten Männern in unſerm Dorfe zählte. Sein Peterle hatte freilich im ganzen wenig von des Vaters Art, aber es war halt auch nicht in Frankreich und nicht in der Schweiz geweſen als Stukkaturarbeiter, ſondern daheim geblieben bei der zarten Mutter, bis dieſe ſtarb. Jetzt war der Vater des Knaben Erzieher geworden. Aber der Verluſt ſeiner guten Frau hatte ſeinem Weſen eine ganz eigne Weichheit gegeben, ſo daß das Peterle als ein etwas verzärteltes Mutterbüblein in die Schule kam und ſich nur mir einigermaßen anſchloß. Ich fand es mir in manchem ähnlich und es wurde auch demgemäß von mir behandelt. Ihm wie noch mehreren der bereits Erwähnten bin ich auf meinem Lebenswege noch manchesmal begegnet.

V.

So kamen wir ins Jahr 1848, welches auch mir ein denkwürdiges werden ſollte. Das erſte Ereignis des Jahrganges war das Erſcheinen des neuen Kalenders. Der Vater kaufte ihn am Neujahrsabende von einem hauſierenden Spielmann, welcher, das Neujahr angeigend, ſeinem Inſtrumente ſo gotterbärmliche Töne abzwängte, daß das Gottle ihn ſofort mit einem Geldgeſchenk zum Schweigen zu bringen ſuchte. Gleich nach ſeiner Entfernung mußte die Mutter ein Licht in die Stube ſchaffen, daß man ſehen konnte, ob der Kalender auch ſo hübſche Bilder habe, wie der, welchen uns im letzten Jahr ein Fuhrmann aus der Schweiz brachte. Das Licht kam. Ich ſetzte mich neben den Vater an unſern runden Tiſch. Das Gottle langte ſeinen Stock unter dem Kanapee hervor — dieſes war aber mit Buchenlaub gefüllt und hieß „die Gutſche“*) — und gnepfte**) auch zu uns herauf. Die Mutter hatte draußen in der Küche die Milch zur Abendſuppe wieder vom Feuer abgeſtellt, damit ihr, während ſie in der Stube bleibe und mit uns ſich den Kalender beſehe, nicht etwa Schaden aufgehe***). Der Vater blätterte nun raſch das ganze Heft aus, ohne das Geſuchte zu finden. Unmutig beſah er ſich den rotgedruckten Titel, dem

---

*) Auch ſchweizeriſch = Ruhebett.
**) gnepfen (auch ſchweiz.), ſchwerfällig, wanken, hinken.
***) ſich ereignen.

das Inhaltsverzeichnis beigegeben war, und sagte dann: „Ja, der ist halt nur von Bregenz und da draußen können sie wohl nichts Rechtes machen."

„Aber was ist denn das?" rief er plötzlich erfreut aus, „da haben wir ja etwas vom Klushund*), von dem

*) Das Gedicht „der Klushund", im Lande Vorarlberg mit Recht ungemein beliebt, ist 1844 von Franz Joseph Vonbun, damals Student in Innsbruck, verfaßt worden und am 16. Dezember desselben Jahres im „Boten für Tirol und Vorarlberg" erschienen. Dr. Vonbun, der als Arzt nachmals zu Schruns im Montafon wirkte, hat eine sehr schätzenswerte Tätigkeit entfaltet, indem er Sagen und Volksüberlieferungen aus Vorarlberg mit Sachverständnis sammelte, teilweise auch dichterisch bearbeitete; sein Leben ist von Hermann Sander beschrieben worden S. VII—XCVI der 2. Auflage der „Sagen Vorarlbergs" (Innsbruck, Wagner 1889), wo S. 107 ff. auch die genannte Erzählung sich findet.

Es ist nun ganz lehrreich, zu sehen, wie das Gedächtnis Felders dieses Gedicht bewahrte, aber auch umgestaltete. Der Eingang des „Klushund" lautet nämlich in Vonbuns Fassung folgendermaßen:

Ama=n Abed spät (so èbba=n=uf zehni is's gganga)
Sitzt der Hirschawürt vo Rankwil alloa i der Stuba,
Nümt noch d'Brattig zer Hand und schaut, was für Zoacha und Mö sei;
'S heat em drum hüt nomma ken Schlâf i d'Oga kô wella.
Wia=n=er dâ so sitzt und blättert und brumlat zue'm sèlber,
Hört er uf oamâl Tritt ananderná' iha dur's Vorhûs,
Nötig noch derzue. — „Wer kunnt d' hinecht noch z'Héngert? —
Luegma, der Melki gît is noch d'Ehr; — se bismer gottwillka!
Aber was is der? was heast? de bist stûchawiß, — is der übel?
Nüm a Schöpple z'Lib und setz di' hintera Tisch hèr,
Daß der d'Uebli vergâht, z'versûma heast hinecht sô nût méh."
'S Melkli setzt si' und sêt: „A Schöpple, sèll magi', und übel
Is mer just net; doch denk der min Schricka: dun uf de Wisa
Is mer der Klûshund verkô! —

ich schon einmal hörte, als ich in Dornbirn draußen war auf dem Viehmarkt. Der Verräter soll sich auch wiedersehen lassen und das bedeutet immer Krieg."

---

15 dä tappet en Hund zue mer hèra,
Hoch wia-n-a jährigs Kalb, mit schwarza, zottliga Hära,
Ja (und i'lüg sos net) a Pär Oga wia fürige Schiba.

Felder hat also nicht bloß die Verse aus der Erinnerung frei mit vielen Veränderungen ausgestattet, manches weggelassen, sondern sogar ganze Zeilen hinzugedichtet in dem einmal vom Ohr festgehaltenen Rhythmus. Von den zentnerschweren Ketten des gespenstigen Hundes steht ebensowenig etwas in Vonbuns Gedicht als von den Besorgnissen und übeln Ahnungen des Hirschenwirtes für die Zukunft.

Der Sinn meines Zitates aus dem „Klushund" ließe sich hochdeutsch etwa in solcher Weise wiedergeben:

Eines Abends spät (es ging schon so ziemlich auf zehn Uhr)
Sitzt noch zu Kurzweil der Wirt vom Hirschen allein in der Stube,
Nimmt den Kalender und schaut nach Wetterzeichen und Monden,
Grade drum wollt' ihm heut kein Schlaf in die Augen mehr kommen.
Wie er nun da so sitzt und blättert und brummt zu sich selber,
Hört er auf einmal Tritte klappern herein durch das Vorhaus,
Ängstlich und eilig dazu. — „Wer kommt denn heut nacht zum Besuch noch?
Schau, schau, der Melchior gibt uns die Ehre noch — sei mir willkommen!
Aber was fehlt dir? Was hast du? Du bist ja ganz bleich — ist dir übel?
Nimm einen Schoppen zu dir und setz' dich da hinter den Tisch her,
Daß dir das Übel vergeht, du versäumst ja doch heute nacht nichts mehr."
Melchior setzt sich und sagt: „Der Schoppen, der paßt mir, und übel
Ist mir grad nicht; doch denk' dir den Schrecken, da drunt auf der Wiese
Hab' ich den Klaushund begegnet! —

„Was iſt's denn mit dem Klushund?“ fragte ich.

„Es war einmal ein liſtiger, gewiſſenloſer Mann, der den Feind — ich glaube den böſen Schweden — bei Nacht und Nebel auf unbewachten Wegen verräteriſcherweiſe ins Bregenzer Städtlein führte um den Sündenſold von ein paar goldenen Ketten. Dann iſt er jählings ohne Feuer und Licht*) weggeſtorben — kein Menſch hat ihm nachgebetet — und ſeitdem zieht er, in einen großen Hund verwandelt, mit ſchweren, eiſernen Ketten belaſtet, als Kriegsprophet in ganz Vorarlberg herum.“

Unterdeſſen hatte das Gottle die Geſchichte vom Klushund geſucht und begann mit zarter Stimme vorzuleſen:

An em Obend ſpät, ſo uf a zehni iſchts gange,
Sitzt der Hirſchowirt vo Rankwil alei i der Stubo,
Blättert a Bitz i dor Brattig ud brummblot nämms zu nem ſelber.
Einermol hört er Tritt ko durs Vorhus ihar i d Stubo
Und ſet: das iſcht gli no an ſpota Gaſt, wers doch ſi mag?
„A Gottwillche, Herr Melchi! chunſt o itz no amol zunes?
Aber was fehltor, was haſt? Biſcht ſchtuchowis — iſcht dor übel?
Kum nu wedle und trink a Schöpple, es wird dor dä beſſer.“
„Übel iſcht mer grad nüt, a Schöpple ſel mag i“, ſet Melchi — —

---

15 da läuft denn ein Hund jetzt auf mich zu,
Groß wie ein Jahr altes Kalb und mit ſchwarzen zottigen Haaren,
Ja (ſonſt lüg' ich nicht gern), mit Augen wie feurige Räder.

Das ſtuchawitz' bedeutet: Weiß, bleich, wie das leinene Kopftuch, das die Frauen Vorarlbergs ehemals als einen Teil ihres Traueranzuges trugen.

*) Ohne Pflege und ohne kirchlichen Troſt (beſonders das Anzünden der Sterbekerze).

Und erzählt dann, nachdem der Wirt den gewünschten Wein gebracht, wie ihm „dun uf de Wiesa der Chlushund verchn.

Mit langa zottliga Hora, wilda füriga Ouga,
Grod wi na Schiba, und zücht wol zentnerschwör Kettona nohi."

Worauf dann der Wirt die obige Geschichte vom Klushund in gesprächigster Weise zum besten gibt und eine schwere durch ihn verkündete Zukunft besorgt.

Ich hatte damals keine Ahnung, daß das Gelesene der erste Versuch des hoffnungsvollen jungen Dr. Vonbun war, die vorarlbergische Mundart im Hexameter wiederzugeben. Was wußte ich von Versen, welche nach unsrer Auffassung nicht einmal Verse waren? Und doch klang es meinem Ohre so lieblich, prägte sich so leicht und tief ein, daß ich das Obige noch jetzt aus dem Gedächtnisse wiederzugeben vermochte. Das Ganze allerdings könnte ich nicht mehr wörtlich herschreiben, da mir jener Kalender beim Ausleihen verlorenging und ich ihn hierherum nirgends mehr aufzutreiben wüßte. Aber nicht nur die Form der Erzählung, die Freude, einmal eine der unsern verwandte Mundart gedruckt, fast in jedem Wort ein Bild, eine bekannte Gestalt zu sehen, auch der Inhalt fesselte mich den ganzen Abend an den Kalender und ließ mich auch in der Nacht nur wenig schlafen, wie alles, was einmal meine Einbildung beschäftigte oder mich freudig erregte.

Während Weihnachten hier dem Kinde still und kaum bemerkt vorübergeht, ist ihm der erste Jänner einer der wichtigsten Tage im Jahr und der einzige, an welchem es von seinen Vettern, Basen und Nachbarn ganz bestimmt ein kleines Geschenk erwartet. Am häufigsten werden eigens für diesen Tag gebackene tellerartige Brote mit allerlei

Verzierungen gegeben, welche man daher kurzweg „Neujahr“ zu nennen pflegt. Auch vom Götti und Gottli werden die Kinder mit einem Neujahr beſchenkt, welches ſie aber ſtets redlich durch einen ſchriftlichen Glückwunſch verdient zu haben glauben. Die übrigen Bekannten müſſen morgens in aller Frühe mit mündlichem Glückwunſch überraſcht werden, wenn man ihnen das Neujahr abgewinnen will. Die Mutter war daher gar nicht erſtaunt, daß ich am andern Tage ſchon mit ihr und dem Vater erwachte; um ſo mehr aber erſtaunte ſie, daß ich mich nicht ſofort aus dem Hauſe machte, um den Nachbarn in ihren Ställen, in dunkeln Heuſtadeln oder in Holzſchöpfen*) aufzupaſſen, um ſie mit meinem Glückwunſche zu überraſchen, ſondern gleich wieder den Kalender zur Hand nahm, mich zum Licht ſetzte und laut begann:

An om Obed ſpät, ſo uf a zehni iſcht gango uſw.

Das Gottle hielt mich für krank, weil ich beim Morgeneſſen noch nicht ein einziges Neujahr aufweiſen konnte, während ich früher jedesmal erzählte, wie liſtig ich den und jenen erwiſcht habe. Der Vater ſagte traurig: „So hat er es ja immer, wenn ihn wieder etwas auf die Seite reißt. Ein Vierteljahr lang wenigſtens werden wir jetzt nur noch vom Klushund hören.“

Der Vater hatte nicht ganz unrecht. Ich lernte die Geſchichte vom Klushund ſchneller auswendig als früher die kleinſte Katechismusaufgabe und niemand machte mich glücklicher, als wer ſie von mir hören wollte. Solcher gab es denn auch genug und vielleicht war es größtenteils der von mir gewonnene Beifall, was auch andre Kinder nicht mehr ruhen ließ, bis ſie ebenfalls die Geſchichte aus-

*) Schopf iſt ein Anbau oder Zubau des alemanniſchen Bauernhauſes, ein erhöhter, gedeckter Gang; Holzſchopf ein Schopf, der zum Aufbewahren des Brennholzes dient.

wendig herſagen konnten. Mir machten ſie es freilich mit aller Genauigkeit nicht recht, denn ich hatte unbewußt ſchon etwas von der Form des Verſes gemerkt. Andern aber war die Geſpenſtergeſchichte an und für ſich die Hauptſache und rief hundert andre derartige Erzählungen in Umlauf. Ich hatte mit dieſer einen und ihren Nebenumſtänden genug zu tun. Wer war der böſe Schwede? Was hatte er in Bregenz zu tun? Warum wollte man ihn nicht freiwillig in die Stadt laſſen? Dieſe Fragen beſchäftigten mich Tag und Nacht. Um ſo aufmerkſamer lauſchte ich nun den Erzählungen eines ausgedienten Kaiſerjägers, der im Winter dem Vater das Brennholz heimziehen*) half. Er erzählte wenig von Mord und Krieg, da er ſelbſt nur italieniſches Fieber ausgeſtanden hatte; ſonſt aber wußte er ungeheuer viel.

Staunend hörte ich von ihm, wie die Welt ſo ungeheuer groß ſei und wie die Völker alle, die Schweden und die Dänen, die Welſchen und die Deutſchen ſich drückten, quälten und bekriegten. Die Mutter meinte oft: Das alles ſei nur erlogen, denn ſo etwas könnte Gott nicht geſchehen laſſen und auch die Geiſtlichen täten gewiß von allen Kanzeln dagegen reden. Ich aber verſtand nun auch aus meiner Bibel manches viel beſſer und des Soldaten Berichte kamen mir ziemlich glaubhaft vor. Weil er aber ſchon etwas alt war, meinte ich: Jetzt ſei das alles überſtanden. Man hörte ja nie etwas Derartiges. Der Soldat wußte nicht viel gegen mich aufzubringen; doch meinte er: Öſterreicher ſeien wir immer noch und müßten die armen Welſchen wie Gefangene halten.

„Nennt man die Öſterreicher, welche Gefangene halten müſſen?“ fragte ich ſchnell, denn wieviel ich auch von Abra-

*) Aus dem Walde und vom Berge auf Schlitten.

ham, Isaak und Jakob, von David und Salomon in ihrer Herrlichkeit wußte, wie der Staat heiße, in dem wir lebten — oder ob wir überhaupt in einem Staate lebten — war mir bisher noch nicht bekannt geworden. Der Soldat erklärte mir nun: Österreich sei der Name einen großen Staates — freilich nicht so groß wie früher der jüdische — und wir vom Bodensee bis zum Adriatischen Meer gehörten zu diesem Staat und unter den Kaiser von Österreich.

Das alles war mir neu und ich brachte es am andern Tage als große Wichtigkeit mit in die Schule. Es kam allen merkwürdig vor, daß sie noch nie etwas davon gehört hatten. Jeder nannte den andern scherzweise „Österreicher", bis endlich mein Peterle sich beim Lehrer beklagte, daß man es, vermutlich weil sein Vater gestern einen Tisch gemalt habe, jetzt einen „Öhlstreicher" nenne.

„Nein, bloß Österreicher, wie der Franzmichel uns auch nannte", verteidigte sich sein Stuhlnachbar.

„Öhlstreicher oder Österreicher," eiferte das Peterle, „geschimpft ist geschimpft."

Der Lehrer lächelte. Da er selbst im Sommer als Maurer in der Schweiz lebte, wußte er besser Bescheid, als damals mancher seiner Berufsgenossen, der nur Lehrer ward, um der lästigen Rekrutenaushebung zu entrinnen. Er langte nach der Landkarte, die — eine uns bisher unbekannte Größe — ob dem Schreibtisch an der Wand hing, und begann auf dem wunderlich närrischen Gekribbel*) herumzuzeigen, bis etwas Vernünftiges daraus wurde. Für viele freilich war der Gewinn dieser Stunde verloren. Es gab aber auch manche, denen es noch später Freude machte, vom nahen, uns wenigstens durch Hörensagen bekannten Bodensee aus jede Stadt aufzusuchen, von der sie

*) Auch schweizerisch: Geschreibsel, Gekritzel.

zufällig einmal hörten. Noch allgemeiner hätte dieſe Freude mit einer Karte von Vorarlberg werden können, wo auch genauer Bekanntes zu ſuchen und zu finden geweſen wäre. Unſtreitig hätte dann das Suchen jeden ſo gut belehrt, als das Finden erfreut, und unter der großen Karte von Paläſtina hätte unſer kleines Vaterländchen noch recht gut Platz finden können.

In mir ward der Wunſch, etwas von den blauen, grünen und gelben Ländern um unſern Bodenſee herum zu erfahren, immer lebhafter. Ich bedauerte ordentlich, daß wir nur in der Bibel leſen durften vom heiligen Land, da doch gewiß auch in dieſen weniger heiligen Ländern ſeit Abraham und Moſes etwas Wichtiges geſchah. Die bibliſche Geſchichte für Kinder von Chriſtoph v. Schmid nämlich war und blieb in allen acht Schuljahren eigentlich unſer einziges Leſebuch. Daraus laſen wir — die das Namenbüchlein überwunden hatten — nun täglich zweimal abwechſelnd laut vor. War man mit dem Buche fertig, ſo wurde gleich wieder von vorne angefangen, ſo daß mancher das Ganze gut genug auswendig wußte, um — unerwartet vom Schwätzen zum Leſen aufgerufen — ohne einen Blick ins Buch, fortfahren zu können, wenn er nur die letzten Worte des vorher Leſenden noch gehört hatte. Da ich meine Lernbegierde in der Schule nicht vollkommen befriedigen konnte, erſuchte ich den Vater, daß er den Pfarrer um Bücher für mich bitte. Aber da kam ich gut an. Der Vater meinte: Ich hinge mich ja ſchon hier an jeden Nagel, und wenn mein Sinn jetzt auch noch in der ganzen Welt herumgeworfen würde, ſo wüßte kein vernünftiger Menſch, was es aus mir noch abgäbe. Nur das ſei gewiß, daß dann nichts Rechtes, Feſtes aufkäme*), ſo wenig, als in einem Erdäpfelacker, wo man

*) Zur Geltung käme.

den Samen täglich ausgraben und auf einen andern Platz bringen täte. Ich suchte nun meinen Alten wieder auf; doch der konnte mich nicht mehr befriedigen, seit ich auch Fragen an ihn stellte. Ich war ordentlich böse auf ihn und nahm ihn erst wieder liebend ins Herz auf, als eines Morgens die Sterbeglocke verkündete, daß er nun sein letztes Pfeifchen geraucht und auserzählt habe.

Besser gefielen mir jetzt die Erzählungen Vetter Jakobs, des Webers. Der hatte viel in alten Kalendern und auch den „Kaiser Oktavian" gelesen. Aber seine Erzählungen waren so traumhaft wunderbar, seine Berichte aus der Welt herein so ungeheuer, daß ich an Schmids Bibel und an meine einfachen Verhältnisse gar nicht anknüpfen konnte. Nun suchte ich daheim nach Büchern, fand aber nichts als das Leben Schinderhannes', Genovefa, das „Buch zum Todlachen" und die 300jährige Legende, auf deren letztem Blatte der selige Großvater die Geburtstage und -Stunden seiner vielen Kinder verzeichnet hatte. Ich begann aus purer Langweile diese Geschichten der lieben Heiligen Gottes zu lesen, jeden Tag eine, und wenn es mir zuweilen auch fast lächerlich vorkommen wollte, was gewiß nur zur Erbauung geschrieben war, so gewann ich das dicke Buch doch immer lieber. Aus der Lebensart manches Helden konnte man auch über sein Land, seine Zeitgenossen und ihre Anschauungen manches schließen. Das, und nur das, nicht etwa besonders frommer Sinn, wie die gute Mutter meinte, fesselte mich täglich an das großmächtige Buch, während meine Schulgefährten mit ihren kleinen Reitschlitten — „Brittler"*) genannt — jauchzend, singend und lärmend über schneebedeckte Halden hinabflogen. Der Vater sah mein Lesen recht ungern und war bemüht, mich auf andre Weise zu beschäftigen; so-

*) Einfachster Kinderschlitten: ein Sitzbrett auf zwei Holzschienen.

gar gegen den Willen des Gottle, welchem es doch gar manchen Zeitvertreib gewährte.

Das blieb ſo, bis man im April, ſo um den Schluß der Schule herum, auf einmal überall von einem großen Kriege redete, der plötzlich ausgebrochen ſein ſollte. Eigentlich ſei es kein rechter gehöriger Krieg, wo man gleich herzhaft und mit gutem Gewiſſen Partei nehmen könne, ſondern ein geſetzloſes Metzeln und Morden, Sengen und Brennen aus purer Verbitterung, Neid und Haß. Schaudernd hörte man von Hauſierern, bettelnden Handwerksburſchen und allen, welche kamen und gingen, täglich neue Greueltaten. Eine rechte Bedeutung aber bekam die Sache erſt, als unſer Pfarrer einen Hirtenbrief des Biſchofs vor Weinen in der Kirche gar nicht fertigleſen konnte. Jetzt ſah ich meine unterdrückten Welſchen — bisher in nebelhafter Ferne ſtehend — Geſtalt gewinnen und furchtbar ſchnell rieſengroß heranwachſen. Ich ſtand entſchieden auf ihrer Seite und war nicht allein. Auch hier gab es Gefechte, aber nur Wortgefechte, die für die meiſten keine Wichtigkeit hatten. Mir war's unheimlich, dabei zu erfahren, wie ſchwankend der Begriff von Recht und Unrecht ſei. Du guter Gott! Und in der Welt draußen ſollten ſie nun für dieſe Meinungsverſchiedenheit ihr Leben laſſen; vielleicht auch viele, die gar keine Meinung hatten! Ich vermochte die Sache nicht zu entwirren, beſchloß aber, die Tatſachen mit größter Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Jeden Poſttag, d. h. jeden Sonnabend, ſchlich ich mit dem Peterle zum Vorſteher, wo ich dann die vom Gerichtsboten gebrachten Zeitungen leſen hörte. Anfangs wagte ich kaum, das Erfahrene daheim wiederzuberichten. Bald aber forderte mich der Vater dazu auf und im Mai, als die Feldarbeit begann und ſich nicht mehr erraten ließ, wann der Vorſteher Zeit zum Leſen hatte, erſuchte

der Vater ihn ſelbſt, uns die alten Zeitungen zu überlaſſen. Der Vorſteher ſah es vielleicht nicht ungern, daß neben dem Oberlehrer Albrecht ſich auch andre mit den Zeitungen zu plagen anfingen, weil ihnen beiden ihr Leſen ſchon oft verargt worden war. Wir bekamen freilich nur ganz alte Blätter; denn zuerſt blieben ſie oft eine ganze Woche auf dem letzten Poſtamt, in Bezau, liegen, bevor ſie vom Gerichtsboten abgeholt wurden, dann mußten Pfarrer, Vorſteher und Lehrer Zeit zum Leſen gefunden haben, und was dem erſteren unpaſſend ſcheinen mochte oder was den andern beiden beſonders gut gefiel und des Aufbewahrens wert ſchien, bekamen wir gar nicht mehr zu ſehen. Wir ſchätzten es aber ſchon als ein großes Glück, nur überhaupt etwas zu bekommen und verfolgten die Ereigniſſe, ſo gut es eben ging. Die übrigen Dorfbewohner dagegen hatten die Sache bald wieder herzlich ſatt. Zuerſt äußerte ſich mancher, als ob es ihm ganz recht ſei, wenn auch den Hohen einmal gehörig warmgemacht, ihr Gewiſſen aufgerüttelt werde; nun aber war alles gegen die, welche Unfrieden anzetteln wollten. Man litt allgemein unter den Folgen, die ein unſicherer Zuſtand dem Handel und dem friedlichen Verkehr immer bringt. Die Stickerinnen wurden ſchlecht bezahlt, hunderte von Arbeitern, die ſonſt in der Fremde ihr Brot verdienten, mußten in dem engen, ohnehin ſchon überfüllten Ländchen bleiben und dabei ſprach man immer lauter davon, aus der waffenfähigen Mannſchaft eine Landwehr zu bilden. Wie ſollte das kommen, wenn vom 18. bis zum 45. Lebensjahr alles ſtatt Senſe und Gabel die Schießprügel zur Hand nehmen mußte? Die Bauern ſahen ihre Wieſen ſchon unbearbeitet, ihre Kühe verwahrloſt und den Kathrinentag — den Zinstag*) — ſahen

*) Am Tage St. Katharinen, 25. November, wird ein großer

ſie kommen, kalt und rauh, und hatten kein Geld — und die Söhne im Pulverdampf. Im letzten Winter hatte man die Milch um einen Spottpreis an den Milch- und Käſehändler verkauft. Was half es dem armen Bauern, daß er die gemachten Käſe ſo teuer abſetzte? Deswegen zahlte er im Sommer doch keinen Pfennig mehr für die Milch, weil man ja bei ſo unruhigen Zeiten niemals wiſſe, wie es noch gehen werde. Das alles laſtete auf den Gemütern und man wollte daher ſo ſchnell als möglich Frieden um jeden Preis.

Mein Vater ſagte manchem, daß der Krieg und die Unruhe doch auch etwas Gutes habe. Wenn einmal das Gewäſſer verlaufen ſei, werde man erſtaunt ſehen, wieviel fruchtbaren Boden die Überſchwemmung herbeigebracht habe. Man müſſe nur die Zeit erwarten und könne ſo etwas nicht übers Knie abbrechen, wie einen dürren Stock. Aber wenn der Vater die vom Leſen gewonnenen Anſichten aufſtellen wollte, ſo fühlte er nur zu bald, daß er noch zu wenig wußte, um über Zeitfragen ſtreiten zu können. Trotzdem galt er ſchon für einen Leſer und war auch als ein ſolcher geſucht und gemieden. So kam er mehr als vorher in die Geſellſchaft des Vorſtehers und andrer, die auch zuweilen „ihre Naſe in Büchern und Schriften hatten." Da lernte er denn auch über mich ein wenig anders urteilen und war froh, wenn ich ihm nach heißen Sommertagen das Neueſte vorlas. Unſre Tagwerker lachten ihn aus, daß er ſich mit ſo etwas abgeben möge. Als jedoch plötzlich die jungen Dorfbewohner unter der Aufſicht eines

---

Markt in Au gehalten. Da kommen die reichen Lechtaler aus Tirol in den Bregenzer Wald herüber, um Schulden und Zinſen einzukaſſieren, ein ſehr merkwürdiges und altes Verhältnis der Kapitaliſten zu den Bauern. Der Tag iſt ſehr gefürchtet, denn oft zehrt er einen großen Teil des Sommernutzens der Bauern auf.

ausgedienten Kaiserjägers täglich zwei Stunden exerzieren mußten, waren die Unruhen in der Welt draußen keinem Menschen mehr gleichgültig. Der Lärm der Trommel tönte wunderlich ins friedliche Geläute unsrer Kuhschellen hinein, das Krachen der Schüsse verscheuchte die munteren Sänger in den Wäldern und mit dem alten stillen Frieden der Heimat schien es aus zu sein für immer. Väter und Mütter jammerten und redeten von den letzten Zeiten*), welchen ja doch — allem nach — solche Unruhen vorangehen mußten. In der Schweiz drüben sollte die Mutter Gottes erschienen sein, in Tirol hatte eine gewisse Margarete Stoffel den Sturz des Papsttums verkündet und von überall hörte man Wunder und die beunruhigendsten Dinge. Die Geistlichen eiferten auf den Kanzeln gegen den Zeitgeist, wie man's noch nie gehört haben wollte. Die geängstigten Bauern beteten und taten Buße. Selbst nach der strengsten Feldarbeit wagte man in keinem Hause mehr den Abendrosenkranz zu unterlassen. Auch bei uns wurde er jeden Abend laut und gemeinschaftlich gebetet; doch wenn ich wieder neue Zeitungen vom Vorsteher bekam, hatte die Mutter ihre liebe Not, mich, den Vater und das Gottle noch für eine halbe Stunde zum Beten zu bringen. Das Lesen war uns schon so Bedürfnis geworden, daß mir der Vater selbst auftrug, mich für die langen Winterabende in der Nachbarschaft nach alten Kalendern umzusehen.

Das Aufregende der damaligen Zeit, wo jeder Hausierer etwas Neues, Ungeheures brachte, hatte für mich etwas ganz Eignes. Bald richtete ich mich trotzig auf und es war mir, als ob ich auch Ketten abschütteln müßte; dann konnte ich wieder tagelang trauern über soviel Elend auf der Welt und so viele Unzufriedenheit. Aber selbst diese

*) Von dem jüngsten Tag.

Trauer war viel ſüßer als früher das Gefühl, daß ich allein niedergedrückt und unverſtanden ſei. Seitdem der Vater mit mir um die Wette las und das Geleſene nicht ſelten Gegenſtand unſrer Tiſchgeſpräche war, kam ich mir weit weniger als ein Sonderling vor. Ich ſchloß mich daher immer leichter auch an andre Knaben meines Alters an, beſonders da nun das Exerzieren der Erwachſenen eine ganz neue Zeitverkürzung wurde. Wir begnügten uns natürlich nicht lange mit dem Zuſehen, ſondern begannen bald alle Übungen nachzumachen. Ich war beſonders kriegsluſtig, daher hierin einer der erſten und wurde von den andern zum Hauptmann gewählt oder wenigſtens ſtillſchweigend angenommen. Nun ſuchte ich meine Trommel wieder hervor und brachte damit die Dorfbuben jeden Nachmittag zuſammen, wenn ich gerade nichts zu leſen hatte. Den älteren waren unſre kriegeriſchen Übungen faſt unheimlicher, als die der Erwachſenen; beſonders als ſie auch mit dem Beginne der Werktagſchule im November nicht aufhörten. Man iſt gewöhnt, im Spiele der Kinder allerlei Vorbedeutungen für ihre Zukunft zu ſehen. Schon jammerte manche Mutter: ob denn alle Söhne Soldaten werden müßten und keiner ihr bleibe für die alten Tage zu ordentlicher, nutzbringender Arbeit. Mein Vater ſuchte vielen eine Sorge auszureden, wie ſie früher auch meine wunderlichen Liebhabereien ihm verurſacht hatten, die ihm aber um ſo unbegründeter ſchien, je mehr er auch andre Kinder von der Zeitſtrömung mitbewegt ſah.

VI.

Den Kalender für 1849 ließ ſich der Vater nicht mehr erſt am Neujahrsabende von einem Schmalzgeiger*) bringen. Schon im November ward einer mit recht vielen Bildern aus der Buchhandlung in dem zehn Stunden von meiner Heimat entfernten Bregenz durch einen Fuhrmann bezogen. Ich ſelbſt nahm ihn am Sonntag mit zitternder Hand in Empfang; kam aber nicht gar ſo ſchnell ans Leſen, als ich mir ſchon ſeit Wochen vornahm. Bis mir auf das hingelegte Geldſtück herausgegeben war, ſchien der Boden unter meinen Füßen zu wanken, daß ich kaum ruhig ſtehen konnte; es war unmöglich auszuhalten, bis des Fuhrmanns Töchterlein genug Batzen zuſammengeſucht hatte. Als aber dann der Fuhrmann zu erzählen begann, wieviel derlei Zeug in der Buchhandlung aufgebeigt**) liege, war ich plötzlich wie angebannt***) und dachte nicht mehr ans Gehen. Staunend, ja mit Ehrfurcht, hörte ich das Maß der Wände beiläufig angeben, an denen ſich hart übereinander die langen Bücherreihen hinzögen. „Und doch," ſchloß er, meine Erregung bemerkend, „iſt das noch nichts gegen die Bibliothek in Innsbruck. Dort hat man eigne Leute, die immer das Neuſte anſchaffen,

*) Fahrender Spielmann, der von den Bauern Schmalz bekommt, wenn er aufgeigt.

**) Beige = Holzſtoß beim Hauſe; aufbeigen = aufſchichten wie eine Beige.

***) = gebannt, bezaubert, auch ſchweizeriſch.

leſen und zurechtlegen müſſen. Pfundweiſe kommen die Bücher in jeder Woche und der Herr Bibliothekari iſt mit Durchſehen ſo beſchäftigt, daß er kaum noch einem Menſchen ein freundliches Wörtlein gönnt."

Wie arm, wie erbärmlich kam ich mir nun mit meinem neuen Volkskalender vor! Auf dem Heimwege durchblätterte ich ihn mehrmals; aber weniger um ſeinen Inhalt kennen zu lernen, als um unmutig auszurechnen, für wie manchen Abend er wohl etwa langen könnte. Dabei ſah ich immer den mit Leſen beſchäftigten, unfreundlichen Herrn Bibliothekari und die langen Reihen, welche die Wände in der Bregenzer Buchhandlung bedeckten.

Während nun daheim der Vater und ſeine Schweſter ſich an den gebrachten Bildern freuten, ſuchte ich meinen kleinen Webſtuhl wieder aus der Rumpelkammer hervor. Die Woche hindurch gönnte ich mir keine Zeit zum Leſen. Es entſtand in meinen ſchulfreien Stunden eine Elle Band nach der andern. Mit dieſem Erwerb und mit den Kreuzern, welche ich in der Kirche fürs Dienen erhielt, wollte ich nach und nach ein kleines Loch ſchießen in die geſchloſſene Bücherreihe, die mir recht ſchwer auf dem Herzen lag. Das ſchien mir das einzige Mögliche, um meinen Leſehunger zu befriedigen; denn daß ich nicht Bibliothekari werden könne — du lieber Gott! — das wäre mir klar genug geweſen, wenn mir's auch der Pfarrer nicht ſo ernſtlich ausgeredet hätte, wie das wirklich einmal, bald nach dem Abholen des Kalenders, in der Schule geſchah.

Noch weiß ich's ganz gut; es war ein heller Vormittag, wie man ſie hier im Jänner ſelten und doch nur im Jänner ſieht, wenn ſelbſt unſre verſchneiten Bergwände und die ſonſt ſo dunkeln Tannenwälder leuchten und glänzen. Der Pfarrer kam in ſo heitrer Stimmung in die Schule, daß ſie ihm ſchon anzuſehn war, und fragte

nun uns Kinder, was wir jetzt werden möchten, wenn's gleich nach unſerm Wunſche ginge. Der gute Pfarrer bekam allerlei Antworten zu hören. Die meiſten in der Schule hielten einen ſchuldenfreien Bauer mit Wieſen und Alpenweiden für zehn Kühe und einige Rinder für den beneidenswerteſten Mann, und der Pfarrer war damit vollkommen einverſtanden. Es gab dann aber doch auch ſolche, die ſich mit einem guten Handwerk, mit rieſiger Körperkraft, beſondrer Gewandtheit oder auffallender Schönheit begnügt hätten. Die Armen wünſchten ſich Geld und die Reichen Ehre. Ich mußte bei all dem Wünſchen an die Helden in den wunderbaren Geſchichten meines Alten denken. Früher würde ich mir ſicher eine ihrer herrlichen Gaben gewünſcht haben; jetzt fiel mir das nur noch ein, ohne mich jedoch ſo wie damals zu reizen. Still ſaß ich da, hörte lächelnd den andern zu und ſann über die Folgen ihrer Wünſche nach, wenn ſie ſich nun gleich erfüllen ſollten. Da kam endlich der Pfarrer zu mir und fragte: „Aber Franzmichel, was möchteſt denn du Sonderbares werden?"

„Bibliothekari", antwortete ich, ohne mich lange zu beſinnen.

Die Schüler hatten ſicher noch nie von einem Bibliothekari gehört. Sie ſahen mich erſtaunt an. Der Pfarrer ſetzte mir nun des langen und breiten die Torheit meines Wunſches auseinander. Er ſagte: Alles menſchliche Wiſſen mache den Menſchen nicht wahrhaft glücklich, ſondern verwirre nur den Sinn und ziehe nur die Seele von Gott ab. Zuletzt verwies er ſo ernſtlich auf das eine Notwendige, daß ich errötend vor den Schülern ſtand, welche zu glauben anfingen, ein Bibliothekari müſſe etwas recht Schlimmes, dem Pfarrer Mißfälliges ſein. Der freundliche Herr ſah das Zittern meiner Lippen, ſah, wie ich würgen mußte, um das zu verſchlucken, was der Unmut herauf- und heraus-

treiben wollte. „Etwas lernen wollen," fügte er begütigend bei, „ist schon recht und schön. Aber in deinen Verhältnissen hast du den deutlichsten Wink Gottes, daß du nicht zum Bücherwurme geschaffen bist; was du auch nicht bedauern darfst. Mein Gott, wie oft hab' ich schon gewünscht: wenn ich nur bei der Mistgabel geblieben wäre! Da, nur da kann man recht frei und unabhängig sein nach oben und unten. Und etwas lernen kann man darum schon auch. Ja, erst da geht's gut und ist einem rechte Erhebung, wenn man die freie Wahl hat, wann und wie man es treibt."

„Ja, wenn man auch Bücher hätte," fiel ich unmutig ein.

„Ja so, potztausend," sagte der Pfarrer lächelnd. „Nun, da kann doch vielleicht noch geholfen werden, ohne daß man gleich Bibliothekari zu werden braucht. Komm gelegenheitlich einmal zu mir, dann wollen wir sehn, was wir Passendes finden."

Nun war's dem Pfarrer vergeben und vergessen, daß er mir mit meinem Wunsch ein wenig warmgemacht hatte. Kam derselbe doch jetzt auch mir etwas närrisch vor. Man konnte ja doch lesen, ohne daß man sich so von der Welt ab nur zu Büchern einsperren mußte, daß man für keinen Menschen mehr ein freundliches Wort hatte. Es gab ja doch nichts Schöneres, als mit andern freundlich reden; nichts Erhebenderes, als den lebendigen Verkehr der Gedanken. Stand man sich anfangs auch etwas steif gegenüber, so konnte man länger reden, sich klarer werden, näher zusammenrücken und kam endlich zur gegenseitig fördernden Tat. Das alles hatte ich eben erlebt. Der Pfarrer sagte mir Bücher zu, ich versprach ihm in Gedanken, nicht mehr an den bisher so beneideten Bibliothekari zu denken. O viel, viel Unrecht hatte ich dem guten Pfarrer abzubitten!

Zu dieſer Erkenntnis war ich aber nicht durch Leſen und Nachdenken, ſondern durch Reden gekommen. Ich glaubte ſchon, er verſtehe mich ſo wenig als die andern. Ich Tropf! wie ſollte er und wie ſollten andre mich verſtehen, wenn ich immer ſo ſtumm und unfreundlich an ihnen vorbeiſchnauzte*), als ob ich ſchon der Herr Bibliothekari wär' und die ganze Welt mich ſauber**) nichts anginge.

Ein altes Sprichwort ſagt: Not lehrt Beten. Mich aber hat die Not nicht recht fromm, das Unglück immer nur verſchloſſen und trotzig gemacht. Eine frohe Stunde dagegen öffnete mir das Herz, ließ mich demütig und liebevoll werden und erfüllte mein ganzes Weſen mit einer Wärme, in welcher hundert gute Vorſätze ſchnell zur Tat wuchſen. Das Glück, die Freude weckt mein Vertrauen auf Gott und öffnet mein ſonſt verſchloſſenes Weſen nicht nur der Gerechtigkeit, ſondern auch der Liebe gegen alle. In ſolchen Augenblicken empfinde ich am richtigſten, wieviel mir noch fehlt und was zuerſt anders werden muß.

Ich ging nicht ſogleich in den Pfarrhof, um Bücher zu holen. Der lief mir gewiß nicht davon. Leſen konnte ich noch den ganzen Winter, wenn ich ſonſt gerade nichts zu tun, mit niemandem zu verkehren hatte. Mein Leſebedürfnis kam wohl nur davon, weil es mir an vertrautem Umgang, an Verſtändnis fehlte, aus eigner Schuld. Nun ſollte etwas andres verſucht werden, denn durchs Leſen kam ich den Leuten nicht näher und ſie mir auch nicht. Wir ſollten uns aber näherkommen, und das war mir klar, den erſten Schritt mußte ich machen. Ich verſuchte es mit beſtem Willen und es ward mir leicht. Williger zu allem, was der Tag forderte, wollte die Mutter mich

*) raſch und finſterblickend vorüberging.
**) ſteigerndes Adverb = gar.

nie gesehen haben als jetzt. Der Vater war erfreut über ihr Lob und hatte bald Ursache, in dasselbe mit einzustimmen. Das wirkte wieder auf mich zurück. Ich versprach, das Lesen gänzlich aufzugeben, dafür mehr arbeiten und erwerben zu helfen. Das rührte nun meine Eltern und machte sie aufmerksamer und besorgter. Es hieß: man wisse doch nicht, was man einem Kinde raten und wehren dürfe. Jedenfalls habe mir Gott meinen sonderbaren Sinn gegeben, und es sei vielleicht gegen seinen Willen, daß mir Zwang angetan werde. Man kannte mich gut genug, daß man wußte, wie schwer ich mich zur jetzigen Lebensweise entschloß. Um mir doch auch wieder eine Freude zu machen, schickte man mich nun selbst in den Pfarrhof, eines der zugesagten Bücher zu holen.

Wie froh ich folgte, ist schwer zu sagen. Wenn ich's aber auch gut zu schildern vermöchte, ich unterließe es, zurückgehalten von der Besorgnis, daß man mir's nicht glauben würde, wie wichtig und erfreulich mir dieser Tag war. Ich hatte nun das Gutheißen der Eltern für meine Liebhaberei und durfte dem Pfarrer herzhaft ins Auge sehen, während ich meine Bitte vortrug. Er gab mir Haubers Jugendfreund mit mehreren kleinen Erzählungen von Christoph v. Schmid.

Nun ging es wieder an ein Lesen wie noch nie vorher, denn auch die Mutter hatte, da die Bücher vom Pfarrer kamen, nichts mehr dagegen. Ja, jetzt ließ sie sich zuweilen sogar eine Abkürzung des Abendrosenkranzes gefallen. Ich hatte daheim die schönsten Stunden. Mit dem Vater und dem Gottle redete ich viel vom Gelesenen. Sie hörten mir immer freudiger zu und wir rückten uns geistig näher; ich fühlte, wie ich ihnen lieber wurde, seit sie mir auf meinem Wege entgegenkamen und mich verstehen lernten. Herzlich dankbar für jedes freundliche Wort,

lebte ich mich nun auch mehr und freudiger in des Vaters Berufsleben hinein. Ich wollte nicht mehr nur Geld zu Büchern verdienen; es machte mich glücklicher, der Haushaltung etwas zu erwerben, da ich wohl sah, wie grausam nötig man auch jede Kleinigkeit brauchen konnte. Nicht mehr außer dem Hause oder im stillen Altarkämmerlein, in der Stube, im Kreise der Meinen, mit ihnen arbeitend und plaudernd suchte und fand ich meine beste Kurzweil. Wenn auch der Vater an einem Abende zum Vorlesen, ja sogar zum Zuhören keine Zeit hatte, so war mir darum doch wohl, wenn er nur daheim blieb. Ich konnte unmöglich mehr genug neben ihm sein und jede Stunde schien mir verloren, die ich früher absichtlich und ohne vernünftigen Grund außer dem Hause verbracht hatte. Es war recht öd in der Stube ohne den Vater. Auch seinen Werkzeugen, Bohrern, Sägen und Zangen schien es öd. Wenn er da war, kam es mir vor, ob sie alle sich auf ihre Weise bewegten; sonst aber hingen sie so tot ob der Hobelbank herum, wie Kirchenglocken am Karfreitag. Alles war dann still und ernst und ich hatte nichts dagegen, wenn die Mutter den Abendrosenkranz auch noch so lang machte.

Am unliebsten sah ich ihn aber doch am Abende des 12. Februar fortgehen, ohne daß ich wußte warum. Er ging nicht etwa an eine gefährliche Arbeit, sondern bloß über die Ach hinüber nach Gräsalp*), wo seine ältere verheiratete Schwester etwas unpäßlich sein sollte. Die Nacht war hell. Groß und freundlich sah ich die Sterne herunterschauen, als er ging. Die Wege durch den klaftertiefen Schnee waren so gut, daß ich ihn bat, mich mit-

*) Kleiner Weiler am linken Ufer der Ach, Schoppernau gegenüber, etwa zehn Minuten davon entfernt.

zunehmen. Er aber beſorgte, die ungewöhnliche Kälte der Nacht könnte mir um ſo eher ſchaden, weil ich überhaupt nicht beſonders gut mit Winterkleidern verſehen ſei. Unter der Stubentür gab er mir noch das Weihwaſſer und betete wie jeden Abend:

„Behüte Gott dich dieſe Nacht,
Was er beſchützt, iſt wohl bewacht;
Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“

„In Ewigkeit,“ ſagte ich und blieb in der dunkeln Stube beim Gottle, während die Mutter ihm hinausleuchtete.

Ich ſah ihm nach, bis er im Dorfe drunten zwiſchen den Häuſern verſchwand. Hierauf betete ich mit der Mutter, ſolang ſie wollte, denn ich ging nicht gern zu Bette. Erſt als die Mutter meine trübe Stimmung ſah und ſie das Nachklingen des verletzten Eigenſinns nannte, ging ich auf mein Zimmer, wo ich aber noch ſo lang zu dem geſtirnten Himmel ob den ſtillen, ſchneebehangenen Bergen hinaufſchaute, bis ich vor Kälte ganz ſtarr ward. Ich hatte das Wiederkommen des Vaters erwartet, aber er kam nicht mehr — nie mehr.

Lange wälzte ich mich ſchlaflos im Bette herum und hörte auf das leiſeſte Geräuſch aus dem Stalle, der nahe bei meinem Schlafzimmer war. Nach und nach aber verwandelte ſich das leiſe Läuten der wiederkäuenden Tiere in lautes Schellengeklingel. Ich war auf unſrer Alp, wo ich mich beim Suchen ſeltner Blumen verklettert hatte. Auf meinen Notſchrei eilte der Vater herbei. Schon löſte ich die Hand von dem Buſch, an dem ich mich krampfhaft feſtgehalten — ſchon glaubte ich mich erfaßt und ſicher — als ein lauter Schrei — es war das Gottle — mir alle Kraft benahm und ich tiefer und tiefer ſtürzte. Dann ſah ich wieder den geſtirnten Himmel, ſah die weiß und grün angeſtrichenen Fenſterläden des Nachbarhauſes

und hätte nun wach zu sein geglaubt, wenn ich nicht noch immer das Gottle schreien und jetzt auch die Mutter jammern gehört hätte. Ich zerrte an den Augenlidern, kneipte mich in die Arme und tat alles, mich aus dem bösen Traume zu wecken.

„Mutter, Gottle!“ rief ich ängstlich, und nun entstand neues Jammern, aus dem ich endlich heraushörte, wie keine der beiden es mir sagen dürfe und könne, daß mein Vater am Schlagflusse gestorben sei.

In der Wohnstube hörte ich fremde Stimmen. Ich sprang aus dem Bett und stürzte unangekleidet aus der Kammer. In der Stube lag der Vater neben seinen Werkzeugen, die beim Scheine eines matten Lichtes lange, starre Schatten warfen. Vor dem Vater stand der weißgekleidete Pfarrer und betete. Einige Burschen, die am Tische saßen und ebenfalls zu beten schienen, begannen laut zu weinen, als ich kam. Ich vergaß im Schrecken alle dem Priester schuldige Ehrfurcht, zupfte ihn am weißen Kleid und fragte: was denn um Gottes willen dem Vater fehle und was ein Schlagfluß sei. Der Pfarrer hörte sofort auf, lateinisch zu beten. Er erfaßte meine zitternden Hände und sagte: „Nichts mehr fehlt ihm, du mein gutes Kind — denn der liebe Gott hat ihn zu sich genommen.“

Ich verstand, was das hieß. Aber das war nicht möglich, war zu ungeheuer für den lieben Gott. Der Pfarrer redete noch lang, aber ich habe nichts mehr davon verstanden. Um mich herum ward es heißer, dunkler, und mir wurde es, als ob der Boden unter meinen Füßen weiche und ich zu sinken anfänge, tief, tief. Auf mich wälzte sich etwas Unaussprechliches, Ungeheures. Erst der Stundenschlag der Uhr brachte mich wieder zu mir selbst. In dem Klange glaubte ich etwas von der

Stimme meines Vaters zu hören. Nun ſah ich ihn wieder vor mir liegen, aber er war doch gewiß nicht tot. Nein, nein, das nicht! jetzt ja ſah ich's durch meine zitternden Tränen hindurch, wie er zu lächeln, ſich zu regen begann. „Hol' nur den Doktor," rief ich, „denn das kann ſo nicht ſein — es iſt unmöglich!"

Ach, wie gaben ſich dieſe Menſchen Mühe, mich zu überzeugen, daß wirklich alles aus, gar keine Hoffnung mehr ſei. Mir aber ſollte, mußte etwas geſchehen. So müßig daſtehn, jeden Augenblick neue, noch ungeheurere Laſten auf mir fühlen konnte ich nicht. Ich ſelbſt wollte in das nur eine leichte Stunde entfernte Dorf Au und den Doktor holen. Ohne noch ein Wort zu ſagen, eilte ich ins Schlafzimmer zurück, um mich anzukleiden. Da hörte ich wieder das Jammern der Mutter. Das ging mir durch mein Innigſtes und nahm mir jede Kraft, jede Hoffnung. Ich eilte zu ihr und ſank laut aufſchreiend in ihre Arme.

Von da an weiß ich wenig mehr zu erzählen aus dieſer Schreckensnacht. Wenn ich ihrer gedenke, ſehe ich einige Burſchen um den runden Tiſch herumſitzen, auf dem ein mattes Kerzenlicht brennt. Einer erzählt, wie er den Vater tot auf dem Wege gefunden; ein andrer, wie er noch fünf Minuten früher gemütlich mit ihm geplaudert habe. Auch was jeder von ihnen heute noch außer dem Hauſe wollte, wird erzählt und dazwiſchen wieder ein Roſenkranz für den Verſtorbenen zwar laut, aber doch mit gedämpfter Stimme gebetet. Ob nur meine Einbildung, die ſich ſpäter noch oft mit dieſer Schreckensnacht beſchäftigte, das ſo zuſammengeſtellt hat, oder ob ich es wirklich ſah, kann ich nicht mit Beſtimmtheit ſagen. Am andern Morgen ſaß ich im Gado, wohin die liebe Leiche gebracht worden war, neben der Mutter. Sie

hatte krampfhaft meine beiden Hände erfaßt und ſchien zu ſchlummern. Ich wagte mich nicht zu regen, nur mein Auge ſuchte das ihrige. Es war offen und bald auf mich, bald auf die Leiche gerichtet. Als nun mein Blick dem ihren begegnete, hielt ſie meine Hände noch feſter und ſchrie laut auf: „Er iſt tot, iſt fort und läßt uns allein!“ Als ich laut aufweinte, ſagte ſie: „O du haſt es gut, daß du weinen kannſt; daß das heiße Weh nicht jeden Tropfen in dir auftrocknet! Aber du weißt auch nicht ſo ganz recht, was du verloren haſt — du und ich. Ja, du biſt noch ſo jung und unerfahren und ich ſollte dir alles ſein, wie genug ich auch mit mir ſelbſt ſchon zu tun hätte.“

Gewiß, der Gedanke, daß nun die Sorge für mich, fürs Gottle, fürs ganze Hausweſen einzig auf ihr, der Verlaſſenen, liege, drückte ſie anfangs noch tiefer nieder; aber gerade dieſer Gedanke richtete ſie auch zuerſt wieder einigermaßen auf. Ihre Frömmigkeit, ihr feſtes Gottvertrauen beſtand auch dieſe Prüfung und ging ſogar noch größer und ſchöner daraus hervor. Sie war ein Weib, eine Hausmutter, die die ganze Gemeinde bewundern mußte. Im Geiſte des Geſchiedenen wollte ſie wirken. Schon am Tage nach jener Unglücksnacht kam ſie zu mir ins Altarkämmerlein, wo ich ſtundenlang weinte, und ſagte feierlich: „Gott der Herr ſelbſt hat den Vater zu ſich genommen. Die Leute jammern, daß er unverſehen — ohne Beichte und Kommunion — geſtorben iſt, mir aber macht das nicht viele Sorge. Das hat Gott ſo wollen, der gewiß nicht das Unrechte will. Der Vater hat ſo gelebt, daß er leicht Rechenſchaft ablegen kann vor dem Richterſtuhl des Allwiſſenden. Wäre das nicht, ſo hätte der ihn ſicher nicht ſo ſchnell hinweggenommen, drum iſt's mir noch faſt ein Troſt. Für den Vater ſollte ein ſchneller Tod gewiß keine Strafe, ſondern bloß eine Erleichterung

des Scheidens werden. O er hat sie verdient! Er war ein rechter*), ein lieber, der beste Mann; und ich wollte jetzt nur, daß ich seiner mich wert zeigen könnte vor dir, dem Gottle und der ganzen Gemeinde, daß er vom hohen Himmel zufrieden segnend auf uns herabsehen könnte. Nur das bleibt mir auf dieser Welt noch zu wünschen."

Und die Starke hat diese Gnade wirklich gehabt. Die vielen Leute, welche kamen, um für den Verstorbenen zu beten, bewunderten die Ruhe, mit welcher sie ihre Anordnungen, besonders zur Beobachtung der durch die Sitte vorgeschriebenen Bräuche, treffen konnte. Dieser Bräuche bei Todfällen gibt es so viele, als ob es gerade darauf abgesehen sei, die Bewohner des Trauerhauses auch nicht einen Augenblick zu sich selber kommen zu lassen. Vom Morgen bis zum Abend währt das Kommen und Gehen derjenigen, welche ein „Seelenalmosen" — gewöhnlich ein Kleidungsstück des Verstorbenen — wie einen ihrer Armut schuldigen Tribut in Empfang nehmen, wofür sie den trauernden Spendern gewöhnlich eine endlos lange, ungemein peinliche Trostrede halten. Abends, nach dem Nachtessen, versammelt sich so ziemlich das ganze Dorf in allen Räumen des Hauses, um für den Verstorbenen einen Psalter, aus drei Rosenkränzen bestehend, zu beten. Die Ärzte und auch einzelne gebildete Geistliche haben bisher noch immer vergebens geredet gegen diese jeden fühlenden Menschen quälende Sitte, die überdies noch gefährlich ist, wenn der Gestorbene einer ansteckenden Krankheit erlag. Es wird allerdings zugegeben, daß man auch in der Kirche sich versammeln und beten könnte — fast besser, als in einem engen Hause, wo alles sich drängt und stört. Doch man will es dem Toten nicht antun, ihn ganz allein

*) Ein Mann, wie er sein soll.

liegen zu laſſen, und man ſagt, daß ſo eine fromme Verſammlung für die Überlebenden recht tröſtlich ſei. Dieſen kommt es freilich nicht ſo vor, wenn ſie es einmal ausſtehen müſſen, aber ſie dürfen nichts ſagen und ſo bleibt es immer bei der alten Plage. Uns wenigſtens tat es recht in der Seele weh, als wir die von des Vaters Hand noch an ihren Platz geſtellten Werkzeuge, den Schraubſtock, die Hobelbank und alles aus der Stube entfernen, im ganzen Hauſe das Unterſte zu oberſt räumen mußten, um für die vielen Andächtigen, Teilnehmenden und Neugierigen etwas Platz zu bekommen. Weh tat uns auch das Lachen der jungen, ungezogenen Leute und ihr dummes Geſchwätz vor und nach dem Pſalter. Über alles mögliche unterhielt man ſich da, die Pfeifchen der vielen Raucher dampften, bis ein Qualm entſtand, welcher endlich die meiſten heimtrieb. Nur etwa noch ein Dutzend junge Leute aus unſrer Verwandtſchaft blieben in der Rauchwolke zurück und halfen uns die Nacht durchwachen. Noch einmal wurde ein Pſalter gebetet. Die übrige Zeit vertrieb man ſich mit Kaffeetrinken, Spielen und Plaudern. Uns kam es vor, als ob wir gar nicht mehr da zu Hauſe wären. Wieder und wieder flohen wir zum Sarge des Vaters, auf welchem neben einem Kruzifix zwei Lichter brannten. Die Nacht war endlos lang, doch konnten wir trotz aller Müdigkeit nicht ſchlafen. Wenn uns die Augen zufielen und wir uns allmählich an den Lärm in der Stube gewöhnten, kam uns auf einmal wieder in den Sinn, warum die da draußen verſammelt waren. Erſchrocken fuhren wir dann auf. Ein unausſprechlicher Schmerz, der uns durchzuckte, ſchien furchtbar ſchnell die wenigen Minuten des Vergeſſens und der Erholung wieder einbringen zu wollen. Das laute Weinen des einen ſchreckte auch das andre wieder auf, bis endlich — und doch noch zu früh — der Morgen kam, an

dem wir den Sarg zunageln, die schwarze, hart gefrorne Erde ins Grab fallen hörten. Ja, das alles hab' ich gehört, und die Glocken läuteten dazu so ernst und alles weinte. Noch lange glaubte ich im Glockenklang immer auch das Fallen gefrorner Erdschollen und das Weinen der Mutter zu hören, während mich früher das Läuten nur an den ersten Gang zur Kirche und andre glückliche Stunden erinnert hatte.

Nicht nur wir, auch die Gemeinde hatte viel an dem Verstorbenen verloren, besonders die Armen. Wer sich mit seinen Angelegenheiten nicht selbst an den Vorsteher zu wenden wagte oder beim Pfarrer eines Fürsprechers zu bedürfen meinte, kam ohne Scheu zu meinem Vater, welcher für alle und für jeden einzelnen da war. Jeder ging hoffnungsvoll oder doch getröstet von ihm. Er hatte eine ganz eigne gewinnende Art, mit den Leuten umzugehn, so daß sie sich auch das Unerwünschteste von ihm raten und befehlen ließen. Als der Weg durchs Achtal nach dem im hohen Gebirge gelegnen, drei Stunden von uns entfernten Schröcken*) auf Unkosten der Gemeinde neu angelegt werden sollte, und keiner der Bauern rechte Lust zu der schweren, wochenlangen Arbeit zeigte, die sie selber verrichten mußten, wurde dem Vater die Oberaufsicht von der Gemeinde übergeben, weil man glaubte, daß die Arbeiter ihm am willigsten folgen würden. Man fand sich auch nicht getäuscht. Er verstand es meisterlich, jeden auf seinen Platz zu stellen und auf seine Weise zu behandeln. Alle Dorfbewohner arbeiteten mit Lust, und die Straße — anderwärts würde sie freilich nicht so genannt werden — war in kurzer Zeit fertig; viel eher, als vorher jemand er-

*) Das letzte Örtchen im Hintergrunde des Tales der Bregenzer Ache, 1260 m hoch gelegen.

warten zu dürfen glaubte. Noch ſehe ich ihn vor mir, ſeine geſunde, kräftige, nur von ſtrenger Arbeit etwas gebeugte Geſtalt, ſein heitres ſelbſtgenügſames Lächeln, das man immer auch ein wenig hörte, wie er überhaupt nur laut zu denken vermochte. Größer, aufrechter ſah ich ihn nie, als da er den erſten zweirädrigen Wagen nachſchaute, welche in die Achſchlucht auf der neuen Straße hineinfuhren, und da ich ihm die erſte Zeitung vorlas.

Er war ein friſcher, freier, frommer, fleißiger, fröhlicher Mann, von dem noch lang im Dorfe geredet und gerühmt ward. Ich habe ſpäter in beſonders guten und böſen Tagen ſtets ſeiner in Wehmut gedenken müſſen, denn je älter ich wurde, deſto beſſer lernte ich ihn verſtehn, deſto höher ſchätzen nach dem, was mir von ihm im Gedächtnis geblieben iſt.

Friede ſeiner Aſche!

VII.

Es gibt auch eine Poesie des Todes, eine tiefe, wunderbare; so tief und wunderbar, daß sie bei weitem nicht von jedem empfunden wird. Der Schlaf ist des Todes treuestes Bild. Der aber, der, wie wir jetzt, im stillen bergumschlossenen Dörfchen die Nacht durchwacht, gleicht dem, der sein Liebstes vor seinen Augen versinken sah. Wehmutsvoll wendet sein Blick sich hinauf aus der dunkeln Welt, die in ihrer starren Ruhe dem Schlummerlosen recht hart und selbstsüchtig erscheint. Da steht er allein im Dunkeln; droben aber winken tausend und abertausend Sterne, ziehen ihn ins Unendliche und sein Wesen beginnt sich wunderbar zu weiten, daß er sich nicht mehr sehnt nach dem Lärm des Tages, nicht mehr hinein sich wünscht ins ruhelose unzufriedene Treiben der Menschen. Zeigt uns der Tag mit seinen bunten Bildern die Größe und Kleinheit des Menschengeistes, so wirst du, freundliche Mutter Natur, dem Einsamen die hehre Verkünderin der Allmacht, der Unendlichkeit des Welterhalters, wirst ihm das Bild der Ewigkeit. O mancher, den ihr unglücklich wähnt, der es auch ist und sich von euch nicht trösten, nicht zerstreuen läßt, teilnahmslos an euern lautesten Festen vorüberschleicht, vermochte in der Stille der dämmernden Nacht, wo kein Bild des Leides, des Weltunfriedens, den Geist gefangennahm, sein Leid ins All zu versenken, daß es im uferlosen Meere ins Nichts verschwand.

Auch um uns herum war es seit dem Tode des geliebten Vaters überall Nacht. Wir achteten wenig mehr auf das Treiben der Menschen, denn unsre Blicke waren nach oben gerichtet. So innig waren wir an den Hingeschiedenen gebunden gewesen, hatten so fest an ihm gehangen, daß er uns mit hinüberzog in jene Welt, in der ihn jetzt unser frommer Glaube unter den Verklärten wandeln sah. Die Pforte zwischen uns und ihm, zwischen Zeit und Ewigkeit, war nicht ganz wieder verschlossen. Das verklärte Lächeln des Seligen belohnte uns noch jede gute Tat. Wir mußten einander noch nahe sein. Mir wenigstens war der Gedanke an ihn mein Gewissen, und die Mutter sagte: „Einem Priester, der an Gottes Statt wirke, müsse ähnlich, obwohl noch viel erhabener zumute sein als ihr, wenn sie am Platze des Vaters und in seinem Namen das Hauswesen leite.“ Es war uns wirklich zumute, wie dem einsamen Bewundrer einer herrlichen Winternacht, für den der Lärm des Alltagslebens keinen Reiz mehr hat, sondern nur noch das Versenken seines ganzen Ich ins Überweltliche, ins Unendliche.

Unsre Freunde und Verwandten sahen nicht ohne Besorgnis die Mutter immer stiller, immer gleichgültiger werden gegen viele ihnen wichtige Dinge. Nicht etwa, daß sie die Pflichten der Haushälterin irgendwie vernachlässigt hätte. Dazu war sie viel zu besorgt um meine Zukunft, zu eifrig, sich ihres Gatten wert zu zeigen und der nach seinem Tode von Gott an sie gestellten Anforderung zu genügen. Zurückkommen durfte die Haushaltung nicht, wenn's irgend zu vermeiden war. Dieser Gedanke beherrschte die Mutter fast allmächtig, so daß sie nicht mehr auf ihre Gesundheit Rücksicht nahm. Aber weil sie die Erfüllung ihrer schweren Aufgabe wie eine Art Gottesdienst ansah, begann ein Ernst sie zu umgeben und allem

Äußern zu verſchließen, der die, welche ihr naheſtanden, immer beſorgter werden ließ.

Nun verſuchte man ſie zu tröſten, aber mit Gründen, die ihrem Weſen fremd waren, gegen die ſie ſich ſogar mit aller Kraft wehrte. Wer jemand aus der Tiefe des Schmerzes erheben will, der muß vorher auch in dieſe Tiefe hinabſteigen können und leſen in der Seele des Leidenden. Dem bloßen Rufe, heraufzukommen, folgt er nicht, und hat nicht die Kraft, den zu ſeiner Rettung ihm zugeworfenen Strick zu erfaſſen. Das iſt aber häufig nicht gar ein ſo großes Unglück, als man glauben könnte. Ausklingen muß der Schmerz im Herzen wie eine geſchlagene Glocke, die leicht zerſpringt, wenn man ſie zu ſchnell mit einem fremden Gegenſtand drückend in Berührung bringt. Im kräftigen Einſtehen an des Vaters Platz hätte die Mutter ſicher noch den beſten Troſt gefunden, wenn es ihr durch die Verhältniſſe nicht gar zu ſchwer gemacht worden wäre. Freilich konnte man ſie für ein Alter von fünfzig Jahren noch ungewöhnlich geſund und kräftig nennen, aber ſie brauchte das. Im Winter mußte ſie neben der Küche und dem kranken Gottle noch unſre fünf Kühe verſorgen. Ich machte ihr mit Waſchen und Flicken der Kleider gewiß noch ebenſoviel oder mehr Arbeit, als ich ihr anderweitig neben der Schule abnehmen konnte. Einen Knecht wollten uns unſre Mittel nicht erlauben und die Mutter hätte ſich auch ein Gewiſſen daraus gemacht, mir etwas von dem zu nehmen, was die ſaure Arbeit, die bittre Sorge hinterließ. Verdienen konnte ich wohl auch künftig nie viel, daher mußte auf jede Weiſe geſpart werden.

Gerne hätte ſie unſern Anteil an der Alp verkauft, die der Vater mit ſeinen Geſchwiſtern vom Großvater erbte. Doch das war nur mit Nachteil zu machen in einer Zeit, wo kein Menſch den Verhältniſſen ſo traute, daß er etwas

unternehmen mochte. Alle Preiſe ſchwankten, und da man im größern nur noch um Papiergeld handelte, ſo wußte man nie, was man in der Hand habe und was eine beſtimmte Summe über Nacht noch wert ſei. Unſer Vormund, der einzige am Leben gebliebene Bruder des Vaters, ein rotbackiger, noch unverheirateter Mann in den beſten Jahren, riet uns, die Alp, welche ja doch des Vaters Brotkorb geweſen ſei, einſtweilen zu behalten und lieber einige Grundſtücke zu verkaufen. Auf der Alp werde doch alles mit Knechten getan, und es ſei beſſer für die Mutter, wenn ſie künftig im Winter nicht mehr ſoviel Kühe zu verſorgen habe. Gewiß wäre es dem Vormund nicht recht geweſen, einen ganz fremden Teilhaber der Alp neben ſich zu bekommen. Eigennützig darf man ihn aber darum doch nicht nennen. Im Gegenteil, er übernahm das Kaufen und Verkaufen der Kühe, die wir jeden Sommer brauchten und mit denen wir im Herbſt nichts mehr anzufangen wußten, ohne irgendeine beſondre Belohnung und erwies ſich uns überhaupt in jeder Weiſe gefällig. Mir war er ſchon wegen ſeiner Ähnlichkeit mit meinem Vater ungemein lieb. Nur daß er an ſeinem Hochzeitstage, etwa ein halbes Jahr nach dem Tode des Vaters, Tanzmuſik hielt, habe ich ihm lange nicht recht verzeihen können. Überhaupt kam mir noch immer jeder frohe Menſch etwas rückſichtslos und ſelbſtſüchtig vor. Wer noch keinen Verluſt eines Lieben zu beklagen hatte, der ſollte Gott im ſtillen täglich danken, aber nicht andern mit ſeinem lauten Jubel darüber weh tun.

Hatte denn der und der ſeinen Vater mehr verdient als ich? Oder brauchte er ihn notwendiger? Warum hatten denn gerade wir ſo unglücklich werden müſſen? Mit ſolchen Gedanken ging ich manches Mal durchs Dorf hinab. Die Arbeiten und Sorgen des täglichen Lebens

drückten mich und die Mutter mehr und mehr aus jenen Höhen herab, in welche zuerſt unſer Geiſt dem Geſchiedenen gefolgt war. Zuerſt war es uns immer geweſen, ob er unſichtbar noch um uns ſei; jetzt aber empfanden wir es immer und überall, daß er uns fehlte. Wir glaubten zwar, daß wir nur nach dem Wiſſen und Willen Gottes leiden mußten, aber eben darum begannen wir den lieben Gott faſt für unſern Schuldner zu halten. Die vielen ſich folgenden Unfälle im Stalle trafen uns immer doppelt, weil ſie uns nicht nur um einen bedeutenden Teil unſers kleinen Vermögens, ſondern auch beinahe um jenes kindliche Vertrauen brachten, welches in jedem Ereigniſſe das Eingreifen Gottes ſieht und vom Schlimmſten immer wieder das Beſte hofft. Die Mutter hatte bisher ihre religiöſen Bedürfniſſe durch pünktliche Pflichterfüllung befriedigt, ohne daß dabei beſonders viele Worte gemacht wurden; jetzt ſuchte ſie mehr als je erbauliche Geſpräche und geſtand offen, daß nur dadurch ihr Vertrauen wiedergeweckt, ihr Mut gehoben würde. Beſonders viel ſah ich ſie mit einem armen verwaiſten Mädchen verkehren, welches alljährlich zweimal wallfahrtete und Mitglied aller bekannten Bruderſchaften war.

Unſer Abendroſenkranz wurde immer länger, da das fromme Bäbele immer wieder neuer Heiligen gedachte, deren kräftige Fürbitte bei Gott man ſich auch noch durch ein Vaterunſer erflehen ſollte. Selbſt dem Gottle währte manches Mal das Vaterunſerbeten zur ganzen Allerheiligen-Litanei etwas zu lang, obwohl auch es immer ernſthafter wurde und mich kaum noch etwas andres als die vom Pfarrer entlehnten Schriften von Alban Stolz oder etwas aus unſrer Heiligenlegende laut vorleſen ließ. Anfangs freilich war mir das etwas ſchwer, aber dieſe frommen Werke, deren Inhalt mehr und mehr auch den

einzigen Stoff unſrer Geſpräche bildete, begannen bald auch auf mich zu wirken. So ergeben in Gottes Willen wurden wir freilich nicht, daß wir ohne bittre Klagen an den Verluſt des Vaters zu denken vermochten. Gott hatte gewaltſam in den natürlichen, berechtigten Lauf der Dinge eingegriffen. Es war ein Wunder geſchehen, und zwar ein ſo großes, wie wenn ich nun plötzlich auch am linken Auge wieder ſehend geworden wäre. Dem lieben Gott war gewiß das letztre noch viel leichter, gewiß griff er nochmals, wie ſchon oft, auf ganz beſondre, jedem ſichtbare Weiſe in unſer Leben ein, wenn man recht herzlich ihn darum bat. Ich konnte ja dann ihm, der Mutter und den Nebenmenſchen viel beſſer, freudiger dienen, meine Berufspflichten genauer erfüllen. Angeregt ward dieſer Gedanke durch das Bäbele, genährt aber wurde er hauptſächlich durch die vielen Wundergeſchichten, die ich in der Legende las, während anderſeits Alban Stolz die nüchterne, glaubens- und vertrauensloſe Verſtandesrechnung mit dem alltäglichen Lauf der Dinge fortkämpfte und beſchämte.

Ja, ich erwartete etwas ganz Sonderbares, ein Wunder. Trotzdem aber war ich überraſcht, als einmal mich die Mutter ſchon um Mitternacht weckte und mir die mitgebrachten Sonntagskleider anzuziehen befahl, weil mich das Bäbele zu einem Geiſtlichen bringen wolle, der wirklich ſchon mehrere Wunder gewirkt habe. Anfangs tat ich alles mögliche, um ſicher zu werden, daß ich nicht etwa nur träume, denn ich begriff nicht, wie die Mutter mir ſo lange verhehlen oder doch nur verblümt andeuten konnte, wie nahe die Erfüllung meines heißeſten Wunſches ſei. Man machte mich nun darauf aufmerkſam, daß ich meinen Wunderglauben nicht verſtohlen genug vor andern Kindern gehalten hätte. Die Welt ſei beſonders jetzt eine böſe. Was der heilige Schutzengel und was wahrhaft

fromme Menſchen einem eingäben, das werde unchriſtlich bekämpft und niedergeſpottet. Ich aber würde dabei leidenſchaftlich und könnte leicht im frommen Eifer das Heiligſte ſündhaftem Spotte preisgeben, indem ich meine Behauptungen durch einen Hinweis auf Tatſachen bekräftigen wollte. Derlei Bedenken hätten gänzliches Stillſchweigen mir gegenüber weitaus als das Klügſte erſcheinen laſſen.

Ich wurde mit dem Ankleiden unmöglich fertig und hätte ſicher ohne den Beiſtand der Mutter mich in der Aufregung nur ſchlecht gegen die Kälte der Winternacht geſchützt. Auch mußte ſie mir Weſte und Rock zuknöpfen, da meine Hände ſo zitterten, daß ich ſelber damit wohl kaum zuſtande gekommen wäre. Von dem aufgeſtellten Eſſen rührte ich kaum noch etwas an, wie ſehr mich das Bäbele, welches ſchon herübergekommen war, auch immer dazu nötigen wollte. Wieder und wieder ſah ich mich in der Stube um, denn ſo wie jetzt ſah ich ſie nun wahrſcheinlich nicht mehr. Alle meine Spielplätze hätte ich noch einmal beſuchen mögen, um mir ihr Bild recht tief einzuprägen. Künftig mußten ſie, mußte die ganze Welt mir anders erſcheinen; mußte ich ſelbſt ein andrer werden. Ja jetzt wagte ich's mir zu geſtehen, daß denn doch meine Kurzſichtigkeit an mancher meiner Sonderbarkeiten ſchuld ſein möge.

Noch ſegnete mich die Mutter, dann ging's aus dem Hauſe und durch das ſtille, dunkle Dorf hinab. Mir war es lieb, daß das Bäbele ſo wenig redete, denn auch ich hatte genug mit meinen eignen Gedanken zu tun. Im Nachbardorf Au, vor einem Hauſe, in welchem ich trotz der frühen Stunde ſchon mehrere Lichter brennen ſah und ein geſchäftiges Treiben hörte, ſtanden wir ſtill. Ein älterer Mann trug viele große, aber ſcheinbar nicht beſonders

schwere Päcke auf einen großen Schlitten. Da ich den Mann sofort kannte, konnte ich mir denken, daß er die in Au und Schoppernau gemachten Stickereien wieder nach der Schweiz ins Appenzellerländle bringen wolle. Die vielen Arbeiten langer Wochen und tausend schlafloser Nächte sah ich ihn ganz gleichgültig aufeinanderwerfen; dann faßte er mich — ein Schwung, und ich steckte mitten zwischen den riesigen Ballen. Mit dem Bäbele machte er kaum etwas mehr Wesens. Unversehens lehnte es neben mir und wickelte mich in seinen Mantel. Nun ward ein alter Schimmel, an dessen Rippen und Knochen man Kleider hätte aufhängen können, aus einem baufälligen Stalle geholt und vorangespannt. Das Tier schien schlecht zu hören oder der Schlitten mußte angefroren sein, denn schon dreimal hatte des Ferggers*) gewaltige Stimme „hi hi!“ gerufen, und noch waren wir auf dem nämlichen Platze. Auf einen mit Geißelhieben bekräftigten Fluch aber begann sich's zu regen. Die Häuser wichen zurück und bald ging es mir und dem Schimmel nur zu schnell. Mir, weil ich hart unter uns links die kalte Ach fließen sah und fürchtete, das Fuhrwerk möchte das Gleis verlieren und nebenaus kommen; dem Schimmel, weil der eisenbeschlagene Schlitten ihm ein ums andre Mal an die hintern Beine schoß. Da bekam dann das Bäbele mit mir, der Stückleferggger**) mit seinem Rosse zu tun. Dieses schien nichts so gut zu können als stillstehn, wenn man aus irgendeinem Hause herausrief, daß

*) Fergger (= Fertiger), ein Handelsmann, Agent, der zwischen den Fabrikanten (oder Handelsfirmen) und den auf den Dörfern in ihren Häusern beschäftigten Arbeitern (hier Stickerinnen) den Waren- und Geldverkehr besorgt.

**) Stückle = Stück Stickerei; im Montafon hängt ein Schild an einem Hause: N. N., Stickstückfergger.

man auch noch etwas zu übergeben habe. Das geſchah immer häufiger, je heller es wurde. Da mußte ein Brief, dort ein Päcklein und hier ein Bericht mitgenommen oder zurückgelaſſen werden. Die Leute, die dabei zu uns herauskamen, ſchienen mir ſich faſt alle zu gleichen, ſeit ich niemand mehr kannte und mir bei keinem etwas Beſtimmtes denken konnte. Auch die Häuſer ſahen ſich ziemlich alle gleich. Die ſonnengebräunten Wände ſahen uns, unter der klafterdichten Schneekappe heraus, welche auf dem niedrigen Dache lag, recht unfreundlich an, und ſonſt war im Schneegeſtöber am Morgen weniger zu ſehen, als vorher im Dunkel der Nacht, welches dem Auge doch wenigſtens die Umriſſe der Berge ließ. Von den vielen Krümmungen der Ach merkte ich im Fahren nichts. Meine anfängliche Aufregung wich mehr und mehr dem Gefühle des Frierens. Bald war ich ſo ſchläfrig, daß ich nicht mehr aufſehen mochte, wenn auch ein Gerede oder ein Lärm um uns herum entſtand, bis man mich endlich in Schwarzenberg vom Schlitten hob. Der Fergger trieb gleich den Schimmel wieder an und langſam verſchwand ſein Fuhrwerk im Nebel; mich aber führte das Bäbele in ein ihm befreundetes Haus, wo wir uns nun wieder erwärmen und erquicken konnten. Zuerſt kam es mir da unheimlich vor, wie freundlich ſich mir auch das alte Mütterchen erweiſen mochte, dann aber ſchloß ich mich, wie noch ſelten an ein Kind, an ſeinen Joſeph an, obwohl er viel älter war als ich. Man gab mir nun ſeinen Sonntagsanzug, weil ich bis auf die Haut durchnäßt war, und ich fühlte mich wohl darin, wie wenig er mir auch paſſen mochte. Nach dem Mittageſſen ging es nun zum Kaplan, dem Wundermann. Die Dorfjugend hatte ihren Spaß, die weiten Kleider an mir herumplumpen zu ſehen. Ich aber kümmerte mich wenig um alle ſpöttiſchen Be-

merkungen, denn ich war zu sehr mit der Frage beschäftigt, was nun kommen werde. Meine Aufregung wuchs, je näher wir der Kirche und vermutlich auch dem Pfarrhofe kamen, und wurde schließlich so groß, daß ich mehr in des Kaplans Wohnung hineinstolperte als ging. Der Gesuchte war daheim. Wie er aussah, weiß ich nicht mehr, denn ich wagte nie recht, ihm ins Gesicht zu sehn. An seine Stimme dagegen kann ich mich noch ganz gut erinnern, wie ich überhaupt für Stimmen ein besonders scharfes Gedächtnis habe. Die merkte man sich auch sehr leicht. Sie hatte bei aller Zartheit etwas Gewaltiges, das einem tief ins Herz ging, etwas, wie ich später es nur bei Jesuitenpredigten wieder hörte. Diese Stimme fragte nun das Bäbele: wie ich denn unglücklich geworden sei. Das Mädchen berichtete den ganzen Verlauf und sagte dann, da es den Geistlichen tiefbetrübt sah, wie um ihn zu trösten: „Gar so schlimm, als man anfangs geglaubt habe, sei es aber doch noch nicht. Ich könne springen und arbeiten so gut als einer und lesen könne ich, wie man es von Unstudierten sicher noch niemals gehört habe."

„Also das Kind liest viel," fragte der Kaplan in einem Tone, der mir wie ein Vorwurf klang. „Soviel als einer," antwortete das Mädchen.

„Dann," sagte der Geistliche, „hat vielleicht der liebe Gott ihm gerade auf diese Art den Riegel vorschieben wollen, daß es nicht abkomme von dem Wege des Heils. Es ist besser, mit einem Auge ins Reich Gottes zu gelangen, als zwei Augen haben und verdammt werden."

Wir schwiegen. Ich ärgerte mich ein wenig über den Geistlichen, denn ich hatte ja die meisten Bücher von unserm Pfarrer; das Bäbele glaubte zuviel gesagt zu haben und wußte doch lange nicht, wie es wieder verbessern könnte. Endlich aber sagte es: „Wär's aber nicht gut für ihn,

wenn ihm geholfen würde, daß er dann seiner alten Mutter auch helfen, die Berufspflichten leichter erfüllen könnte?"

„Allerdings", antwortete der Kaplan, „das wohl, das wäre freilich besser, und drum wollen wir nun im Namen Jesu an unser Werk."

Ich wurde in ein andres Zimmer geführt, in dem ein kleiner Altar aufgerichtet war. Vor diesen mußte ich nun knien, der Geistliche stellte sich hinter mich und legte die eine Hand auf mein Haupt, während die andre ein Büchlein mit rotem Schnitt hielt, aus welchem er nun lateinisch zu beten begann.

Jetzt wurde Gott von seinem Priester für mich angerufen, ein Wunder zu tun. Jetzt sah er auf mich herab und erforschte mich. Mir ward himmelangst und ich zitterte am ganzen Leibe. Wie lang der Kaplan betete, weiß ich nicht. Bald schien mir kaum eine Minute vergangen, bis die Uhr wieder eine Viertelstunde schlug, bald kam es mir vor, ob ich schon eine halbe Ewigkeit da gekniet wäre. Endlich machte der Kaplan sein Buch zu, segnete mich und sagte mir, daß er nun das Seinige getan habe. Gehen aber ließ er mich noch nicht, sondern hielt, wie vorher, eine Predigt über die traurigen Folgen des Lesens, wie schon der liebe Gott selber mich sichtbar davon abhalten wolle, wenn er mir nicht mehr Augenlicht schenke. Zuletzt gab er mir ein Fläschlein geweihten Öles. Das sollte ich tropfenweise im Namen Jesu an den Schläfen verschmieren, dabei seiner Worte gedenken, sieben Vaterunser beten und dann überzeugt sein, daß nun Gottes heiliger Wille geschehe, wie es auch immer gehn möge.

Unterdessen hatte sich draußen alles gehellt und verklärt. Über die weißen von der Abendsonne vergoldeten Bergspitzen schaute ein tiefblauer Himmel ins Tal herab. Aber über welch ein Tal? „O wie ist doch die Welt so

groß!“ rief ich erstaunt, daß nicht schon eine Viertelstunde vor mir sich Berg an Berg reihte, sondern wenigstens eine Stunde weit, und gegen Osten sich gar noch weiter sehen ließ. Was in meinem engen Heimatstal zu sehen war, wußte ich schon so gut auswendig, daß ich mich seit Jahren nie mehr darum kümmern mochte. Las ich irgendwo von einem Dorfe, so dachte ich mir mein Schoppernau, hörte ich von einer Stadt, so glich sie mir dem Nachbardorf Au, welches um mehr als die Hälfte größer war. Die Berge, meinte ich, sähen alle aus wie die unsrigen und die Täler ebenso eng. Nun hatte ich andre Formen vor mir, ganz andre Felsenköpfe ragten über unbekannte Dörfer hinaus und auf dem allem lag so ein großes Stück Himmelsbläue, wie ich's noch mein Lebtag nie geschaut hatte. Kaum war ich noch vom Platze zu bringen; denn je länger ich mich umsah, desto herrlicher kam mir alles vor. Das Bäbele gewann die Überzeugung, daß ich wirklich viel besser sehe, als vorher. Nach und nach glaubte ich das auch selbst, denn soviel hatte mir ein Baum, ein Felsenkopf noch nie zu verwundern gegeben als jetzt. Auch den stattlichen Häusern schenkte ich mehr Aufmerksamkeit, als früher den einfachen Wohnungen in Schoppernau. Daß aber wirklich ein Wunder an mir geschehen sei, das glaubte ich dem Bäbele erst, als wir am andern Tage wieder in mein enges heimatliches Tal zurückkamen.

Ich sah nämlich jetzt auch unsre Berge mit ganz andern Augen an. Die Bildung jedes Felsenkopfes war mir wichtig, während ich früher nie daran dachte, daß sie auch anders sein könnte, als sie eben war. Und einmal zur aufmerksamen Betrachtung der Umgebung angeregt, wurden mir viele Dinge merkwürdig, an denen ich früher achtlos vorüberging, so daß man glaubte, ich hätte sie gar nicht gesehen. Ja, mir kam alles viel klarer und schöner

vor als früher, und ich konnte daher nicht anders, als meinen Vettern und Baſen zugeſtehen, daß wenigſtens ein kleines Wunderchen an mir geſchehen ſei. Ich kann nicht leugnen, daß mir das ſchmeichelte, ſo daß ich mir in der Schule Mühe gab, das Leſebuch etwas weiter vom Auge zu halten und überhaupt als ein etwas andrer zu erſcheinen. Es gelang mir das in manchem Stück, ſeit ich mir Zwang antat; nach und nach aber artete mein Bemühen in Verſtellung aus. Ich wollte geſehen haben, was ich nicht ſah. Vor andern gab ich mir dadurch allerdings nicht ſo viele Blößen, als man hätte denken ſollen, denn meine andern Sinne hatten ſich merkwürdig geſchärft. Das Geld zählte meine Hand ſo gut als mein Auge; wenn jemand abends vor dem Hauſe vorbeiging, kannte ich ihn am Auftreten, am Huſten und an hundert Dingen, auf welche andre nicht achten. Ich fand ſogar, daß gewiſſe Menſchen immer einen ganz eignen Geruch mit ſich bringen. Mit ſolchen Gaben und Fähigkeiten vermochte ich daher andre leicht zu täuſchen, bei mir ſelbſt aber wollte mir das nicht lange gelingen. Ich mußte mir geſtehn, daß ich doch eigentlich nicht mehr ſehe als vorher. Das ließ mir nicht einmal die Freude an dem, was mir durch ſtrenges Üben meiner Sinne und durch eine Selbſtbeherrſchung möglich war, wie ſie bei Kindern meines Alters nur ſelten anzutreffen ſein dürfte. Ich ward immer unzufriedener mit mir ſelbſt und begann über meine Reiſe zum Wundermann um ſo ſchärfer nachzudenken, weil ich für den in mir geſammelten Unmut einen Ableiter brauchte. „Gott wolle mich durch Zulaſſung eines Unglücks von dem gefährlichen Leſen bewahren," hatte der wunderliche Kaplan geſagt. Warum ließ denn Gott nicht lieber die erblinden, welche ſchlechte Bücher ſchrieben? Dadurch wäre ja das Unglück gleich im Keim erſtickt worden. Wieviel auf der

Welt hätte doch Gott anders machen müſſen, wenn er ſo den freien Willen der Menſchen hätte beſchränken wollen! Das war ſicher nur eine Ausrede des frommen Mannes, weil er nichts andres für mich hatte. Es war nichts als eine Täuſchung mit frommen Worten, und daß ich, daß andre mir ſchon geholfen wähnten, war auch nur Täuſchung. Wie mochte es wohl ſeinerzeit mit andern, mit allen Wundern geweſen ſein, von denen uns erzählt wurde? Früher glaubte ich, der heilige Klaus bringe mir in der Nacht des 6. Dezembers alle die ſchönen Sachen ſchnurgerade vom Himmel herab, die am Morgen in meinem Hute aufgebeigt lagen; jetzt wußte ich, daß nur die Eltern uns Kinder täuſchten, um uns auf dieſe Weiſe zum Gehorſam zu erziehen. War es vielleicht nicht mit allen Wundergeſchichten ſo? Eine Frage rief die andre hervor. Im zehnten Lebensjahr litt ich die furchtbarſten Qualen eines Zweifels, der auch noch Erwachſene recht unglücklich machen müßte.

VIII.

Vom folgenden Sommer wüßte ich kaum mehr zu erzählen, als was ich alles dachte und litt. Daheim gab es täglich neue Widerwärtigkeiten, die mich doppelt quälten, weil ich das fromme Gottvertrauen der Mutter nicht zu teilen vermochte. Je mehr ich las und die Verhältniſſe um mich herum beobachtete, deſto weniger konnte ich an ein Eingreifen Gottes in menſchliche Zuſtände glauben; und je weniger ich davon glaubte, deſto troſtloſer kam mir alles vor. Zum Glück hatte man unſerm Pfarrer nichts von meiner Reiſe nach Schwarzenberg geſagt. Ich zog ihn daher jetzt auch nie mit in die Wundergeſchichte hinein, ſondern hing noch immer mit Leib und Seele an ihm. Er ſuchte das Chriſtentum ſtets mehr aus ſeiner Lehre, als aus Wundern zu beweiſen, und das war, was ich jetzt brauchte, wenn mein Glaube nicht gänzlich Schiffbruch leiden ſollte.

Leider hatte ich keinen Menſchen, dem ich mich anvertrauen durfte. Weder von den Meinigen, noch von ſonſt jemand wußte ich mich verſtanden. Alle waren frömmer und glücklicher als ich. Am beſten paßte noch der Seppel zu mir. Der glaubte auch nicht alles, was man ihm ſagte. Doch die Art, wie er urteilte, oder vielmehr witzelte, konnte mich nicht überzeugen, ſondern bloß das Überlärmen*), was ſich in mir regte und mich un-

*) Durch Lärm übertäuben.

ausſprechlich quälte. Aber auch das war mir am Ende tröſtlicher als mein ewiges Grübeln. Er riß mich gewaltſam aus meinem Gedankengewebe heraus und ich war ihm dafür dankbar, wie weh mir ſein derbes, ſchonungsloſes Weſen auch manches Mal tun mochte.

In einer Art Verzweiflung ließ ich mich zu allem hinreißen, wenn ich hoffen konnte, dadurch mir ſelber zu entrinnen und mich einigermaßen zu zerſtreuen. Seppel brachte ſich ſelbſt und mich durch ſeine tollen Streiche in tauſend Verlegenheiten, aber mir war alles lieber, als Ruhe und Einſamkeit. Wenn wir uns verklettert hatten, daß wir zitternd ob einem Abgrunde hingen, wenn unſre kleinen Reitſchlitten mit uns über die gefährlichſten Stellen ſchoſſen, war doch wieder einmal Gedanke und Tätigkeit eins. Das Leben ſchätzte ich nicht mehr hoch, die Gefahr hatte einen ganz beſondern Reiz. Ich ſuchte Aufregung und wurde daher, als ich einmal in einem Nachbarhauſe die Karten kennen gelernt hatte, ein ſo leidenſchaftlicher Spieler, daß ich monatelang kaum noch einmal Zeit zum Leſen hatte. Ich lernte nur ſolche Spiele, wo Gewinn und Verluſt faſt gänzlich vom Zufall abhängig waren; aber gerade dieſe hatten am meiſten Aufregendes, und das war es, was ich ſuchte. Hatte ich ſchon früher für häuslich*) gegolten, ſo wurde ich jetzt geradezu karg, paßte auf jeden Kreuzer und quälte mich die ganze Woche, um ja am Sonntag wieder eine Stunde „mitramſen“**) zu können.

---

*) huslig = ſparſam.

**) Ramſen, ein in ganz Vorarlberg früher (jetzt nicht mehr ſo) beliebtes Kartenſpiel. Jeder Mitſpielende erhält fünf Karten; die oberſte Karte des Reſtes iſt Trumpf. Wer keinen Stich macht, muß den ganzen Einſatz erſetzen. Das Spiel hatte manchmal hohe Einſätze und war dann gefährlich. In neuerer Zeit wurde es durch das anziehendere „Jaſſen“ zurückgedrängt.

Für die Schulaufgaben, welche ich dem Peterle machte, nahm ich nur noch bares Geld. Auch die Kreuzer, welche ich in der Kirche fürs Dienen erhielt, wurden im Nachbarhause jeden Sonntag auf den Spieltisch gesetzt. Gewinnen wollte ich eigentlich nicht. Wenigstens war ich herzlich zufrieden, wenn ich den ganzen Abend mittun konnte und erst zuletzt mein Geldlein verlor. In diesem Stücke war Seppel wieder ganz anders. Er spielte, um zu gewinnen, denn er hätte sich manches anschaffen mögen, wofür er seinen sparsamen Vater um keinen Kreuzer bitten durfte. So wollte er — um nur eins zu erwähnen — nicht mehr ohne seine Pfeife und Rauchtabak sein. Vor dem Vater durfte er sie freilich nicht sehen lassen, aber etwas Verbotenes hatte für ihn einen doppelten Reiz. Er gab in diesem Stücke nicht einmal sich selber nach. Wie übel ihm auch wurde, wenn er im engen Dachkämmerlein in einer Rauchwolke saß — geraucht mußte werden und wenn's nicht mehr gehn wollte, so wurde es wieder mit einer andern Tabaksorte versucht. Aufgegeben konnte das nicht mehr werden, nachdem man einmal aus der Werktagschule entlassen war.

Aber nicht bloß im Dachkämmerlein und beim Spieltische, überall steckten wir beisammen und die Leute hielten uns für ganz gleich oder mich noch für den Ärgern, weil ich ja doch noch viel jünger war. Seppel mußte wenigstens nicht mehr in die Schule, ich aber war erst in die andre Klasse unter den Oberlehrer Albrecht gekommen. Dieser hatte den Seppel nie recht leiden können und beging nun anfangs den Fehler, mich so streng wie ihn zu behandeln. Damit aber brachte man mich nicht weit. Ich hatte eine böse Zeit, bis er das einsah, und mein Trotz trieb mich um so mehr zu allerlei Unarten, weil ich mich einige Male schon zum voraus ungerecht verurteilt sah. Mein Ehrgeiz

machte vieles wieder gut. In der untern Schule war ich's gewohnt, auf dem erſten Platze zu ſitzen und jetzt wollte ich nicht mehr hintendran ſein. War doch auch Marianne — meine Stuhlnachbarin aus der untern Schule — ſchon wieder ganz obendran. Sollte ich etwa hinter ihr zurückbleiben? Um keinen Preis!

Lehrer Albrecht bemerkte bald, daß ich ein ganz andrer Felder ſei als der Seppel und er begann mich auch anders zu behandeln. Für meine Unarten ward ich nur noch durch Zurückſetzung beſtraft. Das wirkte; denn ich wollte ſo ſchnell als möglich neben Mariannen auf den erſten Platz kommen. Mein Eifer hörte aber noch nicht auf, als ich endlich dieſes Ziel erreicht hatte. Erſt jetzt begannen wir beide um die Wette zu lernen; aber ganz friedlich, ohne die vielen Neckereien, mit welchen ſich ſonſt der erſte Schüler und die erſte Schülerin zu bekämpfen pflegen. Unſre Briefe und Rechnungen ließen wir einander verſtohlen ſehen. Gegenſeitige Anerkennung machte uns faſt noch glücklicher als das Lob des Lehrers, welches wir am liebſten teilten wie die Näſchereien, welche wir zuweilen in die Schule zu bringen hatten.

Der Lehrer ſah wohl, daß ich im zweiten Teile der chriſtlichen Gerechtigkeit — Tue das Gute — viel ſtärker als im erſten — Meide das Böſe — war; aber er hatte Erfahrung genug, um zu wiſſen, daß unter der Sonne nichts vollkommen iſt. Er ſah mir manches nach, und ſtatt mich zu tadeln, ſuchte er mich ſoviel als möglich zu beſchäftigen. Er gab mir daher ſo nebenbei Bücher des verſchiedenſten Inhalts aus ſeiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek zum Selbſtunterricht und ließ mich im übrigen meine eignen Wege gehen.

Dem Peterle half ich noch immer, ſoviel ich konnte. Es ſchrieb ſelten einen Brief, den ich ihm nicht einſagte.

Dabei gewann es aber nicht ſoviel als ich. Es wurde daran gewöhnt, ſich helfen zu laſſen; ich aber konnte mich dabei üben. Es war mir nämlich nicht genug, ihm nur einen Aufſatz zu verfaſſen, der gelobt wurde; er mußte auch dem Peterle ähnlich ſehen. So lernte ich mich auch auf den Standpunkt eines andern bringen und demſelben neben dem meinigen Ausdruck geben. An ſchriftlichen Aufſätzen arbeitete ich überhaupt am liebſten, und es kamen mir derlei Aufgaben neben der bibliſchen Geſchichte und dem Katechismus nur viel zu ſelten vor. Ich begann daher in müßigen Stunden eine „Schoppernauer Schulzeitung“ zu ſchreiben, die bald jede Woche erſchien. In derſelben wurden auch Dorfneuigkeiten mit viel Humor berichtet. Einmal nahm mir der Lehrer ſo ein Blatt weg und da ich dann — wie gewöhnlich — im Katechismus nicht recht Beſcheid wußte, wurde ich für mein Unternehmen tüchtig abgeſtraft. Das aber machte meine Zeitung nur berühmter; der Lehrer ließ mich daher von jetzt an machen und tat, als ob er gar nichts merke. Nun wanderte mein Blättchen faſt von Hand zu Hand und machte auch manches Erwachſene herzlich lachen. Für mich hatte meine Zeitungsſchreiberei das Gute, daß mir nun keine Zeit mehr zum Spielen blieb. Der Beifall, welchen mein Blättchen fand, machte mich zu glücklich, als daß ich noch an etwas andres hätte denken können. Sogar ſelbſterlebte Widerwärtigkeiten berührten mich jetzt weit weniger ſchmerzlich, weil ſich gerade daraus am leichteſten etwas recht Luſtiges machen ließ. Ich hatte ſchon vom Seppel alles niederſpotten gelernt, was mich beunruhigte. Jetzt aber hatten wir beide wenig mehr miteinander zu tun. Während ich mein Blättchen ſchrieb, ſuchte er bekannte Spieler auf und verlor mit ihnen manches ſchöne Stück Geld. Sogar kleine Schulden machte er und arbeitete dann als Tagelöhner,

um ſie bezahlen zu können. Davon wußte ſein Vater nichts und glaubte ihn daher ſtets am Spieltiſche, wenn er nicht zu Hauſe war. Nun ſah der Burſche ſich ungerecht behandelt, des Vaters Vorwürfe gingen ihm nicht mehr ein*), und die beiden ſtanden ſich immer ſchroffer gegenüber. Des Vaters Härte ließ den Sohn nicht mehr zum Ausführen der beſten Vorſätze kommen, welche zuweilen die Sehnſucht nach einem friedlichen Familienleben in ihm weckte. Wenn Seppel arbeitete, war er ſtrenger als ſein Vater; aber er wollte ſich dadurch nur wieder einen Genuß verſchaffen, während jenem das Erſparen nicht nur als die größte Tugend, ſondern auch als die höchſte Glückſeligkeit galt. Ein weniger ſtrenger Erzieher mit etwas mehr Menſchenkenntnis hätte am Seppel ſeine Freude erleben können. Ein Bauer wäre er freilich nicht geworden und ein Weber auch nicht. Er wollte durchaus ſtudieren, aber der Vater konnte die Gelehrten nicht leiden und glaubte überdies, den Sohn unter ſeiner Aufſicht behalten zu müſſen. Sie beide meinten es herzlich gut; doch jeder auf ſeine Weiſe, keiner gab nach und ſo kamen ſie immer weiter auseinander. Wenn Seppel dem Vater ein neues Kleidungsſtück vom Markte heimbrachte, ward über ſeine Verſchwendungsſucht geklagt und aufbegehrt**), als ob er weiß Gott was angeſtellt hätte.

Wie jeder echte Bauer meinte auch der Weber, man habe es auf der Welt nirgends ſo gut als daheim. Er verdingte daher ſeinen Sohn auf einige Wochen als Kuhhirt bei einem wohlhabenden Bürger in dem Marktflecken Dornbirn, der bei uns ſchon für eine ziemlich bedeutende Stadt gilt. Seppel ſollte dadurch geſtraft werden und

*) Machten keine Wirkung mehr auf ihn.
**) Lärm erheben, Streit anfangen.

ſchlimme Erfahrungen machen, aber es geſchah das gerade Gegenteil. Der aufgeweckte Burſche fühlte ſich recht behaglich in ſeiner Verbannung. Er las die Zeitungen, welche ſein Dienſtherr wegwarf, und im regen Verkehr gewerbfleißiger Bürger ſah er ſich eine ganz neue Welt aufgehen. Von da an paßte er ſchon gar nicht mehr heim. Täglicher Hauskrieg trieb ihn in allerlei Geſellſchaften und der Vater hatte nicht ganz unrecht, wenn er ihm ſein Fortgehen übel auslegte; unrecht aber hatte er, daß er nie daran dachte, dem Burſchen daheim auch nur das unſchuldigſte Vergnügen zu gewähren. So wurde einem allerliebſten Hündchen, welches er einmal mit heimbrachte, ſofort mit einer Holzaxt der Kopf abgehauen. Das und andres brachte den Sohn zum Aufbegehren und ſchließlich, als der Vater mit einem Prügel auf ihn losfuhr, floh er aus dem Hauſe, von wo er ſpäter mit Hilfe ſeiner Schweſter alle ihm gehörenden Kleidungsſtücke abholte, um in die Fremde zu gehen. Er tat ſich ſchwer, bis er endlich einen Platz hatte. Ein halbes Jahr brachte er ſich als Bauernknecht ſchlecht genug durch. Dann kam er nach Bayern und arbeitete an der Lindauer Eiſenbahn, während das ſtattliche Anweſen ſeines alten kränkelnden Vaters faſt gänzlich fremden Händen überlaſſen blieb.

Ich litt unter dem allem auch. Nach Seppels Flucht ſahen viele mich an wie die verlaſſene Geliebte eines liederlichen Menſchen. Mich aber kümmerte der arme Vetter weit mehr als das. Niemand wußte, wie gut er war, wie brav er ſein konnte, wenn man ihm die Luſt dazu nicht ſchon zum voraus durch mißtrauiſches Poltern benahm. Ja, er war der beſte Menſch, wem er traute, hoffte und liebte; aber wem ſollte er in der Welt draußen trauen, nachdem ſein Vater den Prügel gegen ihn erhoben hatte? Wochenlang ſah ich das vor mir, wie ich es am

17. April 1852 gesehen hatte. Ich mochte monatelang nicht mehr in sein Haus, welches ich früher so oft besucht hatte. Erst jetzt empfand ich, daß ich doch viel an ihm verlor. Er verstand mich besser als alle andern. Es hatte mir so wohlgetan, alles Quälende von ihm wegspotten zu lassen. Ja, es war mir sogar zum Bedürfnis geworden, meine Sorgen wegen seiner tollen Streiche täglich durch neue Angst vertreiben zu lassen. Hundertmal hatte ich ihn zitternd bewundert; jetzt aber konnte ich nur noch an seine traurige Lage denken und dabei fehlte das Erfrischende, welches sein persönlicher Umgang hatte. In der öffentlichen Meinung gewann ich durch seine Entfernung sehr viel, weil ich nun nicht mehr in die Gesellschaften kam, in welche er mich zuweilen gezogen hatte. Meine sauer erworbenen Kreuzer hielt ich nun wieder für Bücher zusammen, die an Markttagen von welschen Mausefallenhändlern so nebenbei feilgehalten wurden. Es waren das meistens löschpapierne Volksschriften, verderbt durch Holzschnitte, von denen es einem hätte träumen können; aber billiger als die Sachen in der Bregenzer Buchhandlung, wo ein Fuhrmann in meinem Namen für Hoffmanns Jugendfreund mehr ausgab, als ich in einem halben Jahr erspart hatte. Soviel freie Zeit zum Lesen als früher fand ich jetzt nicht mehr, da ich der vielbeschäftigten Mutter soviel als möglich in Stall und Haus zu helfen suchte. Die Arme mußte doch noch immer für zwei arbeiten und nebenbei auch Krankenwärterin sein. Mit dem Gottle stand es jetzt so schlimm, daß man es nicht nur heben und tragen, sondern ihm sogar das Essen eingeben mußte. Es ist fast unbegreiflich, wie die Mutter dem Stall, der Küche, dem Gottle und allem nebeneinander abwarten*)

*) Für etwas sorgen, pflegen.

konnte. Als im Frühling 1853 das Gottle von seinem Leiden durch den Tod erlöst wurde, weinte sie bitterlich an seinem Grabe und sagte, daß sie nun die beste Freundin, die treueste Ratgeberin, das größte Beispiel im Dulden verloren habe. Nichts könnte sie trösten, wenn sie nicht der Schwergeprüften die Freuden des Himmels und das Zusammensein mit ihrem Jakob — meinem Vater — gönnte.

O wie gut hatte es die Mutter mit dieser frommen Zuversicht! Ich hatte nichts dafür in der Stunde der Trübsal als Unruhe und Zweifel. Oft und oft flehte ich zum Weltenschöpfer: wenn er mich höre, mich Elenden, so solle er einen Strahl ins Dunkle meines Gemüts fallen lassen! Aber jener feste Glaube, der in allen Stürmen sich an Gott anklammert, über alles Zeitliche erhebt und dabei doch zu allem willig und tätig macht — er kam nicht in mich, wie oft ich auch darum beten mochte. Zuweilen wollte ich mich mit dem Gedanken trösten: ich werde auch dieses schöne Kindergefühl ebenso mangeln*) lernen wie die Freude an den Herrlichkeiten, welche der heilige Klaus dem gläubigen Knaben schnurgerade vom Himmel herabgebracht hatte.

*) Entbehren.

IX.

Selten wohl hat ein Knabe die Werktagſchule mit ſo ſchwerem Herzen verlaſſen als ich. Bis zum vierundzwanzigſten Jahre geht's ja nur aufwärts. Die meiſten ſind froh, wenn ſie wieder eine Strecke zurückgelegt haben. Der Austritt aus der Schule iſt das Überſpringen der mühevollſten Stelle. Von jetzt an kann man auch ohne Führer und Stock weiterkommen. Daher atmen die meiſten tief auf, wenn ſie den Entlaſſungsſchein in die Hände bekommen. Jetzt ſtehen ſie ziemlich hart vor dem, was ihnen bisher in traumhafter Ferne lag. Sie ſind keine Kinder mehr, ſchon denken ſie ſich als geſuchte Handwerker oder umſichtige Bauern, den Eltern ihre Sorge abnehmend mit kräftiger Hand und friſchem Mute, der nun vierzehn Jahre lang wuchs und noch durch keine ſchlimme Erfahrung niedergedrückt wurde.

Am 24. April 1853 hatten alle vierzehnjährigen Schüler ſich nach der Meſſe vor dem Schulhauſe aufgeſtellt und ſprachen miteinander über ihre Zukunft. Wir waren unſer fünf. Noch ſtanden wir beiſammen. Vier ſchienen ſich ſo ziemlich gleich, aber als ſie von ihren Plänen und Hoffnungen redeten, meinte ich ſie ſchon gewaltig auseinander wachſen zu ſehen. Der Johann Joſeph dachte ſich als Zimmermann und der Andreas wollte zum Fuhrwerk; Hieronymus hätte den geizigen Bauern um viel nicht arbeiten mögen und ging lieber nach Wien, wo ſeine Vettern ſchöne Altäre aufbauten; Joſeph dagegen wünſchte

ſich nichts als ein kleines Anweſen, damit er das Weben nicht zu lernen brauchte.

Etwa zehn Schritte von den Knaben entfernt ſtanden die ausgeſchulten Mädchen und plauderten vom Sticken, vom Nähen und von der Hausarbeit. Ich ſtand zwiſchen beiden Gruppen und ſchaute wohl recht traurig drein. So ſchön wie ſie vermochte ich mir die Zukunft nicht auszumalen. Sie alle hatten ſchon eine Vorliebe für ihren Beruf, und alles, was damit zuſammenhing; ich aber liebte die Kühe nicht wie ein Bauer und das Kaufen und Verkaufen war mir in der Seele zuwider. Etwas Rechtes hätte ich ſchon abgeben mögen, doch als Bauer wurde ich ſicher nicht viel und konnte der guten Mutter wenig Freude machen. Wenn die ſcharfen Blicke meiner Schulgefährten einmal dem Fluge des kleinſten Vogels folgten, wenn ſie von Schönheiten ſprachen, welche ich nicht ſehen konnte — ich kam mir nie ſo enterbt von der Natur neben ihnen vor wie heute. Mich fragte keiner, was ich nun anzufangen gedenke; ſie alle mochten fühlen, wie dieſe Frage mich ſchmerzen würde.

Etwas rauh mahnte ich auf einmal daran, daß es ſchon die höchſte Zeit in die Schule ſei. Mir war's nicht genug, dem fröhlichen Geplauder ſelbſt zu entrinnen; auch die andern ſollten aufhören müſſen. Das erreichte ich denn auch wirklich und alle ſchritten mir langſam nach. In der Schule war ich nun freilich wieder vorndran; aber wohl wurde mir darum doch nicht. Bei der kurzen Anrede, die der Pfarrer hielt, und in der er uns ſagte, wie wir das Gelernte als einen Schatz fürs Leben bewahren und nutzen ſollen, hätte ich laut aufſchreien mögen vor innerm Schmerz. Ich bekam von dieſem Schatz ſoviel als einer, und wie bettelarm war ich dabei geworden! Der Wurm des Zweifels nagte am Schönſten und Beſten, was mir die Schule gab. Ich war freilich keiner der Zweifler,

von denen zuweilen gepredigt wurde. Nicht Gewiſſensunruhe und nicht Hochmut hatte mich um das Heiligſte gebracht. Auf der unglücklichen Reiſe nach Schwarzenberg war ein böſer Keim in mich gekommen. Das Leſen der alten Legende und ähnlicher frommer Schriften hatte ihn genährt. Es war da vieles zu unſinnig, um geglaubt zu werden. Hat ſich aber der Wurm des Zweifels einmal in einem Menſchen feſtgeſetzt, ſo bleibt er nicht bei dem, was man ihm lachend überläßt; immer tiefer frißt er ſich hinein und das Größte, Heiligſte ſchont er nicht, wenn er es irgendwo zugänglich findet.

Ach Gott, es war noch ſoviel in mir unklar und nicht in Ordnung. Erſt jetzt hätte ich zu lernen anfangen mögen, und nun ſollte es aus ſein! Mit dem, was ich hatte, ſollte ich auskommen fürs ganze Leben. Tat ich denn nicht das meinige in den acht Schuljahren? Alle andern, ſelbſt die Schwachköpfigſten, ſah ich ſo geſättigt und froh, wie nach reichlichſtem Mahle; ich allein ging hungrig und feuchten Auges aus der Schule.

Die Mutter ſah ihre Freude an meiner ſchönen Schulprämie — einem großen Andachtsbuche mit Goldſchnitt. Ich hatte ſie noch kaum angeſehen. Das Schulzeugnis hatte überall bei den aufgeführten Lehrgegenſtänden — außer beim Schönſchreiben — ſehr gut; trotzdem zeigte ich dasſelbe ſo ungern, und noch unlieber als der ſchlechtſte Schüler. Ich ſagte zur Mutter offen, es ſei viel zu gut für mich, weil ich ja kaum etwas mehr gelernt hätte, als erkennen, wie ungemein viel mir noch fehle. Die Mutter meinte, für meinen Beruf könne ich ſicher genug. Nun aber erſchreckte ich ſie mit der Frage, ob ſie denn ganz gewiß wüßte, was mein Beruf ſei. Ob mir dieſer ſchwache Körper zur ſchweren Bauernarbeit, dieſes Auge zum Suchen verlorner Tiere und zum gefährlichen Holz- und Heuziehen

gegeben sei. Und als die Mutter schwieg, fuhr ich fort: „Ich muß noch mehr lernen, noch über manches, alles klar werden; kurzum — ich muß studieren.“

Ich wußte wohl, daß ich der Mutter mit diesen Worten grausam wehe tat. Sie kannte keinen schönern Beruf als den meines Vaters. Vier Jahre lang war sie selbst an seinem Platze gestanden, um denselben mir zu erhalten, und jetzt wollte ich damit nicht einmal zufrieden sein, wollte ihn gegen etwas Fernliegendes, Unsichres, ja selbst Gefährliches vertauschen. Einer echten Bäuerin ist's nicht lieb, wenn ihr Sohn so ein Herr wird, und es fällt ihr nie ein, daß er höher stehe als sein Vater, der sich mit harter Arbeit ernährte. Besonders damals galten gelehrte Herren nicht viel, weil sie ja an dem Kriege schuld sein sollten, welcher vor fünf Jahren entstand und die alte heilige Ordnung über den Haufen zu werfen drohte.

Das alles wußte ich, aber ich hatte reden müssen. Jetzt, da es heraus war, wurde das Mitleid mit der Mutter so groß, daß ich meine Rede fast bereute. Was ich noch beifügte, war weniger zur Unterstützung meines Wunsches, als zu ihrem Troste vorgebracht. Nun aber zeigte sich die Mutterliebe mächtig genug, alle Vorurteile zu überwinden. Die Gute sagte, das sei ihr eine wichtige und eine ganz dunkle Sache. Sie werde daher sobald als möglich mit dem Pfarrer davon reden. Der Pfarrer nun stand auch bei mir in so hohem Ansehen, daß ich mit diesem Bescheid herzlich zufrieden war und nur die Mutter bedauerte, die ich dabei so vieles leiden sah.

Einige Tage später, als der Pfarrer vor unserm Hause vorüberging, ersuchte ich ihn, uns bei der Rückkehr von dem Kranken, den er besuchen wollte, nur einige Minuten zu schenken. Dem freundlichen Herrn war so eine Bitte nichts Ungewohntes. Er pflegte sich und seinen

Rat niemand aufzudrängen; er hatte das aber auch nicht nötig, weil er überall gesucht wurde. Fast jeder seiner Gänge durchs Dorf war jemandem zum Segen. Diesmal galt es uns. Ich und die Mutter versprachen einander, seinem Rat ohne weitres zu folgen, welchem von uns er auch nach Wunsch und Willen ausfallen möge.

Es war kaum zu erwarten, bis er zurückkam, und dennoch erschrak ich fast zu Tode, als endlich an die Türe geklopft wurde. Hätte ich damals, als der Arzt im Tirol drinnen sich an mein Auge machte, das volle Bewußtsein wie jetzt gehabt — die Stunde würde mir doch kaum so wichtig wie die gegenwärtige vorgekommen sein. Meine Aufregung war so groß, daß ich die übliche Begrüßung vergaß, die Sache kaum einzuleiten wußte und mich überhaupt so unbeholfen benahm, daß endlich die Mutter ihre angeborne Scheu überwand und das Wort ergriff.

Sie erzählte zuerst, wie ich immer ein so sonderbares Kind gewesen sei. Nur am Lernen und Grübeln und Sinnen hätte ich Freude gehabt. Daß ich für das Anwesen des Vaters nicht werde, was dieses brauchte, habe sie zu ihrem Kummer längst gesehen. Dennoch wäre es ihr unmöglich gewesen, mich in einen andern Beruf hinein nur zu denken. Und jetzt wolle ich auf einmal zu den Studenten. Wenn ich wäre wie andre, daß man daheim eine Freude an mir haben könnte, so schlüge sie es mir rund ab auf ihr eignes Gewissen. Doch dann hätte ich so einen Wunsch niemals in Mund genommen; sie habe freilich etwas Beßres zu verdienen geglaubt, als daß sie allein stehen müsse in den alten Tagen und daß ihr einziges Kind, für welches blutsaure Arbeit das Anwesenlein gerettet, sich einmal irgendwo pfadlos in der bösen Welt herumtreibe. Wenn's mir zum Seelenheil wäre — ja dann käme sie mit ihren Wünschen freilich nicht in

Betracht, da ſie doch wohl nur noch kurze Zeit zu leben habe.

Ich kannte die Mutter gut genug, um zu wiſſen, welch ein großes Opfer ſie mit dieſen Worten mir brachte. Ich bedauerte die Gute recht von Herzen und das Kopfſchütteln des Pfarrers erſchreckte mich weit weniger, als es mich noch vor zehn Minuten erſchreckt hätte. Ja, ſeine Worte, die mir alles ausreden wollten, gingen mir tief ein. Ich war jetzt faſt froh, daß alles beim alten bleiben ſollte, denn ich empfand es, wie innig die Mutter mich liebte und wie ſchwer ich ſie verlaſſen würde. Ich ward immer ruhiger und brachte meine Gründe nur noch vor, um ſie mir recht kräftig widerlegen, für immer zum Schweigen bringen zu laſſen.

Der Pfarrer ſagte, das Höchſte und Schönſte am Menſchen ſei, wenn er ſich über die Verhältniſſe zu erheben vermöge. Schwache, gemeine Menſchen ſchreckten vor jedem Steine des Anſtoßes zurück und ſuchten wieder einen andern Weg, auf dem es ihnen aber nicht beſſer gehe. Der Weiſe dagegen erkenne die Unvollkommenheit dieſer Welt. Wohlwiſſend, daß jeder Weg durchs Leben ein dornenvoller ſei, ſuche er nicht lange herum, ſondern wirke auf dem Platz, wo er ſtehe, und bekämpfe die Unvollkommenheit der Natur, an der wohl jeder Menſch leide, mit gutem und feſtem Willen. Und nun das auf mich anwendend, fuhr der Pfarrer mit Herzlichkeit fort: „Du haſt dich dem Leſen und Sinnen ergeben. Du haſt es hierin auch weiter gebracht als mancher andre, dir aber doch weniger genug getan, als der und der. Das kommt von der Unvollkommenheit alles Menſchlichen. Es iſt überall ſo und iſt eigentlich kein Unglück, denn es wäre recht langweilig auf der Welt, wenn wir nichts mehr zu verbeſſern, zu erweitern trachteten. Hätteſt du dich von

früh auf ſchon recht auf die Bauerſchaft verlegt, ſo würdeſt du nun auch immer weiter wollen, wie jetzt mit Lernen. Du wirſt ſagen, du ſeieſt zu ſchwach zum Bauern; ich frage dich, ob deine Hand weniger zum Arbeiten tauge als dein Auge zum ewigen Leſen. Und dann noch eins: auf der Welt wird gepflaſtert und prozeſſiert und gepredigt genug, wenn auch du ſchon nicht Doktor oder Advokat oder Pfarrer werden kannſt. Die Welt hat derlei Leute nur zu viel; deine Mutter dagegen hat nur dich. Denke, wie unausſprechlich viel ſie dir getan hat! Möchteſt du nicht auch ihr eine Freude machen? Wenn du ſie um ihre beſcheidnen Hoffnungen betrügen könnteſt, dann hätte wohl auch die Welt nicht viel von dir zu erwarten, auf welchem Platze du auch immer ſtehen möchteſt. Wenn du aber bloß im Wiſſen ſelbſt den Frieden ſuchteſt, ſo täuſchſt du dich. Alles Wiſſen iſt Stückwerk und der Gelehrteſte geht in dem, was doch einem Chriſten das Wichtigſte ſein muß, oft viel unſichrer als der einfachſte Bauer, der ſich eins fühlt mit Gott und der Welt. An jeden Menſchen kommt die Forderung: Beſchränke deinen Willen! denn nur was dir gemäß iſt, kannſt du erreichen. Das aber erreichſt du ganz gewiß mit der Gnade Gottes, wenn du deine Kraft nie zerſplitterſt und es dir heiliger Ernſt iſt mit dem, was du vernünftig willſt."

So predigte der Pfarrer. Wir beide hatten Waſſer in den Augen. Seine Worte gingen mir tief ein. Als er wieder fort war, reichten wir uns die Hände. Sagen jedoch konnte die Mutter gar nichts und ich nur: „Mutter — ich will!"

Und ich wollte wirklich, denn ich hielt nun mein Los für gefallen. Meine Aufgabe war mir geſtellt und es galt, ſie mit aller Kraft zu löſen. Jene Freudigkeit, mit welcher am letzten Schultage meine Altersgenoſſen von

ihrem künftigen Berufe redeten, hatte ich freilich nicht. Ich erkannte es aber als meine Pflicht, der Mutter Wort zu halten und dem Rate des Pfarrers zu folgen.

Wenn der Johann Joseph und der Hieronymus und der Joseph etwa sechs oder sieben Jahre ihrem Berufe gelebt hatten, dann — eines Tages — mußten sie von den weinenden Eltern weg nach Bezau hinaus aufs Gericht zur Rekrutenaushebung. In einem Topfe lagen die glücklichen und die unglücklichen Lose. Da mußten sie eins ziehen und dem Beamten übergeben, welcher ruhig die gezogne Nummer einschrieb. Hatte der Joseph Nr. 1, so war er Soldat ohne Gnade und Barmherzigkeit. Dann war es aus mit der gewohnten friedlichen Berufsarbeit. Weg mußte der Unglückliche von den Seinigen, alle bisher geknüpften Bande mußten abgerissen werden. O gewiß war so einer viel schlimmer dran als ich, und doch stand es so manchem bevor und so mancher hatte es schon erlebt. Zuerst war's ihnen dann freilich, als ob sie jede Lebensfreude, jede Hoffnung daheim bei den Ihrigen gelassen hätten. Nach und nach aber fanden die meisten ein Hineinleben in ihren neuen Beruf weit besser als beständig ans Unerreichbare zu denken. Schon viele hatten das durchgemacht und alle erzählten das gleiche. Ich war im Grunde doch in einer unvergleichlich bessern Lage und mußte mich daher auch so gut in mein Schicksal ergeben können, als diejenigen, von welchen ich sonst nie etwas lernen wollte. Als achtjähriger Schulbube hatte ich einen zwanzigjährigen Burschen in der Christenlehre beschämt; jetzt war der ein tüchtiger Kaiserjäger und ich sollte mich etwa gar noch vor ihm schämen? Nein, ich hatte schon die Kraft, mein Los so mutig hinzunehmen als er das seinige! Der Mensch kann, was er will, wenn er nur vernünftig will und soviel Geduld als festen Willen hat.

Die Mutter ſah mit Freude, wie ich mir bei allem ſo viele Mühe gab. Sie war zufriedner mit mir als ich ſelbſt. In manchem Stücke tat ich mir freilich recht hart. Wenn ich die im Freien graſenden Kühe ſuchte, richtete ich oft mit zwei Gängen kaum ſoviel aus als andre mit einem. Da wollte mir denn ſchon zuweilen einfallen, beim Leſen und Schreiben würde mir Kurzſichtigkeit weniger hinderlich ſein, weil ich dort ja ſelbſt die Entfernung meines Gegenſtandes beſtimmen könnte. Aber ich wußte mir bald auch da zu helfen. Es fiel mir nämlich ein, den Kühen, oder wenn auch nicht allen, ſo doch immer einer von denen, welche mitſammen gingen, recht große Schellen anzulegen, denn hören konnte ich ja gut genug. Später ſchnitt ich allen Kühen auf den Rat eines alten Bauern hin einige Haare ab, miſchte alle die weißen, gelben und braunen untereinander, machte ſie mit der Schere ganz klein und gab ſie den Tieren in Salz ein. Das ſollte machen, daß ſie lieber beiſammen blieben. Ich konnte mit dem Erfolge ziemlich zufrieden ſein. Sogar zwei im Frühling angeſtellte Kühe — die erſten, die ich ſelber kaufte — hatten ſich merkwürdig ſchnell aneinander gewöhnt und taten ſchon in den erſten Tagen ſo heimiſch, daß ich ordentlich auf mein Hausmittel zu vertrauen begann.

Aber außer dem behaglichen Gefühle der Sicherheit hatte ich auch den Gewinn, daß mir nun die Kühe immer lieber wurden. Es war mir immer mehr Bedürfnis, für ihr Wohl zu ſorgen und es ihnen an nichts mangeln zu laſſen. Es ſcheint, daß einem kein lebendes Weſen mehr gleichgültig bleibt, wenn man einmal auf ſeine Neigung einigen Einfluß ausgeübt zu haben meint. Ich betrachtete das gute Einvernehmen der Tiere als mein Werk, und meine Freude daran war groß genug, um ſpäter auch größre Hinderniſſe mit gutem Humor zu überwinden und mich immer mehr in meinen Beruf hineinzuleben.

X.

Eine leichte halbe Stunde hinter unserm Hause rücken sich der Fuß vom Üntscherspitz und der Gräsalperschrofen so nahe, als ob sie das Achtal abschließen und keinen Menschen mehr weiter hineinlassen wollten. Drum steht der Wandrer verlegen still und fragt nach dem bequemsten Wege. Man heißt ihn vorwärtsgehen und gibt ihm den Trost mit, verirren könne er nicht ohne Steigeisen und Bergstock, und wenn es ihm doch begegnete, so würde er bald wieder auf den rechten Weg herunterpurzeln. Ist nun der Reisende ein Norddeutscher, so findet er das sehr interessant; der Schwabe dagegen meint, man erlaube sich einen Spaß mit ihm und nimmt seinen Bädeker zur Hand. Dieser nun erzählt gar von vierstündigem Steigen, bevor er den hungrigen Wandrer in Jochums freundlichem Wirtshause zu Schröcken ausruhen und großartig tafelieren*) läßt. Ja, Bädeker hat schon manchen Reisenden vom Schröcken abgeschreckt, so daß der Arme den schönsten Teil des Achtales gar nicht zu sehen bekam. Wer hat aber den guten Bädeker abgeschreckt? Und gesehen kann er den Weg nicht haben, sonst würde er nicht von mehr Steigung berichten, als etwa soviel, daß die Ach langsam herausfließen mag. Der Üntscherberg und der Gräsalperschrofen haben der Ach gegen Norden eine schluchtartige Öffnung gelassen, welche aber

---

*) = tafeln.

ſelbſt die Sonne nur ſelten zu ſehen bekommt. Iſt man da unter dem bißchen Himmelsbläue, das wie eine Decke an den Felszacken zu hängen ſcheint, einmal glücklich hindurch, der Strömung der Ach entgegen, ſo tut ſich nach Südoſten wieder ein Tal auf, noch enger als das, in welchem Schoppernau liegt. Rechts und links ſtürzen da rauſchende Bäche unter häuſerhohen Lawinen hervor, auf denen oft im Sommer die mitgeriſſene Erde einen neuen Frühling entſtehen läßt. Wo die Ach ſich einmal zwiſchen niedergeſtürzten Felstrümmern zuſammenſucht, ſpiegelt ſie die Zacken an den Felſen rechts und links in den wunderbarſten Verſchlingungen, und mitten dazwiſchen den Regenbogen, welcher ſich dort im plätſchernden Waſſerfall bildete. Geht man etwas weiter hinein, ſo beginnen Wälder, Wieſen und niedrig gelegne Alpen, der Berge Fuß bekränzend, in anmutigſter Weiſe abzuwechſeln. Man darf ſich recht frohe, glückliche Menſchenkinder in den kleinen Hüttchen denken, die rechts und links neben der Ach in Gruppen beiſammen ſtehen. Sie ſind nicht immer bewohnt, aber doch wenigſtens dreimal im Jahre: im Frühling, bevor man die hohen Alpen beziehen kann, im Herbſt, wenn man dieſe verlaſſen muß, und dann wieder mit dem Beginn des Winters, wo das im Hochſommer gemachte Heu verfüttert wird. Faſt jeder Bauer, welcher Alpenweide beſitzt, hat auch ſo eine Voralpe, ein Vorſaß, und wohl jeder verlebte dort die ſchönſten Wochen.

Auch mein Vater hatte in Hinterhopfreben, eine Stunde hinter meiner Heimat, eine Hütte gekauft mit zehn Weiderechten. Das ganze Vorſaß nährt im Frühling und Herbſt 130 Kühe. Die Weideplätze werden von allen berechteten Vorſaßmitgliedern auf gleiche Weiſe und gemeinſam benutzt. Ende Mai, wenn einmal die Dorfviehweide wie abgemäht ausſah, trieb ich alljährlich meine

ganze Habe durch die Achschlucht hinein gegen Hopfreben. Auf den Hochalpen wird das Vieh meistens gedungnen Alpknechten übergeben, weil die Bauern im Sommer mit der Heuernte in Berg und Tal alle Hände voll zu tun haben. Im Vorsaß jedoch sieht jeder selbst zu seinem Vieh und hat dabei die beste Zeit. Läßt doch der Handwerker seine Werkzeuge im Dorf zurück und das lustige Mädchen seine keifende Base, die in einer elenden Vorsaßhütte, ohne Federbett und Dorfklatsch, gar nicht leben könnte. Der Mensch mit seiner Qual kommt gewöhnlich nicht ins Vorsaß; drum herrscht auch dort viel mehr Frohsinn und Ungebundenheit als im Dorfe, wo häufig die eine Hälfte der Bewohner die andre niederzuhalten pflegt.

Mir hatte es bisher im Vorsaß nie recht gefallen. Unser Hüttchen war ungemein klein, zu lesen gab es nichts, und auf Besuch zu gehn, wie andre Burschen, war nun einmal nicht meine Sache; ich konnte die langen Geschichten einer Kuh in auf- und absteigender Linie unmöglich hören, und was sonst sollten diese Leute wissen? Seit ich nun aber mein Vieh ein wenig lieb gewann, war mir so ein recht gründliches Kuhgespräch nicht mehr halb so sehr zuwider. Ich merkte bald, daß dabei sich manches Nützliche lernen ließ. Ich ging daher immer mehr in Gesellschaften — auch abends auf die Nachtstubet*) — und blieb nicht lange nur müßiger Beobachter. Mit einer sogar als Kind nicht gekannten Freude machte ich die muntern Pfänderspiele mit und ärgerte mich ordentlich darüber, daß ich gar nicht tanzen konnte. Besonders gut gefielen mir auch jene Spiele, in welchen das Leben des Bauern, der folgsame Ehemann, die keifende

*) Immer so geschrieben und gedruckt = Nachtbesuch.

Betschwester, der reisende Handwerksbursche, mit so köstlichem Humor dargestellt wurde.

Besonders geschickt hierzu war ein junger Schneider, an den ich mich bald anschloß und mit dem ich später im Vorsaß bei den tollsten Streichen den Rädelsführer machte. Wir ersannen eigne Spiele, in welchen wir gemachte Beobachtungen zu verwerten suchten, und schrieben denjenigen ihre Rollen auf, deren Gedächtnis nicht zu trauen war.

Das Hineinleben in die Anschauungsweise derer, welche ich unterhalten wollte, benahm nicht nur meiner Redeweise das Fremdartige, Büchermäßige, welches mich früher oft etwas hochmütig erscheinen ließ, sondern brachte auch mir das Wesen meiner Landsleute etwas näher, freilich nicht so nahe, daß ich dessen Kern erfaßt hätte. Am meisten schärfte sich mein Sinn für das Lächerliche. Überall fand ich es gleich heraus und erwarb mir den Ruhm eines guten Spaßmachers, worauf ich im Vorsaß ein wenig stolz war. Ich hatte doch schon so viel von einem jungen Bauern, daß ich im Sommer lieber als Pfister (Geißbube) auf unsre Alp Schideln — eine Stunde ob Hopfreben am Fuße der 7600 Fuß hohen Künzelspitze — als in unser langweiliges Dörfchen zurückging, wohin keiner den lustigen Vorsaßhumor und die freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Gefährten mitzunehmen wagt.

Unser Älpelein ernährte im Sommer mehr als 36 Kühe und wurde vom Vater und seinen Geschwistern, früher schon vom Großvater, besetzt. Man hatte lang suchen müssen, bis man für die Hütte einen Platz fand, welcher im Winter vor Lawinen so ziemlich sicher war. Diese Hütte bestand hauptsächlich nur aus den Stallungen für die 36 Kühe und ebenso viele Ziegen; dann ferner aus einer kleinen Wohnstube und der Sennerei.

Sennerinnen gibt es im innern Bregenzer Walde keine. Unſre Alpen ſind meiſtens zu groß, als daß die viele Milch von einem Mädchen geſennt — zu Käſen mit 50 bis 70 Pfund verarbeitet werden könnte. Solange die Milchwirtſchaft noch auf der unterſten Stufe ſtand und man nur kleine Appenzellerkäſe zu bereiten wußte, konnte das auch hier rüſtigen Mädchen überlaſſen werden; der vorteilhaftern Fettſennerei würden die wenigſten gewachſen ſein.

Auf der Alpe gleicht ſo ziemlich ein Tag dem andern und jeder bringt Arbeit genug. Man muß ſchon vor der Sonne aufſtehen, aber man hat den Vorteil, daß man das Verſchlafen nicht beſorgen darf. Die Betten, oder beſſer die Neſter, ſind auf dem Heuſtock, welchen man — da es hier auch im Sommer oft ſo ſchneit, daß man alles Vieh füttern muß — nie zu klein werden läßt. Er iſt hart unterm Schindeldach ob dem Stall. Da darf man jeden Morgen ruhig liegen, bis die Kühe zu kratzen, zu ſchellen und zu muhen beginnen, daß man es nicht mehr länger aushielte, ſondern ſie gern gleich auf die Weide zu treiben eilt. Der Küher und ſeine Gehilfen haben auf die Tiere achtzugeben, während der Senn die Käſebereitung beſorgt. Der Pfiſter hat die Ziegen zu melken und auf ſie achtzugeben, daß er dieſelben am Abende rechtzeitig heimbringt. Eigentlich ſollte er ſie den ganzen Tag hüten; in der Regel jedoch machens die Hirten benachbarter Alpen ſchon am Anfang des Sommers miteinander ab, daß ſie es in dem Stücke nicht gar zu genau nehmen wollen. In unſrer Nachbarſchaft waren zwei Galt-Alpen, nämlich ſolche, in denen nur Galtvieh, welches keine Milch gibt, Zug- und Maſtvieh gehalten wurde. Da gab es natürlich nichts zu ſennen und ich machte mich daher in den erſten Tagen

mit einem Butterſtollen*) und einem großmächtigen Ziegerkopf**) über die Jöcher zu den Galthirten auf, um die erwähnte Vereinbarung mit ihnen zu treffen. Leichten Herzens, leichten Sackes und mit der Hoffnung, im Herbſt einen Gemſenbraten als Gegengeſchenk zu erhalten, kam ich abends wieder in unſre Hütte zurück. Den Tag über hätte ich nun meine Herde gehn laſſen dürfen, wenn mir nicht ſchon das Heimholen derſelben Sorge gemacht hätte, ſobald ich ſie am Morgen aus dem Auge verlor. Man erzählte mir früher, auf der Alp ſpuke der Geiſt eines pflichtvergeſſenen Kühers. Dieſer treibe einem die geſuchten Tiere entgegen, wenn man für ihn bete. In frühern Jahren, wenn ich einmal eine Woche auf der Alpe war, hatte ich das immer redlich getan. Jetzt glaubte ich ſo etwas nicht mehr, begann aber dafür die Tiere ſo gut und ſchonend als möglich zu behandeln. Das hatte denn auch beſſern Erfolg als früher alles Beten. Sobald die Ziegen meine Stimme hörten, ſprangen ſie mir entgegen und jede wollte ſich zuerſt von mir ſtreicheln und loben laſſen. Ich hatte allen ihre eignen Namen gegeben und verkehrte immer lieber mit ihnen, je beſſer wir uns gegenſeitig kennen lernten.

Bis ich meine Herde gemolken hatte, ging es auch im Kuhſtall wieder an, wo man wenigſtens zwei Stunden zu tun hatte. Hernach wollte man gewöhnlich lieber gleich auf den Heuſtock, als vorher noch kochen und eſſen. Jeder langte nach dem Weihwaſſer im Kuhhorn, welches ſtatt einem Krüglein am Türpfoſten aufgenagelt war, bekreuzigte ſich im Gehn, ließ die ſchweren Holzſchuhe im Stall zurück und machte ſich oben ſo gut als möglich

*) Großes Stück Butter.
**) Quarkkäſe.

mit Heu ein. Abwechslung kam in dieses Einerlei nur durch das Erkranken einer Kuh oder das Mißraten eines Käses. Etwas Leben brachten auch die Bettler, welche uns besuchten. Sie berichteten Neuigkeiten aus drei Dörfern und mehr als hundert Alpen, wofür sie reichlich mit Butter beschenkt wurden. Viele von ihnen, besonders diejenigen, denen die Gabe der Beredsamkeit fehlte, brachten eine Geige oder eine Zither mit. Ihr Spiel — wie schlecht es auch sein mochte — ließ dann den Sennen, einen ungemein lebhaften Vorderwälder, nie lange ruhig bleiben. Singend erfaßte er mich und in unsern schweren Holzschuhen drehten wir uns lustig im Sennhause zwischen aufgestellten Geräten und noch ungewaschnen Milchgefäßen herum. Ich lernte ein wenig tanzen und hatte an regnerischen Tagen meine Übungsstunden. Musik machte der Küher. Er hielt einen mit Papier belegten Kamm an den Mund und sang ein lustiges Lied. Der Senn meinte, wer sich einmal an solche Töne gewöhne, der sollte auch vor einer Mundharmonika standhalten können. Als er merkte, daß ich mich meiner Schwäche oder Eigenheit ordentlich zu schämen begann, gestand er, daß er so ein kleines Ding bei sich habe und nicht so übel spiele, daß er aber meinetwegen es bisher noch niemals habe auspacken mögen. Anfangs, lachte er, sei seine Absicht gewesen, mich allenfalls damit artig aus der Alpe zu vertreiben, wenn ich etwa, wie es geheißen, gar zu gelehrt und — kurz — unausstehlich wäre. Nun sehe er mich zu allem nicht ungeschickter als andre, wenn ich mich nur ein wenig hineinzuleben beliebe.

So klein und erbärmlich wie in diesem Augenblicke war ich mir noch selten oder nie vorgekommen. „Nur ausgepackt," rief ich ein wenig ärgerlich, „wir wollen doch sehen, ob ich nicht auch in diesem Stück ein wenig vernünftiger

bin, als du gewähnt haſt. Fortlaufen werd' ich jedenfalls nicht, und wenn es mir gleich das Gehör zerreißen ſollte."

Es kam bei weitem nicht ſo arg. Der Senn hatte ein gutes Inſtrument, welches er vortrefflich zu gebrauchen verſtand. Es klang daher viel lieblicher als die kleinen Schreiwerkzeuge, welchen, wenn es mich irgendwo zu necken galt, immer die ſchrillſten Töne abgezwungen wurden. Zuweilen freilich ging mir auch jetzt noch ein Klang durch Mark und Bein, dann ſtampfte ich wie wütend den Takt, um mein Unbehagen nicht merken zu laſſen. Nach und nach wurde auch das beſſer und bald mußte der Senn mir jeden Abend ein bißchen aufſpielen. Schon fand ich es ſchön und begann ihm manches abzulernen. Dabei bekam ich wieder einmal recht die Überzeugung, daß ich denn doch Herr meines Weſens ſei, und daß nur die Einbildung, dieſes und jenes nicht zu können, mich untüchtig und unglücklich mache.

Als die zweite Heuernte im Dorfe begann, im Anfang des September — und vierzehn Tage vor der Heimfahrt aus der Alpe — ging ich als ein viel geſündrer, froherer Menſch wieder zur Mutter zurück. Ich hatte eine ganz eigne Freude daran, hier im Dorfe wieder ſo viele Menſchen zu ſehen. Von jedem fiel mir gleich etwas Gutes ein, das ihm mein Herz gewann. Ich hatte bald mit jedem zu reden und zu tun. In unſerm Hauſe, welches mir jetzt mit ſeinem wärmenden Ofen und den freundlichen Zimmern wie ein Herrenhaus vorkam, fühlte ich mich recht behaglich und begriff nicht mehr, was mir da einmal nicht recht war. Sogar in die Kirche ging ich wieder mit größter Freude. Zwar war ich nicht ſo fromm und gläubig wie früher geworden, aber ich quälte mich weniger mit meinen Zweifeln, und es tat mir wohl, ſo viele Menſchen da für das harte Tagwerk der Woche Erbauung und Troſt mitnehmen zu

ſehen. Es brauchte wohl nicht das ſcharfe Auge der liebenden Mutter, um die mit mir vorgegangne Veränderung wahrzunehmen. Alle Leute kamen mir freundlicher, vertrauensvoller entgegen, die Mutter war überglücklich und ſann Tag und Nacht, wie ſie auch mir wieder eine rechte Freude machen könne. Den Sommer hindurch, wo ſie allein oder neben fremden Tagwerkern im Hauſe war, hatte ſie ſich recht einſam gefühlt, ſich oft nach mir geſehnt. Nun war ich wieder da, und zwar ſo verändert, daß ſie ſich nicht mehr glauben wollte, ich ſei einmal ein gar ſo träger, träumender, unzufriedner Menſch, kurz ein ganzer Leſer und Sonderling geweſen, von dem ſich kaum etwas Vernünftiges erwarten ließ. Manches Mal ſchien es faſt, als ob ſie mir Früheres abbitten wolle. Einſt, als ſie mich in recht elenden Kleidern herumgehn ſah, ſagte ſie wehmütig: „Hochmut haſt du keinen, und früher glaubte ich oft, du wollteſt nur aus Eitelkeit nicht ſein wie andre und mehr und andres lernen.“

„Nein, Mutter, lernen wollt' ich nur mir ſelbſt und andren zur Erhebung und zum Nutzen. Ich glaubte dadurch beſſer zu werden und dem Nebenmenſchen mehr helfen zu können.“ Ich ſagte das ganz ruhig; es machte aber der Mutter ſo viel Kopfarbeit, daß ſie es ſelbſt dem Pfarrer und einigen Verwandten erzählt zu haben ſcheint. Einige Tage ſpäter ſagte ſie zu mir, ich müſſe doch auch mein Talent nicht ganz vergraben. Wenn ſich meine Wißbegierde in den von Gott geſetzten Schranken halte und hauptſächlich auf meinen Beruf werfe, ſo könnte ich meiner Heimat ungemein viel werden. Da habe ihr eine — ich will ſie hier kurzweg die Kleine nennen — von einem Tierarzt erzählt, der in der Jugend auch ein Sonderling geweſen ſei und jetzt mit Recht für den Wohltäter des ganzen benachbarten Walſertales gelte.

Die Kleine hatte viel von ſeinem gemeinnützigen Wirken berichtet. Sie war überhaupt in den drei Dörfern des Walſertales gut bekannt, da ihre mütterlichen Verwandten zum großen Teile dort lebten und ſie dieſelben häufig beſuchte. Auch der Tierarzt ſollte ihr ein wenig verwandt ſein, und ſie hatte ſich geneigt erklärt, mich zu ihm zu bringen, wenn ich etwas von ihm zu lernen wünſchte.

Ich ſchwieg. Schon oft hatte ich den Menſchenarzt um ſein ſchönes Wirken beneidet. Überall konnte der helfen oder wenigſtens zu beßrer Erkenntnis bringen, was naturgemäß und wohltätig war. Wollte dagegen ich einmal für eine vernünftige Anſicht einſtehn, ſo hielt man das für hochmütiges Geſchwätz, und ich ſchuf mir mit der beſten Abſicht nur Feinde. Nun, was war es denn, wenn ich Tierarzt würde? Nötig hätte die Gegend einen gehabt, denn bis zum nächſten in Bezau war's vier Stunden, und brauchen ſollte man ihn faſt jeden Tag, da in der Gegend den Sommer hindurch mehrere tauſend Kühe, Rinder, Ziegen und Schafe gehalten wurden, denen nur zu oft etwas fehlte. Wenn da nun einem armen Hausvater ſein einziges Kühlein erkrankte und man konnte helfen, konnte ihm erhalten das einzige, was er ſich mit blutigem Schweiß erworben, ſo ſah er einen ſicher ſein Lebtag drum an*), und wenn man ihm ſonſt einen guten Rat gab, ſo ging er ihm ein**). Ja, ſicher mußte man ſo der ganzen Gegend ein Wohltäter werden können. Fraglich blieb nur, ob ich dazu fähig ſei. Die Sache ließ mich nicht mehr ruhen, bis mit der Kleinen eine Reiſe zu unſerm großen Manne beſchloſſen ward, um, wenn nicht bei ihm in die Lehre zu kommen, ſo doch den guten Rat des Vielerfahrnen einzuholen.

*) hielt ihn wert, ließ ihn gelten.
**) nahm er ihn an, ſtimmte ihm zu.

XI.

Das kleine Walſertal liegt öſtlich von unſerm Achtal an der bayriſchen Grenze. Auf der Karte von Vorarlberg iſt es meiner Heimat ziemlich nahe, denn man bemerkt da den Bergriegel vom Widderſtein bis zum Didamskopf weit weniger, als wenn man über denſelben aus einem Tal ins andre will. Dieſer Bergriegel hat uns aber vielleicht weniger von den Walſern abgeſchloſſen, als die ungleiche Abſtammung, die ſich auch jetzt noch ſogar dem flüchtigſten Beobachter in Sitte, Kleidung und Sprache verrät. Wer etwas Genaures über die in Vorarlberg lebenden Walſer oder Walliſer zu erfahren wünſcht, den kann ich getroſt auf die Unterſuchungen meines verehrten Landsmanns, des gelehrten Doktor Joſeph Ritter von Bergmann, verweiſen, und will hier nur noch bemerken, daß die Bewohner des kleinen Walſertals im Oſten mehr von den benachbarten Bayern lernen und mit ihnen vergeſſen, als die Bewohner des großen Walſertals, ſüdlich in Vorarlberg, mit ihren Nachbarſtämmen.

Der nächſte und niedrigſte Übergang ins kleine Walſertal iſt von Schoppernau aus der über das etwa 5500 Fuß hohe Starzeljoch. An hellen Sommertagen iſt dieſer Weg oder vielmehr deſſen Umgebung ſehr ſchön und jenen Vergnügungsreiſenden zu empfehlen, welche gern in freundlichen Alphütten gute Milch trinken und dabei den fleißigen Bergheuern zuſehen mögen, welche das Gras mit der Senſe abmähen, wo es ſogar die leicht-

füßige Ziege nicht mehr zu holen wagt. Ist aber schlechtes Wetter, wie an dem Samstag, an dem wir uns auf die Reise machten, so wüßte ich wahrhaftig keine langweiligere Strecke Wegs oder Alpenpfads zu nennen.

Ich war in gehobner Stimmung und zündete vor unserm Hause eine Zigarre an, die ich schon vor mehreren Tagen gekauft hatte und dieser Stunde zu opfern beschloß. Sie glimmte noch, als wir uns schon in den dichtesten Nebeln befanden. Zu unsrer Rechten rauschte der Bettlerbach, welcher früher seiner Wildheit wegen der Schreckensbach hieß. Später wurde von der fleißigen Bevölkerung da, wo er ins Tal herauskommt, ein Wuhr*) errichtet, an dem er seit vielen Jahren vergebens zu rütteln sucht. So hat er das Schreckliche verloren und bekam seinen neuen Namen von dem Gesindel, welches sich bis zum Anfang dieses Jahrhunderts bettelnd und stehlend im Ländchen herumtrieb und im Winter ungestört die zu beiden Seiten des Bachs stehenden, von den Bauern verlassenen Alpenhütten bewohnte. Von der Gegend war heute nichts zu sehen. Ich sorgte manches Mal, daß wir den rechten Weg verloren hätten, worauf mir dann die Führerin in irgendeiner Lache Spuren von Tritten zeigte. Sonst redete sie nicht viel und gab mir nur zu verstehn, daß ich

*) Die Mundart sagt: das Wuhr. Die Karten nennen diesen Bach auch jetzt „Schrecksbach", ein Ausdruck, der ebenfalls dem Volksmund noch geläufig ist. Seinen Namen trägt er sicher von seiner Wildheit. Noch in Erinnerung stehen die Ausbrüche von 1724, 1726, 1728, 1748 und 1780. Nicht minder verwüstend als der Schrecksbach hauste wiederholt der Wildbach Schranne am andern Ende von Schoppernau. Von seinem Ungestüm haben wir schon aus den Jahren 1415, 1490, 1525, 1572, 1594, 1583 und 1640 Berichte, denen sich dann spätre anschließen. Vgl. Hiller, Au im Bregenzer Walde 1390—1890 (Bregenz, Teutsch 1894) S. 116 ff.

mit ihr in guten Bauernhäusern umsonst essen und übernachten könne, wenn ich mich für ihren Verwandten ausgeben wolle. Mir war es nicht viel drum. Ich wollte lieber anderwärts einmal noch sparsamer sein. Dennoch mochte ich sie mit einer abschlägigen Antwort nicht verletzen. Ich kannte sie in diesem Stück als sehr empfindlich, und sie hätte allenfalls glauben können, daß ich mich ihrer Armut schäme. Das war nun gar nicht der Fall, obwohl ich mich vor der Abreise etwas unzufrieden über ihren elenden Anzug äußerte, den ich doch noch viel schlechter als ihre sonstigen Vermögensverhältnisse fand. Er war im Ernst erbärmlich. Eine alte glanzlose und faltenarme Juppe*) lotterte an ihr herum wie ein Waschlumpen an einem Zaunstecken. Sie war so kurz, daß die blauen Strümpfe dem Auge des Beschauers hundert Spuren vergangner Flickung sehen ließen. Ihrer Ärmel ursprüngliche Farbe war unmöglich mehr zu erforschen. Die Kleine hatte — wohl damit sich niemand darüber den Kopf zerbreche — einen großen Sack über die Schultern geworfen. Des Regens wegen tat sie das sicher nicht, denn vor dem schützte sie der breite Hut, welchen sie trug. Ich hatte neben ihr wenigstens den Trost, von keinem Raubvogel oder anderm wilden Getier angefallen zu werden, und sorgte fast mehr, einem Bekannten zu begegnen. Nur ungern trat ich mit ihr in eine Alpenhütte, in welcher ich zwei meiner Schulkameraden wußte. Als mir dann einer derselben sagte, daß er morgen auch ins Walsertal gehe, hätte ich nicht ungern auf ihn gewartet, wenn's mir nicht darum zu tun gewesen wäre, mit dem Tierarzt bekannt zu werden. In großen hölzernen Schüsseln wurde

*) Das ist das für die Bregenzer Wälderinnen charakteristische Kleid aus schwarzer Glanzleinwand.

uns kuhwarme Milch und Butterbrot aufgetischt, wie jedem, der in einer Alphütte einkehrt. Unter dem Essen berichteten wir den im Kreise herumstehenden Alpknechten, was es da drunten Neues gebe. Dann ging ich auch noch in die Ställe, worüber alle erstaunt waren. Noch näher als vorher beim Essen stellten sie sich zu mir, und da sie mein Urteil über diese und jene Kuh nicht ganz unvernünftig finden mochten, sahen sie mir mehr mitleidig denn spöttisch nach, als ich mit meiner Begleiterin die Hütte verließ.

Ich sah mich schon als Tierarzt, sah, wie die Leute um mich herumstanden, auf jede meiner Bewegungen achteten, und daraus irgend etwas zu schließen suchten. Solche Vorstellungen taten mir so wohl, daß ich unterdessen leicht durch den schlechten Fußpfad hinauf auf den Rücken des Berges kam. Dort sahen wir den heitern Himmel. Rings um uns herum starrten mannigfach geformte Felsenköpfe aus dem Nebelmeer hervor. Mir wurde wunderbar wohl hier oben, und recht wohl erst, als meine Begleiterin auf der andern Seite des Jochs in einer gleichsam aus dem Boden aufstiebenden Wolke verschwand. Nun begann ich zu jauchzen, daß die Felsen da drüben, der Üntscherspitz und der Widderstein, mit Wiedergeben kaum nachzukommen vermochten und zuweilen fast in Streit miteinander zu geraten schienen.

Ein Stündchen war herum, bevor ich's merkte. Erst das Längerwerden der Schatten drüben am Widderstein und draußen an der Kanisfluh, die sich wie ein Wächter im Nordwesten vor die nebelbedeckte Heimat gestellt zu haben schien, mahnte mich daran, daß ich heute noch eine bedeutende Strecke zu gehn habe. Ohne viel auf den schlechten Fußpfad zu achten, sprang ich ins graue Halbdunkel des feuchten Herbstnebels hinab. Ich sah bald nicht zehn Schritte weit, hatte keinen Weg mehr unter

den Füßen und glaubte, da ich meine Blicke mit nichts mehr beschäftigen konnte, schon in kurzer Zeit viel weiter abwärts gesprungen zu sein, als das wirklich der Fall war. Ich lief nach rechts und links und kam in wildes Gestrüpp, aus dem ich nur hie und da eine Tanne in den Nebel hinaufragen sah. Es wurde immer dunkler. Vielleicht dämmerte es schon und ich hatte mich verirrt, konnte stundenweit vom rechten Weg abgekommen sein. Was war zu tun? Möglicherweise konnte man mein Jauchzen in einer der Alpenhütten hören, die in dieser Gegend stehn sollten. Ich schrie aus vollem Halse, doch ich weckte nur den Widerhall und mein Ohr hörte nichts außer diesem als das heftige Pochen meiner Pulse. Endlich kam ich an ein kleines Bächlein und hielt mich nun für gerettet. Mit dem Wasser mußte ich ja ins Tal hinab an einen Fluß, aus dem Nebel und zu Menschen kommen. Ich jauchzte wieder und hörte nun eine schwache Stimme mir antworten. Dieser eilte ich entgegen und sah plötzlich meine Führerin vor mir stehn. Schon lang hatte sie mich gesucht, nun aber in der Freude, mich wiederzuhaben, vergaß sie die tadelnden Worte, welche sie an mich richten wollte. Mir erschien die Schlechtgekleidete als ein ganz andres Wesen. Schaudernd sah ich, daß ich mich beim Suchen des Weges immer mehr von demselben entfernt hätte.

Ich und die Kleine standen uns jetzt viel näher. Sie lachte laut auf, während sie mir sagte, wie weit sie in ihrer Dummheit hinabschoß*), bevor die Sorge um mich sie stellte**) und dann wieder zurücktrieb.

Nach langem Abwärtssteigen kamen wir endlich wieder aus dem Nebel heraus. Gegen Südosten tat sich ein recht

---

*) Hinuntergelaufen war.
**) Stehnbleiben machte.

freundliches Tal auf. Die Leute, die uns begegneten, lauter kräftige, geſunde Geſtalten, hatten etwas Frohes, Offnes und Selbſtſichres, das mich gleich anzog. Die Häuſer der freundlichen Dörfer ſtanden nicht beiſammen in einer Reihe, wie im innern Bregenzer Wald, ſondern die meiſten auf den zu ihnen gehörenden Gütern*). Es waren meiſtens ſtattliche Wohnungen mit grün und gelb angeſtrichnen Fenſterläden, die ſich recht freundlich von den weißgetünchten Wänden abhoben. Diejenigen, welche uns begegneten, ſogar die, welche die mitgetragnen Werkzeuge als Handwerker verrieten, waren recht ſauber gekleidet und ſahen mit unwilligem Mitleid meiner Begleiterin nach. Einer ſagte ihr ſogar, das Betteln ſei im Tale ſtreng verboten. Man helfe lieber den Ortsarmen zu etwas, und wenn es auch die Bregenzer Wäldler ſo machten, ſtatt ihr Geld an die Miſſionen in China zu ſchicken, ſo müßten ſie ſicher keine ſolchen Vogelſcheuchen da herüberkommen laſſen zu ihrer Schande. Ich mußte in dieſem Augenblick recht lebhaft an — den dichten Nebel auf dem Starzeljoch denken, um gegen die Kleine nicht ein wenig grob zu werden. Sie aber ſagte ganz ruhig, wenn einem der Anzug nicht gefalle, ſo könne er ihr ja zu einem beſſern verhelfen. Ich antwortete nichts darauf, denn es ärgerte mich, daß durch ſie vielleicht eine ſchlechtre Meinung von meinen Landsleuten erregt ward. Ich begann am Ende zu beſorgen, daß ich auch beim Tierarzt durch meine Begleiterin nicht beſonders gut empfohlen ſein könnte, und es war mir lieb, daß es ſchon ſtark dämmerte, als wir auf ſein ſtattliches Haus zuſchritten.

Wir trafen einen großen Mann mit weißem Haar und freundlichem Geſicht. Kühl, aber nicht unfreundlich wurden wir empfangen und nach unſerm Begehren gefragt.

*) Wieſenſtücken.

Meine Begleiterin ſetzte ſich und erzählte, daß ich einen beſonders guten Kopf habe und gern etwas von ſeiner Kunſt lernen möchte.

„Meine Kunſt,“ ſagte er, mich ſcharf muſternd, „oder was man ſo nennt, braucht nicht nur einen guten Kopf; es gehört dazu auch ſcharfer Blick, ſtarke Arme und eine eiſerne Geſundheit.“

Eine Zeitlang blieb es ganz ſtill, dann ſagte ich: „Dieſe Gaben wären wohl zu allem gut; aber es gibt auch viele tüchtige Menſchen auf der Welt, denen guter Wille dieſelben erſetzen muß.“

Dieſe Antwort ſchien dem Manne zu gefallen. Sein Blick wurde freundlicher, und indem er mir etwas näher rückte, ſprach er: „Guter Wille hilft viel — er kann ſogar zu richtiger Selbſtſchätzung bringen, daß man dann nur noch etwas Vernünftiges will.“

Dieſe Bemerkung machte mich verlegen. Etwas ſtolz und kurz und ſelbſtſicher klingt ſchon die Ausſprache der Walſer und ich konnte die Rede des Tierarztes faſt nur für ernſtlichen Tadel halten. Es wurde mir angſt vor dem großen Manne, der immer noch zu wachſen ſchien. Er bemerkte das und ſagte: „Wir können ja noch reden miteinander. Dabei kommt immer wieder etwas heraus; wenn auch oft nicht gerade das, was man ſuchte. Ein nüchterner Mann hat nach dem Sprichwort kein Glück. Im Nebenſtüble klappern ſchon die Löffel. Du wirſt hoffentlich keine Umſtände machen und die Walſer Gaſtfreundſchaft dir gefallen laſſen. Sie erſtellt*) den Fremden nichts Beſondres, dafür aber darf er ſich gleich auch als zum Hauſe gehörend betrachten.“

Drüben im Nebenſtüble hatte ein Mädchen mit aus-

*) Setzt vor.

druckſvollem Geſichte aufgetragen und nach kurzem, lautem Gebete um den Segen Gottes zum Genuſſe ſeiner Gaben ſetzten wir uns zu Tiſche.

Unter dem Eſſen konnten wir wenig über meine Angelegenheit reden. Immer wieder öffnete ſich die mit Blumenbüſcheln und Vergißmeinnichtkränzen bemalte Tür und ließ einen herein, welcher den Tierarzt um ſeinen Rat zu bitten kam. Bald wurde eine Familienangelegenheit beſprochen, bald eine Frage, welche in einem Gemeinweſen durch die verſchiedne Beantwortung ſeiner Mitglieder einer befriedigenden Löſung zum allgemeinen Beſten immer mehr entwuchs. Der Tierarzt ſchien überall zu Hauſe zu ſein. Alles hatte er gleich begriffen, und wenn er noch dieſes und jenes fragte, ſo ſchien das nur zu geſchehen, damit jeder mit ſeiner Antwort ſich ſelbſt aufkläre über das, was ihm bisher dunkel oder unbekannt geblieben war.

Ich hatte noch ſelten oder nie mit ſo viel Aufmerkſamkeit ein Buch geleſen, als ich hier zuhörte. Und doch wurde nur über bäuerliche Verhältniſſe, über Gemeindeſorgen und Angelegenheiten geſprochen, wie ſie auch bei uns überall vorzukommen pflegten. Ich ſah und hörte jetzt, daß alles darauf ankommt, was man aus einer Sache herausnimmt und in ſie hineinzulegen weiß. So viel Intereſſantes kam in einem engen Tal, oft in einer kleinen Hütte vor, und ich hatte bisher geglaubt, daß man hier herum nur über Geleſenes nachdenken könne, wußte mich nur mit Büchern, ſelten aber mit Menſchen gut zu unterhalten. Ich war doch ein rechtes Tröpflein geweſen. Dieſe Selbſtanklage klang auch aus der Erzählung heraus, welche ich dem Tierarzt von meinem bisherigen Leben gab.

Der freundliche Greis hörte mich mit zufriednem Lächeln und ſagte dann: „Nach dieſem würde, was du von mir lernen willſt, wohl nie dein ganzes Weſen ausfüllen.

Man kann ſich Gewalt antun und ſich auch in irgendeinen Beruf hineinzwängen; eine Zeitlang bringt gerade die Mühe, die ein Unbefähigter ſich dabei geben muß, alles andre zum Schweigen, aber nur, weil die Kraft des Geiſtes gelähmt iſt. Das hab' ich gut genug erfahren, als ich noch immer lernte und mich plagte, um Pfarrer zu werden. Gibt es einen traurigern Zuſtand, als wenn man gleichzeitig gegen ſeine Anlagen kämpfen und angeborne Unfähigkeit überwinden ſoll?"

„Gewiß nicht, aber —"

„Kein Talent iſt dem Menſchen zu ſeinem Unglück gegeben. Überall kann er es mit redlichem Willen verwerten und dabei ſein Glück finden. Freilich kommt nur das Kleine zu allen Türen hinein. Das iſt aber nur darum ſo, weil viele Türen zu niedrig ſind. Soll nun der Große, Kräftige ſich auf die Erde legen und müßig jammern? Gewiß nicht, ſondern einen Platz ſoll er ſich ſchaffen mit ſeiner Kraft, auf dem er ſich frei bewegen kann. Wenn dich etwas drückt, ſo fehlt es entweder an dir oder auch an den geſellſchaftlichen Zuſtänden. Schreckſt du nun gleich beim erſten Anprall zurück, ſo bleibſt du liegen. Suchſt du aber allem zum Trotz deinen Willen durchzuſetzen, ſo wirſt du ſiegen oder dich und das Falſche deines Urteils kennen lernen, und beides iſt Gewinn. Gibſt du das zu?"

„Ja, von Herzen gern."

„Siehſt du, dann iſt die Reiſe ins Walſertal nicht umſonſt, wie verfehlt auch der Gedanke ſein mochte, welcher dich herübertrieb."

Noch viel Ähnliches und andres ward an dieſem Abende bis Mitternacht durchgeſprochen in Scherz und Ernſt. Beſonders iſt mir noch das im Gedächtnis geblieben, was der Tierarzt über das Leſen und die Bücher ſagte. Wie wenige Schriften dem Bedürfnis des Volkes entſprechen,

behauptete er ſchon denen anzuſehen, welche ſich aufs Leſen verlegten. „Sie alle,“ ſagte er, „kommen mit überſpannten Anforderungen in die Geſellſchaft zurück und haben, ſtatt kräftig einzugreifen, nur witzig tadeln und mit ſchönen Worten klagen gelernt. Denkt man über die Sache nach, ſo findet man ſie leicht erklärlich. Bücher werden für die geſchrieben, welche ſie kaufen. Das nun ſind meiſtens Leute in hoher Stellung oder ſolche, die ſchon anſtandshalber nur ſo von obenherab auf den gemeinen Mann ſehen. Leſen iſt Bildung, ſolang ein Schriftſteller mit gutem Willen, ich möchte ſagen, mit ſeinem Herzblute ſchreibt. Wenn er ſich aber nur vom Geſchmacke ſeiner Zeit und ihren Launen, kurz wenn er ſich vom Leſer bilden läßt, dem ja nur ſein eignes Bild — von einem Heiligenſchein umgeben — gezeigt werden ſoll, dann iſt Leſen nicht Bildung, ſondern das gerade Gegenteil. Wer aus dem Volke heraus, mit gutem reinem Willen, und fürs Volk, nicht fürs Geld ſchriebe, der könnte mehr ausrichten als ein Pfarrer.“

Wie ſpät wir auch zu Bette gingen, mir wollte noch lange kein Schlaf kommen. Es war, als ob der wunderbare Alte alle Kräfte, die bisher in mir ſchlummerten, geweckt und entfeſſelt habe. Jetzt lag auf einmal eine ſchöne reiche Zukunft vor mir. Jenes Bäuerlein, das ich einmal über alle beſtehenden Verhältniſſe ſchimpfen hörte, erſchien jetzt meiner Einbildung und war mir wichtig. Ich freute mich ſchon, es bald wieder einmal zu treffen und nicht nur ſeinen Ärger, ſondern auch ſeine Wünſche kennen zu lernen. Mit allen wollte ich kämpfen gegen alle erkannten Übelſtände, mit jedem leiden oder mich freuen und dann meine Erfahrungen in einem großen Buche vom Volke fürs Volk veröffentlichen. Es war eine wunderbare Nacht. Immer hörte ich das Toſen der Waſſerfälle drüben am Fuße des Widderſteines, ſo daß ich mich für hellwach

hielt und nicht wenig erstaunt war, wie schon in der einen Nacht so viel in mein großes Buch gekommen war, welches ich vor mir liegen sah.

Am andern Tage lief ich mit der Kleinen im schönen Tale herum, ohne noch viel an ihre schlechten Kleider zu denken. Daß sie überall Bekannte und Verwandte zu besuchen hatte, fiel mir auch nicht besonders auf. Ich kannte ja ihre Art. Sie wußte sich überall einzudrängen und die geheimsten Geheimnisse zu erwischen. In meinem Dorfe war sie eine überall mehr gefürchtete als geliebte Hausfreundin, wobei sie gar nicht schlecht lebte. Jeden Tag trug sie ihren Stickrahmen in eine andre Wohnung, wo sie dann auch beim Kaffee oder beim Abendessen blieb. Wer ihr nicht aus Liebe gab, suchte sich aus Furcht in ihrer Gunst zu erhalten und entschädigte sich so gut als möglich durch das viele, was sie zu erzählen wußte. Vermutlich trieb sie es auch hier so; zu plaudern wenigstens hatte sie ungemein viel und trieb sich mit den Hausfrauen in der Küche herum. Ich ging nicht ungern mit ihr in die Häuser, wo man heute — am Sonntage — fast alle Einwohner antraf und leicht ein Gespräch mit den Unbeschäftigten anfangen konnte. Überall fand ich Reinlichkeit und Wohlstand. Die großen Wohnstuben waren mit allerlei Blumen bemalt, an jeder Wand hingen einige Uhren, und ein schöner Hausaltar im Tischwinkel fehlte auch der Wohnung des Ärmern nicht.

Meine Kleine war in der besten Stimmung, was ich leicht begriff, weil ihr Sack, den sie gestern als Mantel benutzt hatte, sich mit allerlei sehr brauchbaren Gegenständen füllte. Gewünscht hätte ich, daß sie, statt mit Sachen, die so verschiedne Gerüche verbreiteten, mit einigen Kleidungsstücken bedacht worden wäre, damit wir etwas besser hätten auftreten können. Doch die Sache begann

mir mehr und mehr Spaß zu machen, und ich lief ganz heiter mit ihr herum. Gegen Abend vertrat uns ein Mann mit einem Doppeladler auf der Mütze den Weg, in welchem ich lachend den Gemeindediener erkannte. Meine Gefährtin erſchrak beinahe zu Tode. Die mit einem Stocke bewaffnete Ortspolizei wendete ſich mit der Frage an uns, was wir hier machten. Die Kleine ſchwieg. Ich aber ſagte, daß ich den Tierarzt beſucht und mir nebenbei auch das Tal ein wenig angeſehen habe.

„Gebettelt habt ihr!“ fuhr mich die dienſteifrige Polizei an.

„Das fiel mir nie ein,“ ſagte ich lachend und mit der Ruhe des guten Gewiſſens.

„Du biſt allerdings der Sage nach zu unbeholfen,“ ſchnauzte er, „drum haſt du da die Schwätzerin mit. Ich kenne ſie ganz gut, und was der iſt, der ein ſolches Bäschen hat, kann man ſich denken, wenn er auch nicht gerade danach ausſieht.“

„Sie iſt aber nicht mein Bäschen,“ ſagte ich unwillkürlich.

„Sei dem, wie ihm wolle,“ eiferte unſer Gegner. „Sie hat dich zum Betteln mit, hat auch angeblich für dich geſammelt, weil du zum Arbeiten gänzlich unfähig wärſt. — Mitgefangen, mitgehangen! Macht nur gleich, daß ihr zum Tale hinauskommt!“

Ich wollte Einwendungen vorbringen und mich auf den Tierarzt berufen. Die Kleine aber bat und beſchwor mich, doch ja mitzugehn, auf daß der nichts von der Sache erfahre.

Wenn ich ihrer Bitte Gehör ſchenkte, ſo kam das diesmal weniger von meiner Gutmütigkeit, die ſich denn doch etwas verletzt fühlte, als von der Erinnerung an den Nebel, welcher zuweilen auf dem Starzeljoche liegt.

In gemeindedienerlicher Begleitung machten wir uns auf den Weg und mußten dankbar sein für die Erlaubnis, im letzten Dorfe Bad übernachten zu dürfen, da es heute übers Joch schon zu spät war. Er war kein Unmensch, obwohl er uns mit der Versicherung verließ, daß er sich am nächsten Morgen nach uns umsehen werde.

Wir hatten keinen Grund, auf ihn zu warten, da wir schon sattsam von seinem Diensteifer überzeugt waren.

Das war mein zweiter Ausflug aus der Heimat. Wie viel Ungerades mir auch in den Weg kam, ich konnte doch damit viel zufriedner sein, wenn ich hernach daran dachte, als mit der Reise zum berühmten Wundermann in Schwarzenberg, der vor kurzem an der Auszehrung gestorben war. Meine Führerin hielt sich freilich schlecht, aber ich hatte ihr doch den schönen unvergeßlichen Abend beim Tierarzte zu verdanken. Mit keinem bösen Worte gedachte ich je des Geschehnen, und half ihr sogar noch die erhaltnen Geschenke über das Starzeljoch herüberbringen.

XII.

Als ich mein heimatliches Tal mit ſeinen grünen Vorſaßen, den glatten Wieſen und den langen Häuſerreihen auf beiden Seiten der Ach vor mir ſah, da war es mir faſt wieder wie damals, als ich in Gedanken mit des Fortunatus unerſchöpflichem Geldbeutel unter den Leuten herumzog. Aber jetzt brauchte ich den Beutel nicht mehr, um mir dieſes Tal ein wenig zu beleben. Alle die da unten arbeiteten und ihr Vieh herumtrieben und von ihren Sorgen gejagt wurden, ſah ich mit ihren Gaben und Eigentümlichkeiten, und nahm an ihren Hoffnungen und Wünſchen den lebhafteſten Anteil. Alle Begegnenden redete ich freundlich an. Jeder war mir wichtig und ich begann in meinem Gedanken ſofort ſeine Geſchichte zuſammenzuſtellen, wobei ich dann immer wieder eine neue Beleuchtung der heimatlichen Zuſtände gewann, von der ich früher gar keine Ahnung gehabt hatte.

Ich dachte wenig mehr ans Leſen, ſeit ich auch da, wo ich lebte, ſo vieles mitzuempfinden und mitzuſorgen fand, ſeit faſt jedes Haus für mich ein Geſchichtenbuch geworden war. Wo ich nichts Bedeutendes herausfinden konnte, da legte ich — mir ſelbſt unbewußt — etwas hinein. Ich überlud mich faſt mit Beobachtungen und Eindrücken. Der Verſtand vermochte nicht mehr alles gleich zu ordnen, wie ich es ſonſt gewohnt war, und ſo blieb denn vieles dem Gemüt überlaſſen, welches, ſtatt das

Allgemeine aufzusuchen, sich mit Vorliebe ans Einzelne, ans Kleinliche hing.

Sogar ein aufbegehrender Schnäpsler*) war mir entweder ein Held oder ein unglücklicher Mensch, dessen Unarten wieder unsre gesellschaftlichen Zustände anklagten. Ich gefiel mir darin, alles groß und wichtig zu machen, um bemitleiden und bewundern zu können. Alle Fehler der Menschen waren durch Ungunst der Verhältnisse, durch fehlerhafte Erziehung und durch hundert ähnliche Ursachen entstanden. Überzeugen freilich konnte ich keinen Menschen so schnell als mich selbst. Ich kam bald in den Ruf, daß ich sehr schlechte Grundsätze verbreite und dem Menschen seinen freien Willen abspreche, um desto leichter jede Schlechtigkeit zu entschuldigen. Ich hatte auch wirklich für alles gleich einen Grund, nur für die Treulosigkeit nicht, die meine Schützlinge sich mir gegenüber erlaubten, sobald sie mich bemüht sahen, auch ihren Gegnern auf meine Weise gerecht zu werden. Mein Urteil galt nicht besonders viel, weil es hieß, ich gebe jedem recht, den ich reden höre. Ich hatte viele Anfeindungen auszustehn, wo ich recht billig sein wollte; mein größtes Unglück aber war, daß ich nirgends etwas Gewöhnliches sah und immer nur hassen und lieben, nie gleichgültig bleiben und ruhig urteilen konnte.

Je länger ich das trieb, desto bittrer wurde ich gegen die meisten, mit denen ich verkehren mußte. Trotzdem schloß ich mich nicht mehr gänzlich von der Gesellschaft ab. Es war mir Bedürfnis, mit allen ein bißchen Krieg zu führen. Geliebt wurde ich von wenigen, aber von vielen gerne gehört oder gefürchtet. Ich galt für einen Erzspaßmacher, und es gelang mir auch wirklich nicht übel,

*) Herabgekommner Bauer, der Branntwein trinkt.

die Torheiten aller lächerlich zu machen. Mir war es freilich dabei viel weniger um den ſchallenden Beifall der Menge, als ernſtlich um die Beſſerung der Getroffnen zu tun.

Das brachte mich meinem Vetter, dem Weber, wieder etwas näher. Seit Seppels Flucht hatte ich ſowenig als möglich mit ihm zu tun gehabt. Er ſah in mir nur den gedankenloſen Schwätzer, einen Menſchen, der zu allem Nützlichen untüchtig ſchien. Jetzt aber fand er einen Zweck in meinen Reden. Je mehr die Großen und Angeſehnen den ſchonungsloſen Spötter haßten und zu demütigen ſuchten, deſto wärmer nahm er ſich meiner an. Ich war wieder ſo oft in ſeinem Hauſe, als bevor ſein Seppel dasſelbe verließ. Von dem Vergangnen redeten wir um ſo weniger, weil ich ſah, daß er innerlich manches bereue, aber ſich als Vater doch zu ſehr im Rechte fühle, um ſeinem Sohne den erſten Schritt entgegenzutun. Der ſollte, wie man hörte, noch immer irgendwo an der Lindauer Eiſenbahn arbeiten. Ich wußte nicht, wie ich einen Brief an ihn bringen ſollte, ſonſt hätte ich ihm von Herzen gerne geſchrieben. Es blieb mir alſo nichts zu tun übrig, als ihm den Vater immer günſtiger zu ſtimmen. Das gelang mir denn auch ſo gut, daß er Seppels Heimkehr laut wünſchte. Er fühlte ſich recht verlaſſen, denn ihm und der Haushaltung fehlte nicht nur der kräftige Sohn, welcher dem Alternden manches hätte abnehmen können, ſondern auch die weibliche Hand, die ihn pflegen und ſein Leben freundlich geſtalten konnte. Seppels einzige Schweſter war faſt immer kränklich und wurde vom Vater überhaupt mehr für den Stall als fürs Haus erzogen, ſo daß die meiſte Arbeit in der Küche von einer Verwandten beſorgt werden mußte.

Wer will es dem Weber verargen, wenn er trotz ſeinen ſechzig Jahren noch einmal ans Heiraten dachte?

An einem Markttage sah ich ihn in Au mit einem ältern ordentlichen Mädchen bei einer Maß vom allerröteſten Tiroler ſitzen und vertraulich plaudern. Man ſollte eigentlich froh ſein, daß er eine ſo geſchickte Perſon fand; aber mir ging dabei doch ein Stich ins Herz. Neben einer Stiefmutter wollte Seppel ſchwerlich im Hauſe leben. Es war wohl ein großes Unglück, wenn einer Fremden der Schlüſſel in die Hand gegeben wurde, daß ſie das Kind vom Hauſe hinausſperren konnte. Freilich war's noch nicht ſoweit, doch ſchien es mir ſicher, daß das Theresle ſo etwas erlächeln werde. Ich hatte wohl das Herz des Vetters gewonnen, traute mir aber doch gegen dieſes Mädchen nicht aufzukommen. Es gab wenige, die vieles über den ſtarrköpfigen Weber vermochten, wenn die Verhältniſſe nicht zu Hilfe kamen. Nur einen wußte ich, den Handelsmann Seiler in Bezau, mir und dem Seppel ein naher Vetter. Zum Glück war er heute da und hatte ſeinen Kram auf dem Marktplatz ausgelegt. Wir alle hatten zu ihm — ſchon weil er in dem etwas ſtädtiſchen Bezau wohnte — ein ganz beſondres Vertrauen. Er war ein friſcher, fröhlicher Mann, nicht ohne Vermögen und immer zu Rat und Tat bereit.

Ich eilte gleich zu ſeiner Bude, denn ich ſorgte, daß er ſchon bald wieder heimfahren könnte. Davon ſchien aber noch keine Rede zu ſein. Er und ſeine Frau waren bei aller Gewandtheit nicht imſtande, die andrängenden Kunden ſchnell genug zu bedienen, und immer größer ward der Haufe derer, die lieber hier warten, als anderwärts bei einem Unbekannten gleich einkaufen wollten. Ich ſtellte mich unter die Drängenden und wartete, bis ich hart zu ihm hingeſchoben wurde. Da ich aber nichts kaufen, ſondern bloß plaudern wollte, wurde ich gleich wieder zurückgeworfen und der Vielumworbne konnte mir beim

beſten Willen kein Gehör geben. Ich dachte nun daran, mir auch durch irgendeinen Ankauf das Recht des Hierſeins zu erwerben. Aber was ſollte — oder beſſer — was konnte ich kaufen? Bis auf wenige Kreuzer hatte ich mein Bares dem Buchhändler drüben für ein Bürgerliches Geſetzbuch und einen neuen Kalender gegeben. Da hörte ich ein Mädchen für ſechs Kreuzer Seife verlangen. Nun, das konnte ich allenfalls auch, und das wollte ich. Zwar hatte ich bisher noch wenig Seife verbraucht und Kräuterſeife gar keine, aber ſchon der ſchöne Bilderbogen war die ſechs Kreuzer wert, in welchen dem hübſchen Kinde das Verlangte eingewickelt wurde. Ich zitterte vor freudiger Erregung, als ich den Vetter für meine Seife nach einem ähnlichen, noch größern Bogen langen ſah. Die Begierde, ihn ganz zu bekommen, gab mir Mut, ſo daß ich dem Vetter die Hand hielt, welche ein Stück herunterreißen wollte. „Ja ſo ja," ſagte er, mit einer Freundlichkeit, welche mich wagen ließ, ihn um eine kurze Unterredung zu bitten.

Der Vetter fertigte eine halbe Stunde lang nur noch die und den und dieſen und jenen geſchwind ab, dann kam er. Ich trug meine Sache ſo kurz vor, als meine Sorge um den Jugendfreund mir erlaubte. Vetter Seiler ſagte lächelnd: „Du denkſt dich nur an Seppels Platz; nie an den ſeines Vaters. Soll der verlaſſen bleiben in ſeinen alten Tagen, wenn es etwa dem Herrn Sohn in der Welt draußen auf einen grünen Zweig zu kommen gelingt? Beide haben eigne Wege eingeſchlagen und wenn zwei das tun — ob es auch Vater und Sohn ſind — können ſie nicht mehr aufeinander warten. Seppel iſt nun einmal nicht da und nicht zu holen. Gelingt ihm in der Fremde nichts mit ſeinem Talent und muß er wieder heim als der arme Tropf, wie du dir ihn denkſt,

ſo kann er wohl zufrieden ſein, wenn der Vater ihn noch aufnimmt neben der, die, ohne durch Armut oder ſonſt gezwungen zu ſein — alſo doch aus Neigung — ihm ſeine alten Tage etwas freundlicher macht."

Mir war es ärgerlich, daß ich dem Vetter nicht viel entgegnen konnte und auf Seppel war ich böſe, daß ſein Leben ſolchen Reden recht gab. Ich ſuchte die Schuld dem Vater zuzuſchreiben, aber je mehr ich nach Gründen ſann, deſto mehr mußte ich ihn bemitleiden. Er war ein Mann mit ſtrengem Rechtsſinne, nicht härter gegen andre, als er gegen ſich ſelbſt ſein mußte, um es unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen zu ſeinem jetzigen Wohlſtande zu bringen.

Als ich wieder an dem Wirtshauſe vorüberging, aus dem ich vor einer Stunde zum Vetter eilte, warf ich raſch einen Blick in die Stube und war ordentlich erfreut, den unglücklichen Vater ſo heiter plaudernd neben ſeinem Thereſle zu ſehen.

Daheim angekommen, wickelte ich meine Seife aus, bevor ich den neugekauften Kalender für 1854 beſah. Der Bogen, der mich ſo gefreut hatte, war eine ganze Nummer des „Illuſtrierten Dorfbarbiers" von Ferdinand Stolle und noch ziemlich neu. Die Mutter brachte mich unmöglich noch vom Leſen weg in den Stall, wo die vier Kühe geradezu brüllend ihr Abendfutter forderten. Das war einmal ein Leſen, aus dem auch unſereiner klüger wurde über den Lauf der Welt. Es war auch nicht das halbe Welſch, und dabei konnte man ſich einmal gehörig erlachen. Gewiß, das hätte auch dem Tierarzt gefallen. Es kam nicht ſo von obenherab und langweilig geheimnisvoll, wie manche Artikel andrer Blätter, die ich bisher zu Geſicht bekommen hatte. Vorne unter dem Titel las ich, daß das Blatt jeden Sonntag in Leipzig erſcheine.

O, wie mußte das eine Luſt ſein, ſo jede Woche den gemütlichen Dorfbarbier und den mürriſchen General von Pulverrauch über die Weltdinge verhandeln zu hören und dabei nebſt luſtigen Bildern noch den Scherbeutel mit ſeinem Allerlei als Zugabe zu erhalten!

Ängſtlich ſuchte ich zu erfahren, was denn das koſten würde. Es hieß unter dem Titel 10 Ngr. Aber wie viel war das? Als Vorralberger, an der Grenze der Schweiz und mehrerer deutſcher Vaterländer, war mir ſchon Gelegenheit geworden, allerlei Währungen zu berechnen. Erſtlich Reichswährung und Wienerwährung, dann Silber und Banknoten zu jedem Kurſe, item Batzen, Groſchen, Rappen und Franken, ferner Kronentaler, Bayriſche, Sächſiſche und Vereinstaler; von einem Ngr. aber hatte ich mein Lebtag noch nie was gehört.

Eine briefliche Anfrage bei Vetter Seiler in Bezau wagte ich nicht. Vielleicht verargte auch dieſer wohlberechnende Geſchäftsmann mir mein Leſen. Zwar gab er den Bogen mit freundlichem Lächeln; aber daß er ihn zum Verpacken mitnahm, ſchien mir doch zu beweiſen, daß er nicht beſonders viel darauf hielt. Klüger war's jedenfalls, den Boten auf dem Poſtamte nach dem vierteljährlichen Preiſe fragen zu laſſen.

Wenn der Bote dem Gläubiger irgendeines fallenden Handelsmannes Auskunft bringen ſollte über das Schickſal ſeiner geliehnen Tauſende, ſo konnte der den ausgedienten Kaiſerjäger mit der großen Lebertaſche doch nicht ängſtlicher erwarten als ich, konnte nicht ſorgfältiger in jeder Stunde des folgenden Poſttages nachrechnen, wie nahe nun endlich die Auskunft ſein müſſe. Es handelte ſich mir um nichts geringeres, als darum, ob ich künftig alle Wochen einmal recht vergnügt ſein, recht hell auflachen könne, daß es dann wohl jedesmal noch ſechs Tage nach-

klang; oder ob ich nichts erfahren ſollte von der Welt und von dem, was außer dem Bregenzer Walde vorging. Der Dorfbarbier mußte künftig mein Freund werden, und wenn ich den nicht ins Haus zu bringen vermochte, ſo wollte ich gar keine Zeitung mehr leſen. Oder ich wollte meine Erſparniſſe jedes Vierteljahr in Bregenz draußen in die Zahlenlotterie ſetzen laſſen, bis ich vielleicht doch einmal eine Summe gewann, von der ich den Dorfbarbier und noch andres anſchaffen konnte. Allerdings hatte ich von ſolchen Glücksfällen ſelten gehört. Man redete hier überhaupt ſo wenig von der Lotterie, daß ich ſelbſt über meinen verzweifelten Gedanken erſtaunte.

Endlich ſah ich den lang und bang erwarteten Boten langſam zwiſchen den Häuſern heraufſchleichen. Ich lief aus der Stube ihm entgegen — nicht etwa nur, damit die Mutter einſtweilen nichts von der Sache merke —, ſondern auch, weil mich die brennende Neugierde nicht mehr ruhig warten ließ.

„Nun?“ fragte ich in atemloſer Spannung.

„Ja ſo,“ lächelte der Bote, „dein Dorfbarbier koſtet halt“ — bei dem „Halt“ erſchrak ich — „mitſamt dem Botenlohn für mich vierteljährlich 48 Kreuzer R. W. in Silber.“

„Gott Lob und Dank,“ rief ich aufatmend, „dann beſtellſt du mir das Blatt und beſtellſt es früh genug und vergißt es nicht — und beſtellſt für das nächſte Vierteljahr oder gleich für ein halbes. Und höre noch eins: wenn man es nicht mehr ſo wohlfeil ſollte hergeben können, ſo beſtellſt du es mir doch. Es wird wohl auch etwas mehr noch aufzubringen ſein.“

Der Bote lächelte und ließ mich merken, daß meine Freude auch ihm wohltat. Er war überhaupt gewohnt, die Eindrücke der von ihm gebrachten Briefe und Berichte

zu ſehen und zu teilen. Kam der Bauer ihm einen Brief übergab — was aber nur ſelten geſchah — ſo erzählte er dabei die Veranlaſſung desſelben und ſeinen vollen Inhalt im beſten Pfarrerdeutſch, welches er bei ſich hatte, um ſich gleichſam zu entſchuldigen, daß er auch noch einmal zu ſchreiben verſucht habe. Und kommt dann die Antwort, ſo muß der Bote ſie gehörig auftun und leſen, damit der Bauer nicht mehr lang die verlegte Brille ſuchen darf und Unverſtändliches gleich gehörig erklärt bekommt. Für das Verſprechen, niemandem von der Sache zu ſagen, bleibt man ihm herzlich dankbar, und überall wird er zu den vertrauteſten Hausfreunden gezählt. Mir war er bisher keine beſonders freundliche Erſcheinung, und ich erſchrak, ſooft ich ihn auf unſer Haus zukommen ſah. Brachte er uns doch nie etwas andres aus der Welt herein als Zahlungsaufträge vom Gericht wegen des Erbes meines Vaters, welches mir auf zahlloſen, teuern Stempelbogen zugeſchrieben wurde; oder ein Bäuerlein in Luſtenau oder ſonſt irgendwo im Rheintal*) berichtete mir Schlimmes von einer der ſechs Kühe, die wir ihm den Winter hindurch um den Abnutzen**) überließen. Von jetzt an aber ruhte auf dem Boten ſtets ein Schimmer von der Glorie des heutigen Tages. Ich ſah in ihm nur noch den Mann, welcher mir künftig den Dorfbarbier bringen ſollte. Die zwanzig Ngr. hatte ich mir neben eigner Bauernarbeit mit Holzziehen verdient, und ich kam mir ein ganz andrer vor, als ich einmal die Quittung vom Poſtamt in der Hand hatte, welche mich für ſechsundzwanzig Wochen zum ſelbſtändigen Zeitungsleſer machte.

Es iſt hier vielleicht der paſſendſte Ort, etwas über

*) Oberhalb des Bodenſees und Vorarlbergs und in der Schweiz.
**) Nießbrauch: nämlich die Milch während des Winters.

das damalige Zeitungslesen, über die gelesnen Blätter und die Stellung der Leser gegenüber andern Menschenkindern zu sagen.

Bis in die Vierzigerjahre herein galt einer für sehr reich oder sehr verderbt, wenn er sich eine eigne Zeitung hielt. Außer den Pfarrern und einzelnen wenigen Gemeindevorstehern, die zusammen den amtlichen „Boten für Tirol und Vorarlberg“ kommen ließen, wagte nur noch hie und da einer, der früher als Handwerker in der Fremde lebte, sich irgendein Blättchen zu halten, welches er damals in der Schweiz oder in Deutschland kennen lernte. In der Regel aber währte das letztere nicht lange. So ein Fremder, der später Bauer wurde, galt schon für einen hochmütigen, unpraktischen Menschen, wenn er auch nicht noch überdies ein Zeitungsleser war. Die meisten gaben daher ihre Gewohnheit auf, wenn sie sich einmal verehelichen und als Bauern im Lande bleiben wollten. Hielt aber da oder dort einer allem Gerede stand, so lud ihn sein Pfarrer bald ein, den „Tirolerboten“ mitzuhalten, wobei ihm bedeutet wurde, daß man in der Schweiz und im Deutschland draußen nicht für gute Katholiken schreibe und daß das trotzige Behalten solcher Blätter eine Absicht verriete, die man — ohne erst Früchte zu erwarten — sogar von der Kanzel aus zum Nachteil des Betreffenden mit aller Gewalt bekämpfen müßte. Die meisten fügten sich seufzend in das, was unvermeidlich schien, wenn man im Frieden leben wollte. Einzelne, die dem Pfarrer trotzten, taten das mit einer Leidenschaftlichkeit, welche nicht nur ihnen, sondern allen Zeitungslesern bei der Bevölkerung schaden mußte.

Vorarlberg gehörte damals noch zu Tirol, wo von der Regierung kaum etwas sorgfältiger gepflegt und unterstützt wurde als das Schützenwesen. Gute Scheibenschützen

konnten jeden Sonntag irgendwo eine kaiſerliche Gabe gewinnen. In Innsbruck erſchien eigens eine Schützen-Zeitung, die natürlich auf jedem Schießſtand gehalten wurde. Zuerſt hörte man aus dem Blättchen nur Büchſenknall und Klimpern der Preistaler; nach und nach aber begann es auch um andre menſchliche Angelegenheiten ſich zu kümmern und ſich zu einer Volks- und Schützen-Zeitung zu erweitern, die wohl manchen Bauernburſchen, ohne daß er es merkte, zum Zeitungsleſer machte. Im Jahre 1848 kam durch Italiener, die jetzt, ſtatt mit Mauſefallen, mit Büchern und Zeitſchriften zu handeln begannen, gar mancherlei zu uns herein; doch hier fehlte noch das rechte Verſtändnis für Fragen, die in ſolchen Schriften mit ſo viel Leidenſchaftlichkeit behandelt wurden. Man ſah ſie an wie betrunkne Menſchen und fand des Pfarrers ungünſtiges Vorurteil immer beſtätigt. Eine „Vorarlberger Zeitung", die die Angelegenheiten des Ländchens mit zur Sprache bringen wollte, ging — wohl weniger aus Mangel an Stoff als wegen leidenſchaftlicher Sprache — in kurzer Zeit wieder ein. Dafür entſtand in Innsbruck ein Blättchen nach dem andern. Alle wurden durch die „Schützen-Zeitung", oder indem ſie einander ſelbſt lobten und tadelten, auch bei uns eingeführt. Nur die täglich erſcheinende „Innsbrucker Zeitung" und das Witzblatt „Harfe und Zither" hatten wenig oder gar nichts Tiroliſches an ſich. Die beiden Blätter wurden daher durch einen biſchöflichen Hirtenbrief von allen Kanzeln aus verboten. Dafür war das bei Rauch in Innsbruck wöchentlich zweimal erſcheinende „Volksblatt" ſehr empfohlen. Es brachte jedesmal einen halben Bogen, der faſt nur mit frommen Erzählungen und Berichten von kirchlichen Feſtlichkeiten gefüllt war. Im Bregenzer Walde wurde es fleißig — gehalten; teils weil man damit bei vielen Geiſtlichen eine Ehre einzulegen

hoffte, teils auch weil offne Verhöhnung moderner Bildung, des Zeitgeiſtes und der Helden von 48 auch denjenigen Bauern gefiel, die ſonſt um alles von keiner Zeitung hören mochten. Ein andres Blatt, „Feierabend", geſtand, als es Kaution erlegen ſollte, ſelbſt ein, daß es nur zur Erbauung für arme hungrige Schullehrer und alte Mütterlein in Tirol und Vorarlberg geſchrieben ſei. Auch dieſes Blatt war ſehr empfohlen. Wer höher hinaus wollte, dem wurde angeraten, die katholiſchen Blätter aus Tirol zu halten, eine ſtreng wiſſenſchaftliche „Kirchen-Zeitung", die kein Bauersmann länger als ein Jahr bezahlte. Es wurde das auch keinem verargt, wenn er nur nicht dann dafür den ebenfalls in Innsbruck erſcheinenden „Phönix" beſtellte. Der Titel dieſes von Pichler und Zingerle herausgegebnen Blattes war ganz gut gewählt. Erſtlich war's ein ſeltner Vogel bei uns und dann ging es auch wirklich aus der Aſche des Jahres 48 hervor. Es iſt erfreulich, da zu ſehen, wie rüſtig die jungen Kräfte Tirols und Vorarlbergs zuſammenarbeiteten und wieviel Schönes von unſern vaterländiſchen Dichtern und Denkern geſchaffen wurde. Bedauerlich bleibt es aber, daß auf den ſeltnen Vogel an ſo vielen Orten Jagd gemacht wurde und daß ſeine Schwingen nur noch kräftig genug waren, ſeine beſten Freunde aus dem Lande zu tragen in weite Fernen, wo ſie dann in der „Gartenlaube," an Gutzkows „Häuslichem Herd" oder ſonſt irgendwo ausruhten von ſchwerem K[illegible]pf. Vom Dorfbarbier hörte man im Bregenzer Walde zuerſt durch einen in der „Schützen-Zeitung" empfohlnen Tirolerkalender, welcher offen eingeſtand, wieviel er von „Rudelmüller und Breetenborn" entlehnt habe. Die „Leipziger Illuſtrierte" und die „Allgemeine von Augsburg" wurden im Hirſchen zu Schwarzenberg für die Vergnügungsreiſenden und in der Gams in Bezau für die Gerichtsherren gehalten.

Die eifrigſten Zeitungsleſer aus dem Volke ſahen dieſe Blätter bis zum Krimkrieg mit einer ſcheuen Ehrfurcht an, wie vornehme Herren, die wenigſtens die Hälfte in fremder Sprache reden und ſo einen achtmal verkaufen*) können, bevor man's einmal merkt. Auch nachher noch haben dieſen und andern Blättern die vielen Anzeigen ihren Kredit genommen. Oft war irgendeine großgedruckte Marktſchreierei dem Bauern wichtiger und verſtändlicher als alles andre. Gläubig warf er ſein Geld weg und meinte, es könne gar nicht fehlen, da er es ja gedruckt geleſen habe. Wenn es ihm dennoch fehlte und er ſich betrogen ſah, ſo gab er natürlich der Zeitung die Schuld und dieſe kam durch ihn im ganzen Dorf in Verruf. Sagte man den Leuten, daß derlei Anzeigen bloß ums Geld angenommen würden und daß der eigentliche Zeitungsſchreiber dafür gar nicht verantwortlich ſei, ſo hieß es: „Schlimm genug, wenn man fürs Geld Lügen aufnimmt und verbreitet. Dieſes Geld wird doch nur bezahlt, weil man es durch die Wirkung der Lüge wieder einzubringen hofft. Wenn du einem Betrüger ums Geld ſeinen ſchlechten Kram in deinem Hauſe ausbieteſt, ſo halte ich dich nicht für ſauber**) und möchte dich ſo gut dafür beim Kripps***) nehmen als ihn. Wenn der Herr Zeitungsſchreiber hinten fürs Geld Unwahrheiten ausposaunt, ſo tut er es auch vorn oder verſchweigt doch die Wahrheit, denn ſonſt müßte er vor allem ſagen, daß das ganze angehängte Marktgeſchrei erſtunken und erlogen ſei. Das aber darf er nicht. Er iſt gebunden durch ſeinen Vorteil, und von ſo einem

*) Betrügen, anlügen.
**) Anſtändig.
***) Kehlkopf, dann Kehle, Hals, Kragen, Schopf (auch ſchweizeriſch).

Manne wollen wir uns nicht belehren und bilden laſſen.“ — —

So urteilte der ſtrenge Rechtsſinn des Volkes. Man geſtand hierdurch dem Zeitungsſchreiber eine hohe Stellung zu und verriet die Neigung, ſich — wenn es möglich wäre — vertrauensvoll ſeiner Führung zu überlaſſen. Es iſt auch nichts natürlicher als das. Die Leſeluſt und der Mut, ſich eine Zeitung, ein Buch anzuſchaffen, erwächſt hier nur aus dem Bedürfnis, etwas zu lernen. Der Bauer lieſt nicht, um allerlei Meinungen und dann wieder die Urteile über dieſe Meinungen kennen zu lernen. Er will etwas Wirkliches gleichſam mit den Händen greifen lernen und nimmt nur darum — nicht aus Roheit, wie viele behaupten — in kriegeriſchen Zeiten am liebſten ein Blatt zur Hand, um das Geſchehne zu erfahren. In ſolchen Zeiten wird auch keinem das Halten einer Zeitung verargt.

Ich traf es da ſo gut, als ich's je hätte treffen können. Man redete überall vom Groſchenkopf und vom Menſchenkopf*) und vom beginnenden Kriege des Türken mit Rußland. Zeitungsleſer ſah man ſchon ganz freundlich an und im Wirtshauſe war ihre Geſellſchaft ſogar geſucht. Ich tat daher auch nicht mehr ſo verſtohlen mit meiner Beſtellung des Dorfbarbiers, als ich mir es zuerſt vorgenommen hatte. So wurde denn auch von andern das Erſcheinen der erſten Nummer mit Ungeduld, wenn auch nicht mit ſo großer wie von mir ſelbſt, erwartet. Zu berechnen vermochte ich den großen Tag nicht. Von Leipzig bis zu uns herein war's ungeheuer weit, und wenn die deutſche Poſt auch die unſre noch ſo übertraf, man

*) Bäuerliche Verballhornungen der Namen der Fürſten Menſchikoff und Gortſchakoff, der ruſſiſchen Oberanführer zu Beginn des Krimkrieges (1853—1856).

konnte doch vor Ende Jänner nicht beſtimmt auf etwas rechnen. Wenn ich daher jeden Sonntag nach dem Gottesdienſte mich hart neben den Boten ſtellte und wie angewachſen blieb, während er Zeitungen und Briefe austeilte, ſo geſchah das weit weniger in der Erwartung, daß in ſeiner Taſche vielleicht ſchon auch etwas für mich ſtecke, als um mir lebhaft vorzuſtellen, wie das nun herrlich ſei, wenn einmal auch mir allſonntäglich etwas gebracht werde. Wie war ich daher überraſcht, als ſchon am zweiten Sonntage des neuen Jahres — es war ein wunderbar heller Tag, den ich nie vergeſſe — der Bote ſich lächelnd mir zuwendete und die erſte Nummer meines Blattes auspackte. Sie war etwas größer als die, welche ich vom Vetter in Bezau bekam. Der Herr vorn auf dem Titelbild, der den Deckelkrug in der einen und den Dorfbarbier in der andern Hand hielt, war noch beleibter, noch behaglicher geworden und ſah gerade ſo aus, wie er mir vor kurzem im Traum erſchienen war, und wieder wurde mir ordentlich angſt vor ihm wie damals. Ich hatte das Gefühl, als ob ich in eine Welt, in eine Geſellſchaft komme, wo ich von Rechts wegen nicht hingehöre und nur für einen Eindringling gelte. Errötend riß ich die Adreßſchleife weg und die zitternde Hand ſchob ſie ſchnell in die Taſche. Niemand ſollte meinen Namen gedruckt erblicken, ich aber wollte doch ſehen, wie er ſich ausnehme, dann ſuchte mein Auge unter den Umſtehenden einen, dem ich etwas zu ſagen hätte, denn ich wollte tun, als ob gar nichts Beſondres geſchehen ſei. Dabei wurde ich erſchrocken gewahr, wie ſich um mich herum ſchon ein großer Kreis gebildet hatte, wie alle, die Köpfe zuſammenſteckend, ſich etwas zuflüſterten. Ich ſchlich weg wie ein Übeltäter und eilte in die Sonntagsſchule, wo meine Gefährten mich etwas ſcheu anſahen. Das war noch unerhört, daß ein Burſche, kaum von der Werktag-

ſchule frei, faſt mit den erſten ſelbſtverdienten Kreuzern ſich eine Zeitung anſchaffte, wenn ſeine Verhältniſſe es ihm auch viel beſſer erlaubt hätten als mir. Dieſes und ähnliches wurde in der Schule geredet, ich langte zum Troſt wieder nach meinem Blatt in der Taſche und wir alle hatten vom Unterrichte des Lehrers nur wenig Gewinn. Als die Schule aus war, eilte ich heim, um mich meines Schatzes im ſtillen zu freuen, und beſonders meinen gedruckten Namen auf der vom Poſtamte beſorgten Adreßſchleife zu ſehen.

Dazu aber ſollte ich noch nicht ſo ſchnell kommen. Ich fand die Stube voll Tabakqualm und ſah, als ich mich ein wenig daran gewöhnt hatte, die an den Wänden ſich hinziehenden Bänke ringsum von jüngern und ältern Dorfbewohnern beſetzt. Sie alle waren gekommen, meine Zeitung mit ihren Bildern anzuſehen und mich ein klein wenig daraus vorleſen zu hören. Ich erſchrak darüber, weil ich der Mutter noch gar nichts von meinem kühnen Wagnis geſagt hatte. Ich durfte nicht hoffen, daß ſie nun in Gegenwart ſo vieler mich minder tadeln würde. Aber als ich meinen Dorfbarbier herauszog, kam mir wieder der Mut. Ich traute dem zu, daß er ſich gleich Freunde mache. So eine luſtige „gemeine“ Zeitung war noch nie gehört und geſehen worden. Die Anweſenden kamen kaum noch heim in die Ställe und ihre begeiſterten Berichte trieben noch mehr Neugierige her, ſo daß die Stube den ganzen Abend voll Menſchen war. Die Mutter wußte nicht, was ſie dazu ſagen ſollte. Als ich die Kühe fütterte, kam ſie zu mir in den Stall und ich mußte nun über alles Bericht machen. Sie freute ſich an dem Beifall, den mein Blatt fand, aber dann war ihr wieder himmelangſt, da ſie nicht wußte, ob ſie auch mit gutem Gewiſſen ſich dieſem Gefühl überlaſſen dürfe. Verwun-

derlich war es ihr, daß ſo viel Kurzweil nicht mehr koſtete, aber auch das vermochte ſie nicht zu beruhigen. Zeitungsleſer hatte ſie in ihrem Sohne keinen wollen.

Als aber dann ſpät am Abend auch der ernſte Vetter Johann Jakob — der Weber — noch kam und mit Vergnügen las, da waren alle Bedenken überwunden. Der Vetter meinte: das ſei beſſer als ſpielen, und lobte mich, daß ich in der letzten Zeit als Tagwerker etwas zu verdienen ſuchte. Auch er verdingte mir nun das Heimziehen ſeines Holzes. Der verſprochne Lohn war allerdings ein ſehr geringer, mir aber ſchien alles beſſer als nichts, und behaglich rechnete ich im Bette nach, wie ich mir nun doch ſo nebenbei den Winter hindurch wieder ein halbes Jahr Dorfbarbier und ein Paar Schuhe verdienen könne.

Das war für mich ein großer, ein unvergeßlicher Tag.

XIII.

Nicht nur die erſte Nummer meiner Zeitung, auch alle folgenden hörte und las ich ſo oft, daß ich ſie ſo gut als nur irgend etwas auch auswendig herſagen konnte. Ich ſuchte die Darſtellung, die mir ſo gut gefiel, in einſamen Stunden und bei der Arbeit auch für Dorfneuigkeiten anzuwenden und verſöhnte mich mit vielem Widerwärtigen, ſobald ich es auf dieſe Weiſe bearbeiten und wunderlich einkleiden konnte. Wieder durchwanderte ich in Gedanken der Reihe nach die Häuſer und ſuchte Luſtiges und recht Närriſches zuſammen. Die kurzen Tage gingen ſchnell vorüber und bei meinem Hauſe ließ ſich die Sonne täglich ſchon wieder zwei ganze Stunden ſehen, bevor ſie hinter der hoch über die nahe Gräsalp hinaufragenden Künzel verſchwand. Die Gleiſe der Schlitten glänzten wie Stahl und pfeilſchnell ſchoß ich mit meinen Holzfuhren darüber hinaus. Die Arbeit ging über alles Erwarten gut. Mit innerm Behagen ſah ich die Beige unter dem Holzapfelbaum neben dem Hauſe des Vetters wieder um ein bedeutendes gewachſen und rechnete heraus, daß ich heute wieder beinahe vier Groſchen verdient habe.

Eines Abends, als ich auf dem abgeladnen Schlitten ſaß und rechnete, kam ein Reiſender daher und bat mit kläglicher Stimme, „um Gottes willen ihn doch über Nacht zu behalten.“ Noch mit meinen Gedanken beſchäftigt und ohne den Fremden anzuſehen, ſagte ich ihm: „Ich hätte da nichts zu befehlen, glaubte aber kaum, daß der Hausherr

ihn aufnehmen werde." — „Es kann ſchon ſein," ſagte der Fremde. „Aber wenn er es nicht tut, ſo mußt du mich aufnehmen — wenigſtens für dieſe Nacht."

Was war das für eine Rede und welche Stimme? „Seppel!" rief ich jubelnd und ſprang zu ihm, der mir lächelnd die Hand entgegenſtreckte.

Ja, es war der leibhaftige Seppel, zwar viel größer und ſonnverbrannter, als da er mich verließ, aber ſich doch noch ſo ähnlich im Ausſehen und Stimme, daß ich mich ordentlich tadeln mußte, nicht ſchon beim erſten Wort ihn erkannt zu haben.

Nun ging er zum Vater und zur Schweſter, die beide bei den Kühen im Stalle waren. Die Schweſter grüßte ihn fröhlich und verſicherte dabei, daß er nun nicht mehr auf die Alp am Widderſtein ziehen müſſe, da der Vater dieſelbe verkauft habe. Dann — ohne noch jemand zum Worte kommen zu laſſen — erzählte ſie, welche von den Kühen, die er bereits kenne, noch im Stalle ſeien und wie man heuer andre gekauft und verkauft habe. Auch die Geſchichten der vielen Kälber bekam man zu hören, welche ſeit Seppels Abreiſe geworden waren.

„Es ſcheint mir, du ſeieſt noch immer der alte Stallpatron geblieben," ſagte Seppel mit wehmütigem Lächeln.

„Eben iſt ſie," rief der Vater, welcher, die Streu erleſend, bisher ſtill auf dem Boden kniete und dabei warf er einen großen Stein, den er eben gefunden hatte, ſo heftig in die leere Krippe vor ihm, daß er gleich wieder herausflog. „Sie," fuhr er nach einer Weile fort, „Sie wäre ſchon ein andrer Bauer geworden als du. Lache ſie nicht aus, daß ſie ſich Mühe gab, mir dich zu erſetzen. Ich war einmal froh darüber; jetzt aber, da wir die Alp nicht mehr haben, wäre mir freilich eine tüchtige Haushälterin lieber."

Als der Vater durch dieſe wenigen Worte — die

erſten, die er ſprach — ſeine Gedanken angedeutet hatte, erlas er wieder Streu, als ob es das ewige Leben gelte, und die gefundnen Prügel und Steine flogen klirrend in die leere Krippe. Seppel und ich gingen in die Stube.

„Ich glaube doch, ich dürfe da bleiben," ſagte er etwas bitter.

„Du biſt lang mit Schmerzen erwartet," antwortete ich. „Leider kommſt du ſchon faſt zu ſpät."

„Warum?"

„Der Vater will heiraten. Es ſoll ſchon alles ausgemacht ſein."

„Da hat er ganz recht."

„Ja, für ſich; aber du wirſt als Stiefkind kein gut mehr tun, und ich möchte dich ſo gerne daheim."

„Wann ſoll Hochzeit ſein?"

„In einigen Monaten."

„Bis dahin alſo hab' ich mich ſchon mit dem Vater verſöhnt. Es geht das um ſo ſchneller, weil das Nachgeben an mir iſt. Ich hab' nicht das meine getan bisher und der Vater tut recht, wenn er ſich um beßre Verſorgung umſieht. Weiß ich ihn glücklich verheiratet, daß ich ruhig werden darf, ſo gehe ich, ein rechtes Handwerk zu lernen. Dazu reichen die Mittel meiner ſeligen Mutter aus."

Meine Freude über dieſe Worte Seppels war größer noch, als ſie ſelbſt über ſein Kommen geweſen war. Jetzt ging mir das Herz auf. Ich erzählte von allem, was ich ſeit ſeiner — Abreiſe erlebte. Am längſten hatte ich vom Dorfbarbier zu berichten.

Ich war noch nicht fertig, als auch Mariann, die Schweſter, zu uns hereinkam. Sie wiſchte die Hand an der Schürze ab und gab ſie meinem Freund. Dann ſagte ſie lächelnd: „Der Franzmichel ſteckt auch noch immer in ſeinen Schriften wie ich im Stall."

„Ihr beide," rief Seppel, „ſeid recht liebe, gute, närriſche Leute; aber was macht der Vater, daß er nicht auch kommt?"

„Er hat mich geſchickt, um dir etwas zum Eſſen zu richten. Er ſelbſt will noch die Streu ganz erleſen, bevor es ſo dunkel wird, daß man Licht dazu verbrauchen muß.

„Ich darf alſo dableiben?" fragte Seppel.

„Verſteht ſich."

Das Mädchen rieb ſich vor Vergnügen die Hände, während es in die Küche ging. Sonſt aber gab es ſeiner Freude nur noch durch die Eile Ausdruck, mit welcher dem Seppel ein Kaffee gemacht wurde.

Auch der Vater kam nun endlich in die Stube und befahl Zucker und Honig zu bringen. Man ſetzte ſich zuſammen um den runden Tiſch und begann zu plaudern, als ob gar nichts vorgefallen wäre und man geſtern und vorgeſtern und immer beiſammengelebt hätte.

Auch ſpäter wurde des Vergangnen vom Vater nie erwähnt; dafür durfte Seppel nichts vom Thereſle ſagen — das gab man ihm zu verſtehn, ſobald er einmal ein Wort über die Stiefmutter fallen ließ.

Von den Dorfbewohnern im allgemeinen wurde Seppel freundlich, mit einer faſt ängſtlichen Schonung, etwa wie ein bekehrter Sünder, behandelt. Seinem Selbſtgefühl war das bald etwas peinlich und er begann die tollſten, unglaublichſten Streiche von ſich zu erzählen. Machte ich ihn tadelnd auf die böſen Folgen dieſes Übermuts aufmerkſam, ſo ſagte er mir, daß er lieber etwas gefürchtet als bemitleidet ſein wolle. Wenn ich kein Gefallen an ſeinen Erzählungen finde, brauche ich ſie einfach nicht zu glauben. — Er hatte noch immer die alte Gewalt über mich. Bald wurde ich von ihm tief verletzt, bald wieder angezogen und aus den lieben, quälenden Beſorgniſſen um ihn kam

ich nie recht heraus. Er behandelte mich noch immer als Kind und hatte seine Freude an meinem Staunen über das, was er mir vom städtischen Leben und besonders von München erzählte. Noch lieber freilich hätte ich von Leipzig, der Heimat des Dorfbarbiers, gehört, aber auch München ward mir durch ihn, der längere Zeit dort und in der Gegend an der Eisenbahn arbeitete, immer wichtiger. Meine Sehnsucht jedoch, einmal aus der engen Heimat mit den engen Begriffen hinauszukommen, ist mir dabei eine Weile gewaltig vergangen. In die schönen Häuser der Städte und auf die saubern Straßen hatte ich mir lauter gute, gebildete Leute gedacht, keine so gemeine, selbstsüchtige, ja geradezu mehr als bäurisch rohe Wesen, wie sie sich in den Erzählungen meines Freundes aussprachen und bewegten. Auch ihn selbst fand ich rücksichtsloser und in manchem unwissender, als ich von einem Gereisten erwartete. Freilich hätte ich mir sagen sollen, daß ein Eisenbahnarbeiter nur mit Leuten aus den untersten Klassen verkehrt; aber ich sagte mir das nicht und hatte überhaupt keine Ahnung von dem Riß, der durch die ganze Gesellschaft geht und mehr abschließt als unsre Berge. In meiner Heimat gehörte alles zusammen. Sogar die wenigen Zeitungsleser dachten bei aller Anfeindung nie daran, eine eigne Gesellschaft zu bilden, sondern waren stets bemüht, Aufmerksamkeit und Gunst der Menge zu gewinnen.

Auch ich hatte das in letzter Zeit mit gutem Erfolg versucht. Jetzt aber stellte Seppel mich in Schatten. Als Schüler hatte er neben tollen Streichen nie Besondres geleistet, aber ein Redner war er und die Gabe, im entscheidenden Augenblicke das rechte Wort zu finden, besaß er im viel höherm Grade als mancher, der ihm sonst wohl überlegen war. Er ging gerne zuweilen ins Wirtshaus und saß dort bald neben den ersten Männern der

Gemeinde. Ich freute mich, daß es ihm gelang, sich beliebt zu machen; aber doppelt weh tat mir dann der Leichtsinn, mit welchem er den gemachten guten Eindruck wieder zerstörte. Ich ging immer seltner mit ihm in Gesellschaft, wenn er mir auch ein Glas Bier zu zahlen versprach. Allein aber war ich recht gern neben ihm und wir richteten es ein, daß wir uns gegenseitig bei der Bearbeitung unsrer Anwesen helfen konnten. Ihm ging es mit mir gerade so, wie mir mit ihm. Wenn ich den Wunsch aussprach, er möchte doch bei andern Leuten auch so ordentlich tun, wie bei mir, so wünschte er dagegen, daß ich in Gesellschaft so gute treffende Einfälle hätte, wie unter uns. Zuerst verletzte mich der Tadel, der in diesem Wunsche lag. Nach längerer Selbstprüfung, wie ich sie nach jedem ungünstigen Urteil über mich anstellte, mußte ich mir gestehn, daß seine Anwesenheit mich in Gesellschaften allerdings ungewöhnlich still mache. Ich hatte immer das Gefühl, als ob ich ihn zurückhalten müsse und mir daher auch selbst nicht so viel erlauben dürfe, als da, wo ich das Gespräch immer wieder beherrschen konnte.

Dieser Gewissenserforschung aber folgte weder Reue noch Bekehrung. Ja sogar die Entdeckung einer kleinen Eifersucht auf den bevorzugten Freund beschämte mich nicht. Es war doch ärgerlich, daß er mit Spotten und Übertreiben weiter kam als ich mit dem besten Willen. Nun — ihm, der nichts weniger ertrug als Einsamkeit, war diese Freude von Herzen zu gönnen, wenn sie ihn nur nicht zur Windfahne machte. Daß aber da nichts zu fürchten sei, versicherte schon die Sorglosigkeit seines Benehmens. Er war halt doch ein ganzer Kerl und das Beste behielt er immer für sich und mich. Ja, mit mir lachte er über die, mit welchen er umging, und seine lustigen Schilderungen vermochten so ziemlich mir die Gesellschaft zu ersetzen.

Ich war zuweilen froh, daß er mehr unter Menschen kam als ich. Vieles, was ich nicht zu erleben wünschte, hörte ich ihn gern erzählen, und dabei blieb mir zum Troste noch sein Zugeständnis, daß ihm doch am wohlsten sei, wenn er mit mir und dem Vater unsern Dorfbarbier lese.

Der war ihm womöglich noch lieber als mir. Ich fand ihn oft zu kurz, zu wenig gründlich, und das behagliche Niederlachen aller ernsten Fragen konnte ich von meiner Zeitung noch weniger leiden als von meinem Freund. Mit wachsender Erregung las ich daher von der im nämlichen Verlag erscheinenden Gartenlaube, die der Dorfbarbier häufig genug lobte. Sie sollte neben dem Unterhaltenden auch Belehrendes aus allen Fächern menschlichen Wissens bieten. Im Dorfbarbier konnte ich ihren Inhalt jede Woche lesen und die appetitlichen Aufschriften reizten mich immer mehr. Seppel lachte mich oft aus, daß ich den Inhalt eines Blattes so gut auswendig wisse, welches ich noch nie gelesen habe. Da sagte ich ihm denn, ich wolle es nun schon lesen, er dagegen müsse den Dorfbarbier halten und wir machten dabei gemeinschaftliche Sache. Seppel wollte zuerst nicht dran. Er verdiente wenig und dabei war es ihm Bedürfnis, zuweilen ein Glas Bier zu trinken. So erfüllte er mir meinen Wunsch erst im Sommer und Nr. 27 der Gartenlaube 1854 war die erste, die ich erhielt. Ich wartete nicht, bis der Bote sie mir auf den Platz vor der Kirche brachte, sondern ging am Sonnabend nach Au zum Boten und nahm die Langerwartete in Empfang. Selbstverständlich traten ich und mein Freund auch mit andern Zeitungslesern in Verbindung und hielten einander Gegenrecht.*) So konnte ich denn nebenbei im

*) Das Recht von der Gegenseite, Recht und Gegenrecht im Austausch (alemannisch).

„Neuigkeitsblatt“ die Tagesereigniſſe und größere, meiſtens aus dem Franzöſiſchen überſetzte Romane leſen. Lehrer Albrecht gab mir nun auch die Bücher, welche er einſt dem Werktagſchüler vorenthalten zu müſſen meinte. Es entſtand zwiſchen mir und ihm ein freundſchaftliches Verhältnis. Er hielt bald die Gartenlaube mit, um mir zum Anſchaffen andrer Bücher ſparen zu helfen.

So hatte ich denn auch daheim nie Langeweile und es fehlte mir ſchon minder an Schriften als an Zeit zum Leſen. Die Mutter hatte ſich in den letzten Jahren zu ſehr angeſtrengt und konnte jetzt den einen Arm kaum noch regen. Es war ihr ſchon faſt zu viel, nur die Küche zu verſorgen, und Stall und Wieſe und Wald blieb mir allein überlaſſen. Da gab es nie mehr einen ganz freien Tag, und nur noch in abgekargten Stunden hätte ich mir etwas verdienen können zu Büchern, wenn ich nicht, wie mancher andre, ſo nebenbei auch ein Handwerker geweſen wäre. Noch einmal ſuchte ich daher meinen kleinen Webſtuhl hervor und begann ſelbſt beim Licht daran zu arbeiten, bis die Mutter mich zur Ruhe ſchickte, weil ihr immer ſchon am Abend bang ſein mochte, mich morgens fünf Uhr wieder aus dem Bette zu hämmern. Das war auch manchmal keine Kleinigkeit. Die gute Mutter begriff nicht, wie man ſo feſt ſchlafen könne. Ihr fehlte der Schlaf oft, und daß ich jeden Abend auf der Kammer noch eine Weile bei verſtohlen gekauften Kerzen ſaß und las, wußte ſie nicht. Ich hatte irgendwo gehört, daß man ſich den Schlaf abtreiben könne, wenn man Unſchlitt eſſe. Meine Lernbegierde überwand den Ekel und ich konnte geſchloßnen Auges bald ziemlich große Stücke verſchlingen. Von da an vermochte ich wirklich ganz leicht bis nach Mitternacht zu wachen. Nur das Aufſtehn ſchon um fünf Uhr kam mich dann recht hart an, und ich war an manchem

Morgen halb krank. Nach und nach war aber auch das durch mein Hausmittel oder durch Gewohnheit und festen Willen zu überwinden. Aber dabei verlor ich die frische blühende Gesichtsfarbe. Ich glich gar nicht mehr der Mutter, der ich sonst so ähnlich sah, und ward so mager, daß man mich allgemein für kränklich hielt. Ich selbst merkte nichts, als daß mir der frühere ruhige Schlaf gänzlich fehlte und ich in wüsten Träumen das Unsinnigste, meinem Wesen Fremdeste dachte, wollte und tat. Dennoch gab ich das Lesen nicht auf, und als wieder der kalte Winter kam, füllte ich meinen Stuhl und die vielen Spalten in den Wänden des Altarkämmerleins mit Heu aus. Ging ich einmal etwas früher zu Bette, so fand ich keinen Schlaf, und ein unerklärliches Unbehagen trieb mich bald wieder auf. In die hiesige Gesellschaft paßte ich gar nicht mehr, und doch könnte ich nicht sagen, daß ich mich ernstlich fort wünschte. Ich war am liebsten allein. Als ich einmal von einem viatizierenden Studenten — Gymnasialschüler — von einem Buch über die Einsamkeit hörte, gab ich ihm Geld, es mir gleich in der Buchhandlung in Feldkirch zu bestellen. Kein andres Werk — ich hatte freilich nur wenige — sagte meiner damaligen Stimmung so gut zu, als das von Zimmermann. Seppel hielt mich auch für krank und wollte mich immer in Gesellschaft ziehen. Es gelang ihm aber nie, als am Hochzeitstage seines Vaters. Da ging ich mit, trank ein Räuschchen, ward ungemein gesprächig und erzählte allen, daß ich diese Hochzeit für die Gartenlaube beschreiben werde.

Am andern Tage fühlte ich mich unsäglich elend und quälte mich mit den bittersten Vorwürfen. Da kam Seppel, dem es diesmal bald gelang, mich zu erheitern. Er sagte mir, daß er nächstens in die Schweiz abreise, um bei einem Uhrmacher, der seines Vaters Schwägern persönlich be-

kannt ſei, als Lehrling einzutreten. O, wie gönnte ich ihm's, daß er nun ſelbſtändig werden, der Bauernarbeit und — den Bauern entrinnen konnte. Ich wußte, wie ſterbungern er mit Rechen und Gabel arbeitete. Auch ſah ich, obwohl er mir noch nie etwas davon geſagt hatte, daß es ihm hier viel zu eng, zu einförmig war. An mich ſelbſt und daran, daß ich nun wieder ganz allein ſein werde, dachte ich in der erſten Freude gar nicht. Als er fort war, fiel es mir freilich ein, aber ich tröſtete mich damit, daß ich ja Zeitungen habe und wir uns allenfalls auch ſchreiben könnten. Ich fühlte mich überhaupt in einer Stimmung, in der ich Geſellſchaft leicht zu vermiſſen meinte. Aber von Tag zu Tag nahm ich es ſchwerer. Ich war häufiger um ihn, doch konnte ich mich unſers Zuſammenſeins nie mehr recht freuen und empfand den Schmerz der Trennung, ſooft ich in ſeiner Nähe weilte. Der Gute hatte mir nicht nur die Zeitungen leſen, ſondern auch zahlen helfen. Nun ſtand ich auch da mehr allein.

Um mir etwas Geld zu verdienen, handelte ich nun in Ziegenfellen. Freilich durfte ich die jungen Tierchen nicht ſelber ſchlachten, kaum konnte ich die blutigen Felle ohne Grauſen und einen prickelnden Schmerz in allen Gliedern anſehen. Ich aſſoziierte mich daher mit dem Peterle, welches ebenfalls gern ein wenig handelte Wir dingten uns einen Metzger, das Peterle ſtreckte das nötige Geld vor und ich lief beinahe jeden Tag von Haus zu Haus. Da noch mehrere in der Gegend dieſen Handel betrieben, mußte man ſehr rührig ſein. Wenn einem Bauern eine junge Ziege wurde, war er durchaus nicht handelſüchtig, ſondern wollte ruhig den Meiſtbietenden abwarten. Man glaubt gar nicht, wie pfennigkarg die Bregenzwälder beim Handeln ſind. Da galt es, mit aller Beredſamkeit, mit Scherz und Ernſt, ſie nur zum Anbieten zu bringen und dann durch-

aus nicht mehr ruhen zu laſſen. Gewiß brachte ich's hierin ſo weit als einer. In den Monaten März und April, wo die Ziegen ihre Jungen werfen, zappelte beim Heimgehen faſt immer eins der niedlichen Tiere auf meinem Arm und ſchaute mich vertrauensvoll fragend an. Ich aber mußte meine Pfeife anzünden oder mich gewaltſam aufregen, daß ich noch vorwärts gehen konnte. O wie bedauerte ich die armen Tiere und ſollte ſie nun doch ans Meſſer liefern!

Freilich wären ſie auch ohne mich ihrem Schickſal nicht entgangen. War's auch gar ſo traurig, das Leben zu verlieren? Oft hatt' ich mich gefragt, und dann mußte ich an ſo viel Böſes auf der Welt denken, an ſo viele Sorge, nur um auch übermorgen noch ſorgen zu können, wovon einzig der Tod erlöſt. Sagte ich einmal dem Peterle meine Gedanken, ſo tröſtete es mich lachend mit der Ausſicht auf den hübſchen Gewinn, den wir machen könnten. Hatte es nicht ganz recht? Warum die Tiere ſo bemitleiden, wenn ſie ſchnell der Plage des Lebens entriſſen werden! Schonen doch auch die Menſchen einander nicht im geringſten, wenn ſie dabei etwas zu gewinnen wiſſen.

Die Forderungen des Lebens ſind alle ſelbſtſüchtig. Wer das Heft in der Hand hat, der ſchneidet. Ich fühlte jetzt, daß das Peterle weit ob mir ſtand. Ich paßte nur zu meinen Büchern, nicht in dieſe nüchterne, berechnende Welt.

XIV.

Immer weiter vermochte die Sonne ſich über die Berge hinauszuwälzen, bevor ſie ſank, und im Tale begann es zu erwarmen. Die Ach hatte ihre eiſige Decke geſprengt und trug laut ſcheltend die letzten Überreſte der zu Waſſer gewordnen Winterherrlichkeit fort. Alles begann friſch aufzuleben — nur ich nicht. Ich wollte mir auch wohl ſein laſſen, wenn's einmal aus wäre mit dem Ziegenfellhandel, wenn ich nicht mehr in jedem Traume den letzten Schmerzensſchrei der armen Tierchen zu hören hoffte. Ja, dann hatte ich mich an dem Gewinne freuen und Weizeneggers Geſchichte Vorarlbergs kaufen wollen, von der ich in einer Tiroler Zeitung las. Es kam anders. Der Preis der Felle fiel und wir mußten mit Schaden verkaufen. Das Peterle konnte den Verluſt ruhig ertragen, mir aber machte er manche ſchlafloſe Nacht. Ich ſah alles gegen mich verſchworen. Der Mutter durfte ich nicht Kummer machen mit der Mitteilung, daß ich gar noch in Schulden gekommen ſei. Ach Gott! wie ſollte ich mir heraushelfen. Zuweilen wollte ich verſtohlen Geld entlehnen, dann empörte ſich wieder alles in mir gegen ſo ein halbes Notmittel, das ich ſelbſt nur einen Spitzbubenſtreich nennen konnte. Ich ſann oft halbe Nächte, denn ich mochte nicht leſen und konnte trotz aller Anſtrengungen des Tags nur wenig ſchlafen. Auch mein ſonſt ſo geſunder Appetit begann zu ſchwinden. Mit rieſiger Kraftanſtrengung arbeitete ich immer fort, bis ich

einmal mitten im Vormittag unter freiem Himmel mich niederlegen mußte. Einige Arbeiter eilten besorgt herbei und nur der Wunsch, ihren ängstlichen Fragen zu entrinnen und ungestört zu sein, gab mir noch die Kraft zum Heimgehen. Ich legte mich gleich zu Bette. Der durch die erschrockne Mutter herbeigerufne Dr. Beck fand mich ernstlich krank. Ich dachte ans Sterben, schon bevor ich ihn von einer sehr gefährlichen Bauchfellentzündung reden hörte. Der Tod hatte für mich durchaus nichts Schreckliches. Ich paßte doch nicht recht in diese Welt. Gab es noch eine beßre, so war's recht; kam nichts mehr, so war's gleichgültig. Nur, wenn ich die Mutter mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes an meinem Bette sitzen sah, kam ich aus meiner dumpfen Gleichgültigkeit auf Augenblicke heraus. Einmal sagte ich ihr von meiner Notlage und daß ich schon von dem Gelde genommen, welches mir von ihr zur Bestreitung andrer Auslagen übergeben wurde. Ich jammerte, daß ich es jetzt nicht mehr als Tagwerker wieder verdienen und zurückgeben könne. Wehmütig lächelnd suchte die Mutter mich zu beruhigen. Wir hätten ja alles miteinander, das sei das allerunbedeutendste. Sie wollte gerne viel Schlimmres ertragen, wenn ich gesund würde, wenn ich wieder handeln und das Verlorne vielleicht einbringen könnte.

Ich sah, wie lieb ich ihr trotz aller meiner Sonderbarkeiten war, und nun begann ich es bitterlich zu bereuen, daß ich — in dem Glauben, sie verstehe mich nicht recht, — zuweilen auch ihr gegenüber so verschlossen war. Sie wollte alles mit mir gemein haben; hätte auch ich das immer wollen, so wäre uns beiden wohler nebeneinander gewesen. Am dreizehnten Tage meiner Krankheit, die sich immer verschlimmerte, begann die Mutter vom Empfange der heiligen Sterbesakramente zu reden. Ich war dazu

gern bereit, und es tat mir wohl, dem Pfarrer Stockmayer in der Beichte alles zu ſagen und gleichſam von mir abzuſchütteln, was mich drückte und quälte. Fürchtete ich mich auch nicht ſo vor dem Zorn Gottes wie viele Kranke, die den Tod vor ſich ſehen, ſo wollte ich doch im Frieden von der Welt ſcheiden. Nach der Kommunion bat ich Seppeln, doch ja nicht vor meiner Beerdigung abzureiſen, was er mir feuchten Auges verſprach.

Ich wurde nun ruhiger, heitrer. In der folgenden Nacht verlangte ich zum erſtenmal ſeit zwei Wochen ſelber etwas zu eſſen — ein kleines Süpplein aus geriebnem Brot. Das war immer mein Lieblingseſſen geweſen. Die Mutter machte erfreut ſogleich ein Feuer an, und da ſie in ihrer unglaublich einfachen Hauseinrichtung keinen Brotreiber wußte, ſuchte ſie auf der Rumpelkammer unter den Werkzeugen des Vaters eine alte Holzraſpel — Feile — hervor, auf der nun das Brot gerieben wurde. Ich aß mein Süpplein, wenigſtens einige Löffel voll, denn ich fürchtete, daß ich's, wie alles, was die Mutter bisher in mich hineinbettelte, gleich wieder mit Schmerzen von mir geben müſſe. Es lief ganz gut ab. Ich konnte mehrere Stunden ſchlafen und am andern Morgen fand mich Dr. Beck ſo munter, daß er wieder zu hoffen begann. Nach einigen Tagen fühlte ich mich etwas beſſer und ſchon war es mir lieb, daß Pfarrer und Doktor etwas länger an meinem Bette verweilten.

Der letztere, erſt ſeit kurzer Zeit in Au, der Nachbargemeinde, anſäſſig, lernte mich auf dem Krankenbette kennen. Es fiel ihm auf, daß ich, kaum wieder ein wenig beſſer, nach den Ereigniſſen in der Krim fragte. Sofort ſetzte er ſich auf einen Stuhl und begann zu erzählen. Von jetzt an war er ſo freundlich und mitteilſam, wie ich's von dem ernſt blickenden Manne nie erwartet hätte.

Wenn ich ihn einmal ohne Gruß durchs Dorf schreiten sah, dann war es mir stets gewesen, als ob er gegen jeden das allerdings berechtigte Gefühl seiner Überlegenheit herauskehre. Nun gewann ihm das Offne, Einfache seines kernigen Wesens schnell mein ganzes Herz. Als Seppel von mir Abschied nahm, sagte ich ihm, daß ich durch meine Krankheit wieder einen neuen Freund gefunden, dessen Gewinnung mit einem vierwöchigen Leiden nicht zu teuer erkauft sei. Ich war jetzt immer sehr geneigt, überall das Gute herauszufinden, und frei von der frühern Unruhe, geläutert von kleinlichen Sorgen, trat ich bald wieder neukräftig unter die Schaffenden hinaus. Auch in mir war's Frühling und wie ein Wiedergeben des Jubels ringsum in der neuverjüngten Welt. Den Anblick der blumigen Wiesen und der stolzen, laubbekränzten Berge, sogar den Genuß jeder Speise empfand ich als eine Wohltat, ein Geschenk, und konnte gottlob nicht mehr begreifen, wie ich bei dem allem einmal so unzufrieden gewesen war. Das Lesen gab ich freilich nicht auf, aber ich quälte mich nicht mehr darum und war auch bei der Arbeit vergnügt. Jeden Tag geschah etwas, woran man am Abende mit Behagen denken konnte. Nirgends ruht sich's behaglicher aus als auf der Erinnerung an ein glücklich vollbrachtes Tagwerk. Die Wochen vergingen schnell; der Sommer war da, bevor ich den Dr. Beck ein einziges Mal besucht hatte, wie freundlich er mich auch einlud und mir einige Bücher zu leihen versprach. Ja zum Teil unterließ ich den Besuch gerade darum. Ich wollte nicht mehr ganz ans Lesen kommen und wünschte daher keine Bücher, wie sie wohl so ein Mann hatte — nämlich solche, die mir wieder den Kopf füllten und mich an nichts andres mehr, oder an alles nur in ihrer Weise denken ließen.

Nach der ersten Heuernte ging ich wieder auf unser

ſtilles Älpelein. Die Mutter bat ich, mir doch die Zeitungen, die ich natürlich nicht aufgab, zuweilen durch Bettler oder mit andrer Gelegenheit zu ſchicken. Es tat mir bisher ſo wenig gut, wenn ich gar nicht las, als wenn ich's zu ſtrenge trieb. Von jetzt an wollte ich in der Mitte bleiben. Leſen und Leben, Denken und Handeln mußte ſich doch verſöhnen laſſen. Unſer Senn war ein Bruder meiner frühern Schulfreundin Mariann und er war wert, es zu ſein.

Die Sennen ſind überhaupt ſehr intereſſante Menſchen. Bei ihrer Arbeit kommt es hauptſächlich auf Umſicht, Geduld und richtige Beurteilung der wirkenden Naturkräfte an. Das lebt ſich ſchnell in ihr Weſen ein und gibt ihm eine Würde und Ruhe, welche merkwürdig abſticht gegen das Vorlaute, Lebhafte, nicht ſelten Ängſtliche der andern Bauern, die mehr ſelbſt einzugreifen als ruhig abzuwarten gewohnt ſind. Wenn ich ſo einen Käſemacher bei ſeinem eingemauerten Keſſel ſtehen ſehe, auf nichts in der Welt achtend als auf das Feuer, und die Wärme der Milch jeden Augenblick durch Eintauchen der rundlichen Hand ſo richtig als ein Thermometer angebend, dann muß ich oft an geheimnisvolle Geſtalten in den wunderlichen Erzählungen meines Alten denken, die in abgeſchloßnem Raum allerlei Zaubertrank zu bereiten wußten, ruhig deſſen Wirkungen berechneten und durch allerlei Zutaten erweitern und beeinträchtigen konnten. Kein Menſch wohl ſieht es dem großen kräftigen Burſchen mit der weißen Schürze und den aufgeſtürmten Hemdärmeln an, wieviel er ſinnt und rechnet, während er ein luſtiges Liedlein pfeift, welches er drunten im Dorfe von der Herzallerliebſten lernte. Schon am frühen Morgen hat er von der nächſten Lawine eine ganze Milchgepſe*) voll Schnee fürs Butterfaß ge-

*) Kreisrunder, hölzerner Zuber, ſehr weit, aber nicht tief,

holt, damit der Rahm, welcher heute verarbeitet werden soll, sich bei der herrschenden Hitze nicht zu schnell und daher nur zum Teil von der Buttermilch scheide. Dabei hat er dann auch dort, wo gestern die Kühe weideten, das Gras untersucht, um zu wissen, welche Eigenschaften er der heute zu verarbeitenden Milch zuzuschreiben habe. Ist er einmal darüber mit sich im Reinen, so blickt er hinaus über die von der Morgensonne übergoßnen Berge, die sich wie ein goldner Kranz ringsum durchs Grüne, Blaue und Rötliche hinziehen. Er sieht sich um, was die stillen Felsenköpfe für ein Gesicht machen und ob sie etwa die langen Denkerrunzeln auf ihrer Stirne besonders stark hervortreten lassen und einem plötzlich näher zu kommen scheinen. Sollte das der Fall sein, so weiß er, daß die Luft ziemlich gefüllt ist und daher sein heutiger Käs sogleich einen Witterungswechsel, vielleicht gar den noch gefährlichern Föhn*), den Feind aller jungen unschuldigen Schöpfungen dieser Art, zu erleben hat. Die Käsevorsehung hält daher Rat, welche Eigenschaften ihrem Geschöpfe diesmal vor allem andern beizubringen seien. Erst mit einem wohlbegründeten Entschluß kommt er in die Hütte zurück. Während des Abrahmens der Milch, die man gestern abends in den Keller getan, und während er für den Küher und die übrigen, welche bei der Herde sind, das Morgenessen anrichtet, erschaut seines Geistes Blick den noch ungeschaffnen, wie er morgen im Keller bei seinen ältern Brüdern liegen wird. Sein Frühstück nimmt er schon unter dem Kochen ein und während die andern Alpknechte, nachdem auch die letzten Kühe im Stall sind, behaglich plaudernd um die große Mußpfanne auf dem

hauptsächlich verwendet, um Milch in den Kellern der Sennhütten vom Abend bis zum Morgen aufzubewahren.

*) Südwind.

wackligen Tischchen herumsitzen, dreht er unermüdlich das Butterfaß. Es wäre das zwar nach dem Melken die Arbeit des Kühers, aber der würde auch keinen mühever-längernden Schnee geholt haben um länger als eine Stunde „rühren" zu müssen. Der Senn, mehr als dieser auf reich-lichen Ertrag bedacht, möchte sein unwilliges Murren nicht hören. Lieber will er für den geholten Schnee selber büßen, als sich in lange Erörterung einlassen. Das ist überhaupt nicht seine Sache; wer ihn aber dazu auffordert, der wird ihn überall stich- und kugelfest finden. Ruhig, aber des Erfolges sicher wie seine Arbeit, ist auch seine Rede. Jedem zwingt er Achtung und Vertrauen ab, so daß er unter dem Melken ohne Widerspruch die Milch, die er nicht recht gut findet, in den Schweinetrog leeren darf. Man traut ihm zu, daß er das kenne, und wenn der Küher am Morgen eine Kuh über eine andre recht zornig oder sonst unwohl sah, so fordert der selbst ihn auf, zu untersuchen, ob man der Milch nichts davon anmerke. Der Senn tut das mit größter Sorgfalt, denn er weiß nur zu gut, wie schon ein einziger böser Schoppen die ganze Sennet*) verderben, alle seine Berechnungen zuschanden machen könnte. Findet er aber beim Melken alles in Ordnung, dann steht er hernach ruhig und sicher und groß neben dem vollen Kessel, und kein Mensch sieht ihm an, wieviel er nebeneinander im Kopfe haben muß. Leise, seines Schätzchens Lieblingsweise brummend, verrichtet er ein Wunder der Verwandlung nach dem andern, bis er den Käs in der Lade, den zurückgebliebnen Fettstoff, der morgen mit dem Rahm verbuttert werden kann, im Vorbruch-kübel**) und den Zieger im Trog hat. Nach dem Mittags-

*) Das Quantum Milch, das auf einmal verkäst wird.
**) Vorbruch ist hier die erste, dem Rahm abgewonnene,

essen putzt er die gebrauchten hölzernen Milchgefäße rein und den Kessel, daß er glänzt. Dann hat er bis gegen abend mit Salzen und Reinhalten der bereits entstandnen Käse zu tun, die am Schlusse des Sommers in langer Reihe übereinander im kühlen Felsenkeller auf saubern, salzbestreuten Brettern liegen. In freien Stunden hilft er den andern Knechten Holz von der Holzgrenze da zur Hütte hinauftragen, düngen oder den Grasboden räumen, wo im Winter kirchturmhohe Lawinen allerlei Unrat mit in die Alpe herunterschleppten. So geht dem Unermüdlichen der Tag und der Sommer herum.

Der Küher und die andern Knechte sind hauptsächlich Hirten. Doch suchen sie nebenbei stets auch die Alpe in gutem Stande zu erhalten und zu verbessern. Auch in ihrem Leben, wie in dem des Sennen, gleicht so ziemlich ein Tag dem andern. Nur das Erscheinen irgendeines Menschen aus dem Dorf, das Verklettern einer Kuh, das Walten des den Käsen so gefährlichen Föhns, ja selbst das Verlieren der einzigen Nadel, womit die einzige ordentliche Hose des Kühers noch dorffähig erhalten werden sollte: nur das und ähnliches bringt eine Abwechslung in dieses einfache Leben und wirkt viel wichtiger, als man sich unter andern Verhältnissen zu denken vermag. Tagelang kann man von so etwas reden und über kleine und doch so große Sorgen lachen, sobald sie überstanden sind, wo nicht gar zu große Eigenheiten einzelner dem friedlichen Zusammenleben und Wirken im Wege sind.

Leider hatten wir einen Küher, mit welchem sich durchaus nicht auskommen ließ. Ich glaube, ihm das mit gutem Gewissen nachreden zu dürfen, weil selbst der Senn

---

beßre und fettreiche Butter; sonst auch der erste an der Oberfläche sich bildende Käseschaum: beides Leckerbissen.

beim beſten Willen mit ihm nicht im Frieden zu leben vermochte. Einer früher angeſehnen, jetzt herabgekommnen Familie entſtammend, glaubte er ſich ſchon dadurch zurückgeſetzt, daß er Dienſtbotenarbeit zu verrichten hatte, und wir mußten oder ſollten das bei jeder Gelegenheit entgelten. Was der Senn ihm nicht auftrug, wurde nicht gemacht, und was er ihn zu heißen wagte, wurde ſo getan, daß es ſchließlich dem Sennen zum Vorwurf werden und des Kühers Widerſpenſtigkeit rechtfertigen ſollte. Ging etwas nicht recht, ſo hatte er es wohl gewußt, und was gelang, hatte man ihm zu verdanken. Mußte er bei ſchlechtem Wetter aus der Hütte, ſo klagte er, daß man ihn daheim viel zu ſehr verweichlicht habe, und ſuchte dann an mir zu zeigen, wie man einen Mutterbuben behandeln ſollte. Hart mußte er freilich manches Mal tun; trotzdem wollte er ſich vom Sennen weder raten noch helfen laſſen, und wäre der nicht ſo gemäßigt in allem geweſen, ſo hätte das oft die ärgſten Händel geben müſſen.

Was war unter dieſen Verhältniſſen natürlicher, als daß ich mich doppelt innig an Mariannens Bruder, den Sennen, anſchloß. Er, nicht an ein ſtummes, unfriedliches Zuſammenleben gewohnt, gewann mich hier, wo es ihm an jeder andern Geſellſchaft fehlte, trotz aller meiner Sonderbarkeiten recht lieb und half dem Schwachen, ſooft er Zeit und Gelegenheit hatte. Nun gab unſer Gegner ſich Mühe, wenigſtens den letzten, den Pfiſter, zu gewinnen. Der durfte ſich nur freilich dem Küher nicht gerade gegenüberſtellen*), er wollte aber auch von uns nicht laſſen, ſuchte es bei beiden Teilen zu treffen und ward ſo zum Zwiſchenträger und Händelſtifter, ohne daß er es eigentlich wollte. Der Küher merkte bald, wie wenig auch dem letzten zu trauen ſei. Häufig redete er vom Fortlaufen,

*) Entgegenſtellen, feindſelig.

um uns zu ärgern, aber wir überließen das ruhig ihm ſelbſt, indem wir verſicherten, daß darum denn doch keine Kuh ungehütet und ungemolken bleibe.

So machten wir vier uns ſchlimme, lange Tage ſchon in der erſten Hälfte des Sommers. In der zweiten ſollte es noch ärger werden. Es brach nämlich unter den Kühen und Ziegen die Maul- und Klauenſeuche aus. An einem ſchwülen Morgen kam die ganze Herde ungeholt zur Hütte. Die Kühe ſtanden ſo traurig herum und ließen die Ohren hängen, daß der Küher ernſtlich vom Verhextſein redete. Der Senn ſah bei manchem Tiere einen weißen Schaum auf der Schnauze. Er öffnete nun mehreren Tieren das Maul und fand ihren Rachen mit kleinen Bläschen belegt. „Tauſendmal in Gottes Namen!“ rief er aus: „Nun haben wir gar auch noch die Klauenkrankheit da!“ An den Klauen war freilich noch wenig von der Entzündung zu bemerken, aber ich eilte doch ſofort ins Dorf, um die Sache vorſchriftsmäßig anzuzeigen.

Die Nachricht, der Feind ſei im Lande, hätte kaum mehr Beſtürzung und Schreck in der Gegend verbreiten können, als mein Bericht. Die Krankheit war zwar ſchon in mehreren Alpen, aber ziemlich weit von uns. Nun hatte man ſie auf einmal nahe und zudem ſah man aus dem von ihr gemachten großen Sprung zu uns, daß bei ſorgfältigſter Bewachung doch keine Alpe vor derſelben ſicher ſei. Die Nachbaralpen waren von jetzt an durch keine Vorſichtsmaßregel mehr ſo gut geſchützt als unſer Älpelein bisher durch ſeine Lage. Trotzdem tat man alles, was man konnte, und von uns und andern wurde faſt Unmögliches verlangt, denn in der Angſt dachte jeder nur noch an ſich ſelbſt. Wieweit das ging, ſollte ich ſchon bei meiner Rückkehr auf die Alpe erfahren. Zwei Bauern, ein großer und ein kleiner, überfielen mich förmlich und nur

das Hinzutreten mehrerer meiner Nachbarn hinderte die Wütenden, mich tätlich dafür zu ſtrafen, daß ich mich noch aus der Alpe wagte, und vielleicht den anſteckenden Geruch an meinen Kleidern mittrage, wenn es auch nicht die Stallkleider ſeien. Damals ärgerte mich ſchon das, ſpäter kam noch viel Ärgeres. Unſre Bezirksbehörde, ſelbſt im unklaren über das Weſen der Krankheit, wurde durch die angeſehenſten Männer der Gegend, alſo die größten Viehbeſitzer, zu einer Verordnung veranlaßt, die das Übel für uns noch viel ärger machte. Wir mußten alle Kühe im Stall füttern und durften keine mehr vom Band ablaſſen, obwohl Berge und Felſen uns von jeder Nachbaralpe trennten. Die Krankheit konnte ja durch die Vögel verſchleppt werden. Mochte das uns vorkommen, wie es wollte, wir durften nicht mehr aus der Alpe, um unſre Gründe vorzubringen. Wir mußten um ſo eher gehorchen, als jede auf der Alpe geſehne Kuh für vogelfrei erklärt war. Nun ſtanden die kranken Tiere in dem ſchlechten Stall unſrer Alphütte, welcher, da es uns an Streue fehlte, nicht einmal trocken und rein zu erhalten war. Reinlichkeit, Bewegung und friſche Luft wären die beſten Mittel, die Seuche ſo ungefährlich als möglich zu machen. Hier fehlte das alles und das Heu zum Füttern mußte, da unſre Notlage ſogar noch ausgebeutet wurde, faſt um die Hälfte zu teuer gekauft und ſtundenweit hergetragen werden, während die gute friſche Weide nun zu ſehr auswuchs, herbſtlich gelb wurde und zu verderben begann. Täglich mußten wir dreißig Kühen die faulenden Klauen ausſchneiden, ſie dann aber mit dem friſchen Verbande in dem naſſen, ſchmutzigen Stalle ſtehen laſſen, der nie gereinigt und gelüftet werden konnte. Viele der beſten Tiere kamen um die Milch und wurden lange nicht mehr geſund. Aber wer kümmerte ſich um das? Wäre einer aus der Alpe hinuntergegangen ins Dorf, um

ſich zu beſchweren, ſo hätte er Schläge ſtatt Hilfe mitnehmen müſſen. Nur wenn der Gemeindediener an die Alpgrenze kam und Lebensmittel brachte, konnten wir uns beſchweren. Er gab uns ganz recht und fand auch, daß man uns vergeblich plage, aber den ratloſen Leuten müſſe nun einmal etwas geſchehen. Auf unſre vielen Beſchwerden wurden uns endlich einige Tagwerker geſchickt, um uns beim Heimbringen des Heues zu helfen.

Nun bekam unſer Küher Geſellſchaft. Da konnte er erzählen, wie man ihn geplagt habe und wie nun das alles nur eine Strafe Gottes dafür wäre. Er ſei daher nicht der Narr für uns, die eigentlich an allem die Schuld hätten, noch immer das ärgſte zu tun. Wir ſollten nur jetzt auch zuſammenhalten und ſehen, wie wir fertig würden.

Das taten wir denn auch redlich genug. Der Senn fand zu vielem Zeit, weil die gemolkne Milch ihm wenig mehr zu tun machte. Ich aber mußte nebenbei die Ziegen hüten, die man uns merkwürdigerweiſe nicht im Stalle zu halten befahl. Ich hatte mehr als dreißig Stück und ſollte nie eins aus dem Geſichte verlieren. Nun legte ich ihnen kleine blecherne Schellen, ſogenannte „Kleppern“ an, ſo viele ich in der Alpenhütte finden konnte, und bei Nebelwetter trieb ich meine Herde in eine Schlucht unter der Alpe, wo gute Weide für Ziegen war und ſie mir unmöglich entrinnen konnten. Ich ſelbſt ſetzte mich dann oben unter eine rieſige Tanne, die mir bald allerlei zu erzählen begann. Die Bäche, welche rechts und links an mir vorüberrauſchten, erhielten meine Gedanken in Verbindung mit der Welt, in die ſie ſo fröhlich eilten. Drunten im Achtale gab man ihnen Holz mit, das mußten ſie nach Bregenz bringen und dann dafür ſchwäbiſches Korn auf dem Dampfſchiff über den Bodenſee tragen. Wie wohl ſo ein Dampfſchiff in Wirklichkeit ausſehen mochte? Ich ſuchte mir es

einzubilden, indem ich an die geſehnen Zeichnungen dachte. Dann ſchüttelte ich den Regen von dem ſchweren Hut, wand das Waſſer aus den Kleidern und dachte mir, wie es jetzt wäre, wenn es immer fort regnete, wie bald wohl das Waſſer da herauffſtiege und was dann meine Ziegen machten? Ich ſelbſt konnte auf die Künzel klettern und ſah vielleicht, bevor ich unterging, noch ein Dampfſchiff vom Bodenſee hereinſchwimmen. Es war doch gut, daß das nicht kam, die Tannen ſtanden ſo ſtolz und die Ziegen weideten ſo froh, bis ſie genug hatten. Dann aber kamen ſie zu mir herauf und erzählten mir allerlei von ihren Erlebniſſen. Ich dachte daran, es zuſammenzuſtellen und arbeitete oft in Gedanken an der Geſchichte einer langhörnigen Alten, die ſchon viele Herren gehabt und allerlei durchgemacht hatte. Oft ſaß ich lange gedankenlos auf dem äußerſten Rand eines Felſens und ſtreckte die ſchwerbeſchuhten Füße über den Abgrund hinaus. Ich wußte nicht, war's Vormittag oder Nachmittag, aber was ging mich das auch an? Erſt wenn's dunkelte, durfte ich wieder heim. Früher wußte ich aus dem Milchbuch des Sennen, wo jede Maß aufgeſchrieben war, welchen Wochentag wir eben hatten, jetzt kümmerte ich mich ſelbſt um das nicht mehr. Ich war ganz ſtumpf. Zuweilen fiel mir ein, ich könnte auch in den Abgrund ſpringen, dann wäre alles aus. Dieſer Gedanke gab mir dann wieder Spannkraft. Ich wollte doch noch leben und zuſehen, wie es jetzt gehe, aber das Gefühl, jeden Augenblick Herr über Leben und Tod zu ſein, tat mir doch eigentümlich wohl. Ich ſah auf zu den Rieſentannen, die in den Nebel hineinragten und verſuchte zu berechnen, wieviel Zündhölzle ſo ein Stamm gäbe und was man damit alles anfangen könnte. Dann ſchüttelte und hüpfte ich Kälte und Näſſe von mir ab oder ſuchte durch gefährliches Herumklettern mich zu erwärmen,

durch Angſt und Gefahr Abwechſlung in dieſes Einerlei zu bringen. Dann ſang ich meine Kinderlieder, dachte an meinen Alten, an das Gottle, den Seppel und das Mädchen, welches mich zuerſt ein Lied gelehrt hatte und nun ſelber nicht mehr ſingen mochte. Daß es geſtorben war, erfuhr ich erſt im Herbſt. Jetzt hörte ich gar nichts mehr aus dem Dorf und konnte mir nur einbilden, wie es da drunten zugehe. Ich zog wieder in Gedanken von Haus zu Haus, dann hielt ich ihnen allen eine Predigt und dann endlich dunkelte es und ich durfte in die Hütte zurück zu den brüllenden Kühen und den unzufriednen Knechten. Nach dem Melken kroch ich ins Heu und ließ mir die Kleider am Leibe trocken werden.

Zuweilen hatte der Gemeindediener neben den Lebensmitteln auch eine von der Mutter geſchickte Zeitung mitgebracht. Es war wunderbar, wie fremd und vornehm dann die ſaubern Buchſtaben mich anſahen. Der Dorfbarbier war noch immer der Alte, und ich konnte mich recht ärgern über ſeine Luſtigkeit, die mir ganz unnatürlich vorkam. Von den Schlächtereien in der Krim hörte ich ganz gleichgültig; nur die naturwiſſenſchaftlichen Artikel der Gartenlaube vermochte ich mit einigem Intereſſe zu leſen. Doch im ganzen fühlte ich mich unbehaglich, ſooft meine Blätter mich zwangen, an ein von dem meinen ſo verſchiednes Leben draußen in der großen Welt zu denken. Kein Menſch kümmerte ſich um mich, warum ſollte ich mir mit ſo vielem Kopfarbeit machen?

Freilich änderte ſich meine Stimmung auch mit dem Wetter. An ſchönen Tagen, die aber dieſem Sommer nur ſelten wurden, war mir wohl und ich fühlte mich frei und leicht. Jauchzend trieb ich meine Herde den höchſten Bergen zu und ließ ihr ziemlich freien Lauf, indem ich ſelbſt mit meinen Tieren um die Wette zu klettern begann. Auf

den Felſen, über welche die ſtolze Künzel ſtarr und grau ins Blaue hineinragt, ſaß ich manche Stunde und freute mich an der verſchiednen Bildung der ſchimmernden Steinköpfe. Lächelnd überſah ich den ganzen innern Bregenzer Wald und ſendete ſeinen Bewohnern da unten, welche die bergige Landſchaft gleichſam in ihre Taſchen ſteckte, meine Grüße zu; dann fühlte ich mich den Menſchen wieder näher, verkehrte in Gedanken fröhlich mit allen und der Abendſchatten kroch früher herauf als mir lieb war.

Doch ſolche Tage erlebte ich, wie geſagt, ſehr ſelten, und es war gut, daß ich ſchon an einem einzigen immer wieder ein Dutzend ſchlechte vergaß.

Die Klauenſeuche war unterdeſſen trotz aller Vorſicht wieder da und dort ausgebrochen. Man hielt uns nun doch etwas minder ſtreng und die geplagten Kühe durften wieder ins Freie. Nun beſſerte es ihnen faſt von Tag zu Tag und wir erhielten mit dem Beginne des Herbſtes die Erlaubnis, unſer Vieh heimzunehmen und überall neben anderm aufzutreiben.

Der Tag der Heimfahrt war uns allen ein fröhlicher, aber mir doch nicht ſo fröhlich, als ich früher gedacht hatte. Der Abſchied vom Sennen fiel mir ſchwer, obwohl er nur einen guten Schuß weit von unſerm Hauſe wohnte, ſo daß ich ihn auch im Dorfe faſt jeden Werktag ſah. Sogar von meiner Schlucht und dem Felſen, auf welchem ich ſo manchen langen nebligen Tag verbracht hatte, nahm ich wehmütig Abſchied. Der Platz, wo ich ſo oft ſaß und ſann, war und blieb mir immer lieb.

Am erſten Sonntag, den wir wieder im Dorfe verbrachten, feierten wir den Alpſonntag. Wir gingen nämlich vormittags mit blumenbekränzten Hüten zur Kirche und nachmittags ins Wirtshaus. Da erzählten wir den andern Alpknechten von den ausgeſtandnen Plagen und waren

eigentlich froh, recht viel erzählen zu können. Alles erſchien uns jetzt in viel freundlicherm Licht, und ſogar mit dem Küher haben wir innerlich verſöhnt angeſtoßen. Wir fühlten, daß wir denn doch auch zu weit gingen und ihm in Ermanglung andrer Eindrücke manches zu lange nachtrugen.

XV.

Es ging wieder dem Winter entgegen. Die Seuche richtete kein weitres Unheil mehr an, aber viele litten noch unter dem, was sie hinterließ. Die von ihr Heimgesuchten nahmen wenig ein für ihre Sommermilch und dabei gab es überall noch zu zahlen. Das Schlimmste aber war der Unfrieden, welchen die Seuche ins Tal brachte. Die meisten hatten zur Zeit der Gefahr nur an sich selbst gedacht. Jetzt warfen Nachbarn und Verwandte sich ihre Rücksichtslosigkeit vor. Die so entstehende Verbitterung glimmte lange fort und brach beim nächsten Windstoß in helle Flammen aus. Auch wir dachten denen lange daran, welchen wir es zuschreiben mußten, daß unser Vieh nicht mehr auf die Weide getrieben werden durfte.

Wir Besitzer der Alp Schibeln, ich, des Vaters Bruder Johann Joseph und seine Schwester Seraphine, berechneten den Schaden, der uns aus der Krankheit erwuchs, auf wenigstens 500 Gulden. Das hieß also nicht bloß rein umsonst gebauert, und es hätte von jetzt an notwendig recht gut gehen sollen. Es ging aber noch nicht besser, und was uns fast am wehsten tat, stand erst bevor.

Wie gewöhnlich wurden die Kühe, welche wir nicht selbst wintern konnten, auf den zweiten Herbstmarkt nach Dornbirn getrieben. Nicht um sie zu verkaufen, sondern einem biedern Schweizer zu übergeben, der noch jedes Jahr auf diesen Markt gekommen war. Der nahm dem Onkel Johann Joseph noch immer alle hergebrachten Kühe um ein

billiges zum Wintern an, auch denen gute Plätze beſorgend, die er nicht ſelber behalten konnte. Diesmal trieben wir dreizehn Stück hinaus und waren froh, daß wir ſie gleich einem zuverläſſigen Manne übergeben konnten. Man hatte ein ſchlechtes Heujahr gehabt und die guten Winterplätze waren daher ſehr geſucht. Daß unſer Mann kam, konnte nicht bezweifelt werden, es verſtand ſich von ſelbſt, da er ſchon im letzten Frühling dem Onkel die Hand darauf gab. Ich überließ mich daher ſorglos der Freude, nun einmal — zum erſten Male — das vielgerühmte Dornbirn zu ſehen, welches in letzter Zeit faſt zu einer Stadt herangewachſen ſein ſollte. Glücklich kamen wir gegen Abend beim Ganswirt an, der ſo ſicher auf meinen Onkel, als dieſer auf ſeinen Schweizer rechnete. Es waren daher ſchon mehrere Bauern mit ihrem Vieh abgewieſen worden, um für uns Stallung und Platz zu haben. Mir fiel das auf. Der Onkel fand es ganz natürlich. Am Markttage fühlt ſich der Bauer ſchon auch was. Alle Welt weiß ja, daß er immer in ſeinem Wirtshaus iſt, und da käm's doch kurios heraus, wenn nun er nicht da wäre. Auch den Schweizer ſuchte jedermann in der Gans. Heute aber war er noch nicht da. Dennoch fiel es dem Onkel nicht ein, mit andern zu unterhandeln, die ſich um unſre Kühe herumſtellten und einige derſelben zu übernehmen wünſchten. Erſt am andern Tage während des Marktes begann uns bange zu werden. Jetzt wären wir bereit geweſen, Kühe wegzugeben, aber es fand ſich niemand mehr, der uns darum anging. Das Beſte hatten wir alſo mit Warten verſäumt. Während die Leute fertig und fröhlich heimgingen, ſollten wir Plätze für die Kühe ſuchen. Wir beſchloſſen, da wir nun wohl doch in die Schweiz mußten, gleich zuerſt in Rorſchach unſern Mann zu fragen, ob und warum nichts mehr mit ihm zu tun ſei. Unter andern Umſtänden hätte

ich mich gefreut, wenn dieſe Reiſe notwendig geworden wäre. Jetzt hatte ich kein Auge für die herrliche Landſchaft am Bodenſee und lernte begreifen, warum meine Landsleute gewöhnlich ſo wenig von ihren Reiſen zu erzählen wußten. Sie kamen, wie ich diesmal, nur mit einer Sorge, einem Wunſch auf den Weg und waren dadurch ſo beſchäftigt, daß ſie für ſonſt nichts mehr Augen und Ohren hatten. Es wäre mir früher unglaublich vorgekommen, daß ich den Schweizerboden ſo gleichgültig betreten könnte, wenn mir dieſes Glück einmal werden ſollte. Den Onkel brachte ich nur mit Beſprechung unſrer Angelegenheit zum Reden, und ich tat das um ſo mehr, weil mich eigentlich die Sache viel mehr ängſtigte als ihn. Gegen Abend kamen wir nach Rorſchach und erfuhren da mit Schrecken, warum der Erwartete nicht gekommen war. Der Rößlewirt von Schoppernau, ein naher Verwandter unſers Kühers, war vor einigen Tagen dageweſen und hatte ſeine Kühe zum Verwintern angetragen. Er bemerkte dabei, daß wir doch nichts mehr auf den Markt bringen könnten, weil wir durch die Seuche und unſre ſchlechte Wirtſchaft um alles Vieh gekommen wären, welches man allenfalls in einem ordentlichen Stalle zu wintern begehre. Daraufhin hatte ſich denn unſer Schweizer mit Kühen verſehen und, um ſich unſertwegen nicht mehr plagen zu müſſen, ſtellte er ſich verletzt, daß man ihm gar nicht geſchrieben habe.

Traurig ſchlichen wir fort und begannen, zuerſt in der Gegend, dann im Appenzellerländchen und im Rheintal Plätze für die Kühe zu ſuchen, die unterdeſſen in Dornbirn warten mußten. Wir brachten das eine Stück dahin, das andre dorthin, faſt alle an ſchlechte Plätze, da die guten ſchon beſetzt waren. Auch betrogen wurden wir, daß uns die Augen übergingen. Mehrere Kühe fütterte man mit gepfändetem Heu, welches wir bezahlen mußten. Der Schaden,

den wir erlitten, war wenigstens ebenso groß als der, den uns die Seuche selbst verursacht hatte. Ich muß gestehn, daß ich böse war auf den Rößlewirt. Es macht aber gewiß nicht das in dieser Zeit aufgelesne Gift, wenn ich seiner später noch mehrmals gedenken muß.

Der einzige Gewinn dieses Sommers für mich war das mit dem Sennen angeknüpfte Verhältnis, welches auch im Dorfe noch an Innigkeit gewann. War ich doch sonst auch hier noch so ziemlich allein, so daß ich durch nichts und niemand abgehalten war, mich noch so innig und ganz wie auf dem einsamen Älpelein an ihn zu schließen. An jedem Sonntag standen wir auf dem Platze vor der Kirche beisammen, halfen uns gegenseitg mit Rauchtabak und Feuer aus und teilten uns unsre kleinen Erlebnisse mit. Dann suchte ich ihn auch an Werktagen in seinem Hause auf, und es währte gar nicht lange, bis ich der tägliche Gast der Familie Oberhauser wurde.

Es war aber auch eine recht liebenswürdige Familie, ein Kreis, der einen schon fesseln konnte, wenn es ihm auch nicht so ganz, wie mir, an anderweitigen Verbindungen gefehlt hätte.

Marianne, die älteste der drei Schwestern — aber nein, ich will doch beim guten Vater anfangen! Dieser hatte sechzig Jahre — zuerst mit seinen Brüdern, später mit seinen Söhnen — alle Häuser von Schoppernau in gutem Stand erhalten. Da war kein Bauer, bei dem der alte Oberhauser noch nie als Schreiner oder als Zimmermann gearbeitet hatte. Dabei hatte er sich einen reichen Schatz von Erfahrung und Menschenkenntnis gesammelt, den er jetzt, im Sorgenstuhle sitzend, den sechs Kindern mitzuteilen suchte. Ja, sein Geist war noch recht frisch und kräftig, während der Körper mehr und mehr der Last mühevoller Jahre erlag. Als Arbeiter war er allen

überlegen geweſen, das hatte ihm eine ſtolze Sicherheit gegeben, die ihm recht gut ſtand. Jeder konnte und mußte vom alten Oberhauſer die Wahrheit hören. Es hieß, er könne machen, was man wolle, und reden, wie man's nicht wolle. Man verzieh ihm aber das letztere leichter als den meiſten Handwerkern, denn ſeine Ausſprüche hatten etwas ſo Schlagendes, daß man eigentlich nicht mehr an Gegenwehr denken konnte und ihm gleich wieder herzlich gut war. Er hatte ſo etwas vom Muſikanten in Schillers Kabale und Liebe, nur mit dem Unterſchied, daß er es nicht gerade gegen ſeine Frau herauskehrte. Dieſe gab ihm aber dazu wohl auch nie Veranlaſſung. Sie war die Gutmütigkeit ſelbſt und hätte gerne ſich und andern zuweilen ein Freudlein gegönnt als Erſatz für Mühen und Entbehrungen, wie ſie die Verhältniſſe einer Handwerkerfamilie fordern. Sie hatte beßre Tage geſehen, aber ſie fand ſich auch gut in die jetzige Lage und umgab Gatten und Kinder mit zärtlichſter Sorgfalt, ſo daß ſie bei manchen für zu gut, zu weiblich galt und wegen der in ihrem Reden und Tun ſich ausſprechenden Herzensgüte getadelt wurde.

Man neigt ſich hier ſehr der Anſicht zu, daß unerbittliche Strenge die beſte Erzieherin ſei. Ich habe daher ſchon früher die Erziehung, wie ſie vielen zuteil wird, eine Abrichtung genannt. Nun — wo ſie nur das ſein ſoll, wo man nie fühlen und denken, nur gehorchen ſoll und ſich ducken und kriechen und heucheln, da iſt allerdings unerbittliche Strenge das beſte Mittel. Heimtückiſch und verlogen macht ſie freilich, aber das ſchadet wenig, weil man es im allgemeinen gar nicht bemerkt. Sind ja doch das die brauchbarſten, beliebteſten Menſchen, die man um einen Finger wickeln kann. Beſonders bei uns gelten ſie viel; in der Kirche ſind ſie die Erſten und

die Letzten, außer der Kirche haben wir noch keine Dampfmaschinen, die sie ersetzen. Meine Freunde nun, die einen eignen Willen hatten und nicht nur denken lernten, sondern sogar laut zu denken wagten, hätte man gewiß allen nachsichtigen Eltern als warnendes Beispiel gezeigt, wenn sie nicht trotz der vielgetadelten Erziehung die Tüchtigkeit des Vaters geerbt hätten. Sie mußten der Gemeinde Achtung und Vertrauen abzwingen, aber sie hatten die Kraft dazu so gut als ihr Vater, mit dessen Werkzeugen die beiden Brüder des Sennen sich ihr Brot verdienten. Besonders Joseph, der älteste, wurde das treue Ebenbild des wackern Vaters. In seinem entschiednen Wesen ward jeder Gedanke augenblicklich Wort und Tat. Ohne lang an den Erfolg zu denken, mußte er immer mit voller Kraft für eine einmal erkannte Wahrheit, ein unterdrücktes Recht, einstehn. „Biegen oder Brechen" war immer sein Grundsatz, und er hat damit gar manches erreicht. Etwas weniger schnell pflegte sein Bruder und Berufsgenosse Kaspar alle Schiffe hinter sich zu verbrennen. Er vermochte ruhig und klar aus den bestehenden Verhältnissen — mit denen er zufriedner war als Joseph — den Erfolg zu berechnen und seine Handlungsweise danach einzurichten. Johann Joseph, der Senn, hatte etwas von seinen beiden Brüdern, aber es trat weniger scharf hervor. Sein frisches, klares Wesen, seine aus Überlegung entspringende Tätigkeit, die ihn zu allem geschickt zeigte, ließ mich mit einer Art Bewundrung zu ihm aufsehen, während ich unter seinen Brüdern bald inniger an dem tatenlustigen Joseph, bald an dem etwas behaglichen Kaspar hing. Ihre Schwester Marianne war so hübsch, als sie in der Schule zu werden versprach; „ja noch viel hübscher", sagte ich mir, sooft ich sie sah. Ihre lieblichen Züge hatten noch ganz das Kindliche von früher, ihr Auge aber war tief und ernst.

Mir wurde oft wunderbar angst ihr gegenüber, während ich fröhlich und unbefangen mit ihren liebenswürdigen Schwestern scherzen, lachen und die unbedeutendsten Dorfereignisse verhandeln konnte.

Tat mir schon die freundliche Aufnahme in diesem Hause recht wohl und ließ mich einmal ordentlich aufschauen, so machte Marianne mich überglücklich mit der Bitte, doch einmal die Gartenlaube zu bringen, aus der ich schon so viel Schönes erzählt habe. Man kann sich denken, daß ich schon am folgenden Abend das Gewünschte brachte. Ich kam auch so früh schon ins Haus, daß ich die Leute noch beim Nachtessen antraf. Nach dem Tischgebete wurden wassergefüllte Glaskugeln um das Licht herumgestellt, bei deren Schein nun die Mädchen zu sticken begannen. Rasch zogen weiße Hände den weißen Faden durch den fast durchsichtigen Boden auf und ab, die Mutter strickte und der Vater beim Ofen schnitzte an einem Kinderspielzeug herum, nur die Brüder gönnten sich Ruhe vom strengen Tagwerk. Kaspar und der Senn streckten sich rauchend auf den langen Bänken aus, Joseph aber hatte heut auch eine Glaskugel beim Licht und begann laut vorzulesen. Dabei ging die Zeit ungemein schnell herum. Nicht nur ich, auch die andern hatten sich so gut unterhalten, daß sie eine solche Kurzweil für jeden Abend wünschten. Ich ging mit Freuden darauf ein, alle meine Bücher und Zeitungen, auch bereits gelesne, hier vorlesen und — das war mir das wichtigste — hernach besprechen zu lassen. Es gab dabei manche Meinungsverschiedenheit, aber alle Urteile hatten etwas Richtiges. Das Herauskehren verschiedner Standpunkte war sowohl unterhaltend als lehrreich und brachte uns einander nur näher. Besonders Mariannens Urteil verriet ein schönes reiches Gemüt und war mir auch in den seltnen Fällen wertvoll und anregend, wo es mit meiner Ansicht nicht

übereinſtimmte. Der Vater ließ uns die ſtille Unterhaltung nicht ungerne, obwohl er am meiſten gegen das Geleſne einzuwenden hatte und manches verzärtelt, übertrieben und unpraktiſch fand.

Jetzt war ich einmal glücklich. In dem lieben Kreiſe war ich ganz daheim und wurde auch wie ein Eignes*) behandelt. Ich fühlte mich doppelt, ſeit ich nicht mehr nur für mich lebte, las und ſann. Ich lernte auch andre Meinungen berechtigt finden und Widerſpruch mit der Ruhe desjenigen ertragen, dem es nicht bloß um das Rechthaben, ſondern um das Auffinden der Wahrheit zu tun iſt. Zuweilen plauderten wir bis Mitternacht und ſuchten in unſrer Mundart Worte für unſre neuen Gedanken. Am beſten ſprach ich mich mit der Feder aus. Ich ſchrieb zuweilen — wenn ich nicht ſchlafen konnte — ganze Geſpräche von unſrer Nachtſtubat nieder; aber ich wagte nie, eins derſelben vorzuleſen, weil ich die Eigenart meiner Freunde und Freundinnen, wenn auch liebevoll, doch zu treu wiedergegeben fand. Von meinen Schreibereien und dem nie erloſchnen Wunſch, einmal etwas zu veröffentlichen, redete ich überhaupt nicht gern, weil mir die Wirkung ſolcher Äußerungen immer peinlich war. Die Freunde ſahen mich beſorgt, ihre Schweſter lächelnd an und nur der Vater wagte dem Gedanken aller Ausdruck zu geben. Er fragte mich, was ich denn noch Neues zu ſchreiben wüßte. Ich hätte mit dem Titel meines Tagebuchs antworten können: „Aus Heimat und Herz“, aber ich unterließ das. Ich fühlte, daß ich ja ſchwerlich Widerſpruch ertrüge, und wünſchte jeden Mißton zu vermeiden. Ohne dieſe Leute wollte ich nicht mehr leben. Wie ſehr ich ſchon an ihnen,

*) Angehöriger der Familie.

besonders an einer von ihnen hing, ward mir erst klar, als Mariannens Aussehen mich ernstlich besorgt um ihre Gesundheit werden ließ. Schon im Februar sah ich sie viel blässer und stiller. Ihre Reden waren kurz und das Spruchartige derselben hatte zuweilen beinahe etwas Prophetisches. Die Tage verlängerten sich. Schon im April wurde abends kein Licht mehr angezündet. Jetzt hatte das Lesen am Werktag ein Ende, aber mir war das lieb, weil ich's Mariannen gönnte, daß sie nicht mehr so lang sticken mußte. Öd war es mir freilich, wenn ich eine Woche nicht mehr ins Haus kam, dafür aber freute ich mich auf den Sonntag wie ein Tanzlustiger auf die Kirchweih. Gleich nach dem Gottesdienst war ich dort — mußte dann aber das gute Kind immer noch leidender sehen. So war auch diese Freude verdorben. Ich ging wieder traurig weg und nur bei der beginnenden Feldarbeit fand ich einige Zerstreuung.

Einmal mußte ich für mehrere Tage in unser Vorsaß*), um dort Dünger auszuführen. Ich nahm keinen Gehilfen mit, um den Taglohn zu sparen und allein zu sein. Die Vögel sangen lustig in den frisch ergrünten Wäldern, die wieder freien Bächlein stürzten jubelnd zu Tal und spiegelten eine wunderschöne Landschaft, alles lebte neu auf. Mir aber war, als ob ich wieder eine schwere Krankheit in mir fühle, wenn ich an das liebe Mädchen dachte, welches ich am Sonntag so bleich und still beim Tische sitzen sah. Und doch mußte ich immerfort an es denken. Schon der Gedanke, daß es leide, war mir unerträglich. Wäre das nicht gewesen, dann hätte dieser Sonntag einer der schönsten, ja der glücklichste Tag meines Lebens sein müssen. Wir

*) Voralpe, Frühlingsweide, bevor mit dem Vieh die hohe Sommeralpe bezogen wird.

ſaßen längre Zeit allein beiſammen in der Stube, was ſonſt nur ſelten vorkam.

Wir ſprachen von einer eben geleſnen Erzählung, von Elfried v. Taura, die unſer Liebling war. Marianne ſagte, das ſchönſte ſei doch immer, wenn ein fühlendes Herz ſich ausſpreche. Die unbedeutendſten Verhältniſſe und ganz gewöhnliche Menſchen könne der Gefühlvolle mit ſeinem innern Reichtum umgeben und ſchmücken. Sie ſehe gar nicht ein, warum nicht auch ein Unſtudierter einmal etwas Schönes ſchreiben könnte, und an meinem Platz täte ſie es gleich verſuchen. — Ja, ſo hatte ſie geſagt, und ein Wonneſchauer durchzitterte mich, während ſie ſprach. Sie hatte meinen Lieblingsgedanken, meinen heißeſten Wunſch ausgeſprochen — ſie war die erſte auf der Welt, die das tat, und nun war es mir doppelt quälend, die mir leidend zu denken, die mich ſo glücklich machte. Ich zählte die Stunden, zuletzt die Minuten bis dahin, wo ich wieder ins Dorf, zu ihr zurück konnte. Endlich war die kleine Vorſaßhütte geſchloſſen und ich konnte gehn.

Den erſten, der mir begegnete, fragte ich nach Mariannens Befinden, obwohl ihre Unpäßlichkeit nur wenigen bekannt war.

Ich erwartete, daß er nichts wiſſen werde, und ich wünſchte das.

Er wußte aber etwas. — Im Hereingehn hatte er das Sterbeglöcklein läuten hören.

Ich würde weniger erſchrocken ſein, wenn ich die Häuſerreihe unſers Dorfes in Flammen erblickt hätte. Zuerſt ſtand ich eine Weile da, als ob ein Schlag mir alle Beſinnung genommen, dann ſah ich das Mädchen vor mir, ſo lebhaft, ſo lieblich — und ich konnte das Gehörte gar nicht mehr glauben. Mein Trauerbote ſagte mir, daß nach allem auch der Doktor kein ſo ſchnelles

Ende erwartet habe, ſo daß das Mädchen kaum noch mit den heiligen Sterbeſakramenten verſehen worden ſei.

„Die wäre dennoch gut geſtorben," ſagte ich unwillkürlich, aber ich dürfte nicht behaupten, daß mir in dieſem Augenblicke die Erinnerung an ihren ſtillen frommen Wandel beſonders zum Troſte geworden ſei. Wohl gedachte ich ihrer Tugenden und Vorzüge, aber bloß mit dem ſchmerzlichen Gefühle, daß nun dieſes edle Weſen mich verlaſſen habe für immer.

Ich eilte dem Dorfe zu und wollte gleich — — aber ach Gott! — konnte ja nicht mehr zu ihr! Bei den jammernden Ihrigen war nur noch die Leiche zu ſehen.

Ich weiß nicht, wie ich heimkam, nicht, wie ich den Reſt des Tages verbrachte. Erſt abends kam ich mit denen in — meine zweite Heimat, welche dort für die Verſtorbne beten wollten. Als die Ihrigen mich erblickten, weinten ſie laut auf; meinen brennenden Augen aber entſtürzten die erſten Tränen, als ich neben der lieben Leiche ſtand und ihr vom Tode mehr verklärtes, als entſtelltes Engelsgeſichtchen lächeln ſah, wie es nur in den glücklichſten Stunden gelächelt hatte. Ja, es war mir leichter neben ihr, deren Geiſt im Scheiden dem Geſicht dieſen Ausdruck des Himmelsfriedens zurückließ. Vorher peinigte mich's furchtbar, daß ich gar nicht mehr mit ihr geredet hatte, daß ſie gegangen war, ohne vielleicht auch nur noch einen Gedanken an mich mitzunehmen. Jetzt mußte ich ihr vom Herzen gönnen, was ich ihr Haupt gleichſam umglänzen ſah. Jetzt glaubte ich einmal feſt an die Vergeltung in der andern Welt, an ein ewiges Leben, denn ſo durfte das nicht auf einmal aus ſein. Ich betete, wie ich lange nicht mehr gebetet hatte, denn mir war, als ob ich dabei der Seligen viel näher

ſtünde. Ich gewann ſo viel Kraft, daß viele gar nicht merkten, was in mir vorging. Ich hatte das Gefühl, als ob die Selige mich zu ihr emporziehe. Warum ſollte man ihr den Frieden des Himmels nicht gönnen, warum durch ſelbſtſüchtige Wünſche die Gute beunruhigen wollen, die vielleicht jetzt ſegnend auf uns herabſah?

Es waren wunderbare Tage, die nun folgten. Feuchten Auges blickte ich der Geſchiednen nach und ſah in ein beßres Land. Es war das Land der Ruhe und Klarheit, und ich kam ihm ſo nahe, daß ein verklärender Schimmer daraus durch die gleichſam noch halb offne Pforte auch auf mein Alltagsleben fiel.

Lebhaft erinnerte ich mich noch an alles, was ſie in der letzten Zeit geſagt oder getan hatte, und alles, auch das Kleinſte, wurde mir wichtig und bedeutungsvoll. Am wichtigſten aber blieb mir, daß ſie noch am letzten Tage mich zum Schreiben aufgefordert hatte. Ja, das konnte ſie erſt, als ſich ihr Geiſt über die erbärmlichen Rückſichten und Vorurteile dieſer elenden Welt zu erheben begann. Noch ſah ich ſie am Tiſche ſitzen, wie ſie jene wichtigen Worte ausſprach, die mir nun ihr Teſtament werden ſollten. Ich fand eher wieder Troſt und Freude beim Leſen und Schreiben, weil ſie dieſen Arbeiten eine höhere Weihe gegeben hatte. Sie ſagte, man dürfe nur ſein Gefühl ausklingen laſſen. — O, das wollte ich, und ihr zum Denkmal ſollte werden der Schmerz, welcher fürderhin mein Teil blieb. Aber das ging nicht ſo leicht, als ich in der Begeiſterung glaubte. Mancher Verſuch in Vers und Proſa mißlang. Früher ſchrieb ich oft Verſe, meiſtens komiſche oder bittre, in mein Tagebuch und war damit recht zufrieden; für mein jetziges Fühlen fand ich nichts mehr gut genug und habe nur folgende wenige Zeilen aufbewahrt:

Ausgekämpft haſt du den Kampf des Lebens,
Gefunden haſt du, was mein Geiſt noch ſucht;
Siegreiche Kämpferin! es hat vergebens
Die böſe Welt zu halten dich verſucht.

Ich folge dir! O, ſende von der Klarheit,
In der du wohneſt, mir nur einen Strahl,
Der mich wie dich erwärmt für Tugend, Wahrheit,
Den Weg zu Gott mir zeigt in dieſem Jammertal!

XVI.

Zuerst nach Mariannens Begräbnis glaubte ich, das nun von ihr verlaßne Haus mein Lebtag nie mehr betreten zu können. Ich fürchtete die Erinnerungen, die mich dort wohl noch enger als anderwärts umgeben mußten, aber bald wurden gerade diese zu Banden, welche mich noch fester mit den Ihrigen verknüpften. Wir redeten zusammen von der Guten und ich war dankbar für alles, was von ihr erzählt wurde. Ich kannte jetzt keine liebere Unterhaltung, obwohl ich mir dabei oft die Augen feucht werden fühlte.

Unterdessen ging in der Welt und auch in unserm Dorfe alles unbarmherzig regelmäßig seinen Gang. Unsre halb verhungerten Kühe kamen aus der Schweiz zurück, und neben meinem Tagebuch hatte ich auch das Wirtschaftsbüchlein zu führen. Ja, der Welt meines Herzens konnte ich bald nur noch in Stunden schlafloser Nächte gedenken und mußte dann mein Tagebuch in der verborgensten Schublade meines Kleiderschranks aufbewahren, wo auch Gottles Andachtsbuch und der silberne Rosenkranz des Vaters lag. Die „Welt des Herzens" mußte den Leuten verschlossen bleiben, mit denen ich lebte, wenn sie nicht entweiht werden sollte. Nur der Mutter hätte ich mich anvertraut, wenn's möglich gewesen wäre, ohne ihr Kummer zu machen. Vor den übrigen mußte ich mich verschließen; das fühlte ich erst recht, wenn ich einmal, mich einer weichern Stimmung überlassend, meinen

Empfindungen Ausdruck geben wollte. Man ſchaute einen an, daß er ſich beinahe ſchämen mußte.

So bettlerhaft nun wollte ich nicht auftreten mit meinem Reichtum, dazu war mir zu wohl im geiſtigen Verkehre mit der Geſchiednen. Ihr gehörte mein Innerſtes, mein Heiligſtes; der herzloſen Umgebung nur, was ich ihr nicht nehmen konnte. So begann mein Weſen ſich immer mehr in zwei Hälften zu teilen, die durchaus keine Ähnlichkeit mehr miteinander hatten. In den Augen der Leute gewann ich dabei ſehr viel. Alle — meine Mutter ausgenommen — ſahen bloß eine Hälfte, entweder die oder jene. Für die meiſten war es genug, daß ſie mich fleißig bei der Arbeit ſahen, ſparſam bis zur Kargheit, und dabei zuweilen die luſtigſten Einfälle von mir hörten. Ja, mitunter war ich recht ausgelaſſen; denn was ich nur mit Anſtrengung aller Kraft und Selbſtbeherrſchung aus mir herausbrachte, wurde manches Mal unnatürlich und ging zu weit, wenn es einmal ging. Das ſchrieb man dann meinen Büchern zu, wie alles, was an mir nicht gefiel. Man glaubte, nur durch Leſen ſei ich ein liebloſer Spötter geworden, weil man mich früher nur ernſthaft geſehen hatte. Etwas mochte freilich auf Rechnung des Dorfbarbiers kommen. Jetzt aber hielt ich dieſen gar nicht mehr, ſondern bloß noch die Gartenlaube, zuweilen ließ ich auch ein von dieſer empfohlnes Buch von Lindau kommen; und vor allem fleißig und gerne las ich in Zimmermanns Werk über die Einſamkeit. Dieſes mit ſeinem roten Schnitte ganz ernſthaft ausſehende Buch gab meiner Verbittrung, meiner Menſchenſcheu, die mir freilich niemand anmerkte, einen idealen Schein, nährte meine Selbſtbeſpieglungsſucht und ſchärfte dabei meinen Blick für die Torheiten der Welt. Ja, es hatte vielleicht mehr ſchuld an meiner Spottſucht als der witzige Dorfbarbier;

daneben jedoch regte es mich zu geistiger Tätigkeit an und gab Kraft und Mittel, mir selbst genug zu werden, so daß ich gleichgültig blieb gegen die Ereignisse und Meinungen des Tages oder mit ihnen auf meine Weise spielte. Gerne hätte ich den Sommer oder wenigstens einen Teil desselben wieder auf unserm Älplein verbracht. Aber die Mutter ließ ich nicht gerne allein. Sie war jetzt immer etwas unwohl. Auch nach weniger strenger Arbeit fühlte sie die Arme ganz erschlafft und mußte sich ungemein schonen. Das konnte sie aber nicht wohl, wenn sie allein zu Hause blieb, wo es doch auch neben der Heuernte stets wieder etwas zu tun gab. Sogar das Melken unsrer Kaffeekuh war ihr schon fast zu viel. Sie freilich hätte sich immer gelitten*) und angestrengt, das wußte ich wohl und sagte daher kurz, daß ich nicht mehr auf die Alpe möge, was unter diesen Umständen auch richtig war.

Ich blieb also im Dorf, wo ich aber gewiß so einsam wie auf der Alpe lebte. Auch die Gesellschaft des Sennen vermißte ich nicht, weil mir ja dafür das Haus der Seinigen immer offen stand. Dort las und erzählte ich jetzt zuweilen etwas aus meiner Welt des Herzens und gab überhaupt manches, was ich sonst überall ängstlich verbarg. Ja, da sprach die andre, nach meiner Ansicht beßre Hälfte sich frei aus — und natürlich gerade so einseitig als anderwärts die erste, die ich den Bauern an mir nannte. Die guten Leute hielten mich für ungemein ernsthaft. Ich wäre aber von ihnen ganz gut verstanden worden, wenn sie nicht nebenbei von meinen erztollen Streichen gehört hätten, die sie gar nicht mit

*) Sich leiden (lîden): den Zustand des Leidens geduldig ertragen.

ihrem Bilde von mir in Übereinstimmung zu bringen wußten. Ich schien wirklich zuweilen ein Heuchler, der sich überall zu stellen wußte, wie er am besten zu gefallen glaubte. Ich empfand das oft schmerzlich genug, aber ich konnte nicht dafür, daß immer nur ein Ton meines Wesens angeschlagen, nur eine Seite verstanden wurde, so daß ich mich nirgends frei und ganz geben konnte. Zuweilen war ich böse auf meine Freunde, zuweilen auf mich; ihnen ging es mit mir nicht besser, ja sogar noch schlimmer. Was ich sagte, machte den Eindruck des Wahren, Empfundnen und gewann mir immer wieder — auch gegen den eignen Willen — ihr Herz; aber gerade das bedauerten sie am meisten, war ihnen am unbegreiflichsten, daß ich mit meinen ausgesprochnen Gedanken und Empfindungen mich auch in Gesellschaften wohl fühlen konnte, wo ich nur zur allgemeinen Belustigung den Narren machen durfte. Du lieber Gott! Ich wußte selber nicht, wie das kam. Genug, es war so, und mich austoben und erlachen*) und entgiften**) mußte ich zuweilen um jeden Preis. Zu meiner Verteidigung berief ich mich auf unsern Dr. Beck in Au. Der sei doch ein ernster, gebildeter Mann und lasse sich doch bei Gelegenheit mitten unter den derbsten Bauern auf ihre Weise wohl sein. Als nun das auch getadelt wurde, stand ich mit großer Leidenschaftlichkeit für ihn ein und redete so viel, daß ich mir dabei über mich selbst etwas ins klare half. Besonders sprach ich von dem Riß in jedem Menschen, der sich noch ein bißchen Eigenart abzuringen die Kraft habe. Ich verteidigte unsern Doktor so lang, daß er mir recht lieb

*) Sich tüchtig, voll auslachen.
**) Das Gift aus dem Leibe bringen.

wurde und endlich der Wunsch erwachte, etwas mehr mit ihm zu verkehren.

Seine freundliche Einladung nach meiner Genesung hatte mich recht glücklich gemacht, und doch dachte ich bisher nie daran, ihr zu folgen. Teils war es Scheu vor dem ernst blickenden Gelehrten, zum Teil wohl auch die Furcht, daß ich, durch ihn hingerissen, noch weiter von dem Wege abkommen möchte, der mir nun einmal durch die Verhältnisse unerbittlich vorgeschrieben schien. Empfand ich ja eine Art Neid oder doch Unbehagen, so oft ich nur einen Gymnasiasten sah, der mich mit dem Hute in der Hand um eine Gabe ansprach. Ich kam mir bei so einem wie ein armer Lazarus neben dem reichen Prasser vor. Auch jetzt noch hätte ich schwerlich einen Besuch gewagt, wenn nicht durch die Erkrankung des Webers ein Gang zum Doktor notwendig geworden wäre. Das galt mir nun wieder einmal für einen wichtigen Tag. Ich war nicht in größrer Erregung nach Au gekommen, als ich zum großen Wundertäter in Schwarzenberg geführt werden sollte.

Mit zitternder Hand klopfte ich so leise an, daß es erst das drittemal gehört wurde. War es nicht gefehlt, dreimal zu klopfen? Auf ein kräftiges „Herein", in welchem mir doch etwas von einem leisen Tadel zu klingen schien, stolperte der Schwerbeschuhte, auf den saubern Fußboden blickend, in die helle Stube.

Die Flaschen und Fläschchen der Apotheke verbreiteten einen geheimnisvollen Geruch, die langen Bücherreihen an der Wand schauten mich ernsthaft an, und mir war zumute wie früher in der Kirche. Wenn ich dem Doktor eine Frage um den kranken Weber beantworten mußte, schloß ich unwillkürlich immer die Augen und konnte beim Reden durchaus nicht ruhig sein. Erst in längerm Ge-

ſpräche gelang es ſeinem einnehmenden Weſen, meine Scheu zu überwinden. Nachdem das mehr Geſchäftliche abgetan war, fragte er mich, wie ich denn mit meiner Umgebung auskomme, und nun bekam er eine lange Jeremiade zu hören. Ja, da ward ich warm und immer wärmer, ſowohl wenn ich widerlegt wurde, als wenn ich mich verſtanden ſah. Meine Bücher lernte der Doktor, wie es ſchien, ſchon aus meinen Reden kennen, denn er ſagte zuletzt geradezu, daß es beſſer wäre, meinen Geiſt an unſern Klaſſikern, an Schiller, Goethe und Leſſing, zu kräftigen, die Welt, wie ſie ſei, erträglich zu finden, als ſich auf eine Höhe heben zu wollen, wo unſre Luftſphäre aufhöre und man fallen oder erſticken müſſe.

Als ich von Schiller und Goethe hörte, ward mir ſiedend heiß. Ich hatte ſchon viel über unſre Dichterfürſten in der Gartenlaube geleſen, von ihnen ſelbſt aber noch nichts. So ſtanden ſie denn, obwohl eigentlich unbekannt, in übermenſchlicher Größe vor meiner Seele. In unerreichbaren Fernen ſah ich ſie, hoch oben am Himmel, gleichſam alles überſchauend und bis zum Grund erkennend, mir aber ewig unerreichbar. Und nun auf einmal ſollten ſie mir ſo nahe ſein! Wie groß erſchien mir der Doktor, als er Schillers Gedichte ſo ruhig wie irgendein andres Buch aus der langen Reihe zog und für mich in einen Zeitungsbogen ſchlug. Was war jetzt der oft beneidete Herr Bibliothekari in Innsbruck, der niemand ein freundliches Wort gönnte, gegen meinen väterlichen Freund!?

Wie ich aus dem Hauſe kam? Ob ich mich auch ordentlich bedankte und ähnliches — weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich ſo ſchnell heimlief, als ich konnte. Die Leute ſahen mir aus allen Fenſtern heraus nach und fragten, ob ich an eine Feuersbrunſt wolle oder was um Gottes willen bei mir daheim fehle.

Heute ſtand ich keinem Rede. Heim eilte ich, daß ich beinahe die Medizinen abzugeben vergaß, welche ich für den Weber erhalten hatte. Einen Botenlohn wollte ich durchaus nicht. Es ſei gerne geſchehen, und wenn man wieder einen Gang zum Doktor machen müſſe, ſolle man's mir herzhaft ſagen. Ich hätte es ſogar ungern, wenn man einmal einen andern ſchickte.

Aber wie ſehr ich mich auch beeilt hatte, kam ich doch erſt heim, als die Kühe wieder gefüttert werden mußten. Nach dem Nachteſſen erſt ging es an mein Buch. Die Verſe gefielen mir außerordentlich und mancher Gedanke prägte ſich mir in ſeiner gefälligen Form ſo ſchnell ein, daß ich ihn ſofort wörtlich auswendig konnte. Dennoch fand ich keinen rechten Zuſammenhang und manches kam mir ganz fremdartig vor. Wenn ich die Gedichte an Laura noch ſo oft las, es war mir doch immer, als ob ich mit allerlei Gepäck belaſtet und todmüde einem raſchen Zweiſpänner folgen ſollte. Gleich war er über alle Berge und mir blieb das ſehnſüchtige Nachſehen. Ich würde zufriedner mit Schiller und mit mir ſelbſt zu Bette gegangen ſein, wenn ich weiter im Buche herumgeblättert hätte, doch das war nicht meine Gewohnheit, und ich habe das bloße Dreinſehen und Herumſchauen auch an andern nie leiden können.

Am folgenden Tage klagte ich meinen Freunden, daß ich nun endlich ein Buch von Schiller hätte, es aber durchaus nicht verſtehe und daher auch nicht ſchön finde. Kaſpar meinte, bloß des berühmten Namens wegen möchte er ſich mit keinem Buche Kopfweh machen. Ihm müſſe das Leſen ein Genuß, eine Erholung, nicht quälende Anſtrengung ſein. Ein Buch, vor deſſen Gelehrſamkeit und Künſtlichkeit ihm ſo angſt würde wie mir, ſchaffte er ſich ſo ſchnell als möglich wieder vom Halſe. Dieſer Rat

war ſo vernünftig wie alles, was mein Kaſpar ſagte; er glich dem Burſchen auf ein Haar. Ich aber vermochte ihn doch nicht zu befolgen. Hätte ich mit dem Buche auch die quälenden Gedanken weggebracht, die es in mir weckte — und die ſchönen, die ich darin verſtand — ja dann weiß ich nicht, was noch geſchehen wäre. Darauf war nicht zu rechnen, und ich lernte jedenfalls mehr aus dem Buche, wenn ich darin las, als wenn ich es weglegte. Es kam mir zu demütigend, ja geradezu vernichtend vor, für einen Beleſnen zu gelten, ſich ſelbſt dafür zu halten, in der Welt des Herzens zu ſchwärmen, ohne nur ein Blatt von dem erſten deutſchen Volksdichter zu verſtehn. Bisher hatte ich geglaubt, daß ich nur nicht in meine Umgebung paßte. Alle Dichter und Denker hatten mit in meine Welt des Herzens gehört, und jetzt fand ich ſie ſchon für einen einzigen viel, viel zu eng. Ich war nichts unter Bauern und nichts unter denen, die nach Höherm, nach wirklich Hohem ſtrebten. Zwiſchen Türe und Angel ſah ich mich ſtehn, und es war mir, als ob ich jeden Augenblick erdrückt würde. Zum Glück mußte ich bald wieder für den Vetter nach Au und konnte da dem neugewonnenen Freunde mitteilen, was mich quälte. Recht offen durfte ich's freilich nicht, wenn ich nicht zum Weinen kommen wollte — jener Hochmut, der alles Gelobte wieder lobt und ſich dabei groß dünkt, war meinem Weſen fremd, er hat nie mein Reden oder mein Schweigen beſtimmt. Der Doktor ſchien mich trotz meiner Halbheit ganz gut zu verſtehn. Er ſagte, es ſei leicht erklärlich, daß ohne die griechiſche Götterlehre kein rechtes Verſtändnis möglich ſei. Einigermaßen vermochte das mich zu beruhigen, aber ich nahm doch Klopſtocks Meſſias ohne beſonders große Erwartungen mit heim, obwohl mich der Doktor verſicherte, daß ich da nun eine mir bekanntre Welt finden werde.

Des guten Mannes freundliche Worte hießen mir — ins gute Bregenzerwälderisch übersetzt — etwa so: Wenn du nun auch das nicht verstehst, dann ist es wahrhaftig ein Elend mit deinem Lesen.

Ich glaubte, der Doktor müsse so denken, und machte mich nicht ohne Angst und Sorgen abends an das Buch. Aber wie schnell war das alles weg! In der biblischen Geschichte hatte man mich als Schüler gut genug unterrichtet, um diese großartige Darstellung lesen und schon das erstemal auch genießen zu können. In jeder freien Minute saß ich bei dem Buche, halbe Nächte lang las ich oder unterhielt mich mit seinen herrlichen Gestalten. Jetzt war ich nicht mehr einsam. Das Unendliche hatte sich vor mir aufgetan in göttlicher Herrlichkeit. Heilige Freudenschauer durchzitterten mich, und ich war fromm und glücklich wie als Kind, wo mein Glaube noch den hl. Klaus vom Himmel steigen und mein Beten und Lernen mit schönen Geschenken belohnen sah. So ganz war noch kein Buch für mich geschrieben gewesen unter allen, die ich las. Der Dichter sang „für wenige Edle", die ihn hören wollten. Also auch er hatte sich einsam gefühlt und daher den Verkehr mit einer bessern Welt gesucht. Jetzt zog er auch mich sich nach. Ja ich fühlte mich seiner kleinen Gemeinde, Marianne und dem seligen Vater, schon viel näher und so nahe, daß meine Gedanken nur noch mit ihnen verkehren wollten. Des Doktors zwar freundliches, aber doch etwas kühles Lächeln über mein begeistertes Lob verletzte mich so, daß mir der Verkehr mit ihm etwas peinlich wurde, wie sehr ich mich auch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Ihm entging es nicht, wie mein Lesen mich von der Wirklichkeit abzog. Und er überließ mich scheinbar gleichgültig meiner Stimmung. Nur so nebenbei gab er mir Schriften von Wieland und Lessing

und ſprach manches recht gutgemeinte Wort. Aber was er zur Heilung meiner Schwärmerei verſuchte, hatte einſtweilen nur den Erfolg, daß mir das ihm gegenüber ſich regende Gefühl der Dankbarkeit läſtig wurde.

Die Bücher, die ich von ihm bekam, waren alle aus der verhältnismäßig wohlfeilen Klaſſikerausgabe, welche damals bei Cotta in Stuttgart erſchien. Sie war, wie ich auf den Umſchlägen las, in Lieferungen von zehn Bogen für zwölf Kreuzer wöchentlich zu beziehen, und konnte das früher Erſchienene in beliebiger Weiſe nachgenommen werden. Das waren alſo günſtige Bedingungen. Man brauchte wenig Geld, um ſich Herrliches anzuſchaffen; aber mir fehlte ſogar das Wenige. Die ganze Woche mußte ich jetzt immer arbeiten, faſt wie ein Knechtlein, und getraute mir nicht einmal durchſchnittlich lumpige drei bis vier Batzen zu erübrigen.

Nun wurde wieder mit Vorſtehers Peterle geredet und beſchloſſen, unſer Glück mit dem Ziegenfellhandel noch einmal zu verſuchen. Die Preiſe wurden ſchon darum diesmal nicht mehr ſo hoch hinaufgetrieben, weil die Erfahrungen des letzten Jahres viele vom Handeln abgeſchreckt und die übrigen vorſichtiger gemacht hatten. Ich lief nun wieder täglich durchs Dorf, um ja recht viele Ware zu bekommen. Der Verkehr mit der Bevölkerung brachte mich wieder etwas aus meiner idealen Welt heraus. Ich bekam wieder Freude an meinen Beobachtungen, an den Siegen, die zuweilen meine Beredſamkeit über den Geiz eines Bäuerleins feiern konnte. Freilich bedauerte ich noch immer die guten Tierchen, die ich ans Meſſer liefern mußte. Dieſes Bedauern beſtand ſogar die Prüfung durch den geradezu glänzenden Erfolg, den diesmal unſer Handel hatte.

Der 1. Mai 1857 war der große Tag, an welchem

ich beim Reiſenden der M. Riegerſchen Buchhandlung in Lindau die in dieſem Jahre erſcheinenden Hefte der Klaſſikerausgabe beſtellte. Am Pfingſtfeſte erhielt ich die erſte Sendung und trug ſie mit einem Gefühle heim, mit dem ich wohl recht vornehme Gäſte unter mein Dach geführt hätte. Dieſe Wände umſchloſſen und verbargen jetzt teure Schätze, ja mehr, liebe, große, herrliche Geiſter, die meinem Hauſe eine Weihe verliehen. Von Wieland erſchienen damals gerade ſeine frommen Jugendarbeiten. Dieſe verſöhnten mich bald wieder mit ihm, den mir der Doktor in ganz anderm Lichte gezeigt hatte. Jetzt war ich der glücklichſte Menſch auf der Welt. Nur das fehlte mir, daß man ſich bei den Oberhauſern nicht recht mit mir zu freuen vermochte. Wenn ich ins Haus kam, ſah man mich mit einer gewiſſen Scheu an und fragte mich, ob ich denn ſchon über ſie hinaus wolle, daß ich mich immer ſeltner mache. Ich wußte dieſes Benehmen nicht zu erklären, bis mir Kaſpar offen ſagte, er ſehe es für ſich nicht gerne, daß ich nun daheim ſo gelehrte Freunde habe, die mich wohl bald leicht alle andern entbehren ließen. Er war dann aber doch der erſte, der zu mir kam, um ſich mit mir über die Bücher zu freuen, darin — oder doch in den frömmſten derſelben, Goethe und Leſſing ſchnitt ich noch gar nicht auf — zu leſen und ein wenig zu ſchwärmen.

XVII.

Der Frühling zog wieder warm und prächtig ins Land. Er kam ziemlich spät und schien jetzt zeigen zu wollen, daß er in der Welt draußen denn doch noch nicht alle seine Herrlichkeit vertan habe. Früher schien mir das manches Mal der Fall — vielleicht gerade darum, weil ich's ihm nicht verargt und an seinem Platze so gemacht hätte. Dachte ich mir doch Herrliches und Großes nur in die Welt hinaus, von der unsre Berge mich abschlossen. Jetzt aber war's anders. Ich las ja täglich Zimmermanns Klagen über die Welt, ihre vergängliche, auch an und für sich elende Herrlichkeit, deren Schein nur oberflächliche Menschen zu blenden vermochte. Selbst Wielanden — ich kannte nur seine „Sympathien" und ähnliche fromme Schriften — sah ich eine geistige Gemeinde um sich versammeln, gerade wie ich es nicht nur in schlaflosen Nächten, sondern zuweilen auch in lauter Gesellschaft versuchte, wo ich mich allein und unverstanden sah. Ich war also doch nicht ein ganzer Sonderling. Andre hatten ähnliche Gefühle. Ich begann mich für etwas zu halten, gönnte meinen Altersgenossen ihre lärmenden Vergnügungen und fühlte mich in meiner Welt des Herzens, die ich mit Klopstock jetzt Wingolf nannte, glücklich und groß. Ins Wirtshaus kam ich schon darum nie, als wenn es durchaus sein mußte, weil das Geld immer zu Büchern gespart wurde. Auch in die Familie Oberhauser kam ich jetzt nur noch selten. Ich fühlte mich zuweilen unverstanden,

und das tat mir ſo weh, daß ich noch lieber in Geſellſchaften ging, wo ich nie weniger und oft mehr fand als ich erwartete. Ich hatte jetzt auch mit meinen Kühen zu tun. Ihren Weideplatz hinter dem Dorf umgab ich mit einem Hag und machte mir das Hüten leicht. Stundenlang konnte ich in dem kleinen Hüttchen ſitzen, welches ich mir aus Hagſtecken gebaut und mit Tannzweigen aus dem nahen Wäldchen hübſch und auch ziemlich dicht gedeckt hatte. Da las ich Klopſtock, Zimmermann und Wieland, während die weidenden Kühe um mich herum läuteten. Die Tiere nährten ſich hier vom Heu für den künftigen Winter; dennoch ſehnte ich mich nicht beſonders nach der Zeit, wo man auf die Gemeinweide im Vorſaß ziehen und die Heuwieſe ſchonen konnte.

Mein Weide- oder Etzplatz*) war hart am Weg, der ins innerſte Achtal — nach Hopfreben und Schröcken führte. Manch einer der Vorübergehenden ſchaute mitleidig zu mir herauf, und wenn er gerade Zeit hatte, kam er für eine Viertelſtunde ins grüne Hüttchen. Ich ſuchte dann mein Buch zu verbergen, aber die meiſten trieb gerade nur die Neugierde herauf, einmal zu ſehen, was ich leſe. Hätte ich mich dagegen eigenſinnig geſtellt, ſo würden meine Bücher in noch ſchlechtern Ruf gekommen ſein. Nur zuweilen gelang es mir, ein Geſpräch anzufangen, meiſtens aber mußte ich meine Heftlein wieder auspacken. Dann las ich etwas recht Frommes vor. Das gefiel manchem ſo wohl, daß er warm wurde und auch aus ſeinem „Wingolf“ zu erzählen begann. Ja, auch dieſe Bauern, denen ich nur noch Sinn für Erwerb und rohen Genuß zutraute, hatten ihre Ideale. Manche Sorge, die ein reiches, edles Gemüt verriet, religiöſe und andre

*) Etzen, füttern, weiden; Etzplatz, Futterplatz.

Fragen, wurden bald in meinem Hüttchen durchgesprochen. Es plauderte sich allerliebst, während die Ach rauschte, die Vögel sangen und das Geläute der weidenden Tiere klang. War ich wieder allein, so eilte ich nicht besonders ans Lesen, sondern schaute hinaus ins Dorf, wo ich mir jetzt manches Haus als einen Tempel dachte. Aber um so weher tat es mir dann, Leute, die ich nicht mehr zum großen Haufen zählte, nachher wieder so gewöhnlich zu sehen, als ob sie sich schämten, ihre beßre Seite zu zeigen. Besonders gegen mich benahmen sie sich so kühl, als ob wir nie beisammen in der grünen Hütte gewesen wären, oder als ob jene Viertelstunden aus dem Gedächtnis erlöschen sollten. Ich suchte das jetzt billig zu beurteilen, und da fiel mir denn ein, daß ich meine innere Welt auch vor dem Haufen verschließe. Nun begann ich zu untersuchen, warum denn das von mir geschehe. Ich kam darauf, daß alles, was man in der Gesellschaft tut, etwas Ämtliches hat. Die öffentliche Meinung, die Richterin, ist nicht Ausdruck aller einzelnen Meinungen, auch nicht ihrer Mehrzahl. Man urteilt strenger, als man ist, und sucht sich dabei vor allem ungemein fromm zu geben. Die öffentliche Meinung ist bei uns ein uraltes Weib mit allen Vorurteilen ihrer Zeitgenossen und deren Vorfahren; aber man fürchtet sie so, daß man immer ihre Farbe trägt — oder man fürchtet vielmehr, daß auch die andern sie fürchten, und will nicht allein stehn. Ein Liebespaar, das mehr dem Zuge des Herzens als kalter Berechnung zu folgen scheint, hat nirgends eine freundliche Beurteilung zu erwarten, obwohl fast jeder unter vier und acht Augen sagt, daß das eigentlich ganz das Rechte wäre. Schon in der Schule hatte ich etwas von dieser Unnatur empfunden. Im Aufgabenheft eines Mitschülers fand ich hundertundzwanzig Briefe. Er verkaufte da Heu, wollte Geld ent-

lehnen, dingte Knechte, beſtellte Töpferarbeiten, kurz alles mögliche fand ſich in den Briefen, und jeder ſchloß folgendermaßen: „Ich will alle Tage zu Gott dem Allmächtigen beten und ihn anflehen, daß er dich in beſter Geſundheit erhalte.“ Hätte der Schüler ſich in die Lage des Schreibenden gedacht, ſo wäre das wohl mitunter vergeſſen worden, aber er dachte auch nur an die öffentliche Meinung, wie er ſie kannte. Vielleicht ſah auch der Pfarrer einmal ins Briefbuch, und dann mußte der ſeine Freude haben an dem guten, frommen Schüler. Andre hatten es ähnlich gemacht und machten es auch jetzt noch nicht beſſer. Hinterm Ofen hatten ſie ihre Gedanken und ihren Grimm ſo gut als ich, aber das durfte beileibe nicht ins Briefbuch kommen. Jeder wich zurück, wo er gegen die herrſchende Unnatur und Heuchelei auftreten ſollte, und ſtreckte und wand und krümmte ſich, bis er auch auf den Leiſten paßte, den einige kuhumgebne Dorfgrößen vielleicht ſchon vor einem halben Jahrtauſend für ſich ſelbſt geſchnitzt haben mochten. Mein Stolz begann ſich zu regen. Was war ich mit meinen beſondern Gedanken? Nichts als ein Feigling oder ein beſondrer Narr, der ſich einbildete, es vermöge hier herum niemand ſo ſchön zu empfinden als er. Wie ſollte es beſſer werden, wenn jeder ſich vor dem Hergebrachten beugte? Und war Schweigen nicht auch Anerkennung?

Klopſtock und Zimmermann waren mit ihren Anſichten offen aufgetreten und hatten dafür die volle Kraft ihres Geiſtes eingeſetzt. Die Furcht, lächerlich zu werden, hielt ſie nicht zurück. Ihnen war es gegeben, ihre Gedanken durch den Druck zu veröffentlichen. Wie herrlich, zu Tauſenden, die man nicht kennt, und denen man doch geiſtig verwandt iſt, ja noch zu kommenden Geſchlechtern, reden, ihnen das Beſte, Heiligſte mitteilen zu können!

Mir war das nicht vergönnt. Schwerlich las jemals ein Menſch meine Tagebücher und die Verſe, die ich in ſchlafloſen Nächten ſchrieb, weil es mir an Gelegenheit zum Ausſprechen fehlte. Aber warum fehlte es mir daran? Hatte ich je einen Verſuch ſo gemacht, wie er hier gemacht werden mußte? Was nutzte mein Klagen im Tagebuch und mein verbißner Spott über dies oder das? So fragte ich mich und zankte mit mir ſelbſt und verſchloß mein Tagebuch und begann herzhaft zu ſagen, was ich früher nur niedergeſchrieben hatte.

Der Widerſpruch, den ich überall erregte, überwand den letzten Reſt von Schüchternheit, der mit Vernunftgründen vergebens bekämpft wurde. Da begann ein Schütteln mächtiger Häupter und ein Reden, daß ich gerne wieder zurückgetreten wäre. Es ging nicht mehr. Niederſpotten ließ ich mich zu ungern und meine Anſichten wurden daher mit wachſender Leidenſchaftlichkeit verfochten. Es war ein Kampf wie auf Leben und Tod. Ich konnte bald mit keinem Menſchen mehr die kurze Strecke bis zur Kirche gehn, ohne in einen Wortwechſel zu geraten. Ich ſtritt über Glaubensſachen, über den Lauf der Sonne, über den Wert der Kalenderzeichen, über die Berechnung der Gemeindelaſten und über alles. Da es mir darum zu tun war, etwas auszurichten, verkehrte Anſichten und verjährte Übelſtände wegzubringen, kam ich mit jedem gerade auf das, was den andern am ſchmerzlichſten treffen mußte. Es ſuchte mich daher auch jeder zu ſchlagen und zu demütigen. Ich mußte immer für alle Angriffe bewaffnet ſein, wenn ich mich unter die Leute wagte, und kam aus der Aufregung nie mehr recht heraus.

Auch dem ruhigſten Menſchen iſt es gefährlich, für etwas Beſondres zu gelten. Er wird von jedem gleich

auf eigne Weiſe behandelt und ſogar mit Gewalt auf ſein Steckenpferd gehoben, wenn er auch einmal ruhig neben den andern bleiben, ſich auf ihre Weiſe benehmen möchte. Anfangs iſt ihm das läſtig, nach und nach aber muß er ſich für den anerkannten Vertreter einer Sache, und dieſe ſelbſt für immer wichtiger halten, je mehr die Leute mit ihm ihren Spaß oder ihren Ärger haben. Er wird nun immer wärmer, und das finden andre kurzweilig. Wie Kletten hängen ſie ſich an ihn und ergeben ſich nicht mehr, bis ſie ihn zur Verzweiflung gebracht oder zum Narren gemacht haben.

Ich kannte ſelbſt einen Menſchen, dem es ſo erging. Er war ein talentvoller Schüler geweſen und auch ſpäter hatte man nur ſein Leſen zu tadeln. Seine Mittel erlaubten ihm die Anſchaffung von Büchern, die er beſtellte und las. Natürlich kam er bald in offnen Streit mit der nüchternen Auffaſſungsweiſe unſrer Landsleute und ward mit der Zeit der Prediger reiner, idealer Liebe. Als ſolcher erlangte er im ganzen Bregenzer Wald eine traurige Berühmtheit, und man ließ ihn kein vernünftiges Wort mehr reden, wenn er auch wollte. Die Aufmerkſamkeit, die man ihm ſchenkte, machte ihn kühn und ließ ihn das Überſpannteſte behaupten, weil ja gerade das am meiſten Staunen erregte. Er glaubte ſich von allen Mädchen, die ihn neckten und ausfragten, verſtanden und geliebt. Es war ja natürlich, daß er mit ſeinen Anſichten den rohen Bauernburſchen überall vorgezogen wurde. Dieſe Einbildung ſuchte ihm auch niemand zu nehmen, bis man ihn vollends verrückt gemacht hatte und aller Widerſpruch vergebens war. Zu meiner Zeit hielt er die wohlgemeinteſten Zuſprüche nur für die Sprache des Neids und der Eiferſucht, weil er — ſchon ein ſtarker Fünfziger — noch alle Jungen verdrängen könnte. Er hieß Biſchofberger,

welchen Namen man in „Bischer“*) abkürzte und auch andern beilegte, die sich von einer närrischen Einbildung beherrschen ließen. Ich hörte mich in dieser Zeit mehrmals „Bischer“ nennen, so daß mir der Unglückliche besonders wichtig wurde. Nach und nach fand ich bei meinem ängstlichen Suchen uns einander nur zu ähnlich. Bischer kam damals viel zu einem Mädchen in der Nachbarschaft, wo ich ihn zu beobachten Gelegenheit hatte. Es wurde mir ordentlich bang, wenn ich ihn ganze Viertelstunden so vernünftig sprechen hörte. Er wußte eins aus dem andern zu folgern, und baute aus einer Menge ganz richtiger Schlüsse zuletzt das ungeheuerlichste Ganze auf. Hatte ich's vielleicht auch so? Das Aufsehen, welches ich machte, begann mir immer peinlicher zu werden. Ich machte den Vorsatz, so wenig als möglich zu reden, aber man ließ mich nicht gehn, und da ich unverteidigt zu weichen nicht mehr imstande war, blieb alles beim Alten; nur daß ich stets unzufriedner mit mir selbst und mit den andern heimging. Die Gesellschaft, das Lesen und alles wurde mir zur Last. Seufzend stand ich am Morgen auf, erschrak den Tag über, wenn jemand mich anredete, und ging abends mit dem Wunsche zu Bett, nun gleich und für immer einschlafen zu können. Ich fürchtete allen Ernstes, verrückt zu werden. Ja, zuweilen glaubte ich es schon zu sein, denn alles kam mir nicht vor wie andern, so sehr ich mich auch in ihre Anschauungsweise hineinzuleben bemühte. Wie jetzt wünschte ich mich noch nie zwischen diesen Bergen hinaus, die alle auf mir zu liegen schienen. Ich mußte ins Freie, weg von hier und unter

*) Bischen heißt schweizerisch bei den Kindern „fangen, spielen“; vielleicht wirkt auf den Namen hier eine solche Etymologie ein.

Menſchen, die mich nicht immer als Sonderling behandelten. Trotz der drängenden Frühlingsarbeit trug ich mich einer armen Nachbarin ſelbſt an, ihrem Söhnchen im Allgäu irgendwo einen leichtern Hirtendienſt für den Sommer zu ſuchen. Meine Mutter wollte mich durchaus nicht gehn laſſen, aber diesmal war ich zu eigenſinnig, als daß ſelbſt ſie etwas gegen meinen Entſchluß hätte ausrichten können.

Wie ein Flüchtling wanderte ich eines Morgens in aller Frühe durchs Achtal hinaus. Ob mich auch hungern oder dürſten mochte, ich kehrte in keinem Wirtshauſe des innern Bregenzer Waldes ein, um keinem bekannten Menſchen zu begegnen. In Schwarzenberg dachte ich wehmütig an meine erſte Reiſe zum berühmten Wundermann. Ich wiederholte ſeinen frommen Zuſpruch und ſagte: „Ja, ich hätte doch nicht ſoviel leſen ſollen. Es macht mich unglücklicher als das, wogegen ich damals Hilfe ſuchte.“ — Wäre ſein Grab hier und nicht im Dorfe Andelsbuch drüben über der Ach geweſen, ich hätte es beſucht und nach Landesſitte, Weihwaſſer darauf ſpritzend, dem Geſchiednen die ewige Ruhe gewünſcht. Das letztere tat ich nun auch hier, während ich den Lorenenberg beſtieg. Ich hätte da die ſchönſte Ausſicht über die an beiden Seiten der Ach ſich hinziehenden Dörfer des Innerbregenzer Waldes gehabt, aber ich mochte ſie nicht genießen. Mich drängte es fort aus dieſem Tale wie von einer Wegſtelle, wo man jeden Augenblick das Niederſtürzen einer Lawine beſorgt. Ich ſtieg ſchneller aufwärts, als ich eine Stunde ſpäter auf der andern Seite bergab ging, obwohl ich in dem Tal, das ſich unter mir von Oſten gegen Weſten auftat, nichts mehr vor mir ſah, was eine trübe Erinnerung, ein ſchmerzliches Gefühl weckte.

In Alberſchwende kehrte ich in der Taube ein. Der

Anblick des mit Zeitungen belegten Tiſches weckte gleich ein günſtiges Vorurteil für dieſes Dorf. Ich wußte nicht, daß die Taube hauptſächlich den Fremden gehört, die hier durchreiſen. Mir kam es da ſchon ganz großſtädtiſch vor, denn Zeitungen waren in unſern Wirtshäuſern eine wahre Seltenheit. Ich begann zu leſen und las noch, als mein hungriger Begleiter mit Schmerzen das für uns aufgetragne Mittageſſen verdampfen und kalt werden ſah. Der Arme mußte lange huſten, bis ich wieder an ihn und den eigentlichen Zweck meines Hierſeins dachte. Unter dem Eſſen redeten der freundliche Wirt und noch ein Gaſt mit mir vom Zeitungsleſen. Letztrer bedauerte, daß nur wenige für ſo etwas Sinn hätten, und meinte, die ſchlechten Schulen wären an den Rückſchritten der Bevölkerung ſchuld. Von Rückſchritten hatte ich nun freilich nie gehört, er aber wies nach, wie der frühere Gemeinſinn abhanden und ſchäbiger Geiz und elende Kriecherei an ſeinen Platz gekommen ſei. Recht und Geſetz wachſe nicht mehr aus den Bedürfniſſen des Volkes heraus und habe daher ſeine rechte Geltung verloren. Es ſei ein Fehler, etwas zu wiſſen und eignen Willen zu haben. Das Volk fühle dunkel, wie ſehr es von geiſtig Überlegnen mißbraucht werden könne und verdamme daher ſchon zum voraus alle Aufklärung. Dem Ehrgeize des Talentvollen ſtehe keine andre Bahn mehr offen, als zu erwerben und im Genuſſe zu verkommen.

Jetzt ging mir das Herz auf und ich konnte wieder einmal reden. Wir kamen auf die frühere freie Verfaſſung des innern Bregenzer Waldes — die älteſte Republik in Deutſchland — zu ſprechen, und meinem Begleiter mag wohl die Weile lang geworden ſein, bis ich endlich daran dachte, daß wir heute wenigſtens noch nach Bregenz kommen ſollten.

Als wir wieder ins Freie traten, kam mir die Welt

ganz beſonders weit vor, obwohl wir auch hier noch genug Berge in der Nähe hatten. Ich wünſchte jedem Begegnenden einen guten Tag und ließ mich womöglich in ein Geſpräch mit ihm ein. Oh, es tat mir ſo wohl, daß hier mir keiner gleichſam bewaffnet und als Angreifer entgegenkam. Sonſt pflegte ich mich auf dem Wege weder nach rechts noch nach links umzuſehen, jetzt aber hatte ich für alles einen offnen Blick und an der Schwarzach beſuchte ich mehrere Steinſchleifereien, deren eigentümliches Knarren eine wehmütige Stimmung in mir geweckt hatte. Auch den Arbeitern im Steinbruch ſah ich zu, bis mein ungeduldiger Reiſegefährte zum Gehen drängte und auf die ſinkende Sonne wies. Trotzdem kehrte ich im Dorfe Schwarzach ſchon wieder ein. Ich hatte weder Hunger noch Durſt, aber es tat mir ſo wohl, Zeitungen auf einem Wirtstiſche zu ſehen und von andern Dingen als Kühen, Käſen und den kleinen Fehlern des Nebenmenſchen friedlich plaudern zu können. So kam ich denn erſt mit einbrechender Dunkelheit nach Bregenz und ſah die Sonne golden und herrlich in den Bodenſee hinabſinken. Im Städtchen ſchien es mir recht lebendig. Ich ſah junge Herren mit einem Buch in der Hand vom Abendſpaziergange heimkehren. Eine Geſellſchaft hörte ich gar von Lenau reden. Dabei ward mir zumute wie einem, der in fremdem Lande, weit, weit von den Seinigen, plötzlich ein heimatliches Lied ſingen hört. Ich ſagte mir, daß man mich hier für keinen „Biſcher“ hielte und ich auch keiner werden müßte.

Wir gingen ins erſte Haus, wo wir gerade ein Schild heraushängen ſahen. Herzhaft trat ich ein mit den Kleidern meines Gefährten auf dem Rücken in einem großen Sack. Man muſterte unſre Anzüge, die uns allerdings nicht beſonders empfahlen, aber nach meinem Dafürhalten die unfreundliche Begrüßung ſchwerlich entſchuldigen konnten. Als

ich ein Glas Bier verlangte, fragte man, ob ich's auch bezahlen könne, und als ich gar noch um Nachtherberge zu bitten wagte, wurde ich zum Löwenwirt gewiesen, der als Herbergsvater der Zünftler alles behalten müsse. Ich zog hungrig, durstig und auch ein wenig beschämt ab, um vor einbrechender Nacht noch den Löwen zu suchen. Dort fand ich denn aber alles besser, als ich nach den erhaltnen Andeutungen erwartete. Schade, daß meine Stimmung mir so gänzlich verdorben war. Ich ging gleich nach dem Nachtessen zu Bette, obwohl ich mich nichts weniger als schläfrig fühlte.

Am andern Morgen in aller Frühe schon verließ ich das Bett und das Zimmer, in welchem mein Begleiter noch wie eine Holzsäge schnarchte. Ich lief in dem ganzen Städtchen herum und entdeckte nun an mir selbst, daß ich jeden Begegnenden nach seinen Kleidern und seinem Aussehen schätzte. Das hatte ich daheim nie getan, da ich dort die Verhältnisse eines jeden genau kannte, die oft mit dem Äußern im grellsten Widerspruche standen. Nun begann ich — wohl zum ersten Male im Leben — meinen Anzug sorgfältig zu mustern. Der kurze Spenser, die engen Hosen, mir schon als Schulbube angemessen und später nur durch Flicken der Zunahme meines Körpers gemäß erweitert, kurz alles, außer den Stiefeln, kam mir recht elend und einfältig vor. Ich ging in einen Laden und gab den größten Teil meiner Barschaft für einen neuen Anzug aus, in dem ich nun wieder zu meinem Reisegefährten zurückeilte. Dieser glaubte, er träume noch, als er, bei meinem Eintreten ins Zimmer erwachend, die vorgegangne Veränderung sah. Er versicherte wiederholt, daß man mich in dem langen Städterröcklein unmöglich mehr für einen Schoppernauer halten könne. Das schmeichelte mir, denn ich war böse auf sie alle da drinnen und wollte künftig nicht mehr mit ihnen gemein haben, als ich mußte. Nicht Stolz,

aber doch ein gewiſſes Selbſtgefühl hatte mich mit dem Röcklein zu umgeben angefangen. Haſtig tranken wir unſern Kaffee und machten uns dann über die bayriſche Grenze.

Ich fragte vor jedem ſtattlichen Hof um Hirtendienſt, aber es währte lange, bis endlich — ſchon wieder auf dem Heimwege — meinem Schützling ein Plätzlein gefunden ward. Nun ging ich noch nach Lindau, obwohl ich dort eigentlich nichts zu tun hatte. Der kleine Umweg ließ ſich wohl gelegenheitlich einbringen. Wieder warf die ſcheidende Sonne ihre letzten Strahlen aus dem ſtillen See, als ich über die lange Brücke der freundlichen Inſelſtadt zuſchritt. Ich hörte das Pfeifen und Schnauben des Dampfroſſes und eilte ſogleich auf den Bahnhof, während ich wieder einmal recht lebhaft an meinen guten Seppel denken mußte. Der hatte uns oft von der Eiſenbahn erzählt, aber wir konnten ihm nie recht glauben. Es war zu traumhaft, zu wunderbar. Und nun ſah ich die eiſernen Stränge vor mir, die Leipzig und Paris und ganz Europa mit dieſer Inſelſtadt verbanden. Mir wurde weit und frei neben den glänzenden Schienen. Es war alſo doch nicht bloß Geſchwätz, was man von dem Siege des Menſchengeiſtes über Raum und Zeit ſagte. Wir in unſerm Tale mußten uns freilich den Naturkräften beugen und faſt alle waren da als Feinde bekannt. Feuer, Waſſer und Luft blieben uns im ganzen furchtbar, hier aber ſah ich ſie zum Arbeiten für das Menſchengeſchlecht, zur Vermittlung des geiſtigen und materiellen Verkehrs gezwungen. Und den Erfinder des Dampfroſſes hatte man ſeinerzeit auch für einen „Biſcher“ gehalten. Mir war das ein rechter Troſt, obwohl es mir nicht einfiel, mich neben ihn zu ſtellen. Nun „Biſcher“ nannte man wohl jeden, mit dem man ſchnell fertig zu werden wünſchte, ohne

etwas zugeſtehn zu müſſen. Meinetwegen wohl! Ich hatte genug, daß es kein Traum war, was man von den Wundern unſers Jahrhunderts ſagte. Hier lag etwas ganz andres in der Luft als zwiſchen unſern Bergen, etwas, das ich wie das Wehen eines Unendlichen empfand, dem ich mich aber verwandt fühlte, wie ein Glied dem ganzen Körper. Mit unbeſchreiblichem Behagen ſchaute ich dem bunten Treiben im Bahnhofe zu. Gewiß hätten das meine Landsleute alles ebenſowenig begriffen als mich und meine Worte. Dennoch war es ſo und war recht für die Welt und nur zu groß für ſie in den engen Tälern mit den engen Begriffen. Jetzt wußte ich, warum es dem Seppel bei uns nicht mehr gefiel, warum er mit den Leuten eigentlich nur noch ſpielen mochte. Was konnte man andres tun, wenn man das Enge ihrer Urteile, das Unbedeutende ihres Lobes und ihres Tadels einmal erkannte? Oh, von jetzt an wollte auch ich nicht mehr ſo empfindlich ſein und in böſen Tagen immer an dieſe ſchöne Stunde denken!

Aufrechter, ſichrer als ich ſonſt durch mein Dorf ging, ſchritt ich jetzt durch die Stadt und ſuchte die Riegerſche Buchhandlung auf. Beim Eintreten dachte ich an meines Fuhrmanns Beſchreibung einer Buchhandlung. Ich machte mich auf Großartiges gefaßt, aber vor den vielen Büchern hier ward mir denn doch ſo angſt, daß nur Herrn Stettners gewinnende Freundlichkeit den Mut zum Reden wieder weckte. Die Mundart meiner Heimat vermied ich ſo gut als es einer kann, der in ihr zu denken und zu reden gewohnt iſt. Jeder Bregenzerwälder lernt als Schüler jedes Wort ins Hochdeutſche überſetzen; aber ſeine Briefe und alles Hochdeutſch, das er verbraucht, kann man nur mehr oder minder gut überſetzte Mundart nennen, deren Wortfolge jeder beibehält, der ſich nicht ſpäter in ein unnatür-

liches Bücherdeutsch mit endlosen Sätzen verliert. Geschrieben fällt das weniger auf und nimmt sich zuweilen recht gut aus; schlimmer ist's, wenn man einem Fremden zu Ehre seiner Rede das Festkleid anziehen will. Ich hatte das schmerzlich empfunden, sooft ich mit jemand reden wollte, dem ich kein Verständnis meiner Mundart zutrauen durfte. Wie war ich jetzt beschämt, sogar die kleinen Kinder des Buchhändlers ein Deutsch reden zu hören, wie ich's nur von Gelehrten erwartet hätte. Ich sollte ihnen von meiner Heimat, ihren Schönheiten und den Sitten ihrer Bewohner erzählen, aber ich brach die Unterhaltung schnell ab und ging. Auch im Gasthofe, wo ich übernachtete, erschrak ich, sooft ein Wort an mich gerichtet wurde. Im Bette machte ich mir darum Vorwürfe. Solang schon hatte ich mich da heraus gesehnt und nun verdarb ich mir alles aus Furcht, mich bei weiß Gott wem lächerlich zu machen. Jetzt sah ich, daß wir Bregenzerwälder nicht nur durch unsre Berge, sondern vielmehr noch durch Erziehung und Gewohnheit von der Welt abgeschlossen waren. Nicht einmal das hatten wir, daß wir zwölf Stunden von der Heimat noch ordentlich mit den Leuten reden konnten. Auch ich war noch nicht so weit, nicht aus der Enge heraus, nur zwischen Tür und Angel vermochte ich mit aller Mühe mich zu bringen.

Am andern Morgen machte ich mich früh nach Bregenz hin auf. Ich hätte gerade auf einem Dampfschiff fahren können; aber ich wollte nichts mehr, was nicht auch daheim zu haben war. Das Schicksal bestimmte mich zum Gehen und schloß mich ab von den Errungenschaften unsrer Zeit. Nun — es sollte so seinen Willen haben. Lange haderte ich mit der Glocke, die drüben am Hafen zur Abfahrt läutete, und ich glaubte ihr einen rechten Possen zu spielen, wenn ich so schnell als möglich lief. Mancher

Bregenzerwälder will aus Furcht vor dem großen Waſſer auf kein Schiff. Dieſe Furcht kannte ich nicht. Wenn ein Schiff mit mir unterginge, was wäre daran gelegen? Ich ſtand ſtill und ſuchte mir's auszumalen, bis ich das Ziſchen und Toſen zu hören meinte. Es ließe ſich wohl herrlich ruhen da drunten in der ſtillen blauen Tiefe. Meine Landsleute — ich hörte ſie ſchon — hätten dann geſagt: „Da hat er's nun! Immer wollte er weiter als andre — nun tröſt' ihn Gott und gebe dem Ruheloſen die ewige Ruhe! Es iſt ihm leicht wohler als bei uns und wir können's haben ohne ihn.“ — Ja, ſo hätten ſie geſagt, und mit Recht. Mein Gut wäre von andern ſo geſchickt als durch mich und mit mehr Freude verwaltet worden, und alles Träumen und aller Unfriede hätte ein Ende gehabt für immer. Die Mutter — nun ſie hätte kummerfrei gelebt — vielleicht — und neben mir konnte ſie das nicht Aber warum nicht? War ich denn gar nichts? Zu allem unfähig? Ich konnte ja arbeiten ſo gut als einer, wenn ich meine Kräfte recht zuſammennahm. Hier in der Welt war ich doch auch nichts. Es erfaßte mich ein Heimweh, welches mich nicht mehr ermüden ließ, bis Abends ſpät in Schoppernau unſre Haustür hinter mir ins Schloß fiel.

XVIII.

Das gab ein Reden und Lachen, als ich am folgenden Sonntag das erstemal im halblangen Röcklein mit dem fremden Schnitte zur Kirche ging. Einige meinten, der Hochmutsteufel in mir werde nun über die Berge fliegen wollen, daß er so lange Jochgeierflügel anlege. Andre muteten mir die Absicht zu, noch die einzige gute Hose an Bücher umzutauschen und den Schaden so gut als möglich mit dem langen Rocke zu bedecken. Wäre das nicht, so machte ich sicher eine Mode mit, die weniger, nicht eine, die mehr Tuch brauche als ein gewöhnliches Kleidungsstück. Wie geteilt auch die Meinungen sein mochten, gegen mich waren alle und ließen keinen Zweifel mehr aufkommen, daß ich ein ausgemachter „Bischer" sei. Mich aber vermochte das nicht mehr auch nur im geringsten zu beunruhigen. Ja, es war mir eigentlich lieb, daß sie es recht arg machten und dadurch ihre Kleinlichkeit verrieten und den beschränkten Sinn, der alles verdammte, was nicht nach ihrem Leisten gemodelt war. Wie gut war es, daß diese Leute nie aus der Geruchsweite einer Suppe kamen, welche die Mutter daheim ein bißchen anbrennen ließ. Wo man anders lebte, sprach und sich kleidete als hier — also fast auf der ganzen Welt — hätten sie nur lauter „Bischer" angetroffen. Hu! Da wäre es denn aller Welt schlecht gegangen und es wäre eine große Frage geworden, ob man nicht der Eisenbahn, dem Dampfschiff und allem hätte Halt gebieten müssen, was etwa

meine wackern Landsleute nicht recht begreifen konnten. So spottete ich über die, welche mich lächerlich machten. Mein Röcklein gab mir eine Sicherheit, die nicht frei von Selbstüberhebung, aber mir jetzt doch Wohltat war. Ich machte den Vorsatz, mich nie mehr um das Urteil der Leute, das Geklingel leerer Schellen zu kümmern. Und wollte ich dem in der Folge einmal untreu werden, so brauchte ich nur mein viel getadeltes Röcklein anzulegen und an die Viertelstunde zu denken, wo ich im Lindauer Bahnhofe stand. Ich habe das auch an Werktagen, und immer mit gutem Erfolge getan. Da stand ich denn stich- und hiebfest, niemand vermochte mich mehr in einen Streit zu verwickeln über etwas, das nach meiner Ansicht schon eine Tagreise weit von hier überall eine ausgemachte Sache war.

Bald wußte man nicht mehr viel von mir zu erzählen, weil ich mich nur noch gegen die Oberhauser offen aussprach. Die fremde Kleidung war gleichsam eine Mauer geworden, die mich gänzlich von den Leuten abschloß. Mochte ich nun für stolz gelten, oder was man wollte, ich war herzlich froh, daß ich Ruhe hatte. Was gingen die Leute mich an? Nur die gute Mutter sollte mit mir zufrieden sein. Ich arbeitete nun fleißiger als in der letzten Zeit und meinen Büchern wurden oft nicht einmal mehr die freien Minuten gegönnt. So ging der Rest des Frühlings und der Sommer vorbei. Die Kühe wurden aus den herbstlich gelben Alpen ins Vorsaß zurückgebracht. Hier wäre mir am meisten Zeit zum Lesen geblieben. Aber ich erwähnte schon früher, daß ich im Vorsaß immer ein ganz andrer wurde. Es war, als ob schon etwas in der Luft liege, das einem nie lange ruhig sitzen lasse. Wenn ich noch ein so schönes Werk vor mir hatte, hörte ich abends das frohe Jauchzen der Burschen, die auf die

Nachtſtubat zogen, ſo empfand ich ein ganz eignes Brennen in den Augen; das Buch flog in einen Winkel — ich zur Hütte hinaus auf die Nachtſtubat.

Dieſe pflegte ſich in der Hütte zu verſammeln, welche der Schneider mit ſeinen ledigen Geſchwiſtern bewohnte. Mehrere der Kinder hatten ſich in den letzten Jahren verehelicht. Ein Bruder, namens Kaſpar, lebte ſeit mehreren Jahren als Beamter in Ungarn und ließ nur noch ſelten etwas von ſich hören. Trotzdem wurde beinahe täglich ſeiner gedacht. Nach dem, was ich von ihm hörte, mußte er ein ganzer Menſch ſein. Seine Geſchwiſter fanden mich ihm in manchem ähnlich und kamen mir daher mit einer Freundlichkeit entgegen, wie ich ſie bisher nur in der Familie Oberhauſer erlebt hatte. Den Schneider kannte ich ſeit länger und habe auch ſchon früher ſeiner gedacht. Jetzt aber war mir ſeine jüngſte Schweſter merkwürdig, die ich früher kaum beachtet hatte. Sie wußte nicht nur vom ſtudierten Bruder zu erzählen, ſondern ſie ſchien auch viel von ihm zu haben. Ich verkehrte ſehr gerne mit ihr, obwohl es mir, als ich den Reichtum ihres Gemütes ein wenig ahnen lernte, nicht mehr ſo leicht ging als mit andern Mädchen. Ich empfand ihr gegenüber eine gewiſſe Scheu, die aber nicht ſo mächtig war, als der Wunſch, mich doch auch zuweilen verſtanden zu ſehen.

Nanni, ſo nannte man das Mädchen, war in meinem Alter, eine kleine volle Geſtalt. Der Ausdruck ihres blühenden Geſichtes war ganz eigen und mir doch ſo bekannt, als ob ich Ähnliches auch ſchon einmal in glücklichen Stunden — vielleicht in einem Bild — einem Traum geſehen hätte. Und wie das kam alles an ihr mir ſo bekannt vor, daß ich mich oft beſann, was wir denn ſchon miteinander erlebt hätten. Es fiel mir aber nichts ein, als daß man ſie mir vor fünf Jahren als

die beſte Schülerin der Gemeinde Au gezeigt hatte. Dann traf ſie ein von der Üntſche*) niederſtürzender Stein gefährlich an den Kopf, als ſie die Kühe von der Weide holen wollte und ich ſah, wie ſie blutend heimgetragen wurde. Später hörte ich, daß ſie langſam beſſer werde, aber noch arbeitsunfähig ſei und daher faſt immer in den zurückgelaßnen Büchern ihres ſtudierten Bruders leſe. Jetzt ſah man ihr von allem nichts mehr an. Ich ſage abſichtlich „von allem", denn ſie war ſo friſch und geſund an Leib und Seele, ſo freudig zu jeder Arbeit, ſo ſicher und kräftig in ihrer Rede, wie ich mir ein Mädchen nicht vorſtellen konnte, welches im Bregenzer Walde gelebt und viel Geleſenes verdaut haben ſollte. So ein Weſen hatte ich mir bisher nur blaß und kränklich und unzufrieden zu denken vermocht. Ihr heitres, glockenrein klingendes Lachen ging mir durch mein Innerſtes, und doch kam ich mir neben ihr wie ein Bettler vor, der Gold klingen hört. Das Bild paßt nicht, aber es fehlt mir ein andres, welches beſſer paßte. Ich vermochte mich nicht recht zu erfreuen am Reichtum ihres Gemütes und an der Ganzheit ihres Weſens, in dem ſo viele Vorzüge ſich harmoniſch vereinigten. Oft verſuchte ich, durch ausgelaſſenſte Luſtigkeit den beengenden Druck von mir abzuſchütteln, den ich in ihrer Nähe empfand. Aber ich ermüdete bald von dem Zwang, den das forderte, und ſaß dann wieder ſo ſtill und launig neben dem Mädchen, daß es allen auffiel und ſie mich neckend fragten, wo ich denn wieder einen Kapuziner verſchluckt habe.

Einmal, als ich wieder ſo geneckt wurde, ſagte Nanni zu mir: „Siehſt du, ſo haben ſie es! Wenn du dich zu ihrem Narren hergibſt, biſt du ihnen recht; ſonſt aber

*) = Üntſcherſpitze.

lachen sie dich aus. Ist wohl dieser Beifall wert, daß du so oft das Beste an dir verleugnest?"

Dabei traf mich ihr ernster Blick. Er traf mich tief, tief. —

Ich blieb den ganzen Abend still, wie arg man mich auch auslachen mochte.

Auch an den folgenden Abenden war ich so still und wortkarg, daß der Schneider mich ernstlich tadelte. Man begann zu vermuten, daß mir etwas ganz besonders Schweres auf dem Herzen liege. Zu meiner Erheiterung wurde nun von den Burschen ein abendlicher Spaziergang auf die Nachtstubat in dem eine halbe Stunde entlegnen Vorsaße Salzbach am andern Ufer der Ach verabredet. Mit ging ich, aber es gelang mir schwer, mich zu Reden zu zwingen; so sehr war es mir schon Bedürfnis für sie zu reden. Ich begriff kaum noch, wie ich es ohne das, einzig bei geistlosen Späßen und leerem Gerede, auf unsrer Nachtstubat in Hopfreben solange hatte aushalten können. Jetzt wäre mir das unmöglich gewesen. Ich hatte und wollte nichts mehr von der Nachtstubat als — ein wenig Verkehr mit ihr.

Nie hatte ich die Kühe am Abend so frühzeitig heimgeholt als diesen Herbst. Dann wurde gemolken, die Milch in den Keller gebracht und das Nachtmahl eingenommen, so schnell als das nur möglich war. Kam ich in Nannis Haus, so war das Mädchen in der Regel noch mit der letzten Küchenarbeit des Tages beschäftigt. Ich ging dann in die Stube und wartete ungeduldig, bis sie kam. Sollte ich unterdessen eine Geschichte erzählen, so fiel mir nichts Ordentliches ein, und im Ausnahmefall dünkte es mich so schade, das jetzt zu verschwenden, daß ich lieber schwieg. Schnell gewöhnte ich mich daran, nur an sie zu denken und mit ihr zu reden, während ich den

übrigen etwas zu erzählen schien. Mein Betragen wurde — ohne daß ich mir einen Zwang antat — in kurzer Zeit ruhiger und gemeßner. Jedermann bemerkte an mir eine Veränderung; ihre Ursache wurde um so weniger erraten, weil ich die nächste Nähe des Mädchens beinahe ängstlich mied. Ich tat das nicht etwa nur wegen des Geredes der Leute. Dem Mädchen gegenüber, das mir so — ich weiß kein andres Wort als so — ganz, so eins mit sich selbst und der Welt erschien, begann mich das Gefühl meiner Kleinheit recht zu drücken. Hätte ich mich für verliebt gehalten, so würde ich gegen dieses Gefühl gekämpft haben. Ich bekam aus meinen Büchern die Vorstellung, daß sich nur liebe, was sich ergänze. Dieses Mädchen sah ich so vollkommen, so in sich selbst abgeschlossen, daß ich nicht gewußt hätte, was meine Liebe ihr bieten, wie die sie noch glücklicher machen könnte. Ich mit meiner Unruhe, meinem unbefriedigten Wesen, meiner innern Zerrissenheit, sah mich ihr ferne, ferne. Aber die Strahlen der Sonne tun jedem wohl, wie ferne ihm das herrliche Tagesgestirn auch immer bleiben mag.

Ich ließ sie ganze Abende nicht mehr aus den Augen und sah nun, daß sie von allen, auch von den Rohesten geschätzt und hochgeachtet wurde. Nichts Gemeines schien ihr nahen zu können, ohne sich sofort zu veredeln. Unsre Mundart klang wunderschön, wenn sie etwas sagte. Die Lieder, die sie sang, wurden mir bei der Arbeit der liebste Zeitvertreib, weil ich auch sie beständig singen hörte, wenn sie allein war. Mit ihren Liedern ging alles viel leichter. Sogar meine Stallarbeit verrichtete ich lieber, seit ich hörte, daß sie den Sommer hindurch beim Schneider in ihrem Älpelein die glücklichsten Tage verlebt habe. Der Schneider war dort Senn, sie hütete die Kühe und mußte nebenbei überall helfen.

Schnell und viel zu schnell waren die drei Vorsaßwochen vorüber. Zwar lag mein Haus nicht ganz eine Stunde von dem ihren entfernt, ich fand sicher Ausreden, nach Au zu gehn und — den Schneider zu besuchen; aber ich hatte mich schon so an den täglichen Verkehr mit ihr gewöhnt, daß ich gar nicht wußte, wie ich von jetzt an die Abende und die Wochen herumbringen sollte.

Es hatte mir immer wohler getan, ihr klangvolles Lachen zu hören, aus dem der ganze Reichtum ihres Gemütes herausjubelte; aber am letzten Abend unsers Beisammenseins machte es mich doch noch glücklicher, daß ich auch sie ein bißchen traurig zu sehen meinte.

Vierundzwanzig Stunden später saß ich beim Kerzenlichte daheim in meiner Kammer. In das Tagebuch, welches vor mir auf dem Troge lag, den ich als Schreibtisch zu benutzen pflegte, hatte ich nichts als folgende drei Fragen gebracht:

Woher komme ich?

Wo bin ich?

Und was nun?

Ich sann lange und gab mir endlich folgende Antworten:

Du kommst von Hopfreben, aus der Sommerfrische der vielgeplagten Bauern, wo es jedem, auch dir, vergönnt war, frei aufzuatmen, mit Torheiten den Riß zu überbrücken, der dich sonst von andern trennte und mit deinen ärgsten Gegnern sogar recht närrisch lustig auf dieser Brücke herumzutanzen. Erst am letzten Tage, wenn die schlechten Hütten wieder verlassen waren und jeder zu seiner strengen Berufsarbeit, ich zu meinen Büchern, zurückeilte, wurde der Riß wieder größer und verschlang unsre Brücke. Aber alle waren zu beschäftigt, zu sehr wieder in Anspruch genommen von ihren eignen An-

gelegenheiten, um es nur noch zu bemerken. Sogar ich, der nun wieder einsam stand, war meistens froh, nun wieder ganz auf meine Weise leben zu können. Hundert liebe Erinnerungen grüßten mich im Hause meines Vaters. Ich freute mich der wohnlichern Zimmer, die in der schlechten Vorsaßhütte fehlten, und ich war so gewohnt, ihre Wände als Mauern zwischen mir und andern zu denken, daß es mir nie mehr einfiel, den gähnenden Riß überspringen zu wollen. Wer bleibt auch unter Gleichen der Gleiche in Kirche und Wirtshaus? Und stehen sich Dorf und Vorsaß nicht in ähnlicher Weise gegenüber? Warum also traurig werden, daß es wieder ist, wie es hier sein muß? Denke daran, daß du wieder im Dorfe bist, wo es dir nie gut anschlug, wenn du über den Riß wolltest, vor dem du einsam stehst! —

Aber wenn sich hier etwas finden ließe, um eine Brücke zu bauen? —

Dort drüben, unter denen, die mir nicht lieb sind, höre ich ein Lachen, dessen froher Klang mehr innern Frieden verrät und gibt, als meiner Einsamkeit jemals wurde.

Und sie, die ich höre, ist kein gedankenloses Ding. Es ist das Mädchen mit dem bekannten Gesicht und dem tiefen Blick, der mir durch Leib und Seele ging. Wo sie das Köpfchen mit den goldnen Zöpfen so fröhlich aufrichten kann, da muß es sich doch auch vergnüglich leben und auf menschliche Weise froh werden lassen. Nie und nimmer hätte ich so ein Wesen unter dem großen Haufen gesucht. Wo sie war, muß noch mehr, muß viel Gutes sein. Bei Gott, ich wollte, daß ich bei ihr wäre!

Die Sätze, welche vor diesen in meinem Tagebuche standen, hatte ich noch an meine Marianne gerichtet, jetzt dachte ich nicht mehr an sie. Erst beim Überlesen des heute Geschriebnen fiel mir ein, daß sie nun eine andre Gestalt vor meine Seele rufen, und ich beschloß, nächstens ein frisches Heft zum Beschreiben herzunehmen, obwohl dieses noch ziemlich viel leeren Platz hatte.

Gewiß kam heute keiner der Vielen, welche in letzter Zeit einen großen Teil der Nächte fröhlichem Vorsaßleben opferten, so spät wie ich ins Bett. Dennoch stand ich am andern Morgen auf, bevor die Mutter mich weckte. Sonst ging mir das schwer. Ich hatte schon den guten Rat bekommen, den armen Seelen im Fegefeuer jeden Abend ein paar Vaterunser zu beten, dann würden diese mich immer wecken zur gehörigen Zeit. Ich aber glaubte nicht recht daran, und es wirkte viel mehr, als ich einmal hörte, daß Nanni jeden Morgen um fünf Uhr aufstehe und in die Küche eile, wie spät sie auch zu Bette gekommen sei. Seit damals ärgerte mich's ordentlich, wenn ich einmal nicht auch ungeweckt in der nämlichen Stunde mit ihr an die Arbeit kam. Während des Melkens und „Stallens"*) sang ich ihre Lieder, vom einsamen Haus auf der Alm und dem wunderschönen Mädchen, welches mit tränennassen Augen an der Quelle saß. Es war mir dabei, als ob ich mich in Nannis Gesellschaft befinde, und alles ging unvergleichlich besser vonstatten als sonst. Ich war überhaupt zu allem viel aufgelegter, seit ich auch sie sich so freudig ihrem Berufe hingegeben sah. Sollte mir etwas zu klein oder zu mühevoll sein, während sie sich auch im Kleinen groß und im Großen bescheiden zeigte?

Bald waren zwei Wochen vorüber, viel eher, als ich's

*) Stall reinigen, ausmisten.

am letzten Abend in Hopfreben für möglich gehalten hätte. Nur noch zwei Tage, dann kam ein Sonntag, und zwar einer, auf den ich ſchon meine Ausrede zu einem Sprünglein nach Au geſucht hatte. Dieſe zwei Tage waren freilich faſt ſo lang, als vorher die zwei Wochen. Endlich aber hatte ich ſie doch überſtanden.

Das Dorf Au, das größte und bedeutendſte in der Gegend, beſteht nur aus kleinen Weilern, die mit ihren Häuſerreihen an beiden Ufern der Ach liegen. Sanfte Hügel ziehen ſich von denſelben bis an die Füße der Fluoh, des Didamskopfes, des Geislitterſpitzes und der Kanisfluh, die im Weſten das Tal abzuſchließen ſcheint. Von den Weilern hat jeder ſeinen Namen und, wenn man dem Volksmund glauben darf, auch ſeine Eigenheiten. Im Argenzipfel wohnte Kraft, in Argenau das Geld, in Rehmen der Mut und in Schrecken die Heiterkeit. In Schrecken, dem ſonnigen Dörfchen, hart neben der Fluoh, ſtand Nannis Haus. Ihr Bruder Jakob, der nebenbei auch Zimmermann war, hatte früher, als der Vater noch lebte und bauerte, gar manches daran verbeſſert. Die Stubenwand war mit ſchön abgerundeten Schindeln gepanzert und der Stall weiter gemacht, wie es der wachſende Wohlſtand der fleißigen Leute forderte. Vor dem Hauſe, hart an der Straße, war ein kleines Gärtchen. Es ſtand ſo wohl gepflegt da, wie man es hier herum ſelten findet. Was von Blumen in dieſer Gegend mit aller Sorgfalt zum Wachſen und Blühen zu bringen iſt, ſtand ſo herrlich da, wie wenn der längſt vertriebne Frühling ſich hier ein Denkmal errichtet hätte. Gewiß war es Nanni, die dieſes Fleckchen Erde ſo gut gegen die Macht des Herbſtes zu ſchützen wußte. Große Stangroſen und weiße „Italiener“ winkten mir entgegen, als ich auf das Haus zu ging. Ich ſtand lange neben dem Gärtchen, und wenn der Wind die

Blätter zu ſchütteln begann, daß ihr lieblicher Duft mich durchſchauerte, dann war mir's, als ob ich ſchon das liebe Mädchen lachen und ſingen hörte.

Endlich kam der Schneider aus der Stube und rief mich in den Schopf, wo ich von ihm und ſeiner Schweſter aufs freundlichſte gegrüßt wurde. Nur Nanni war noch nicht da. Ihre freundliche Mutter, eine lebhafte Greiſin von achtundſechzig Jahren, ſagte mir: das Mädchen ſitze an Sonntagen immer in einem Winkel und leſe, ſooft ihm ein freier Augenblick werde und es auch nichts im Garten zu tun gebe.

„Hat ſie den ſo gut gepflegt?“ fragte ich.

„Verſteht ſich“, antwortete das Mütterchen mit einer friſchen Freudigkeit, die mir wohltat. „Sie iſt ihr Lebtag eine ganz eigne Blumenfreundin geweſen. Sie hat auch eine recht glückliche Hand, unter der alles aufkommt und ſchön wird. Als ſie vor Jahren beim Heimtreiben der Kühe ein Stein getroffen hat — gerade an den Kopf hin — da iſt es dem Doktor zuerſt faſt ein Unmögliches geweſen, etwas für ſie zu tun. Auch mein Zureden half nichts. Von dem fremden Mann wollte ſie ſich nicht anrühren laſſen. Als er ihr dann aber auf meinen Rat hin ſchöne und ſeltne Blumen mitbrachte, ja da war er der rechte Mann und wurde täglich erwartet und konnte die Wunde unterſuchen und daran machen, was er wollte. Auch jetzt noch kann ſie alles für ihre Maien*) und mitten in aller dringenden Arbeit weiß ſie noch eine Viertelſtunde für die Pflege ihres Gärtchens zu gewinnen oder ſie tut's in der Zeit der Ruhe, wie karg ihr die auch zugemeſſen iſt.“

„Ja,“ bemerkte eine von Nannis haushälteriſchen Schweſtern, „ſie iſt geradezu unermüdet für ihre Liebhaberei.

*) = Blumenſträuße, überhaupt Blumen; (auch ſchweizeriſch).

Wenn das nur mehr nutzte, es iſt ſchad um ſo viele Arbeit. Denke nur: im Sommer kam ſie an Sonntagen bis aus unſerm Älpelein, mehr als eine Stunde weit herab, einzig um zu ihrem Garten zu ſehen."

„Oder vielleicht doch eher, um in die Kirche zu gehen und zu beten," meinte ihr Bruder Jakob, der unterdeſſen auch zu uns in den Schopf gekommen war.

„Nein," erwiderte die Schweſter mit Entſchiedenheit, „ich kenne ſie zu gut, um ſo etwas zu glauben. Sie ſagt ja manches Mal ſelbſt: ihr ſei gar nirgends auf der Welt ſo andächtig zumute, als wenn ſie im grünen Walde ſitze. Da wölbe ſich hart drüber der blaue Himmel, man ſei wie in einer Kirche und der Geſang der Vögel und das Rauſchen der Blätter gebe viel zu denken und manche erhebende Empfindung. Ja, ſogar die Stille im Wald predige einem beſſer, als Menſchen es könnten. So redet Nanni. Sie hat ſogar behauptet, daß es für ſie droben auf dem ſtillen Älpelein in jeder Woche ſieben Sonntage gebe, drum weiß ich ganz gewiß, daß die nur des Gartens wegen zuweilen ſtatt des Pfiſters heruntergekommen iſt."

„Hätteſt aber nicht auch du ihr den Garten verſorgen mögen?" fragte ich unwillkürlich.

„Ich bin nicht ſo Liebhaberin," ſagte die Schweſter. „Wenn er auch irgend etwas nutzte! Aber mit den Blumen iſt's im Herbſt wieder aus. Ich möchte mich nicht ſo plagen, bloß um dieſes quälende Bild der Vergänglichkeit immer vor mir zu haben."

„Wenn ich im Sommer auch als Schneider daheim wäre, ſo tät ich's nicht anders, als daß Feldfrüchte gepflanzt würden. Ich wollte doch lieber Kraut, Salat und Rüben."

„Auch ich," ſtimmte Jakob dem Schneider bei, „möchte Grund und Boden beſſer benutzt ſehen."

Mir hatten die letzten Aussprüche doppelt weh getan, weil ich unterdessen Nannis liebliche Gestalt unter der Haustüre erscheinen sah. Sie grüßte mich mit einem freundlichen Blick.

Ich hatte mich schon mit einer geharnischten Rede gegen die übergroße Sparsamkeit gerüstet, wie sie des Menschen unwert sei und gleich einem Wurm an jeder schönen Freude nage, bis selbst der kräftigste Stamm, der tüchtigste Mensch, in den Staub sinke. Aber Nanni sah zu heiter drein, als daß ich mit meinem etwas bittern Vortrag hatte beginnen können. Ich kam aus dem Staunen hierüber nicht heraus und schwieg daher, bis sie mit wahrhaft bewunderungswerter Ruhe sagte: „Da scheint es über meinen Garten herzugehn. Ihr solltet doch nicht ärger sein als die Ziegen, gegen die ich ihn auch immer verteidigen muß, seit man von Hopfreben zurück ist und alles Vieh ungehindert herumlaufen läßt."

Und nun durch den Schopf hinausgehend und sich vor ihr liebes Gärtlein stellend, fuhr sie fort: „Ist es nicht schön? Und so klein! Kaum für eine Woche würde einer hungrigen Ziege da genug Heu wachsen. Also sieben Tage kaum könnte eine Ziege sich an dem Platze freuen, ich aber freue mich das ganze Jahr daran. Ist das nicht auch etwas? Im nächsten Jahr will ich die Einteilung so machen, daß auch noch Kraut und Rüben gesetzt werden können. Dann müßt ihr mir aber dieses kleine Flecklein Erde überlassen — nicht wahr?"

„Ja wohl," antworteten die im Schopf. Ich aber sagte: „Es ist doch ein Elend auf der Welt, daß man sich alles so mühevoll erwerben muß."

„Und mich," sagte Nanni, „dünkt gerade das schön, daß man sich etwas erwerben kann, und daß selten leer ausgeht, wer sich nur ein wenig rühren und regen mag."

Noch keine Predigt hatte auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht, wie das, was ich hier ſoeben ſah und hörte.

Auf dieſe Art ließ ſich allerdings fröhlich leben und mit allem gut auskommen. Und doch war es nur die einfachſte, die natürlichſte Art.

Der Schneider bemerkte jetzt, man müſſe der Nanni dieſe Freude von Herzen gönnen, ſie verlange ſonſt ſelten etwas und entbehre leicht, was jetzt faſt alle Mädchen wollten, wenn ſie auch nicht gerade hoffärtig ſeien. Manche meine, ſie müſſe auf jeder Hochzeit, bei jeder Tanzgelegenheit ſein. Nanni tanze wohl auch gerne, trotzdem ſei daheim ihr die Weile nie lang, und wenn einmal alles im Hauſe der Luſtbarkeit nachlaufe und nur ſie bei der Mutter bleibe, ſo ſetze ſie ſich fröhlich hin und ſchreibe ein Gedicht.

„Wie, ſie ſchreibt auch Gedichte?“ fragte ich freudig überraſcht.

„Ja und was für!“ antwortete der Schneider. Auch die andern lobten begeiſtert ihre ſchönen Verſe. Nanni aber ſprach: „Glaub ihrem Lobe nicht! Die Sache iſt ſo: Ich drückte ſo gern in Verſen meine Gedanken und Gefühle aus, daß noch alle mißlungnen Verſuche mich nicht haben abſchrecken können.“

Ich konnte mir nichts ganz Mißlungnes von ihr denken, wenn ich auch gerne glaubte, daß ſie ſich unmöglich genug tun könne. Jetzt hätte ich ſo gerne eine ihrer Arbeiten geſehen, daß ich mehrmals darum bat, wiewohl ich ihre Verlegenheit bemerkte. Sie ſtand unſchlüſſig, bis der Schneider den Schreibkalender holte und die den Monaten beigehefteten grauen Blätter überblickte. Auf den meiſten hatte Jakobs kräftige Hand etwas für die Bauerſchaft Wichtiges eingetragen. Nur neben dem Monat Mai fand ſich unter dem Preisverzeichnis der damals ge-

kauften Kühe, von leichter Hand zierlich hingeworfen, folgendes Gedicht:

Der Frühling.

O liebe, liebe Frühlingszeit,
Kehrst wieder du zurück
Und gönnest uns, die lang verschneit,
Den holden Gnadenblick.

Von deines Mundes warmem Hauch
Belebt sich Berg und Tal,
Es schmilzt der Schnee in Bergen auch,
Auftaut der Schöpfungssaal.

Es plätschern von der Felsen Höhn
Schneebächlein auf die Flur,
In ihrem Spiegel ist zu sehn
Dein schönstes Bild, Natur.

Da breitet sich in Tal und Schlucht
Der grüne Teppich aus:
Und jedes Tier und Tierlein sucht
Im Freien seinen Schmaus.

Es jubelt froh ein Vogelschwarm
Fast hinter jedem Strauch;
Mein Lied ist einfach nur und arm,
Doch fröhlich bin ich auch.

Anna Katharina Moosbrugger,
genannt Nanni.

Ich kann nicht sagen, wie mir diese reine Freude an den Schönheiten der Natur wohltat, die sich hier so sicher und ohne Reflexion aussprach. Mir wäre es ganz unmöglich gewesen, so zu schreiben, gerade so unmöglich, als vorhin mit diesem liebevollen Humor um das Plätzlein vor der Stubenwand zu bitten. Lange saß ich schweigend und sah bald das kleine und doch so große Mädchen an, bald seine zierlichen Buchstaben im Kalender.

Ihr mochte dieſes Schweigen peinlich werden. Sie ſagte endlich: „Gelt, wie kann man doch kindiſche Freuden haben? Ich muß ſchon geſtehen, daß ich's eigentlich nur für mich ſelber ſchrieb und niemand ſehen zu laſſen wünſchte. Beſonders dir nicht.“

„Warum nicht?“

„Ich habe beim Schreiben bloß dem Gefühle gefolgt und mich nicht lange mit dem Zählen der Silben abgegeben. Ein Kritiker kann an meiner Arbeit keine Freude haben.“

Ich antwortete: „Im ganzen haſt du leider nur zu recht, wenn du mich für einen müßigen, verbißnen Kritiker halteſt, das habe ich noch nie ſo lebhaft empfunden als jetzt, aber diesmal will ich nicht kritiſieren, ſondern genießen.“

„Das iſt freilich das angenehmſte,“ meinte das Mädchen, indem es ſich ſetzte. „Ich habe einmal eine Naturlehre gefunden unter den Büchern meines Bruders Kaſpar und habe dann eine Weile darin geleſen. Aber nicht lang. Denn es tat mir ordentlich weh, da alles ſo trennen und zerfaſern zu ſehen. Nachher aber ließ es mich doch nicht mehr ruhen, und ich las wieder und wieder, bis ich, wie Humboldt ſo ſchön ſagt, auch in der Vielheit wieder die Einheit ſah.“

Ich könnte noch lange erzählen, wenn ich alles anführen wollte, wodurch ſie mich in Erſtaunen ſetzte, bis ſie uns verließ. Dies geſchah, ſobald der Bruder Jakob, der uns verlaſſen hatte, mit ſeinen ſechs Kühen von der Wieſe heimkam. Der Schneider hatte die Sonntagskleider noch nicht abgelegt, daher wollte Nanni für ihn die Tiere in den Stall und jedes an ſeinen Platz bringen helfen.

Erſt jetzt hatte ich Zeit, mich auch ein wenig in der Stube umzuſehen. Die getäfelten Wände ſchmückten einige

Holzschnitte und das Bild des abwesenden Bruders. Auf dem Sims am Fenster lag noch das Buch, in welchem Nanni gelesen hatte. Sie konnte also nicht einmal in ein eignes Winkelchen gehen, wenn sie lesen wollte. Nichts auf der Welt gehörte ihr, als das Gärtchen, und doch hatte sie mehr Freuden als mancher, der seinen Besitz kaum zu übersehen vermag.

Den Schneider fand ich ganz anders als im Vorsaß. Auch auf ihn mußte die Dorfluft einigen Einfluß haben. Er war nicht aufgelegt zu Scherz und Possen, sondern redete fast nur von der Arbeit der kommenden Woche oder dem Viehhandel. Dafür aber hatte ich jetzt durchaus keinen Sinn. Ich machte mich daher auf den Heimweg, sobald ich merkte, daß Nanni, schon mit dem Anrichten des Abendessens beschäftigt, nicht sobald wieder in die Stube kommen werde.

„Komm bald wieder!“ rief mir des Mädchens klangvolle Stimme nach. Jeder Gehende pflegt hier mit diesen Worten entlassen zu werden, heute aber taten sie mir so wohl, daß ich sie für weit mehr als für eine Form nahm.

XIX.

Wenn ich mir bisher zu manchem unfähig, in vielen Stücken ein Sonderling erſchien, ſo pflegte ich mich mit dem Gedanken zu tröſten, ich beſitze dafür andre Fähigkeiten, welche die hierzulande geſchätzten und geſuchten weit überwögen. Ich ſei nur nicht an meinem Platz auf der Welt und habe daher nichts zu verantworten, wenn ich mich auch nicht zur allgemeinen Befriedigung bewege. Ja, es gab Stunden und Tage, wo die Betrachtung meiner Unfähigkeit zu ſo vielem mir ein Gefühl gab, das ich beinahe Schadenfreude nennen möchte. Davon aber ward ich durch den eben erzählten Beſuch für immer geheilt. Ich begann mich vor dem herrlichen Mädchen und vor mir ſelber zu ſchämen. Was war denn meine Bildung? Nicht nur andern, auch mir ſelber eine Laſt und doch alles, was ich hatte. Nanni dagegen hatte durch Leſen ihr Geiſtesleben bereichert, ohne daß ſie ſich darum dem Alltäglichen abwandte.

Auch das Feindliche verſtand ſie heiter und in liebevoller Weiſe zu überwinden, während ich mich allem feindlich gegenüberſtellte, was nicht gerade nach meinem Leiſten geſchnitten war. Das mußte anders werden oder ich war wirklich ein „Biſcher"!

Es ward auch wirklich anders, aber nicht ſo ſchnell, als ich wollte. Ich fand den Gedanken, ich ſei nicht auf meinem Platze, ſchon viel tiefer in meine beſte Kraft eingefreſſen, als ich es je geahnt hatte. Zu ſeiner Bekämp-

ſung brauchte es alle Verehrung des Mädchens, deſſen fröhliches Walten in Haus und Stall meiner eignen Berufsarbeit eine höhere Weihe gab. Ich könnte hundert Beiſpiele erzählen, wie ich alles mit den Augen Nannis anzuſehen, mit ihren Worten zu beurteilen ſuchte, und mir darin ordentlich Mühe gab, aber man könnte leicht glauben, ich habe nur irgendeinen recht verliebten Roman abgeſchrieben. Die Furcht, daß man über mich lachen würde, wenn man mich auf ihre Art raſch den Kopf aufrichten ſähe, um einen unangenehmen Gedanken gleichſam abzuſchütteln, habe ich nicht, denn mir ſcheint das Nachahmen eines geliebten Weſens ganz natürlich. Als Kind ſchon — und Verliebte werden auch wieder wie Kinder — ahmen wir das Tun derjenigen nach, die wir lieben. Wir behalten für die Beſchäftigung der Ältern immer eine gewiſſe Vorliebe, wie beſchwerlich dieſelbe auch ſein mag. Der Schüler will den Lehrer ſpielen, der Lehrling ſtoliert mit den Eigen[illegible]ten ſeines Meiſters, und immer bleiben wir mehr oder minder die Nachahmer derjenigen, die uns gefallen. Warum ſollte der Verliebte hiervon eine Ausnahme machen, während doch ein teilweiſes Aufgeben der eignen Perſönlichkeit ſchon im Weſen der Liebe liegt? Aber auch ſchon der Wunſch, ſich ſelbſt zu gefallen, macht den Liebenden unbewußt zum Nachahmer, und es tut ihm wohl, ſich etwa durch die Lieblingsreden des geliebten Weſens dasſelbe immer gegenwärtig zu halten.

Ich übte das Nachahmen Nannis und das Hineinleben in ihre Denkungsart ganz bewußt und hielt mich dennoch, oder vielleicht ebendarum, durchaus nicht für verliebt. Ich arbeitete ja nur an meiner Selbſterziehung. Wie konnte ich verliebt ſein, da ich mich nicht einmal nach dem Tage ſehnte, an dem man wieder, und zum dritten, letzten Mal im Jahre, nach Hopfreben zog, um

das Heu zu füttern, welches man dort im Sommer gewann. Wäre Nanni meine Geliebte gewesen, so hätte ich diesen Tag wohl kaum erwarten können und die Tage vor diesem wären mir ganz leer gewesen. Sie war aber nur meine Lehrerin und ich der Schüler, der seine Aufgabe, sich mit seiner Umgebung eins zu machen wie sie, noch lange nicht fertig hatte.

Wie freute mich's, wenn es mir gelang, in ihrer liebevollen gewinnenden Weise mit den Leuten zu verkehren. Selbst was ich schrieb, mußte die heitern Farben ihres Frühlingsgedichtes haben, während früher durch alle meine Arbeiten hindurch der Riß ging, den ich auch auf meinem Lebenswege immer mir entgegengähnen sah.

Gewiß — ich wage die gegebene Vergleichung nochmals festzuhalten — gewiß lebte kein Schüler noch der Zeit seiner Prüfung mit mehr Sorge entgegen, bereitete sich fleißiger darauf vor als ich. Nicht ohne geheime Angst sah ich die Dorfwiesen gelb und kahl werden, so daß die Kühe kaum noch ihr Futter fanden. Der November kam und es fiel der erste Schnee. Ich und die Mutter packten unsre Kleider und die nötigsten Lebensmittel zusammen und begannen das Haus zu schließen. In meinem Altarkämmerlein machte ich die Fensterläden zu. Dann betete ich noch geschwind ein Vaterunser, um mich auf den mir so wichtigen Gang vorzubereiten. Wie war es wohl in etwa vier Wochen, wenn wan wieder heimzog? Diese Frage beschäftigte mich auch noch, während ich meinen vier Kühen durchs engste Achtal hinein voranging.

Nannis Hütte im Vorsaß stand schon offen. Aber wer war wohl darinnen? Diese Frage begann mich nun zu beschäftigen. Unter diesem Dache waren fast nur Stallungen. Alle ihre Geschwister pflegten sich nach dem Beginne des Winters nie mehr hier aufzuhalten, da es

den Brüdern an aller Beſchäftigung, den Schweſtern an einem ordentlichen Zimmer und an einer ordentlichen Schlafſtelle gefehlt hätte. Vielleicht kam Nanni gar nicht herein. Das begann mich ſo zu beunruhigen, daß ich nun merkte, wie ſehr ich mich doch nach dem Umgange mit ihr geſehnt hatte. Ich richtete raſch den Kopf auf, wie ſie es zu tun pflegte, wenn ſie einen unangenehmen Gedanken von ſich gleichſam abzuſchütteln ſchien, ich begann ein Liedchen zu ſummen, aber diesmal waren alle Mittel umſonſt und ich kam traurig in meine Hütte.

Hätte ich nun dort in irgendeiner Krippe des kalten Stalles oder in der engen Wohnſtube das Wertvollſte, einen Schatz gefunden, ſo groß als nur einer in den wunderbaren Erzählungen meines unvergeßlichen Alten, ich wäre dadurch nicht ſo glücklich geworden, als da ich Nanni mit zwei großen Eimern zum Brunnen gehen ſah und ein luſtiges Liedchen ſingen hörte.

Am Abend ging die Mutter ungewöhnlich früh in ihr enges Schlafkämmerlein, das einzige Zimmer, welches die Hütte außer der Stube hatte. In dieſer war es noch nicht recht warm, wie ſtark man auch eingeheizt hatte. So ein Ofen mit ſeinen dicken Mauern aus Sandſtein (und Kachelöfen ſind ſogar in den Dörfern ſelten) braucht mehrere Stunden, bis er ordentlich wärmt. Ich hatte nicht Luſt, ſo halb erfroren ins kalte Heu zu gehen, und eilte in Nannis Hütte, um dort erſt ordentlich zu erwarmen.

Ich fand auch andre Burſchen dort, welche mit Nannis Bruder Jakob bei den Karten ſaßen. Mädchen waren außer dem von mir geſuchten keine da und ich hörte, daß auch keine kommen werden und wir die ganze Zeit allein Nachtſtubat würden halten müſſen

Ich ſetzte mich zu Nanni, die nicht ſpielte, und bei dem Lichte, welches ob dem Tiſche hing, auch keinen Platz

mehr zum Sticken hatte. Die Burſchen ſpielten ziemlich teuer und waren dabei ſo verhitzt*), daß ſie auf unſer Geplauder im untern Ofenwinkel gar nicht achteten.

Und in dieſem Winkel, hart neben der ſchweren Stubentür auf der ſchmalen Bank, die ſich um den warmen Steinhaufen herumzog, habe ich die ſchönſten und glücklichſten Stunden verlebt.

Ich könnte ſtundenlang erzählen, was wir plauderten, denn alles, was ſie ſagte, hat ſich meinem Gedächtniſſe tief eingeprägt und iſt mir recht ein liebes, innres Eigentum geworden. Von unſern Lieblingsdichtern, denen wir manche Stunde ſchenkten, kamen wir darauf, daß es auch geiſtige Verwandſchaften gebe, wie Wieland in ſeinen Sympathien ſo ſchön ſagte. Nanni geſtand mir, daß ſie ſich mir viel verwandter fühle als vielen, denen ſie in der Kirche eine Kerze brennen müßte, wenn ſie ſtürben**). Wir kamen dazu, uns Bruder und Schweſter zu nennen, und wir waren auch ſo offen gegeneinander, wie es Geſchwiſter nur ſelten zu ſein pflegen. Dabei erfuhr ich, daß auch Nanni ſich ihre Heiterkeit, ihr Sicheinsfühlen mit der Umgebung nur durch ſchwere, blutſaure Gedankenarbeit gewonnen hatte. Sie zeigte mir einmal Goethes Sprüche und ſagte, ihr ſcheine, dieſem Dichter ſei zuweilen geweſen wie den ſogenannten Weltſchmerzlern. Er habe aber gleich wieder einen großen Gedanken gefunden, an dem er ſich aufzurichten vermocht habe. Ihr ſeien Goethes Sprüche zum Brevier geworden. Auf ſeine Weiſe ſei es ihr gelungen, das Berechtigte fremder, den ihren entgegengeſetzten Anſchauungen zu ertragen oder auf ſie einzuwirken. Ich klagte, daß mir das immer ſo ſchwer werde;

*) In heißen Eifer geraten.
**) Alſo leiblichen Verwandten.

das Mädchen aber tröſtete mich, indem es leuchtenden Auges ſagte: „Du brauchſt dich nicht in alles zu finden. Du haſt die Kraft in dir, den Kampf mit dem Schlechten und Gemeinen aufzunehmen; ich nur die Fähigkeit, alles zu ertragen. Du kannſt andern etwas werden, ich verbrauche meine Kraft, mir ſelbſt erträglich zu bleiben.“

Mir tat dieſes Lob recht in der Seele wohl, wenn ich es auch für nichts andres nahm als eine Andeutung deſſen, was ich nach ihrer Anſicht könnte und ſollte. Das aber fühlte ich, daß Nanni den Kern meines Weſens richtig erfaßt hatte, und ich ging mit tauſend guten Vorſätzen von ihr heim.

Ein andres Mal erzählte ſie mir von ihrem Vater. Sein Leben war auch ein kampfreiches geweſen, voll Mühe und Entbehrung. Mit hundert Gulden Vermögen hatte er eine luſtige Bizauerin geheiratet. Fünfzig Gulden gingen darauf für hochzeitliche Kleider und für die Geſchenke an die Verwandten. Für die andern fünfzig Gulden hatte er eine Kuh auf das kleine, überſchuldete Anweſen gekauft, welche man aber am Morgen nach der Hochzeit tot im kalten Stalle fand. Nun ſahen die jungen Eheleute ſich gänzlich auf die eigne Kraft angewieſen. Das erfüllte den Vater mit einer Art von Trotz gegen ſein Schickſal. Er pachtete ein größres Anweſen, konnte aber dabei keine andre Bürgſchaft ſtellen, als ſeinen guten Ruf. Das Beiſpiel des Erſten, der ihm Vertrauen ſchenkte, wirkte bald auch auf andre, ſo daß er Kredit hatte, ſoviel er brauchte. Er mietete nun bald da, bald dort etwas, das ſonſt niemand mochte, und zog ſo mit der jährlich wachſenden Familie von einem Orte zum andern. Von ſeinen vierzehn Kindern kam faſt jedes an einem andern Orte zur Welt. Fünf davon ſtarben, die andern aber mußten dem Vater helfen oder bei Fremden dienen, ſobald ſie ſich ſelber ankleiden

konnten. Fleißige Arbeit auf fremdem Grund und Boden machte nach und nach den Pächter zum Grundbesitzer, zum Bauern. Er begann so nebenbei einen kleinen Viehhandel und war dabei um so kühner, weil er im Grunde nicht viel verlieren konnte. Jahrelang kämpfte er den Verzweiflungskampf um seine Existenz, aber ruhig und sicher. Er war strenge gegen sich selbst, aber nie hart gegen andre. Die Zahl der Kinder konnte ihm nicht zu groß werden, denn er sagte, er wüßte sich nichts Besseres zu ersparen als sie.

Und die wackern Kinder wurden wirklich der Trost und die Freude seines Alters. Schade, daß er sie nicht länger zusammenwirken und ihren Wohlstand wachsen sah. Alle bauten fleißig weiter, wo er und die Mutter aufhörten. Die Liebe zu der letztern und das Gedächtnis des seligen Vaters und sein Beispiel, dem jedes der Kinder folgen wollte, verband sich aufs innigste und war die Wurzel ihrer Kraft. Nanni versicherte mich, ihre eingebildeten Leiden seien ihr immer lächerlich geworden, wenn sie daran gedacht habe, wieviel der Vater durchmachen mußte und was die Mutter auszustehen gehabt habe; sie hätte es nicht übers Herz gebracht, sich dessen unwert zu zeigen, und habe alles überwunden in ihr und um sie, was sie hindern wollte, ein rechtes Bauernmädchen zu werden, dessen man sich nicht zu schämen habe.

Sie sagte auch, daß sie den Kaspar ordentlich beneidet, weil dieser, von einem geistlichen Vetter unterstützt, zum Studieren kam. Die schönsten Stunden habe sie immer in seiner Vakanzzeit gehabt. Ihr sei diese Zeit gewesen, was einem Bauernburschen das Vorsaßleben sei. Nach Kaspars Abreise nach Ungarn habe sie viel in sich überwinden müssen, um wieder heiter zu werden. Ja, da hätte sie zuweilen fortziehen mögen und die Reize der

Heimat hätten ſich erſt wieder geoffenbart, als zwei ihrer Schulfreundinnen nach Amerika auswandern wollten. Sie habe gefühlt, daß ſie ſich doch nicht von der ganzen Vergangenheit trennen könnte. Das Abſchiednehmen ſei ihr ſo zu Herzen gegangen, daß ſie darüber einige Verſe gemacht habe, die erſten, aber doch nicht die beſten, da es ihr gar nicht eingefallen ſei, ſich an eine Regel zu halten. Man ſehe ihnen das an, obwohl ſie nachher etwas verbeſſert worden ſeien. Als ich ſie bat, mir dieſelben mitzuteilen, zog ſie ein Blatt aus einem neben ihr liegenden Büchlein und las mir — zum erſten Male — mit ſeltner Lebendigkeit folgendes vor:

Fort von Heimat, Tal und Feldern,
Fort von eures Vaters Haus:
Fort von Hügeln und grünenden Wäldern,
Zieht ihr ins Weite hinaus.

Kaum daß noch der Morgen dämmert
Über heimatlichem Grund,
Euch nun die Kirchenglocke hämmert
Die letzte, ach, die Abſchiedsſtund'.

Dann geht ihr aus dem Dörflein klein,
Wo ſelige Tage verfloſſen,
Wo ihr zuerſt geſpielt im Frei'n,
Die erſten Tränen vergoſſen.

Fort von allen Orten und Stellen,
Wo ihr gelacht, geſcherzt,
Wo Freude euer Herz geſchwellet
Und nichts euch ſo arg geſchmerzt.

Euch iſt ja manch' ſchöne Stunde verſtrichen,
Wenn ihr getanzt und geſungen;
Und jetzt ſind dieſe Zeiten gewichen,
Nun iſt all das verklungen.

Könnt ihr in Frühlings ſchönſter Zeit
Von allem, allem gehen

So viele tauſend Meilen weit
Vielleicht auf Nimmerwiederſehen?

Wagt ihr euch in die Welt hinaus,
In Schickſals ſtarre Hand,
Fort aus dem ſichern Elternhaus,
Wo eure Wiege ſtand?

Fort von eurer Eltern Grabe,
Die groß gezogen euch
Mit ihrem Schweiße, ihrer Habe,
Nun fort von Öſterreich?

Es gebe euch des Schickſals Hand
Recht frohe, ſchöne Tage;
Daß in dem großen Talerland
Euch nie das Heimweh plage!

O lebet wohl auf fremder Au,
Vor Übeln bleibt befreiet;
Die Zukunft euch hold entgegenſchau,
Daß euch der Schritt nicht reuet!

Das Mädchen bat mich nun, ihm die Formfehler nicht etwa nur zu zeigen — denn es finde manchen jetzt ſelbſt — ſondern zu verbeſſern.

Ich antwortete: Der Reiche behauptet das Recht, ſich freier zu bewegen, und er gefällt, wenn er ſich auch nicht um alle althergebrachten Formen kümmert. So iſt's aber auch mit dem Gemütsreichtum. Man würde ſie nur verderben, wenn man ſie beſchneiden wollte.

Mir war das auch heiliger Ernſt. Wenn man das Mädchen ſelbſt leſen hörte, fand man keinen Fehler. Man hatte Angenehmeres zu tun und folgte lieber dem Gange ſeiner Gedanken und Empfindungen, als daß man da lang ängſtlich die Silben abzählte.

Nanni ſagte lieblich errötend, ſie würde mir durchaus nicht glauben, wenn ſie von mir jemals auch nur eine halbe Schmeichelei gehört hätte. Da aber das nicht

der Fall ſei, ſo bekomme ſie Mut, mir auch andre kleine Arbeiten mitzuteilen. —

Ich möchte aber hier am wenigſten ermüden und breche daher ab. Sollte ich meiner Neigung ſchon zuviel nachgegeben haben, ſchon zu breit geworden ſein, ſo möge man daraus ſehen, wie wichtig mir jene Abende waren, die meine Freunde nachher ſcherzweiſe die „Ofenbankabende“ zu nennen pflegten.

Die Spieler machten überhaupt allerlei Bemerkungen über uns, wenn ſie dazu einmal Zeit fanden. Mir aber lag wenig daran, wenn nur Bruder Jakob gegen unſer Zuſammenſein nichts hatte. Ich ſah aber zu meiner Freude, daß er mir herzlich gut war. Er lud mich ein, auch untertags zuweilen zu kommen, damit er an unſrer ſchönen Unterhaltung — die ihm viel beſſer gefalle als das Spielen — doch auch einigen Anteil nehmen könne. Daß ich dieſer Einladung folgte, verſteht ſich wohl von ſelbſt, beſonders da wir uns in ſeiner Gegenwart durchaus keinen Zwang anzutun brauchten. Er war durch die Bücher ſeines ſtudierten Bruders, beſonders in naturwiſſenſchaftlichen Werken, faſt beleſener als ich. Für Herder ſchwärmte er förmlich und verſprach, mir nächſtens deſſen Ideen zur Geſchichte der Menſchheit zu geben, indem er bemerkte, daß der eigentlich noch gar nichts geleſen habe, welcher nicht einmal dieſes herrliche Werk kenne. Früher hätte mich eine ſolche Behauptung beinahe verletzt, jetzt aber bildete ich mir auf meine Beleſenheit ohnehin nicht mehr beſonders viel ein. Meine Bücher hatten mich nur von der Wirklichkeit abgezogen, während dieſe guten Leute ſo ganz mit der Umgebung verwachſen blieben, daß man ſie immer mit Leib und Seele verbauert und nur auf Erwerb und Gewinn bedacht hielt. So eitel aber war ich denn doch nicht, daß dieſe Er-

kenntnis mich nur im geringsten geschmerzt hätte. Es war mir vielmehr ein Trost, zu sehen, daß eine bessere Ausbildung nicht unfähig mache, in meiner Heimat nach der Väter Weise zu leben und zu arbeiten, wenn ich selbst es auch noch nicht so weit gebracht hatte.

Und noch eins war mir erfreulich und ein rechter Trost. Nanni und ihre Geschwister hatten von jung auf gewiß nur vom Sparen und Erwerben gehört. Was in der Schule für sie zu lernen war, konnte ich mir denken, und neben der Schule mußten sie so streng arbeiten, so viel entbehren, daß sie nach allgemeiner Berechnung träge Ruhe und behaglichen Genuß des Erworbnen für das höchste Erdenglück halten mußten. Woher nahmen sie die Spannkraft, nach blutsaurer Arbeit noch freudig dem Fluge unsrer edelsten, kühnsten Geister zu folgen, wenn nicht die Allmacht des Gedankens sie ihnen gab? Ein Student hatte während seiner Vakanzzeit die Kluft auszuebnen vermocht, welche diese an die Sorgen des Bauernlebens Geketteten scheinbar für immer von der Welt abschloß. Er war ihr Priester geworden, der ihnen den Tempel menschlichen Wissens erschloß. Zwar nicht, um sie zu Altardienern darin zu machen, aber doch, daß sie dort nach strengem Tagwerke Erholung und neue Kraft holen konnten. Das vermochte ein einzelner Tüchtiger in wenigen Wochen. Was mußte mir in meinem Dorfe unter meinen Schulfreunden möglich sein, wenn ich der Mann dazu wurde? Und sonst zeugte es nur vom gesunden Sinn des Volkes, wenn es mir wie immer feindlich blieb.

XX.

Die unvergeßlichen Ofenbankabende waren zu Ende. Ich hatte unſer Heu verfüttert, und in wehmütiger Stimmung, aber doch nicht ſo ſchweren Herzens, als man vielleicht nach den vorhergegangenen Schilderungen glauben könnte, zog ich wieder ins Dorf zurück. Ich nahm ſo manche ſchöne Erinnerung, ſo viel von der Geliebten mit, daß ich auch von ihr getrennt doch immer in ihrer Geſellſchaft leben zu können hoffte. Und darum mußte ſich's von nun an recht angenehm lernen und arbeiten laſſen. Vor allem mußten jetzt Bücher, die ganze Klaſſikerausgabe mußte her. Um Geld hierzu erwerben zu können, lernte ich das Schindelmachen und bekam bald ſo viele Aufträge, als ich für die wenige freie Zeit, welche mir die Bauernarbeit ließ, nur wünſchen konnte. Man fand meine Schindeln ſo ordentlich gearbeitet, daß ſie jeder Stubenwand zur Zierde gereichten. Ich gab mir auch Mühe, ſie nicht nur vorn ſchön abzurunden, ſondern auch auf der Seite, wo ſie aneinander ſtoßen ſollten, ſo zu fügen, daß der, welcher ſie anſchlagen ſollte, recht leicht arbeiten konnte, denn es ließ ſich berechnen, daß er ſchließlich über meinen Ruf als Schindelmacher entſcheiden würde.

Abends las ich in meinen Büchern, deren Anzahl ſich nun raſch vermehrte. Schillers Räuber begeiſterten mich, ein Drama zu ſchreiben. Der Held war Seppel, ſein Vater ein von religiöſen Vorurteilen befangner Mann, den ſein blinder Eifer zu allem Schlechten trieb, um den

Sohn zum Guten zu zwingen. Entſtanden war der Gedanke durch den Streit, der indeſſen zwiſchen dem Genannten und ſeinem Vater, dem Weber, entſtanden war. Seppel hatte in der Schweiz über manches ein Urteil gewonnen, welches der Weber für den Ausdruck des verſunkenſten Heidentums hielt. In ihren Briefen begannen die beiden nun über religiöſe Fragen ein hitziges Wortgefecht, welches damit endete, daß der Vater dem Sohne jede weitre Unterſtützung verſagte. Seppel kam, bevor er ausgelernt war, auf die weite Gaſſe. Das war ganz nach dem Willen des Vaters. Dieſer hatte gehört, daß auch mein Schulfreund Hieronymus, der, wie er beim Austritt der Schule ſchon im Sinn hatte, nach Wien zu ſeinem Vetter kam, ſich auf Koſten ſeiner unſterblichen Seele wohl ſein laſſe und es daher trotz ſeiner Geſchicklichkeit nicht weit bringe. Ein andrer von denen, die neben Seppel und mir aufwuchſen, hatte ſtudieren wollen, ward aber ſchon im Gymnaſium verjagt und trieb ſich jetzt elend in der Welt herum. Auch das war dem Weber zu Ohren gekommen, und nun meinte er, man müſſe die Burſchen zum Heimkommen zwingen, weil ſich zeige, daß in der Welt draußen nichts Rechtes aus ihnen werde, während es aus allen, welche daheim geblieben ſeien — den Franzmichel etwa ausgenommen, der mit dem Kopf auch immer draußen ſtecke — ganz ordentliche Leute abgegeben habe.

Seppel kam aber nicht. Er ſchrieb mir, daß er jetzt um keinen Preis mehr heimginge, ſondern lieber das Schlechteſte treibe. Das machte mich beſorgt, und meine Briefe begannen ihm zu predigen, bis er mich in einem Brief auch für ſo dumm als die andern erklärte und mir ſeine Freundſchaft kündete. Der Vater aber glaubte, ich habe den Sohn gegen ihn und die Stiefmutter aufgehetzt, weil er vom Vetter in Bezau erfuhr, wie ſehr ich

anfangs gegen ſeine Heirat mit dem Theresle geweſen war. So machte mir Seppel noch Sorgen und Verlegenheiten bei vielen Dorfbewohnern, obwohl er Tagreiſen weit von mir entfernt lebte. Zuerſt machte mir die Sache ſchlafloſe Nächte. Dann verſuchte ich, was mich quälte, dichteriſch zu geſtalten. Auf dieſe Weiſe hatte ich mich ſchon als Werktagſchüler von manchem Verdruſſe befreit, hatte die Quelle des Unmuts ſo ſtark fließen laſſen, daß ſie gar bald verſiegen mußte und dann klein und lächerlich erſchien, was mir vorher unerträglich geweſen war.

Unglücklicherweiſe wählte ich, wie geſagt, diesmal ſtatt der erzählenden die dramatiſche Form, in der ich mir bald wie in der Kleidung eines Rieſen vorkam. Ich begann daher etwas beſcheidner eine Abhandlung zu ſchreiben über die Frage: Warum kommt der Bregenzerwälder in der Welt draußen ſo leicht auf Abwege? Dieſe Arbeit, die recht gründlich werden ſollte, regte mich zum Beobachten und zu lebhafterm Verkehr mit der Bevölkerung an. Ich verſäumte kein Volksfeſt mitzumachen und, wenn es anderwärts nichts zu ſehen gab, ſetzte ich mich ohne Bedenken in irgendeinem Wirtshauſe zu den Schnäpslern an den ſchlechteſten Tiſch. Auf dieſe Weiſe lernte ich oft die talentvollſten Leute kennen. Erkundigte ich mich nach ihren Vergangenheiten, ſo erfuhr ich immer ſo ziemlich das nämliche. Sie waren Söhne wohlhabender Eltern geweſen oder hatten durch ihre Geſchicklichkeit ungewöhnlich viel verdient. Nun aber gab ihnen ihr Talent und das, was ſie hatten oder leicht erwarben, eine Sicherheit, die ſich wenig um hergebrachte Formen oder alte Sitten und um die öffentliche Meinung kümmerte. Ihr Ehrgeiz konnte ihre Kraft nicht anders verbrauchen, als daß ſie ſich nicht auf den Leiſten legen ließen, nach welchem man hierzulande alles ſchneiden und modeln will. Nun ſahen

ſie ſich plötzlich im Kampfe mit der ganzen Geſellſchaft, alles trieb, neckte und hetzte ſie, und nur bei denen fanden ſie — nicht Hilfe, ſondern Beifall — die ihr trauriges Schickſal ſchon früher ausgeſtanden hatten. Das war dann vollends ihr Untergang.

Man tut und unterläßt hier faſt alles des lieben Scheins wegen. Das Gewiſſen iſt der Beifall des Vorſtehers und der Zorn des Pfarrers. Wer davon nicht beſtimmt wird, ſteht ohne ſittlichen Halt. So geſchoben und gezogen bewegt man ſich auf der breiten Straße des Gewöhnlichen und braucht darum faſt mehr Kraft, auszuarten, als nach den Vorſchriften der öffentlichen Meinung zu leben, die beſonders gegen Reiche und Erwerbsfähige in vielen Stücken unglaublich nachſichtig iſt. Das alles wurde mir nach und nach ganz klar, und nun begriff ich auch, wie wenig meine Heimat ihren Söhnen in die Fremde mitgeben kann und wie haltlos ſie in der Stunde der Verſuchung daſtehn, wo ſie unbeachtet und von der öffentlichen Meinung nicht mehr bewacht ſind.

Das alles kam nun mit vielen Beiſpielen in meine Abhandlung, die ſo über den anfänglichen Plan hinauswuchs, daß ſie gar nicht fertig wurde. Ich ſah nämlich, wie tief die geſtellte Frage in das geſellſchaftliche und religiöſe Leben eingriff, und verlor mich mehr und mehr ins einzelne. Ein großer Gewinn von dieſer Arbeit aber blieb, daß ſie mich zum Studium heimatlicher Zuſtände anregte. Ein andrer Vorteil war die Erkenntnis, daß der Menſch verliert, wenn er ſich im Reden und Tun Formen anbequemt, welche nicht ſeiner Eigenart entwachſen ſind. Der Menſch ſollte die eignen Fähigkeiten pflegen, ſtatt ſich fremden Muſtern anzubequemen, denn es bleibt noch immer genug, wozu er ſich Zwang antun muß. Auch der Einfachſte gefällt, wenn er ſich ſeinem Weſen gemäß gibt,

und da er seine beste Kraft nicht verbraucht, ein schlechtes Schattenbild zu sein, kann er in irgendeiner Weise bedeutend werden.

Wenn Nanni bei der Arbeit ein lustiges Liedchen sang, so war das ganz natürlich und mußte jedem gefallen. Wenn aber ich es nachmachte, mit einer Stimme, die Gott zum Reden, aber gewiß nicht zum Singen schuf, so — ich gestand mir das — wäre es vielmehr lächerlich. Ich gab mein Singen ziemlich auf und ließ mir durch den Fuhrmann, welcher mir einst den Kalender brachte und vom Bibliothekari erzählte, eine kleine Ziehharmonika kommen, auf der ich nun rasch mehrere lustige Weisen und Tänze so gut spielen lernte, als ich's von andern gehört hatte.

Da ich gleich gegen meine liebste Angewöhnung so schonungslos vorging, läßt sich leicht denken, daß ich mir auch keine besondre Mühe gab, mit andern in ihrer Weise zu verkehren. Was mir vernünftig schien, eignete ich mir so gut als möglich an, und Unvernünftiges sollte man von keinem, wenigstens von mir nicht, verlangen. Daß ich mit dieser Anschauung mir keine Freunde machte, läßt sich denken. Ich kümmerte mich aber auch nicht darum, da ich ja meine Bücher, die liebenswürdige Familie Oberhauser und tausend liebe Erinnerungen vom letzten Herbst hatte. Mit dem allem und mit strenger Arbeit im Feld und am Schindelstocke*) vermochte ich mir die Langeweile leicht zu vertreiben. Ich weinte mit dem jungen Werther, klagte mit Lenau, schwärmte mit Klopstock und forderte mit Karl Moor alles zum Kampfe heraus. Aber wenn ich einmal von den Bauern ausgelacht wurde, weil ich mich ein wenig frei aussprach, so ertrug ich das, auch ohne das lange Röcklein anzulegen, ganz leicht und konnte

*) Bank, auf der man die Schindeln schnitzt.

herzlich mitlachen, ſo daß ich ſie ordentlich in Erſtaunen ſetzte. Es ward mir doch immer leichter, auch fremde, den meinen entgegengeſetzte Anſchauungen berechtigt zu finden. In meinem Tagebuche kamen nicht mehr halb ſo häufig Klagen über die hieſige Geſellſchaft vor als früher. Dafür aber waren die vorkommenden kräftiger, und die ihnen folgenden Abhandlungen zeigten, daß ich mich immer ernſtlicher um alle Zuſtände der Heimat, ihre Urſachen und ihre Wirkungen zu kümmern begann.

Je mehr ich über meine Landsleute ſann und ſchrieb, deſto angenehmer ward mir das Leben unter ihnen. Auch wenn ich Widerwärtiges von ihnen erfuhr, ward es mir in der Regel viel mehr zum intereſſanten Denkſtoff als zur Qual. Ich ſtellte mich mit Behagen auf fremde Standpunkte und lachte dann herzlich über mich ſelbſt, wenn wieder etwas, das eigentlich nur vor lauter Kleinheit ſpitzig war, ein Löchlein in meinen Geduldſack machen wollte. Vielleicht konnten ſich Kleinigkeiten darum ſo tief in mich einbohren, weil ich mir's auf meinem ſtillen, einſamen Lebensweg angewöhnt hatte, auch das Unbedeutendſte wichtig zu behandeln und ſo lange daran herumzutragen, bis ich müde war und ſie mir recht ſchwer vorkamen. So erklärte ich mir's wenigſtens in meinem Tagebuch, wenn ich wieder einmal ruhig über mich ſelbſt urteilen wollte. Das geſchah auch viel häufiger, als man es einem neunzehnjährigen Bauern zumuten würde. Ich ſuchte mir über alles Rechenſchaft zu geben und arbeitete mit heiligem Ernſte an meiner Selbſterziehung. Daß das dann zuweilen auch in müßige Selbſtbeſpieglung ausartete, läßt ſich denken, aber ebenſo klar iſt, daß es mir im Grunde doch ernſt mit der Sache war, ſonſt würde ich die Kraft nicht gefunden haben, hier unbeirrt von allen meinen Weg zu gehn.

Meine Nanni beſuchte ich nur zweimal. Am Neujahrstage und am Faſchingſonntag. Schon aus der Wahl dieſer Tage ſieht man, wie wichtig der Gang mir jedesmal war. Am Neujahrstage hatte ich eigentlich nicht im Sinne zu gehn, denn das Wetter war ſo ſchlecht, als es hier nur immer ſein kann. Aber als mir den Morgen hindurch jeder Begegnende ein gutes neues Jahr wünſchte, begann ich mir's auszumalen, wie lieblich es klingen müßte, wenn jetzt Nanni dieſen Wunſch ausſpräche. Ich machte mich daher nach dem Mittageſſen trotz Sturm und Wetter auf den Weg. Wie kalt auch der Wind blies, mir war's doch ſiedend heiß, als ich vor ihr Haus kam. Einen wehmütigen Blick auf das verſchneite Gärtchen werfend, ging ich — jeden Tritt ſchneller — durch den Schopf in die Stube, die ſo voll von Menſchen war, daß ich kaum noch auf einer der an den Wänden ſich hinziehenden Bänke Platz zum Sitzen fand.

Alle Angehörigen reichten mir die Hand zum Gruß, wie einem lang vermißten, lieben Bekannten, nur Nanni drängte ſich nicht herbei. Wie angebannt blieb ſie im Ofenwinkel neben der Gadentür ſtehn, und mir war das lieb. Ich hätte nicht gewußt, wie ich vor ſo vielen Leuten daſtehe, was für ein Geſicht ich machen ſollte, wenn jetzt auf einmal des Mädchens kleine runde Hand in der meinen läge. Und gewiß war es nur ein ähnliches Gefühl, was das Mädchen ſo unbeweglich in ſeinen Winkel bannte. Ich glaubte das wenigſtens, und Nannis Verhalten, das wohl manchem aufgefallen wäre, machte mich viel ſeliger, als mich in dieſem Augenblick ihr Glückwunſch zum neuen Jahre gemacht hätte. Aber auch der kam noch. Als ich einmal aus der Stube zum Herd hinausging, hatte ſie zufällig etwas in der Küche zu tun, und da konnten wir nebenbei einige Worte wechſeln. Es waren

nur wenige; wie überhaupt ein großer Augenblick den kleinen Menſchen belaſtet und die ſich drängenden Empfindungen nur das Kleinſte, Unbedeutendſte zwiſchen ſich heraustreiben. Glücklicherweiſe macht die Liebe auch das Kleine groß. Ich bekam Kopf und Herz von Nannis wenigen Worten ſo voll, daß ich für jetzt und für lange genug hatte. Keiner der anweſenden Nachbarn war mir im Wege. Fröhlich ſaß ich bis gegen Abend in ihrer Geſellſchaft, die mir ſchon darum unterhaltend war, weil ich in jedem heitern Gelächter auch Nannis klangvolle Stimme hörte.

Wohl faſt jeder Bregenzerwälder an meinem Platz hätte das Heimgehn der Fremden, ja wohl auch das Zubettegehn der Hausbewohner abgewartet und wäre dann wenigſtens bis Mitternacht bei dem Mädchen auf dem Strich*) geblieben. Ich war ſchon mit dem Erlebten herzlich zufrieden. Auch ſollte von unſerm Verhältnis — ſo wagte ich es zum erſten Male mir ſelber zu nennen — kein Menſch etwas erfahren. Mein Inneres empörte ſich dagegen, es an allen Brunnen und auf jeder Nachtſtubat in zwei Gemeinden beſprechen zu laſſen. Auch eine andre Sorge begann ſich leiſe zu regen. Ich war kein echter Bauer und kein Burſche, wie man ihn hierzulande einem geſchätzten Mädchen zum Liebhaber wünſchte. Nannis Angehörige ſchienen mir jetzt freilich ſehr geneigt, wie würde das aber, wenn das Mädchen mit mir ins Gerede kam? Sie alle waren ungemein fleißig und ſparſam, ſo daß ſie gewiß mit Schrecken hörten, wie viele Pfund neue Bücher mir der Gerichtsbote ſchon gebracht habe. Und weiß Gott, was alles auch ſonſt ſie noch von mir hören mußten, ſobald man ſich mit unſerm Verhältniſſe zu be-

*) Abendliche Zuſammenkunft des Liebespaares.

schäftigen begann? In solchen Fällen war noch stets auch der Beste, Beliebteste vom Ärgsten nicht verschont, wie sollte es erst mir gehn? Ich sah voraus, daß die, welche über Nannis guten Ruf zu wachen hatten, mir sofort ihr Haus verbieten würden, weil stets ein Mädchen mit allem Unrat beworfen wird, den die ärgsten Dorfhecheln aus dem Leben seines Geliebten und dem seiner ganzen Verwandtschaft herauskratzen können.

Als es zu dämmern begann, machte ich mich auf den Heimweg, und das von Nanni mir so herzlich nachgerufene „Komm bald wieder" klang noch in meinen Ohren, als ich schon bei meinen vier Kühen im Stalle war.

Spät in der Nacht, als die Burschen jauchzend in meinem Dörfchen herumzogen und unter die Fenster der Häuser gingen, in denen sie ein Liebespaar beisammen wußten, saß ich im stillen Altarkämmerlein und schrieb in mein Tagbuch:

Wär ich nun auf dem Strich bei ihr, so kämen auch solche Lärmer zu uns unters Fenster und redeten und witzelten mit verstellter Stimme, bis sie genug und wir übergenug hätten. In Gesellschaft war ich lange neben ihr, allein aber habe ich sie nur hier im stillen Kämmerlein.

Berge, Hügel, Täler, Wiesen
Deckt des Winters Hülle zu;
Und die Menschen sind mit diesen
Eingeschneit zu stiller Ruh'.

Alle nun erquickt der Schlummer,
Die am Tage sich gequält,
Die nicht mehr ein tiefer Kummer
Oder Sehnsucht wach erhält.

Jedes Bild des Leids und Schmerzens
Hüllt die Nacht in Dunkel ein;
Und in meiner Welt des Herzens
Gönnt das Glück mir froh zu sein.

Am Faſchingſonntag kam ich etwas früher in Nannis Haus und konnte nun allein mit dem Mädchen zum Nachmittagsgottesdienſte gehn. Abends entſtand daheim folgendes Gedicht:

Der Glocken Feierklänge riefen
Die Chriſten in das Haus des Herrn;
Von allen Seiten Beter liefen
Der Kirche zu aus nah und fern.

Die Buchenbäume ſtanden traurig
Und ſchmucklos auf der toten Flur,
Gleich Grabeskreuzen ernſt und ſchaurig
Am kalten Grabe der Natur.

Der Äſte Reif, vom Sonnenſcheine
Erwärmt wie von der Lieb' das Herz,
Fiel von dem Baum, als ob er weine,
In großen Tropfen niederwärts.

Doch immer ſchweift der Blick ins Weite,
Dem du dich gönnteſt, liebes Kind!
Mir war ſo wohl an deiner Seite,
Die Kirche kam nur zu geſchwind.

Ich wünſchte ſie da draußen ſtehen
Im kalten Schattentale weit,
Ich möcht mit dir durchs Leben gehen
Durch Lenz und Winter, jede Zeit!

Wer dieſe Verſe bereits überſchlug, hat mich darum noch durchaus nicht verletzt. Ja, ich möchte mich ihm gerne gefällig zeigen mit dem guten Rat, allenfalls gleich auch den folgenden Abſchnitt zu überſchlagen, der nur wieder von meiner Liebesgeſchichte erzählt und die Handlung nicht gerade beſonders fördert.

XXI.

Der Frühling des Jahres 1858 war der schönste, den ich noch erlebt hatte. Er brachte nicht nur Blumen und Blüten, sondern auch die Hoffnung, bald wieder in Hopfreben neben Nanni zu sein. Freilich durfte ich keine Ofenbankabende mehr erwarten, aber ich freute mich schon darauf, das liebe Mädchen zu sehen, zu hören und durch die Helden der Geschichten, die ich auf der Nachtstubat erzählen wollte, einige Worte an es zu richten, ohne daß es jemand merkte. Ich konnte das ganz vortrefflich und hatte auch schon die Freude gehabt, zu sehen, daß ich nicht umsonst redete, nicht vergebens mich bei den andern Zuhörern in den Ruf brachte, daß ich zuweilen denn doch ein etwas unverständlicher, langweiliger Erzähler sei.

Unter allen, die jauchzend und singend zwischen dem Üntscherberg und dem Gräsalpenfelsen mit ihren Kühen durchs enge Achtal hineinzogen, gab es gewiß keinen Fröhlichern als mich. Im Zwerchsack auf meinem Rücken stak neben den allernotwendigsten Kleidungsstücken auch meine Ziehharmonika, mit der ich Nanni zu überraschen gedachte. Ich wartete mit dem Auspacken derselben nicht einmal, bis ich in meinem kleinen Hüttle war, sondern zog, einen lustigen Hopper aufspielend, im Vorsaß ein, wobei ich mich so sehr zusammennahm, daß ich nicht mehr gewahrte, ob die Kühe oder die Leute mir erstaunter nachblickten. Das aber sah ich denn doch, daß Nanni einige Schritte vor

ihr Hüttchen heraustrat, um mich beſſer und länger zu hören. Schon dieſer Erfolg hätte mein Lernen im Winter genugſam belohnt, aber es war nicht der einzige. Auch daß ich nun auf der Nachtſtubat recht beliebt und der Freund aller Tanzluſtigen wurde, erwähne ich nur ſo nebenbei, obſchon es für mich nicht viel Gutes haben konnte, wenn Nanni allenfalls einmal mit mir ins Gerede kam. Wichtiger war mir, daß das Mädchen den Wunſch äußerte, mir meine Künſte abzulernen, am wichtigſten aber ſein während der erſten Lehrſtunde gemachtes Zugeſtändnis, es habe ſeine Freude daran, von mir etwas zu lernen, obwohl es nicht weit zu kommen hoffte. Es war gut, daß Nanni nicht viel verlangte, denn ſie wäre nicht weit geweſen, wenn ſie auch ihren Meiſter erreicht hätte. Das aber machte uns wenig Kummer, wenn ſie mit dem Inſtrumente nur etwas Lärm machen konnte, während wir vertraulich plauderten. Das war ja doch bald der Hauptzweck, den wir in unſern Lehrſtunden verfolgten und auch nur da erreichen konnten. Sie ſagte mir manches beglückende Wort, während wir einen gewaltigen Lärm machten.

Die gemeinſame Bewachung unſers ſüßen Geheimniſſes brachte uns immer näher. Waren die Viertelſtunden ſelten, die wir füreinander erliſteten, ſo waren ſie dafür um ſo koſtbarer und wurden um ſo gewiſſenhafter benutzt, uns wieder alles zu ſagen, was wieder aus dem beſtändigen Aneinanderdenken für dieſe glücklichen Augenblicke aufbewahrt worden war. Ich fühlte mich ſchon ſo eins mit dem Mädchen, daß mir ſogar der Abſchied viel leichter wurde, als im vorigen Herbſt, wenn ich von der Ofenbank aufſtand und nur für wenige Stunden „B'hüt Gott" ſagen wollte. Ich nahm ſo viele liebe Erinnerungen, ſo manches ermunternde, tröſtliche Wort von ihr in meine

Heimat mit, daß ich leicht den ganzen Sommer davon zehren zu können meinte.

Nanni zog mit dem Schneider auf ein kleines Älpelein — nicht etwa als Sennerin, sondern um dem Bruder bei allem zu helfen. Mich lud sie vor den andern ein, sie im Sommer einmal zu besuchen. Meine Freude über dieses Wort weiß ich keiner früher erlebten zu vergleichen, denn mein Glück war noch größer, als da Pfarrer Stockmayr mich einlud, ihm bei der Messe zu dienen. Ich sagte nicht, daß ich kommen werde; denn ich wagte nicht, mich so glücklich zu denken. Dennoch ging ich dann unter dem Heuen, welches gleich nach dem Heimziehen begann, oft von den Leuten weg und mähte stundenlang allein auf einem Platze, nur um mir's auszumalen, wie es wäre, wenn ich jetzt das herrliche Mädchen einmal besuchte. Dabei verlor ich mehr und mehr den Glauben, daß ich nur zum Dulden und Kämpfen da sei und mir alles schief gehen müsse. Ich liebte mich mehr, seit ich mich von ihr geliebt glaubte. Vier Sonntage lang war ich glücklich durch den Gedanken, daß ich nun gehn könnte. Am fünften jedoch wollte kein Buch mehr mich fesseln, und von einem Spaziergang ins nahe Tannenwäldchen, wo ich sonst so manchen Sonntag verbrachte, kehrte ich schon auf halbem Wege zurück. Der Mutter sagte ich, daß ich einmal den Schneider auf seiner Alpe zu besuchen gedenke, und sie dürfe keine Angst haben, wenn ich heute abend nicht von Au zurückkomme.

„Du gehst also nach Au?" fragte die Mutter.

Ich war schon zum Hause hinaus. Aber auf dem Wege klang mir noch immer die Frage der Mutter nach. Es konnte nicht glücken, wenn man so ging. Ich kehrte um, und erst als ich zu allem die Erlaubnis hatte, hielt ich mich für würdig, vor dem braven Mädchen zu erscheinen.

Auf dem Wege ſagte ich mit Klopſtock:

„Wer nicht fürchtet, nicht hofft, nur der iſt glücklich.
Alſo denkt er: der Weiſ' erwartet ruhig
Was ihm ſenden die Vorſicht
Werde, Freud' oder Schmerz."

Ich vermochte mich aber damit nicht zu beruhigen. „Iſt ſie noch in ihrem Gärtchen? Läßt ſie mich mit auf die Alpe oder hat ſie mich am Ende nur aus Höflichkeit eingeladen?" So fragte ich mich immer wieder, bis mir ihre Mutter begegnete. „Geſchieht dir ſchon recht, daß der Vogel ausgeflogen iſt, warum haſt du ſie auch ſo lange warten laſſen!" rief ſie mir ſchon von weitem entgegen.

„Wer hat auf mich gewartet?" fragte ich mit unſichrer Stimme.

„Du ſollteſt dir doch denken können, wer ſo närriſch iſt," ſagte das Mütterchen etwas ſtreng, aber doch mit freundlichem Lächeln. „Schon am letzten Sonntag kam ſie zwei Stunden zu ſpät fort. Heute nun wollte ſie ſich denn doch nicht mehr ſo lang auslachen laſſen und iſt früher gegangen."

Ich erſchrak über dieſe Mitteilung, doch war ſie in einer Weiſe gemacht, die mich manches wieder verſchmerzen ließ. Es machte mich glücklich, mir das gute Mütterchen ſo geneigt zu ſehen. Das war den Gang ſchon wert. Ich plauderte lange mit ihm und verſprach dann am nächſten Sonntag, den 15. Auguſt, ganz beſtimmt und rechtzeitig zu kommen.

Ich ſchied in der fröhlichſten Stimmung, die ſich aber bald verlor. Wie wär's jetzt ſo herrlich geweſen, wenn ich ſie getroffen hätte, und nun ſollte ich aus eigner Schuld noch eine ganze Woche warten. In Schoppernau angekommen, fühlte ich mich zum Leſen ſo gar nicht auf-

gelegt, daß ich nicht einmal heim, sondern sogleich auf einen Kegelgraben ging, was sonst nicht jedes Jahr geschah. Ich brauchte Aufregung, Lärm; das fand ich da und lärmte schließlich selbst mit. Am andern Tage gestand ich mir, daß ich zuviel getrunken habe. Schaudernd dachte ich daran, wie schlecht ich jetzt ohne das Mädchen werden könnte. Sonst warf ich jeden Sonntag drei Batzen in die Sparbüchse für meine Bücher und ging dann, statt zu andern ins Wirtshaus, mit einem Buch in mein stilles Wäldchen hinter dem Dorf und setzte mich unter die Tanne, von der ich einst meinen erstaunten Gespielinnen frische Kühe herunterwarf. Gestern, als ich zu ihr wollte und nicht konnte, trieb mich der Unmut schon ein wenig auf den Abweg. Wie sollte das werden, wenn ich sie einmal wieder ganz verlöre? „Mein Herz ist weg und nur noch bei ihr," sagte ich mir; aber ich tröstete mich, „daß es ja an keinem bessern Orte sein konnte."

Trotzdem ward mir die Woche länger als die fünf vorherigen.

Am folgenden Sonntag war ich in Au beim Gottesdienst und sah Nanni mit dem glänzenden Schappale*), unter dem ihr Gesichtchen noch rosiger erschien, bei der Prozession, die die Himmelfahrt der Mutter Gottes feierte.

Ein Vergnügungsreisender, ich glaube es war ein Münchner, der mit mir dem langen Zuge ganz gleich gekleideter Wälderinnen nachsah, sagte, daß eine der andern gleiche. O ich fand das nicht, aber es fiel mir nicht ein, ihn auf die lieblichste aufmerksam zu machen.

Nach dem Gottesdienste eilte ich gleich in ihr Haus. Mittags saßen wir zum ersten Male zusammen beim Mahl

*) Der aus künstlichem Flitter aufgebaute Kopfputz der Mädchen im Bregenzer Wald und Montafon, altdeutsch schapel.

und aßen aus einer Schüſſel. Daheim war ich nie zufrieden, wenn ein Schmarren auf den Tiſch kam, heute aß ich ihn mit größtem Appetit. Ich wüßte nicht, was mir da nicht geſchmeckt hätte.

Auf Anraten der Mutter Nannis verließen wir das Haus nicht, bis der Nachmittagsgottesdienſt wieder angegangen war, der hier faſt ſo fleißig als die Meſſe beſucht wird. Auch ſie ging und nahm ihre anweſenden Kinder mit. Ich und Nanni blieben allein im Hauſe. Das Mädchen zeigte mir die kleine Bibliothek ſeines ſtudierten Bruders und was ihm ſonſt noch wichtig war. Es hatte alle ſeine Schätze in einer kleinen Kiſte ohne Schloß, die es unter ſeiner Bettſtelle aufbewahrte. Den Kleiderkaſten hatte es mit den Schweſtern und der Mutter gemein, und doch war er nicht beſonders voll. Es gehörte ihm ſo wenig von der Welt, und doch war es glücklich und genoß viel mehr als mancher Beneidete beſaß.

Die letzten Kirchgänger waren vorbei. Wir machten uns auf und ſchritten langſam die Halde hinter dem Hauſe hinauf. Von jeder Stelle grüßten das Mädchen liebe Erinnerungen. Da hatte es geſpielt, hier dieſen kleinen Kummer gehabt und dort mit dem Vater gearbeitet. Schon überſahen wir das ganze Tal, Nanni ward durch den Anblick ſo vieler Häuſer an manche Geſchichte erinnert. Sie urteilte über alle Menſchen liebevoll, wie es nur kann, wer gleich bei jedem den Kern ſeines Weſens zu erfaſſen weiß. Auch von Büchern wurde geredet. Sie hatte den Werther geleſen und dabei geweint. Auch jetzt wieder wurden ihre Augen feucht, während ſie ſagte: Es iſt ſo ſchön, ſich im ſtillen einen Altar aufzubauen von allem Teuren und Verehrten und ihn mit einer Mauer abzuſchließen von der Welt, die uns doch nicht verſteht. Erſt von Goethe habe ich das recht gelernt, und zuerſt

bin ich ihm faſt böſe geweſen, daß er ſo ſchonungslos zeigt, wohin es führen kann. Hätte Werther ſtatt ſeines Oſſian die Geſchichte geleſen, er hätte ſich wohl daran aufrichten und retten können. Man ſollte nicht „ſein Herzchen halten wie ein kleines Kind“, ſondern auch aufs Allgemeine ſehen, damit einem weniger ſchwer werde, was davon auf den einzelnen fällt. „Drunten im Tale, wo ich kaum über unſre Arbeit hinauszublicken vermag, hab' ich ſchon manches Kapitel dieſes wunderbaren Buches erlebt. Da iſt unſre Wohnung ſo groß, daß ich meine, die Häuſer drüben über der Ach zum Fenſter hereinlangen zu können, wenn allenfalls ein Sturmwind die kleinen Schächtelchen herübertragen ſollte; von hier aus ſehe ich alle Häuſer ſo ziemlich gleich drunten ſtehn, und unſers iſt eins der kleinern. Und ſo geht es mit all dem Unſrigen und dem Meinigen, wenn ich mich darüber erhebe, daß ich's neben andern ſehe. Von hier aus gleicht nicht nur ein Haus dem andern; es gibt auch in allen Freuden und Leiden, in allen iſt man ſich dadurch gleich, daß man an einem gegebnen Zuſtande trägt und daß das Heimweh in jeder Menſchenbruſt, die Sehnſucht nach Höherm, Beſſerm keinen ermüden und keinen ruhen läßt. Bin ich drunten, ſo ſage ich: Ich gehöre in jenes Haus. Dabei denke ich ſchon an jeden Winkel in demſelben, und jeder Winkel erzählt mir etwas. Hier heißt es: Ich gehöre in dieſes Tal — dann verſchwindet augenblicklich alles Beſondre, und ich ſehe mich nur noch arbeiten und ſehnen und hoffen mit den andern. Alles wird erträglich, wenn man's mit andern trägt, oder als die natürliche Folge eines Vorherigen erkennt und bedenkt, wie wenig ein vollkommen befriedigter Zuſtand dem noch ungeläuterten Menſchen zur Veredlung nützte, und wieviel er zur Unterdrückung der gleichberechtigten Mitmenſchen beitragen würde.“

Wir ſetzten uns auf einen moosbedeckten Stein und ſchauten ins Tal hinab. Die Leute waren wieder aus der Kirche gekommen und ein bläulicher Kaffeerauch lag ob ihren Häuſern, in dem ich allerlei Geſtalten auftauchen, ſich erfaſſen und miteinander herumtanzen ſah.

Es war ſo ſtill, daß wir die Dorfmuſikanten eine luſtige Weiſe ſpielen hörten. Wohin ſie zogen, ſahen wir nicht.

„Ein Gruß aus dem Tal," flüſterte Nanni.

„Nicht nur aus dem Tal," ſagte ich. „Auf den Wellen der Töne wird ſchnell überall hinaus und bis in des Ärmſten Hütte hineingetragen, was den gottbegabteſten Geiſtern aller Zeiten in Stunden der Weihe geoffenbart ward, und alle können es verſtehn. Ich möchte gleich eine Rede über die Muſik und beſonders über die große volkserziehende Miſſion des Liedes halten."

„Ei, tue das," bat Nanni.

Und ich ſtand auf, hielt meine Rede. Es war die erſte, und ich ſtockte nicht, bis mein Auge Nannis leuchtendem Blicke begegnete. Dann aber war ich plötzlich ſtill, und neben uns flogen zwei Vögel auf, welche gelauſcht zu haben ſchienen.

Wir reichten uns die Hände. — Zum erſten Male.

Die Alpe, welche wir zu erreichen uns nicht beſonders beeilten, hieß der Sattel. Sie lag auf dem Rücken eines Berges, von dem ſich im Weſten, der Kanisfluh gegenüber, der Liggſtein wie ein Roßkopf über dem Achtal erhebt. Die Alphütte lag in einer Schlucht und wir wunderten uns nicht, die Tür geſchloſſen zu finden. Auch ich pflegte auf unſerm Älpelein jeden Sonntag, wenn ich Zeit hatte, die Stelle aufzuſuchen, wo die beſte Ausſicht über die Dörfer des Innerbregenzerwaldes war.

Sobald ich jauchzte, ſprang der Schneider — jetzt der Senn — in ſeinen ſchweren Holzſchuhen ſo ſchnell von

einer felsigen Anhöhe herunter, daß ich beinahe Angst hatte. Während wir uns begrüßten, machte Nanni Feuer an, und noch plauderten wir gar nicht lange, als sie uns schon zu einem Heideldum*) (Rahmkaffee) in die Hütte rief. Diese war so dunkel und eng, als es eine Alphütte nur immer sein kann.

Die Fensterlöcher in den Wänden, aus jahrhundertalten Stämmen lose aufgestrickt**) und mit Moos beschoppt***), waren zu klein, als daß ein Mensch hätte den Kopf hinausstecken können. Und hier, in dieser dunkeln Stube, in der engen Sennerei und im niedrigen Stall mußte Nanni den größten Teil der Zeit verbringen! Ich bedauerte sie. Da sah ich in einem Winkel die kleine Ziehharmonika und einige Bücher aus meiner Bibliothek. Jetzt ward es immer heller in der Stube. Ich lachte und scherzte und fühlte mich behaglich, während wir beim dampfenden Heideldum saßen und uns die frischgerührte, goldgelbe Butter schmecken ließen.

Als das wacklige Tischchen wieder abgeräumt war, nahm Nanni die Harmonika zur Hand und spielte meine Stücke so genau, daß mir dabei die Finger unwillkürlich zu jucken begannen. Selbst was ich sie nie gelehrt hatte, gab sie so treu wieder, als ob sie es vom Blatt abspiele. Als ich mein Erstaunen hierüber aussprach, sagte der Schneider, ihn nehme das gar nicht wunder; in jeder

---

*) Schweizerisch ist das der Anfang von Spielversen, aber Eidelidum bezeichnet Eiderdaunen, mit denen vielleicht der Schaum des Rahmes beim Kaffee verglichen wird.

**) Aufstricken = Bäume, Balken übereinanderlegen und verbinden, den Ausdruck gebrauchen Holzhauer und Flößer. Man verwendet ihn auch vom engen Zusammenfügen der Balken der Holzhäuser.

***) Verstopft, ausgefüllt.

freien Viertelſtunde leſe, ſchreibe und harmoniere ſie, als ob es das ewige Leben gelte.

„Was ſchreibt ſie denn?“

„Du mußt ſie ſelber fragen. Ich hab' nie etwas davon finden können, ſo daß ich glaube, ſie trag' es — da hier in der Hütte kein verſteckes Plätzlein iſt — beſtändig mit ſich herum.“

Nanni ſchlug errötend vor, ein wenig aus der Hütte zu gehn. Draußen auf dem Hügel ſei die herrlichſte Ausſicht, aber ſchon färbten ſich die Berge und bald breite ſich ein dunkler Schleier über die Täler aus.

Wir brachen gleich auf. Es war herrlich draußen auf dem Hügel. Gleich unter uns zogen ſich die Häuſerreihen von Schnepfau und Hirſchau längs der glänzenden Ach hinaus. Dort rechts in Bizau, der Heimat von Nannis Mutter, läutete die Feierabendglocke. Welche Erinnerungen hätten dieſe Klänge jetzt in ihr wachrufen müſſen! Alles da drunten wäre ihr lebendig geworden. Mir aber war Reute, dort ganz unten, wichtiger. Dort ſtand die erſte, älteſte — Reute liegt bei Bezau am Eingange des Tales gegen Bizau — Kirche des Innerbregenzerwaldes, freundlich winkte ſie Grüße frommer Vorfahren zu uns herauf.

Wie mag ihnen zumute geweſen ſein, wenn ſie Sonntags aus all den Tälern ſich da zuſammenfanden? Wenn man ſich ſo nach den kleinen Sorgen des einſamen Werktagslebens hier zuſammenfand und ſich in der Geſamtheit fühlen lernte, mußte das faſt in jedem eine Stimmung wecken, wie den Juden ihr Oſterfeſt, wo alle, die zum Volke gehörten, ſich in dem einzigen Tempel verſammelten. Jetzt hatte jedes Dorf ſeine Kirche. Man blieb daheim und ſah das Nachbardorf zum Stubenfenſter hereinkommen, wie Nanni zuweilen die Häuſer drüben

über der Ach. Ich hätte mit den Alten einen Blick in die jetzige Zeit tun mögen.

Mellau lag bereits in Dämmerung und ein regenbogenartiger Schleier schwebte über den Häusern. Er hob sich immer höher und breitete sich weiter übers Tal und hing sich an die Spitzen der Berge, von denen einzelne Zacken ins endlos Blaue hineinragten. Es war uns, als ob auch wir uns erhöben, als Himmel und Erde sich errötend zu umfangen begannen. Wenn Beten mit dem Allgeist reden, vertrauensvoll dem Nahegefühlten — ach, das Wort paßt nicht — dem Allgegenwärtigen erzählen heißt, dann hab' ich gebetet; aber ohne Worte. Reden konnte ich nicht und Nanni auch nicht. Dem Schneider war's langweilig neben uns und er ging in die Hütte zurück.

Als wir endlich nachkamen, hatte er seine zwanzig Kühe mit Hilfe des Pfisters bereits in den Stall gebracht. Ich half melken und so waren wir damit ziemlich bald fertig. Aber jetzt ging erst noch das Sennen an. Gegen Ende des Sommers hat man nämlich bedeutend weniger Milch. Da aber der Senn seinen Käsen so ziemlich die gleiche Größe geben will, muß er in kleinern Alpen mehrere „Melketen"*) zusammennehmen. Wird nun mit drei Melketen einmal gesennt, so geschieht das Sennen, da man täglich nur zweimal melkt, jeden zweiten Tag am Abend und den dritten gar nicht. Den morgigen Tag hatte also der Schneider frei und er versprach, mich ein Stück heimzubegleiten, wenn ich ihm heute wachen helfe.

Das nun tat ich von Herzen gerne, da ja Nanni sicher auch aufblieb. Wir drehten ihm abwechselnd das

---

*) Das Quantum Milch, das auf einmal (des Morgens oder des Abends) von sämtlichen Kühen auf der Alpe gemolken wird (auch schweizerisch).

Butterfaß und halfen ſonſt, was wir konnten. Dabei aber fanden wir auch Zeit, beiſammen in der Stube zu ſitzen, wo mich dann das Mädchen ihre Tagebücher ſehen ließ, die ſie in dieſer Einſamkeit mit Bleiſtift ſchrieb. Die kleinen Heftchen enthielten kurze Gedichte, Urteile über Bücher und Menſchen, kleine Erlebniſſe und große Gedanken darüber und manches beglückende Wort an den fernen Freund. Hier laſen und plauderten wir, während draußen das Feuer praſſelte, der fleißige Senn ſang und nebenan im Stall die Glocken der wiederkäuenden Kühe leiſe zuſammen läuteten. Ich weiß gar nicht, wie der Senn es machte, daß er mit ſeiner Arbeit in ſo kurzer Zeit fertig war. Gewöhnlich braucht man zum Sennen und aller Arbeit, die dabei und gleich hernach getan werden muß, wenigſtens vier Stunden. Ich hätte gerne nach der Uhr geſehen, um zu wiſſen, wie lang er denn brauchte, aber es war keine da. Ungemeſſen rauſchte die Zeit hier vorüber und nur von den Forderungen des Augenblickes beſtimmt.

Da wir die Tagebücher bereits durchgeſehen hatten, war uns die Geſellſchaft des aufgeweckten Burſchen durchaus nicht unerwünſcht. Ich bekam wie gewöhnlich mit ihm ſogleich einen kleinen Streit. Er ſagte beim Hereintreten: „Aber das ſtimmt wunderlich zuſammen! Ihr redet vom Göttle und vom Klopfſtecken und von ſolchen Stutzköpfen*), und dazwiſchen ſchellen die Kühe, klingt der Milchkeſſel und klappern die Milchgepſen und rumort das ganze Bauerntum, als ob es euch auslachen wollte.“

„Das,“ antwortete ich, „geht wohl nicht ſo ſcharf gegeneinander, als es dem erſten Blicke ſcheint. Eins

*) Entſtellungen der Namen Goethe und Klopſtock. Stutzköpfe = ſeltſame, eigenartige Köpfe.

kann und ſoll das andre ergänzen. Das Denken und Streben derjenigen, die auf der Höhe der Kultur ſtanden, darf uns nicht verloren ſein, wenn wir keine toten Räder in der Maſchine bleiben wollen. Du findeſt wohl nichts Beſondres mehr darin, wenn der einſame Küher ein Lied von unſern Dichtern ſingt und ſich dadurch auf eine Höhe gehoben fühlt, von der vielleicht ſein ehemaliger Schulmeiſter keine Ahnung hatte. Das Gefühl der Edelſten ſpricht im Lied ſchon jetzt zu allen, durch Gutenbergs Kunſt hat nun auch der Gedanke ſeinen Mittler gefunden. Ich ſehe eine Zeit kommen, wo der Bauer mit in die Kulturſtrömung hineingezogen wird, während er ſich jetzt noch wie ein Bleigewicht an jeden Fortſchritt hängt, weil er — und zu ſeinem Schaden — ſtatt das Gemeinſame nur bloß das Trennende aufſucht und hervorhebt."

Nanni wiederholte einzelnes aus meinem Vortrag über das Lied. Wir plauderten und ſtritten lange und es ging ſchon ſtark gegen Morgen, als wir uns unters Dach auf den duftenden Heuſtock begaben, wo der Pfiſter vor dem Schlafengehn jedem ein eignes Neſt gemacht hatte. Dieſe Neſter waren ſo nahe beiſammen, daß ich und Nanni unſre Hände ineinanderlegen konnten. So ſchliefen wir ein. Das Klingen der Kuhſchellen unter uns im Stall wurde mir nach und nach Glockengeläute. Ich und Nanni gingen mitſammen zur Kirche. Sie hatte das Schappele auf wie bei der Prozeſſion und war — was ich wachend nie zu denken wagte — meine Braut. Jetzt aber ſah ich mich wieder unterm Dach im Heu und hatte ihre Hand in der meinen, trotzdem hörte ich noch immer jene Muſik, welche mir im Traum zur Kirche voranging. War vielleicht auch das nur Traum, daß ich mich bei ihr in der Alphütte befand und ihre Hand in der meinen hatte? Oder umſchwebten uns Geiſter in dieſer Einſam-

keit? Hellwach war ich, und auch der Schneider und Nanni erwachten und richteten ſich ſo erſtaunt horchend auf wie ich. Eine Sekunde ſpäter kletterten wir die Leiter hinab und eilten vor die Hütte. Der Schneider ging voran und hatte nun die Freude, mehrere Alpknechte aus der Nachbarſchaft begrüßen zu können. Der eine ſpielte dieſes, der andre jenes Inſtrument, und geſtern hatten ſie verabredet, heute eine kleine Wallfahrt über die Berge auf die kleinen Alpen des Vorderbregenzerwaldes, hart an der bayriſchen Grenze, zu machen. Dort gab es noch luſtige Sennerinnen, von denen ein gutes Wort und ein Glas Kirſchenwaſſer zu erwarten war. Einzelne von dieſen Burſchen kamen ſchon mehrere Stunden weit und hatten andre auf dem Wege mitgenommen. Auch den Schneider wünſchte die luſtige Geſellſchaft bei ſich zu haben. Ich ſah wohl, daß er Luſt zum Mitgehn hatte, und rückte daher mit dem Antrage heraus, heute für ihn einzuſtehn. „Ich habe nichts dagegen, und da die Blauäugige ſicher auch nicht," ſagte er mit einem eigentümlichen Lachen, während er in die Hütte eilte, um ſich etwas beſſer anzukleiden.

Nanni hatte wirklich nichts dagegen. Lächelnd ſah ſie fünf Minuten ſpäter den Fortziehenden nach. Die von ihnen geſpielten Weiſen verhallten in den Bergen und die Vögel begannen ihre Spottlieder über den wunderlichen Lärm. Dann war's wieder ganz ſtill.

Der geſtrige Tag war für mich ein wahrer Glückstag; der heutige wurde noch ſchöner. Wir blieben faſt immer allein, denn der Pfiſter hatte zuerſt immer mit den weidenden Kühen zu tun und dann auch die Ziegen zu beaufſichtigen. Unſre Hauptarbeit war vormittags das Melken. Sonſt hatten wir wenig zu tun, Nanni wollte dieſen Tag „feiern" und wir ſaßen die meiſte Zeit auf

dem Hügel ob der Hütte. Die Sonne ſchaute freundlich vom tiefblauen Himmel auf uns herab. Kein Bächlein rauſchte, kein Blatt flüſterte, kein Weſen regte ſich mehr, als einmal die Kühe im Stall waren und in den Wäldern um die Alpe herum die Vögel zu ſingen aufhörten. Nur wir plauderten. Es klang ganz eigen in dieſer Stille. Mir war's, als ob ich vor Gott ſtehe, und um alles hätte ich keine Unwahrheit behaupten können. Ich wog die Worte nie ſo gewiſſenhaft als jetzt. Zu ſagen hatten wir uns viel und alles war wichtig. Nanni erzählte, ihr habe geträumt, daß ich dableiben würde. Ich wagte nicht, etwas von meinem Traum zu ſagen. Als ich beſorgt von dem Gerede ſprach, in welches uns die Muſikanten bringen könnten, meinte die Nanni, die Alpknechte entwöhnten ſich das Klatſchen. In dieſen Höhen verſchließe man ſich ganz oder lerne, ſich neidlos an nichts mehr ſo wie an fremdem Glücke zu freuen.

Ein Wort gab nun das andre. Wir wollten gleichgültig bleiben gegen das, was Gret und Hans etwa munkelten. Es wurde ſogar ausgemacht, am 28. Auguſt — der Auer Kirchweih — in Sonnenwirts Tanzſaal öffentlich als Paar aufzutreten.

Wunderbar ward mir zumute, als wir, da die Sonne von der Mittagshöhe brannte, mitſammen der Hütte zuſchritten. Wir gingen durch den Stall hinein. Die Kühe machten große Augen auf mich und ſahen dann wieder nach der noch offnen Stalltür, ob nicht auch der Schneider mitkomme. Nanni gab mir ein Meſſer und bat mich nun, während ſie koche, meinen Namen und die Jahreszahl und das Datum in eine Wand zu ſchneiden, damit doch dieſer ſchöne Tag ſein Denkmal habe.

Ich tat es.

Zum erſtenmal waren wir allein beiſammen am

Tiſch. Wir aßen wenig und ſaßen lang, wir plauderten ſelten, und doch fiel das keinem auf.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang auf den Liggſtein. Über die Ach und ihr Tal herüber grüßte die ſtolze Kanisfluh. Sie ſtand freilich viel ferner, als es ſchien, aber doch nahe genug, um die Luftſtrömung der beiden Täler vor und hinter dem Schnepfauer Walde zu brechen. Man konnte ſeinen Hut über den Liggſtein hinaus werfen, die Luft ließ ihn nie hinab. Ja ſogar ziemlich große Holzſtücke wurden wieder nach oben auf die grüne Ebene hinaufgebracht. Da tief unten in blauem Duft zog die Ach hinaus. Hören freilich konnten wir ſie nicht. Zuweilen meinten wir es wohl, aber es war nur Einbildung, wie wenn wir beim Überblicken der Dörfer viele, viele Menſchenſtimmen zu hören glaubten. Wie mußte es da vor tauſend Jahren ausgeſehen haben, als ringsum noch lauter Wald war und niemand arbeitete und liebte und ſorgte, niemand die Ach toſen hörte als vielleicht ein einſamer Jäger? Da gleich unter dem Liggſtein, nahe dort, wo jetzt ſich der ſtolze Kirchturm von Au erhebt, ſtand ein kleines fürſtliches Jagdhaus, und der Ort hieß Jaghauſen. Von hier aus zog man nach Schnepfau, Hirſchau, Petzau auf die Jagd. Dann kamen Menſchen, Flüchtlinge aus dem Schwarzwald, und ſetzten ſich zuerſt an höhern Orten feſt, bis ſie Werkzeuge und Arbeitsvorrat hatten, die fruchtbarere, aber eben darum noch bewaldetere Niederung für ihre Herden zu gewinnen. Liebe und Sorge machten den Boden fruchtbar, das Gefühl der Verlaſſenheit ward den Zerſtreuten zum ſtarken Band der Freundſchaft, bis die Kirchenglocke ſie zuſammenläutete. Vor ſechshundert Jahren wurde das Ländchen durch die erſte Straße mit ſich und mit der Welt verbunden. In den vielen Auen erhoben ſich ſtattliche Kirchen bis hinein

in die obere „Au“ — zur obern Au — welches nach und nach in „Schoppernau“ verhunzt worden iſt.

Auf ſo einer Höhe kommen einem wirklich die Menſchen, ihre Wohnungen und all ihr Tun recht klein vor. Man will über Zeit und Raum hinaus. Es iſt einem auch, als ob man ein geheimnisvolles Rauſchen aus der Vergangenheit höre und längſt Geſchiednen die Hände reichen könne, wenn man neben einer Rieſentanne ſteht, die ſie als zartes Bäumchen gegenüber der Urgroßmutter unſrer Ziegen beſchützten. Mir wenigſtens war es jetzt ſo. Früher freilich, als ich noch die Ziegen auf unſerm Älpelein hütete, beſchäftigten meine Gedanken ſich weniger mit andern als mit mir ſelbſt. Ich mußte heute an dieſem Platz beſonders lebhaft an jene Zeit denken. Ich erzählte meinem Mädchen, wie ich da, nach Gedanken ſuchend, ſtundenlang tropfnaß im Nebel auf einem Felſen ſaß. Wie unter allen Gedanken mir der liebſte der geworden, daß ich jeden Augenblick Herr über Leben und Tod wäre.

Das Mädchen erfaßte mich erſchrocken und hielt mich feſt. Ich ſchaute ihm ins klare Auge. Schweigend ſtanden wir auf des Felſens höchſter Spitze und hielten uns umſchlungen. Gottes Sonne ſchaute freundlich von ſeinem Himmel auf uns herab.

Das hätte ich nie geglaubt, daß einſt aus dem fruchtloſen Herbſt jener Nebeltage heraus mir die Seligkeit des erſten Kuſſes erwachſen würde.

Die Schatten fingen an zu wachſen. Wir ſprachen vom Heimgehn, blieben aber noch lange da, um die ganze Umgebung uns unauslöſchlich ins Gedächtnis einzuprägen. Ich hatte das Gefühl, daß wir nie mehr beiſammen auf dieſem Platze ſein würden. O Gott! wir Menſchen ſind doch klein, und unſre Tage vergehn ſo ſchnell — wenn man auch ein bibliſches Alter erreicht!

In wehmütiger Stimmung kehrten wir in die Hütte zurück. Nanni machte mir noch einen Heideldum. Bis er auf dem Tiſchchen ſtand, kam auch der Schneider mit ſeinen luſtigen Gefährten. Wir ſcherzten und tanzten noch eine Weile und machten uns dann jauchzend auf den Heimweg.

Ich ging nicht ſo ſchweren Herzens aus der Alpe als vom Liggſtein, wo ich vielleicht ahnte, daß wir zum erſten und letzten Male dort waren. Aus der Alpe trug ich Nannis Bild heiter in meiner Seele mit und ging froh und freudig der Heimat, der Zukunft entgegen.

XXII.

Von der Auer Kirchweih könnte ich wieder viel erzählen. Nicht etwa nur, wie da die jüngern Leute aus dem Hinterwalde zusammenkamen, wie sie sich suchten und mieden, betrübten und erfreuten. Für das alles hatte ich heute kein Auge mehr, denn ich ging mit Nanni zum Sonnenwirt. Wie eng es war, wie lustig es zuging, wir vergaßen doch nicht, daß heute Goethes Geburtstag sei, und es war, als ob der große Geist uns umschwebte und unser Gespräch lenkte. Wahrhaftig, was ich heute erlebte, war schon wert, daß die Leute hernach ein wenig redeten, wenn's auch nicht gerade zu meiner Erbauung ausfiel.

Am Reden fehlte es denn auch wirklich nicht. Da wollte man jetzt gesehen haben, wohin diese einfältige Leserei führe. Ein ordentliches, hübsches Mädchen vergaß dabei seiner selbst so sehr, daß es sich an einen Menschen hing, der weder ein rechter Bauer, noch auch nur ein halber Herr, zu witzig zum Gehorchen und zu dumm zum Befehlen war. Mit Mädchen sollte nichts zu tun haben, wer nur den Gelehrten spielen und sein Geldlein auf Bücher verwenden wolle. Das ja sei meine Liebschaft, und ich wäre keine beßre wert. Ein bettelarmes, dummes Ding, dem ich kein Ansehen, keine schöne Zukunft verdürbe, müßte man mir überlassen, da könnte man sagen: wie der Käufer, so die Ware; aber diesem Mädchen müsse man mit einer Zange die Augen öffnen, wenn es etwa sonst gar nicht mehr sehen sollte.

Damit nun ſchien der Anfang ſofort gemacht werden zu ſollen. Wir gingen etwas nach zehn Uhr bei lieblichſtem Mondſchein in Nannis nahe Wohnung zurück. Kaum waren wir in der Stube und hatten Licht, als wild an die geſchloßnen Fenſterladen geklopft wurde. Wir taten gleich auf.

Jedes Paar muß derlei Störungen ſich gefallen laſſen, und an Kirchweihtagen und Hochzeiten ſind ſie unvermeidlich. Jene Burſchen, die ſelbſt kein Schätzchen heimzubringen haben, wollen doch ſehen, wie die andern es treiben und was für ein Geſicht ſie zu ihrem Glücke machen. Singend ziehen ſie in den Dörfern herum und ſuchen Häuſer mit geſchloßnen Fenſterladen, um die Paare dahinter zu belauſchen, oder aber ſich mit verkehrter Stimme mit ihnen zu unterhalten. Ich hatte das auch ſchon mitgemacht. Zwar nicht häufig, aber doch oft genug, um das Bräuchliche zu kennen. Man pflegt die Paare ein wenig zu necken, aber was ich zu hören bekam, ſchien mir denn doch mehr als Scherz. Einer meinte, dieſes Mädchen wäre mit ſeinem Burſchen im Eheſtande bei weitem nicht ſo ſchlimm dran, als in allen Winkeln herum behauptet werde. Das Waſſer könne ſie gewiß noch weinen, wenn der Herr vor Leſen keine Zeit finde, ſolches vom Brunnen zu holen; das Mehl könne ſie aus den wurmſtichigen Wänden ſeiner Hütte herauskratzen; Prügel zum Kochfeuer werfe er ihr bald nach und an Papier fehle es auch nicht, um ſpäter gebetteltes Schmalz darin einzuwickeln. So und noch ärger ging es fort. Ich ſchrieb der Kirchweihſtimmung etwas zu und ließ mir lange alles gefallen. Zuletzt aber trumpfte ich ſie ſo unbarmherzig ab, daß Nanni ängſtlich wehrte. Sie meinte, in einem fremden Dorfe müſſe man ſich viel gefallen laſſen, wenn man keine Schläge wolle. Mir wären jetzt Schläge lieber

gewesen als Reden, wie Wein, Haß und die wüstesten Leidenschaften zusammen sie hervorbringen konnten. Später wurden wir von einer gemütlichern Gesellschaft gestört. Es waren auch Schoppernauer dabei, die sich mir zu erkennen gaben, und mit denen ich dann fröhlich heimging.

Später lernte ich Ärgeres ruhig hinnehmen, als was ich an jenem Abende hören mußte, und ging mir einmal etwas gar zu Dickes im Kopfe herum, so nahm ich die Harmonika und machte meinen Lieblingstanz, der mir von der Kirchweih im Gedächtnis blieb und schon am folgenden Tage mit ziemlicher Fertigkeit gespielt wurde.

Hätte ich nicht schon in kurzer Zeit — besonders den folgenden Herbst hindurch im Vorsaß — die Wahrnehmung machen müssen, daß das Geschwätz böser, neidischer Leute über mich auf Nannis Geschwister einigen Einfluß hatte, so würde es mir immer gleichgültiger geworden sein. Hier, wo so Weniges geschieht, pflegt sich das Tagesgespräch rein aus Stoffmangel auch mit der Zukunft jedes einzelnen zu beschäftigen. Jedem wird sein Lebensweg haarscharf vorgezeichnet, wobei man seine bekannten Verhältnisse und guten oder schlimmen Eigenschaften als bleibend ins Auge faßt und nach Belieben vergrößert oder verkleinert. Erwünschte Fähigkeiten, Ansehen und Wohlstand werden jedem das Maß seiner Bahn, und wehe dem, der sich über die gesetzte Grenze hinauswagt! Man will natürlich nicht falsch gerechnet haben und verdammt lieber die gewordne Tatsache, als daß man seinen Irrtum eingestehe. Ich kenne ein reiches Mädchen, welches seine Neigung stark genug machte, einen armen Burschen gegen den Willen der ganzen kuhstolzen Verwandtschaft zu heiraten. Das Paar blieb im beständigen Krieg gegen seine Feindin, die öffentliche Meinung. Diese fand die Sache nie in Ordnung und behandelte das Paar so un-

gleich, daß ſich zwiſchen den beiden wirklich nach und nach der Riß auftat, der anfänglich nur in der Einbildung vorurteilsbefangner Leute vorhanden geweſen war. Auch mir hatte man meinen Lebensweg vorgezeichnet. Ich ſollte einſam leben, tolle Streiche machen und nach und nach — allen Leſeliebhabern zum warnenden Beiſpiel — ein rechter Lümmel werden. In einem Liebesverhältniſſe mit einem ordentlichen Mädchen vermochte mich kein Menſch zu denken. Darum war es auch vielen gar nicht recht, und ſie taten alles mögliche dagegen. Andre aber, die mir wohlwollten, konnten ſich recht herzlich darüber freuen. Das waren ſolche, die mich beſſer kannten, und glaubten, daß ich von lieber Hand mich leiten laſſe. Es gab auch außer den Oberhauſern ſolche Leute im Land. Erſt die Kirchweih und der aus ihr entſtandne Lärm verhalf mir zu dieſer Entdeckung. Teils waren darunter ſolche, die auch ſchon unter der öffentlichen Meinung unrecht zu leiden glaubten, teils meine Freunde aus dem Vorſaß und ihre Kreiſe; dann auch andre, mit welchen ich ſchon zu tun hatte, unter denen ich beſonders unſers Vorſtehers erwähne, der jetzt mich die „Augsburger Allgemeine“, die er aus zweiter Hand hatte, um ein ſehr Billiges leſen ließ. Unter den zuerſt Genannten hielt ich mich beſonders an die jungen Muſikanten in Au. Es waren ſehr talentvolle Burſchen dabei, die für Errichtung einer anſtändigen Kapelle um ſo mehr opfern und kämpfen mußten, da der neumodiſche Gedanke einer allgemeinen „Spielbettlerei“ nur allgemeine Anfeindung fand. Der junge, fleißige Kapellmeiſter Greußing, welcher ſeine muſikaliſche Ausbildung faſt nur dem eignen Fleiße verdankte, mußte anfangs beinahe verſtohlen Unterricht geben. Nach und nach bildete ſich unter ſeinen viel angefochtnen Schülern eine Art Verein zu Schutz und Trutz. Einige dieſer Sonderlinge hatten ſich ſchon an der

Kirchweih zu mir geſtellt, wenn andre mich neckten; ſpäter wurde ich durch ſie auch mit den übrigen bekannt. Bald ſtanden wir überall füreinander ein. Die neue Muſik in Au war mir wirklich ein Gruß aus dem Tal, wie Nanni auf dem Wege zum Sattel geſagt hatte. Unſer Verhältnis gewann eine Innigkeit, die den Bauern um ſo mehr Angſt machte, da ſie unſern Kreis immer wachſen ſahen, ſobald ein feſter Punkt geſchaffen war, von dem aus öffentlich Pfeile gegen ſtarre Vorurteile geſchoſſen wurden. Stets kamen mehrere herbei, die allein und für ſich nicht den Mut hatten, als Sonderlinge zu gelten. Durch mich und mit mir wurde die Geſellſchaft laut. Ich muß aber ſchon geſtehn, daß ich erſt durch den Gedanken an meinen Rückenhalt den rechten Mut, und durch die Sorge, ihn zu verlieren, die nötige Vorſicht gewann. Wir pflegten uns oft, aber nicht regelmäßig, bei der wackern Rößlewirtin zu verſammeln. Das freundliche Herrenſtüble wurde immer voller von ſolchen, die es wenigſtens gern hörten, wenn's einmal tüchtig über längſt veraltete Meinungen und ihre verknöcherten Götzen losging. Jeder teilte ſelbſtgemachte Erfahrungen mit. Es wurden in unſrer wortreichen Mundart kurze und längre Reden gegen erkannte geſellſchaftliche Übelſtände gehalten, wobei es nicht an Belegen mit lächerlichen und traurigen Beiſpielen fehlte. Wer, wie wir zu ſagen pflegten, wieder einer Dorfgröße im Kaffeeſatze ſteckenblieb und alſo den Schweinen vorgeſtellt werden ſollte, der war unſer Schützling, für den wir fortan bei jeder Gelegenheit kräftig einſtanden. Wir verteidigten durchaus nicht das Ungeſetzliche, aber in Scherz und Ernſt, ja zuweilen mit größter Leidenſchaftlichkeit bekämpften wir jedes erkannte Vorurteil und jeden aus ihm entſtehenden Eingriff in die perſönliche Freiheit. Ich lebte neu auf und wurde eines der tätigſten Mitglieder dieſer

freien, frohen Gesellschaft. Hier vermochte ich mich von manchem Drückenden zu befreien, indem ich es in gefälliger Form zum Gemeingut machte. Auch andern ging es so, und wir hatten die Freude, auch die Stillsten auftauen zu machen, so daß sie ganze Gedankenlawinen über die Kartoffeläcker des Philistertums verheerend niederdonnern ließen. Es läßt sich denken, wie dabei sich auch etwas Selbstüberhebung breit machte, da ja nicht nur unsre Jugend, sondern auch der uns verbindende Gedanke dazu führte. Es galt nichts andres, als mit vereinter Kraft dem verknöcherten Bauerntum mit seinen religiösen und gesellschaftlichen Vorurteilen Trotz und Hohn zu bieten. Schon zwei Jahre später waren wir soweit, daß die damalige Gemeindevertretung von Au mit Hilfe des k. k. Bezirksamtes umsonst allerlei nörgelnde Maßregeln versuchte.

Doch davon werde ich vielleicht später einmal erzählen.

Für jetzt muß ich vor allem des wackern Dr. Walser gedenken, den ich auch zuerst im Herrenstüble der Rößlewirtin kennen lernte. Dr. Beck war nämlich schon früher nach Feldkirch gezogen und man hörte nur noch, daß er dort glücklich verehelicht sei. Mir hatte die Abreise des geschätzten Mannes so weh getan, daß ich dessen Nachfolger gar nicht mehr kennen wollte. Sein erstes Erscheinen in unsrer Gesellschaft freute mich nur, weil es ihr ein gewisses Ansehen gab. Später war ich glücklich, ihn jedesmal zu treffen und neben ihm auf dem Kanapee sitzen zu können. Er wußte manche jugendliche Ausschreitung leicht zu hindern und war uns da bei allem Schönen und Nützlichen anregend und förderlich. Ich fühlte mich gehoben durch die Freundlichkeit, mit der ich von ihm behandelt wurde. Er brachte mich dahin, kleinre Gedichte vorzutragen. Die meisten waren in unsrer Mundart geschrieben und sprachen hier besonders wegen ihres

humoriſtiſchen Tones und der lokalen Färbung ſo an, daß ſie vielfach abgeſchrieben und auswendig gelernt worden ſind.

Wie wir ſchon öffentliche Meinungen zu machen anfingen, beweiſt der Umſtand, daß mein Ruf ein halbes Jahr ſpäter mich zum Abdanker bei den meiſten Hochzeiten machte, welche damals in Schoppernau und Au gefeiert wurden.

So ſtolz wie mancher neugebackne Schullehrer war ich auf dieſe Tätigkeit nicht, aber ich freute mich doch, einmal öffentlich auftreten und meine Anſichten ausſprechen zu können. Merkwürdig war mir, daß faſt alle Brautleute mich ängſtlich baten, ja doch nichts Lächerliches vorzubringen, weil das an ihnen mit der Erinnerung an ihren Ehrentag fürs ganze Leben hängen bliebe. Mir fiel es gar nicht ein, ſo etwas zu tun, ich wollte im Gegenteil nach und nach allerlei recht Ernſtes zur Sprache bringen, ſo daß meine Freunde am allerwenigſten beſorgten, ich würde es zu luſtig machen. Sie fürchteten vielmehr, ich werde mit dem Wichtigſten nach einem ſo überreichlichen Mahle nur Langeweile erregen in einer Geſellſchaft von Hochzeitsgäſten, die immer nur vom Zufall zuſammengeworfen ſei. Mich machte das nicht mutlos, die einzige Gelegenheit zum Ausſprechen meiner Gedanken beſonders über Liebe und Ehe, über geſellſchaftliche Verbindungen, Kirche und Staat, vor Freunden und Gegnern gehörig auszukaufen*). Wenn's nur bei einigen etwas nutzte; mochten die andern immerhin tadeln — ich war ja nichts Beſſres gewohnt.

Mein erſtes Auftreten als Abdanker im Frühling des Jahres 1859 — und zwar im Hauſe des Rößlewirts zu Schoppernau — hatte denn auch einen bedeu-

*) Auszunutzen, an den Mann zu bringen.

tend beſſern Erfolg, als meine Freunde beſorgten. Es gefiel beſonders, daß ich ohne Stocken Pfarrerdeutſch ſprach und in kurzer Zeit ſehr viel ſagte. Zu hochgeſtellt ſollte es freilich geweſen ſein, aber man nahm doch immerhin ſo viel davon mit heim, als manches andre Mal aus einer ſalbungsvollen Predigt über das heilige Sakrament der Ehe, die ein Pfarrer ſeinem Schullehrer verſtohlen aufſchrieb. Die Oberhauſer, welche mit geweſen waren und jeden Zuhörer ängſtlich beobachtet hatten, verſicherten mir, daß alles ſtaatsmäßig gegangen ſei. Mich freute dieſe Mitteilung, aber am beſten doch nur als Beweis für die Treue meiner alten Freunde, die mich eigentlich nicht gerne in der wilden Geſellſchaft der Auer zu ſehen ſchienen. Am Beifall der Menge lag mir nicht mehr beſonders viel. Ich hatte meinen gewählten Kreis, die übrigen Menſchenkinder waren nur noch Gegenſtände meiner Beobachtungen, und ich ſah mit meinen Erwählten ſo ziemlich von oben auf ſie herab. Tat auch einmal jemand freundlich gegen mich, ſo dachte ich kühl an früheres, hielt ihm in Gedanken ſein Sündenregiſter vor und ging. Nach meiner erſten Abdankung ſah ich's manchem an, daß er gerne ein paar vertraulichere Worte mit mir gewechſelt hätte, aber mich widerte das ordentlich an, und weil es noch ziemlich früh am Abend war und meine Freunde — deren Geſellſchaft ich wünſchte — ſich in heiterſter Stimmung nach Tänzerinnen umgetan hatten, ging ich nach Au zu Nanni auf den Strich.

Es war das erſte und einzige Mal, wo ich unter ihr Fenſter kam, um ſie, dem Brauche gemäß, zu wecken und ums Aufſtehen zu bitten. Es hätte das nicht viel Arbeit gemacht, wenn ſie leichter zu wecken geweſen wäre. Ich wollte aber doch keinen Lärm machen, daß das ganze Haus davon erwache. Am Sims hinter dem Fenſter mich feſt-

haltend, auf welchem die Blumentöpfe ſtanden, zog ich mich an der Wand hinauf und wollte den Kopf ganz ins Zimmer ſtecken, um dann recht laut rufen zu dürfen. Doch dazu kam ich nicht mehr. Ritſch! brach das Sims, die Töpfe mit Nannis Lieblingen ſtürzten polternd ins Zimmer, ich ſelbſt mit Ach und Krach auf den kiesbeſäten Gartenweg.

Jetzt war Nanni geweckt. Durch wen das geſchah, erfuhr ſie zuerſt durch den Schneider, welcher in ſeinem Zimmer mich längſt klopfen und rufen hörte. Wen allenfalls das durch meinen Unfall oder vielmehr durch meinen Fall erregte Gepolter noch ſchlafen ließ, den mußte das wahrhaft unbarmherzige Gelächter wecken, unter welchem er in abgebrochnen Sätzen durch die Wand der Schweſter zuſchrie: „Es iſt doch ein Glück, daß das der Franz Michel getan hat. Einem andern tätest du dein Lebtag nicht mehr verzeihen.“

Ich muß geſtehn, daß mich das noch nicht gut dünkte. Als aber bald darauf mir das flinke Kind bis in den Schopf mit dem Lichte entgegenkam, lachten wir beide herzlich über den kleinen Zwiſchenfall und dann war er vergeſſen.

Das gute Mädchen freute ſich mehr über meinen Bericht von der erſten Abdankung als ich ſelbſt. Es ſagte: „Ich wüßte freilich ohne das, wer du biſt und was du kannſt; aber auch die Meinen müſſen es wiſſen und ſollen es anerkennen, wider ihren Willen ſogar. Du mußt Boden bekommen, daß du allen werden kannſt, was du dem Kreiſe deiner Freunde bereits biſt. Ich begreife ganz leicht, daß das heutige bißchen Erfolg dich den Krauskopf noch nicht höher tragen läßt, mir aber mußt du ſchon erlauben, mich recht kindlich daran zu freuen. Ich habe das wahrhaftig not, damit ich ſtark bleibe im Kampfe für unſer Verhältnis, der mir täglich und ſtündlich währt.

Früher hatteſt du nur Abgeneigte dir gegenüber, ſeit du aber einem beſtimmten Kreiſe angehörſt und ſeine Beſtrebungen teilſt, haſt du viele Gegner, die alle erdenklichen Schritte wider uns für Parteiſache halten. Einer kommt und beſorgt das Schlechteſte für mein leibliches, der andre für mein geiſtiges Wohl, und Gutes hört man gar nichts. Iſt's da ein Wunder, daß auch die Meinigen zweifelhaft werden, da ſie dem Treiben eurer wilden Geſellſchaft abgeneigt ſind?"

Das Mädchen legte mir ſeine Tagebücher vor. Sie waren voll Klagen. Da man im Leſen und Schreiben gleichſam ein Band ſah, welches das Mädchen an mich feſſelte und über den elenden Dorfklatſch erhob, wollte man ihr ſogar dieſe Freude nicht mehr unangefochten gönnen. Ach Gott, ich hatte dieſem Kinde nicht nur ſeine Blumentöpfe verdorben, als ich bäuriſch zu ihm kam, ſondern auch ſeine Bücher hatte ich ihm als Büchermenſch zerſtört! Hatte ich denn eine ſo unglückliche Hand, daß alles ſchlecht geführt wurde, was ſie liebend umfaſſen wollte? Ich wollte dieſes edle Weſen nur glücklich machen, und was war durch mich aus ihm geworden? In wehmütigſter Stimmung nahm ich von der Weinenden Abſchied. Auf dem Heimwege fragte ich mich, warum denn dieſes edle Weſen ſoviel ausſtehen müſſe. Ich erſann*) keinen Fehler, der etwas an ihm unganz**) machte und Platz für das Gefolge menſchlicher Schwächen ließ. Daß das Erdenelend ſich ans Gemeine hängt, fand ich in Ordnung; mich hatte noch jede trübe Erfahrung zu einer neuen Erkenntnis gebracht oder in irgendeinem Stücke gebeſſert. Wenn aber auch ſie ganz Gemeines leiden mußte, dadurch aber nicht

*) Erſinnen = durch Nachdenken finden.
**) Zerbrochen, zerriſſen.

gebeſſert, ſondern vielmehr niedergedrückt wurde, ſo konnte das nur von dem Kranken in unſerm Geſellſchaftskörper kommen, woran jeder einzelne mitleiden und mittragen mußte. Endlich glaubte ich das Richtige zu erkennen. Überall ſah ich die Selbſtſucht des einzelnen roh und künſtlich genährt. Von den meiſten Kanzeln aus wurde mehr oder minder gegen Fortſchritt und Aufklärung gepredigt. Die geiſtige Arbeit galt rein nichts, wo ſie nicht mit Privilegien und Titeln auftrat. Wir Hitzköpfe hatten einen viel größern Kampf angefangen, als wir ahnten. Alle Zünftigen, alle Behaglichen und alle, die fürderhin in dem durchlöcherten Geſellſchaftsbau ein Neſtlein machen wollten, hatten wir gegen uns, denn ſie alle ſtanden ein fürs liebe Alte und für die Allmacht des Talers. Wie viele von den harmloſen Muſikfreunden, die gern über ihre Gegner lachten, blieben wohl noch feſt, wenn ſie einmal das Ganze ſo klar als ich jetzt zu überſehen vermochten? Ich ſah einen nach dem andern abfallen und mein Häuflein am Tage der Entſcheidung zuſammenſchrumpfen. Nun gut, es ſollte klein werden wie Gedeons Heer, denn nur mit den Tüchtigſten konnten beßre Zuſtände geſchaffen werden. Jetzt war's noch den meiſten um perſönliche Geltung zu tun, um die Sicherung ihrer Selbſtherrſchaft. Sie konnten unmöglich anders ſein, denn ſie wurden von Geſetzen und Lehrern dazu erzogen. Sicherten doch die meiſten gerichtlichen Verordnungen den Angebern ihrer Übertretungen die Hälfte der angeſetzten Straffumme zu. So hetzte man Nachbar gegen Nachbar, tötete allen Gemeingeiſt und baute Ordnung und Recht auf ſchäbigen Eigennutz, den ſaftloſeſten aller menſchlichen Fehler. Keiner traute dem andern, denn alle waren durch die geiſtliche und weltliche Regierung zu Aufpaſſern und Angebern gemacht, ſo daß die Tüchtigſten ſich

ſchen abſchloſſen und dem Volke die beſte Kraft verloren ging, wo ſie ſich nicht ſeiner Entwicklung feindlich gegenüberſtellte.

Nicht nur dieſen Abend, ſondern auch in den folgenden Tagen und Wochen beſchäftigte ich mich viel mit ſolchen Gedanken. Ich ſah das Volk einem Tiere gleich von den gemeinſten Leidenſchaften gefeſſelt und geführt. Von den Kanzeln aus hörte ich den Schacher mit Gott predigen. Das einzige, was den arbeitsmüden, ſorgenbelaſteten Menſchen noch erheben und veredeln konnte, das Gebet, war zur Ware gemacht. Man betete nicht, um den Geiſt zu Gott zu erheben, ſondern man arbeitete betend beim lieben Gott im Stücklohn. Ein Vaterunſer nach dem andern wurde aufs große Kerbholz geliefert, als ob ſogar die Kirche ihr Proletariat haben müſſe. Überall ſah ich das Volk gedrückt und meine Verbitterung richtete ſich mehr und mehr nach oben. Mit einem wilden Behagen ſah ich dem Ausbruche des Krieges in Italien entgegen. Von unſern Geiſtlichen ward er ein Religionskrieg genannt, um die Begeiſterung des friedliebenden Bauernvolks zu wecken. Ich ſah darin nur das gute Einvernehmen zwiſchen Staat und Kirche, denn ich konnte ſogar die bedrohte weltliche Herrſchaft des Papſtes unmöglich für einen Glaubensartikel halten. Doch derlei Gedanken wagte ich nur meinem Tagebuche mitzuteilen, aus dem ich hier gleich einiges herſetzen will:

Am 1. Juni 1859.

Heute ſagte ein Bauer dem andern: „Der Staat iſt nur ein Stall, will mir ſcheinen, in dem man uns die Milch nimmt und unſre Jungen verwertet.“ „Das Gleichnis paßt nicht“, ſagte ein andrer, „denn zum Ziehen werden wir doch nicht im Stall abgerichtet, ſo wenig als unſre

Rinder." „Das tut man auf den blumigen Wieſen der Kirche", ſagte ich und ging.

Es iſt ein wahres Elend mit dieſem Staatsbegriff, aber woher ſollte ein beßrer kommen?

Am 3. Juni.

Da ſagt man immer, wer unſer Feind ſei? Der Italiener, der Franzoſe, der Preuße, der Proteſtant. Unſer Feind iſt, wer unſre naturgemäße Entwicklung hemmt, wer uns das nehmen will, was wir unter Vaterländiſchem verſtehn. Wir aber ſind die Feinde derjenigen, die wir auch mit ſo etwas bedrohen. Wenn aber beide Teile müſſen — wer iſt dann der Feind?

Am 6. Juni.

Im häufigen Verkehr mit der Bevölkerung wird mir klar, es hätten's viele nicht ungern, wenn bei dem bevorſtehenden Krieg etwas Licht und Luft in die uns umgebende Doppelmauer geſchoſſen würde. Dabei iſt man aber doch erbittert auf den Feind, der unſer Behagen ſtört, uns nicht mehr ruhig mit den Angehörigen ſchaffen und erwerben läßt.

Am 14. Juni.

Nun ſoll man zur Landwehr ſpielen?*) Man hört überall die Frage, was wir denn zu verteidigen hätten? Wer uns unſer Los mißgönne und uns Bauern den Boden nehmen wolle, von dem wir Steuern und Abgaben und Zinſen abmühen müßten? Die Aufregung iſt groß, außer dem Vorſteher würde es keinem gelingen, unſre Burſchen zum Spielen zu bringen. Dieſe Aufregung ſähe ich nicht ungern, wenn ſie nur einen weniger gräßlichen Hintergrund hätte. Ich bin in Hopfreben, aber es iſt gar

*) Los ziehen.

nicht mehr, als ob man im Vorſaß ſei. Von Tanzen und Springen iſt keine Rede und meine Zeitungen gehn von Hand zu Hand. Sie iſt im Dorf draußen bei der kränkelnden Mutter.

Am 16. Juni.

Wie doch den armen Soldaten zumute ſein muß! Früher konnte ſich perſönliche Tapferkeit zur Geltung bringen, jetzt entſcheidet die Mordmaſchine. Er iſt nur noch Ware und nicht einmal ſo hoch geſchätzt, als ein gutes Roß. Es iſt gut für ihn, daß man ihn mit einem eignen Stolz umgibt. Für ihn iſt das gut — aber für die Seinen? Für die Geſellſchaft? Ich bin nicht ſo beſchränkt, um bei einem reinigenden Gewitter bloß an meinen zerſchlagnen Salat zu denken. Ich denke ans Allgemeine, und ebendaher kommt meine trübe Stimmung.

Am 18. Juni.

Geheimſte Soldatengedanken.

Ihr nennt mich einen Feigling, weil zurück
Zur Heimat Auge ſich und Herz verlor,
Bis — ach! ihr Bild dem tränenfeuchten Blick
In lieblos kalter Fremde faſt gefror.

Ja wohl, ich bin Soldat und muß wie ihr
Das Leben wagen; aber trugt ihr ſchon
Von je die Bruſt geſchnürt — und waren wir
Nicht alle früher Gatte, Bruder, Sohn?

Hat keine Hand die eure heiß gedrückt,
Als hinter euch die Haustür fiel ins Schloß?
Hat euch kein Auge weinend nachgeblickt?
Kein teures Weib — kein lieber Spielgenoß?

Wie ihren Stab hielt Mutter meine Hand
In der vom Führen müd Gewordnen feſt;
„Nur Mut, es gilt das teure Vaterland!“
So predigte der Nachbar aus dem Neſt.

Wer zög nicht gern fürs Vaterland in Kampf?
Doch wo ist er, der ihm Verderben schwur?
Es füllet alles sich mit Pulverdampf,
Ich seh Maschinen, ach, und Knechte nur!

Wo ist mein Gegner? Zeigt ihn mir geschwind,
Der frech und ohne Grund den Frieden brach!
Ich seh als Gegner mancher Mutter Kind,
Doch nur gezwungen gehts der Fahne nach.

Nun fehlt mir noch der Schluß, aber ich weiß ihn wahrhaftig nicht zu finden. Tröstlich wäre hier die Hoffnung, daß fast noch immer aus blutiger Saat eine neue Erkenntnis wuchs und Gemeingut wurde. Aber dieses Gedankens wäre mein Mann nicht fähig. Er ist zu selbstsüchtig, zu sehr ein Kind unsrer Zeit. Darum soll er jetzt auch trostlos, unfertig vor den großen Ereignissen stehn bleiben. Wie, wenn jetzt das, was ich hier ausspreche, durch den Krieg allgemein klar würde? Wenn man einsehen lernte, wie schwer sich Knechte, bloße Knechte, für einen großen Gedanken begeistertern! Wenn aber Österreich siegt, ist's auch gut für uns, besonders für den Käsehandel. Einige fürchten, daß die Regierung noch strenger würde, wenn sie siegte, ich besorge das nicht. Gut ist's nur, daß der Gesundheitszustand meiner Mutter mich wieder auf die Alpe läßt, wo es dieses Jahr manche Lawine aufzuräumen gibt. Ich müßte nicht gerade gehn, aber ich will. Hier rede ich zu viel, seit man auf mich hört. Tun kann ich doch nichts hier, als die Aufgeregtesten mit Zeitungsartikeln beruhigen.

Am 15. September 1859.

Der Sommer ist vorbei und der Krieg auch. Ich bin froh. Mit dem Krieg hat Österreichs Regierung viel verloren, und ich habe unterdessen auch umsonst gearbeitet.

Bei unruhigen Zeiten muß man sein Molken*) billig verkaufen und der Käsehändler steckt den Profit ein — natürlich dafür, daß er etwas wagte. Jeder Erwerb unterliegt allgemeinen Gesetzen; dem Bregenzerwälder Milchwirt ergeben sich leider aus den hiesigen Verhältnissen gar keine günstigen Fälle. Es ist für die ganze Gegend hier herum nur ein einziger Käsehändler, dem die ängstlichen Bauern trauen dürfen. Der hat Geld und bestimmt die Preise. Was will man gegen ihn machen, wenn sie nach dem Preise der Güter und Alpen, die nicht er regelt, auch viel zu klein sein sollten? Verkaufen muß der Bauer und kann doch nicht selbst auf den Weltmarkt. In einem mittelmäßigen Jahrgang habe ich von der Alpenwirtschaft, wenn ich den Zins und alles abrechne, rein nichts, und muß doch so gut mein alles wagen dabei als irgendein Käsgraf**). Ich schätze die Alpe. Sie gehörte meinem Vater. Aber jetzt würde der mir selbst raten, sie zu verkaufen. Es ist das auch bei mir eine beschloßne Sache. Die Kühe, die ich nicht selbst wintern kann, will ich zum Verkauf nach Schwarzenberg auf den Markt nehmen.

Wenn man die letzten zwei Aufsätze miteinander vergleicht, so sieht man, wie ich auf der Alpe wieder zu mir selbst und meine Gedanken in engere Verhältnisse zurückgekommen waren. Die Not macht eng und kleinlich. Ich besuchte jetzt auch meine Gesellschaft beim Rößlewirt in Au viel seltner, um einige Batzen für Bücher zu ersparen. Die Mutter hatte recht: alles nebeneinander erlaubten unsre Mittel uns nicht. Zum Verkaufen meines Teiles an der Alpe gab sie ihre Einwilligung nicht halb

*) Das Molken (auch schweizerisch) = das Gemolkne.
**) Volkstümliche Bezeichnung der reichen Käsehändler.

ſo ungern, als ich erwartet hatte. Auch Nanni war mit mir einverſtanden. Ihre Geſchwiſter meinten, ich tue nur ganz recht, da ich doch nie wahre Luſt zur Sache bekommen werde. Es lag ein Vorwurf in dieſem Zugeſtändniſſe, der nicht leicht entgehen konnte, aber ich war doch damit zufrieden.

Ich konnte nicht ſo ſchnell zum Handeln kommen. Die Güterpreiſe und ſogar der Geldwert blieben den Winter über ſo ſchwankend, daß kein Menſch etwas anſtellen wollte. Ich ſuchte vergebens Käufer und mußte mich wieder um Kühe für den folgenden Sommer umſehen. Durch gütige Vermittlung meines Vormunds gelang es mir, im Dorfe Schwarzenberg ſechs ſtattliche Tiere zu pachten. Der Zins war freilich ſo hoch, daß ich dabei wenig oder gar nichts mehr verdienen konnte. Aber das ging ja auch nicht beſſer, wenn ich nun wieder einige hundert Gulden für eignes Vieh daran ſetzte. Ich wollte daher lieber noch mit fremden Werkzeugen arbeiten, bis zum Verkaufe der Alpe ſich eine günſtige Gelegenheit zeigte.

XXIII.

Der Winter war ungemein lang und ſchwer. Der Faſching aber ging vorüber, ohne mir frohe Tage zu bringen. Das erſte Faſchingsvergnügen haben hier und in Au die Zünftler gehabt. Am Montag nach dem Dreikönigsfeſte ließ der Herbergvater Spielleute kommen und die zünftigen Handwerker brachten ihre Weiber und Mädchen zum Tanz. Mein Schindelmachen, welches ich nebenbei wieder ſehr fleißig trieb, war leider kein zünftiges Handwerk. Ich konnte daher mir und Nanni an dieſem Tage keine beſondre Freude machen; es war aber ſchon ein andrer da, der ſie mit auf den Tanzplatz nehmen wollte. Es war ein ordentlicher Burſche. Wenn das Mädchen ihm abſagte, ſo glaubte man es ſchon ganz an mich gebunden und das Reden ging von neuem an. Auch Nannis Angehörige wollten den Burſchen bloß meinetwegen keineswegs abgewieſen wiſſen. Man ſagte ihr, daß ſie nun die beſte Gelegenheit habe, uns wieder einmal aus dem Gerede zu bringen. Das nun wäre uns beiden recht geweſen, und das Mädchen ging. Mir tat es innerlich ungemein weh, obwohl ich durchaus nicht eiferſüchtig war. Nanni kam nun freilich aus dem Gerede mit mir, ich aber wurde von meinen Gegnern ausgelacht und bemitleidet von den Freunden. Als ich einige Tage ſpäter das Mädchen beſuchte, verſicherte es mich, daß ihm Tag und Stunde zum Sterben lang geweſen ſei; aber die Tatſache war darum doch da. Ich glaubte zu ſehen, daß mein

Kommen den übrigen im Hause — Bruder Jakob ausgenommen — nicht besonders erwünscht sei. Das machte mich bitter und ungerecht auch gegen das gute Mädchen. Es wollte mich erinnern, daß ich selbst ja nichts wider den Schritt gesagt habe. „Allerdings," war meine Antwort, „ich sagte nichts dagegen, weil ich wohl sah, daß du nicht mehr den Mut hattest, für die Meine zu gelten und mich lieber lächerlich machen mochtest."

Das Mädchen redete viel dagegen, aber keins von uns fand heute das rechte erlösende Wort. Wir schieden äußerlich versöhnt, aber mit einem bösen Tropfen Verbitterung im Herzen.

Fleißiger als je schrieb ich nun mein Tagebuch. Zu Nanni kam ich fast nie, doch nahm ich mir vor, im Vorsaß häufiger mit ihr zu verkehren, wenn sich's irgendwie machen lasse. Das Etzen im Frühling währte mir viel zu lang. Ich wußte während des Hütens der Kühe kaum etwas anzufangen und hatte zum ersten Male im Leben recht Langeweile. Kein Buch paßte zu meiner Stimmung, und ich schrieb die schwermütigsten Gedichte ins Tagebuch, während die Hirten um mich herum ihre lustigsten Lieder sangen. Besonders die letzten zwei Wochen waren mir unendlich lang. Es regnete fast in einem fort und der Nebel hing aufs Dorf herab wie im Herbst. Die angeschwollne Ach toste so, daß ich kaum noch das Schellengeläute hörte, und alles wirkte zusammen, meine trübe Stimmung zu nähren. Vielleicht war mir auch ihre Nähe in Hopfreben nur zur Qual. Was ist einem Reichtum, den man nicht selbst besitzt, neben dem man darben muß?

In der Nacht vor dem Einzug ins Vorsaß konnte ich kein Auge schließen. Ich stand daher schon um drei Uhr auf und ging in den Stall. Meine vier Kühe sahen mich erstaunt an, die gepachteten aber schüttelten unwillig

die Köpfe, wie wenn ſie fragen wollten, ob man denn hier nicht einmal in der Nacht ungeſtört ruhen könne. Gemolken war's heute ſehr bald. Unterdeſſen hatte die Mutter Kaffee gemacht. Wir ſaßen dann ſtill beiſammen am Tiſch und beeilten uns, die unruhigen Kühe, die ſchon einen Umzug ahnten, ſo ſchnell als möglich aus dem Stalle zu bringen. Jetzt hatten wir den Weg ſicher allein, über den heute morgen noch viele hundert Kühe und Ziegen in die fünf Vorſaſſe des Hopfrebentales gebracht werden ſollten. Es war etwas über vier Uhr, als ich den zehn Kühen die Halsketten aufband und ſie aus dem Stalle trieb. Die Mutter ging voran. Sie war nun über das ſechzigſte Jahr hinaus und mußte noch ſo viel tun. Jetzt ſollte ſie ins Vorſaß und dann gleich wieder heraus, um daheim noch alles zu ordnen und zu ſchließen. Das konnte ich ihr nicht mehr abnehmen, aber allein hineinfahren konnte ich, und ſie gleich zu ihrer vielen Arbeit ſchicken. Ich tat das. Nun aber beſorgte ſie, wenn kein Menſch bei mir wäre, könnte leicht eine der fremden Kühe über den Salzbacher Steg hinüber. Dann ſollte ich dem verirrten Tiere nach und durfte doch auch die andern unmöglich aus dem Auge laſſen. Ich meinte, die fremden würden den bekannten folgen. Als es mir endlich gelang, die Beſorgte zu beruhigen, fand ſie mich viel zu ſchwer beladen, obwohl ich nichts als einige Kleidungsſtücke, die neuſten Zeitungen und unſre Katze zum Mitnehmen in einen grob gewobnen Sack getan hatte. Die Mutter wollte ihn wieder mit zurücknehmen, daß ich mich frei bewegen könne. „Es geht ſchon," ſagte ich und ſprang mit meiner kleinen Laſt den Kühen nach.

Wie ſchön wär's geweſen, wenn jetzt Nanni das Haus geſchloſſen oder mich begleitet hätte! Warum war ſie nicht meine Schweſter und immer bei mir? Das hätte ein

Leben abgegeben! Ich malte mir's aus — den einzelnen Tag und das ganze Jahr. Dann war ich wieder traurig, daß das nicht so war, nie so werden zu wollen schien. Einmal hatte ich ans Heiraten gedacht; jetzt hatte ich keine so schönen Träume mehr. Die Mutter wäre dafür gewesen. Sie sagte mir auch, um mich zu trösten, daß ich nicht ans Unmögliche meinen Sinn hängen dürfe. Es gebe noch andre, mit denen ich glücklicher leben würde als allein.

Ich aber war an die gebunden, der ich nie mit so einem Antrag kommen durfte, wenn unser Verhältnis nicht gänzlich zerstört werden sollte. Früher wünschten wir beide beständig nebeneinander zu leben, jetzt war alles vertanzt und vertrotzt. Warum nun mißlang denn, was ich immer anfing? War ich denn nur dazu da, alles Elend dieses Tales zu sehen und zu tragen? Wo ich Heilung hoffte, war mir Verletzung geworden von den ersten Monaten dieses Jammerdaseins an bis zum heutigen Tag. Alles, was ich schon erlebt hatte, die vielen Kämpfe, Entbehrungen, Sorgen, Mühen und Verluste durch den Tod, zogen an mir vorüber, so daß es für mich wie ein Spießrutenlaufen war, während ich meine Kühe durch die enge Schlucht hineintrieb. Halb geschloßnen Auges schritt ich vorwärts und sann. Ich sah es kaum, wie heiter der Himmel über Nacht geworden war. Den Gesang der muntern Vögel ringsum in den frischergrünten Buchenwäldern hörte ich nicht wegen des Tosens der Ach, die sich hoch angeschwollen und grau neben mir hinauswälzte. Nichts brachte mich auf andre Gedanken. Erst bei der Brücke, die von meinem Wege ab über die Ach auf die Gräsalpe und zum Salzbach führte, schaute ich auf. Mir mußte eben alles schief gehn. Jetzt war eine der gepachteten Kühe den meinen vorangekommen, die hungrig

über den Weg hinauf nach einigen Grasbüscheln langten. Und das dumme Tier wendete sich richtig vom rechten Wege ab gegen die Brücke.

„Hoho wischt!“ schrie ich hintendrein aus vollem Halse. Die närrische Kuh lief nun schneller — aber auf die Brücke. Die andern folgten. Sogar die meinigen gingen nach, oder sie sprangen vielmehr, als ob sie dabei doch das Gefühl hätten, etwas Unrechtes zu tun, und meine Strafe fürchteten. Lärmend eilte ich dem Vieh nach auf die lange Holzbrücke, um es gleich drüben umkehren und womöglich auch ein bißchen abstrafen zu können. Als die Kühe mich ihnen mit geschwungnem Stock folgen sahen, sprangen sie noch schneller. Trotz dem Tosen der Ach hörte ich das Gepolter der vielen Tritte auf den losen Brettern. Plötzlich tat es einen furchtbaren Krach, als ob ringsum — ja ich wußte nicht mehr was. Die Brücke leerte um*) und ich stürzte neben Brettern und Kühen in den tosenden Strom. Ich sank und sank und zischend schlug's ob mir zusammen. Dann hob es mich wieder und gurgelte ringsum: komm! komm! und wirbelte mich zwischen Balken und Brettern um die von der Himmelriese und vom Grat niedergestürzten Felsmassen herum und aus einem Strudel in den andern. Mit allem Wehren kam ich zu nichts als der Erkenntnis meiner Ohnmacht. Ein Balken riß mir den Sack mit der jammernden Katze, den ich im Schrecken krampfhaft festhielt, von der Schulter, ein andrer fuhr mir an den Arm, daß ich denselben nicht mehr regen konnte. Nirgends etwas Festes, kein sichrer Punkt, keine Hilfe — so mußte es jetzt aus sein! Neben dem „Bischer“, den man heute begrub, sollte ich liegen, wenn's mich nicht bis in den Bodensee trug. Das klügste

*) Schlug um.

war, auf den Bauch zu liegen und ſich hinauswerfen zu laſſen. Mußte ich nun ſo enden, unfertig, unbefriedigt, ohne irgend etwas erreicht zu haben! Das biſt du kalte, herzloſe, elende Welt! So bringſt du die Menſchen zur Ruhe, und die Himmelrieſe und der Grat da oben ſchauen dumm und gleichgültig zu. Nun, es ſei! Dort ragt aus dem Fundamente des Weges, den ſie an den Felſen hingeklebt haben, ein roter, ſpitziger Stein mit weißen Punkten weit hervor. Die Strömung ſchießt auf ihn zu. — So, du rauher, geſprenkelter Kerl, du kannſt jetzt mehr als alle, die ſich mit mir Mühe gaben. Du machſt Feierabend. Dort draußen iſt ſchon alles aus. Da — noch ein Blick zum blauen Himmel, zum goldig überglühten Felskopf droben — ſo und jetzt nun herzhaft!

Ich empfand einen Schlag. Er ſchmerzte jedoch nicht mehr; ich hatte aufgehört zu fühlen.

Dann — ich wußte aber nichts mehr von allem Vorherigen — war es mir, als ob ich ſchwer träume, ohne wach werden zu können, und dabei fror mich. „Komm, komm!“ rief es rings um mich herum und riß an meinen Händen und an den Füßen und an den Kleidern. Vor und hinter mir hörte ich ein Donnern und Rauſchen, wie von niederſtürzenden Lawinen. Ich glaubte wirklich im Schnee verſchüttet zu ſein und bemühte mich, mit dumpfer Gleichgültigkeit den Tod erwartend, nur etwas bequemer zu liegen. Ich mußte recht tief eingelawinet ſein, denn überall drückte mich's und war dabei doch furchtbar kalt. „Mutter!“ rief ich, ſo laut ich konnte. — Ja, die Mutter wartete wohl daheim auf mich. Nanni wartete nicht — oder doch auch? Ich glaubte die Mutter zu ſehen, ſie war ganz beſorgt und weinte. Nein, nein, das ſollte ſie nicht. Ich mußte mir ſchon Zwang antun und mich regen. Wenn man im Schnee ruhig liegen bleibt, ſchläft man

ein und erfriert. — Ich fühlte mich ſchläfrig, aber Nanni ſagte, ſie könne das immer gleich überwinden, wenn ſie ſich nur ſchnell rege; aufſtehn und herumgehn ſei gut. Ich ſollte auch gehn; aber wohin? Wo war ich? Ich begann mich umzuſehen. Überall ſchauten ſtarre Felſenköpfe auf mich herab — um mich herum war ein Waſſer, ſo breit als der Streifen Himmelsbläue, der ſich da oben in vielen Krümmungen hineinzog. Die Gegend war mir bekannt. Ich mußte auch ſchon dageweſen ſein. Ja, richtig! Den Gräsalpenfelſen und die Himmelrieſe und den Grat erkannte ich noch ganz gut. Da hinter der Felſenecke, drinnen in der allerengſten Schlucht war ich einmal — wohl vor langer Zeit ſchon — mitſamt der Brücke in die Ach gefallen. Sie lief gerade ſo ſchnell und groß und ſchmutzig wie jetzt. Aber auf welche Art kam ich denn damals wieder heraus? Ich verſuchte vergebens, mich darauf zu beſinnen. Gerettet war ich damals worden. Ich kam ſeither wieder oft zu meiner Nanni. Ach und jetzt ſollte ich ſie nie mehr ſehen! Ich kam ſicher nicht mehr hinaus. Hart am Ufer war ich wohl, aber das Waſſer war da ſehr tief — gerade die Hauptſtrömung. Ein großer Tragbalken war quer feſtgeklemmt zwiſchen einem Stein im Waſſer und dem Wuhr am Ufer, wo er ſich ganz langſam vorwärts bohrte. Ich lag hinter dem Balken bis an den Hals im Waſſer. Da, wo das lange Holz ſich ins Ufer einbohrte, hielt es meine Bluſe feſt, war ich da frei, ſo wirbelte mich's in die Tiefe. Mit einem Sprung kam ich auf den Wuhr, aber dieſer Sprung war nicht zu machen, wenn man nirgends feſtſtand. Wie war das denn ſo ſchrecklich, ſo ungeheuer gekommen? Ja, nach Hopfreben zu Nanni wollte ich ziehen, alles zog heute hinein. Richtig, da waren ja Leute genug drüben am Weg, bloß dreißig Schritte von mir. Sie

mußten mich auch ſehen und dann über den Grasboden herüberſpazieren bis an den Wuhr. Ein Seil hat wohl jeder bei ſich, wenn er Vieh herumtreibt; ein Stärkrer konnte mich auch mit leerer Hand retten. Ich wiſchte mir das Blut aus dem Geſicht. Die eine Hand hatte ich hierzu frei, während der andre Arm krampfhaft den Balken im Waſſer umklammert hielt.

Ich ſah wirklich Leute, ganz gute Bekannte, denen ich im Vorſaß ſchon manche Kurzweil gemacht hatte. Gerade gute Freunde waren es nicht — ſolcher hatte ich überhaupt nur wenige. Die Oberhauſer beſaßen kein Vorſaß, ſonſt würde ich ruhig auf die haben warten können. Aber Chriſten wollten die da drüben doch auch ſein — recht gute Chriſten — drum durften ſie mich nicht ſo hier liegen laſſen, wenn ich auch nur der Sonderling war. Ich wollte rufen, aber meine Lippen bebten, daß ich nicht ſchreien und nicht pfeifen konnte. Sie hätten es wohl auch ſchwerlich gehört, da ja das Waſſer immer lauter, immer furchtbarer toſte.

Gott Lob und Dank, jetzt ſah man mich, einer ſchaute herüber und ſtand ſtill. Dem hätte ich's kaum zugetraut. Er kam — aber nein — nur einen Schritt kam er gegen mich her — dann fingen zwei ſeiner Kühe, die er nie aus den Augen ließ, miteinander Händel an und er eilte, um abzuwehren. Mit geſchwungnem Stocke verſchwand er am Felsgrat vor dem Eingang der innern Schlucht. Wieder ein andrer ſchaute heraus zu mir, mehrere ſogar — man ſtand zuſammen und plauderte, dann lief man wieder Kühen und Schweinen nach, um den vielen folgenden den Weg zu räumen, welcher weiter drinnen fürs liebe Vieh ein bißchen gefährlich war. Keiner kam und die einzigen Oberhauſer, die mich mehr als ein Stücklein Vieh ſchätzten, waren nirgends, und alle, mit denen ich's je gut meinte,

waren nicht da. Ha! und dieſe Bauern zeigten ſich mir gerade ſo herzlos, wie ich ſie immer dachte. Unrecht geſchah ihnen von mir nicht. Aber mir von ihnen? Ich hatte mich immer von ihnen abgeſchloſſen und wollte höher hinaus. Wie die Arbeit, ſo der Lohn. Jetzt war ich in der Einſamkeit. Dort kamen wieder Leute, ſchauten flüchtig herüber, ſchienen ſich etwas zuzurufen und gingen dann kopfſchüttelnd ihrer Wege. Herr Gott, ich wollte doch lieber da liegen, als bei ihnen ſein wie ſie! Du Allgeiſt, der du mich werden ließeſt, ich will dein ſein, nimm mich und mach aus mir, was du willſt! Ich habe nur Vertrauen zu dir, keine Bitten als die einzige, laß es Nanni wohlergehn und der Mutter und den Oberhauſern und — —

Ein hängengebliebner Balken fuhr pfeilſchnell daher und ſchlug den wieder los, an welchem ich mich bisher feſthielt. Ich glaubte einen Schrei zu hören — vielleicht von denen, welche gerade herüberſchauten, vielleicht von mir ſelbſt. Dann war's aus — alles!

Diejenigen, welche mich pfeilſchnell hinter den beiden Hölzern hinaus aus einem Strudel in den andern treiben ſahen, hielten es wohl für unzweifelhaft, daß nun zwei „Biſcher" nebeneinander auf den Friedhof kommen würden. Der Genannte — ich habe früher ſeiner erwähnt — war vor zwei Tagen geſtorben und ſollte heute begraben werden. Das Leid um ihn war natürlich nicht beſonders groß. Es ging wohl niemand ſchlecht wegen ſeines Sterbens, als vielleicht den Oberhauſern. Er war ihr Götti geweſen und hatte ihnen regelmäßig das Neujahrbrot gegeben, ſo gut als ein andrer. Nun waren ſie auch erkenntlich, gingen zu ſeiner Leiche, ſpritzten Weihwaſſer, beteten und taten alles, was ein verſtorbner Götti nur verlangen kann. Joſeph, welcher ſeit mehreren Tagen in Hopfreben an des Adlerwirts baufälliger Hütte herum-

flickte, war gestern abends spät noch ins Dorf geeilt, um den Psalter für den Verstorbnen beten zu helfen. Er blieb dann noch eine Weile bei denen, welche die Nachtwache hielten, und so begegnete ihm dann das gerade Unerhörte, daß er sich am Morgen ein wenig verschlief. Seine Absicht war gewesen, vor dem Tagen wieder zu seiner Arbeit zu gehn. Nun aber kam er schon etwas später mit seiner Köchin auf den Weg — nur wenige Minuten zu spät, um von dort mich zu holen, wo meine Seele ihn rief, aber er war wohl auch einem schwerern Stück Arbeit gewachsen. Gewiß, wenn einer, so konnte er mich retten — „der kühne Mann der schnellen Tat", wie ich ihn oft in Scherz und Ernst zu nennen pflegte.

Aber noch wußte er nichts von meiner Not und schritt plaudernd mit der Köchin, des Adlerwirts Schwester, langsamer als ihm lieb war, durchs freundliche Tannenwäldchen hinein gegen die Himmelrieseschlucht, wo der Weg und die Ach hart zusammenkommen. Als er dort ankam, sah er weiter drinnen ein Bäuerlein, Christian Kohler, herausspringen, als ob es mit der Ach um die Wette zu laufen versuche. Da mußte wohl ein Unglück geschehen sein, sonst wäre der Mann gewiß nicht von seinen Kühen weg. Er ruft — aber man versteht nicht viel beim Tosen des Wassers. Nur einzelnes: „Haltet ihn! springt — im Wasser — um Gottes und Christi Willen — zu spät — der Franzmichl!"

Joseph blieb erschrocken stehn und schaute ins Wasser. Da sah er pfeilschnell etwas Blaues dahertreiben. Das mußte ein Mensch sein, und schon mit diesem Gedanken hatte er den Sprung ins Wasser gewagt.

Sein Gedanke war immer gleich Wort und Tat.

Die erschrockne Begleiterin sah ihn schon mit dem wütenden Elemente kämpfen, als sie eine Frage an ihn

richten wollte. Noch ſtand er aufrecht — aber ſchon ſchwankend. Es zerrte ihn rechts und links, immer weiter hinaus. Noch zwei ſolche Riſſe — dann war er dort im Strudel. O Gott! jetzt nun noch einen und er verſchwand hinter dem Weidenwäldchen, welches gegen das Dorf hinaus zwiſchen der Ach und dem Wege ſtand. Dort war der Strom ſchmal und tief, Hilfe unmöglich. Es mußte ein Unglück — ein doppeltes Unglück geben. „Jeſus Maria!“ Jetzt erhob es ihn — gerade als hart neben ihm etwas Blaues, ein Kleidungsſtück, dem Strudel zuſchoß. Er erfaßte — er hatte es. Dadurch ward ſeine Körperlaſt ſichtlich größer. Halb gehend, halb ſchwimmend kam er einen Augenblick ſpäter mit einem Menſchen ans Ufer. Wer mochte das doch ſein? Der Körper war ſo entſtellt und zerſchlagen, daß zuerſt ſogar der Oberhauſer ihn kaum kannte. Es war ein großer Augenblick für ihn, als er ſeinen Freund gerettet ſah. Er hatte ihn verdient.

Aber war der Freund wirklich noch gerettet? Starr, kalt und leblos lag er da. Man begann ihn mit Eſſig einzureiben, den die Köchin bei ſich hatte. Ihre Anweſenheit war überhaupt ein großes Glück, denn ſie verſtand von jeher mit Kranken umzugehn, wie ſonſt wenige, und war längſt in der ganzen Gegend als „barmherzige Schweſter“ bekannt. Die nun herbeieilenden Bauern wollten mich auf den Kopf ſtellen, damit ich dann das etwa verſchlungne Waſſer wieder von mir gebe. Sie war dagegen und ordnete das Einreiben von Eſſig an. Die Bauern folgten kopfſchüttelnd und murrten; ſie wollten dann keine Schuld haben, wenn ſo eine alte Leſerin mich noch ganz umbringe. Es kamen immer mehr Leute, denn die, welche nach dem Salzbach wollten, fanden die Brücke weggeriſſen bis auf einen einzigen Balken und mußten daher unverrichteter Sache wieder zurück.

Einige von ihnen waren in Au daheim. Dieſen gab des Adlerwirts umſichtige Schweſter den Auftrag, ſo ſchnell als möglich den Doktor herzuſchicken; ein andrer mußte den Pfarrer holen, während die Zurückbleibenden Anſtalten machten, mich in jenes kleine Häuschen dort auf dem Hügel zu bringen. Dort wurde mir unterdeſſen, da es an geräumigen Zimmern fehlte, das Bett mitten auf dem Boden der Wohnſtube gemacht.

Man rechnete jetzt nach und fand, daß ich im ganzen länger als eine halbe Stunde im Waſſer lag. Auch die Verletzungen des Kopfes ſchienen gefährlich.

Schon fünf Viertelſtunden gab man ſich zur Wiederbelebung alle erdenkliche Mühe, ohne daß dieſelbe noch durch ein ſichres Lebenszeichen belohnt war. Aber die barmherzige Schweſter ließ ihren Eifer nicht ermüden, bis Dr. Walſer kam und ſeine Unterſuchungen begann. Auch der Pfarrer kam, damit ich — wenigſtens nicht durch ſeine Schuld — nicht ohne die Tröſtungen unſrer Religion bleibe.

Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe hatte ſich um ſo ſchneller verbreitet, weil heute viele Leute auf allen Wegen waren und man auch mit der Beerdigung des „Biſchers“ über die beſtimmte Stunde hinaus auf die Rückkehr des Pfarrers warten mußte. Meine Mutter, die alle Hände voll im Hauſe zu tun hatte, erfuhr beinahe zuletzt davon. Es kam eine Nachbarin und ſagte, daß der Franzmichl mitſamt den Kühen und der Salzbacher Brücke ins Waſſer gefallen ſei. Den Franzmichl habe man für tot aus dem Strom geriſſen, die Kühe ſeien ſpäter im Vorſaß geſehen worden. Die werden wohl ſchwimmen können, der Franzmichl aber habe das halt nie gelernt.

Die Mutter dachte nicht daran, daß von mir die

Rede ſei. Ich mußte ja nicht über den Salzbacher Steg, mein Vetter und Namenspatron aber mußte hinüber — alſo war es der. Vielleicht wollte ein gütiges Geſchick den größten Schrecken ihr erſparen, ſonſt hätten die Beſorgniſſe, welche ſie früher äußerte, nicht ſo ganz zur Ruhe kommen können. Sie ſprach ihr Bedauern aus über des Vetters arme Mutter, und die Nachbarin hatte nicht mehr den Mut, ſie ihrer Täuſchung zu entreißen.

Am Arbeiten im Hauſe hatte die Mutter nun keine Freude mehr. Sie mußte doch ſehen, wie es dem armen Vetter ging, und machte ſich ſofort mit einem Päcklein friſcher Wäſche auf den Weg.

Vor dem Häuschen, in dem ich lag, erfuhr ſie nun das Wahre, aber gleich dazu auch etwas Tröſtliches. Aus der Stube wurde nach allen Seiten gerufen: „Er lebt, er hat ſchwer aufgeatmet, und die Verletzung am Kopfe nimmt der Doktor nicht für gefährlich.“

Die Mutter ging in die Stube, wo nun Dr. Walſer ihr meinen Namen zu rufen befahl. Sie tat es und ich antwortete mit ſchwerer Zunge: „Ja, gleich,“ — wie jeden Morgen, wenn ſie mich zur Stallarbeit wecken mußte. „Jetzt iſt's geraten,“ ſagte der Doktor fröhlich, worauf ich gleich die Augen aufſchlug und mich erſtaunt in der Stube umſah.

XXIV.

„Jetzt ist's geraten!“

Diese Worte Walsers waren die ersten, die ich hörte, — von dem Rufen der Mutter wußte ich nichts — und nun ärgerte mich's, daß ein Mensch so jubeln konnte, während ich ein furchtbar schmerzliches Brennen in allen Gliedern empfand. Die Stimme klang mir bekannt. Sie weckte doch etwas, das ich ein leises Anklingen an liebe Erinnerungen nennen möchte. Ich war denn auch nicht besonders überrascht, den guten Walser neben mir auf dem Boden knien zu sehen. Aber was wollten die andern, die so dicht um ihn her standen, daß ich fast ganz im Dunkeln lag und nur die getäfelte Stubendecke hart ob den blonden und braunen Krausköpfen sehen konnte? Es waren lauter bekannte Gestalten; doch dachte ich mir bei keinem einzigen etwas Besondres. Auf alle zusammen war ich herzlich böse und hätte sie gerne fortgeschickt, obwohl ich mir über den Grund meines quälend mächtigen Widerwillens keine Rechenschaft geben mochte. Die Bauern aber, die jetzt ihre Kühe in Sicherheit wußten, hatten keine besonders große Eile mehr. Trotz dem Verbote des Doktors wollte jeder sich gleich von mir erkannt und angeredet sehen. Die an mich gerichteten Fragen riefen schnell das jüngst Geschehene in mein Gedächtnis zurück. Man erzählte mir nun auch, was ich noch nicht wußte. Als ich erfuhr, daß der Oberhauser mein Retter geworden, sprach ich unverhohlen meine Freude darüber aus. Das verletzte. Der

Kreis um mein Bett begann sich schnell zu verkleinern und es ward hell in der Stube. Am wehesten tat den Leuten, daß ich geradezu sagte: „Da hätte ich mich also doch nicht getäuscht; mir sei es vorgelegen*), eine schöne männliche Tat, — meine Rettung wäre nur vom Oberhauser zu erwarten."

Man schüttelte die Köpfe darüber, daß ich, statt in allem eine wohlverdiente Zurechtweisung von Gott zu sehen, das neue Leben gleich wieder aufs neue mit Neckereien anfange. Auch die Mutter tadelte das. Mich aber freute die Tat meines Freundes besser als dieses neue Leben, in welchem ich nur ein ferneres Gebundensein an Leute sah, die von mir, dem Hilfebedürftigen, weg und ihrem Vieh nachliefen. An das mußte ich immer denken, sobald ich wieder einen in die dunkle Stube kommen sah, der sich nach meinem Befinden erkundigen wollte. Ein furchtbarer Schmerz in allen Gliedern regte mich auf, daß ich alles nur in trübster, widerwärtigster Färbung sah. Auch die düstre fremde Stube und mein schlechtes Lager mochten das ihre tun. Ich benahm mich so, daß es ziemlich laut hieß, ich hätte den rechten Verstand verloren, und es sei zu besorgen, daß ich mich noch ganz hintersinnen**) werde.

Dr. Walser sah gleich, was mir fehlte. Er sprach, daß ich noch heute heimgebracht werden sollte. Eine halbe Stunde bei so schönem Frühlingswetter im Freien könne mir gewiß nicht schaden. Nachmittags kam er mit vier Trägern und einer Bahre. Ich wurde mitsamt dem Bette aufgeladen und ins Freie gebracht.

Wirklich ins Freie! Die Welt war halt doch schön! Das empfand ich, als ich wieder unsern tiefblauen Himmel

---

*) Vorliegen = als Ahnung vorschweben, ahnen.
**) Irrsinnig werden.

und Gottes leuchtende Sonne ſah. Ich betrachtete meine zerſchlagnen Hände. Sie waren doch noch da, und die Bewegung jedes Gliedes, ſogar ſeinen Schmerz empfand ich mit inniger Freude. Es war mir ſo wohl im ſichern Bette — ziemlich weit ab von der triefenden Ach —, daß ich leiſe zu ſingen begann. Dabei mußte ich wieder an meine Dichter denken. Manche ſchöne Stelle aus ihnen fiel mir ein und machte mich reicher, froher. Das Leben war halt doch ſchön!

Die Worte, mit denen ich zuerſt Neugierige und Teilnehmende von meinem Lager trieb, hatten ſich ſchnell überall verbreitet. Zuerſt geſchah das, um zu zeigen, daß ich von der Bevölkerung wirklich nichts Beßres verdient habe, als was mir geworden ſei. Aber das ging nicht mehr. Jeder Bauer, der heute ſein Vieh ins Vorſaß getrieben hatte, bekam von ſeinem Weibe oder der Mutter oder beiden eine recht geſalzne Strafpredigt zu hören. Wer auch nicht bei der Sache beteiligt war, begann ſich zu ſchämen. Jeder empfand die bei dem Ereigniſſe zutage getretne Herzloſigkeit wie ſeine eigne Schuld. Unbewußt laſtete es auf allen, daß nicht etwa der oder der, ſondern daß der Geiſt der Bevölkerung an mir geſündigt habe. Die Begegnenden näherten ſich mit ſcheuer Freundlichkeit, als ob ſie mir ein großes Unrecht abzubitten hätten. Ich war in der Stimmung, mit jedem zu reden, denn mir tat der Verkehr mit Menſchen ungemein wohl, und ich machte den Vorſaß, mich künftig freundſchaftlicher zur Umgebung zu ſtellen. Die Einſamkeit war doch ſchrecklich! So ſchied nun auch jeder befriedigt — ich möchte ſagen erleichtert — von mir, und noch nie war ſo viel Gutes aus meinem Leben herausgeſucht und erzählt worden, als dieſen einzigen Tag.

Am Abend kamen die Oberhauſer und ſpäter auch einige gute Freunde aus Au. Sie freuten ſich herzlich,

sowohl über meine wirklich wunderbare Rettung als über den Eindruck, welchen das Ereignis auf die Bevölkerung zu machen schien. Alle wußten das gleiche zu erzählen — lauter Liebes und Gutes. Mir tat das so wohl, daß ich sie bat, mir nie mehr zu sagen, wie der und jener heute sich in der Riesenschlucht benommen, ob er im Werte seines Viehes oder in meinem Unwerte seine Entschuldigung suchte. Das Ereignis schien versöhnlich zu wirken; da durfte keinem nachgerechnet werden, was vielleicht schon jetzt ihn selber mehr als mich schmerzte.

Die Mutter machte mir mein Bett auf dem Kammerboden, damit ich im unruhigen Träumen ja nicht falle. Ich schlief aber ganz ruhig und erwachte des andern Tages erst, als es schon zum Gottesdienste, zur Feier des Fronleichnamsfestes läutete. Ich versuchte aufzustehn, was mir denn auch ohne fremde Hilfe gelang.

Nachdem der Morgenkaffee getrunken war, ging auch die Mutter zur Kirche und schloß die Tür unsers Hauses hinter sich zu. Ich war allein und begann in Goethes Sprüchen zu lesen.

Bald glaubte ich ein leises Klopfen an der Tür zu hören. Es wiederholte sich immer stärker, bis ich endlich mein Buch beiseite legte, um zu sehen, wer jetzt, wo doch kein Gesunder den Gottesdienst versäumte, mich besuchen wolle, wenn es nicht etwa der Doktor war, der jeden Sonn- und Festtag in Au zur Frühmesse ging, um dann den ganzen Tag zu gewinnen und doch dem strengen Kirchengebote zu genügen.

Ich öffnete die Tür und sah — — Nanni, die ihr glühendes Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Sie sagte mit bebender Stimme, sie habe mich nicht so gut zu finden erwartet, daß ich ihr schon selbst wieder die Tür aufschließen würde. Dann reichten wir einander die Hände

und ſtanden lange ſchweigend nebeneinander im Schopf. Endlich beſorgte ſie, die Zugluft hier könnte mir ſchaden, und ich ging nun voran in die Stube.

Hier ſetzte das Mädchen ſich neben mich auf eine Bank, verbarg ſein Geſicht an meiner Bruſt und weinte.

„O Gott!“ rief es endlich aus, „was alles hab' ich ſeit geſtern in mir erlebt! Nun weiß ich, wie ich an dir hänge; nun iſt mir alles, alles ganz klar geworden. So viel mußteſt du ausſtehen, ſo furchtbar nahe ſein dem Tode, bis ich eins mit mir geworden bin!“ Ich verſuchte vergebens, die Aufgeregte zu beruhigen, indem ich an den guten Ausgang erinnerte. Sie aber ſagte: „Du haſt Todesangſt ausgeſtanden, und ich konnte keinen heitern Gedanken in deiner Seele erregen, ja, die Erinnerung an mich mußte dir noch quälend ſein. Sie konnten ſich zwiſchen uns ſtellen, die ſo herzlos ſind, und ich war ſchwach genug, mich einmal um ihr Urteil zu kümmern und dir dadurch wehe zu tun. Gelt, an das haſt du gedacht?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Aber wenn du in Gedanken Abſchied nahmſt von dem kleinen Kreiſe deiner Treuen und auch ich dir dann erſchien, ſo durchzuckte dich's ſchmerzlich. Ja, das ſah ich dir an, du hätteſt kein recht ſchönes, frohes Andenken an mich mit hinübergenommen.“

„Laß doch das! Du haſt mir immer das Liebſte, das Beſte getan, wo du nur konnteſt.“

„Nein, ich hätte mehr können; aber ich bin halt an die Meinen gebunden, recht innig. Du hängſt auch an deiner Mutter, obwohl ſie dich nicht immer verſteht. Sie meinte es wohl oft gerade dann am beſten, wenn ſie mit blutendem Herzen gegen dich redete, und du ſahſt das und gabſt nach. Siehſt du! ſo bin ich daheim zehnfach gebunden an Mutter und Geſchwiſter. Das gibt einem

etwas Ruhiges, oder wenn du willſt, etwas Behagliches, Träges, daß man ſich ſchwer ablöſt und nur dem eignen Gefühl überläßt. Hätteſt du dich auch in einen Kreis recht warm einleben können, ſo würdeſt du dich nicht von äußern Strömungen immer ſo gewaltſam erfaßt fühlen. Aber du ſtehſt überall allein und mußt allein ſchaffen und ſtreben. Wie ſchön iſt's doch bei uns, wo jedes bei allen ſteht und ſich in allen fühlt! O, wie tät ich wünſchen, daß ich auch dich in den Kreis ziehen, oder auf deinen einſamen Wegen dich begleiten, dir helfen könnte!"

„Schon dieſer Wunſch von dir," ſagte ich mit vor Freude bebender Stimme, „macht mich glücklich und viel, viel minder einſam. Übrigens — zu machen wäre das ſchon," fügte ich etwas unſicher bei.

„Wie?" fragte das Mädchen kaum hörbar.

„Wir könnten einander heiraten."

„Möchteſt du mich?"

„O, von Herzen gern! Wie froh und ſicher und kräftig mich das machte, fühle ich ſchon, ſeit du neben mir biſt und mich daran denken läßt."

„Ich bin dein," ſagte Nanni und reichte mir freudig die Hand.

„Wollen wir heiraten?"

„Ja, wir wollen!"

Die Wonne dieſes Tages war ſchon die Not und Angſt des geſtrigen wert. Es kam aber noch etwas. Nanni ſagte mir, daß ſie und die Ihrigen ſeit geſtern mehr Liebes und Gutes, als ſonſt Schlimmes von mir gehört hätten. Es ſei gerade, als ob jedermann etwas von früher wieder gutzumachen wünſchte.

So eine Mitteilung wird keinem gleichgültig ſein, der zwiſchen unſern Bergen leben muß, wie hoch er ſich auch über die Urteile der Menſchen erheben zu können

wähnt. Die Ehre und der gute Ruf ſind jedem ſein Leben und beſtimmen das Maß ſeines Könnens mit einer Strenge, der nur wenige Kräfte gewachſen ſind. Perſönliche Geltung iſt nicht nur zu einem behaglichen Leben, ſondern zu jedem Unternehmen durchaus unentbehrlich. Das Beſte und das Schlechteſte bekommt Geltung durch den, der es ſagt oder gibt. Es war daher kein Wunder, daß mir nun eine neue Welt aufging, ein neuer Frühling, in dem tauſend ſchöne Pläne blühten. Wir beide hatten ſchon damit unſre Freude, und erſt zuletzt kam ich darauf, wie notwendig zu unſerm Vorhaben die Gunſt der öffentlichen Meinung ſei. Ich ahnte, man überlaſſe mir ſo ein Mädchen ungern genug, wenn auch nicht nur das Schlimme von mir geſagt und gelogen werde.

Der Vormittag war ſchnell vorüber und die Mutter kam heim. Sie ſagte, es ſei ihr ſpät geworden, weil ſie überall von meinem Befinden habe Bericht machen müſſen. Über Nannis Anweſenheit war ſie nicht halb ſo erſtaunt, als ich erwartete. Sie grüßte das Mädchen freundlich, und man merkte immer wieder, wie lieb und recht es ihr war. Nach dem Mittageſſen wurde ihm unſre Hauseinrichtung gezeigt. Es war alles einfach, aber doch ſo gut, als man es hier herum gewöhnlich trifft, und ſo, daß ich mich nicht zu ſchämen brauchte, wenn ich an das dachte, was Nanni gewohnt war. Mir tat es wunderbar wohl, die beiden ſo mitſammen im Hauſe herumgehn zu ſehen, und ihnen folgend vergaß ich, daß mir nicht ganz wohl ſei. Die Mutter ſorgte beſtändig, ich erlaube mir zuviel und werde nachher dafür zu büßen haben. Ich fühlte mich innerlich wohl und der Körper war gewohnt, meinem Willen und noch lieber meiner Stimmung zu folgen. Gewiß hätte ich mir wehe getan, wenn ich ruhig auf dem Kanapee aus dürrem Buchenlaub geblieben wäre, während

Nanni in meinem Altarkämmerlein bei meinen Büchern verweilte.

Der Abſchied war ein fröhlicher. Nanni wußte, daß ſie einen Glücklichen zurückließ, und ſah mich, innerlich wenigſtens, geſünder als je vorher.

Mir war wirklich ein neues Leben geſchenkt. Nicht nur fühlte ich von der aufgeleſnen Verbitterung mich geheilt, auch die Umgebung ſtellte ſich freundſchaftlicher zu mir, und aus jedem Auge ſah ich mir freundlich die Hoffnung auf ein fröhliches Zuſammenleben in der Zukunft leuchten. Es war eine wahre Freude, am Fenſter ſtehend, allen zuzuſehen, die über die Gaſſe hart vor dem Hauſe auf und ab gingen. Jeder ſchaute viel freundlicher zu mir herauf als früher und war trotz der dringendſten Arbeit immer geneigt, ſich in ein kurzes Geſpräch mit mir einzulaſſen. Ja, das Leben im Dorfe war jetzt hübſch. Dennoch ſehnte ich mich ins Vorſaß zu Nanni, welche ich gleich nach dem Fronleichnamsfeſte mit ihrer Mutter hineinziehen ſah.

Schon in der folgenden Woche litt es auch mich nicht mehr im Dorf. Als ich wieder hart an die Ach kam, begann mich ein wenig zu fröſteln und alle Glieder durchzuckte ein krampfartiger Schmerz. Das kam auch ſpäter noch, und ſogar jetzt bin ich etwas unſicher und ängſtlich, wenn ich Waſſer unter mir ſehe. Sonſt aber hat das Ereignis mir gar nichts Schlimmes zurückgelaſſen als einige Körperverletzungen, die ſchon in wenigen Wochen wieder geheilt waren.

Freund Oberhauſer bewarb ſich um die Belohnung, welche von der Regierung jedem zugeſichert war, welcher mit eigner Todesgefahr ein fremdes Menſchenleben rettet. Er bekam ſtatt der verſprochnen fünfundzwanzig Gulden nur zwanzig und hatte davon auch noch den vielen aufgerufnen Zeugen ihre Gänge aufs Gericht in Bezau zu be-

zahlen. Auf das, was ihm schließlich noch blieb, mußte noch gelegt werden, daß er sich eine billige Taschenuhr kaufen konnte. Möge sie ihm nur glückliche Stunden zählen oder solche, deren Unangenehmes nachher zum Segen wird, wie da, wo sein kräftiger Arm dem Untergange mich entriß und einem wahrhaft neuen Leben wiedergab!

Daß für die Rettung meines Lebens die bestimmte Belohnung nicht voll ausbezahlt wurde, gab hier herum viel zu lachen.

Es hieß, mein Leben sei wenigstens ein Fünftel weniger wert als ein andres, das habe das Amt im Namen der Regierung nun selber bestätigt mit Siegel und Brief. Ich lachte selber von Herzen mit. Früher hätte mich's wohl ein wenig geärgert, aber da wären auch beleidigendere Folgerungen daraus gezogen worden als jetzt, wo man damit abschloß, die Regierung habe für mich darum weniger bezahlt, weil ich doch — zum Soldaten untauglich sei.

In Hopfreben verlebte ich glückliche, die glücklichsten Tage. Die Nächte waren jetzt kurz, aber wir hatten doch eine Nachtstubat. Es war, als ob die Leute wieder einbringen wollten, was im Kummerjahr 59 versäumt wurde. Man trieb das Tollste. Ich machte nicht mehr gar alles mit, so daß viele sagten, ich sei doch etwas ernster aus der Ewigkeit wieder zurückgekommen. Das war nun durchaus nicht der Fall. Ich fühlte mich heitrer als je, aber ich dachte mich nun schon als Mann — als Nannis Mann — und dieser Gedanke ward oft mein Gewissen. Streng hielt es mich nicht, aber es veredelte meinen Geschmack und hieß mich an vielem keine Freude mehr finden, was ich früher neben andern — wenn auch oft nur aus Verzweiflung — trieb. Das war nicht etwa nur darum so, weil die Nachtstubat in des Mädchens Hause zu-

ſammenkam und ich da mich von der vorteilhafteſten Seite zu zeigen wünſchte. Viele tun das freilich und glauben es dann auch von andern. Da werden Wünſche und Neigungen der Geliebten ſowohl als ihrer Eltern ängſtlich erforſcht und dann ein Plan gemacht, mit welchem man nicht nur andre, ſondern auch ſich ſelber täuſcht. Wehe ihnen, wenn ſie einmal wieder zu dem zurück wollen, was ihrem Weſen gemäß iſt! Dann ſtürzt über ihnen das ſtolze Gebäude häuslichen Glücks zuſammen, welches die Toren auf dem Sande aufführten. Die Liebe betrügt nie, Wahrheit iſt ihr Leben. Sie iſt nur durch das Glück des geliebten Weſens befriedigt und macht zu ſtolz zum Schmeicheln und Kriechen. Wenn ich jetzt fleißiger bei der Arbeit war und immer nebenbei etwas bares Geld zu verdienen wußte, ſo kam auch das nicht von Wohldienerei, ſondern von der wachſenden Freude an meiner Berufsarbeit, die nun meine und Nannis Ernährerin werden ſollte. Dieſer Gedanke gab allem, ſogar dem Kuhſtall, eine gewiſſe Weihe. Ich ſuchte auch in der Hauseinrichtung, für die ich plötzlich ein ſehr ſcharfes Auge hatte, noch manches zu ergänzen. Zu dieſem Zwecke arbeitete und ſparte ich ſo freudig als früher, wenn es die Anſchaffung eines lang gewünſchten Buches galt.

Das Haus, welches wir bewohnen ſollten, war mein Tempel, ſeine nächſte Umgebung mit Wieſe und Wald, Vorſaß und Alpe meine Welt geworden.

XXV.

Es war mir nun doch auch einmal ordentlich wohl auf der Welt, ohne daß ich's mit der Einbildung und mit schwerer Gedankenarbeit jeden Tag neu gewinnen mußte. Kein Unfall entmutigte mich und nichts warf einen Schatten auf mein Glück, als die Frage, was wohl Nannis Angehörige zu unserm Vorhaben sagen würden. Noch hatten wir nicht recht davon zu reden gewagt. Nur zuweilen ließen wir ein andeutendes Wörtlein fallen — sogenannte Fühler. Das wurde gewiß nicht überhört; aber man vermied es, darauf einzugehn, obwohl wir dahin drängen wollten. Die Vorsaßzeit war schon bald zu Ende, und ich mußte mich nun entschließen, mit der Sprache herauszurücken.

Zuerst beschloß ich, mit Bruder Jakob zu reden, den ich mir am geneigtesten wußte. An einem Sonntage wartete ich, bis er und der Schneider ihre 22 Kühe gemolken hatten, um dann, da der Schneider sennen mußte, mit Jakob allein nach Schoppernau zum Gottesdienste gehn zu können. Wir plauderten zuerst von den Aussichten des Jahrganges für die Milchwirtschaft und kamen dann vom Allgemeinen unvermerkt mehr ans Besondre. Ich erzählte ganz begeistert, daß ich jetzt eine Freude an der Bauernarbeit, eine Liebe zur Heimat in mir erwachen fühle, wie ich's früher niemals auch nur zu ahnen vermocht hätte. Jakob sagte mit Herzlichkeit, man sehe mir das an, und jedermann sei mir darum gut. Wenn ich früher so gewesen wäre, hätte mir manches Bittre wohl erspart bleiben

können. Das Gute jedoch komme nie zu ſpät, und man könne ſich freuen, daß die Ach mir und andern die Augen ausgewaſchen habe.

„Jenes Ereignis," antwortete ich, „könnte man ein Wunder nennen, wenn einem das beſonders ſchmeichelte. Solche Wunder gäb's aber oft im Leben, wenn man nur bloß ihres Segens teilhaftig würde. Auch mir würde derſelbe ohne deine Schweſter verloren gegangen ſein, oder ſich gar noch in den Fluch neuer Verbitterung verkehrt haben."

Und nun ſchilderte ich mit der Begeiſterung des Liebenden, wie ich mit und durch Nanni ein ganz andrer geworden ſei, wie ich mich jetzt hier daheim fühlte und mich gern für immer an die Heimat binden möchte. Meine Mutter ſei alt und ſehe mich einſam. Sie würde freudig die ſegnen, welche ihr zweites Kind werden möchte. Ich hätte nun mit Nanni geredet und unſre Heirat ſei von uns aus eine ausgemachte Sache. Ich hoffte, daß man nicht zu viel dagegen einzuwenden habe, obwohl ich wiſſe, daß eine Haushaltung ſo ein Mädchen ungern ziehen laſſe.

Meine Rede war warm, und dem guten Jakob wurden dabei die Augen feucht. Er ſagte, das habe er ſchon lange kommen ſehen. Er ſei auch überzeugt, wenn je ein Paar, ſo wären wir beide ganz beſonders füreinander geſchaffen. Ihm tue es weh — recht weh — das Mädchen aus dem Hauſe zu laſſen, aber er ſei auch überzeugt, daß Nanni nichts anſtrebe, was zu ihrem Unglück werden müßte, und er hielte es für eine böſe Gewiſſensſache, ernſtlich gegen unſre Verbindung aufzutreten. Auch Nanni würde hier herum nicht zum Hundertſten paſſen, wenn ſie ſich auch ſo gut als eine in alle Verhältniſſe zu fügen wiſſe.

Niemals habe ich vor oder nach einer Beicht mehr

gute Vorsätze gemacht, als diesen Vormittag unter dem Gottesdienst. Bei der Messe sang ich das Gloria halb laut mit und den künftigen Schwager neben mir sah ich an wie den großen Oberhauser, meinen Lebensretter.

Nachmittags redeten ich und Nanni nun auch mit ihrer Mutter. Hier hatten wir schon einen Gehilfen und Fürsprecher an Jakob, aber wir brauchten ihn. Die Greisin schauderte anfangs zurück vor dem Gedanken an eine Trennung von ihrem Liebling. Aber gerade weil Nanni ihr so lieb war, gab sie deren Bitten allmählich nach.

Später freilich ward noch mancher Widerspruch erhoben; aber das vermochte mich nicht mehr zu betrüben. Vielmehr sah ich darin immer ein Zeugnis für den hohen Wert meiner Geliebten. Ja, das feste Zusammenhalten dieser Familie war mir auch da wohltuend und bewundernswert, wo es der Erfüllung meines heißesten Wunsches feindlich sich gegenüberstellen zu wollen schien. Jetzt sah ich, wie recht Nanni hatte, als sie das Wohltätige des Lebens in einem Kreise lieber Geschwister pries.

Zuweilen erwachten unter Nannis Angehörigen denn doch auch allerlei Besorgnisse wegen der Zukunft des Mädchens, wenn mir jetzt die öffentliche Meinung auch ziemlich günstig blieb und derartige Bedenken nicht mehr groß zu ziehen suchte. Es war doch eine wichtige Sache, das Schicksal eines Mädchens ganz in die Hand dieses unberechenbaren Sonderlings zu legen; vielleicht um so bedenklicher, je vertrauender und gläubiger die Liebende sich ihm überließ. Diese Besorgnisse wurden glücklich durch einen Brief des studierten Bruders zerstreut, an welchen sich Nanni wendete. Er wollte mich früher in Hopfreben kennen gelernt haben als einen Menschen, dem viel Tüchtiges zuzutrauen sei, wenn er in der Heimat je gehörig Wurzel fassen könne. Er sprach daher die Hoffnung aus, daß die

Verbindung nicht nur den beiden einſamen, unverſtandnen Leutchen, ſondern wohl auch noch der Gegend zum Segen werde, welche ſo ſehr eines Mittlers zwiſchen ihr und der „Welt“ bedürfe. Er verſprach, bei unſerer Hochzeit zu erſcheinen, da es ganz gewiß in wenigen Monaten mit der Herrlichkeit der deutſchen Beamten in Ungarn für immer aus ſein werde.

Nannis Geſchwiſter hatten, wie wohl die meiſten Bregenzerwälder, im Grunde des Herzens kein beſonders günſtiges Vorurteil für halb lateiniſche Menſchen mit langen Kitteln. Man ſah den Kaſpar nicht gern ſo einen Herrn abgeben und nur das Kerngeſunde ſeines Weſens, die Überlegenheit ſeines reichen Geiſtes hatten ihm ihr Herz wiedergewonnen. Ja, durch ihn wurden ſie überhaupt von ihren Vorurteilen gegen alle Aufklärung geheilt, deren Wohltaten er ihnen in ihrer Weiſe zu zeigen und zugänglich zu machen wußte. Sein Brief tat Wunder. Alle Beſorgniſſe waren zum Schweigen gebracht, und im Faſching des kommenden Jahres wollten wir Hochzeit halten.

Es waren wunderbare Tage, in denen wir uns zur öffentlichen Feier unſers Glücks vorbereiteten. Da gab's noch viel zu ordnen und anzuſchaffen. Der Schneider und ſeine älteſte Schweſter, die Näherin, bekamen viel zu tun, denn ſie hatten ſich's zur Aufgabe gemacht, uns hochzeitlich herauszuputzen und bei dieſer Gelegenheit einmal ihre Leiſtungsfähigkeit zu zeigen. Wir mußten oft lächeln, wenn wir wieder und wieder alles anprobieren und uns von allen Seiten, in jeder Stellung zeigen ſollten. Uns war es nicht beſonders wichtig, wie das und jenes nun ſitze, aber wir erkannten gern, daß es für ſie eine Ehrenſache ſei; beſonders für den Schneider, welcher beweiſen wollte, daß er ſchon auch lange fremde Kleider,

wie ich sie jetzt immer und ohne Anfechtung trug, zu machen verstehe. Uns aber war und blieb die innre Vorbereitung des Gemüts auf den Hochzeitstag am wichtigsten. Unsre katholische Kirche nennt die Ehe ein Sakrament der Lebendigen, derjenigen also, die in der Gnade leben und sich durch Beichte und Buße von früherer Schuld gereinigt haben.

„Deine Sünden sind dir vergeben," spricht der Stellvertreter Gottes im Beichtstuhl, und dann reichen die neugewordnen Kinder der Gnade, innerlich frei von der ganzen Vergangenheit, sich die Hände zum heiligen Bund. So kommt die Kirche den Bedürfnissen des Herzens zu Hilfe. Ich glaube nämlich, daß diese Reinigung jedem liebenden Herzen Bedürfnis werden müsse. Man will nichts Ungerades mit ins Leben des geliebtesten Wesens hinübernehmen und ist froh, wenn die Erlösung von der Vergangenheit durch einen Machtspruch geschieht, wo man dieselbe nicht in sich selber findet. Wir arbeiteten schon jetzt an diesem Erlösungswerk, ich lernte verstehn, was es heißt, sich die Hände in Gott, dem Alliebenden, reichen.

Am 14. Jänner 1861 abends, nachdem ich noch einmal die nun fertigen Hochzeitskleider anprobiert hatte, ging ich zum Pfarrer in Au, um demselben vorschriftsmäßig unser Vorhaben anzuzeigen. Ich fand ihn gerade nicht besonders freundlich, und er sprach offen aus, er sehe es recht ungern, daß ihm nun die beste, liebste Schülerin, die er gehabt, aus dem Dorf, und noch gar in das enge Schoppernau hinauf ziehen wolle. Ich verzieh das dem wunderlichen, aber seelenguten Greise von Herzen gern. Er war einer der freisinnigern Geistlichen, noch der badischen Schule entstammend und der jungbrixnerischen Richtung innerlich abhold. Als Nanni in der Schule vom Lehrer

nichts mehr lernen konnte, nahm er ſich ihrer an und gab ihr ſogar Schillers und Houwalds Schriften im Auszuge in die Hand. Auch gegen mich hatte er ſich immer recht freundlich gezeigt; nur daß ich ſeine Anna Katharina aus Au wegheiratete, konnte er mir nicht mehr verzeihen.

Als wir eine Woche ſpäter in den Pfarrhof kamen, um das übliche Brautexamen zu beſtehn, fanden wir ihn ſehr unfreundlich. Er war ſchon zu Bette gegangen, obwohl es erſt dämmerte, und entſchuldigte dies Nanni gegenüber damit, er habe noch immer gehofft, daß ſie gar nicht kommen werde. Ihm wäre es lieb geweſen, wenn er die für uns beſtimmte Stunde ruhig hätte ſchlafen können. Wir mußten uns nun auf zwei Stühle hart neben ſein Bett ſetzen, von dem aus er uns aus dem Katechismus fragte. Dabei ſuchte er beſonders mich in die Enge zu treiben. Das wäre ihm wohl ganz leicht gelungen, wenn er ſein Buch bei ſich gehabt hätte. Da aber das nicht der Fall und von ihm ſelbſt manches halb vergeſſen war, ging es mir ganz gut. Ich wurde nie um eine Antwort verlegen, mit der man ſchon zufrieden ſein konnte, wo nur der Gedanke, nicht aber der genaue Wortlaut des Katechismus verlangt wurde.

Nach dem Examen, welches vielleicht eine Stunde — alſo jedenfalls nicht lange — gedauert hatte, gingen wir zur Sonnenwirtin, bei der es heute ganz faſtnachtsmäßig zuging. Sie hatte Nachbarn und gute Bekannte zur Stubat eingeladen und ihnen nachmittags ſchon alles Gute aufgetragen. Auch Nannis Geſchwiſter waren dort und wir hatten ebenfalls zu kommen verſprechen müſſen.

Schon vor dem Hauſe hörten wir frohes Gelächter. Beſonders einer lachte ſo herzlich und ungezwungen, daß es einem ordentlich wohl tat, wenn man auch nicht wußte, worum ſich's handelte. „Das iſt unſer Bruder Kaſpar,

ganz noch wie früher schon," rief meine Braut, und eilte voran ins Haus. Ich begrüßte meinen studierten Schwager mit einer mir selbst unerklärlichen Scheu, die sich aber bald ein wenig verlor. Wir fanden Gefallen aneinander und saßen plaudernd beisammen, bis mir von den tanzlustigen Stubatern in der Nachbarschaft eine Ziehharmonika gefunden war. Nun half er Tische und Stühle aus der Stube räumen und eröffnete dann mit meiner Nanni den Tanz. Er konnte es noch wie ein echter Wälder — mit Leib und Seele. Gewiß hatte nicht nur ich das Gefühl, als ob er nun viel von dem abschüttle, was uns noch fremd an ihm gewesen war.

Dann setzte er sich neben mich und lauschte meinen Stücken. Ich sagte ihm, daß ich ohne Noten, ohne jeden Unterricht gelernt habe. Er meinte, man höre das, aber ihn spreche das Gemütsleben an, welches zuweilen aus meinen Weisen klinge. Auch von meinen Gedichten, die Nanni ihm mitgeteilt hatte, sprach er in freundlicher Weise. Mir wurde dabei etwas angst. Fremd war mir der Schwager nicht mehr, aber ich sah noch zu sehr den Beamten in ihm, um ganz und offen mich geben zu können. In diesem Stücke war ich noch ganz der echte mißtrauische Bauer des Innerbregenzer Waldes. Ich sah in allen diesen Herren Steuersauger, Angeber und fast mehr Verdreher als Vertreter des geschriebnen, in tausend Sackgassen von Zusätzen sich verlaufenden, dem einfachen Menschenverstande unbegreiflichen Rechts. Die Rechtswissenschaft erscheint den Bauern leicht als eine Art von Taschenspielerei. Hier galt damals und gilt häufig noch heute ein Rechtshandel für eine etwas verdächtige Sache. Lieber gibt man in unerhörtester Weise nach, als daß man aufs Gericht laufen und sich in ein Gerede bringen mag. Mein Schwager schien das zu bemerken, was in mir vorging

und ſich noch zwiſchen uns ſtellte. Er begann von der alten freien Verfaſſung des Innerbregenzerwaldes zu reden. Das machte mich bald warm und auch andre ſetzten ſich zu uns, um an dem immer lauter werdenden Geſpräche teilzunehmen. Unſer Mut wuchs, da wir den Beamten gleich als einen freiſinnigen, vorurteilsloſen Mann kennen lernten, der lächelnd mit unverkennbarem Behagen Hiebe hinnahm, die wohl nicht jeder ertragen hätte. Er bekam es nun deutlich zu hören, daß wir den freien Bregenzerwälder Landsbrauch*), wie ihn unſre Väter aus deutſchem Rechtsbewußtſein ſchufen und unbehindert den Verhältniſſen gemäß ausbauten, noch recht gut im Kopfe hatten und die Herren Beamten leicht für Vertreter eines fremden Rechts anſähen. Wie in Märchen das Ausſprechen eines Wortes oft einen Zauber löſt, ſo fiel auch hier nach dieſem Ausſpruche**) die letzte Mauer zwiſchen uns und dem Beamten zuſammen. Wir kamen erſt ſpät in der Nacht heim in Nannis Haus. Der Beamte blieb in der Stube, bis ich ging, und war mir durchaus nicht im Wege. Er hatte ſchon mein Herz gewonnen, und ich ſchied von ihm mit der Ahnung, daß wir viel zuſammen erleben würden. Seine Anſichten ſtimmten mit den meinen in ſo manchem überein, daß wir, wenn wir uns auf gleichem Boden bewegten, auch Gleiches anſtreben und erfahren mußten.

Am nächſten Sonntag ſollten wir nun als Brautpaar von den Kanzeln in Au und Schoppernau verkündet werden. Mir gingen die Tage bis dahin bald zu langſam, bald zu ſchnell vorüber. Ich hatte noch ſo viel zu tun, daß ich gar nicht wußte, wo ich anfangen ſollte, da

*) Siehe „Landsbrauch des Innerbregenzerwaldes". Zu beziehen von Joſeph Feuerſtein in Bezau, Vorarlberg 1863. Preis 1 fl.

**) Sich ausſprechen, verſtändigen.

mir immer etwas andres noch notwendiger ſchien und eigentlich nichts recht zu meiner Feſtſtimmung paßte. Die Leute freilich merkten wenig von dieſer Feſtſtimmung. Ich hab's lernen müſſen, Leid und Freude tief in mich zu vergraben. Fremde Teilnahme hatte mich bisher nur verwirrt und gehofmeiſtert. Sogar die herzlichſten Glückwünſche meiner Freunde nahm ich mit einiger Scheu entgegen. Es war mir immer, als ob man gar nicht von der Sache reden ſollte, und Nanni ſagte das nämliche. Aber trotz unſrer Scheu wollten wir doch keine ſtille, ſondern eine gehörige Bauernhochzeit mit Muſik und Tanz halten. Das ſollte noch das letzte Gerumpel ſein, welches wir auf der Welt machten; dann wollten wir ſtill und unbeachtet in unſerm Häuschen leben.

Endlich kam der Sonntag, an dem wir verkündet wurden. Ein Fuhrwerk, das erſte, welches ich zu einer Vergnügungsfahrt benutzte, brachte uns auf gut gebahntem Schlittweg in den äußern Bregenzer Wald, wo einige Verwandte meiner Braut in ſchöner, geachteter Stellung lebten. Ich erwähne nur den hier überall bekannten Bruggmüller in Egg, einen Bruder ihres Vaters. Er galt im ganzen Ländchen für einen Ratgeber und Helfer aller Notleidenden. Sein gaſtfreundliches Haus ſtand jedem offen und jeder verließ es gehoben und erquickt. Ich fühlte mich da gleich heimiſch und freute mich, einen ſolchen Mann zum Vetter zu gewinnen. Vor Bruggmüllers Tochter aber, der Taubenwirtin in Alberſchwende, trat ich doch noch etwas ſcheu auf. Mit Weibern hatte ich überhaupt nicht gerne zu tun, da ich ihr Urteil meiſtens nur von der öffentlichen Meinung beſtimmt ſah, die mir faſt immer ungünſtig war. Es ging aber auch hier ganz gut. Wir wurden in ein freundliches Gaſtzimmer geführt, wo ich nach dem Gottesdienſte zu meinem Ergötzen die

rotbackigen Alberschwenderinnen ihr Pfeifchen rauchend beim Kirschenwasser sitzen sah. Das war dem Innerbregenzerwälder einmal etwas Neues. Überhaupt gefiel mir das müßige Herumfahren im Ländchen viel besser, als ich vorher besorgt hatte.

Ich lernte allerlei Menschen, Verhältnisse und Lebensstellungen kennen, die mir neu waren und zu andrer Zeit wohl monatelang zu denken gegeben hätten. So kamen wir dann am Montag abends mit allerlei Eindrücken und auch mit Geschenken bereichert in Au wieder an. Dienstag und Mittwoch besuchten wir die dortigen Bekannten und Verwandten, wobei wir in unserm Festschmuck auftraten. Alle gaben uns ein Geschenk (etwas a d'Wicko*), wenn sie nicht zur Hochzeit zu kommen versprachen. Nur die nächsten Verwandten und die besten Freunde hätten sich durch ein Geldgeschenk nicht abfinden können. Sie machten aber zu unsrer Freude gar keinen derartigen Versuch, und die Zahl der Gäste schien eine ziemlich große werden zu wollen. Am Mittwoch abends hatte Nanni ihre Kleider zusammengepackt und das Brautfuder**) geladen. Nun war der Augenblick des Scheidens da. Die Stubenuhr, welche bisher des Mädchens Stunden zählte, schlug sechs. In dem engen niedrigen Raume standen die Mutter und die Geschwister still um uns herum. Wieviel hatten diese Leute mit- und füreinander erlebt! Oh, dieser Kreis, ich fühlte es, war so sicher, so warm, so heilig, und nun wollte ich das Mädchen aus demselben herausführen! Was alles hätte ich dem lieben alten Mütterlein versprechen, beschwören mögen in diesem großen Augenblick! Ich empfand so lebhaft, was in ihm, was in

*) An den Spinnrocken. Geschenke für die Brautleute.
**) Wagen mit der Ausstattung der Braut.

allen jetzt vorgehn mußte, daß ich keines Wortes mächtig war. Ich sah die andern gefaßter und heitrer, nur still. Nanni hatte feuchte Augen, aber ihre Stimme klang hell und sicher wie sonst.

Plötzlich faßte ich die schwielenbedeckte Hand der Mutter und sie festhaltend rief ich: „Mutter, auch ich liebe sie! Du hast noch mehr Herzen, welche für dich schlagen, ich habe nur deine Nanni.“

„Ihr beide habt uns alle,“ riefen die Geschwister wie aus einem Munde. „Wir sind nun Eigne und gehören zusammen.“

„Und bleiben uns immer nahe, im Glück und Unglück,“ sagte ich erheitert.

Dann umfaßte ich noch einmal der Mutter Hand und tat im stillen bei meiner Liebe einen Schwur, der mich wunderbar beruhigte — dann gingen wir.

Wie wir nach Schoppernau kamen, weiß ich kaum noch, aber bald waren wir daheim. Als Nanni mit dem Auspacken ihrer heraufgeführten Sachen beschäftigt war, eilte ich ins Altarkämmerlein, wo meine Bücher und Schriften aufbewahrt waren. Ich nahm ein Leintuch mit und breitete es auf dem Boden aus; dann begann ich meine Schriften zusammenzunehmen. Tagebücher, Entwürfe, Gedichte verschiedensten Inhalts, mein ersticktes Drama vom Seppel, kleinere Abhandlungen — kurz alles, was mir in der Eile derartiges in die Hände kam, wurde ohne weitres auf das ausgebreitete Leintuch geworfen. Nur weniges ist mir entgangen. Als ich fertig war, nahm ich die vier Zipfel des Tuches zusammen, zwängte mich mit dem unförmlichen Pack durch die enge Kammertür und leerte alles auf den Herd in der Hausflur aus, wo ein kleines Feuer brannte. Ich begann ein Stück nach dem andern anzulegen. Die Flamme schwoll und schwoll.

Als ich den ganzen Raum erhellt sah, rief ich meine Braut heraus.

„Aber was tust du denn?“ fragte sie lachend.

„Aufräumen.“

„Mit was?“

„Mit der Hanswurstentracht des alten Sonderlings. Der letzte Fetzen ist nun weg. Ich will ganz nur an dir hängen, dir leben!“

„Es waren Schriften?“ fragte das Mädchen erschrocken.

„Ja, meine Schriften. Ich habe deiner — unsrer Mutter bei mir selbst geschworen, mich freizumachen von dieser dämonischen Sucht, um ganz dir leben zu können.“

„Das hat die Mutter doch nie von dir gefordert?“

„Aber der große Augenblick hat es gefordert, in welchem du mir übergeben wurdest. Ich habe nun sonst zu tun, und wer nicht mehr spielen will, darf auch die Karten nicht bloß etwa hinter den Spiegel stecken.“

„Ich verstehe dich, aber — es ist doch schade!“

„Schade?“ lachte ich. „Um die Klagen — gereimte und ungereimte — über eine Welt, wie sie wohl gar nicht existiert? Schade um hundert Denkmale meiner Torheit, deren du dich immer schämen müßtest? Um nur so scharfe Untersuchungen, wie man sie mit der grauen Brille der Verzweiflung anstellt? Na, na, du gutes närrisches Leutlein*), um das alles ist kein bißchen schade!“

„Du gibst doch der öffentlichen Meinung zuviel nach.“

„Nur damit sie nicht recht behalte.“

„Aber du hast Freude an diesem Schaffen und ich auch.“

„Gut, dann soll einmal Beßres, deines Mannes Wertes entstehen. Mit dir, für dich ist's mir leicht, allem

*) Aus der Verkleinerungsform lütli verhochdeutscht.

andern zu entſagen, wenn es ſein muß; aber ich werde auch noch mehr können."

Wir gaben uns die Hände, und ſpäter wurde der verbrannten Schriften kaum noch mit einem Worte gedacht. Nur das ſah ich, daß Nanni ſich freute, ſooft ſie noch etwas Zurückgebliebnes fand. Alles wurde von ihr ſorgfältig aufbewahrt.

Mir war wohl nach dieſer Tat. Ich konnte nun mit viel ruhigerm Gewiſſen an die Angehörigen derjenigen denken, die ich von jetzt an mein Wible*) nannte. — —

Unſerm engen Achtale bringt der Winter, der ſelbſt die düſtern Berge mit ſchimmerndem Schnee bekleidet, die hellſten Tage. Ein ſolcher war auch der 4. Februar 1861, unſer Hochzeitstag. Heiter und ſchön, aber ſtill ſtieg er im Oſten auf und glich dem Leben, welchem wir entgegengingen. Etwas kalt war's im Dorf, aber um ſo lieber blieb man in der Stube. Dort war's jetzt beſonders hell und freundlich und man war ſicher vor den Schneeflocken, die ein ſcharfer Oſtwind hie und da aufwirbelte. Auch das noch kann mit zu meinem Vergleich genommen werden.

Auf dem Wege zur Kirche dachte Nanni an unſern erſten gemeinſamen Gang zum Gotteshaus und an das Gedicht, welches nach demſelben entſtand. Sie flüſterte mir den Schluß desſelben zu:

Ich möcht' mit dir durchs Leben gehn,
Durch Lenz und Winter, jede Zeit!

Ich erzählte jenen Traum, den ich einſt hoch droben auf dem Sattel gehabt hatte. Jeden Schritt aus der Tiefe meiner troſtloſen Einſamkeit heraus bis zur Höhe des heutigen Glückes bezeichnete ein ſchönes, unvergeßliches

*) Weibchen.

Erlebnis, und selbst was Hindernis schien, war uns Wohltat geworden, indem es uns zum Handeln drängte.

In der Kirche dankten wir Gott für alle Freuden und Leiden, die er uns zuschickte. Dieser Stunde wollten wir immer gedenken wie einer höhern Offenbarung und dann demütig und vertrauensvoll alle Fügungen des Schicksals hinnehmen und nach Kräften zu unserm Besten verwerten. Sogar an den Arzt in Tirol drinnen konnte ich jetzt ohne Bitterkeit denken. Wo wäre ich unruhiger, sonderbarer Mensch jetzt wohl ohne ihn gewesen? Jedenfalls nicht glücklicher als hier!

Pfarrer Stockmayr legte unsre Hände ineinander, und man sah ihm ordentlich an, wie gern er das tat.

Nannis „Ja" klang fest und sicher; den vielen in der Kirche anwesenden Dorfbewohnerinnen fast zu laut. Ein klein wenig hätte sie doch weinen sollen. Man sagt, eine traurige Braut gebe ein fröhliches Weib. Im allgemeinen mag dieser Spruch wohl etwas Wahres haben, aber an meinem Wible bewahrheitete er sich nicht. Es war halt eben auch — ein Sonderling.

Unser Hochzeitsmahl sollte beim Adlerwirte gehalten werden, der mein Nachbar und dem Wible ein Vetter war. Als wir vor das etwas enge Haus kamen, erklang im obern Stocke, wo die Kammer zum Tanzsaal ausgeräumt war, laute lustige Musik — das nämliche Stück, welches ich auf dem Sattel in jenem Traume gehört hatte. War nicht etwa das, was ich jetzt erlebte, auch wieder nur ein Traum? Fast fürchtete ich's und blieb wie angebannt auf dem Tritt vor der Haustür stehen.

Da kam die Schwester des Adlerwirts und sprach feuchten Auges ihren Glückwunsch aus. Seit sie in der Himmelrieseschlucht für mein Leben zitterte und betete, hing sie immer fast mit mütterlicher Zärtlichkeit an mir.

Sie gedachte jener bangen Stunde. Aus ihr war uns das Glück des heutigen Tages erblüht.

Nachmittags hatten wir etwa siebzig Gäste zu begrüßen, lauter liebe Verwandte und gute Bekannte aus nah und fern. Mit dem Schwager Kaspar kam auch Dr. Walser, und sogar der greise Pfarrer von Au fand sich mit unserm Stockmayr ein und war recht heiter. Einer fehlte mir — der Seppel. Aber geschrieben hatte er auch, daß es ihm in Bordeaux recht gut gehe und daß er an meinem Hochzeitstage auf unser Wohl eine gute Flasche leeren und wieder einmal recht lebhaft an unsre kaffeedampfumnebelte, enge, löchrige und runzlige Heimat denken wolle.

Mehr konnte man nach dem Briefe, welcher die vollste Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen aussprach, nicht von ihm verlangen.

Das Brautpaar sollte nun für die Unterhaltung der Gäste sorgen, aber das war in einer so fröhlichen Gesellschaft bald geschehen. Wir blieben daher fast immer auf dem Tanzplatze, bis Lehrer Albrecht seine Abdankungsrede hielt. In derselben wurde unter Berufung auf den anwesenden Dr. Walser darauf hingewiesen, daß die besten Medizinen immer etwas Gift enthielten und bitter schmeckten. So diene dem Menschen oft zur geistigen Gesundung, was gerade sein Verderben zu werden scheine. Man müsse nur auch gehörig einnehmen können, was Dr. Schicksal zusammenrühre, und nicht etwa glauben, daß nur das Angenehme, Süße gut und heilsam sei.

Mir tat es wohl, mich unter so vielen lieben Menschen zu sehen, die mir wohlwollten und heute so fröhlich mein Glück feierten. Ich hätte allen etwas Liebes sagen, etwas Gutes tun mögen. Besonders glücklich machte es mich, daß ich nun den immer mehr geschätzten

Beamten Schwager nennen durfte. Das mußte ihn stets an seine geliebte Schwester erinnern und noch inniger an mich fesseln; wir mußten Freunde werden!

Beim Heimgehn blieben wir trotz der kalten Winternacht lang unter Gottes heiterm, sternbekränztem Himmel stehn. Wir gaben uns die Hände, indem wir uns alles nochmals versprachen, was wir uns heute vor dem Altar versprochen hatten, und sonst noch viel, viel.

Dann gingen wir in unser Haus. Es stand recht klein da unter der schneeigen Schlafmütze, mit welcher der Winter es bedeckt hatte. O, für uns war es doch groß genug! Sehn wir nicht durch die Fenster Gottes Sternenhimmel? Gehört uns nicht seine schöne herrliche Welt und Mut und Kraft, uns da fröhlich durchzuhelfen? Wer das hat, ist nicht mehr durch enge Wände beschränkt, wenn's aber vollends zwei Liebende miteinander haben, sind sie gewiß überall glücklich.

Und wir sind es auch geworden durch einander; glücklich und gut. Jedes achtete das andre. Es suchte, seiner wert zu werden, und die immer noch wachsende Liebe machte, daß das ohne Mühe ging und unsre größte Freude, unser Reichtum ward. Vielleicht erzähle ich später einmal, wie immer eins im andern lebte, wie sie mir Auge und Hand war und wie sie mein Haus zu einem Tempel machte, zu einer sichern Stätte, wo der von mittelalterlichem Fanatismus Verfolgte stets Zuflucht und Trost fand. Auch da wird sich wieder zeigen, daß das Schicksal den Menschen bloß darum zuweilen zu verfolgen scheint, damit er etwas von dem ihn belastenden Gepäck abwerfe und um so schneller und sichrer einem seiner würdigen Ziel entgegenkomme.

Berichtigung.

S. 31 sollte die Anmerkung lauten: Abgeputzt: verschmitzt, durchtrieben, abgefeimt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Franz Michael Felders
ſämtliche Werke.

Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz.

Zweiter Band.

Reich und arm.

1913. 3446

Leipzig
Heſſe & Becker Verlag.
1911.

Reich und arm.

Eine Geſchichte aus dem Bregenzerwalde

von

Franz Michael Felder.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Hermann Sander.

Mit einer Anſicht des Dorfes Au.

Leipzig
Heſſe & Becker Verlag.
1911.

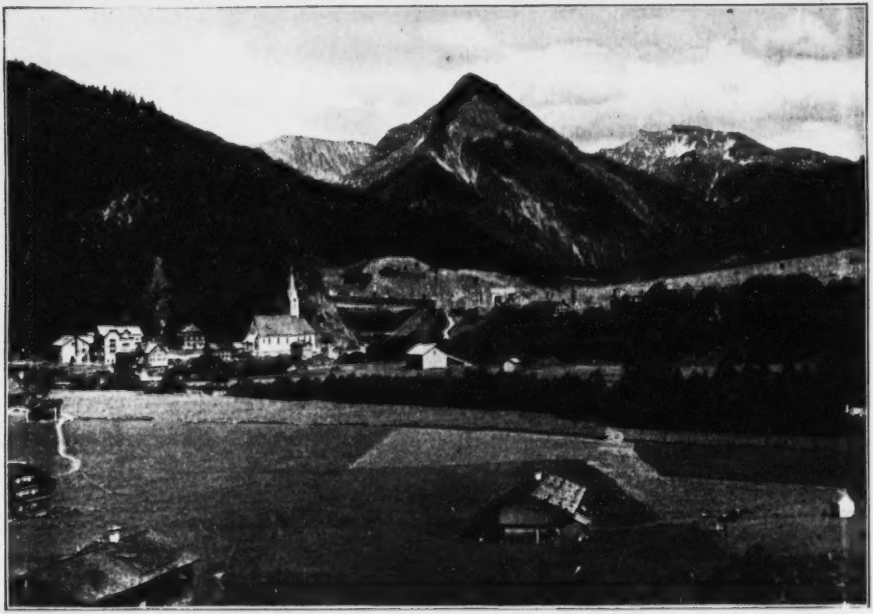
STAATS BIBLIOTHEK
BERLIN

Inhaltsübersicht.

		Seite
Einleitung		VII
1. Kapitel:	Wie zwei Helden dieser Erzählung sich auf das Osterfest vorbereiten	1
2. Kapitel.	Worin sich Hans und Jos etwas deutlicher aussprechen	13
3. Kapitel.	Die Schnepfauerin	28
4. Kapitel.	Was Zusel am Ostersonntag erlebt	48
5. Kapitel.	Der Mann muß hinaus, Es ist ein Graus	64
6. Kapitel.	Der erste Tag im neuen Dienst	83
7. Kapitel.	Jos fängt an gemütlich zu werden	98
8. Kapitel.	Was Jos mit den Eierschalen dem Krämer und seiner Tochter säte	112
9. Kapitel.	Die Auer Kirchweih	126
10. Kapitel.	Die Heimkehr	144
11. Kapitel.	Wie man schiebt und geschoben wird	158
12. Kapitel.	Eine Versöhnung	174
13. Kapitel.	Eine Unterredung im Herrenstüble	189
14. Kapitel.	Zusel und Angelika	204
15. Kapitel.	Im Walde	219
16. Kapitel.	Das Echo der Predigt auf dem Stighof	237
17. Kapitel.	Ratlosigkeit und Entschluß	255
18. Kapitel.	Eine Beichte ohne Reue	271

Seite

19. Kapitel. Ein kleiner Hauskrieg, bei welchem Hans eigensinnig wird 282
20. Kapitel. Dorothee besucht ihren Vater 297
21. Kapitel. Wie Dorothee die Lossprechung bekommt . 314
22. Kapitel. Bei der Brunnenstube 330
23. Kapitel. Dorothee kommt abermals in ein Gerede . 349
24. Kapitel. Wie sich der Andreas rächt, und was daraus entsteht 366
25. Kapitel. Was an diesem Abend noch weiter geschah . 382
26. Kapitel. Schluß 401



Aufnahme von Risch-Lau in Bregenz.

Au im Bregenzerwalde.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Einleitung.

Der Titel des in diesem Bande vorliegenden Romans „Reich und arm" paßte eigentlich auch schon auf die erste Erzählung Felders: „Nümmamüllers und das Schwarzokaspale"; denn auch in dieser wird der Gegensatz zwischen reich und arm durch die Darstellung der dürftigeren Bewohner des Oberdorfs von Schoppernau und der behäbigeren „Unterdörfler" beleuchtet. Die Erfahrungen der Kindheit und ersten Jugend Felders waren, wie aus seiner Selbstbiographie hervorgeht, zum Teil sehr bitter. Daher machte der Ausspruch August Moritz von Thümmels auf ihn einen großen Eindruck: „Unsere verwahrlosten Felder, unsere mageren Kinder, unsere schlechten Schuhe wollen nicht beschrieben, gemalt und besungen sein, sondern die müssen gedüngt, ernährt und geflickt werden, wenn der gemeine Mann vorwärts will." In diesem Sinne schrieb er an seinen Schwager und Freund Kaspar Moosbrugger am 4. April 1863: „Nicht um Lob und Ehre, nicht um Geld will ich schreiben, nie will ich meine Feder entweihen, aber ich will nützen, wenn es mir möglich ist."

Das suchte er in seiner Heimat nun zeitlebens treulich durch Wort und Schrift zu tun und deshalb behielt er auch stets die große soziale Bewegung der Gegenwart im Auge und beschäftigte sich eingehend mit Schriftstellern wie Schulze-Delitzsch und Carey und später auch mit Lassalle. Vor allem wollte er durch das Genossenschaftswesen dem kleinen Manne helfen. Schönbach spricht in seiner Einleitung hievon, aber er geht auf die einzelnen Bestrebungen Felders auf diesem Gebiete nicht ein. Deshalb möchte es vielleicht manchem Leser erwünscht sein, an dieser Stelle hierüber in Kürze unterrichtet zu werden.

Das Erscheinen des „Nümmamüller" hatte Felbern in Schoppernau ein gewisses Ansehen gebracht und mancher Dörfler zeigte auch zaghafte Scheu, denn er fürchtete, in ein Buch zu kommen, wenn er des Schriftstellers Verbesserungsplänen sich etwa in der Gemeindevertretung widersetzte. Schon im Winter 1862—63 hatte Felder mit einem Vetter eine gerechtere Ver-

teilung der Gemeindelaſten — nicht nach Köpfen und Häuſern, ſondern nach dem Vermögen — beantragt, allein ſein Antrag war einſtimmig verworfen worden. Im Juni 1863 wurde derſelbe Antrag nochmals vorgebracht und Felder war ſelbſt bei der Verhandlung. „Die Herren Gemeinderäte," ſchreibt er, „ſahen mich mit großen Augen an, aber keiner ſagte ein Wort dagegen." So wurde denn im Jänner 1864 die Gemeinderechnung nach Felders „Kopf" gehalten. Er ſelbſt war nicht zugegen, aber nach der Ausſage von Ohrenzeugen äußerten ſich die Gemeinderäte, er helfe zu den Armen, das ſei wahr, aber er tue es nur, weil im Dorfe faſt lauter Bettler ſeien; dieſe wolle er ſich zu Freunden machen, um recht bald Vorſteher zu werden oder ſo etwas; denn ſtolz ſei er wie wenige, wenn man es auch ſeinen Hoſen nicht anſehe. — Obwohl dieſe Leute Felders Abſichten verkannten, ſo hatten ſie doch einen nicht unrichtigen Blick in die Zukunft getan. Damals war ein neues Gemeindegeſetz erſchienen und die Neuwahlen wurden im Herbſte 1864 vorgenommen. Bei dieſen erhielt Felder von 19 Wählern des zweiten Wahlkörpers 16 Stimmen und trat ſo mit Ehren in den Gemeindeausſchuß.

Nun gelang es ihm um ſo leichter, ſeine Pläne durchzuführen, von denen wir nur diejenigen erwähnen, die auf dem Gebiete des Genoſſenſchaftsweſens ſich bewegten. Auch laſſen wir alles beiſeite, was lediglich auf Politik ſich bezieht, da wir dies bei einer anderen Gelegenheit werden berückſichtigen müſſen.

Zuerſt möge hier angeführt ſein, daß die Zunft in Schoppernau in einen Handwerkerverein verwandelt wurde, für den Felder die Satzungen entwarf. Etwa anfangs 1867 bewog er dieſen Verein, eine Volksbibliothek zu errichten. Der erſte Bibliothekar wurde Felders trefflicher Freund Kaſpar Oberhauſer (geſtorben 1903). Das Unternehmen und deſſen Verwalter hatten vielfache Angriffe zu erdulden und das war wohl ein Hauptgrund, daß die Bücherei ſpäter nach Bezau kam und zur „Landesbibliothek" erweitert wurde. Es geſchah dies im Einverſtändniſſe mit dem Lithographen Joſef Feuerſtein (1832—1903), der überhaupt zeitlebens einen Mittelpunkt für alle fortſchrittlichen Beſtrebungen im Bregenzerwalde bildete und mit Felder, Mooſmann (1839—91), Wölfle (1848 bis

1904) und dem Bildhauer Georg Feuerſtein (1840—1904) enge befreundet war. Leider fiel dieſe Bücherei dem Brande des Schulhauſes in Bezau (1886) zum Opfer. Allein Joſef Feuerſtein hatte einen Leſeverein gegründet, und dieſer beſorgte eine neue Bücherſammlung, die heute noch beſteht. Feuerſtein widmete ihr ein Vermächtnis von 400 Kronen zur Anſchaffung von Büchern. — Felder war auch an der Gründung des Handwerkervereins in Au beteiligt, wenigſtens ſchrieb er dazu ein Gedicht: „Handwerk hat goldnen Boden", deſſen letzte Strophe alſo lautet, nachdem er in den beiden erſten beklagt, daß der gute alte Geiſt treuen Zuſammenhaltens verſchwunden ſei und herzloſer Teilnahmloſigkeit den Platz geräumt habe:

Wie's vormals war, ſoll's wieder ſein,
Daß wir des Handwerks uns erfreun!
Drum wollen wir zuſammenhalten
In Glück und Not wie unſre Alten.
Zwar, um das Alte zu erneuen,
Gilt's aufzubaun und auszuroden;
Dann wird aufs neu' der Spruch uns freuen:
Handwerk hat goldnen Boden.

Eine andere Schöpfung Felders war die Schoppernauer Viehverſicherungsgeſellſchaft. Es gab zwar auch in dieſer Angelegenheit Gegner, doch ging die Gründung des Unternehmens ziemlich leicht vor ſich, denn ſchon früher hatte man das Jungvieh für die Zeit, die es auf den Alpen zubrachte, verſichert, und zwar jede Alpe für ſich. Nun ſollte eine Erweiterung ſtattfinden. Felder entwarf die „Ordnung" und ſchlug ſie zu allgemeiner Kenntnisnahme am Kaufhauſe an, wo ſie durch eine Woche blieb. Am 18. November 1866 wurde die Gemeindeverſammlung gehalten, in welcher über die „Ordnung" abgeſtimmt und der Bevollmächtigte und der Beirat gewählt werden ſollten. Der Entwurf wurde faſt unverändert angenommen und Felder als Bevollmächtigter gewählt. Da viele Schoppernauer eintraten, gab es für ihn ausgiebige Schreibereien; aber gerne hätte er noch mehr gearbeitet, wenn man nach ſeinem Antrag auch den „Geißbauern", d. h. ſolchen, die nur Ziegen beſaßen, den Zutritt gewährt hätte. Die Ablehnung dieſes ſeines Vorſchlages ärgerte ihn nur der armen Leute wegen.

Etwa ein halbes Jahr ſpäter entſtand im Rhein- und Illtale der Plan, einen Viehverſicherungsverein für ganz Vorarlberg zu gründen. Felder war bereit, ſein Werk „einem beſſern, größern, gemeinſamen“ zu opfern, allein ſeine Dorfgenoſſen entſchieden, ihre Geſellſchaft aufrecht zu erhalten, ohne daß er dafür geſprochen hatte. Auch die übrigen „Hinterwälder“ traten der Landesaſſekuranz nicht bei, weil nach deren Vorſchrift die Generalverſammlungen nur in Feldkirch ſtattfinden ſollten; dies empfanden die Wälder als eine unbefugte Zentraliſierung und Bevormundung. Sie gründeten unter der Führung Feuerſteins, beeinflußt von Felders Werke, einen entſprechenden „Verein für den Hinterwald“. Später fanden allerdings auch aus dem Walde Eintritte in den Landesverein ſtatt.

Das Anſehen, welches Felder durch ſeine ſchriftſtelleriſche und im Heimattale noch mehr durch ſeine ſozialpolitiſche Tätigkeit gewann, ermutigte ihn endlich, mit aller Entſchiedenheit an die Ausführung einer großen Gründung zu denken, deren Plan ſchon 1865 entſtanden war, über welchen er ſich ſchriftlich und mündlich beſonders mit ſeinem Schwager, dem Adjunkten Kaſpar Moosbrugger, und dann auch mit Feuerſtein beſprach. Schon früh, als Knabe bereits 1848 und dann wieder im Kriegsjahre 1859 als Bauer, hatte er erfahren und ſchmerzlich gefühlt, wie ſehr er und ſeine Berufsgenoſſen rückſichtlich der Milchpreiſe, die ihr bedeutendſtes Einkommen bildeten, von den großen Käſehändlern abhingen und wie gut es dieſe verſtanden, jede Verlegenheit des einzelnen, jede gewünſchte Vorausbezahlung auszubeuten. Beſonders anfangs 1864 zeigte ſich dieſer Übelſtand in Schoppernau wieder recht grell und Felder verfeindete ſich mit den Machthabern der Gegend, weil er wagte, laut und gründlich die Wahrheit zu ſagen. Seit dieſer Zeit verließ ihn der Plan nicht mehr, einen Käſehandlungsverein ins Leben zu rufen, durch welchen bewirkt werden ſollte, daß der Gewinn nicht zum größten Teile in die Hände eines einzelnen, ſondern in die der Bauern, welche die Milch lieferten, gelange und ſo ſich deren Mühe wenigſtens einigermaßen entſprechend lohne.

Felder begann nun im Winter 1865—66 ſeine Gedanken den Bauern im Sennhauſe vorzutragen, um ſie für ſeine Idee zu gewinnen. Er ſchrieb hierüber am 18. Februar 1866 an

ſeinen Schwager: „Ich hab' dir ſchon früher erzählt, wie lebhaft es zuweilen im Sennhauſe zugeht, dieſen Winter iſt's aber am ärgſten. Ich agitiere förmlich für unſern Käshändlerplan. Wenn du abends von ſechs bis acht Uhr in ein Oberdörfler Haus eintrittſt, ſo ſiehſt du die Hausmutter unwillig bei der kalten Suppe ſitzen und die ſchon ſtarr gewordenen Erdäpfel abſchälen. Fragſt du nach dem Mann, ſo heißt's: ‚Im Sennhaus hockt er jetzt alle Abend ..., wo der Jaukomichel (Michel, Jakobs Sohn, d. h. Felder) aus der Welt herein erzählt von Fürſten und Völkern, von der Not und von den Mitteln dagegen, von den Zünften, Handelsgeſellſchaften, Vereinen und von allem möglichen.' Gehſt du dann, wie auch andere, da ſie keine Milchbauern ſind, dem großen Haufen nach, ſo kannſt du von Glück reden, wenn du noch Platz bekommſt. Überall ſitzen Bauern auf den umgekehrten Butten und Kübeln, der Senn auf der Stiege und der Berlinger auf einem ins Feuerloch geſpannten Brett. Der Jaukomichel, dein guter Freund, ſitzt in heldenhaft durchlöcherten Hoſen auf der Bank und redet klar, deutlich und mit einer Wärme, die alle hebt und trägt. Das hörſt du ſogar den Fragen und Einwendungen an, die ihn alle Augenblicke unterbrechen. So iſt's faſt immer geweſen, ſeit ich den letzten Brief ſchrieb. Damals mochte ich dir noch nichts berichten, weil ich noch nichts von Erfolgen zu berichten hatte. Doch jetzt redet und ſtreitet man in drei Gemeinden für und wider mich, jetzt iſt's ganz anders!"

So wirkte er den ganzen Winter hindurch. Im Frühjahr ging er an Sonn- und Feiertagen nachmittags nach Rehmen hinunter. Anfangs fand er überall faſt nur Widerſpruch und auch diejenigen, die ihn begriffen, ſtanden zaghaft vor der Größe des Unternehmens und der Gefahr, die es mit ſich brachte. Doch ſein Schwager, dann die Freunde Joſef und Kaſpar Oberhauſer und andere in Schoppernau und einige gute Genoſſen in Au hielten treu zu ihm. Es dauerte aber noch in den Herbſt 1867 hinein, bis der Verein ins Leben trat. Dieſe Verzögerung entſprang nur zum kleineren Teile bäuerlichem Unverſtand, der z. B. durch den Mund einer Unterdörflerin meinte, es ſei alles recht ſchön, aber im erſten Jahre ſolle doch *niemand* dem Vereine beitreten, bis man den Erfolg ſehe. Die Haupturſachen

des Aufschubs lagen im Kriege von 1866, in der Gefahr, welche dem Käsehandel der Wälder durch die Abtretung Venetiens drohte, und in der Schwierigkeit, Persönlichkeiten zu finden, die durch Gemeinsinn und Kenntnisse geeignet schienen, an die Spitze der Genossenschaft zu treten. Indessen breitete sich der Gedanke über den ganzen Wald aus und faßte überall Wurzel, so daß in der Tat ein „Käsehandlungsverein" für jenes ganze ausgedehnte Gebiet entstand. Im Herbst 1868 waren in Schoppernau und Au acht Vereinssennereien. Au wies überhaupt verhältnismäßig die meisten Mitglieder auf. Der Sitz des Vereins war in Bezau und Feuerstein dessen Obmann. — Leider brachte das Jahr des Wiener „Krachs" (1873) auch das Ende des Vereins.

Für die weibliche Bevölkerung der Heimat Felders war die Appenzeller Stickerei einer der wichtigsten Erwerbszweige. Auch die Frauen und Mädchen sollten nach Felders Ansicht das Lieferungsgeschäft selbst übernehmen und hiezu eine Genossenschaft bilden. Diesen Gedanken suchte er bei seinem zweiten Besuche in Leipzig (1868) zu verwirklichen, indem er sich dort mit einer sachkundigen Dame besprach. Er konnte aber den Plan bis zu seinem Tode nicht mit Erfolg fördern und später scheint sich niemand mehr darum gekümmert zu haben.

Einer der wenigen noch lebenden Altersgenossen und Freunde Felders schreibt mir: „Die Jahre von 1863—66 waren für Felder die schönsten und freundlichsten in bezug auf das Verhältnis zwischen ihm und seinen Mitbürgern. Wie er es in der Biographie von seinem Vater erzählt, daß derselbe der Berater und Vermittler bei seinen Mitbürgern gewesen, so war es in jener Zeit bei ihm... Es sei mir gestattet, noch darauf hinzuweisen, in wie trefflicher Weise sich Felder als Volksführer zeigte. Bei den Versammlungen ging es oft sehr lebendig zu, aber nie sah ich ihn erregt oder gar ‚wild', wie man hier sagt. Er widersprach nicht direkt, sondern breitete seine Ansicht gleichsam neben der des Gegners aus. Nur wenn ein Gegner gar zu kühne und häufige logische Purzelbäume schlug, führte er denselben ad absurdum."

Es ist begreiflich, daß Felder, der selbst in ärmlichen Verhältnissen lebte und im letzten Jahrzehnt seines kurzen Daseins

alles daranſetzte, die ſchlimme Lage ſeiner dürftigen Landsleute zu verbeſſern, auch als Dichter, wie ſchon anfangs erwähnt wurde, ſtets den Gegenſatz zwiſchen reich und arm zum Ausgangspunkt und Hauptinhalt ſeines Schaffens machte. Über den vorliegenden Roman ſchrieb er in dieſer Hinſicht an ſeinen Schwager, es dürfte kaum ein Blatt, ja wohl keine einzige Seite ſein, worauf der Titel nicht paßte. „Am grellſten," fügt er hinzu, „habe ich die Mitte, d. h. die Kluft zwiſchen reich und arm beleuchtet, die Entſittlichung, die der geſellſchaftliche Gegenſatz ſchon auf den einfachſten Menſchen ausübt."

Den Vorarlbergern wird es wohl erwünſcht ſein, hier die Urteile einiger zeitgenöſſiſcher Landsleute des Dichters über „Reich und arm" zu vernehmen.

Der ſchon oft genannte Joſef Feuerſtein ſchrieb an Felder: „Mit ‚Reich und arm' ſind wir nun bald fertig und iſt der Eindruck, den dasſelbe auf uns gemacht hat, ein ſo vortrefflicher, daß ich Dich eigentlich nur den Verfaſſer von ‚Reich und arm' nennen möchte."

Dr. Johann Georg Waibel (1828—1908), der in ausgezeichneter Weiſe durch vierzig Jahre als Bürgermeiſter von Dornbirn wirkte und die vorarlbergiſche Städtegruppe durch Jahrzehnte im Reichsrat und die Handels- und Gewerbekammer Vorarlbergs im Landtage vertrat, äußerte ſich in einem Briefe an Felder wie folgt: „Ihr jüngſtes Werk... hab' ich ſogleich nach deſſen Erſcheinen kommen laſſen. Zuerſt las es mein Vater, und zwar mit außerordentlicher Befriedigung. Dann kam ich. Der Anfang wollte mich nicht recht packen, aber bald wurde ich wärmer und wärmer bei der Sache. Reich und arm! Wie naturgetreu verſtehen Sie den ewigen Widerſtreit der Gegenſätze zu entwickeln und auszuführen! Was wiſſen Sie auf dieſer engen Bühne für eine Mannigfaltigkeit der Perſonen und Umſtände zu entfalten! Wie ſehr mich die Erzählung zu ergreifen vermochte, dürfen Sie aus dem Bekenntniſſe ſchließen, daß ich mir vornahm, in einer der Landeszeitungen das Buch zu beſprechen."

Der berühmteſte Vorarlberger war damals ohne Zweifel der Vorderwälder Dr. Joſef Ritter von Bergmann, Direktor des Münz- und Antikenkabinetts und der Ambraſer Samm-

lung und Wirkliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien (1796—1872). Er wird für Vorarlberg stets eine große Bedeutung behalten, da er als der erste kritische Erforscher der Geschichte seines Heimatlandes über dessen Vergangenheit in etwa vierzig größeren und kleineren Arbeiten neues Licht verbreitete. Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er auch noch in seinen alten Tagen jede Erscheinung der Heimat auf geistigem und materiellem Gebiete und so war er auch Felder näher getreten. Am 14. Dezember 1868 sandte er an diesen folgende Nachricht: „‚Reich und arm' habe ich mir im Oktober von meiner Frau und Tochter vorlesen lassen und war sehr erfreut über diese Lektüre, so auch die beiden Vorleserinnen. Neulich bei einem der ersten Herren des kaiserlichen Hofes speisend, kam die Hausfrau, eine geborene Gräfin Chotek auf Ihren ‚Rümmamüller' usw., die ihr überaus wohlgefielen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich im Gespräch mehr in das Wesen des ‚Waldes' und seiner Bewohner eingehen, so auch vom Verfasser sprechen."

Diese Zuschrift Bergmanns erinnert mich unwillkürlich an eine solche eines Leipzigers, Karl Reuther, aus der ich eine Stelle mitteile: „Seit ich Ihre Werke kennen und schätzen gelernt habe, ist es mein eifriges Bemühen gewesen, dieselben in die Kreise, welche ich berühre, einzuführen und ich habe von diesen Bestrebungen nur große Freude gehabt; besonders ‚Reich und arm' hat Ihnen im Herzen manches Lesers für immer einen Ehrenplatz erworben. Wer den Anforderungen, die Sie an den Leser Ihrer Bücher stellen, genügt, der wird mit stillem, wehmütigem Entzücken ‚Rümmamüllers', mit hoher Bewunderung ‚Reich und arm' lesen. Was sind aber Ihre Anforderungen? Sie verlangen, scheint mir, daß Ihnen von den Lesern ein gut Teil Gemüt entgegengebracht wird, was freilich nur der kleinere Teil des romanlesenden Publikums in dem Maße besitzt, wie es Ihre Werke verlangen. Ich habe die Freude und den Genuß gehabt, in einem kleinen, gemütvollen Familienkränzchen Ihr ‚Reich und arm' vorzulesen und denke mit großer Genugtuung an die schönen und oft wahrhaft weihevollen Stunden, welche ich durch Ihr Buch den Mitgliedern des Kränzchens bereiten konnte. Es ist wahr, ich habe gewiß bei weitem

nicht gut genug vorgeleſen und fühle das am meiſten in dem Glauben, daß ich es ein zweites Mal beſſer machen würde, aber doch haben wir alle, glaube ich, das Werk ſo genoſſen, daß der Autor ſelbſt, wäre er Zeuge geweſen, ſeine Freude daran gehabt hätte. Und es iſt nun vor allem der Zweck dieſer Zeilen, Ihnen den innigſten Dank des genannten Leſekränzchens für die ſchönen Stunden darzubringen, welche ‚Reich und arm' bewirkt hat."

Für Leſer, welche den Bregenzerwald nicht kennen, dürfte es nicht überflüſſig ſein, noch einige Zeilen über das Dorf Au, zumal über ſeine Lage und ſeine Teile, hinzuzufügen.

Die Bregenzer Aach, welche ſich bei Bregenz in den Bodenſee und dadurch mittelbar in den Rhein ergießt, hat ein vielfach gekrümmtes Tal zu durchwandern, bis ſie von den Höhen des Tannbergs, auf denen ihre Quellbäche als Nachbarn des Lechs und der Iller entſpringen, hinausgelangt in das breiteſte Tal der Alpen. Dieſe zahlreichen Krümmungen und Verengerungen des Aachtals bereiten dem Wanderer eine große Abwechſlung der Landſchaft. Es herrſcht ein gewaltiger Gegenſatz zwiſchen dem weiten Gelände, auf dem die ſtattlichen Häuſer der Ortſchaften Egg und Andelsbuch liegen, umſäumt von den ſanften Höhen Schwarzenbergs, des Sulzbergs und des Vorderwaldes, und dem Gebiete hinter der Bezegg. Wenn nun aber auch hier die Berge näher rücken und raſcher emporſteigen, ſo erfreuen ſich Bezau und Bizau doch noch weiter Talbecken und erſt hinter der Klauſe von Mellau wird es ernſter. Da ragt die ſteile Kanisfluh ſtolz empor und von Schnepfau aus erblickt man im Hintergrunde des Tales bereits die Gipfel des Tannbergs, beſonders die ſchöne Mohnenfluh, denn von nun an behält das Tal im weſentlichen die ſüdöſtliche Hauptrichtung, und die folgenden Windungen des Fluſſes ſind gegen die früheren unbedeutend. Der Paß durch den Schnepfauer Wald iſt eingeengt durch Kanisfluh und Mittagsfluh, deren Fuß unter ſteil abfallenden Wänden faſt bis an den Fluß herantritt. Der folgende Talkeſſel von Au hat ſeine größte Breite bei Rehmen. In Au mündet das im Südweſten vom walſeriſchen Damüls herabkommende Argental beinahe ſenkrecht in das Haupttal. Die Gemeinde zerfällt in verſchiedene Rotten

oder Ortſchaftsteile. Im Winkel zwiſchen Aach und Argenbach am linken Ufer beider lagert ſich Argenſtein auf grüner Matte mit ſeinen anheimelnden Waldhäuſern, die zum Teil noch den jetzt leider mehr und mehr verſchwindenden „Schopf", eine geräumige Laube, zeigen. Gerade gegenüber von Argenſtein liegt das Kirchdorf Jaghauſen, an das der äußerſte Ausläufer der Mittagsfluh, die Fluh, ganz nahe herantritt. Kirche, Pfarrhof und Tanzhaus haben den alten Charakter bewahrt, daneben prangt die neue „Krone" im modernen Alpenhotelſtil an Stelle der alten, von der aus die Heldin unſeres Romans nächtlicherweile den Weg zur Brunnenſtube antreten mußte empor zur Einſenkung zwiſchen Fluh und Mittagsfluh. Am rechten Ufer des Argenbaches und am linken der Aach liegen auf einem langgeſtreckten Schuttkegel, einer niederen Bergſtufe, erhöht die vornehmſten Siedlungen der Gemeinde: Argenzipfel, und das „Herrendorf" Argenau, an welches ſich Wieden und in beſcheidener Entfernung Gruben anſchließen. Weiter hinein durch das Argental hinter Argenfall führt jetzt ein ſchmales, doch fahrbares Sträßchen an der linken Talſeite nach dem erwähnten Damüls und von dort ein Pfad über die Furka nach Laterns und weiter als gut angelegte Straße nach Rankweil im Rheintale Vorarlbergs. Auch von Argenzipfel aus leitet an der rechten Talſeite ein Fußweg empor zum Faſchinaſattel und in das Große Walſertal, deſſen Gewäſſer ſich etwa eine Meile unter dem in großartiger Gegend gelegenen Städtchen Bludenz (an der Arlbergbahn) in die aus dem Montafon kommende Ill ergießen. Am rechten Aachufer, d. h. auf der Sonnenſeite des Aachtals, finden wir außer dem bereits erwähnten Rehmen noch Schrecken, Lebernau und Lugen, hinter dem der Höhenvorſprung Schoppernеck die Fluren von Au und Schoppernau ſcheidet.

Außer der mächtigen Kanisfluh blicken in den Bergkeſſel von Au noch beſonders die bis oben begrünte ſteile Spitze der Üntſcha und die Felshäupter der Künzel, des Toblermannkopfs und der Zitterklapfenkette.

Innsbruck, Mai 1911.

Hermann Sander.

Erſtes Kapitel.

Wie zwei Helden dieſer Erzählung ſich auf das Oſterfeſt vorbereiten.

Mit aller möglichen Pracht und Herrlichkeit ward am Karſamstag abends in der Auer Pfarrkirche die Auferſtehung des Herrn gefeiert. Unzählige Lichter erhellten die überall verhängte Kirche und beleuchteten das unter Singen und Glockenläuten hinter dem heiligen Grabe in die Höhe gezogene Auferſtehungsbild. Kurz, es war himmliſch, göttlich, flüſterten hernach die aus der Kirche kommenden Weiber und Mädchen einander zu, während ſie ſich die von der Tageshelle erſchreckten Augen rieben. Sogar die zarten, ſchneeweißen Hände der armen Stickerinnen legten raſch einen Taglohn auf den Teller, welcher zur Aufnahme freiwilliger Beiträge für das neuerrichtete „heilige Grab" vor der Kirchentür angebracht war. Die roten Kupferkreuzer, die ſich wie recht verdächtige Kerle hinter breiten Sechsbätzlern*) verſteckten, waren wohl nur aus engen Lederhoſentaſchen herausgelangt worden. Wenigſtens war nicht zu leugnen, daß faſt alle Männer das „Schauſpiel" etwas kühl aufnahmen; ſogar einiges Kopfſchütteln war zu bemerken. Auf dem Platz neben der Kirche ſtellten ſie ſich ſchweigend zuſammen.

*) Batzen: eine Münze im Werte von 4 Kreuzern. Ein „Sechsbätzler" iſt alſo eine Münze im Werte von 24 Kreuzern, d. h. ein alter Silberzwanziger (20 Kreuzer Konventionsmünze = 24 kr. Reichswährung).

Jeder ſchien warten zu wollen, bis das rechte Wort zur Beurteilung der etwas teuern „neuen Mode", die zwar alles in die Kirche lockte, doch keine Andacht in derſelben aufkommen ließ, gefunden ſein würde. Lächelnd ſchauten ſie hinauf zu den glühenden und leuchtenden Bergen, oder hinaus über den ſchon etwas dunkeln, geheimnisvoll rauſchenden Schnepfauer Wald, neben welchem die Aach den bereits zu Waſſer gewordenen Winter laut ſcheltend hinaustrug. Rechts ob dem Wald erhob ſich die ſtolze Liggſteinpyramide, die kühn emporragte zum blauen Himmel, welchen links neben der Aach die Kanisfluoh zu tragen ſchien. Weiter draußen, dort, wo die äußerſten Tannenwipfel des Waldes ins rötlich-blaue Licht hineinragten, trugen goldige Engelchen mit Feuerflügeln der ſcheidenden Sonne den Strahlenmantel nach und winkten dabei mit weiß und rötlich ſchimmernden Händen ihre letzten Grüße zurück ins Tal.

„Viel ſchöner doch und ſo, daß man dabei auch etwas empfindet, iſt die Art, wie die Natur ihr Auferſtehungsfeſt feiert," begannen jetzt auf einmal mehrere. Gleich fielen auch andere ein: „Das Oſterlied der Vögel im weihrauchduftenden Walde draußen — hört, hört! und droben in den Bergen das Wiedergeben der angeſchwollenen toſenden Aach — o, das geht einem durch Leib und Seele, ganz, ganz anders noch als das lateiniſche Oſterlied, welches der Kaplan bis von Innsbruck heraus hat kommen laſſen."

Ganze Minuten lang ſchlug man jetzt überall Feuer, doch der Zunder wollte gar nicht recht „empfangen". Die krummrohrigen Tiroler Pfeifen blieben kalt, wie gewöhnlich vor der glücklichen Zeit der Zündhölzchen, wenn es einmal etwas zu ſehen und auszukopfen gab.

Noch hatten viele nicht eingeheizt, als das Mathisle, ein ärmlich gekleidetes Bäuerlein, welches den Wolken-

geſtalten nicht nachblicken mochte, bis es ſich die ſcharfen grauen Augen verdarb, auf einmal ausrief: „Sehet dort! Jetzt kommt der Bot' und geht ins Kronenwirtshaus. Was er wohl alles drin hat in der großen Taſche, daß er gar ſo eilt?"

„Nun, der bringt ja jeden Samstag Zeitungen für die Wirtin oder die, welche vornehm und reich genug ſind, ins Herrenſtüble."

„Es wäre doch nun ganz in der Ordnung," begann das Mathisle nach einer Weile wieder, „wenn endlich Hansjörg, der Soldat, ein Briefchen ſchickte. Iſt's doch ſchon mehr als ein halbes Jahr ſeit dem letzten, und es wäre die einzige Freude, die er mir machen könnte. Nun, eine Frag' iſt wohl jedem erlaubt," fügte er, das Kopfſchütteln der Umſtehenden bemerkend, bei und eilte dem Wirtshauſe zu.

„Möchte doch ſehen, was das Männchen für ein Geſicht macht, wenn wieder nichts gekommen iſt," lachte der frühere Gemeindevorſteher, der bei den Bauern mehr galt, als der behagliche Patron, welcher jetzt dieſen Titel hatte. Schon im nächſten Augenblick war's, als ob es da drüben halbe Batzen zu ſchneien angefangen hätte bei heiterem Himmel, — ſogar ſehr ſparſame Hausväter, die ſonſt nicht einmal jedes Vierteljahr ein Bierglas zu ſehen, geſchweige denn ein Glas Bier zu trinken bekamen, vermochten jetzt dem Drange nicht zu widerſtehen und folgten dem Altvorſteher auf den Tritt, ſo daß die Gaſſe beinahe zu ſchmal wurde.

Staunend, mit einer Art von Ehrfurcht ſahen viele, die noch ihr Lebtag keinen Brief erhielten, wie das Mathisle jetzt einen ſolchen gleich einer Siegesfahne jubelnd emporhielt. Es war und blieb halt doch merkwürdig, wie ſo ein Blatt für dieſes kleine, ganz unbe-

deutende Männchen aus der weiten Welt ſich bis da hereinfinden konnte. —

„Nun, was ſchreibt der Spitzbube?“ fragte der Altvorſteher lächelnd.

„Ich hab' erſt angefangen, aber kommt nun Ihr und leſet es, bevor es ganz dunkel wird,“ ſagte das Mathisle, indem es davon in die Stube eilte.

Mit einer Langſamkeit, die das ihm geſchenkte Vertrauen nur ſchlecht zu würdigen ſchien, folgte der Altvorſteher dem an ihn ergangenen freundlichen Ruf. Ruhig legte er Mathisles Brief auf den noch etwas feuchten Tiſch vor ſich hin, beſtellte ſich einen halben Schoppen Wein, zog dann die Hornbrille heraus, wiſchte eine Weile mit dem Halstuchzipfel an den Gläſern herum und begann endlich, nachdem er noch den neben ihm ſitzenden Gemeinderäten die großmächtige Schnupftabakdoſe vorgehalten hatte, mit Gemeindedienerſtimme zu leſen.

Der Brief erzählte viel von Hunger und Kummer; doch, ſchrieb Jörg unter anderem, werde das nun bald überſtanden ſein. In einigen Wochen bekomme er Urlaub und könne dann heim, wenn man ſo gut ſei, die Zehrung zu überſchicken. Es werde wohl noch etwas da ſein von dem, wofür er verkauft worden ſei. Die Heimat habe er übrigens noch nicht vergeſſen und fluche noch täglich allen, die ihn unter die Soldaten gebracht oder doch dabei ein Auge zugedrückt hätten. Beſonders für den Vorſteher ſei es eine Schande, daß —

Mit den Worten: „Er iſt noch immer ein Lümmel,“ warf der letztgenannte das Schreiben auf den Tiſch; unmutig verließ er das noch volle Glas und die Stube.

Gar ſo große Eile hatten die anderen freilich nicht; aber keiner mochte den Brief zu Ende leſen, und wer

den letzten Tropfen aus dem Glaſe hatte, machte ſich ſchweigend heim. Nur der junge Erbe des Stighofes, Stighans genannt, rückte gegen das Jösle hinüber und beſtellte für ſich und ſeinen ehemaligen Schulfreund eine Halbe Roten, ohne noch daran zu denken, daß er eigentlich mit der Wirtin allein bleiben wollte. Jörgs Brief hatte ihn ganz aus dem Zeug gebracht. Er mußte gleich etwas Gutes tun, um mit ſich ſelbſt wenigſtens wieder zufrieden zu werden; darum hatte er für das ſchon ſeit Jahren faſt ängſtlich gemiedene Schneiderlein eine Halbe Roten beſtellt, und darum wohl rief er jetzt dem Mathisle, welches, ſchon unter der Türe, den wieder ſorgfältig zuſammengelegten Brief in die Taſche ſchob, mit emporgehobenem Glaſe zu: „Komm noch und trink, und wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſag' es mir, daß ich ihm auch einen Gruß oder ſo etwas mitſchicken kann."

„Iſt ſchon gut, recht gut," rief das Mathisle zurück. „Will ſchon einmal kommen, wenn's die Alte, will ſagen deine Mutter, nicht merkt. Jetzt aber muß ich dem Vorſteher nach und ihn um Verzeihung bitten wegen dem Brief. Ich bin ſehr erſchrocken, denn unſereiner weiß nie, wo er ſo einen Mann wieder braucht."

Hans warf dem Männchen einen verächtlichen Blick nach und lief dann in der Stube umher, daß die Gläſer auf den Tiſchen klirrten. Dann begann er auf dem großen Backtrog neben dem hintern Tiſch einen wilden Marſch zu trommeln, wobei er von Zeit zu Zeit verſtohlen nach dem Jösle hinüberſchielte. Dieſes ſaß immer wie angefroren beim Glaſe, welches kaum aller fünf Minuten ein wenig leerer wurde, wie etwa das Schoppenglas eines armen Studentleins, welches gern um ein billiges im Wirtshauſe ſitzen und die neueſten Zeitungen leſen möchte.

Endlich ſagte Stighans, ihn dünke, daß es nun heut,

am Feierabende, denn doch die höchste Zeit zum Heimgehen sei.

Jos gab ihm von Herzen recht, während er das allmählich denn doch etwas erleerende*) Weinglas mit Wasser wieder füllte.

Stighans bereute, wieder einmal einer augenblicklichen Stimmung nachgegeben und alles andere dabei vergessen zu haben, selbst den Zweck seines Kommens, den kein Mensch als die Wirtin erfahren durfte.

Jos hatte wohl bemerkt, daß dem Hans etwas fehle, daß aber er ihm da im Wege sei, fiel ihm um so weniger ein, da ja Hans selbst ihn dableiben hieß. Vielleicht, meinte er, müsse er hier auf jemand warten helfen und da könne er dann, wenn Hans einmal hinausstürmen sollte, auch seine Frage an die Wirtin richten. Aber Hans ging nie hinaus. Immer stärker trommelte er auf dem Backtrog herum, während Jos mit der gähnenden Wirtin von allem Erdenklichen zu reden begann, endlich auch von der nun wieder überstandenen Fastenzeit. Es sei doch nicht zu leugnen, sagte er, daß in jedem Menschen etwas von der Eva stecke, die am liebsten nach den verbotenen Früchten lange. Da seien viele, denen das Fastengebot ungemein viel Redens und Klagens gebe, obwohl man ja so vielerlei kochen könnte, ohne daß man zuerst rauben und morden müßte. Er würde für die Erlaubnis, auch an gebotenen Fasttagen Fleisch zu essen, keine fünf Gulden zahlen, denn ihm sei immer besonders wohl, wenn er nicht an Messer und Blut zu denken brauche. Auch

*) erleeren = leer werden; vgl. erröten = rot werden, erwarmen = warm werden. Im Bregenzerwalde sagt man auch: ergrünen = grün werden; erfeuchten = feucht werden; das Pferd erwildet = es wird wild, scheu usw. (Selbstverständlich mit mundartlicher Färbung.)

beim Eſſen komme viel auf die Einbildung an. Daheim bei der Mutter ſei ihm an manchem Faſttag wohler geweſen als jetzt beim Krämer, obwohl es dort nicht einmal Eier gegeben habe.

„Macheſt jetzt du da ein Schüſſeln- und Tellergeklapper!“ fuhr der Stighans den Schulfreund an. Doch ſchon im nächſten Augenblick zuckte etwas wie ein Lächeln über ſein breites Geſicht. Stighans konnte überhaupt nie lange ſich über jemand ärgern; er ſelbſt hätte das noch viel weniger ausgehalten, als wer zufällig eben darunter litt. Nach einer Weile fuhr er lächelnd fort: „Man könnte glauben, daß Eſſen dir die liebſte Arbeit wär', wenn man dich heute das erſtemal hörte. So ſchwätzt allenfalls eine Herrenköchin und ich weiß wahrhaftig nicht, was du damit willſt.“

„Warten will ich — bis du endlich gehſt,“ ſagte Jos mit kaum verhaltenem Lachen.

Es wäre nicht ratſam, jedem Hanſen, der eine Halbe zahlt, ſo zu antworten. Unſerem Hans aber tat dieſe Offenheit recht in der Seele wohl und fröhlich ſagte er: „Da haben wir's. Beide wollen das gleiche. Da ſieht man nun, daß gleich und gleich ſich nicht immer gern geſellt. Ich hätte dich bald fortſchicken wollen, denn daß ich nicht wegen deinem Kuchengeſchwätz dablieb, kannſt du dir denken.“

Und Hans lachte wieder ſo hell und fröhlich, daß die Schlagfeder auf der neuen Stubenuhr einen Klang gab. Jos ſprach ernſt, beinahe klagend: „Wir ſind uns alſo nur darum in den Wurf gekommen, weil uns die frühere Offenheit fehlte. Früher hätteſt du nur geſagt: ‚So, Jos, jetzt marſch!‘ Ich wäre dann fort und hätte mich gefreut, morgen die Urſache zu erfahren. Mit dem Vertrauen, Hans, iſt auch das rechte Befehlen und das

rechte Folgen aus. Aber das ist ja der Welt Lauf. Man hat dich besser gepflegt und begossen, drum bist du weit, weit über mich hinausgewachsen.

„Nun," bemerkte Hans, „bisher stehen wir leider nebeneinander, jeder wartet; aber für jetzt wird's mir denn doch bald genug, drum sei so gut und geh mit der Wirtin hinaus, sag' ihr deine Sache ganz kurz. Dann komm und laß uns die Plätze wechseln."

„Für mich ist das am Ende gar nicht nötig," sagte Jos der Schneider. „Ich will nichts von der Wirtin als Eierschalen, damit ich doch auch meine Freud' hab' am Osterfest."

„Und just das," rief Hans lachend und mit dem Fuße stampfend, „just das ist's, was auch mich solange wach erhalten hat."

Die Wirtin, die bisher ruhig auf der breiten Bank beim Backofen saß, verließ rasch ihren Platz, rieb sich die müden Augen und indem sie die Stube verließ, tat sie alles, was sie schon oft wieder wach und munter gemacht hatte. Es galt ja eine kleine Neckerei und da hatte sie noch immer von Herzen gern nach Kräften mitgeholfen. Wenn es wie diesmal den Mädchen gelten sollte, besann sie sich freilich immer zweimal, bevor sie ja sagte; doch als Biggel*) hat auch sie und wohl jede sich manches gefallen lassen müssen.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre tragen die Bregenzerwälderinnen weite Ärmel aus beliebigen buntfarbigen Stoffen und solche Ärmelmädchen werden noch von allen beinahe wie Kinder behandelt. Nun aber vertauscht das Mädchen diese Ärmel mit dem engen „Schalk" aus

*) Biggel = ein junges Hühnchen, aber auch die kaum erwachsenen Mädchen werden so genannt. — In der Schweiz sind „Bigeli" und „Bibeli" Lockrufe für die Hühner.

ſchwarzer Glanzleinwand, und an einem Feſte, gewöhnlich am Oſtertage, zeigt ſich der Biggel zum erſtenmal ganz neu gekleidet im Jungfrauenſtuhl der Kirche; und wenn die Burſchen ihre Eierſchalen, die ſie dem Biggel als erſtes Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit ſtreuen wollen, auch ſchon damals nicht mehr bis dorthin tragen durften, ſo konnten ſie doch noch nicht unterlaſſen, ihm wenigſtens etwas Hennenfutter vor das Haus auf die Gaſſe zu legen; das wird dann von den Eltern der Gefeierten je nach Umſtänden ſehr verſchieden aufgenommen, ausgelegt und berechnet.

Bald kam die Wirtin mit der Schürze voll Eierſchalen wieder in die Stube zurück. Sie war gewöhnt, jedermann zu dienen; umſonſt aber wollte ſie ſo etwas nie getan haben und war gerade dann am kargſten, wenn ihre Gegenforderung ſich nicht durch Zahlen ausdrücken ließ. Wie ſie ſchon gehört hatte, ſollten morgen nicht weniger als acht Biggel ausfliegen. Nun wollte ſie denn doch bei ſo guter Gelegenheit auch erfahren, auf welche von dieſen die beiden Burſchen, beſonders der reiche Stighans, es eigentlich abgeſehen. Des Krämers eitler Zuſel*), die noch kaum neunzehn Jahre hinter ſich hatte, und die doch — in dem Glauben, ihr ſtehe gar alles wohl an — ſich ſchon in den Jungfrauenſtuhl machen wollte, wäre ſo ein Streich — für ſie eine Demütigung — zwar von Herzen zu gönnen geweſen. Ärgerlich aber blieb dabei der Umſtand, daß ſo eine Aufmerkſamkeit von dem reichen Stighans ihr ſicher mehr Freude als Verdruß machte. Früher freilich, als Hans mit Zuſels älterer Schweſter Angelika ein Verhältnis einfädelte, war die alte Stigerin mit Leib und Seele gegen die Krämerei und

*) Zuſel: Verkleinerungsform für Suſanna.

alles, was drum und dran hing; jetzt aber galt der Krämer etwas mehr im Hause, und es schien für Hansen nicht ganz unmöglich, die Zusel in sein Haus zu bringen, obwohl die ältere Schwester ihm viel besser gepaßt hätte. Nein, schon der unglücklich verheirateten Angelika zuliebe sollte das womöglich verhindert werden. Den wackern Hans verdiente die Zusel nicht und er auch etwas Besseres. Sie wenigstens, die Kronenwirtin, wollte lieber in der ganzen Fastenzeit keine Eier gegessen haben, als daß nun auch noch die Schalen diesem Windspiel zur Freude benutzt werden sollten. Wissen wenigstens mußte sie jetzt Hansens Plan und mit ihrem Willen sollte Zusel morgen keinen fröhlicheren Tag erleben als sie verdiente.

Gerade als ob das Mädchen, welches nun durchaus zum Tänzeln und Scharwenzeln alt genug sein wolle, dort im Herrgottswinkel sitze, stellte sie sich groß vor den Tisch hin und sagte etwas rauh: „Bisher wolltet ihr beide das nämliche; das war gut für mich, denn so kann ich euch auf einmal bedienen. Ob es aber von jetzt an für euch nicht um so böser wäre, wenn ihr noch länger das gleiche wolltet? Das, ihr Burschen, ist eine ganz andere Frage. Es wäre nicht gut, wenn ihr euch auch vor dem Hause des Biggels wieder treffen solltet wie hier. Macht's daher lieber, wie der Jos schon gesagt hat. Seid so offen gegeneinander wie früher, wo jeder dem anderen lachend seinen Plan mitgeteilt hätte."

Jetzt leerte Jos das Glas mit einem Zuge, stellte es vor sich auf den Tisch und sagte so ernsthaft als möglich: „Wir sind dir großen Dank schuldig für die Schalen und besonders für deinen guten Rat, den wir beim Heimgehen gewiß redlich befolgen wollen."

So aber hatte die Wirtin es nicht gemeint. Die gute Frau besaß auch viel zu wenig Verstellungskunst,

um ihre wahre Abſicht noch länger verbergen zu können. „Halt, ihr Herren," rief ſie lachend, „bei mir fordert man nicht und nimmt nicht, ohne auch etwas zu geben. Unſereins iſt an das gar nicht gewöhnt. Hier ſind meine Schalen und dort iſt euer Geheimnis — wollen wir tauſchen oder nicht?"

Anfangs würde der Stighans gerne darauf eingegangen ſein, jetzt aber war es ja Ehrenſache, treu zum Gefährten zu halten und ſich von der liſtigen Wirtin auf keine Weiſe mehr fangen zu laſſen. „Nein," ſagte er entſchieden, „Tauſcher ſind wir keine und nur ſo Nothändel laſſen wir uns keine aufzwängen. Was wir fordern, wird gehörig bezahlt, daß wir nicht auch noch ſchöne Worte und Buckerle machen müſſen. Wir wollen aber bald gehen, drum nur herzhaft geſagt, für wieviel bares Geld wir das Zeug da mitnehmen können."

„Ich mag aber nicht," ſagte die Wirtin trotzig und hielt die Schürzenzipfel feſter.

„Auch gut," verſetzte Stighans ruhig, „ich glaube, du ließeſt dich nicht gerne drum anſehen, für ſo etwas bares Geld genommen zu haben. Behalte du die Schalen für dich und bring uns Eier. Bezahlt ſollen ſie dir gehörig werden und das Zeug drin bringen wir wohl heraus, wenn wir vom Kochen auch wenig verſtehen. Nicht wahr, Jos?"

Dieſer war bei den letzten Worten erſchrocken nach ſeinen Taſchen gefahren, deren Inhalt Hans viel zu hoch anzuſchlagen ſchien. Der reiche Bauer, die Verlegenheit des Handwerkers bemerkend, warf einen Kronentaler auf den Tiſch und ſagte: „Da, du Eigennutz, iſt bares Geld, lauf nun und bring uns Eier, ſoviel es dafür leiden mag. Aber mach' ſchnell, daß wir bald weiter können."

„Das wär' mir noch hübſch, das," eiferte die ſorgſame Hausfrau. „Nein, Bürſchchen Liederlich! So wird unter meinem Dache die liebe gute Gabe Gottes nicht verunehrt und mißbraucht. Habt ihr denn daheim noch nie geſehen und nie gehört, wie man dafür ſorgt, daß doch nie ein Tröpflein oder ein Bröſelein von dem, was ſo viele auf der Welt bitterlich mangeln, mit Füßen getreten werde?"

Und indem ſie ihre Schürze in die großen Hüte der beiden Burſchen ausleerte, fuhr ſie fort: „Lieber nehmt den Plunder und was ihr wollt umſonſt, als daß ihr in meinem Hauſe, vor meinen Augen ſo ſchändlich frevelt. Es hat doch keine Art und keine Gattung mehr in der jetzigen Welt. Alles hält man für erlaubt, wenn man es nur bezahlen kann."

„Da iſt's wohl am beſten, wenn wir gleich gehen, daß wir dir nicht noch mehr Kreuz machen," ſagte Hans mit etwas gezwungenem Lachen.

Jos hatte ſchon nach dem vollen Hute gelangt. Hans ſuchte noch kleines Geld für den getrunkenen Wein und folgte dann dem forteilenden Gefährten mit großen Schritten langſam nach.

Zweites Kapitel.

Worin sich Hans und Jos etwas deutlicher aussprechen.

Der Mond war eben aufgegangen und schaute freundlich zwischen den von blütenähnlichen Nebelstreifen umflossenen Bergspitzen aufs neuergrünte Tal herab und auf die Kirche, deren schlanker Turm neben dem tannenbekränzten Fluohfelsen emporragte. Nur unwillig gab der neben dem einsamen Gotteshaus am Felsen vorbeirauschende Strom das trübe Bild des freundlichen Nachtwandlers wieder zurück. Aber wie er auch zischen und tosen, wie drohend er sich gebärden mochte, er war doch nicht imstande, die Ruhe der Bewohner seiner gesegneten Ufer zu stören. Nie schläft wohl der Bauer besser und träumt süßer, als wenn die Flüsse den unwillig grollenden Winter so mir nichts dir nichts zum Tale hinaustragen. Da öffnet er wohl, trotz den ängstlichen Warnungen der besorgten Hausmutter, sich doch ja vor der Nachtluft in acht zu nehmen, vor dem Schlafengehen die Fenster des Zimmerchens, um das Klagen und Lärmen des aus dem Lande ziehenden Feindes recht deutlich zu hören. Im Winter muß man sich wohl oder übel mit seinen Sorgen ins Zimmer einsperren und die meisten sind, so sich selbst überlassen, weitaus am schlimmsten dran, weil sie eben nicht viel mehr anzufangen wissen, als ihre Langeweile totzustricken oder den Nachbar zu hecheln, mit dem sie im Frühling und Sommer im schönsten Frieden

leben und arbeiten können. Erſt das Auferſtehungslied der Natur, das Toſen der Bäche, welche endlich die eiſige Decke wieder zu ſprengen vermochten, öffnet auch die Fenſter und die Herzen wieder, daß überallhin ein Gefühl einziehen kann; da reden ſie alle wieder von den Arbeiten des Frühlings, während im Winter faſt jeder ſich mit etwas anderem quälte.

Doch unſere beiden Freunde hatten trotz der wunderſchönen Oſternacht recht ungleiche Gedanken, als ſie ſo auf dem mondbeleuchteten Platze zwiſchen der toſenden Aach und der ſtillen Pfarrkirche dahinſchritten. Dem Jos tat die friſche Nachtluft recht wunderbar wohl, nachdem er in des Krämers engem Schneiderſtüblein die ganze Woche für den morgigen Tag faſt auf Leben und Tod hatte arbeiten müſſen. Ein Gefühl der Freiheit, wie er es noch ſelten empfand, hob ſein Köpfchen, welches er ſonſt ein wenig hängen zu laſſen pflegte. Erſt jetzt ſchien ihm ſein Trotz gegen den bisherigen Arbeitgeber nicht mehr nur Folge einer Verſtimmung, welcher ſeit Wochen — ja offen ſich zugeſtanden, ſeit dem Faſchingsdienstag, wo er das erſtemal auf einen Tanzplatz kam — ſein ganzes Weſen belaſtete. Ja, wenn er jetzt alles wieder überdachte, ſo kam ihm ſein heutiges Betragen, obwohl es ihm den Dienſt beim Krämer koſtete, ganz gehörig und planmäßig vor. Der harte Winter war nun glücklich überſtanden, unter dem wiedergeſchmolzenen Schnee wuchs überall Arbeit hervor, ſo daß er noch nichts verloren geben mußte, auch wenn ſeine erſte Rechnung fehlte und Hans ihn nicht auf den Platz ſeines bisherigen Knechtes ließ, welchen letzte Woche ein Bericht von der Erkrankung ſeines Vaters auf deſſen ſtattliches Anweſen zurückrief.

Am Ende lag ihm gar nicht ſo viel an dieſem Dienſt. Es war ja fraglich, ob er da jemals eine frohe Stunde

haben könnte und ob nicht die böse Stigerin oder noch öfter fast die gute Dorothea, Hansens Magd, ihn zum Sterben ärgern würde... Es gab auch anderwärts Arbeit in frischer, freier Luft und das war ihm genug. Wenn er sich nur nicht mehr bloß ins Zimmer zu seinen Gedanken einsperren mußte. Das aber hätt' er jetzt nicht mehr ausgehalten, während ihm früher so wohl war bei der Nadel, wenn er leise fröstelnd andere hinaus in Kälte und Nässe gehen sah.

Es war gerade, als ob er nirgends mehr Ruhe finden könne, seit er auf dem Faschingsdienstag mit Dorotheen getanzt hatte. Noch ärger wurde das, als es draußen immer mehr erwarmte und der allüberall jubelnd verkündete Frühling ihm gar nichts als das Zimmer voll Fliegen und noch längere Arbeitstage bringen zu wollen schien. Gewiß hätte selbst der Krämer, obwohl der sonst so abhängigen Leuten gegenüber keinen Spaß verstand, die trotzigen Stichelreden seines Schneiders nicht gar so hoch aufgenommen, wenn er seine Stimmung zu fassen und zu beurteilen imstande gewesen wäre. Aber das war des Krämers Sache nur bei Leuten, wo es ihm etwas eintrug. In der Karwoche lagen außer den Wänden des Zimmers auch noch ganze Berge von dringender Arbeit auf dem armen Schneider, den der Krämer nach Belieben einspannen zu können meinte. Schon seit Mittwoch grollte und donnerte es bald da bald dort; heut abend machten sie sich gegenseitig ihren Standpunkt klar und darüber hatte es nun Feuer zwischen ihnen gegeben, daß sie so bald wohl nicht mehr zusammen unter einem Dache leben mochten; darum war Jos heut ausnahmsweise lieber ins Wirtshaus als heim zur Mutter, von der er über seinen Wochenbericht schwerlich ein besonderes Lob erwartete. Jetzt aber war ihm wieder ganz leicht. Der Riß

zwiſchen ihm und dem Krämer mußte ja recht groß werden, wenn er den Bitten der guten Mutter gegenüber ſtark bleiben und einmal aus dieſer Krämerhöhle herauskommen ſollte. Das Beſte war immerhin, wenn er auf alles Bitten und Betteln ſagen konnte: „Es geht nicht mehr," wenn ihm ſelbſt auf der anderen Seite das auch etwas traurig vorkommen mochte. „Aber jetzt nichts von Traurigkeit!" rief er ſich zu. „Wär's nicht eine Schande geweſen, wo immer man einmal davon erzählt hätte, daß einer der beſten Schüler ſich ohne die Gnade dieſes Krämerwurms nicht mehr ordentlich durch die Welt bringen könne?"

Die Leute freilich hatten ihn immer ein faules Mutterbüblein geſcholten, weil er nie draußen im Schwabenlande blieb, wo das Einerlei der ungeheuren Kornfelder dem an die nahen Berge Gewöhnten wie eine furchtbar große Rechentafel vorkam. Ja, lieber als bei den wohlgenährten Württembergern, wo ſo manches arme Landeskind Arbeit und Brot fand, blieb er daheim bei der Mutter. Aber ſeine Tadler hatten darum denn doch nicht ganz recht. Faul war der Jos nicht. Er ſammelte das von der Aach ausgeworfene Holz, daß die Mutter mehr als genug hatte; auch gewann er Beeren für den Pfarrer und andere Liebhaber; ja, man konnte ihn brauchen, wozu man wollte, wenn man ihm nur nichts vom Schwabenland ſagte. Dieſe Furcht vor der Fremde hatte ihn ſchon früh in die enge Werkſtätte beim Krämer getrieben, die von dieſem nebenbei auch noch als Rumpelkammer benutzt wurde. Aber ſo wohl war ihm doch nicht geworden, als Hansjörg, der damals beim Krämer arbeitete, ihn in die Lehre zu nehmen verſprach, wie jetzt, wo er ſich von dem ewigen Nädeln und Fädeln erlöſt fühlte.

Aber nun mußte er seine Bitte um Arbeit denn doch ein wenig einzuleiten beginnen. Wenn Hans ihn auch nicht brauchte, so konnte der ihn doch vielleicht irgendwo empfehlen. „Jetzt geht denn die Feldarbeit wieder an," begann er hustend, „wahrscheinlich schon gleich nach den Feiertagen."

Stighans schien ihn gar nicht zu hören, der hatte jetzt auch an ganz anderes zu denken. Unverwandt schielte er zu jenem kleinen Häuschen drüben über der Aach am Argenstein, dessen halbblinde Fenster mit den runden Scheiben das trübe Bild des Mondes zwischen neubelaubten Buchenästen hindurchschimmern ließen. Was jetzt wohl das Mathisle dort machte? Das arme verlassene Mathisle, das nicht einmal mit seinen drei Kindern daheim Arbeit und Brot, ja selbst kein gutes Bett hatte! Gewiß dachte es an den Hansjörg, der ihm seine Stütze werden sollte, und dabei ballte es seine Faust vielleicht auch gegen ihn, Stighansen, der ja, wenn auch wider Willen, seinen wackeren Buben zu den Soldaten gebracht hatte. Wie bitter Stighans auch den Tod seines einzigen Bruders Karl beweinte, er wünschte doch oft, daß derselbe, wenn es nun doch einmal sein mußte, ein Jahr früher gestorben wäre, damit er dann nicht mehr zur Rekrutenaushebung hätte mitlosen und verspielen müssen. Daß es ihm nicht um die paar hundert Gulden war, welche er dem Hansjörg, seinem Stellvertreter, zu zahlen hatte, wußte wohl jeder, der den Stighans auch nur ein wenig kennen gelernt hatte. Geizig war er nicht und seine Sparsamkeit im kleinen mußte man ihm für Ordnungsliebe auslegen, wenn man seine Freigebigkeit im großen sah. Freilich, er hatte es, denn er war, obwohl es dem in schlechten Kleidern gleichgültig Daherwatschelnden kein Mensch angesehen hätte, bei weitem der reichste Bauer in

der ganzen Gegend. Außer dem Stighof, von dem seine Familie den Namen hatte, und vielen Kapitalbriefen gehörte ihm auch das stattliche Anwesen in Argenau, einem der vielen Weiler des Dorfes, die zusammen die Gemeinde Au bilden, und das schlechte Häuschen mit dem Gut am Argenstein, zu dem er jetzt noch immer so scheu hinüberschielte, während er mit seinem ehemaligen Schulfreunde langsam und schweigend auf dem seit lange zum erstenmal wieder trockenen Platze neben der Kirche hart am Fuße des Fluohfelsens dahinschritt. Erschrocken standen beide still, als sie, plötzlich durch das dumpfe Geräusch der Schritte in ihren Gedanken unterbrochen, auf der gedeckten Brücke sich befanden, welche rechts über die Aach zu den an der Arge liegenden Weilern Argenfall, Argenzipfel und Argenau, dem sogenannten Herrendorfe, führt.

Hans war ordentlich froh, daß Jos sich auf einen Balken der Seitenwand setzte, indem er sagte: „Da ist's recht schön und ein gehöriges Durcheinander in den Wasserwirbeln unten. In dem Lärmen und Tosen ist mir immer am wohlsten."

„Mir ist's schon auch recht, daß ich etwas höre," sagte Hans leise, indem er seinen silberbeschlagenen Tabakkübel aus der Tasche zog. „Da wollen wir eine Weile sitzen und eins plaudern, lauter als das Wasser tost."

Aber so ein lautes, frohes Gespräch, das alles übertönt und vergessen macht, läßt sich nicht so mir nichts dir nichts befehlen. Beide wollten unterhalten oder vielmehr unterhalten werden und doch saßen sie wieder schweigend da, während Hans seinen wohlbeschlagenen Maserkopf aus der mit lieblich duftenden Blättern bis zum Platzen gefüllten Schweinsblase füllte, die Dorothea ihm mit seidenen Bändern hübsch eingefaßt hatte. Jetzt schlug

Hans Feuer, und als der von ſeinem Stein aufzuckende Blitz die mächtigen Balken der ſonſt vom Dache beſchatteten Brücke beleuchteie, dachte er an den armen Hansjörg, der ſeinetwegen über ſo manchen Gewehrblitz erſchrecken mußte; Jos aber beneidete den Meiſter, der durch dieſe Brücke das Dorf verband und ganzen Geſchlechtern ein Wohltäter wurde. Dann ſchauten beide durch eine in der Brückenwand gelaſſene Öffnung hinab auf die toſend hinausſtürzende Aach. Hans erblickte nun auch wieder die ſchneeweißen Eierſchalen neben ſich auf einem Balken und ſagte lachend: „Merkwürdig, wie man doch bei allem Ernſte noch ein Kind iſt und am Kindiſchen ſeine größte Freude haben kann!“

„Und warum auch nicht?“ fragte Jos. „Iſt einem doch als Kind weitaus am wohlſten! Ich wollte faſt, daß ich mein Lebtag ein Kind hätte bleiben können.“

„Ich doch nicht,“ verſetzte Hans ſchnell. „Glücklich,“ fügte er dann ſinnend bei, „recht glücklich ſind wir da freilich geweſen.“

„O gewiß,“ fiel Jos, dem das „Wir“ noch beſonders wohlgetan hatte, herzlich ein und begann dann zu ſchildern, wie wohl ihm damals geweſen, wenn auch ihn, den Jungen der unbeliebten Schnepfauerin, nur höchſt ſelten ein Auge freundlich angeblickt habe. Auch Hans erinnerte ſich lachend manches luſtigen, tollen Streiches, den ſie damals mitſammen machten. Der gutmütige, nur etwas unbeholfene Burſche konnte das lebhafte, zu allem aufgelegte Jösle unter den Kindern der Nachbarſchaft weitaus am beſten leiden, weil es ihm gewöhnlich auch die läſtigen Schulaufgaben machte und überhaupt aus vielen Verlegenheiten half. Hanſens Vater fand das ganz in der Ordnung. Dafür ja, meinte er, ſei man eben reich, daß man andere gleich einſpannen könne, wo man

nicht gern ſelbſt ziehe. Die Stigerin war auch nicht gegen das Einſpannen, doch ſie wehrte Hanſen den vertrauten Umgang mit einem Menſchen, deſſen Daſein nach ihrer Anſicht in den Augen Gottes und aller guten Menſchen ein Greuel ſein mußte. Die arme Schnepfauerin, die die vom Söhnchen verdienten Kreuzer des reichen Nachbarn recht grauſam nötig gebraucht hätte, kam auf den Gedanken, ihr Jösle ſei der Stigerin zu arm; doch daß ſie damit nicht das Richtige getroffen hatte, bewies ſpäter der Umſtand, daß ſie ihren Hans auch nie neben des reichen Krämers Angelika ſehen wollte, weil ihr Vater manches tat, was ſie ihm erſt vor drei Jahren verzieh, als er den Hansjörg, ſeinen Schneider — ſie kümmerte ſich in der Angſt nicht wie — für ihren jüngeren Sohn zu den Soldaten geſchwätzt hatte.

Als Hans vorhin ſagte, daß er doch die Jahre der Kindheit ſich nicht mehr wünſchen würde, dachte er ſicher an den Zwang, den die Mutter beſonders nach dem Tode des alten Stigers ihm und ſeinem Bruder ſelig angetan hatte. Sie durften nur mit wenigen, meiſtens langweiligen, verzogenen Kindern aus den beſten, angeſehenſten Häuſern ſpielen und ſo wenig als bei der Wahl ihres Umgangs war ihnen ſonſt geſtattet, ſich ihren Gefühlen und Neigungen zu überlaſſen. Das war noch jetzt nicht anders, nur daß Hans ſich nun eher daran gewöhnt hatte.

Als Hans heute den Jos zum Mittrinken einlud, dachte er gewiß nicht im entfernteſten mehr an eine Auffriſchung des alten freundſchaftlich[illegible]erhältniſſes. Das wäre ja jetzt etwas ganz Neues gen[illegible]n und etwas Neues wollte Hans ebenſowenig als ſein ſeliger Vater, dem er in dieſem und noch in vielen anderen Stücken merkwürdig ähnlich war. Nur ſein Schrecken über den vom Vorſteher

vorgeleſenen Brief hatte ihn gedrängt, irgend jemandem etwas Gutes zu tun, um dann mit ſich ſelbſt wieder etwas zufriedener zu werden. Wenn es dann dem Jos gelang, ſeinen ehemaligen Freund wieder lebhaft an gemeinſam verlebte ſchöne Stunden zu erinnern, ſo darf man doch nicht glauben, daß er da ſchon als fortgeſchickter Schneider und dienſtſuchender Knecht oder Tagwerker geredet habe. Solchen armen Jöslein ſtehen in der Regel viel zu wenige Figuren zur Verfügung, um gute Schachſpieler zu werden. Hier auf der dunkeln Brücke, dem einzigen Platz außer ſeinem Hauſe, wo niemand ihn wegſchicken durfte, war wunderbar obenauf gekommen, was jetzt in ihm arbeitete. Begeiſtert redete er von der Zeit, in der ſie beide Kopf und Hand, Klugheit und Tatkraft, Liſt und Geld immer traulich zuſammenzuhalten pflegten, bis er durch das Kommen eines Dritten unterbrochen wurde.

Es war der Krämer, der ſich gleich hart neben Hanſen ſtellte und vertraulich plauderte, bis er auch den neben ihm im Dunkel ſitzenden Schneider erkannte. „So, du biſt auch da?“ ſagte er etwas verlegen. Dann drehte er ſich um, indem er auch Hanſen recht bald und glücklich heimzukommen wünſchte.

Bald waren die feſten Tritte des für ſein Alter noch ungewöhnlich rüſtigen, nur etwas nach vorn gebeugten Mannes verhallt.

Unſere beiden Freunde aber dachten noch nicht daran, ihm ins Herrendorf hinauf zu folgen, von wo der Schatten ſeines ſtattlichen Hauſes über den Hügel auf die mondbeglänzte Aach herunterragte. „Ich hätte gedacht,“ bemerkte Jos, „der Krämer hätte nun ſein Hühnchen für morgen gerupft und müßte nicht auch noch in der Nacht Geſchäfte machen, da er ohnehin denen die Haare ausreißt, die ſich von ihm kämmen laſſen.“

„Laß ihn doch einmal gehen!“ bat Hans in beinahe befehlendem Tone.

„Ja, wir wollen uns die ſchöne Stunde nicht verderben,“ ſtimmte der Schneider bei. „Sie iſt wirklich ſchön und mir tut es ſo wohl, daß wir wieder einmal vertraulich beiſammen ſind und wie früher oft das gleiche haben und das gleiche wollen. Mir iſt das Herz ſo aufgegangen, daß ich keinem Menſchen mehr etwas abſein könnte. Mit dir iſt mir der Mut und die Weichheit von früher wieder gekommen. O Hans, es iſt ſchade, daß du ſonſt in jetziger Zeit ſo weit von mir ſtehſt und ſo hoch ob mir, daß mir ſchon faſt ſchwindelt, wenn ich zu dir hinauf ſehe.“

Hanſen ſchienen dieſe Worte nicht beſonders zu gefallen. Haſtig langte er nach ſeinem Hute mit den Eierſchalen und ſchritt über die Brücke auf die Schattenſeite hinüber. Jos ging, ſeine Rede herzlich bereuend, langſam nach. Es war jedenfalls unklug, den Schwachen ſchon jetzt wieder an die Abneigung ſeiner ſtolzen Mutter zu erinnern. Schweigend beſtiegen ſie die kleine Anhöhe, von der aus ſie nun die ringsum an die Berge gleichſam angelehnten Weiler und die einſam ſtehende Kirche zu überſehen vermochten.

Hans ſtand aufatmend ſtill und ſagte lachend: „Dein Schritt paßt noch gerade ſo zu meinem wie früher. ‚Hans und Jösle, Hans und Jösle, Hans!‘ klappt es noch wie früher, wenn wir miteinander über die Gaſſe gingen. Das ‚Hans‘ iſt mein Tritt und das andere Gezappel dein Gang. Mir tut es wohl, das wieder einmal zu hören, wenn ich mich auch freue, daß wir ſeitdem älter und auch etwas klüger worden ſind.“

„Du haſt gut fröhlich ſein,“ erwiderte Jos. „Fröhlich kannſt du zurückſchauen und ſorglos in die Zukunft.

Wer ins Schwabenland hinausfährt, weiß gar nicht, wie weit es iſt. Und auch draußen erlebt er ganz anderes, als wer mit der ganzen Habe im Zwillichſack auf dem Rücken ermüdet ankommt und einen Dienſt ſucht. Ja, Hans, du biſt ein glücklicher Wanderer!"

„Und du?"

„Ich bin müde worden auf meiner böſen Strecke und nun gar noch verirrt."

„Du ermüdet? Das ſollte man in den Kalender drucken laſſen."

„Warum nicht gar! Von mir mag man nicht einmal reden, geſchweige denn ſchreiben und leſen. Nur wenn ich einmal den Kopf auch ein wenig aufrichten will, hat man Zeit, mich zu tadeln und wie ein Donnerwetter über mich herzufahren."

„Um ſo etwas nur tät ich mich eben gar nicht bekümmern."

„Ich freilich auch nicht, wenn ich feſtſäße wie du. Aber den armen Leuten geht zuweilen alles aus, ſogar die Geduld. Auch ſein Roß und das Rind ſchützt der Bauer und verzeiht ihnen einen tollen Sprung, wenn ſie ſich ſonſt gut halten; ſo einem armen Teufel gegenüber jedoch kennt man keine Gerechtigkeit und dünkt ſich ſelbſt um ſo höher und beſſer, wenn man ihm ein rechtes Kohlrabengeſicht gemacht hat."

„Iſt dir wieder einmal einer auf die Zehen geſtanden?"

„Sie treten einem nicht bloß auf ſeine Zehen, ſondern auch auf die Hände, den Kopf und das Herz."

„So geht's einem, wenn er zu geduldig iſt und ſich ſo wenig zu regen und zu wehren weiß wie du," ſpottete Hans.

„Wehre dich, wenn du die Katze im Sack bist, mach' eine Faust, wenn du keine Hand hast!"

„Lachen über alles oder gehen ist immer das Gescheiteste."

„Es ist besser, zwanzig gute Lehren geben, als eine einzige befolgen. Das Kätzlein weiß gar nicht, wie der Maus zumute ist. Stell' dich an meinen Platz in Gedanken, weg von deinem Geld und deinem Anwesen, zu einer Mutter, für die du arbeiten und etwas verdienen möchtest. Kannst du das?"

„Ganz leicht."

„Wir wollen gleich sehen. Sag' mir nur, ob man da nur lachen und gehen kann, wenn sich auch das Ehrgefühl niemals regen sollte?"

„Aber so als Ladenschneider hast du doch keinem Menschen etwas nachzufragen, wenn du nur deine Sache gehörig machst."

„Als den Bauern, allen Kunden und dem Krämer und der Zusel. Aber schon an der hätte einer genug. Das ist dir eine, viel, viel ärger als drei Wochen Zahnweh. Wenn dich der Alte — denn Vetter mag ich ihn nicht mehr nennen — lange genug gebügelt und geschert hat, fährt auch sie noch daher auf ihrem Hochmut und läßt es mich jeden Augenblick empfinden, daß ich nicht der Hansjörg bin, für den sie ganz ein anderes und ein recht liebliches Paar Augen gehabt hatte. Aber das ist jetzt aus. Ins Haus geh' ich nicht mehr, aber noch einmal bis vor die Tür, um dem Pfau diese Schalen da zu streuen. Sie wär' nach dem Brauch noch zu jung für den Jungfrauenstuhl, drum wird das unseren Biggel nicht wenig ärgern."

„Und was willst du dann?" fragte Hans ernst.

„Was ich kann."

„Jetzt gibt's Arbeit genug, wenn einer nicht nur ſchimpfen, ſondern auch ſchaffen will. Du haſt dich freilich an die Stube gewöhnt und nicht jeder, der einen Knecht oder Taglöhner braucht, würde dich gleich anſtellen wollen. Komm nach den Feiertagen zu mir. Man kann dich nicht auf der weiten Gaſſe laſſen.“

Hans hatte ungewöhnlich entſchieden geſprochen, gerade ſo, als ob jemand das Gegenteil ſagte. Es war ihm auch wirklich, als ob er ſchon das Kopfſchütteln ſeiner Mutter ſehe, an die auch ſeine letzten Worte gerichtet waren.

Jos ſagte bei weitem nicht ſo ſchnell und freudig ja, als Hans wohl erwartet hatte.

„Bei mir,“ fing der reiche Bauer wieder an, „bei mir wirſt du es dann wohl aushalten können, und Zuſeln, die dir böſe Augen machen und dich quälen, gibt es auch keine. Die Mutter kümmert ſich nicht mehr gar ſo um alles wie früher, Dorothea aber, die Magd, iſt ſo gut und brav, daß du ſicher mit ihr zufrieden biſt.“

„Das glaub' ich von Herzen gern,“ ſagte Jos mit einem Seufzer. „Gewiß erleb' ich in deinem Hauſe nur Liebes und Gutes, aber es kann einem zuweilen auch das Heilſamſte und Kräftigſte ungeſund ſein, wenn es zur unrechten Zeit genommen wird.“

„Zu ſtolz wenigſtens,“ bemerkte Hans etwas ſtreng, „wird dir des armen Mathisles Dorothea hoffentlich nicht vorkommen; aber ich weiß gar nicht, wie du da meinſt?“

„Honig, zum Beiſpiel,“ ſagte Jos, „paßt viel weniger auf den Hemdkragen als auf das Butterbrot.“

Jetzt war Hanſens Geduld zu Ende. Er meinte es doch ſo herzlich gut mit dem ſonderbaren Trotzkopf. Sogar den lieben Hausfrieden ſetzte er ſeinetwegen aufs Spiel, denn es war nicht zu erwarten, daß die Mutter es mit ihm auch habe wie mit dem Krämer, den ſie früher gar

nicht leiden konnte, der aber jetzt ein Mann ganz nach ihrem Herzen war, so daß Hans ohne seinen Rat kaum eine Ziege kaufen durfte. Hans wenigstens erwartete einen tüchtigen Verweis, daß er so einen ungeübten Knecht ins Haus bringe, einen Menschen überdies, den sie nun einmal nicht leiden könne. Dafür aber hatte er von dem dienstlosen Schneiderlein gerade keinen Dank, doch wenigstens ein freudiges Ja gehofft. Und nun waren solche schlechte Späße der Dank und die Antwort. „Der Teufel," fuhr er auf, „oder wer sonst Lust hat, mag da dein dummes Gerede deuten und erlesen*). Ich will jetzt ganz kurz und gut wissen, ob du am Dienstag kommst oder nicht."

„Ich komme," sagte Jos und man konnte ihm dabei leicht anhören, wie wohl ihm wurde, als er endlich mit sich selbst eins geworden war.

„Und warum," fragte Hans, „kommt das denn gar so schwer, daß man fast meinte, man müsse es mit einer Steinschraube heraufwinden?"

Das kam dem guten Burschen in diesem Augenblicke so unerwartet und griff dabei so tief, daß er in der Eile nur eine andere, scheinbar gar nicht hierher gehörige Frage hervorzubringen vermochte: „Sagst du mir auch, für welches Mädchen du die Schalen da bekommen hast, nachdem ich gegen dich so offen gewesen bin?"

„Von Herzen gern," antwortete Hans fröhlich. „Die sind für Dorotheen, die Magd. Die Wirtin hat also ganz umsonst gefürchtet, es könnte Händel geben ... Solche Späße machen wir immer und du glaubst gar nicht, wie kurzweilig das dann ist."

„Ich kann es mir wohl einbilden," sagte Jos leise.

Hans aber fuhr munter fort: „Ihr Namenstag fällt

*) entwirren.

in eine Zeit, wo es weder Blumen noch frisches Laub gibt. Ich und der alte Knecht aber, ein herzguter Kerl und nicht so ein Kopfhänger wie du heute, wir haben uns gleich zu helfen gewußt. Wir wollten ihr zeigen, daß wir die Bedeutung kennen, die der sechste Hornung für sie hat. Rate nun, damit du doch deinen Ärger über die Zusel einmal aus dem Gesichte bringst, womit wir [illegible] guten Mädchen seinen Namenstag schmückten?"

„Nun, mit was denn?"

„Morgens in aller Frühe, noch bevor sich eine Kuh im Stalle regte, haben wir statt Festbäumchen zwei Besen rechts und links neben der Tür ihrer Kammer auf die Stiele gestellt, um welche statt Blumen duftendes Bergheu gewunden und mit alten Hosenträgern befestigt wurde. Schießen konnte nun freilich keiner von uns, ein gehöriges Namenstagsgerumpel aber hat es denn doch geben müssen; das hätten wir durchaus nicht anders getan. Wir suchten auf der Rumpelkammer sorgfältig alles Küchengeschirr, welches sie im Laufe des Jahres und seit länger zerschlagen oder unbrauchbar gemacht hatte, und in einem alten verwetterten Hute befestigten wir es so ob der Türe, daß es laut klirrend niederstürzte, als diese von innen geöffnet wurde. Die Gute hat herzlich gelacht über diese Aufmerksamkeit; die wie eine andere den guten Willen zeigte; doch du mußt nicht glauben, daß uns der Streich geschenkt geblieben sei."

Jos konnte nicht so herzlich lachen wie Hans, obwohl er sich wenigstens den Schein geben wollte. Er war froh, daß er nun bei dem Gäßchen anlangte, welches zum Hause seiner Mutter hinunterführte.

„Also am Dienstag oder vielleicht schon übermorgen will ich kommen," rief er noch zurück und hätte fast dem Hans eine gute Nacht zu wünschen vergessen.

Drittes Kapitel.

Die Schnepfauerin.

Jos hatte nun doch wieder einen Dienſt. Wenn er ſeiner Mutter erzählte, wie er dem Krämer und ſeiner Zuſel im Unmute derbe Wahrheiten geſagt habe, ſo brauchte er auf ihr jammerndes: „Was aber nun?“ nicht mehr verlegen, ſprachlos vor ihr zu ſtehen. Er hatte jetzt eine Antwort, deren er ſich nicht zu ſchämen brauchte. Gewiß hatte die Gute recht, daß ſie ihn ſtets zur Geduld ermahnte. Jetzt geſtand er ſich das von Herzen gern, denn erſt jetzt wagte er, ſich's recht lebhaft vorzuſtellen, wie ſchlimm er nun daran wäre, wenn er keinen Platz hätte. Er dachte dann auch, wie die gute Mutter ſich freuen werde, daß nun ihr alter Lieblingswunſch, ihn bei ſeinem Schulfreund im Dienſt zu ſehen, noch ſo ſchnell und unerwartet erfüllt werden ſollte. Das alles malte ſich Jos beim Heimgehen aus, um doch auch ein wenig fröhlich zu werden. Doch es war alles beinahe umſonſt. Nicht, daß ihm etwa vor der alten Stigerin beſonders bange geweſen wäre. Seine Erinnerung freilich hatte nur wenig Erfreuliches von ihr bewahrt, doch damals, als er zuweilen in ihrem Hauſe ſpielte, kam ihm manches ganz anders vor, als ſeit er beim Krämer geweſen war. Wer immer bei der reichen Witwe gelebt und mit ihr verkehrt hatte, wußte nur Gutes von ihr zu erzählen, wenn man ſie auch ein wenig ſtolz oder eher ſeltſam nannte. Jedenfalls war es

neben ihr leicht auszuhalten, Hans war die Gutmütigkeit ſelbſt und Dorothea — gewiß auch.

Und doch!

Das liebliche Mädchen hatte er, wie bereits erwähnt, am letzten Faſchingsdienstag ſeit Jahren wieder zum erſtenmal geſprochen, und jenes ſchmerzliche Gefühl, das er von ihr wegnahm, hatte ihn ſeitdem nie mehr ganz verlaſſen. Zuweilen nannte er es den Wunſch, beſtändig neben Dorotheen zu leben und mit ihr zu arbeiten. Vielleicht aber wurde nun jener Abend das Bild ſeiner nächſten Zukunft. Er ſah das Mädchen von keinem der eben Tanzenden beachtet in einem Winkel ſtehen und ſuchte ſich ihm zu nähern. „Sie iſt eine Magd," dachte er nach der allgemein im Bregenzerwalde geltenden Regel, man ſolle nur mit gleichen Vögeln zu fliegen verſuchen.

So ſcheu, wie wohl faſt jedes arme Bürſchchen, welches zum erſtenmal im Leben auf einem Tanzboden auftreten will, fragte er, ob ſie nicht, ſtatt hier beinahe erdrückt zu werden, ſich eine Weile mit ihm herumdrehen möchte. „Von Herzen gern," antwortete ihre klangvolle Stimme ſo laut und fröhlich, daß viele die Köpfe umdrehten und das errötende Paar entweder neugierig oder freundlich lächelnd anblickten. Es wurde beiden faſt angſt, doch das währte nicht lange. Das Tanzen ging wie geflogen. Jos dachte nicht mehr an die Umſtehenden; nur noch ſie beide waren da und plauderten ſo viel zuſammen, daß das Schneiderlein es vorher ſo gar nicht für möglich gehalten hätte. Freilich, einem anderen, dem alles Geſprochene erzählt worden wäre, hätte das ſicher nicht eben viel Kurzweil gemacht. Man mußte ſo etwas von Dorotheen ſelbſt hören, die in jedes Wort ſo gleichſam etwas von ihrem freundlichen Blick, ihrem ſeligen Lächeln legte und dann wie das liebliche Echo ihres guten Herzens

leiſe und doch ſo voll und rein erklingen ließ. Nur dann erſt konnte man ſich eine ſchwache Vorſtellung davon machen, wie ſchöne Minuten das Schneiderlein am Faſchingsdienstag erlebte. Leider waren es nur Minuten und den neuen Freuden folgten neue Schmerzen ſchnell nach. Für das arme ſcheue Bürſchchen ſtand der Becher der Freude auf zu unſicherer, wankender Unterlage, als daß nicht ſofort die darin enthaltene Hefe aufgerüttelt worden wäre, die nun alles verbitterte. Es fehlte gar bald am nötigen Geld, um noch ein Schöpplein einſchenken zu laſſen, da beim Fortgehen von Hauſe auf ſo etwas nicht gerechnet wurde und auch dort nicht gerade viel mehr Bares mitzunehmen geweſen wäre. Schon ſchlich das arme Jösle, welches noch heute vormittags eine Wirtshausſchuld für das Allerſchlimmſte gehalten hätte, zitternd und bleich dem hölzernen Aufwärter mit dem unbarmherzigen ſtarren Geldtaſchengeſichte nach, um ein vertrautes Wort mit ihm zu reden, als der Hans daherpolterte, Dorotheen johlend bei der Hand faßte und eine Maß Glühwein ſamt geſchliffenen Gläſern zu bringen befahl. Wäre Jos imſtande geweſen, noch eine Weile in dem Winkel zu bleiben, in den er ſich verſteckte, ſo würde er geſehen haben, wie Dorotheens ſchöne Augen auch an Hanſens vielbeneideter Seite ihn immer noch in allen Ecken ſuchten. Aber als ob der Boden unter ſeinen Füßen brenne, war er heimgeeilt zur Mutter, der er nun ſeine Not zu klagen begann.

Ja, die arme Schnepfauerin hätte dem freundlichen Leſer ſagen können, warum das gerade in ihr Kapitel hinein habe kommen müſſen. Alles, was der Jos in ſeinem Unmute ſo bitter beklagte, laſtete auch auf ihr und ward ihr noch doppelt ſchwer durch den Gedanken, daß eigentlich ſie und nur ſie an allem ſchuld ſei; „die Sünden der Eltern werden noch an den Kindern geſtraft,“ das hörte

die Arme ſchon früher und hatte nur zu oft Gelegenheit, die Wahrheit dieſes Spruches zu erfahren. War es ihr nun auch noch ſo ſchmerzlich, ihren Jos ganz unſchuldig einzig ihretwegen immer wieder angefeindet und zurückgeſetzt zu ſehen, ſo hatte ſie dabei doch wieder den Troſt, daß der arme Junge ſich dadurch doch den Himmel verdienen könnte. Damit vermochte ſie ſich wieder zu beruhigen, wenn Jos einmal mit kaltem Lachen ſagte, ſolche Leute wie er ſeien einmal dazu da, daß andere ein Vergnügen hätten und nach Belieben auf ihnen herumtrampeln können. Dieſe Ruhe der Verzweiflung, die ſie Geduld und Ergebung in den Willen Gottes nannte, hielt ſie für die größte Gnade, die dem Jos verliehen werden konnte. Sie ſah darin einen Beweis, daß er wenigſtens von Gott nicht verlaſſen ſei. Aber ſeit jenem Abende war auch dieſer Troſt verloren. Jos kam als ein ganz anderer heim und vergebens betete ſie ſeitdem, daß Gott ihm die frühere Ruhe wieder verleihen, unter der ihn drückenden Laſt nicht auch ſeine Seele tiefer und immer tiefer ſinken laſſen möge.

Der Alte war Jos ſeit dem Faſchingsdienstag allerdings nicht mehr, das hätte nicht nur der Scharfblick der liebenden Mutter wahrnehmen können; aber man hätte die Veränderung ebenſogut einem plötzlichen Aufſchnellen ſeiner lange niedergehaltenen inneren Kraft, als einem Abnehmen der Gnade Gottes zuſchreiben können. Wenn ihn jetzt der Druck der Feſſeln ſchmerzte, an denen er immer gewaltiger rüttelte, ſo machte ihn das nicht mehr ſchwach wie früher, ſondern immer wilder und trotziger. Das brachte die Mutter beinahe zur Verzweiflung und machte wahr, was ſie ſchon ſeit Wochen fürchtete. Der Krämer war mit dem Jos nicht mehr zufrieden und gab ihm endlich, als die vielen Arbeiten auf Oſtern fertig waren, mit einem Wochenlöhnchen, das die Mutter nur

nährte, weil auch ſie mit Sticken noch manchen Batzen dazu verdiente, den Abſchied.

Es wäre ihm bange geweſen, wenn er ſo ohne beſſeren Bericht zur Mutter hätte gehen müſſen. Der unbewußt in ihm erwachende Wunſch, von jetzt an neben dem lieben Mädchen zu leben und zu arbeiten, hatte ihn in die Nähe des Glücklichen getrieben, der das ganze liebe lange Jahr kaum von ihrer Seite kam. Hanſens Antrag trieb ihm alles Blut ins Geſicht und auch noch, nachdem er zugeſagt hatte, plagte ihn beſtändig die Frage, wie oft es ihm wohl gehen werde wie am Faſchingsdienstag. Ja, er hatte wirklich nur zu kommen verſprochen, weil er wußte, daß das die Mutter freuen werde, wie die Arme lange nichts mehr gefreut. Als dann Hans das ſchöne frohe Zuſammenleben mit Dorotheen ſchilderte, ward ihm unausſprechlich weh und er verließ ſeinen künftigen Brotherrn in der übelſten Stimmung. Vor der Beige*) von Bach- oder Bettlerholz, welches er und die Mutter nach einer Überſchwemmung neben der Aach zuſammengeleſen hatten, blieb er ſtehen und ſah das Bild des Mondes, wie es von den kleinen halbblinden Scheiben der Fenſter ſeines Häuschens trüb und traurig zurückgeworfen wurde. „Alles,“ rief er laut, „gar alles, auch der liebe Mond kommt verdorben wieder aus ſo einer Hütte. Iſt's da noch zum Verwundern, wenn man auch an mir etwas Ähnliches bemerken will?“

Jetzt öffnete ſich das Fenſter und eine ſanfte Frauenſtimme fragte: „Jos — biſt du da?“

Wie aus dem geöffneten Fenſter das trübe Bild des

---

*) Regelmäßig aufgeſchichteter Haufe von Gegenſtänden gleicher Art und Beſchaffenheit; beſonders wird ein Holzſtoß ſo genannt.

Mondes, ſo war auch des Schneiders Unmut plötzlich verſchwunden. Die Mutter war alſo auch noch wach. Vermutlich hatte ſie bis jetzt immer geſtickt, um mit ihrer Arbeit noch vor den Feiertagen fertig zu werden und den Lohn dafür zu erhalten.

„Ja, Mutter," antwortete er ganz eigen weich, und im nächſten Augenblicke knarrte die ſchwere Haustür.

„Ich hab' deinetwegen ſchon faſt Kummer gehabt," redete die blaſſe Schnepfauerin den Eintretenden an, indem ſie mit der weißen, faſt durchſichtigen Hand über die wohl vom vielen Nachtarbeiten ſo ſtark geröteten Augen fuhr. „Du kommſt ſonſt immer zur rechten Zeit," ſetzte ſie lobend bei und verſuchte zu lächeln.

„Was würdeſt du aber ſagen, Mutter, wenn ich von jetzt an auch abends nicht mehr heimkommen tät'?" fragte Jos, indem er ſich neben ſie auf die Ofenbank ſetzte und ihre Hand ergriff.

„Großer Gott! Bedeutet es kein Unglück, daß wir ſo auf den gleichen Gedanken gekommen ſind? Wenn du nicht mehr kommen tätеſt und mir tragen hülfeſt und dich freuteſt mit mir, es wäre ſo ſchrecklich, daß ich doch hoffe, der liebe Gott werde mir das nicht auch noch aufladen zu ſo vielem anderen."

„Gewiß nicht, liebe Mutter! Er will dir nur wieder einmal eine rechte Freude machen und hat es drum gefügt, daß endlich dein Lieblingswunſch in Erfüllung geht. Heimkommen aber werde ich nun freilich ſeltener, wenn ich auch immer nahe bleibe. Ich komme am Dienstag als Knecht auf den Stighof."

Jos begann nun zu erzählen, aber gar nicht ſo regelmäßig wie ſonſt. Der guten Mutter ſollte die Freude nicht noch dadurch getrübt werden, daß ſie erfuhr, wie weh er und der Krämer ſich in den letzten Tagen bei jeder

Gelegenheit getan. Es war wohl das erſtemal, daß er der Mutter etwas ihr Wichtiges verſchweigen wollte. Es war ihm aber doch nicht recht wohl dabei, und mit eigener Haſt kam er bald auf andere Dorfneuigkeiten, und beſonders breit wurde ſein Bericht, als er von dem in der Krone vorgeleſenen Brief zu erzählen begann.

„Das iſt für den Joſef Anton noch viel zu früh, wenn der Hansjörg ſchon wieder heimkommen ſollte. Er iſt ja noch kaum drei Jahre fort.“

Dieſe Rede war der Schnepfauerin nur ſo entronnen. Sonſt pflegte ſie ihren Bruder wie andere nur den Krämer zu heißen, und dem Jos war es von Kindheit an ſtreng verboten, ihn Vetter zu nennen. Dieſes Verbot wurde ihm auch nie ſchwer. Dafür hatte der Krämer durch ſein Betragen von jeher geſorgt. Nur wenn der Schneider einmal einen rechten Zorn auf ihn hatte, nannte er ihn Vetter Joſef Anton — der Krämer meinte, um ihn mit der Erinnerung an die ihm ſo läſtige Verwandtſchaft zu ärgern. Vielleicht aber geſchah das nur, weil Jos von dem Bruder ſeiner Mutter jede Unbill doppelt ſchmerzlich empfand. Heute horchte er erſtaunt auf. In ſo eigener Weiſe hätte die Mutter nicht geredet, wenn zwiſchen dem Hansjörg und dem Krämer alles ganz eben geweſen wäre.

„Aber,“ ſagte Jos ſinnend, „Hansjörg iſt doch mit dem Krämer immer gut ausgekommen. Ich war ſchon damals dort, ich wüßte mich jedoch nicht zu erinnern, daß er ſelbſt mit der Zuſel jemals ein böſes Wort gewechſelt hätte.“

„Ja,“ lächelte die Mutter wehmütig, „die zwei ſind nur zu gut einig geweſen, ſonſt hätte wohl Hansjörg nie zu den Kaiſerlichen gehen müſſen.“

„Richtig,“ fuhr Jos auf, „das gleicht wieder ganz dem ſtarren, knochigen, felſenköpfigen, grauäugigen alten

Sünder. Dem hab' ich's aber heute gesagt, er sehe mit seinen Spitzbubenaugen alle Menschen bloß für Tiere an. Solang er an ihnen herummelken könne, seien sie ihm recht, der beste wie der schlechteste, hernach aber ziehe er allen, und selbst den nächsten Verwandten, die Haut über die Ohren."

„Hast du das sagen dürfen?"

„Warum nicht," fragte Jos zurück und erzählte nun in seinem Eifer auch das, was er der Mutter zu verschweigen beabsichtigte.

Endlich kam diese wieder zu Worte. Doch hörte man es dem Ton ihrer Stimme sowohl als dem Ernst ihrer Worte an, wie ihr die Freude darüber, daß das Jösle nun zu Stighansen kommen sollte, durch dessen letzte Mitteilung bedeutend verdorben ward. „So wie du da," sprach sie, „dürfen unserlei Leute sich nie erbrechen*). Die Reichen wollen nichts geschenkt und das Böse zahlen sie gewöhnlich am reichlichsten wieder zurück. Gewiß, Bürschlein, dein so aufbrausendes Wesen schadet dir mehr als deine Armut. Du magst oft recht haben, aber zum Strafen ist Gott da, wenn er will, und zum Predigen der Pfarrer. So abhängigen Leutlein wie uns schadet es weniger, wenn man alles ißt, was man hat, als wenn man alles sagt, was man wüßte."

„Ach, Mutter, du glaubst nicht, wie weh mir dieses Zusprechen immer tut," rief Jos und begann, ihre bisher festgehaltene Hand fallen lassend, hastig in der Stube auf und ab zu schreiten. „Kriechen kann ich nicht und die Wahrheit müßte heraus, wenn ich von so einem Feinde derselben viel abhängiger wäre, als ich wirklich es bin."

Die Mutter sah den Erregten traurig an. O, er

*) sich mit Worten überheben, zu viel auslassen.

kannte die Welt, die böſe, böſe Welt noch nicht. Er war viel zu leichtſinnig, überließ ſich zu ſehr dem Augenblicke, wie früher auch ſie. Auch ſie war durch Leichtſinn ſo unglücklich geworden und hatte aus der zwar armen, aber doch ſo warmen Heimat fliehen müſſen wie eine Verbrecherin.

Sie war das Kind ordentlicher Leute. Ihr Haus und ihr Anweſen in Schnepfau hatte ſie und ihre Geſchwiſter ernährt. Ihre Mutter war eine arbeitſame Frau, die der Vater als Mädchen im Vorderwalde kennen lernte. Ihre drei Kinder hatten viel von ihrer Lebhaftigkeit und Unternehmungsluſt. Eliſabeth, das jüngſte, erlebte die erſten böſen Tage, als ihr Vater, ein gutmütiger, nicht gerade beſonders pfiffiger Bauer, bedeutend erkrankte. Schon am dritten Tage ſagte man vom Sterben und davon, daß es höchſte Zeit ſei, mit allem Zeitlichen die letzte Rechnung zu machen. Der gute Mann meinte, unredlich erworbenes Gut beſitze er nicht, Schätze hab' er auch keine vergraben, und was durch ſeinen Fleiß zuſammengekommen, ſei wohl am ſchnellſten geteilt und am redlichſten, wenn er alles ohne Teſtament ſeinen Kindern zufallen laſſe. Es ſtehe denen dann frei, ob ſie noch länger gemeinſam wirtſchaften oder gleich alles in Frieden teilen wollten. Der Pfarrer jedoch war ganz anderer Meinung und tat alles mögliche, um ſeine Kenntnis des Rechtes zur Geltung zu bringen. Den Kindern wurde kalt und heiß, als der fromme Mann dem kranken Vater des langen und breiten ausmalte, wie ſchlimm der Mutter gehen könnte, wenn man ſie der Gnade ihrer Kinder überließe, und daß es daher Pflicht ſei, das Vermögen jetzt ihr faſt ganz zu verſchreiben und das Anweſen um ein billiges an den älteſten Sohn zu verkaufen, daß der dann der Schuldner der Mutter und von ihr abhängig werde. Der

Bauer wehrte ſich, ſo gut ſich ein ſtrenggläubiger Bauer in einer Krankheit, die er für ſeine letzte hält, ſeinem geiſtlichen Rat, dem Seelenhirten gegenüber zu wehren imſtande iſt, und gab dann endlich mit dem peinlichen Gefühl, von der Väter Sitte abweichend, Neid und Unfrieden unter die Seinen zu ſtreuen, in Gottes Namen und der ewigen Seligkeit zulieb', ſeufzend nach. Des Vaters Zuſtand begann ſich wenige Tage, nachdem er ſeinen „freien letzten Willen" mit einem Kreuz unterzeichnet hatte, wieder zu beſſern. Er wurde noch einmal eine Zeitlang ziemlich gut, aber in ſeinem Hauſe war viel, alles anders geworden. Wohl hatten ſeine Kinder nicht etwa nur mit Taglöhnerſinn, wie recht eigennützige Erben, auf dem einſt ihnen zufallenden Erbe gearbeitet. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit war in allen ſo warm, daß Fleiß und Frieden ihre ſchönſten Blüten treiben und zur Reife bringen konnten. Nun aber, da ſie ſich auseinandergeriſſen, ja ſich gegenübergeſtellt fühlten, fiel das ſchöne Gebäude zuſammen wie ein Haus, unter dem jeder Arbeiter den von ihm gezimmerten Tragbalken wieder wegreißt. Die beiden Brüder beſonders gerieten ſo oft in heftigſten Streit, daß das friedliebende Mädchen nicht mehr mit ihnen unter einem Dache leben mochte und ſich in das beſuchteſte Wirtshaus des Dorfes als Magd verdingte. Joſef Anton fing einen Hauſierhandel an, da er auch nicht mehr für den bevorzugten Bruder umſonſt arbeiten mochte. So ſtand denn nur noch eines ſeiner Kinder am Bette des unglücklichen Vaters, als dieſer ein Jahr ſpäter am Kummer über den von ihm angerichteten Hauskrieg ſtarb.

Der Erbe des Anweſens verheiratete ſich nun mit einem wohlhabenden Mädchen. Seinem Bruder aber ſchien der Himmel den Verluſt des väterlichen Erbes reichlich

erſetzen zu wollen. Joſef Antons anfangs kleiner Handel gewann immer mehr an Umfang und Bedeutung, wie das kaum anders ſein konnte zu einer Zeit, wo noch ganze Dörfer nur von Hauſierern bedient wurden, die man überall als Hausfreunde, lebendige Wochenblätter und Ratgeber ſehr hoch ſchätzte. Seine Schweſter verlebte unterdeſſen auf einem Platze, wo manche es gar nicht aushalten zu können meinte, ſo frohe Tage, wie ſie außer dem Vaterhauſe nimmer zu erleben hoffte. Eben weil ſie, ein mittelloſes, verlaſſenes Mädchen, auf der Welt kaum noch etwas Gutes erwartete, wurde es ihr leichter, einen ſo ſtrengen Dienſt zu verſehen und ſelbſt die vielen Launen der mit ihrem Manne im dreißigjährigen Kriege lebenden geldſtolzen Wirtin — wenn auch nicht immer geduldig — zu ertragen. Da ſie aber keinen beſſeren Platz wußte und nicht heim wollte, ließ ſie alles über ſich ergehen und blieb. Das war ganz leicht erklärlich, aber daß ſie ſpäter, da auch andere Leute ſie kennen und ſchätzen gelernt hatten, gar manchen viel beſſeren Dienſt ausſchlug, konnte niemand begreifen, weil eben niemand wußte, wie innig ſie ſich hier gefeſſelt fühlte. Der Fuhrknecht des Wirtes, ein junger luſtiger Burſche, war der erſte Menſch, der ihr kein eigennütziges Kind dieſer böſen Welt zu ſein ſchien. Er konnte wirklich ſo wenig bei jeder Gelegenheit nur ſeinen Vorteil berechnen als ſie. Oft und oft hätte ihn ſein Eifer, das Mädchen der Wirtin gegenüber entſchieden zu verteidigen, den Dienſt gekoſtet, wenn das Geſchäft des tüchtigen Burſchen hätte entbehren können. Dem unter rohen, ſelbſtſüchtigen Menſchen aufgewachſenen Mädchen wurde ganz eigentümlich, wenn es den armen Burſchen mit allem, was er hatte, für ſie einſtehen ſah gegenüber einem Weibe, welches in drei Gemeinden gefürchtet wurde. Hoch klopfte das Herz, wenn es den ſchönen Burſchen

vor der polternden Frau ſtehen ſah, der er in ſchönem Zorne die Meinung ſagte, wie es ſelbſt ihr Mann — der arme Schlucker, den die reiche Witwe nur aus Gnade geheiratet haben wollte — noch ſelten wagte. Ja, oft traten dem Mädchen die hellen Tränen in die Augen, wenn ihr Lob von den Lippen des guten Burſchen floß. Er wurde dann immer wärmer, und zuweilen klang das, was er ſprach, faſt wie ein Lied, und auch ihm ſah man die Augen erfeuchten, bis er zuletzt kaum noch reden konnte. Und warum tat er das, warum vergaß er nie, ihr ein kleines Geſchenk, wenn auch zuweilen nur eine Blume, ein Bildchen mit einem ſchönen Vers mit heimzubringen? Einzig nur, weil er der Gutherzigſte, der Beſte war auf der Welt, antwortete ſich anfangs das Mädchen, in dem eine Neigung erwacht war, wie man ſie nur denjenigen zu ſchildern vermöchte, die ſich einſt auch ſo ganz verlaſſen fühlten. Ja, ſpäter fragte und antwortete ſich das Liſabethle gar nicht mehr. Es las jetzt freudig erſchrocken die ſchönen Verslein auf den Bildern, die er von Bregenz brachte, und fand alles natürlich, alles in der Ordnung. Schon redeten ſie ernſtlich vom Heiraten, ſobald ſie noch einige Jahreslöhne beiſammen hätten, und noch hatte kein Menſch etwas von einem ernſtlicheren Verhältniſſe gemerkt, was wohl nur dadurch zu erklären iſt, daß man ſich in dieſem Hauſe nicht viel darum kümmerte, wie und wo das Geſinde — hier Geſindel genannt — ſich die ſeltenen freien Stunden vertrieb. So verlebten denn die beiden ſchöne Tage, bis Jos zur Rekrutenaushebung berufen wurde. Es war im Frühling und das Liſabethle ſank ohnmächtig auf das von ihm eben ſorgfältig gejätete Gartenbeet, als zwei Vorübergehende ſich das Ergebnis der Loſung berichteten. Hier fand ſie Jos, der, da er keinen Erſatzmann zu zahlen vermochte, ſchon dem Kaiſer den Eid hatte

ſchwören müſſen. Weinend ſtürzten die beiden ſich in die Arme. Lange jammerten ſie, dann vergaßen ſie noch einmal das Künftige, die ganze Welt und alles. Beim Grauen des anderen Morgens ſah das Liſabethle ſeinen Jos zum letztenmal. Er hatte die Zeit der Rückkehr in ſeine Heimat nicht mehr erlebt.

Zuerſt nach der Abreiſe des Jos war das Mädchen noch ſtiller und geduldiger als vorher, nur an der Arbeit ſchien es keine rechte Luſt mehr zu haben. Ja einmal, mitten im Heuen, lief es von aller Arbeit weg und ſagte nur, es müſſe nach Au, um mit dem Doktor zu reden wegen ſeinem Kopfweh. So etwas war der Wirtin noch nie vorgekommen, wie viele Mägde ſie auch ſchon gehabt hatte. Je öfter ſie nachmittags davon redete, deſto zorniger wurde ſie und deſto feſter ihr Entſchluß, der liederlichen Perſon noch heute den Abſchied zu geben. Dazu aber war es zu ſpät. Abends erſchien ſtatt der erwarteten Magd eine Baſe von ihr, die ſich vor Jahren in Au, der Nachbargemeinde, verheiratet hatte, um Liſabethles Kleider und den Lohn zu holen, da dieſes plötzlich ein wenig erkrankt ſei und kein Menſch wiſſen könne, wann es wieder beſſer werde.

Das arme Mädchen wagte nämlich nicht, bei ſeiner Mutter eine Zuflucht zu ſuchen. Die jetzt ſchrecklich fromme Frau, die keinen Hauskrieg fürchtete, wenn ſie, der Aufforderung des Pfarrers folgend, wieder eine fromme Stiftung machte, hätte gewiß für das arme gefallene Mädchen kein Herz, ſondern nichts als die bitterſten Vorwürfe gehabt. Drum blieb es denn beim armen kinderloſen Vetter in Au in einem Nebenſtübchen, wo es ſich mit Sticken und Nähen kümmerlich durchbringen mußte, bis der kleine Jos kam und nun manche Stunde des Tages in Anſpruch nahm. Auch jetzt noch ging ſie nicht in ihr

Heimatsdorf zurück, ja jetzt erst recht gar nicht, denn schon der Gedanke an das, was sie in der Kirche, wo sie getauft wurde und die erste Kommunion empfing, erleben müßte, machte sie erbeben und gab ihr auch Kraft zu jeder Anstrengung, jeder Entsagung, daß sie doch keinen Menschen in Au belästigen und dadurch Veranlassung zu ihrer Ausweisung geben müsse. Noch aus frühester Kindheit her konnte sie sich schrecklich lebhaft vorstellen, was ein verführtes Mädchen hatte ausstehen müssen, als es zum erstenmal am Osterfeste, das strenge Kirchengebot erfüllend, den Gottesdienst mit der ihm von dem Gemeindediener angehängten alten Geige zu besuchen wagte. Der Pfarrer ließ die Übung dieses alten Landesbrauchs zu, wenn dabei der Gottesdienst auch durch die rohesten Späße entweiht wurde. Das gab der Dorfjugend den Mut, sich nach der Messe, die kein Mensch auch nur mit einiger Andacht angehört hatte, wie früher ihre Urgroßväter in zwei Reihen vor der Kirche aufzustellen und die schutz-, ehr- und rechtlos gewordene schöne Sünderin, die zwischen ihnen hindurch mußte, mit Kot zu werfen*) und auf die roheste Weise zu mißhandeln. Freilich war seitdem manches Jahr vergangen. Niemand hatte mehr von der Sache geredet und vielleicht war endlich dieser alte Brauch vergessen. Vielleicht aber auch nicht. Unbarmherzige Eiferer und rohe Leute gab es ja noch genug, sagte sich das Lisabethle und wagte selbst am Begräbnistag der Mutter nicht mehr die Pfarrkirche zu besuchen. Es war ihr dabei ein großer Trost, daß sie sich in Au überall ohne Erröten sehen lassen durfte. Ihr Unglück und ihr Fleiß hatten ihr hier manches Herz gewonnen. Man betrachtete sie um so eher als zur Gemeinde gehörend, da

*) Hier volkstümlich im Sinne von „beverfen".

man es beinahe als Ehrenſache empfand, die nicht zu verſtoßen, ſolange ſie durch ihr Betragen keine Veranlaſſung gab, die hier eine Zufluchtsſtätte geſucht hatte. Nicht einmal ein Heimatſchein wurde ihr abgefordert, und viele freuten ſich darüber, daß es ihr gelang, mit dem, was ſie vom älteren Bruder als Erbe erhielt, und mit dem, was der verſtorbene Soldat ihr zukommen ließ, das kleine Häuschen in Argenau zu kaufen, welches ſie noch vor dem Tode ihrer Verwandten bezog und in dem wir ſie auch jetzt noch finden.

Da, unter eigenem Dache, ſchlief ſie nun wieder viel beſſer und auch die Wochen vergingen etwas ſchneller. Schon viermal hatte ſie den Erdäpfelwinkel im engen, niedrigen Keller geleert und ebenſooft die Knollenfrüchte vom Acker heimgebracht auf dem kleinen Handwägelein, in welchem man ſonſt den etwas verwöhnten Stighans im Dorfe herumzuführen pflegte. Der kleine Jos ſprang fröhlich hinten nach, doch ſah man es ſeinen erſten Höschen ganz deutlich an, daß er auf den Knien auflas, was die Mutter herausgegraben hatte. Es war ein flinkes, talentvolles Bürſchchen, über das hinweg nun die Mutter wieder zuweilen in die Zukunft zu blicken wagte. Früher hatte ſie als Büßerin alles ruhig über ſich kommen laſſen, was nach ihrer Anſicht der erzürnte Himmelvater ſchickte, ohne ſich zu rühren und zu regen, ja ohne nur einmal zu denken, daß es anders ſein könnte oder ſollte. Erſt die Mutterliebe vermochte ſie aus dieſer Starrheit zu bringen, das Schreien des hungrigen Kindes ſie aus einem ſchlummerähnlichen Zuſtande zu wecken und ſie von manchem düſtern Traume zu befreien. Mit den neuen Pflichten kam auch Selbſtvertrauen und Kraft, manches Widerwärtige von dem ſchuldloſen Kinde abzuwehren, ihm die Mutter geſund zu erhalten und als ſolche gleich-

ſam ein neues Leben zu beginnen. Das tat ſie denn auch mit Anſtrengung aller Kräfte und lebte dabei ſo abgeſchloſſen und ſtill, daß wohl kein Menſch ſich hätte einbilden können, die Wahl eines neuen Gemeindevorſtehers könnte für ſie und ihren geringen Verkehr mit der Nachbarſchaft irgendwie ein wichtiges Ereignis ſein. Und doch war es ſo. Der neue Vorſteher ſah beim Durchgehen der ihm übergebenen Schriften, daß das Liſabethle noch keinen Heimatſchein beigebracht hatte, und glaubte nun, von der Vorſtehung in Schnepfau einen ſolchen, wenn auch nur der Form wegen, fordern zu müſſen. Die Antwort von Schnepfau aber verwies kurz und nicht ohne Beimiſchung von Spott auf das Geſetz, nach welchem jeder Fremde der Gemeinde gehört und allenfalls zur Laſt fällt, in welcher ihm vier Jahre ohne Heimatſchein ſich aufzuhalten geſtattet wurde.

Jetzt hatte alle Milde und Gutmütigkeit auf einmal ein Ende. Bisher hatte man die ſtille, fleißige Stickerin als eine Unglückliche beſchützt und geliebt, keinem Menſchen war ſie groß in den Augen geweſen; nun aber war ſie eine der Gemeinde aufgedrungene Laſt, gleichſam das lebendige Denkmal einer von der Regierung des Dorfes gemachten Dummheit. Sie hieß nun die Schnepfauerin, und ſchon in dieſem Namen lag etwas, das ſich als Mißton faſt in jedes mit einer Nachbarin beim Brunnen geführte Geſpräch miſchte. Die ſo aus der Heimat Verſtoßene wurde immer argwöhniſch beobachtet, niemand traute ihr recht und ſogar der kleine Jos mußte dafür büßen, indem die Stigerin, der die Geſchichte wie ein großer Klecks in dem Zeugnis ihres Vetters, des Altvorſtehers, erſchien, ihrem Hans den Umgang mit dem Jungen einer aus der Heimat verſtoßenen Perſon verbieten wollte.

Das war jedoch nur der erſte, leider bei weitem

nicht der einzige Fall dieſer Art. Die meiſten Bauern dachten wie die Stigerin und lehrten auch ihre Kinder ſo denken, während die Ortsarmen durch ſie ſchon im Genuſſe der Armenkaſſe verkürzt zu werden fürchteten. Man fuhr wie gewöhnlich mit dem nun einmal aufgeleſenen Ärger dort hinaus, wo der Hag am niedrigſten, am ſchwächſten war, und die arme Schnepfauerin mit ihrem Jösle mußte alles entgelten.

Und doch hätte die Unglückliche an dieſem Schnepfauer Streich auch ohne die ihr daraus erwachſenden äußeren Plagereien ſchon genug Herzleid empfunden. Bitterlicher als jetzt oft hatte ſie ſelbſt damals nicht geweint, als ihre Scham ſie aus der Gemeinde trieb, die nun ſie und ihr unſchuldiges Kind aufs ſchmählichſte für immer verſtieß. O, vieles hätte ſie tun mögen, um ſich Achtung und Liebe zu verdienen. Oft, wenn ſie in langen Winternächten arbeitete, bis das allzuſehr angeſtrengte Auge den auf die Stickerei fallenden hellen Schein der neben das Licht geſtellten Glaskugel rötlich und bläulich aufflammen zu ſehen glaubte, ſann ſie nach, ob man ſie und ihren guten Willen denn gar nirgends brauche in dieſem ewigen Einerlei. Zuweilen wünſchte ſie, ihr Leben für andere wagen zu können! Aber wenn ſie dann das ruhige Atmen des neben ihr entſchlummerten Kindes hörte, fuhr ſie freudig erſchrocken aus ihren Träumen auf und brachte den Liebling mit doppelter Zärtlichkeit ins Bettlein, wie wenn ſie ihn wegen dem böſen Gedanken, der ſie von ihm abzog, um Verzeihung hätte bitten wollen. Erſt das Jösle war vielleicht einmal imſtande, ſich und ihr wieder Boden zu gewinnen, daß dann auch der alte Vorſteher ſeine Nachläſſigkeit nicht mehr bereuen mußte.

Von jetzt an durfte es nicht mehr ſo ſchlecht gekleidet herumgehen wie bisher, wenn ſie ſich darum auch halb

blind hätte arbeiten müſſen. Sie brachte überhaupt dem Scheine viel eher ein Opfer als früher, wo ſie ſich noch ganz unbeobachtet glaubte. Man ſollte ſie nicht für zurückgekommen halten und den Namen Schnepfauerin, der nun einmal nicht mehr wegzubringen war, wieder ausſprechen lernen, ohne dabei den Mund zu verziehen. Es galt ja das Wohl, die Zukunft des Kindes, dem ſie den Vater erſetzen ſollte. Dieſer Gedanke gab ihr eine bewunderungswürdige Kraft und Ausdauer, aber niemand war, ſie zu bewundern. Sie galt für ein leichtſinniges Geſchöpf, und doch war wohl kaum ein Menſch im Dorfe, der innerlich und äußerlich ſo viel durchzukämpfen hatte wie ſie, ohne daß etwas anderes ſie belohnte als — der freundliche Blick des ſeligen Geliebten, den ſie in trüben und frohen Stunden immer vor ſich zu ſehen glaubte. Er war der einzige, mit dem ſie ſich beſprach über die Zukunft ihres Joſef, der ſeine traurige Lage ſo ſpät als möglich ganz kennen lernen ſollte und daher auch nie merken durfte, was alles ſie für ihn tat, litt und entbehrte. Nur daß er arm, daher von Wohlhabenden abhängig ſei, ſollte er wiſſen, um deren Launen etwas geduldiger zu ertragen und ſich nicht überall ſchon zu Hauſe zu wähnen. Ja, in dieſem Stücke konnte die ſonſt ſo zärtliche Mutter recht hart ſein. Jösles Klagen über die Ungezogenheit reicher Kinder, ihre Härte und Bosheit, ſuchte ſie, wenn auch mit blutendem Herzen, wegzuſcherzen. Da tadelte ſie ſeinen Trotz, wie recht ſie ihm auch innerlich geben mochte, und hatte dafür die Freude zu ſehen, daß der Stighans immer noch den Umgang mit ihrem Jösle ſuchte, wie ſtrenge das ihm auch von der Mutter verboten wurde. Das Schneiderlein hatte ganz recht, wenn es einen alten Lieblingswunſch der Mutter erfüllt glaubte, da es nun als Knecht auf den Stighof kommen ſollte. Schon vor vielen

Jahren hatte ſie daran gedacht, und erſt als ſie aus dem vertrauten Umgange der beiden Knaben für ihre Zukunft nichts erwachſen zu ſehen meinte, konnte ſie ſich entſchließen, den Jos zuerſt ins ſogenannte Schwabenland zu verdingen und dann, da er dort nicht blieb, bei dem unterdeſſen wohlhabend gewordenen Bruder Joſef Anton, dem Krämer, ein Handwerk lernen zu laſſen. Das war die einzige Bitte geweſen, die ſie noch an den Bruder richtete, und er hatte ſie erfüllt, obwohl er es früher hoch und teuer verſchwor, er werde weder ſie, die ihm überall im Wege ſtehe, deren Schande die ganze Verwandtſchaft niederdrücke, noch den Jungen jemals unter ſein Dach kommen laſſen. Es ſchien ihm endlich gelungen, den Jos wie einen ganz Fremden anzuſehen, und dieſem fiel es nie ein, ihn durch das Wort Vetter an die nahe Verwandtſchaft zu erinnern, wenn er es nicht gerade dem harten Manne zum Poſſen tat wie heute. Die Schnepfauerin dankte Gott von Herzen, daß der längſt gefürchtete Wortwechſel der beiden für Jos noch ſo gute Folgen hatte. Als echte Bregenzerwälderin ſah ſie die Aufnahme eines Dienſtboten als einen Akt des Vertrauens und großer Hochachtung an. Der nun in Ausſicht ſtehende höhere Lohn freute ſie nicht halb ſo wie der Umſtand, daß Jos nun in ein rechtes Haus, mitten in die wichtigſte Arbeit hineinkam, gleichſam auf einen beſonders erhöhten Poſten in der Gemeinde, auf dem nun viele Menſchen ihn ſehen und hoffentlich auch ſchätzen lernen konnten.

Es gab noch ſo viel zu beſprechen, daß man erſt ſpät in der Nacht ans Schlafen dachte. Die Mutter, beſorgt um den leidenſchaftlichen, immer etwas raſchen, leichtſinnigen Jos und erfreut über ſeinen Bericht, hätte gleich wieder zu arbeiten anfangen mögen, wenn ſie dadurch nicht das hohe Oſterfeſt zu entheiligen gefürchtet hätte.

Jos dachte beim Einſchlafen noch an ſeine Eierſchalen, die er vor der Mutter ſorgfältig verborgen hatte. Sie ſollte da nichts zu ſorgen bekommen. Im Traum ſah er des Krämers Haus mit der großen buntbemalten Türe, vor der die Eierſchalen lagen. Als dann ſtatt der Zuſel Stighanſens Magd herauskam, erſchrak er ſo, daß er darüber erwachte.

Viertes Kapitel.

Was Zusel am Osterſonntag erlebt.

„Wie das Wetter am Ostertag iſt, ſo wird es jeden Sommerſonntag ſein.“ Dieſe Bauernregel entſtand wohl auch weit weniger durch langjährige Beobachtung, als aus den Eindrücken ſchöner und trüber Ostertage auf Menſchen, die ſich Kirche, Haus und Feld, Göttliches und Weltliches nur als eines, oder doch bloß als gegenſeitig ſich bindend und tragend zu denken vermochten. Verſtändige Kinder unſerer verſtändigen, alles teilenden und trennenden Zeit zucken freilich über ſolche Wetterregeln mitleidig die Achſeln und meinen, mit den Feſten der Kirche würden Sonne und Nebel nicht viel zu tun haben. Als ob man das nicht ſchon lange gewußt und allenfalls von Jahr zu Jahr erfahren hätte! Wo fiel es wohl je einem ein, wegen Oſtern am weißen Sonntag ernſtlich ſchönes oder trübes Wetter zu erwarten? Dieſer poetiſche Glaube jedoch hat ſich ſtets vom Vater auf den Sohn vererbt und wird ſich vererben, ſolange Oſtern das Auferſtehungsfeſt bleibt, an dem alle Stämme und Stengel ſich füllen mit friſchem Lebensſaft und um die mit dem Karſamstagswaſſer geweihten Bächlein die erſten Blumen und Gräſer ſich wieder herauswagen. Die ernſte Karwoche ſchließt den Winter nicht nur für Mietsleute und Dienſtboten, ſondern auch für den Bauern, der ſich am Oſtertag, in dem er das Bild des Frühlings ſieht, ſchon ſo in die mildere Jahreszeit hineindenkt, daß er, der Himmel und

die Erde mögen aussehen wie sie wollen, nun wieder zum erstenmal im leichten buntfärbigen Sommerkleide zur Kirche geht.

Das müßte ein armes, recht unglückliches Menschenkind sein, das am lieben heiligen Osterfeste gar nichts Funkelnagelneues anzuziehen und gleichsam einzuweihen hätte. Es sehen daher nicht nur ernste Bauern, denen ein trüber Tag die erste und reinste Frühlingsfreude verderben würde, schon früh am Morgen besorgt zum Himmel auf, sondern auch junge, sonst sorglos lebende Mädchen, die denn doch ihren Festschmuck nicht gerne verderben möchten, beobachten ängstlich jedes Wölkchen droben am Himmel und finden es heute fast so unangenehm wie einen Schmutzfleck im neuen Festtagskleide. Schon in der wie gewichst glänzenden, engfaltigen Juppe prangend, holen sie endlich auch die allerweißesten Strümpfe aus dem Kasten und öffnen die von Rosmarin duftende Schachtel, in der, von unzähligen Papierstreifen umwickelt, der neue goldgestickte Brustfleck mit dem von Glasperlen gefaßten Namenszuge liegt.

Endlich schimmert alles an seinem Orte, der glanzlederne Gürtel mit den drei silbernen Schnallen umfängt die schöne Gestalt und sucht ihre vollen Formen unter der etwas starren Juppe zu verbergen. Nun wär's doch wirklich jammerschade, wenn es regnen würde. Aber wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ostern ist's nur einmal im Jahr und übrigens kann man ja auch einen Regenschirm mitnehmen, der dann im schlimmsten Falle alles ein wenig schützt und doch — nicht alles verbirgt.

Noch ein Blick in den verstohlen gekauften kleinen Spiegel hinter den Kleidern im Kasten oder in das gegen die Wand geöffnete Kammerfenster, das weniger Verwöhnten als Spiegel schon manchmal dienen mußte; dann

fort zur Nachbarin, um doch auch noch geſchwind zu ſehen, was die heute wieder Neues hat.

Die überall beneidete, getadelte und bewunderte Suſanna, des reichen Krämers verzogenes Töchterlein, hatte ſchon etliche Jahre hintereinander den Dorfbewohnerinnen am Oſterfeſte gezeigt, was für den kommenden Sommer Mode ſein werde; doch einen ſo ſchönen Oſtermorgen wie den heutigen hatte ſelbſt ſie noch niemals erlebt. Nicht einmal wecken mußte man ſie heute. Die Magd hatte noch kaum ein Feuer, als ſie ſchon zu ihr in die Küche kam und fragte, ob denn der Kaffee noch nicht bald fertig ſei. Auf das „Na" der Köchin befahl ſie dieſer ſtreng, ſich einmal ein wenig zu tummeln, und doch mußte man ihr dann hernach dreimal rufen, bis ſie endlich ihren wohlgefüllten Kleiderkaſten verließ und in die Stube kam, wo der Krämer lächelnd auf ſie wartete. Der Kaffee hätte ſpottſchlecht ſein können, ohne daß die ſonſt von der Magd ſo gefürchtete Feinſchmeckerin es heute bemerkt haben würde.

Unter allen, welche faſt ein Gefühl hatten, als ob eigentlich der Oſtertag nur ihretwegen endlich gekommen ſei, blieb wohl keine vor dem Kirchengehen ſo lange im Schlaf- und Ankleidezimmer wie die Zuſel, was ihr auch vom Krämer durchaus nicht verargt wurde, da er ja wußte und oft ſchon mit unverkennbarem Behagen erzählte, daß die es mit Ankleiden überhaupt ungemein genau nehme. Es verlohne ſich das aber bei ihr auch, wie nur bei wenigen, fügte er dann nicht ohne Stolz bei, und ſeltſamerweiſe gab es nicht viele im Dorfe, die ihm ſolche Reden öffentlich verargten, eine Nachſicht, die er wohl mehr ſeiner wirklich ſchönen Tochter, als eigenem Anſehen verdankte.

„Er iſt eben ein Emporkömmling und hat es nun,

wie die hungrige Kuh, wenn sie in den Heustadel kommt.“ Mit diesen Worten schlossen die meisten Erzählungen von dem stolzen Manne, dem seine frühere Armut und seine gemeine Verwandtschaft immer auf eine ihm freilich nicht erwünschte Weise zu seiner Entschuldigung angeführt wurde. Von ihm, der noch immer für einen Auswärtigen galt, schien kein Mensch viel Gutes zu erwarten. Er konnte tun und reden, was er wollte, ohne jemals ernstlichen Tadel fürchten zu müssen. Der Jos hätte sich über diese Nachsicht nicht so ärgern, sie nicht Kriecherei vor dem goldenen Kalbe nennen sollen, sondern nur Gleichgültigkeit gegen den Bruder der Schnepfauerin, den Fremden. Eine Zeitlang hatte man sich doch schon etwas mehr um ihn gekümmert. Das war damals gewesen, als er zuerst mit seinem kleinen Kram im Dorfe hausierte und einem der reichsten Mädchen derart den Kopf verdrehte, daß es ihn am Ende noch sogar heiraten mußte. Selbst noch hernach konnten sich viele nicht recht erklären, wie das zuging, obwohl es sechs Monate nach der Hochzeit die kleine Angelika ins Dorf hinaus zu schreien begann. Freilich war der Krämer ein merkwürdig durchtriebener Gesell und hatte als Hausierer so gut als einer jeden bei seiner Eigenheit zu fassen und seinem Zwecke zuzuleiten gelernt. Sein Ehrgefühl vermochte ihn nie zu beschränken; das schadete ihm in der öffentlichen Meinung trotz seines erworbenen Vermögens bei weitem mehr, als seine später nach Au gekommene unglückliche Schwester und es wäre wohl nicht nötig gewesen, der Gefallenen sein Haus zu verbieten, solange er auf Wucher auslieh, mit armen Witwen herzlos die unverschämtesten Nothändel machte und keinen Weg für zu schlecht hielt, wenn er darauf nur zu irgendeinem Vorteil kam. Nur noch lauter wurde freilich das Reden und Lachen über ihn wegen dem Lisa-

bethle, und viele gönnten ihn jetzt als Strafe Gottes dem ehemals so eiteln Mädchen, das nur verächtlich aus seinem hochdachstuhligen Hause auf die wackersten Burschen des Dorfes herabgesehen hatte. Ihn ärgerte es schrecklich und machte ihn mit der Zeit trotzig, daß man ihn nie zu denen zählen wollte, neben welchen er doch im Steuerbuche stand. Aufgeben aber kann ein Mann mit eisernem Willen, der es schon soweit gebracht hat wie der Krämer, seinen Lieblingsplan nicht so leicht. Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Der Boden war jetzt glücklich geschaffen zum Fundament, und das Weitere dachte Josef Anton seinen beiden hübschen Töchtern zu überlassen. Die mußten wohl kein Tröpflein von seinem Blut haben, wenn es ihnen nicht fast von selbst wie spielend gelang, auch alle die Türen aufzutun, die man ihm bisher stolz und trotzig vor der Nase zugeschlagen hatte.

Mit der Angelika nun hatte dem Krämer seine Rechnung gänzlich gefehlt, und zwar gerade darum, weil die Stigerin fürchtete, daß sie nur zu viele Tropfen von seinem Blute, seiner Art habe. So entschieden war sie noch nie gegen Hansen aufgetreten, hatte es auch noch nie so lange und mit aller Kraft und List zu tun nötig gehabt, als da es eine Neigung im Herzen des Sohnes zu bekämpfen galt, die ein so gemeiner Verwandtschaft entstammendes Mädchen mit Gewalt zu ihrer Schwiegertochter machen wollte. Als Hans endlich der Mutter nachgab, kam die gute Angelika in ein böses Gerede, wie das fast jedem Mädchen geht, wenn es einen Liebhaber verliert, den ihm viele längst mißgönnten, ohne dieses Gefühl auch nur durch ein Wort verraten zu dürfen.

Dem Krämer, der wohl wußte, daß der Spott umsonst kommt, wenn man den Schaden hat, machte das weit weniger Kopfweh, als es wohl seinem seligen Weibe

gemacht hätte. Ihr war Angelika immer lieber gewesen als dem Krämer, welcher behauptete, daß sie gar nicht seine Art habe. Als dann sein Weib starb, indem sie der Zusel das Leben gab, wurde Angelika, damals sechs Jahre alt, zu einer Verwandten der Mutter gebracht, die Gott von Herzen dankte, daß wenigstens ein Kind ihrer unglücklichen Base nun doch noch ordentlich erzogen werden könne. Der Krämer gönnte ihr diese Freude von Herzen und nahm sich der Zusel um so mehr an, die viel von seiner Art hatte und aus der er nun etwas Rechtes machen wollte. Zuweilen redete er wohl davon, auch die Angelika wieder heim zu nehmen, aber neben dem ernsten Wesen war ihm nie recht wohl und so kam er denn auch nie dazu, obwohl ihm ihre Erzieherin gar nichts recht machte, als da sie ihr Verhältnis mit dem Stighans auf jede Weise begünstigte und mit allen Kräften vorwärts half. Aber als dann der Base doch ihre Rechnung fehlte, empfand er etwas wie Schadenfreude und meinte, zum lieben Glück sei denn auch noch eine Zusel da, die schon fangen werde, was der Angelika entronnen sei. Angelikas mütterliche Verwandte nahmen die Sache viel weniger leicht. Sie hielten es für höchst nötig, die von Hansen, wenn auch wider Willen, so vielen Redereien preisgegebene Base sofort zu verheiraten, um dem Geschwätz für immer ein Ende zu machen, bevor sie bei keinem reichen Burschen mehr etwas gelte.

Zum lieben Glück erklärte sich der Andreas, ein wohlhabender Bursche, sogleich bereit, durch die Tat zu beweisen, daß Angelika schon noch einen rechten Burschen bekomme, wenn auch der Hans zurückgetreten sei. Dem Mädchen war er so recht oder unrecht, als außer Stighansen fast jeder andere. Sein Leichtsinn machte ihr wenig Sorge, obwohl sie die Hoffnung der Basen, daß

ſie ihn leicht bekehre, nicht zu teilen vermochte. Sie wollte nun einmal aus dem Gerede heraus und lieber einen Gebieter als zwanzig Gebieterinnen. War er verſchwenderiſch, wie man ſagte, ſo brauchte ſie nicht zu zittern, wenn ſie einen alten Topf zerbrach, und ſein Leichtſinn ließ ſie wohl einmal frei atmen, wenn auch ſie ihm das Leben nicht allzuſchwer machte. Sie hatte es alſo immerhin beſſer als bisher. Der Krämer ſprach es offen aus, daß er mit dieſem Töchtermann durchaus nicht zufrieden ſei; doch ließ er ſich die Leute darüber ſtreiten, ob dieſe Abneigung mehr dem zügelloſen Leichtſinn oder der Starrköpfigkeit des Töchtermanns gelte. Andreas ſelbſt kümmerte ſich darum nicht viel, nur das verletzte ihn, daß der Krämer die wegen Verwandtſchaft eingeholte kirchliche Dispens nicht bezahlen wollte, ſondern trotzig ſagte, er würde die hundert Gulden lieber geben, wenn er von dieſer Verwandtſchaft loskommen könne, als dafür, daß nun ſein Kind ſich wieder darin verheirate. Dieſe Rede verzieh Andreas dem Krämer nie und ſelbſt Angelika empfand ſie wie eine Beleidigung ihrer lieben ſeligen Mutter. So kam es, daß Andreas und ſein junges Weib nicht viel mit dem Krämer zu tun hatten. Dieſer dagegen wendete nur noch mehr all ſeine Liebe und Sorgfalt der damals dreizehnjährigen Zuſel zu, oder — um mit den Nachbarn zu reden — er verzog und verdarb ſie, daß man oft zuerſt ihm und dann ihr mit der Rute hätte nachlaufen mögen.

Der Oſtertag war daher auch für ihn ein wahrer Feſttag, wie er noch ſelten einen erlebt hatte. Mit der Auswahl der Stoffe zu neuen Kleidern hatte er es noch viel ſtrenger genommen als ſelbſt Zuſel, welche zu oberflächlich war, um ſich ſchon jetzt ſo ängſtlich mit der Sache zu beſchäftigen. Der Krämer jedoch wußte aus Erfahrung nur zu gut, daß man ſchließlich böſe Stunden erlebe,

wenn etwas nicht recht paßte und allen Anforderungen entſpräche. Redlich hatte er das Seine getan bei der Auswahl und dann der Nähterin wenigſtens eine Viertelſtunde lang vorgepredigt; drum konnte er jetzt auch mit ruhigem Gewiſſen ſeines Lieblings Rückkehr aus dem Ankleidezimmer erwarten. Die Geduld aber wär' ihm beinahe ausgegangen, bis ſich endlich die Stubentüre auftat und ihn die hohe, im Feſtſchmuck ſtrahlende Geſtalt ſeines wirklich wunderlieblichen Kindes mit dem etwas herausfordernd aufgeworfenen Blondköpfchen ſehen ließ.

„Nun, wie gefall' ich dir jetzt?" fragte ſie mit einem Blicke, daß der Krämer — Stighanſen an ſeinen Platz gewünſcht hätte.

Ja, ſie war ſchön mit dem lachenden Blick und dem ſelbſtſicheren Trotz, der bei jeder Frage um den kleinen Mund zu ſpielen ſchien. Die Leute nannten ſie Angelikas treues Ebenbild, der Krämer jedoch fand ſie viel, viel ſchöner. Angelikas ernſter Blick machte einem ganz angſt. Sie tat oft, als ob ſie die Mutter Gottes zu ſpielen hätte; neben der Zuſel aber wurde einem wohl. Die war doch eher ein Mädchen für den etwas unbeholfenen, allzu gewiſſenhaften Hans. Die ſollte der Gemeinde beweiſen, daß es früher nicht nur am Anſehen ſeiner Verwandtſchaft fehlte und daß ſeine Mädchen ſich wenigſtens durch ihre Erziehung ſehr unähnlich geworden ſeien.

„Nun, wie gefall' ich dir?" fragte das Mädchen abermals, und ohne den Krämer zu einer Antwort kommen zu laſſen, eilte ſie hinaus auf die Gaſſe, wo man frohe Mädchenſtimmen hörte.

„Es iſt doch ein prächtiges Ding," ſagte er, der Forteilenden langſam folgend. „Luſtig wie ein Vogel und ſtolz. Das iſt recht. Beſſer noch freilich wär's geweſen, wenn ſie dieſen Stolz ſchon vor drei Jahren ge-

habt hätte... Nun — eine Dummheit kann man ihr ſchon verzeihen, beſonders eine, die ihr jetzt nichts mehr ſchaden wird."

In der Kirche wird Zuſel ſich wohl über die Auferſtehung des Herrn gefreut haben, wie der Pfarrer das in der Predigt von jedem Chriſten erwartete, heim aber kam ſie nach dem Gottesdienſt in der allerübelſten Stimmung. Die ihr entgegeneilende Katze, die plötzlich ziſchend unter den Kachelofen ſprang, mußte das eher bemerkt haben als die Magd, die ihren Bericht über das Aufſehen, welches Zuſel heute gemacht habe, nicht eher endete, als da eine Stimme, wie ſie dem hübſchen Mädchen unmöglich anzugehören ſchien, ihr zu ſchweigen und lieber an das Mittagseſſen zu denken befahl. Der Vater fand ſein Kind auf dem Kanapee, wo es das verweinte Geſichtchen in die Kiſſen vergrub.

„Nun?" fragte er nach einer Weile erſtaunt.

„Nun," fuhr das Mädchen auf, „jetzt können wieder einmal alle lachen über mich, bis ſie genug haben."

„Das hab' ich durchaus nicht bemerkt," tröſtete der Krämer. „Übrigens hat es ſchon von je geheißen: Neid bringt Glück."

„Dann müßt' ich viel Glück haben, und ich wollte das, nur damit ſie dann faſt vergehen täten vor Neid."

„Was hat's denn gegeben?"

„Aber, Vater, wo biſt du denn ins Haus hereingekommen?"

„Natürlich durch die Tür. Warum?"

„Dann mußt du auch geſehen haben, daß gleich nach dem Gottesdienſt — oder wohl auch unter der Meſſe — die Leute nehmen es nicht ſo genau..." Das Mädchen verbarg ſein glühendes Geſicht wieder tief in die Kiſſen.

„Eierſchalen für den Biggel geſtreut worden ſind,"

ergänzte der Krämer ruhig und auf seinem Gesicht erschien wieder das frühere Lächeln.

„Ja," sagte Zusel sich wieder aufrichtend. Sie mußte den Vater ernstlich drum ansehen, daß er das so heiter sagen konnte, als ob es ein fröhliches Ereignis wäre.

„Und weißt du auch von wem?" fragte der Krämer schmunzelnd.

„Nun, von einem altmodischen Tropf. Ein paar Neidhämmel werden das angerichtet haben."

„Nein," widersprach der Vater. „Diesen Possen hat dir einer gespielt, daß du dich mit mir darüber freuen kannst."

„Wer?"

„Stighans," antwortete der Krämer mit einer Feierlichkeit, die deutlich genug sagte, für wie wichtig er diese Mitteilung halte.

„Der?" fuhr Zusel auf, „also eigentlich die alte Stigerin, der er folgen muß wie ein Schulbub. Was hat denn die gegen mich? Soll ich auch noch dafür büßen, daß ihr dickköpfiger Hans der Angelika zuweilen ein gutes Wort gönnte?"

„Die Alte hat nichts gegen dich und der gute Hans hat nur einen Spaß machen wollen, den du ihm ganz anders, viel besser auslegen solltest."

Zusel war durchaus nicht überzeugt, aber sie schämte sich ihrer Aufregung, und indem sie sich mit Gewalt zur Ruhe zwang, sagte sie, das würde die Stigerin wieder ganz rasend machen.

„Die hat jetzt nichts mehr gegen uns," versicherte der Krämer.

„Hätt' auch keine Ursache mehr dazu. Wie kommst du schon darauf, daß Hans so etwas zu tun imstande gewesen sei?"

„Der Hans ist nicht so übel. Sein bisheriger Knecht, von dem ich manches aus dem Hause erfuhr, hat mir oft gesagt, er wäre gar nicht so einfältig als er aussähe, und mit keinem Menschen wäre besser auszukommen als mit ihm."

„Aber der Knecht ist schon vor einigen Tagen fort und hat nicht mehr sagen können, daß ..."

„Ich hab' aber die Schalen gestern abend selbst in seinem Hut auf einem Balken der Brücke gesehen."

„Und dann wird er dir gesagt haben, die seien für mich?"

„Du einfältiges Mädchen! Das ist gar nicht nötig für mich. Welche von allen andern wäre denn, daß man ihretwegen dem Hans etwas Derartiges zumuten sollte?"

„Und ich möchte fragen: Welche von allen wär' ihm nicht gut genug? Wie eine aussieht, wird ihn wenig kümmern und Geld hat er selbst und für eine Magd könnte die Alte mich nicht brauchen. Wie sollte er da an mich denken und warum müßte ich mich noch gar freuen, wenn dieses Wunder wirklich geschähe?"

„Zusel," sprach der Vater streng, „deinen Stolz hab' ich dir nicht wie die andern verargt, diese Demut aber ist zu groß. Jetzt gefällst du mir so wenig als den anderen. Ist das eine Rede für dich?"

„Aber wär' es stolzer und großartiger, wenn ich mich über so eines Hansen Gunst gleich einem armen Bettler freute? Wünschtest du mich so ähnlich jeder anderen, der die Sorge für die Zukunft auf dem Halse liegt? Wenn ich der Magd einmal irgendwo helfe, oder sobald ich sonst einmal versuchen will, was ich könnte, so heißt es gleich, ich solle nur alles sein lassen. Dann sagst du mir, du hättest dir eben darum Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, daß ich es um so ruhiger bekäme. Ich bin dir denn auch

dankbar, daß du mir eine so schöne Zukunft schaffen wolltest. So hab' ich denken gelernt. Du sagst mir immer, ich brauche mich um niemand zu kümmern. Gut, also auch um Stighansen nicht, und selbst wenn sein Anwesen noch einmal so groß wäre."

Zusel stand auf, stellte sich kerzengerade vor den erstaunten Krämer hin und fuhr mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit fort: „Mein Stolz ist nicht, hoch droben just neben dem oder dem zu sitzen, wenn mir das nicht nach meinem Kopf ist. Was hätte ich dir zu danken, als daß du es mir möglich machtest, fröhlich zu leben, ohne daß ich mich um jemand etwas kümmern muß?"

So hatte der Krämer seine Zusel noch nie gehört. Unfähig, seinen Ärger noch länger zu verbergen, wollte er jetzt das Kind von seiner stolzen Höhe bringen. Mehr nur, um sie zu bestrafen, als aus Berechnung, sagte er so ruhig, als es ihm in diesem Augenblicke möglich war: „Ich weiß nicht, wie lang es her ist, seit du dich um keinen Menschen kümmerst, doch immer kann das nicht der Fall gewesen sein, wie trotzig du auch jetzt das Köpfchen aufrichten magst. Damals, als der Hansjörg zuerst bei den Soldaten war, hast du ihm noch geschrieben, daß du es ohne ihn hier beinahe gar nicht aushalten könnest."

Das Mädchen sank wie vernichtet aufs Kanapee zurück. Als nun der Krämer, seine Rede beinahe bereuend, seufzend mit der Hand sich über die faltenreiche Stirne fuhr, sagte sie: „Ja, Vater, das und ähnliches hab' ich ihm geschrieben. Ich schäme mich auch gar nicht, das zu gestehen, obwohl ich's jetzt nicht mehr tun würde. Er war ein stolzer Bursche, der nicht immer rechnete, sondern herzhaft zugriff und alles dransetzte, wenn er einmal etwas erreichen wollte. Du wirst mich nicht kleiner, schlechter sehen wollen, Vater, als der Hansjörg ist?"

„Gelt, von dem hätte dich der Spaß mit den Eierschalen schon beſſer gefreut als vom Stighans?“

„Ich glaube, ja.“

„Nun, da könnte der Hansjörg ſich freuen,“ lachte der Krämer bitter und fuhr dann nach einigem Beſinnen, gleichſam jedes Wort abwägend und zuſpitzend, fort: „Es iſt nur jammerſchade, ja faſt zum Verzweifeln, daß er dein Vertrauen, deine bewundernswerte Treue, von der man eine Geſchichte in den Kalender machen könnte, ſo ganz und gar nicht zu ſchätzen weiß. Aber fragſt du denn nicht, wie ich etwas von jenem Brief erfuhr?“

„Du haſt ja überall deine Berichtmacher und Horcher, als ob du alles am Fädchen ziehen müßteſt. Da geht es ja zu wie im Räderwerk der Kirchenuhr.“

„Von dem Briefe,“ ſagte der Krämer mit Nachdruck, „weiß ich nur durch Hansjörg ſelbſt. Von dem Briefe und von noch einigen, verſtanden! Später jedoch ſcheinen ſie ſeltener geworden zu ſein, dieſe verliebten Zettelchen, oder ſie müſſen ihn ſonſt minder gefreut haben, kurz, er mochte ſie nicht länger aufbewahren. In einem Schreiben, über das man ſich ſo ſeine Gedanken machen könnte, fragt er mich ohne viele Umſchweife, ob er deine Briefe ſeinem Vater, alſo dem ſchwatzhaften Mathisle, zuſchicken ſoll, oder ob ich ihm zehn Taler dafür geben würde. Du kannſt dir denken, was ich tat. Wahrhaftig, ich hätte dem Spitzbuben auch zehn Goldſtücke dafür gegeben, doch ſcheint er ſie eben nicht ſo hoch geſchätzt zu haben.“

Wenn der Krämer mit den letzten Worten Zuſels Herz noch ſchmerzlicher treffen, noch ſchwerer belaſten wollte, um jede darin etwa noch lebende Neigung zu erdrücken, ſo ſchien er ſeinen Zweck nicht zu erreichen. Das Mädchen wurde um nichts bleicher und regte kein Glied. Wie erſtarrt ſaß es da und ſtarrte ins Leere. Dem

Krämer wurde ſiedendheiß. Er bereute von Herzen, ſo der Leidenſchaftlichkeit nachgegeben zu haben. Das war dem wohlberechnenden Manne wohl noch ſelten begegnet. Eben nur, wenn er ſtatt zu berechnen, empfand, wenn er liebte. Daß das aber ſeinem hübſchen Kinde gegenüber der Fall war, hörte man ſogar aus dem Klange der Worte heraus, mit denen er die Erſtarrte wieder zu beleben und aufzurichten ſuchte. „Gott Lob und Dank," hauchte er unwillkürlich, als ſie die noch umflorten Augen wieder auf ihn richtete und die Lippen zu bewegen begann.

„Gelt, Vater, ich hab' geträumt!" fragte ſie kaum hörbar.

„Du biſt nicht mehr recht bei dir ſelbſt geweſen."

„Ja, gelt, Vater, und du haſt nichts von ihm — dem Hansjörg geſagt?"

„Wenn ich nur nichts geſagt hätte."

„Es iſt alſo nicht wahr?"

„O, wie wollt' ich das jetzt ſo gern, ich gäb' wahrhaftig viel drum, wenn ich es widerrufen könnte."

Zuſel, die ſich ſchon wieder einigermaßen gefaßt hatte, fragte mit tonloſer Stimme: „Warum haſt du mir denn früher nie etwas davon geſagt?"

„Nur in meinem dummen Zorn konnte ich dir weh machen mit der erbärmlichen Geſchichte," ſagte der Krämer und verließ das Mädchen, welches wie vernichtet aufs Kanapee zurückſank.

Er konnte ſein Kind ſo nicht ſehen. Das hatte er angerichtet und nun fand er kein Wort mehr, das die ſo ſchmerzlich Getroffene auch nur ein wenig wieder aufzurichten vermochte. Wohl ſagte er ſich, daß er länger als ein Jahr ſchwieg, obwohl er wußte, daß mit der heute gemachten Mitteilung die noch immer vorhandenen Spuren einer ihm ſo verhaßten Neigung verwiſcht werden konnten.

Ja, das war ſeine Verteidigung gegen die Vorwürfe des Herzens, aber ſie half ihm nichts. Es trieb ihn zuerſt fort von ihr und dann wieder vor die Türe ihres Zimmers zurück. Er fand dieſe verſchloſſen. Lange blieb er horchend ſtehen, aber er hörte nichts, nicht einmal ein leiſes Schluchzen. Des Mädchens Schmerz hatte keine Träne mehr. Regungslos lag es noch, wie der Krämer es hinſinken ſah, und verbarg das Geſicht in den weichen Kiſſen. O, die Arme hätte verſinken, hätte die draußen hoch aufragenden Berge über ſich herſtürzen ſehen mögen vor Zorn und Scham. Zuerſt ſchien es ihr auch, als ob wirklich etwas Unerhörtes geſchehen werde. Alles drehte ſich um ſie herum; das Zwitſchern der Vögel wurde ein furchtbares Hohngelächter, die Nach rauſchte immer näher, immer lauter und bald mußte ſie da, unter dem Haus, hier im Zimmer ſein und Kühle und Erlöſung bringen. Dann aber auf einmal ward es ſo ſtill, daß ſie das Klopfen ihrer Pulſe hörte. Der Klang der bekannten Hausglocke, die ſie ſonſt aus dem tiefſten Schlaf geweckt hatte, ließ ſie regungslos liegen. Sie kümmerte ſich jetzt nicht mehr um den Laden und es kam ihr wunderbar vor, daß der Vater ſo raſch wie gewöhnlich die Stiege hinuntergehen und jemandem Rauchtabak geben konnte. War es möglich, daß der jetzt da unten wieder plaudern und handeln konnte, als ob gar nichts vorgefallen ſei! Dazu gehörte ein recht herzloſer Menſch — und doch noch kein ſo herzloſer wie der war, den ſie bisher ſo hoch ſchätzte, und der nun ihr teuerſtes Geheimnis um einige Gulden verkauft hatte. Ha! ſchon früher war das geſchehen und ſie hatte noch heute an ihn gedacht und gewünſcht, daß er ſie ſehen, ſie wieder einmal mit ihm ſprechen könnte. Lange Zeit ſann ſie und litt, ohne daß auch nur das leiſeſte Zucken ihren furchtbaren Schmerz verraten hätte. Dann aber ſchrie ſie

plötzlich: „O Welt, o du Welt!“ Und dann, als ob ſie alle Kraft verlaſſe, ſank ſie mit dem Seufzer: „Das wäre nun mein Oſtertag!“ wieder in die Kiſſen zurück.

Erſt gegen Abend ließ ſie den Krämer zu ſich ins Zimmer, welches er und die Magd im Nachmittage mehrmals vergeblich zu öffnen verſuchten. Er erſchrak über ihr Ausſehen, doch hatte er ſich wieder ſo gefaßt, daß er ihr nicht lange wortlos gegenüberſtand. „Es iſt nun einmal ſo,“ ſagte er. „Ich bedaure dich, wenn dieſer dein Kummer auch nur aus deinem Eigenſinn entſtand. Ich glaubte, du würdeſt den Nichtsnutz endlich vergeſſen haben.“

„Das kann ich nie — nie!“

„Aber jetzt doch?“

„Jetzt — o wie ſchäm' ich mich. Ich darf nicht daran denken, wie mir noch geſtern wohl war, wenn ich an ihn dachte. Ach, wenn er in unſer langweiliges Haus kam, dann war's, wie wenn man friſche, duftende Blumen in ein Krankenzimmer bringt und dem Vogelſang die Fenſter öffnet und dem friſchen Luftzug. Und nun! — Ich ſehe mich unterhöhlt, ich bin aufs Eis gekommen; drei ganze Jahre ging ich vorwärts, weit, weit hinaus ... und nun bricht alles unter mir zuſammen. Hu, mir iſt's, als ob ich's krachen hörte.“

„Ah, das ſind Dummheiten.“

„Ja, Vater, du haſt recht. Ich hab's nicht mehr gehörig im Kopf, das merk' ich nur zu gut. Ich weiß mir nicht mehr zu raten und zu helfen. Nimm mich, du ſtarker, du kluger Mann, und verkaufe mich, oder mache mit mir was du willſt.“

Fünftes Kapitel.

Der Mann muß hinaus,
Es iſt ein Graus.

Die letzten Tage und Stunden daheim, wieviel gibt's da nicht noch zu durchleben! Iſt's doch gerade, wie wenn man ſich mit tauſend Wurzeln und Würzelchen aus dem Boden reißen müßte, auf dem die liebſten Erinnerungen uns umblühen.

Jos mußte ſelbſt darüber lächeln, daß ihm der Abſchied ſo nahe ging und er es doch auf dem Stighof immer noch riechen konnte, wenn die Mutter eine Suppe anbrennen ließ. Er lächelte darüber, aber unter Tränen; „fort iſt fort," meinte er immer wieder und ſchaute wie fragend zu Stighanſens großem Hauſe mit dem Hirſchkopf unterm Dachfirſt hinüber.

Auch der Mutter ging der Abſchied nahe, und dabei hatte ſie nicht einmal die Freude, ihn mutig ſeinem neuen Beruf entgegengehen zu ſehen. Selbſt ihr Troſt, daß er da ſtatt der Zuſel die gute Dorothee neben ſich haben werde, tat die gehoffte Wirkung nicht. Jos entgegnete klagend, er bleibe darum doch ein armer Teufel, um den das Mädchen ſich nur wenig kümmern werde; Zuſels Neckereien wären eigentlich noch eher zu ertragen, als Dorotheens Mitleid mit dem verjagten oder doch aus dem Dienſte geſchickten Schneiderlein, welches nun wie ſie bei dem gütigen lieben Hans das Gnadenbrot eſſen dürfe.

Das war wieder eine der vielen, oft ſo ſchmerzlich beklagten Wunderlichkeiten, die den guten Jungen gewiß

nie glücklich werden ließen. Bald ſchien es Demut, bald Trotz, ſie ſelbſt war noch nicht mit ſich eins, wie man es nennen müſſe, aber es machte ihr mehr Sorgen als alles andere. Das Gnadenbrot eſſen! Sie wußte nicht, wie er darauf kam. Hatte doch der Krämer, der ihn zuweilen auch im Stall etwas tun und ſelbſt kleinere Händel für ihn abſchließen ließ, nicht ſelten geſtanden, daß im Jos ein tüchtiger Viehpatron verdorben und zum Schneider verpfuſcht ſei. So einer war wie geſchaffen für den etwas unbeholfenen Hans, der ſich nicht ungern bei allem, was in Kauf und Lauf kommen ſollte, von andern, in der letzten Zeit vom Krämer, raten und helfen ließ. Gewiß hätte man ihn gern gehabt auf dem Stighof und vom Gnadenbrot wäre nie die Rede geweſen, wenn er nur nicht auch ſeine Sonderbarkeiten mitgenommen hätte. Das Ärgſte fürchtete ſie von ſeinem Eigenſinn, ſeiner Empfindlichkeit und ähnlichen Eigenſchaften, die ſie zwar an Wohlhabenden oft als ſchön und ſelbſtverſtändlich loben hörte, die aber denen, welche nun einmal zum Leiden und Dulden da waren, zur Quelle vieler Leiden und übler Nachreden werden mußten. Das erinnerte ſie daran, wieviel ſie ihm noch ans Herz zu legen habe. Doch wenn ſie dann den guten Jungen mit dem treuen Geſichte des unvergeßlichen Vaters vor ihr ſtehen ſah und der ſie mit den tiefblauen Augen ſo wehmutsvoll anblickte, dann war alles wieder vergeſſen, was zu einer Predigt hätte werden können. So wie er da war, war er ihr dann recht und ſie konnte nichts mehr, als ihn dem Schutze des lieben Gottes anbefehlen. Er, der ihren liebſten Wunſch noch ſo gnädig erfüllte, da ſie ſelbſt nicht einmal mehr zu hoffen wagte, erhörte wohl auch noch ihre anderen Gebete für ſeine Zukunft, welche ſich nun immer mehr von ihrer, der der armen ſtrafbaren Sünderin, loszulöſen begann.

Mit einem wunderbaren Lächeln, in welchem ſich Hoffnung und Sorge, Freude und Schmerz gleichzeitig widerzuſpiegeln ſchienen, trug ſie in den beiden Feiertagen weit Beſſeres als gewöhnlich auf das wackelige Tiſchchen im Herrgottswinkel. O, es war ein Opfer der Entſagung, wie nur Mütter es zu bringen vermögen, wenn ſie ſo mit allem, was ſie für die nächſte Zeit hatte, vor dem kleinen ärmlichen Hausaltar neben dem Kruzifix des Sohnes glückliche Zukunft im voraus ſchon feiern wollte, ſeine Auferſtehung aus dem Grabe ihrer Sündenſchuld. Nur der, den die frommgläubige Mutter vom Kreuz auf ſich herabblicken ſah, konnte die Tränen wahrnehmen, die ſie zu verbergen bemüht war, während ſie ihm ihre Bitt- und Dankgebete zuſendete. Bloß wenn Jos einmal aus der Stube ging, ließ ſie ihren Empfindungen freien Lauf. Dann betete ſie laut: „O du grundgütiger Gott und Heiland, wie haſt du es doch ſo gut und recht gemacht! Hilf ihm nur auch ferner, immer, und laß dafür mich um ſo übler dran ſein; mich, die doch nichts anderes will und zu nichts anderem da iſt, als dem ſich zu opfern, für den zu tragen, der nur durch ihre Sünde auf der Welt und unglücklich iſt. Er muß fort, darf nicht länger unter der Laſt meines Kreuzes bleiben. Dann hat er aber niemand mehr zu Rat und Schutz als dich. Du wirſt ihn doch nie verlaſſen — gewiß nicht!“

Das Zuſammenpacken machte den beiden viel länger zu tun, als man hätte glauben können, wenn man ſah, um wie wenig es ſich dabei zu kümmern gab. Aber die Mutter hatte eben um ſo eher Zeit, das wenige ſorgfältig zu muſtern, wobei ſie dann ſoviel zu richten und auszubeſſern fand, daß ſie die halbe Nacht ihre Nadel nicht mehr aus der Hand brachte. Türen und Fenſterläden wurden, wie es ihr für ähnliche Fälle vom Pfarrer ſtrenge

befohlen war, ſorgfältig geſchloſſen, damit kein Menſch durch ſolche Entheiligung der hohen Feſtzeit geärgert werde, wenn etwa ein verſpäteter Wirtshausgaſt hart vor der niedrigen Stube vorbeigehen ſollte. Auch Jos nahm noch einmal ſeine Nadel zur Hand und dachte mit ſchmerzlichem Behagen, wie ſchwer ihm die Anſchaffung dieſes und jenes Kleidungsſtückes geworden ſei. Dann lebte er ſich ganz in den Tag hinein, an dem er es das erſtemal trug. Waren doch ſolche Tage ſeine einzigen Feſttage, wie wenig man ihn auch eitel auf ein hübſches Kleidungsſtück nennen konnte. Dann dachte er wieder daran, wie raſch der Hans einen ganzen Kronentaler nur für Eierſchalen hergeben wollte. Dabei ſchien ihn etwas wie ein Windzug aus dem großen vollen Hauſe da drüben ſo ſtark anzuwehen, daß ihn beim Anblick ſeiner abgetragenen Kleider ordentlich zu fröſteln begann. Der Scharfblick der liebenden Mutter wäre gar nicht notwendig geweſen, um das zu bemerken. Wenn er wieder ein Kleidungsſtück brachte, ſprach er es deutlich genug aus, daß er das ſo durchaus nicht tragen dürfe, während er früher über ähnliche von ihr ausgeſprochene Beſorgniſſe nur gelacht oder bitter bemerkt hatte, daß für Leute ſeiner Art auch das Schlechteſte gut genug ſei. Es tat dem guten Weibe tief im Herzen weh, ihn ſo unzufrieden zu ſehen mit dem, wofür auch ſie manches, manches Opfer gebracht hatte. „Es iſt doch ein Elend, daß er auch gar nie Maß zu halten weiß," klagte ſie. „Früher hat er da das Röcklein trotzig ſelbſt am Sonntag tragen wollen und nun ſoll es auch für den Werktag nicht mehr gut genug ſein. Am Ende wird er mir nun gar noch kritiſch und hochmütig werden."

Dieſe Sorge wäre wohl den meiſten recht überflüſſig erſchienen, wenn ſie das urſprünglich blaue, nun aber wie mit einem Regiſter aller ſeit einem Schaltjahr ge-

kauften Tuchgattungen überlegte Röcklein geſehen hätten, welches er beim Einpacken eine Bettlerfahne nannte. Aber ein klein wenig hochmütig und eitel war der Jos denn doch, ſeine Mutter betrog ſich nur, wenn ſie wähnte, daß das erſt ſeit der Unterredung mit Hanſen am Karſamstag ſo in ihn gefahren ſei. Da war eigentlich gar nichts anders geworden, als daß Jos in der wehmütigen Stimmung dieſer Stunden immer frei von der Bruſt weg reden mußte, und daß der Mutter jetzt jedes ſeiner Worte zu ſinnen gab. Der Stolz des Burſchen auf ſeinen guten Kopf und ſeine geſchickte Hand, mit dem er innerlich allen den vom Glück zart und warm Eingewickelten trotzte, wurde von ihr um ſo weniger bemerkt, da ſie ihn, wenn auch ihr ſelbſt unbewußt, immer geteilt hatte. Erſt ſeit dem Karſamstage gingen Mutter und Sohn hierin etwas auseinander. Die erſtere fand gerade jetzt, wo beinahe jedes ſeiner Worte eine ganz eigene Weichheit ausdrückte, ſoviel Gutes in ihm, daß ſie für ſeine Zukunft viel unbeſorgter blieb als er, der nicht ohne Herzklopfen an den Empfang auf dem Stighof zu denken vermochte und ſich — wenigſtens für den Anfang — ſo gern auch durch ſein Äußeres ein wenig empfohlen hätte. Er dachte ſich neben die ſtolze, ſtrenge Stigerin und die geſchickte Magd, malte ſich ihren allmächtigen Einfluß auf Hanſen ſo lebhaft aus, daß er ſogleich wieder hätte abſagen mögen, wenn er ſich nicht vor der tauſendſappers Magd allzuſehr geſchämt hätte. Ja, vor der war ihm ſchon jetzt ſo angſt, daß ihm eigentlich eine Zuſel, gegen die er herzhaft grob und trotzig ſein durfte, an ihrem Platze weit lieber geweſen wäre.

Vergebens bemühte ſich die gute Schnepfauerin, ihm die letzten Tage daheim ſo froh als möglich zu machen. Durch all die tauſend Zärtlichkeiten, die die wehmütige

Abſchiedsſtimmung erfindet, macht man einen Menſchen nicht heiter, deſſen Kraft hauptſächlich in ſeinem Trotze liegt. Wenn ſie ihm das Beſte auftiſchte, wenn ſie alles tat, damit er doch in ſeinem künftigen Glück, in ſeiner Herrlichkeit auf dem reichen, ſtolzen Stighof auch ſie und die Heimat nicht ganz vergeſſe — das hätte ſie denn doch mit aller Opferwilligkeit unmöglich ertragen können — machte ſie ihm nur weh und er wünſchte von Herzen, daß er, wenn nun einmal die erſte Dummheit beim Krämer nicht mehr zurückzunehmen war, ſogleich von dieſem weg auf den Stighof hätte gehen können. Der Nachmittag des Montags war unendlich lang für Mutter und Sohn. Die erſtere quälte ſich mit der Frage, was wohl die neuen Verhältniſſe, Ehre und allgemeine Achtung aus ihrem Lieblinge machen würden; dieſer aber fühlte ſein Herz von tauſend lieben Erinnerungen noch ſchwerer belaſtet, als von der Sorge um die Zukunft. Beide hatten das Gefühl, daß ſie ſo ſich nie mehr gegenüberſitzen würden, und doch war es trotz allem, was ſie gemeinſam zu tragen und zu dulden hatten, ſo ſchön geweſen. Ja ſchön, aber nun war das eben vorbei. Alles auf der Welt nimmt ein Ende und — das empfand Jos — am beſten iſt's, wenn's recht raſch geht. Plötzlich — die Sonne war noch lange nicht über die hochaufragende Kanisfluoh hinaus, warf er ſich das kleine Bündelein auf die Schultern und ſagte mit gewaltſam erzwungener Ruhe: „So, Mutter, jetzt geh' ich und ſage dir tauſendmal ‚vergelt's Gott' für alles Gute. Leb' wohl!"

„Wie, was?" fragte die Erſchrockene. „Ich hab' noch Fleiſch zum Feuer getan, das wollen wir doch abends noch miteinander eſſen und uns ſo wohl ſein laſſen, als wir können."

„Und uns dabei alles noch ſchwerer machen," fiel

Jos ein. „Na, Mutter, du haſt nun genug Opfer für mich gebracht und mir wär' jetzt eine angebrannte Suppe, von Dorotheen gekocht, viel lieber; ich könnte ſie dann doch darum ein wenig necken."

Die Mutter wollte noch etwas ſagen, aber Jos war ſchon zur Türe hinaus.

Jetzt ſah er das Haus, in dem er nun leben ſollte, mit den großen Stallungen und den ſtolzen Fenſtern, dem hohen Dachſtuhl und hundert anderen Zeugen eines großen Wohlſtands, den mehrere Neubauten hinten und vorn als einen wachſenden verkündeten. Jos zwang ſich zum Lachen darüber, daß ihm der Abſchied ſo ſchwer werden wollte, als ob er viele hundert Stunden weit gehen müßte. „Du biſt doch ein recht dummer Tropf," murmelte er und wollte ſchon wieder zur Mutter in die Stube zurück, als eben der Stighans daherſchlenderte, der ihm ſchon von weitem zurief: „So, Jos, es iſt recht, daß du endlich kommſt! Ich hab' dich gerade aus dem Neſt holen und mitnehmen wollen."

„Wohin?"

„Nun natürlich nach Emaus, das heißt zum Löwenwirt drüben über der Aach. Auch meine Eigenen ſind dort und wer heut' ein wenig luſtig ſein will. Iſt doch der Löwenwirt noch beim alten Brauch geblieben und gibt allen gedörrte Birnen und Nüſſe, die am Oſtermontag zu ihm kommen. Drum nur flink! Wirf deine Herrlichkeiten da in einen Winkel und nimm dafür die Mutter mit, wenn ſie mag! Ich ſehe nicht ein, warum die allein heute traurig daheim ſitzen ſollte."

Das tat dem Burſchen recht in der Seele wohl und wie ein Lichtſtrahl der Freude zog es über ſein Geſicht. Seinen Augen ging es wie allem, was ſchnell aus der Kälte an die Wärme kommt; ſie wurden feucht, während

er wieder ins Häuschen zurückließ, wo er es dann kaum erwarten konnte, bis die überraschte Mutter sich, immer noch widersprechend und dabei zitternd vor freudiger Erregung, ein wenig ordentlich angezogen hatte.

Dem Jos war es auch schon darum sehr erwünscht, daß er zuerst allein mit Hansen zusammentraf, weil er von diesem zu erfragen hoffte, was die Stigerin und Dorothee zu dem neuen Knechte gesagt hätten.

Doch dazu sollte er keine Zeit mehr finden. Auf dem Wege, der sie an neuergrünten Wiesen, neben Hügelchen, von denen Gänseblümchen und Aurikeln die ersten Grüße des Frühlings still herüberwinkten, und über geschwätzige Bächlein führte, sah Hans zum erstenmal in diesem Jahre seine Felder und Wälder wieder. Mit seltener Lebhaftigkeit redete er von dem, was schon in den nächsten Wochen getan werden könnte, und aus jedem seiner Worte klang die Freude, die ihm seine Bauernarbeit machte. Selbst Jos wurde von dem herzlichen Tone so hingerissen in die Welt seines heiter plaudernden Gefährten, daß er diesen nicht mehr nur für einen einseitigen Bauern hielt, der am Nützlichen allein mit Leib und Seele hing. Nun sah er sich auf einmal behaglich lächelnd als Knecht auf diesem schönen Anwesen, das für sich selbst eine kleine Welt in der großen zu sein schien. Wie herrlich, wenn da nun einmal alles blühte und wogte unter seiner Pflege, wenn die Sense rauschte und Schritt um Schritt hunderte fast mannshoher Halme an die Mahdo*) wälzte, wenn das duftende Heufuder dem großen Stadel zuschwankte, der bald so voll war, daß man im Winter, wenn die Kühe im Stalle ungeduldig auf ihn warteten, kaum noch Platz hatte, ihnen das selbstgedörrte Futter

*) Mahdo = Schwaden, in denen das gemähte Gras liegt.

nach Verdienſt und Bedürfnis in kleinen Ballen nach der Reihe aufzuwinden, wie ſie nebeneinander im Stalle ſtanden.

Die beiden kamen bald ſo ins Reden hinein, daß es für die ihnen folgende Mutter eine wahre Freude war, obwohl ſie dabei eigentlich gar nicht beachtet wurde. Hatte ſie ſich's auch nicht anders gedacht, als daß ihr Jos ſchnell und leicht ſich in alles hineinleben werde, ſo war ſie doch angenehm überraſcht, ihn ſchon jetzt mit ſoviel Verſtändnis reden und fragen zu hören. Er iſt doch ein prächtiger Junge, dachte ſie mit einem frohen Blicke zum tiefblauen Abendhimmel. Der Hans mochte wohl etwas Ähnliches über ſeinen Zuhörer denken, während er ihm mit der Länge und Breite eines echten Bauern auseinanderſetzte, wie er das und das und warum er es gerade ſo getan zu ſehen wünſche. Jos hatte beim Fragen und Zuhören doppelten Vorteil. Er gewann bei Hanſen immer mehr Zuneigung und erhielt manchen bedeutſamen Wink für ſein künftiges Verhalten und brauchte nicht mehr wie ein Kind über alles erſt zu fragen, wenn ihm das einmal nicht mehr ſo günſtig aufgenommen, ſo freundlich beantwortet werden ſollte als jetzt.

Im Wirtshaus wurde dem Jos und ſeiner errötenden Mutter an dem Tiſche neben dem Kanapee Platz gemacht zwiſchen der Stigerin und ihrer Magd, die den Ankommenden das volle Glas entgegenhielt, aber ſo, daß man nicht ſagen konnte, ob es Hanſen oder dem Jos gelte. Jos wußte ſelbſt nicht, woher er den Mut nahm zu fragen, welcher von ihnen beiden denn auch eigentlich gemeint ſei. „In der Zeit, wo du fragſt und Umſtände machſt, hätten beide ganz leicht ein Schlücklein zum Beſcheid nehmen können," antwortete das Mädchen und zog lächelnd das Glas wieder zurück.

„Das iſt ein ſchlimmes Zeichen," bemerkte Hans. „Noch immer hat Dorothee es mir ordentlich zugebracht, wenn ſie einmal etwas Gutes hatte; nun aber, da auch der Jos mitkommt, tut ihr die Wahl ſo weh, daß ſie keinem mehr etwas anzubieten wagt."

Die auf dieſe Bemerkung folgende Stille mußte Dorotheen etwas zu lang vorkommen, denn bald ſagte ſie: „Jetzt geht ein Engel durch die Stube und ſchreibt ſich etwas auf."

„Vermutlich, daß die Schnepfauerin einmal ins Wirtshaus ging," meinte Hans.

„Und daß ihr der Wirt ein geſchliffenes Glas bringt," ſagte Jos und hätte beinahe noch beigefügt: „wie den Vornehmen," aber er fühlte dunkel etwas Unpaſſendes und unterließ es, in dieſem Augenblicke ſo derb an kaum vergeſſene Gegenſätze zu erinnern, die ſich gewiß früh genug von ſelbſt wieder geltend machten.

Das geſchliffene Glas war übrigens nicht das einzige, was den etwas empfindlichen Jos auf das angenehmſte überraſchte. Hans hatte geſagt, die Mutter ſei da mit den Eigenen; darauf hatte denn Jos erwartet, die ganze hochlöbliche Verwandtſchaft derer vom Stig in vornehmer Langweiligkeit beiſammen an einem eigenen Tiſche zu treffen. Nun aber ſah er ſtatt der ehrwürdigen Reihe die Stigerin mit Dorotheen in einem Kreiſe von Tagwerkern ſitzen, welche gewöhnlich den ſtattlichen Hof bearbeiten halfen. Früher hatte das Schneiderlein oft geſpöttelt über die halberfrorenen Taglöhnerſeelen, die ſich im Glanz ihrer Herrſchaft zu ſonnen ſuchten und es ſich noch zur Ehre rechneten, als Schweif des prächtigen Kometen am Himmel des mit einer eingelegten Schiefertafel faſt ganz bedeckten Herrentiſches beim Kanapee zu gelten. Nun aber geſtand ſich Jos, es ſei denn doch etwas Schönes, dieſes

Zuſammengehören aller, die zur Ehre und zum Wohlſtand eines Hauſes das Ihrige beitrugen. Es tat ihm wohl, ſich mit ſeiner Mutter in ſo einem Kreiſe zu wiſſen, und er beeilte ſich, die ſeltene Freundlichkeit aller als etwas Selbſtverſtändliches lächelnd zu erwidern.

Fröhlich ſtießen alle auf ein langes, glückliches Zuſammenwirken an, nur dem Jos war etwas wunderbar zumute, als unterdeſſen der Wirt die ledigen Paare auf die Kammer zu dem an dieſem Tage wenigſtens bei ihm — das wurde beſonders ſtark betont — noch üblichen Nußklopfen einlud.

In Stighanſens und Dorotheens Geſicht hätte kein Zug ſich ändern können, ohne daß es Jos ſo ſchnell und wohl viel eher noch als ſie ſelbſt bemerkt hätte. Selbſt als Hans den Stuhl zurückſchob, erſchrak Jos nicht, weil er den Entſchluß zum Aufſtehen noch nicht aus ſeinem ruhigen Blicke zu leſen vermochte. So hätte er auch die Lippen ſchwerlich geſpitzt, wenn er „Komm, Dorothee" ſagen wollte; damit beruhigte ſich Jos und er hatte recht. Hans blieb ſitzen und fragte den Wirt, ob denn bloß auf der Kammer droben Oſtermontag ſei.

„Das gerade nicht."

„Gut, ſo bring du deine Herrlichkeiten nur her; auch hier iſt alles luſtig und ledig; oder wenn Verheiratete da ſind, ſo mißgönnt ihnen das Mithalten um Gottes willen nicht! Ich wüßte nicht, warum die Ledigen auch noch den Vorteil des Nußklopfens vor den Bebauernswerten haben ſollten."

„Das iſt wieder einmal vernünftig geredet," rief ein nirgends in der Stube Sichtbarer dem Stighans zu. Jos wäre faſt im Zweifel geweſen, ob dieſer Beifallsruf etwa ihm ſelbſt entronnen ſei, wenn er nicht ſofort die wohlbekannte Stimme des Krämers erkannt hätte. Der

ſaß alſo drinnen im ſogenannten Herrenſtüble, deſſen Türe eine große Spalte offen ließ, und er hätte es nun nicht gerne geſehen, wenn da nun auf einmal nichts mehr als das Geſchwätz einiger Verheirateter von ſtrengen Wintern und ungezogenen Kindern zu erhorchen geweſen wäre. Davon kam ſeine Freude über Hanſens entſcheidendes Wort und darum fuhr er jetzt faſt ſingend fort: „Der Hans trifft halt den Nagel auf den Kopf und weiß immer genau das rechte Gewicht aufzulegen. Ja, das iſt einer!“

„Nur ſchade, daß er kein Krämer worden iſt, wenn ihm allenfalls auch dann das rechte Gewicht nicht abhanden gekommen wäre,“ bemerkte Jos, der dem Verhaßten ſeine Freude ſoviel als möglich verderben wollte. Es entſtand über dieſe Rede ein Gelächter in der Stube, als ob er weit etwas Witzigeres geſagt hätte. Nur Hans blieb ernſthaft und ſagte ſtrenge verweiſend: „Das iſt etwas grob für deinen Vetter; ſei doch nicht gar ſo kindiſch!“

Jos, erſchrocken aufblickend, begegnete zuerſt dem ſtrengen Geſichte der Stigerin, dann brachte ihn eine unmutige Bewegung Dorotheens und die Verlegenheit ſeiner Mutter noch ganz aus der Faſſung. Das durfte nicht ſo auf ihm liegen bleiben; wie er es auch immer wieder abwälzen mochte, es mußte weg.

„Vetter hin oder her,“ ſagte er ohne langes Beſinnen. „Was kümmert der Herr Vetter ſich ſelbſt um ſeine Eigenen? Ich will gar nicht von mir reden; aber da drunten bei den Schnäpslern ſehe ich den Andreas, ſeinen Töchtermann, ſitzen und ins Herrenſtüble hinüberblicken wie ein Stiefkind.“

„Für den Andreas iſt dort eben die paſſendſte Geſellſchaft,“ bemerkte Hans mit ſeltener Haſt.

Hatte es ſchon viel Redens gegeben, daß Jos auf

einmal vom Krämer weg auf den Stighof kommen ſollte, ſo mußte ein ſolches Geſpräch um ſo eher die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen. Es war auch wirklich ſo ſtill, daß ſogar der zuunterſt in der Stube ſitzende Gatte Angelikas die über ihn gefallenen Bemerkungen gehört hatte. Die gebrungene Geſtalt richtete ſich langſam auf, die buſchigen Augenbrauen hoben ſich und ſein Auge funkelte, als er mit heiſerer Stimme ſagte: „Hans, der Stich trifft mich nicht mehr. Lieber unter Schnäpslern frei und ſelbherr, als gebunden wie du am Herrentiſche. Wozu hätte mein Vater geſpart und mir kein warmes Winterkleid kaufen dürfen, wenn ich noch jetzt von euerer Gnade abhängig wär'? Laßt mich immer der Lümmel ſein, wenn ich nur mein eigener Herr bleibe. Übrigens kann ich ja Stiefvater werden, wenn ich nicht mehr gerne Stiefkind bin. Es gibt noch ganz anſtändige Leute, die nicht ungern eine Flaſche mit mir leeren, wenn ich einmal andere ſo gnädig bevatern will wie Hans."

„Es wär' klüger geweſen, wenn du die Angelika mitgenommen hätteſt," rief Hans dem Erregten verächtlich zu.

Andreas fuhr erſchrocken zuſammen. Dann aber erwiderte er trotzig: „Gelt, du wähnſt, es ärgere mich, daß ſie nicht mitgeht? Nein, Hans, darüber bin ich endlich hinaus. Ihr habt mich an viel gewöhnt. Sie bleibe nur, wo ihr wohl iſt. Ich mach' es auch ſo. Was hätt' ich auch ſonſt noch von meinem Geld, als die Freud' an euerem Neide?"

Das Eintreten des Pfarrers unterbrach den Andreas in ſeiner immer leidenſchaftlicher werdenden Rede. Es wurde ſtiller in der Stube als in der Schule und wie Kinder blickten alle zu dem hochwürdigen Gaſte auf. Jeder wünſchte und fürchtete, daß er ſich an ſeinen Tiſch ſetze.

Die Ehre wäre eine große geweſen, wenn man nur etwas mit ihm zu reden gewußt hätte. Der ehrwürdige Greis richtete an manchen ein freundliches Wort, das aber oft nur mit einem leiſen Kopfnicken errötend beantwortet wurde. Jetzt war Jos, der eine Zeitlang wie auf Nägeln ſaß, wieder ganz der Mann. Der Pfarrer ſetzte ſich auch bald neben ihn und begann ein Geſpräch über die ihm im Winter geliehenen Bücher, bis er von ſeiner Häuſerin zu einem Schwerkranken geholt wurde.

Von dieſem begannen nun auch die zurückbleibenden Bauern zu reden, während ſie die langen Zipfelkappen wieder aufſetzten. Nur am Tiſche neben dem Kanapee blieb alles ſtill. Dem Jos aber machte man andere, viel freundlichere Augen, als während des von ihm angezündeten Streites, der nun ganz vergeſſen war. Hans kam unmöglich aus ſeinem Erſtaunen darüber, daß ein Menſch, nicht einmal ganz in ſeinem Alter, der nur ſeinen Lehrer hatte und noch dazu ein armer Teufel war, ſo ſicher und glatt mit dem hochſtudierteſten Mann weit und breit zu reden verſtand. „Ja, gelt Mutter!“ nickte er der Stigerin zu, die gar nicht zu wiſſen ſchien, was für ein Geſicht ſie zu dem Vorgange machen müſſe. Jos ſchien ſich darum auch gar nicht zu kümmern. Er hatte genug an dem glücklichen Lächeln ſeiner Mutter und Dorotheens ſtrahlendes Auge ſagte ihm, daß auch ſie den Mutigen ſchätze, der vor dem Pfarrer und einer Stube voll neidiſcher und beſitzſtolzer Aufpaſſer ſo herzhaft zu reden und ſogar ſeine Meinung über Bücher zu ſagen wagte.

Der Krämer, der jetzt langſam in die Gaſtſtube herauskam, ſchien mit einem Blick in den Augen aller geleſen zu haben. Er ſtieß mit Hanſen an und wünſchte ihm kalt lächelnd Glück zu dem neuen Knechte, der wenigſtens ſchwätzen könne wie ein Briefträger. Der Handel

ſei freilich etwas ſchnell gegangen, doch werde man ihn hoffentlich nie einen übereilten nennen. Er wenigſtens gönne dem armen Wicht einen ſo guten Platz, auf dem er manches lernen könne, wenn er nicht zu eigenſinnig ſei, recht von Herzen und wünſche nur, daß er ihn lange zu behaupten vermöge. Dienſtwechſel ſei ſtets ſchlimm, da man ſich immer allerlei nachzureden wüßte, doch der Geſcheitere gebe nach und möge nicht durch Nachreden ganz zwecklos ſchaden und auch den andern zum Reden zwingen.

„Der Mann ſcheint mich ein wenig zu fürchten," dachte Jos und das freute ihn mehr, als ihn die Zumutung ärgerte, daß er es einem recht böſen, geſchwätzigen Weibe gleichtun könne. Behaglich begann er mit den andern über das Sprichwort: „Neue Beſen kehren gut, aber die alten wiſſen die Winkel beſſer" zu plaudern; der Krämer ſchlich wieder zu ſeinem Schoppen zurück; doch blieb er nicht lange ruhig, da es unter ſo vielen Menſchen für ihn gar bald wieder etwas einzufädeln gab.

Bald wurde an jedem Tiſche ein eigenes Geſpräch laut und Jos war wohl beinahe der einzige Bauernknecht, der einige Handwerker bemerkte, welche ſich beim Ofen an einem kleinen Tiſchchen allerlei Äußerungen über die ſtolzen Bauern und ihr Geſindel zuflüſterten. Sonſt war dort auch ſein Platz und heute kam er gewiß nicht ungehechelt weg, wenn ſie auch an ihm den ärgſten Spötter verloren. Nun, ſie konnten ihn immer als einen untreu gewordenen Zünftler betrachten. Er hatte für ſich ſelbſt zu ſorgen. Es lebte ſich auch gar nicht übel bei einem reichen Bauern. Das Feſte, Sichere im Weſen dieſer gutherzigen Leute tat ihm wunderbar wohl. Die Mutter hätte gar nicht ſo ängſtlich huſten müſſen, damit Jos die Witze ſeiner ehemaligen Gefährten nicht höre, denn er hatte nicht die mindeſte Luſt, noch einmal Händel

anzufangen, oder auch nur ein unebenes Wort zu erwidern. Mit dem gutmütigſten Lächeln ſah er hinüber zu der alten Stigerin im Herrgottswinkel, welche die von Dorotheens rundlicher Hand ihr vorgelegten Äpfel und Nüſſe ſich vortrefflich ſchmecken ließ. O, die da unten, ohne feſten Boden unter ſich und jeder der natürliche Gegner der anderen, ſie wußten nicht, was es hieß, zu einem geſchloſſenen Ganzen zu gehören. Sie waren ja die unbeachteten Diener von Hunderten, da konnte kein Verhältnis zu ihren Kunden entſtehen, wie zwiſchen Bauer und Knecht, die ſich eine ganze kleine Welt beherrſchen halfen, wo es gleichzeitig immer zu ſchaffen und zu zerſtören, zu ſäen und einzuheimſen gab.

Jos hatte ſchon oft geſagt, Stall- oder Hausgedanken, kurz, der ganze Jammer des Werktaglebens mit allem, was drum und dran hänge, gehöre ſo wenig ins Wirtshaus als in die Kirche. Jetzt konnte er ſich ſelbſt nicht mehr davor erwehren. Die, welche nun etwa wegen ſeiner Unterhaltung da waren, mußten ihn allerdings merkwürdig ſchweigſam finden; ihm ſelbſt aber war dabei ſo wohl wie noch nie. Immer tiefer dachte er ſich in ſein Knechtleben hinein. Er ſah die wohlgepflegten Kühe die Köpfe aufrichten und auf ſein Kommen horchen, dann fuhr*) er mit dem ſelbſtgezogenen Rind aufs Feld und hätte faſt überlaut zu jauchzen und zu ſingen angefangen. Es litt ihn nicht mehr auf dem Stuhl. Plötzlich leerte er mit wenigen Zügen ſein geſchliffenes Glas, ſtand raſch auf, wie wenn er auf einmal zu einem Entſchluß gekommen wäre, den er trotz allen Einwendungen ſofort auszuführen gewillt ſei, und ſagte: „Hier wär' alles recht

*) d. h. zog, ging.

und hübſch, aber ich glaub', deine Kühe, Hans, täten nicht wünſchen, daß immer Oſtermontag wär'."

Die Magd wollte gleich gehen, um einſtweilen ein Futter zu geben.

„Das iſt jetzt meine Arbeit," widerſprach Jos nicht ohne Selbſtgefühl. „Nur den Schlüſſel zum Heu müßt ihr mir ſagen, dann könnt ihr alle dableiben, ſo lang' ihr wollt."

Dorothee meinte, man dürfe ihn denn doch nicht wie einen Einbrecher ins öde Haus laſſen ohne Gruß und ohne alles. Sie wolle lieber mit und ihn grüßen für alle und ihm Glück wünſchen.

„Ja, geht nur und gewöhnt euch zuſammen!" lachte Hans.

Jos verließ raſch die Stube, während Dorothee durchaus noch einmal trinken mußte.

Vor dem Hauſe wartete Jos etwas ungeduldig auf die Magd und eilte dann wie ein von ihr Verfolgter zum Dörfchen Rehmen hinaus. Erſt als das kleine Tannenwäldchen am Ufer der Aach ſie in ſeinen Schatten aufnahm, redete Jos das erſte Wort und es kam gar nicht ſo überlegt heraus, als man nach der langen Bedenkzeit hätte erwarten können. „Mich nimmt's wunder," begann er, und ſchwieg dann erſchrocken darüber, daß er bald laut gewünſcht hätte zu wiſſen, was alle dachten, die ihnen mit ſo eigentümlichem Lächeln nachſahen.

„Was nimmt dich wunder?" fragte das Mädchen, aber erſt als ſie wieder aus dem Wäldchen hinausgekommen waren. Es ſchien Dorotheen auch gar nicht aufzufallen, daß ſie keine Antwort mehr erhielt. Sie beide ſahen errötend ihre Schatten hart nebeneinander daherſchreiten, als ob ſie Arm in Arm gingen, bis der Schatten eines mächtigen Baumſtumpfs wie ein Rieſe

zwiſchen ſie zu fahren ſchien. Erſchrocken über die gehörnte Geſtalt mit dem kurzen Hals wichen ſie auf die Seite. Dann lachten beide laut auf und eilten dem über die toſende Ach führenden Stege zu.

Erſt hier ſah Jos, daß auch die Mutter ihm langſam folgte. Er wartete, bis ſie bei ihm war, um ihr allenfalls hinüberhelfen zu können, wofür ſie ihm mit einem freundlichen Lächeln dankte, wie er es noch ſelten auf dieſem kummerbleichen Geſicht geſehen hatte.

Sie hatte heut' ſeit vielen Jahren die ſchönſte Stunde erlebt. Nicht der ſo ſeltene Wein, die erlebte Ehre machte ſie ſo froh und weckte tauſend Hoffnungen auf eine ſchöne, glückliche Zukunft. Einmal über das andere drückte ſie des Sohnes kräftige Hand, die ſie führte, und wenn auch Dorotheens Anweſenheit ſie zuerſt etwas ſcheu machte, ſo konnte ſie doch nicht unterlaſſen, ihre Freude über das Erlebte auszuſprechen. Freilich kam ſie auch auf die Worte, mit welchen Jos den Krämer neckte, und der Ton ihrer Stimme wurde dabei ſehr ernſthaft, aber ſie waren ſchon zu hart bei den Häuſern von Argenau, um darüber noch lange reden zu können. Sie dachte wieder an den Abſchied, der ihr jetzt weit weniger ſchwer fiel als zwei Stunden vorher. „Daheim ſich wohl ſein laſſen," meinte ſie, „können arme Leute nun einmal nicht und das angenommen, haben es wenige beſſer als wir, da wir uns ja täglich einen guten Morgen wünſchen können."

Sie ſprang wie ein junges Mädchen, um dem Jos die eingepackten Kleider aus dem Häuschen zu holen, und als er ihr die Hand reichend „Behüt Gott" ſagen wollte, meinte ſie, es wäre doch lächerlich, ſoviel Weſens zu machen, wenn man nur in ein Nachbarhaus gehe."

Dennoch zitterte ihre Stimme, als ſie das ſagte. Dann aber mußte ihr eine ſehr dringende Arbeit ein-

gefallen ſein. Sie drehte ſich raſch um und eilte ins ſtille, öde Häuschen zurück.

Stighanſens neuer Knecht bemerkte kaum, wie groß ihn die hungrigen Kühe anſahen, bevor ſie ſich an das ungeſtüm geforderte Futter machten, ſo ſehr waren ſeine Gedanken mit dem wunderlich geſtalteten Schatten beſchäftigt, der ſich ſo zwiſchen ihn und Dorothee gedrängt hatte. Je länger er ihn vor ſich ſah oder zu ſehen glaubte, deſto ähnlicher wurde er dem etwas ſtark gebauten kurzhalſigen Stighans... Jos ließ alles, was er heute ſah und hörte, an ſich vorüberziehen, und war noch mit der Frage beſchäftigt, ob Dorothee mit einer goldenen Kette zu feſſeln ſei vom nächſtbeſten Hans, oder ob nicht vielmehr ein höherer Mut aus dieſen lieben, braunen Augen blicke. Da hörte er des Mädchens wundervolle Altſtimme von dem einſam auf der Alp ſtehenden Hauſe und von der Sennerin ſingen. O, wie klang das gleichſam durch all ſeine Nerven hindurch! Er ſetzte ſich auf einen Melkſtuhl und lauſchte. Jetzt rechnete er nicht mehr und fragte nichts. Um ſein Herz weitete ſich's und feuchten Auges dankte er Gott, daß er da war, es mochte nun kommen wie es wollte.

Sechstes Kapitel.

Der erste Tag im neuen Dienst.

Im ersten Traum unter fremdem Dache pflegt man Vorbedeutungen für Künftiges zu suchen, als ob man darin wie in einem freilich trüben Spiegel sähe, was man in diesem Hause noch erleben werde.

Es tat dem noch etwas scheuen Jos ungemein wohl, als am anderen Morgen beim Kaffeetrinken sich Dorothee sogleich mit der Frage an ihn wendete, was er denn heut' nacht im Traum erlebt und für seine Zukunft Bedeutungsvolles gesehen habe.

„Ich kann mich an gar nichts mehr erinnern," antwortete er fast traurig darüber, daß sein Bericht nicht länger währen konnte, denn gestern beim Abendessen war ihm die Stille beinahe peinlich geworden.

„Das," meinte die Stigerin etwas bitter, „könnte leicht bedeuten, daß du in unserm Haus auch nicht viel, oder doch nicht viel Unvergeßliches erlebst."

„Ich freilich hab' mir es ganz anders ausgelegt," wagte Jos zu erwidern. Und als sich ihre Lippen etwas strenge verzogen, fuhr er, wie immer, wenn er sich noch nicht recht sicher fühlte, geschwätzig fort: „Auch ich hätte recht gern eine gute Vorbedeutung gehabt. Nach dem Erwachen hab' ich mich angestrengt, wie früher als Schüler, wenn ich mich auf die gestern so mühevoll auswendig gelernte Katechismusaufgabe besann, um mich eines Traumes zu erinnern. Doch das ging nicht und ging nicht, wie

müd' ich mich auch ſinnen mochte. Ja, ich ermüdete und wäre bald über dem Nachdenken wieder eingeſchlafen, als mir, wie vom Schutzengel eingegeben, die Vorſtellung kam, nicht ein Traum entſcheide über meine Zukunft, ſondern ich ſelbſt. Darüber hab' ich mir dann eine ganze Predigt gemacht und ſo mutig, ſo froh bin ich dann zu den Kühen in den Stall gegangen, daß es wohl ſelbſt der kaum glaubt, den mein Jauchzen und Singen weckte."

„So etwas," meinte Dorothee, „kann man nicht jedem ſagen, aber zeigen läßt es ſich; drum werden wir ſchon auch noch davon erfahren."

Solchen Mut, wie aus dieſen Worten, hatte Jos von ſeiner ſelbſtgemachten Predigt ſchwerlich gewonnen. Er wurde alſo doch von dem guten Mädchen liebevoll beachtet. Nun konnte ſeinetwegen die alte fette Frau kichern und meinen, man werde eben nicht viel ſehen; ihm war das ganz gleichgültig, oder vielmehr, es war ihm recht, daß er die beiden ſogleich etwas auseinandergehen ſah.

Nun ſagte Hans, der inzwiſchen ſeine „Kaffeeſchüſſel" geleert und das große Butterbrot verzehrt hatte: „Heut' muß denn doch endlich das Heu abgewogen und heimgebracht werden, welches mir der Krämer vom Lipp gekauft hat. Es koſtet wahrhaftig nur einen Spottpreis."

„Ja," rief Jos, „das war auch ſo ein Handel, für den man den Krämer einige Wochen einſtecken ſollte."

„Ein Teufelskerl iſt er, der Krämer," lachte Hans. „Wenn unſereiner da oder dort einmal mit Barem aus der bitterſten Not helfen will, ſo bekommt er nichts mehr als des Teufels Dank dafür zurück. Er aber ſteckt ſeine Finger überall hinein und verbrennt ſie doch nie, ſondern immer hängt etwas nicht Unbeträchtliches daran, wenn er ſie wieder zurückzieht. Mit den Leuten, die immer ſchon vorgegeſſenes Brot in Bäckers Tagebuch haben, kennt er

ſich aus, es hat eine Art und zu fangen und zu binden verſteht er ſie, daß man oft noch beinahe lachen muß."

Jos fuhr wie von einem Weſpenſtich getroffen auf und fragte: „Kannſt du das Wuchern lächerlich finden?"

„Der Lipp iſt ſo mit dem Krämer eins worden," antwortete Hans ein wenig ſpitz. „O, der braucht den Leuten nicht nachzulaufen. Wie gut ſie ihn auch kennen, ſie gehen doch freiwillig in ſeine Falle."

„Freiwillig," wiederholte Jos verächtlich. „Der Krämer hat dem Lipp ſein Darlehen gekündet, als das Heu billig und nirgends Geld aufzutreiben war, als etwa bei ſolchen, die mit dem alten Sünder unter einer Decke zu ſpielen ſcheinen."

Jos war ſo erregt, daß er, um ſich nicht allzuviel Gewalt antun zu müſſen, die Stube verlaſſen wollte, da er ſah, daß Schweigen hier jetzt Gold, Weiterreden aber nur Öl in das auf dem Geſichte der Stigerin ſich verratende Feuer ſei. Schon hatte er die Türe geöffnet, als die Stigerin ihn etwas rauh an den Tiſch zurückrief. „Bei uns wird gebetet, bevor man geht," ſagte ſie und begann noch zornrot eine endlos ſcheinende Zahl Vaterunſer zu beten für Lebendige und Tote, Gott und ſeinen Heiligen zu Ehren und den armen Seelen zum Troſt.

Auch Jos brummte mit, von Andacht war aber dabei keine Rede. Dieſes gedankenloſe Beten mit den Lippen, die noch vor einer Minute den Krämer verteidigen wollten, kam ihm faſt wie eine Gotteslästerung vor. Das Gute aber war, daß die Stigerin ſich in eine ganz andere Stimmung hineingebetet zu haben ſchien. Nachdem ſie endlich das letzte Kreuz gemacht und noch einmal den armen Seelen die ewige Ruhe gewünſcht hatte, befahl ſie Hanſen, doch für Lipps arme Kinder etwas Obſt, Weißbrot oder Zucker mitzunehmen. „Die armen Tröpflein," ſagte ſie,

„haben ſo ſelten etwas Gutes und mit nur wenigem kann man ihnen eine Freude machen, daß ſie eins ſein Lebtag drum anſehen.“

„Und das iſt ſchon eine Kleinigkeit wert,“ ſagte Jos rauh, aber zum Glück hatte die Stigerin, die ſchon nach ihrem Speicher geeilt war, dieſe Bemerkung nicht mehr gehört.

Dorothee ſah den Knecht mit einem vorwurfsvollen Blicke an. Ja, ſie hatte eben auch ſchon als Kind Weißbrot und Zucker bekommen, drum mußte ſie mit allem einverſtanden ſein und mußte freundlich lächeln beim Abſchied vom einzigen Bruder, der jetzt für Hanſen des Kaiſers Rock trug. Herrgott, wer hätte dem alten Mathisle und Dorotheens kränklicher Schweſter alljährlich ſoundſo viel Magdlohn gegeben, wenn Dorothee nicht mehr gelächelt haben würde! Auch das war Zucker und Weißbrot für die armen Tröpflein und Hansjörg der Heuſtock, den man um ein Sündengeld kaufte. Du lieber Gott, von dem allem ſiehſt du nichts, denn wie ein großer, grauer, undurchdringlicher Schleier fällt das lange und breite Tiſchgebet darüber herab.

Auf dem Wege zu Lipps ärmlicher Behauſung erzählte Hans dem Knechte von ſeinen Kühen und wie er zu jeder einzelnen gekommen ſei. Jos erfuhr dabei, daß wenigſtens in den letzten Jahren immer der Krämer dazu geholfen und geraten hatte. „Das iſt einer, mit dem man die anderen fängt,“ bemerkte der langſame Erzähler nebenbei. „Fehlen kann's ihm freilich auch, aber dann hat mir doch die Mutter nichts vorzuwerfen.“

Vor dem faſt ganz neugebauten Hauſe des Andreas ſtand er ſtill und flüſterte dem Knechte zu: „Du, aber der da hätte wieder eine ſchöne Kuh feil. Die möcht' ich kaufen, aber ſelbſt, denn der Krämer tät wohl eher auf

des Töchtermanns Vorteil denken als auf den meinen. Geh doch einmal in den Stall und ſieh dir den Weißfuß drum an, was er wert iſt. Aber höre noch: handeln laß dann mich allein. Die Angelika — will ſagen der Andreas — wenn der ſeinen Rauſch von geſtern ſchon ausgeſchlafen hat — ſie beide ſollen nicht meinen, daß ſie mit einem zu tun haben, den man ſo leicht überliſten kann."

Hans blieb beim Wagen*) ſtehen, bis Jos wiederkam und ſeine Meinung ſagte. Dann gingen beide in die Stube, wo ſie das ſehr übernächtig ausſehende Ehepaar beim Morgeneſſen antrafen.

Das ſchöne blaſſe Weib ſtieß einen leiſen Schrei aus, als es Hanſen ſo unerwartet eintreten ſah. Andreas aber ſagte ruhig und kalt: „Ihr ſeid da dem Weib in die ſchönſte Predigt hineingekommen."

„Schäme dich!" rief das Weib und glühende Röte färbte ihr Geſicht, „ſchäme dich, vor Fremden davon zu reden!"

„Der Hans iſt dir doch noch nicht gar ſo fremd und Jos iſt ein armer Teufel, vor dem ſich kein Menſch zu ſchämen braucht."

„Wo keine Scham, da iſt auch keine Ehr'." Hans ſagte das nur, weil ihm juſt nichts anderes einfiel und er doch dieſem peinlichen Auftritte ſo gern ein Ende gemacht hätte.

Mit ſolchen Sprichwörtern iſt ein Hans gewöhnt, jeden aus der Faſſung und zum Schweigen zu bringen. Hier jedoch hatte er nicht den rechten Mann getroffen. Andreas erwiderte mit bitterem Lachen: „Und wo keine Ehr', iſt auch keine Scham. Ich aber bin nun einmal

*) Es ſind kleinere Wagen, die nur von den Leuten ſelbſt gezogen werden.

der Lümmel bis in die alten Tage und hab' nichts Gutes an mir, als daß ich zuweilen am hellen Werktag in eine Predigt komme. Nützen tun an mir dieſe Predigten freilich nichts, als daß ich den Troſt daraus ſchöpfe, ſie hab' mich doch immer noch ein wenig lieb."

Bei den letzten Worten hatte ſeine Stimme ein wenig gezittert. Jetzt war es ſo ſtill, daß man das im Nebenzimmer erwachende Kind die Mutter zu ſich rufen hörte. Die Gerufene flog ans Bettchen und Mutter und Kind beteten laut ihren Morgenſpruch. Andreas fragte unterdeſſen, was ſein früher Beſuch eigentlich wolle. Hans brachte ſtotternd ſein Anliegen vor. Er war jetzt gar nicht mehr zum Handeln aufgelegt, wie ſicher ihn auch die Angaben ſeines Knechtes gemacht hatten. So mußte denn Jos das Geſchäft abſchließen und es ging um ſo ſchneller, da Andreas das Geld gleich holen durfte. In ſeinem Eifer zu zeigen, daß man künftig des Krämers Rat nicht mehr nötig haben werde, war Jos bemüht, mit der Not des Verſchwenders den Preis des Tieres herabzudrücken. Es gelang ihm das auch ſo gut, daß ſogar Hans es bemerkte und ihn gleich vor dem Hauſe darüber zur Rede ſtellte. „Ich ſehe wohl, du biſt nicht beſſer als der Krämer," ſagte er.

Den Knecht ließ ſein Gewiſſen ſogleich erraten, was Hans damit meine. „Aber," antwortete er, „der Andreas iſt denn doch kein armer Lipp."

„Aber er hat auch Weib und Kind."

„O, die ſind ſich ſelbſt genug; ſieh nur, wie froh ſie ſich da oben zulächeln."

Das Weib, welches mit einem wunderlieblichen Mädchen auf dem Arm am offenen Fenſter ſtand, ſchien wirklich nicht mehr dasſelbe, welches vorhin die Stube verließ. Hanſen ſchien dieſer Anblick recht in der Seele wohl

zu tun. Er langte ſogleich in die Taſche und warf dem holden Geſchöpfe ein großes Stück Zucker zu.

Was er ſonſt noch in der Taſche hatte, warf er in Lipps Stube auf den Boden und hatte am Haſchen und Zerren der ärmlich gekleideten Kinder ſeine Freude. Selbſt die Mutter ſah eine Zeitlang behaglich lächelnd dem Kriege zu, bei dem ja doch immer eines ihrer Kinder gewann. So gut als Hanſen ſchien ihr aber die Sache doch nicht zu gefallen. Sie ging auf einmal ſeufzend hinaus, während Hans, der nun ſeine Taſche geleert hatte, ſeinen Geldbeutel zog und kleine Kupfermünzen auswarf. Der Eifer der Kinder wurde immer größer, immer weniger ſchonten ſie ſich und es begann bald da, bald dort eines laut zu weinen. Das trieb die Mutter wieder in die Stube zurück. Raſch trat ſie ein und ſah den reichen Bauern gar nicht wie einen Wohltäter an, indem ſie ſagte: „Wenn du aus der Leidenſchaftlichkeit der Kinder ſehen willſt, wie grauſam nötig wir alles brauchen könnten, ſo wirſt du nun bald fertig ſein. Ich könnte dir noch viel erzählen, wenn du nicht ſelbſt an den Heuſtock denkſt, den wir aus purer Armut um einen Spottpreis verkaufen mußten. Mir hat das weh getan, aber doch nicht ſo weh als es mir tut, meine Kinder jetzt um des leidigen Geldes willen zum erſtenmal in ernſtlichem Unfrieden zu ſehen.“

Der Schuſterlipp warf einen großen Leiſten ſo heftig in die Schublade, daß alle anderen Werkzeuge in derſelben klirrend aufflogen. Dann ſagte er mit ſchlecht verhaltenem Unwillen: „Sie werden ſich noch vielmal wehren müſſen ums liebe Geld. Es gab auch zum Anfangen wohl keine erwünſchtere Gelegenheit als heut'. Eins gewinnt ja immer, und wenn dir das nicht recht iſt, ſo mach' dich lieber gleich wieder in die Küche.“

Das Weib, ſo erſchrocken über den ſeltenen Ton in den Worten ihres ſonſt ſo guten Lipp, daß ſie die Anweſenheit der Fremden gar nicht mehr beachtete, bat mit feuchten Augen: „Sei doch um Gottes willen nicht ſo! Du weißt ja, daß ich immer dabei bin, wenn es für die Kinder etwas zu verdienen gibt, du weißt, daß es mir da weder zu heiß noch zu kalt iſt. Aber, Lipp, nicht gegeneinander ſollen ſie ſein; jedes für ſich und gegen die anderen, das tät' mir weher als alles, was ſonſt unſere Armut mitbringt."

„Wir wollen lieber in den Stadel zum Heu," murrte der Schuſter. „Wenn du einmal auf deine Kinder kommſt, kann man dir doch nichts mehr aus- oder einreden."

Die letzten Worte ſprach er weich, beinahe freundlich und Jos hatte das Gefühl, hier wäre doch beſſer ſein, als in dem neugebauten Hauſe des Andreas. Trotzdem aber war er ſo froh, als eine arme Seele über ein Vaterunſer, daß man jetzt vom Gehen redete. Raſch wendete er ſich und erfaßte den hölzernen Türnagel*) mit beiden Händen, Hans aber blieb wie angebannt ſtehen. Eine Zeitlang neſtelte er an ſeinem Geldbeutel herum, dann warf er ihn auf den Tiſch und ſagte etwas unmutig: „Da, du böſes Weib, nimm du die wenigen Taler und verteile ſie beſſer, als ich es kann. Nimm nur," drängte er, „gleich vor meinen Augen nimm! Es iſt nicht gebettelt und auch nicht geſchenkt. Ihr beide müßt mir dafür eine Gefälligkeit tun."

„Nur gefordert!" rief Lipp fröhlich.

„Ihr dürft von der dummen Geſchichte kein Wort mehr miteinander reden," bedingte Hans und eilte dann

*) Hölzerner Nagel, der, durch die Türe in den Seitenpfoſten geſteckt, zum Verſchließen der Türe dient.

ſo ſchnell hinaus, daß Jos ihm kaum aus dem Wege kommen konnte.

Beim Abwägen und Aufladen des Heues war Lipp in der heiterſten Stimmung. Er erzählte viel Liebes und Gutes von ſeinem Weibe. „Dulden und entbehren," ſagte er alles entſchuldigend, „haben wir zuſammen gelernt; aber daß jemand etwas bringt, war uns noch ganz ungewohnt, drum haben wir heut' unſere Sache ſo ſchlecht gemacht."

Jos und Hans waren ziemlich ſchweigſam. Jeder ſchien mit ſeinen eigenen Gedanken vollauf beſchäftigt und dieſe ſprachen ſie erſt aus, als ſie beiſammen in der Deichſel des ſchwerbeladenen Wagens gingen, der ihnen auf dem ziemlich guten, ein wenig abwärts gehenden Wege langſam nachſchwankte. Hans ſprach den Wunſch aus, daß doch auch beim Andreas ſo leicht zu helfen wäre wie hier, dann ſollte Angelika keine böſe Stunde mehr haben.

„Dann," fragte Jos, „wähnſt alſo du, die Reichen ſeien ſchlimmer dran als ein Armer, ein in der warmen Stube Sitzender, der einmal hinaus muß, mehr zu bedauern, als der Halberfrorene, den ein Sonnenſtrahl erquickt?"

„Ich hab' nicht gleich die ganze Welt im Kopfe wie du."

„Aber ſag' mir, warum iſt Angelika gar ſo zu bedauern? Sie mußte den Andreas kennen, als ſie ſein Weib wurde."

„Damals war er nicht ſo arg wie jetzt."

„Vielleicht iſt aber gerade ſie an manchem ſchuld."

„Sie? Angelika?"

„Der Vater des Andreas hat ihn hart gehalten, dafür ſuchte er Erſatz, als er ſein eigener Herr wurde.

Folgen wie ein Knecht hat er gelernt, ſich ſelbſt beherrſchen kann er nicht."

„Drum eben hätt' er auf Angelika hören ſollen, das hätte ihm keine Schande gemacht."

„Der Krämer ſagte, daß ſie das auch geglaubt und ihm oft eingeredet habe, gepredigt wie heut', das machte ihn erſt recht trotzig. Er mochte nicht mehr daheim ſein, ſuchte Unterhaltung im Wirtshaus und tat ſo, daß man ihn einen Lümmel nannte. Das größte Unglück, meint der Krämer, ſei das, daß er ſich jetzt auch ſelbſt für einen Lümmel halte."

„Aber wie du auf einmal den Krämer ſoviel gelten laſſen kannſt?"

„Der kennt die Menſchen ſicher ſo gut als die Kühe und gleichgültig iſt ihm ſein Töchtermann denn doch nicht, wenn er ſich vielleicht auch wenig um ſein Seelenheil kümmert."

„Und der Krämer wüßte alſo nicht, mit was der guten Angelika geholfen werden könnte?"

„Einmal in der übelſten Laune hat er geſagt, es wäre vielleicht kein ſo großes Unglück, wenn ihnen alles niederbrennen tät. Dann aber hat er an ſein liebes, hübſches Enkelchen gedacht und iſt über ſeine Rede faſt zu Tode erſchrocken. Ich aber hab' mich ſpäter oft mit dem Gedanken beſchäftigt. So ein reiches Mutterſöhnchen würde Auge machen in der Schule der Armut. Sehen möchte ich ſchon einmal, wie mancher ſich anſchickte, wenn er oft um etwas den doppelten Kreuzweg machen müßte, dem jetzt alles bis vor das Kanapee getragen wird."

Hanſen ſchien dieſer Wunſch nicht beſonders zu erbauen. Er ſagte etwas bitter: „Nun, wunderlicher würden die Reichen ſich auf dem Platz der Armen nicht benehmen als dieſe, wenn man tauſchen wollte. Man darf nur daran

denken, wie närriſch es in ſo einer ſchlechten Hütte zugeht, wenn unverhofft einmal ein Stück Geld oder ſonſt eine Kleinigkeit hineinkommt. Gerade heute haben wir ein herrliches Beiſpiel erlebt. Wir, ich und die Mutter, haben auch einmal einen ähnlichen Fall erlebt, wie heute beim Lipp. Es iſt aber ſchon lange ſeitdem. Ich war noch ein ganz kleiner Burſche und hing immer an der Juppe der Mutter. Mein Bruder ſelig war mit dem Vater, nachher auch mit den Tagwerkern in Feld und Wald, ich aber blieb immer daheim oder bei dir. Nur mit der Mutter ging ich aus, wenn die einmal eine Baſe beſuchte oder den Tagwerkern das Eſſen brachte. Noch weiß ich's ganz gut, wie das eine ſchöne Woche war, in der wir am Argenſtein einige Tannen zu Schindeln fällen ließen. Das Mathisle hatte geſagt, es übernehme für den Hauszins die Verpflichtung, das Häuschen inſtand zu erhalten, wenn man ihm das Holz dazu ſchaffe. Das war freilich nur wenig. Aber wir brauchten das Häuschen einzig nur als Heuſtadel für das Gut*) daneben; auf die weite Gaſſe ſetzen konnte man das arme Männchen auch nicht und ſo nahm denn mein Vater den Antrag an.

„In dem allem," bemerkte Jos, der den Wagen faſt ganz allein ziehen mußte, „ſehe ich keine Ähnlichkeit mit dem heutigen Fall."

„Wird ſchon noch kommen; laß mich nur reden."

„Es iſt alſo eine ganze Geſchichte?"

„Ja, und Lipp hätte nicht meinen Beutel mitſamt dem Gelde bekommen, wenn ich nicht bei ihm wieder ſo lebhaft daran erinnert worden wäre."

„Großer Gott, was werde dann erſt ich bekommen, wenn ich ſie geduldig bis zu Ende angehört habe!"

„Überwindung wird's dir ſicher genug koſten."

*) d. i. Wieſenſtück.

„Nein, erzähle nur," ſagte Jos lächelnd.

„Alſo, wo war ich? Wohl bei unſerm Häuschen am Argenſtein, in dem ſchon damals das Mathisle wohnte. Nein — ich war noch nicht dort. Wir gingen erſt hinauf, ich und die Mutter. Sie mit dem eingepackten Mittagseſſen für die Holzhacker kam nur langſam, mir viel zu gemach, vorwärts. Mit einem großmächtigen Butterbrot in der Hand ſprang ich voran über Stock und Stein. Da begegnet mir ein Mädchen, noch kleiner als ich, und richtete die ſchönen Augen auf meine Hand, daß ſie mich beinahe zu brennen ſchien. Ich wußte nicht, wie weh der Hunger tut, aber ich hatte das Gefühl, die gute Dorothee möchte mein Butterbrot. Anfangs wollte ich teilen, aber als ich ſie darüber ſo erfreut ſah, ſchenkte ich's ihr ganz. Sie ſprang heim, ich zur Mutter zurück. Als wir nun mitſammen zu Mathisles oder eigentlich zu unſerm Häuschen kommen, da ſteht Dorothee vor der Tür und weint die hellen Tropfen, will es aber mich und die Mutter durchaus nicht merken laſſen. Erſt als ich frage, ob ſie mit meinem Butterbrot ſchon fertig ſei, kann ſie ſich nicht mehr zwingen und weint nun überlaut. Die Mutter aber hat darum den Lärm in der Stube doch noch gehört, denn ihr iſt das bei weitem nicht ſo zu Herzen gegangen wie mir. Zuerſt blieb ſie ſtehen und horchte. Da war wohl zu merken, daß man ſtritt, aber worum es ſich handelte, das konnte man aus den einzelnen Worten nicht erleſen. Juſt das aber wollte die Mutter wiſſen. Sie ging in die Stube, ohne lange anzuklopfen, und da hat ſie denn ſogleich den ganzen Sachverhalt erfahren. Voller Freuden war Dorothee mit ihrem Butterbrot heimgeeilt. Das Mathisle wollte eben auch ins Feld, obwohl es noch nicht zu Mittag gegeſſen hatte. ‚So,' ſagte es, als es Dorotheens guten und ihm ſo ſeltenen Biſſen ſah, ‚da gäb' es jetzt noch etwas

zum Mitnehmen für die Langeweile.' ‚Ja, nimm nur,' ſoll das Mädchen ſchnell geſagt haben. Der Vater hat ſchon nach dem gelangt, was das Mädchen ihm gibt, mit weggewendetem Geſichte wohl, aber doch ſchnell und ohne zu teilen. Das iſt denn ſeiner Mutter gewaltig zu Herzen gegangen. Er ſei herzloſer, unverſchämter als ein wildes Tier, hat ſie ihn angewettert, ſonſt würde er dem hungrigen Tröpflein doch nicht ſo den erſten guten Biſſen, den es bekomme, wegnehmen dürfen. Nun klagte auch der Mann ſeine Not und behauptete, das Kind könne doch nicht einzig von dieſem Butterbrot, wohl aber von ſeiner Arbeit leben. Ich weiß nicht mehr, was alles die beiden ſich nun im Zorn ſagten, wenn ſchon es mir und der Mutter lang und breit erzählt wurde, wobei denn der Streit von neuem anging, obwohl ſie ſich im erſten Schrecken recht ordentlich zuſammengenommen hatten. Es war, als ob ſie nun miteinander zu rechnen angefangen hätten, und mir iſt wohl noch nie etwas ſo nahe gegangen als dieſe Rechnung. Und doch dachte ich dabei nur an Dorotheen, die zitternd neben dem Vater ſtand, nicht auch an ihren Bruder und an die ältere Schweſter, die während des Lärms miteinander ſpielten, als ob ſie ſo etwas lange gewohnt wären, oder als ob es ſie rein gar nichts angehen tät. Mir kam es ganz unbegreiflich vor, daß meine Mutter heute ſo lange ſtill ſein und ganz geduldig zuhören konnte. Dafür aber fuhr ſie dann auch endlich um ſo wilder auf: ‚Euch iſt nicht zu helfen, ihr Elenden, denn jede Gabe brächte nur neuen Krieg ins Haus. Dem Kinde aber ſoll geholfen, es darf durch euer Beiſpiel nicht auch noch verderbt werden. Wie konnte nur Gott euch ein ſo ſchönes unſchuldiges Weſen anvertrauen?'

‚Es wär' ihm von Herzen zu gönnen, daß es euch gehören tät,' murmelte das Mathisle.

‚Gott hat es mir gezeigt,‘ ſagte meine Mutter, wie wenn ſie beten täte, ſo feierlich, wie ich ſie nie gehört hab’. ‚Sein heiliger Schutzengel hat deutlich genug zu mir geſprochen. Wenn ihr ſelbſt mir das Mädchen wünſcht, ſo will ich es nehmen, bevor ihr es noch gar an eine Zigeunerbande verkauft.‘

So hat meine Mutter geſagt. Vom Mathisle und ſeinem Weib iſt dann noch viel mehr Weſens gemacht worden, als man hätte vermuten können. Beſonders dem Weib iſt es ſchwer gefallen, daß man ihr das Kind nehmen wollte und daß ſie zu ſeiner Erziehung nichts mehr ſagen, ja es nur höchſt ſelten einmal beſuchen ſollte. Trotzdem hat ſie am Abende des nämlichen Tages das Mädchen und ſein kleines Bündelein in unſer Haus gebracht. Die gute Mutter Dorotheens — Gott tröſte ſie im ewigen Leben — hat im voraus für alles Gute mit feuchten Augen gedankt und dem Mädchen zugeſprochen zum Abſchied, daß mir dabei ganz kalt worden iſt. Nun, ſie könnte zufrieden ſein mit dem Mädchen, wenn ſie noch lebte, und mit uns auch und meine Mutter hat ihre Güte auch nie bereuen müſſen.“

Jetzt erſt bemerkte Hans, daß er und Jos und der Heuwagen noch beinahe auf demſelben Platze ſtanden, wo er ſeine Erzählung begonnen hatte. Jos, der alles lebhaft vor ſich ſah, was er hörte, hatte immer ſchwächer gezogen und dachte auch jetzt noch nicht an ſeine Arbeit. „Nun,“ ſagte er herzlich, „jetzt begreife ich, warum dir das heute wieder einfallen mußte.“

Zu einer anderen Zeit hätte es den Jos ordentlich ärgern können, hier wieder ein neues Band zu ſehen, welches das Mädchen an dieſes Haus feſſeln mußte. In dieſem Augenblick aber war er der alten Stigerin von Herzen dankbar für einen Entſchluß, der Dorotheen aus

ihren elenden Verhältniſſen heraushalf. „Es ſind doch gute Leute und ſie meinen es redlich, wenn einer es auch nicht immer ſo empfindet,“ dachte er, indem er ſich mit ſeltener Freudigkeit wieder an ſein Tagwerk machte.

„Da iſt's denn doch ganz anders als beim Krämer, der nur für ſich ſelbſt wohlhabend iſt,“ dachte er, als er abends neben Dorotheen beim Nachteſſen ſaß.

Siebentes Kapitel.

Jos fängt an gemütlich zu werden.

Jener Handwerker, welcher sagte, um den Taglohn trage er das ganze Jahr Wasser vom Brunnen in den Bach oder werfe seinem Arbeitgeber Prügel und Steine nach, war gewiß ein armer Mann, der täglich im Schweiße des Angesichtes sein Brot verdienen mußte, und auf der Welt nichts Höheres kennen lernte als den Feierabend. Er war doppelt arm, weil er die Freuden der Arbeit nie empfand, weil er sich nicht für einen Schaffenden, sondern nur für ein Werkzeug hielt. Die Bauern haben daher vielleicht gar nicht so unrecht, wenn sie jene Rede einen Fabriklerspruch nennen.

Und auch der arme Ladenschneider hinter einem Berge von unfertiger Arbeit, worauf sollte er sich freuen als auf Feierabend und Lohn? Wer soll ihm danken für seinen Fleiß, wer seine Geschicklichkeit loben, wenn es sein Arbeitgeber nicht tut, dem das alles zugute kommt? Ihm fehlt sogar das gemütliche Verhältnis mit seiner Kundschaft, das anderen Handwerkern, die selbst mit dieser verkehren, so wohl tut. Bei seinem Schaffen hat er nicht die Befriedigung, sein Werk allmählich werden und wachsen zu sehen, hier schon die bisherige Tätigkeit belohnend, dort neuen Fleiß, neue Anstrengung fordernd, wie der Bauer, dessen einzelnes Tagwerk einem Nadelstich gleicht an dem Kleide für sich selbst, zu dem ihm sein eigenes Wollen und Können das Maß gibt.

Auf dem Stighof, der dem Jos wie eine kleine Welt vorkam, fiel es ihm bald gar nicht mehr ein, daß er eigentlich immer nur für einen anderen arbeiten müsse. Müssen — davon war jetzt keine Rede mehr. Wer hätte die Kühe hungern, die schönen Felder unbearbeitet lassen können? Hier schaffte er nicht mehr wie beim Krämer nur ins Blaue hinein. Die Wohltat jeder Arbeit kam seiner ganzen kleinen Welt zu, der sie, wie der Segen des Herbstes, gleichzeitig Frucht und Samenkorn wurde. Dorothee war ihm bald wie eine Schwester, Hans wie ein Bruder geworden und das Lächeln der alten Stigerin, die er nicht selten Mutter nannte, seit er erfuhr, wie sie an Dorotheen handelte, belohnte ihn wie das Mädchen und es tat ihm wohl, wenn die gute Frau ihn und Hansen wegen ihrer Eifersucht neckte.

Anderen Leuten, die gern hatten sehen wollen, wie lange die geldstolze, strenge Frau mit dem trotzigen Jos erträglich auskommen werde, kam das bald etwas kopfschütterlich vor. Man wollte bemerkt haben, daß Jos und Dorothee sich lieber hätten, als zur Verrichtung ihrer Arbeiten nötig wäre. Viele Väter wohlhabender, hübscher Mädchen, die bisher eine Heirat Hansens mit seiner Magd gefürchtet hatten, begannen wieder neue Rechnungen zu machen und sagten sich sogar, der klugen Stigerin sei vielleicht Dorotheens Liebelei mit dem Knechte ganz erwünscht und sie sehe nicht ungern, daß der so zwischen sie und Hansen gekommen sei.

Wenn aber auch die Stigerin so gedacht hätte, so wäre es ihr ein leichtes gewesen, sich selbst zwischen die beiden zu stellen, und sie hätte darum gewiß nicht eine andere Liebschaft großziehen mögen. In dem Stücke war sie ungemein streng. Von jener Weisheit, die den Menschen erst alles durchgenießen und dann ein lebendiges Buch

des Predigers werden läßt, hatte sie freilich nichts und wie jetzt hatte sie schon vor dreißig Jahren immer nur gefragt, was etwas nütze und was im besten oder im schlimmsten Falle daraus entstehen könnte. Einzig ihre vielen Wohltaten wurden nicht auf dieser Wage gewogen.

Als das einzige Kind wohlhabender Eltern und von Jugend auf gesunder und kräftiger als ihr Vater, hatte sie schon früh den Sohn ersetzen müssen, wie vorher ihre Mutter den Vater. Alles, was in Kauf und Lauf kam, ging durch ihre Hand und selbst der Neid wußte ihr nicht nachzureden, daß sie dabei jemals einen schlechten Schick gemacht hätte, wenn man nicht ihre Heirat einen solchen nennen wollte. Wer aber sie und diejenigen kannte, welche um sie warben, dem mußte es ganz begreiflich vorkommen, daß sie, wenn nun einmal durchaus geheiratet werden sollte, nur dem Reichsten gestattete, von ihr oder eigentlich ihrem Hofe den Namen Stiger zu bekommen.

Nie stellte der Bregenzerwälder sich trotziger, verschlossener der „Welt da draußen" und allem, was aus dieser zu ihm kommen wollte, gegenüber, als gleich nachdem die alte freie Verfassung des kleinen, kaum beachteten Aachtales aufgehoben wurde*). Früher strebte der Ehrgeiz der Unabhängigen nach Höherem als nach Geld und Gut; man hatte gesucht, in der Gemeinde, im Lande etwas Rechtes zu sein, im Männerrate ein entscheidendes Wort mitzusprechen und sich bei den Wahlen zur Geltung zu bringen. Nun aber mußte auf einmal das alles den studierten Herren überlassen werden und der Bregenzerwälder sah nichts Besseres mehr vor sich, als den Genuß

*) Es geschah dies, wie überhaupt in Vorarlberg, unter der bayerischen Regierung endgültig durch die Verfassungsurkunde vom 1. Mai 1808, die alle besonderen Verfassungen und Privilegien aufhob.

des Erworbenen. Die ſogenannten unruhigen Köpfe und Neuerer wurden aus dem Lande verdrängt, wenn ſie es nicht vorzogen, freiwillig zu gehen, und die Ruhigen beſannen ſich bald, es ſei nun das Geſcheiteſte, ſich wohl ſein und die ganze Welt unbekümmert gehen zu laſſen. Ward einer einmal in ſeinem Dorfe zu den Reichern gezählt, oder hatte er wenigſtens ein Anweſen, welches ihm einen Knecht trug, ſo konnte er ſich hinſetzen zu den großen Vielbeneideten oder mit ihnen die Wette eingehen, wer es wohl am großartigſten zu treiben vermöge. Die Volksfeſte, jetzt unter geiſtlicher und weltlicher Aufſicht ſtehend, wurden, ſobald ihnen der frohe Tanz und das freie Wort fehlten, zu gemeinen Schlemmereien, von denen die Beſſeren ſich ins ſogenannte Herrenſtüble zurückzuziehen begannen. So wurde denn vom Strom des Vergnügens, der roheſten Genußſucht faſt jeder Ungebundene fortgewirbelt; der Gebundene, durch Not Gefeſſelte aber ſtand allein wie eingeſandet und warf denen neidiſche Blicke nach, die ihn lachend ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal überließen. Nur die Frauen und Mädchen hatten am häuslichen Herd noch eher eine ſichere Stätte. Je weiter die männliche Bevölkerung von der nun einmal eingeriſſenen Strömung fortgetrieben wurde, deſto mehr mußten ſie ihre Kräfte üben, damit doch nicht alles zugrunde gehe. Ein Menſchenalter ſpäter führten ſozuſagen in allen wohlhabenden Häuſern die Weiber das Hausregiment, denn die, in welchen das nicht geſchah, waren lange keine wohlhabenden Häuſer mehr. Nie ſtanden beide Geſchlechter ſich mißtrauiſcher, ſpröder gegenüber, als in dieſer traurigen Zeit. Der Wirkungskreis des Weibes erweiterte ſich mehr und mehr, aber dieſes verlor dabei ſoviel als der Mann und das Volk an ihm wohl mehr als an dem letzteren. Herzensgüte und Milde, der Kunſtſinn, die Freude am Schönen und

die Begeiſterung für das menſchlich Große ſchienen verſchwunden und der Menſch zum Stallknechte geworden zu ſein. Das unter der Herrſchaft der Mannweiber herangewachſene Geſchlecht wurde kleinlich, pfiffig, ſparſam und arbeitsſcheu; der Taler galt alles und den Wert des Menſchen pflegte man in ſeinem Steuerbüchlein zu ſuchen.

Auch die Stigerin war ſo ziemlich ein Kind jener Zeit. Nutzen und Schaden — das war ihr Gewiſſen. Darum hielt ſie auch den Reichtum für die Frucht der Arbeit, für den Gotteslohn jeder Entſagung, kurz für die ſichtbar gewordene Geſtalt aller menſchlichen Tugenden und Vorzüge. Sie ging fleißig in die Predigt und nahm alles ohne Grübeln und Deuteln an; aber als einſt ein Kapuziner die Behauptung aufſtellte, daß Wohlſtand und Glück viel öfter eine Strafe Gottes für allzu irdiſche Geſinnung ſeien, da mochte ſie gar nichts mehr weiter von ihm hören und als man bald darauf für das Kapuzinerkloſter in Bezau die übliche Butterſammlung in der Gemeinde vornahm, war der Stollen, den ſie in den Pfarrhof ſchickte, bei weitem der kleinſte, und den Gruß, welcher Dorotheen mitgegeben wurde, wagte dieſe gar nicht auszurichten. Es war wirklich Dorotheen nicht zu verargen, wenn ſie alles für unüberlegt hielt und ſogar den kleinen Stollen verſtohlen noch einmal in den Keller trug, um ihn ein wenig wachſen zu machen, wofür ſie dann aber von der Stigerin, die das ſogleich merkte, die ſtrengſten Vorwürfe erhielt, die ſie je unter dieſem Dache erſchreckt hatten. Doch noch am nämlichen Tage hatte die Magd Gelegenheit zu bemerken, daß die Frau noch keine kärgere Geberin werde; ja, wie vielleicht immer, fand ihr mildes Herz Erſatz im Wohltun für das, was es dem ſtrengen Verſtand hatte opfern müſſen. Wenn ſie auf das lange Tiſchgebet zu reden kam, welches auch während der dringendſten

Feldarbeit nicht um ein einziges Vaterunſer abgekürzt wurde, ſo ſagte ſie: „Gott ſieht das und kann's auf andere Weiſe wieder reichlich erſetzen.“ Von ihrer Mildtätigkeit aber redete ſie, beſonders mit ihren kargen Freundinnen und Baſen, am liebſten gar nicht, oder ſie ſagte ganz kurz, wie um ſich zu entſchuldigen, ſie habe nicht anders können, als dem armen Teufel mit dem oder dieſem wieder ein wenig auszuhelfen.

Jos hatte dieſe Seite ihres Weſens, die ſie wie eine Schwäche ſorgfältig geheimzuhalten, ja mit einer recht unnatürlich rauhen Rinde zu umgeben ſuchte, erſt kennen gelernt, ſeit er als Knecht mit ihr unter einem Dache lebte. Der unerwünſchte Spielgefährte Hanſens war ihr, beſonders als Vater und Sohn mit ſeltener Beharrlichkeit für ihn einſtanden, zu ſehr zuwider, als daß je ein wärmender Strahl aus ihrem Herzen in ſein dunkles, kaltes Kindesalter hätte fallen können. Dieſes liſtige, trotzige, dem Vorſteher und ihrer ganzen Verwandtſchaft zum Ärger in die Gemeinde hereingeſchmuggelte Kind der Sünde war ihr recht in der Seele zuwider, und wenn Hans für ſeine Mitteilung am Oſtermorgen, daß er den Jos als Knecht gedingt hatte, keine beſonders lange Strafpredigt hören mußte, ſo kam das einzig davon, weil ſie glaubte, der ſchwache Schneider werde ſeinen Platz nicht eine Woche behaupten können. Weil ſie aber das ganz beſtimmt vorauszuſehen meinte, begann ſich ſchon auch das Mitleid mit dem Armen zu regen, in deſſen traurige Lage ſie ſich jetzt unwillkürlich immer wieder denken mußte, bis ſein Trotz eine ganz andere Stimmung weckte. Doch Hanſens Erzählung beim Heuführen hatte nicht nur dieſem Trotze ſeine Spitze genommen. Mit einer Art Ehrfurcht blickte er zu Dorotheens Mutter und Erzieherin auf. In jedem Augenblicke glaubte er für tauſend dem armen Kinde

zugekommene Wohltaten danken zu müſſen. Sein ganzes Weſen ſchien ſich in wenigen Tagen verändert zu haben und die Stigerin nahm mit Freuden den guten Einfluß ihres Hauſes auf den etwas verderbten Burſchen wahr, den ſie nun mit faſt mütterlicher Sorgfalt zu umgeben begann.

Jos nahm das für einen Ausdruck ihrer Zufriedenheit mit dem Knechte und dadurch wurde ihm die ungewohnte ſtrenge Feldarbeit bedeutend leichter. Sein Ehrgeiz und der Gedanke, Dorothee dürfe ihn nicht für einen Schwächling halten, gaben ſeinem ſchwachen Körper eine Kraft und Ausdauer, wie er früher das wohl ſelbſt kaum für möglich gehalten hätte. Anfangs blickte er am heißen Mittag wohl zuweilen etwas traurig in die ſchattigen Werkſtätten hinein und ließ das Köpfchen hängen, während er wieder an ſein Tagwerk ging. Aber immer mehr richtete er ſich auf, ſo daß die Leute bald bemerkten, das Bürſchchen ſei am guten Tiſche der Stigerin nicht nur fetter und kräftiger geworden, ſondern auch ſein Köpflein ſei ihm in der immer ſtark eingeheizten Stube erwarmt, wie allen, die es früher darum ausgelacht habe.

Gar ſo arg, als die Leute meinten, war es nun freilich nicht; aber wenn ein Menſch, den man einmal als ſoundſo ſich vorzuſtellen gewohnt iſt, nur in einem Stücke umſchlägt, ſo iſt jedermann zu Übertreibungen geneigt, welche eine vorgefaßte Meinung zu beſtätigen geeignet ſind. Freilich verbrauchte er ſeine Kraft nicht mehr in trotzigem Dulden; bei den wohlhabenderen Bauern, mit denen er als Seele des Stighofes faſt täglich verkehrte, ſeit ihm den Krämer als Ratgeber und Nothelfer zu verdrängen gelang, hatte er etwas ganz anderes zu ſuchen, als belachenswerte Fehler. Zwar ſtolzer als ehemals war er nicht, wenn er auch etwas ſicherer auftrat und neben

Dorotheen seine ehemaligen Gefährten beinahe vergaß; aber ganz der Alte schien er auch sich selbst nicht mehr und hielt sich in manchem Stücke für besser. Wie — teuflisch — hatte er sich am ersten Tage gefreut, wenn er die Besitzer des Stighofes und Dorotheen in ihren Urteilen über etwas auch nur ein wenig auseinandergehen zu sehen meinte. Da glaubte er gleich einen Platz entdeckt zu haben, wo er sich vielleicht zwischen sie hineinsetzen konnte; jetzt aber machte es ihn noch viel glücklicher, sie alle als zusammengehörig zu betrachten. Das Mädchen, das er schon früher zu lieben wähnte, weil er es neidisch, eifersüchtig bewachte, stand jetzt zu groß, zu hoch vor seiner Seele, als daß er noch ärgerlich den Eindruck jedes freundlichen Wortes, jedes Geschenkes auf sein Herz hätte berechnen können. War es nicht recht und ganz natürlich, daß Dorothee auch bei anderen, bei allen etwas galt? Hatte doch er in der Zeit, wo noch die gemeinste Selbstsucht ihn so beherrschte, daß er der Magd keine Freude gönnte, die ihr andere machten, bei Tag und Nacht an sie denken, nur ihretwegen sich oft weit über seine Kräfte anstrengen müssen. Die war eben der Mittelpunkt im Hause und er schätzte sich jetzt glücklich genug, daß ihm neben ihr zu leben und mit ihr zu arbeiten vergönnt war. Selbst das Haus, die Felder*) und alles, was sie je betrat, wurde ihm lieber und werter. Immer mehr lebte er sich mit Leib und Seele in den Zauberkreis hinein, aus dem er anfangs nicht ungern auch das liebe Mädchen herausgerissen hätte. Die alte Stigerin mit dem früher rabenschwarzen Haar, auf welchem bereits der Winter lag, und mit der großen Hornbrille auf den grauen Augen, deren ungewöhnlich

*) Es ist nur an Wiesen zu denken (Getreidefelder gibt es im Bregenzerwalde nicht).

ſtarke Brauen mit der die niedere aber breite Stirne bedeckenden Pelzkappe zuſammengewachſen zu ſein ſchienen, kam ihm ganz anders vor, wenn er ſich vorſtellte, wie ſie ein armes Mädchen allem Spott und Neide zum Trotz aus der Hütte des Elends, des Unfriedens und der tiefſten Armut rettete, um ihm Mutter zu ſein und es ſo zu einer Dorothee zu erziehen. O, er gab ihr von Herzen recht, wenn ſie, von der Geſchichte redend, mit einem Stolz, der ihm recht in der Seele wohl tat, ſich ein Werkzeug des lieben Gottes nannte, der keinen Menſchen unſchuldig Armut und Not ertragen laſſe, bis er dadurch an Leib und Seele verderbt werde. Wohl hundertmal bat er ſie, die die gute Dorothee ſchon damals liebte und ſchützte, als er noch ein recht ungezogener Junge war, in Gedanken um Verzeihung für die groben Verſe, die er auf die nicht beſonders ſchöne und ihm recht in der Seele verhaßte Mutter ſeines Spielkameraden gemacht hatte, und die Schneeballen, die er in ihren Kamin warf, wenn die Milchſuppe auf dem Herdfeuer ſtand, und für all die tollen Streiche, durch die er es hatte rächen wollen, daß ſie Hanſen ſtets mit einem unheilverkündenden Pfiff heimrief, ſobald ſie ihn einmal mit ihm ſpielen ſah.

Immer mehr lebte Jos ſich in die Verhältniſſe des lieben Mädchens, ſogar in ſeine Familie hinein, nicht nur Freude und Leid mit ihr teilend, ſondern jede Pflicht, alles was ihr groß und heilig war. Es gab nichts Schöneres für ihn, als ihre Erzählungen aus der Vergangenheit, wie unbedeutend ſie auch immer ſein mochten. Dorothee wurde oft verlegen, daß ihr aufmerkſamer Zuhörer ſpäter manche Kleinigkeit aus ihrem Leben, die ihr nur einmal im Erzählungsdrange mitſamt allen Nebenumſtänden einfiel, bei weitem genauer wußte als ſie ſelbſt. So wunderbar, als ſie meinte, war das freilich

nicht, denn oft genug beschäftigte er sich mit jeder Einzelheit und besonders ihre wichtigen Tage waren bald auch ihm bedeutend geworden, hauptsächlich der zwölfte März, an dem sie in dieses Haus kam, und der zwölfte Hornung, der Abschiedstag ihres Bruders. Früher vermochte er nicht zu begreifen, wie sie nach diesem Tage noch auf dem Stighof bleiben konnte. Jetzt aber dachte er sich nie mehr an Dorotheens, nur noch an Hansjörgs Stelle. Dieser tat dem Wohltäter seiner Schwester gewiß nicht ungern einen so wichtigen Dienst, wenigstens hätte er es sollen, meinte Jos, als er sah, wie treulich Hans noch immer daran dachte, und wie überreich er auch dem Mathisle das ersetzte, was allenfalls Hansjörg als Wochenlohn jeden Sonnabend heimgebracht hätte.

So rechnete Jos und zeigte damit so gut als einer, was alles die Liebe zu überwinden oder zu verklären vermag.

Aber Jos war ja gar nicht mehr verliebt — er war weit über die elende Selbstsucht hinaus, die ihn quälte und bitter machte, als er in dieses Haus, in den Kreis so guter und glücklicher Menschen eintrat. Er wollte Dorotheen nicht mehr vor jedem Blick, jeder Wohltat, kurz vor allem warnen, was nicht von ihm kam. Sie war seine Schwester, der er alles Gute und Erfreuliche recht von Herzen gönnte. Er glaubte seine verliebte Zeit vorüber, seit er nicht mehr jeden Schritt des Mädchens und derer, die mit ihm verkehrten, mit der Ängstlichkeit der Eifersucht beobachtete, seit er, wie er sich selber sagte, sogar das zu opfern vermochte, was eine andere als brüderliche Zuneigung durchaus für sich verlangen würde. Früher hatte er seinen schönsten Tag, wenn Dorothee zu ihm aufs Feld kam und ihm arbeiten half. Dann hatte er Glück in allem, was er machte, und wenn er auch halbe Viertel-

ſtunden nur plauderte oder ihr zuſchaute, wie ſink ſie den Rechen durch die ſchöne Hand gleiten ließ, wie regelmäßig ihre Senſe den Halbkreis durchrauſchte und die hohen Halme aufeinanderlegte, am Abend hatte er doch immer weit mehr ausgerichtet, als wenn er allein war. Dann kam er ſich auch abends beim Heimgehen nicht mehr als ein einſamer, ganz beſonders gearteter Trübſalblaſer mit von keinem Lebenden geteilten oder auch nur verſtandenen Leiden und Sehnſuchten vor. Sogar im frohen Wettgeſang der Vögel hörte er ſich ſelbſt. Alles in ihm weitete, leichtete ſich und es nahm ihn faſt wunder, daß er nicht zu fliegen vermochte. Ja, zuweilen war's ihm, als ob er es ſchon könnte, wenn er ſich anders von Dorotheens Seite weggewünſcht hätte. Das aber war damals eben nie der Fall. Dorothee ſollte nirgends ſein, nirgends arbeiten als nur neben ihm. Schon wenn ſie mit anderen, beſonders wohlhabenden Burſchen, oder ſogar mit Hanſen ein freundliches Wort wechſelte, klagte er über Zurückſetzung und konnte halbe Tage lang ſehr übler Laune ſein, gerade als ob man ihm weiß Gott welches große Unrecht angetan hätte. Ja, er war ein recht unerträglicher Menſch geweſen in den erſten fünf Wochen. Nun aber war denn dieſe verliebte Selbſtſucht doch glücklich überwunden.

An heißen Julitagen, wo die Blätter an den Stengeln ſchon vormittags zu erlahmen begannen, konnte er es nicht mehr übers Herz bringen, Dorotheen den ganzen langen Tag neben ſich ſchaffen und ſchwitzen zu ſehen. „Bleib doch daheim, wo du ja genug zu tun haſt — wohl mehr als ich draußen," bat er oft, wenn er aufs Feld zur Arbeit ging, und wie ein Strahl der eben aufgehenden Sonne zog es über ſein jetzt auch gebräuntes Geſicht, wenn ſie endlich nachgab. Erſt dann war ſie den ganzen

Tag recht bei ihm, und wenn er abends das Getane überſah, ſo war's wirklich, als ob ſie ihm geholfen hätte. Ach, war das eine Luſt, ſo für ſie zu arbeiten, und dabei unterhielt er ſich beſſer mit ihr, als wenn ſie da war. Ja, dann wußte er oft gar nichts zu ſagen. Es war ihm ordentlich angſt vor dem Mädchen, und was er ſagen wollte, wäre immer zu luſtig oder zu ernſthaft herausgekommen. Doch nur ſelten ließ die fleißige Magd ihn allein neben dem rauſchenden Wieſenbächlein den Sängern des nahen Waldes lauſchen und dem Geſchwätz der Blätter. Immer wollte ſie dabei ſein und helfen, wenn ihr nicht auch Hans daheim zu bleiben befahl. Das aber geſchah immer häufiger. Sonſt war es dem Burſchen nie eingefallen, daß das Mädchen einen ſtrengen Dienſt habe. Er hatte ſich ſchon daran gewöhnt, ſie von früh bis ſpät in einem fort arbeiten zu ſehen, und wenn er mit der kurzen Pfeife im Munde neben ihr ſtand, ſo dachte er nur ſelten daran, daß er ihr wohl auch ein wenig helfen könnte. Erſt Jos hatte ihn, ohne es gerade zu wollen, darauf gebracht. Die Arbeitsluſt, die ſich nun auf einmal in dem ſonſt etwas trägen Beſitzer des Stighofes zu regen begann, hätte in ſeinem Knechte gewiß allerlei Gedanken und Sorgen wachrufen müſſen, wenn er noch immer nur eiferſüchtig gerechnet und nicht lieber ſich herzlich gefreut hätte über alles, was Dorotheen auf irgendeine Weiſe zugute kommen mußte. Daß Hans ſie gern habe, das war ganz klar, aber wer konnte es ihm verargen? Mußte man ihm nicht gerade darum gut werden, weil er dadurch zeigte, wie weit er über anderen reichen Bauernburſchen ſtehe?

Die beiden redeten viel von der Magd, wenn ſie allein miteinander arbeiteten. Dem Jos war es faſt zu viel und beſonders weh tat ihm, daß Hans ſich ſo bitter über ihren gemeinen, verſchwenderiſchen Vater ausſprechen

konnte, über den Krämer dagegen und seinen Töchtermann sich kaum ein tadelndes Wort gefallen ließ. Wenn es der Andreas immer bunter trieb, so beklagte Hans allerdings die arme Angelika, aber nie gab er zu, daß auch diese durch ihr unfreundliches, strenges Wesen ihn aus dem Hause treibe. „Sie passen nicht zusammen und sind mehr unglücklich als schuldig," sagte er kurz abbrechend. Das Mathisle aber und sein Hansjörg sollten an allem selbst schuld sein, da taten die Verhältnisse gar nichts. Dorotheen war ein besseres Los geworden, weil sie ein besseres verdiente, behauptete Hans und begann dann, seine Magd auf Kosten ihrer Eigenen zu loben. Das wäre dem Jos rein unmöglich gewesen. Die, für welche Dorothee das ganze Jahr sparte und sorgte, mußte er entschuldigen, solange er konnte, dann aber wenigstens ihre Fehler, wie weh ihm diese auch tun mochten, mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken suchen. Es fiel ihm nie ein, von Hansens Tadel gegen das Mathisle, den Hansjörg und sogar Dorotheens kränkelnde Schwester auf das Nichtvorhandensein einer wirklichen Neigung zu schließen. Es konnte ja ebensogut in dieser Härte ein Unbehagen des stolzen Bauern verborgen liegen, der sich von so gemeiner Leute Kind gefangen fühlte.

Hans ließ dem Knechte nie Zeit, über seine Reden lange nachzudenken. Nicht etwa, daß er unermüdet arbeiten sollte. Hans hielt im Gegenteil das Leben eher für eine Kurzweil, als nur für eine Reihe von Tagwerken, und als Arbeiter war ihm sein Knecht fleißig mehr als genug, aber beinahe zu still. Er bat den Jos oft, ihm ruhig etwas recht Lustiges zu erzählen, und hörte dann so aufmerksam zu, als ob Jos sein Ratgeber und Tröster sei. Aber der arme Knecht hatte nicht immer einen lustigen Einfall in der Tasche und beide waren oft, ja immer herz-

lich froh, wenn Dorothee mit dem Mittagseſſen kam, wie wenig ſie bei der ungewöhnlichen Hitze dieſes Sommers auch hungern mochten. Wenn ſie zum Eſſen rief, dann kam der Appetit ſicher. O, ihre Stimme konnte befehlen. Jos hatte noch nie eine ähnliche gehört, als vielleicht — denn ganz wunderbar bekannt, ja eigen war ſie ihm immer vorgekommen — in ſeinen Träumen, in denen er überhaupt manches aus ſeinem jetzigen Leben ſchon einmal durchgemacht zu haben behauptete, ohne jedoch noch erſinnen zu können, wie es dann endlich gekommen ſei. Schon früher wollte er im Traum, oder er wußte ſelbſt nicht wann, unter der großen Buche neben Hanſen und Dorotheen geſeſſen ſein, unter der er jetzt ſein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Auch dann hatte das Bächlein gemurmelt und die Vögel hatten laut gezwitſchert, wenn Dorothee über ſeine nun dutzendweiſe kommenden Einfälle laut auflachte. Aber das hatte er in ſeinen Träumen denn doch nicht erlebt, daß Dorothee nicht nur für Hanſen, ſondern auch noch für ihn einen beſonderen Lieblingsbiſſen auspackte. Das war eine Freude! Dorotheens wunderbare Stimme mußte nochmals bittend befehlen, bevor Jos ſo etwas zu vernichten wagte.

Die glücklichſten Menſchen, wie die beſten Frauen ſind häufig die, von welchen man am wenigſten zu ſagen weiß. Das Glück unſeres Knechtes glich nicht der künſtlichen Arbeit der Blumenmacherin, die den Kirchenaltar ziert, ſondern dem beſcheiden blühenden und duftenden Kinde des Frühlings, welches vielleicht kaum Beachtung findet. O ſchade, daß ſo ein liebliches, duftumfloſſenes Kind der ſchönen Jahreszeit mit aller Kunſt nicht auch den Sommer über erhalten bleibt und daß es um ſo ſchneller verdirbt, wenn man es der einſamen Stelle entreißt, wo es wuchs und blühte.

Achtes Kapitel.

Was Jos mit den Eierſchalen dem Krämer und ſeiner Tochter ſäte.

Zu Oſtern hatte nicht nur für Jos, ſondern auch für den Krämer ein neues Leben begonnen. Die Eierſchalen vor der Haustür konnten keine anderen ſein, als die, welche er am Abende vorher in Stighanſens großmächtigem Wetterhut auf einem Balken der Brücke ſtehen ſah. Was war auch natürlicher als das! Angelika und Zuſel hätten ſich, wären ſie im gleichen Alter geweſen, faſt zum Verwechſeln ähnlich geſehen. Ja, Zuſel hatte nach des Krämers Anſicht entſchieden noch den Vorzug gegenüber Angelika, welcher der feurige Blick ihrer Schweſter fehlte und jenes grelle Rot der Wangen, ohne welches der Bauer ſich ein ſchönes Geſicht nicht zu denken vermag. Schon die Angelika hatte Hanſen die Mutter und ſeine ganze Verwandtſchaft kaum zu erwehren vermocht. Jahrelang trauerte er um ſie, aber endlich mußte doch Zuſel ſeine Tröſterin werden. Das war dem Krämer ganz klar, ſeit ihm durch die Entfernung Hansjörgs die Gunſt der wunderlichen, ſtolzen Stigerin zu gewinnen gelang.

Länger, als im allgemeinen gerade Brauch iſt, ließ der Krämer des ſcheuen Burſchen erſtes Liebeszeichen vor der buntbemalten Haustüre liegen, als ob das den vielen hier nach dem Gottesdienſte Vorübergehenden nicht nur etwas zu raten, ſondern viel zu verſtehen geben ſollte.

Das seltsame Betragen seiner Tochter war nicht imstande, ihn für die Länge aus seiner Festtagsstimmung herauszubringen. Nachgesagt muß ihm werden, daß er bereute, dem Mädchen durch seine Mitteilung und seinen Beweis von Hansjörgs Treulosigkeit so weh getan zu haben. Es war das wirklich mehr in der Leidenschaftlichkeit des Augenblickes, als, wie sonst das meiste, was er tat, nur aus Berechnung geschehen. Er hätte diese Waffe gegen eine Neigung, die er noch immer im Herzen seines Kindes lebendig fürchtete, schon lange brauchen können, wenn er dem lieben Geschöpfe nicht gar so weh zu tun gefürchtet hätte. Nun aber war es geschehen, das ließ sich nicht mehr ändern und es galt nur an das zu denken, was jetzt zu tun oder zu verhüten sei. Zusel krankte jetzt an dem, was doch einmal, früher oder später, über sie hätte kommen müssen. Eine alte Geschwulst war plötzlich aufgebrochen. Das tat freilich weh und erschreckte, wenn man sich schon daran gewöhnt hatte; doch die Hoffnung, bald geheilt zu werden, war nun berechtigter als je vorher. Es mußte schmerzen, sich von dem noch unvergessenen Geliebten so verraten und verkauft zu sehen, aber nun erst mußte sie sich gewaltig zu dem festen, ehrlichen Stighans hingezogen fühlen, der so etwas gewiß niemals getan hätte.

Und — das vergaß der Krämer denn doch nicht ganz — ihm hatte es schon auch weh getan, die hinter seinem Rücken an den ihm verhaßten Hansjörg, den elenden Schneider, geschriebenen Briefe zu lesen. Das aber gestand er seinem Kinde jetzt nicht mehr zu. Mit Überlegung, nicht im Ärger wollte er geredet haben, während er sonst sogar seinen berechnetsten Reden und Handlungen etwas Unwillkürliches, einen Schein von Herzlichkeit zu geben suchte. Es schien ihm ein Trost, sich selbst einzureden, daß notwendig alles zum Biegen oder Brechen

habe gebracht werden müſſen. Erſt als er ſelbſt ſich das einmal glaubte, war er wieder ruhig und kalt genug zum Rechnen. Nur war ihm, wie ſonſt gewöhnlich, jeder menſchliche Trieb, jedes Bedürfnis und jede Regung des Haſſes und der Liebe nichts weiter als eine Naturkraft, die er beliebig einſpannen und zu ſeinen Zwecken ausbeuten zu dürfen meinte. Er tat das um ſo ruhiger, weil er glaubte und erfahren haben wollte, daß es eigentlich jedermann ſo mache, nur daß mancher nicht klug genug ſei, um viel damit zu gewinnen, wenn nicht ſein beſonderer Stand, ſeine Stellung ihm ſeine Opfer locke. An Beweiſen fehlte es ihm nie, wenn ſeine Tochter das Gegenteil behauptete. Doch pflegte er ihr nicht von dem Pfarrer zu erzählen, der ſeine Mutter zur Erbin des Vaters gemacht hatte, um deſſen Vermögen ſo ſeinen Zwecken dienlich zu machen; auch nicht von der geld- und namensſtolzen Stigerin, die ihm nie einen freundlichen Blick gegönnt hatte, bis er den Hansjörg für ihren unbeholfenen Jungen zu den Soldaten brachte. Das alles gab ja ihm ſelbſt zu ſinnen und konnte ihn noch jetzt ſo ärgern, daß er meinte, es paſſe nicht für Mädchen, die nun einmal zum Singen und Lachen und zu einem frohen und erfreulichen Leben geſchaffen ſeien. Wenn daher Zuſel ihm vormalte, wie ſchön das Leben desjenigen dahinfließe, der wie ein Wieſenbächlein immer nur die nächſte Gegend in ſeines Innern Spiegel aufnehme, ſo ſagte er, daß er nur einen Menſchen kenne mit dieſer Gemütlichkeit, die aber ihn ſelbſt und Weib und Kind höchſt unglücklich mache, nämlich den Andreas, ſeinen Töchtermann. Angelika, die allerdings bei ihren Baſen das ängſtliche Sorgen und Rechnen habe ſatt bekommen können, werde vermutlich einmal Abwechſlung gewünſcht haben. Wenigſtens ſei ihr, das habe ſie oft geſtanden, kein Leben ſchöner vorgekommen als

eines, welches immer nur dem gegenwärtigen Augenblick gehörte. Drum sei ihr Hans mit seinem leichten Humor ganz der Rechte gewesen. Sie habe sich wenig drum gekümmert, ob er aus Schwäche oder Kraft, aus Überlegung oder Dummheit entstand, bis sie vom Widerstand der alten Stigerin auf diese Frage gebracht worden sei. Die Zaghaftigkeit des Burschen habe auf Angelika zurückgewirkt und ihr Betragen gegen ihn verändert. „Das," meinte der Krämer, der jetzt viel öfter als sonst auf die Geschichte kam, „das, nicht etwa das Geschwätz der Weiber hat die beiden getrennt. Ich kenne Hansen, er kann, wenn's ihm einmal ernstlich drum ist, recht verteufelt eigensinnig sein, selbst der alten Stigerin gegenüber. Hat er doch den Jos, den sie ihr Lebtag niemals leiden konnte, ins Haus gebracht und darin behalten können. Und ich hätte doch gedacht, er sollte es noch eher durchsetzen, wo sich's um ein liebes Mädchen handelte. Und weißt du," konnte der wohlberechnende Mann dann plötzlich fragen, „wer dem Andreas am ähnlichsten wäre, wenn er in seinen Verhältnissen steckte?"

„Nein, wer?"

„Der Hansjörg."

Wenn der Krämer auch hundertmal so fragte, so ließ Jusel ihn doch immer selbst antworten, ja, sie konnte sich's nie erwehren, daß sie bei Nennung dieses Namens zusammenzuckte. Der Krämer aber schien das gar nicht zu bemerken und fuhr ruhig fort: „Leute, die der Stunde leben, können sich bald selbst für nichts Rechtes mehr halten, dann folgt dem Genusse der Katzenjammer, den man, wie ein Trinker, wieder mit Trinken vertreibt. Wer nicht das Leben für ein Ganzes ansieht, der zerschlägt den schönsten Wandschrank, um ein glattes Brett zu einem Melkstuhl zu bekommen, den er gerade braucht.

Juſt ſo iſt der Andreas. Die Angelika aber hat ſo viel unter den berechnenden Baſen und beſonders unter Hanſens Unentſchloſſenheit gelitten, daß ihr der Leichtſinn, die Raſchheit ihres jetzigen Mannes eine Weile recht wohl gefiel. Jetzt aber iſt ſie unglücklich und verachtet ihn. Sie geht wieder zu weit und gerade der trotzige Stolz, den ſie ihm ſehen läßt, nimmt ihm noch den Glauben an ſich ſelbſt, treibt ihn aus dem Haus und macht ihn ſchlecht."

„Was wäre denn da noch zu machen?" fragte Zuſel traurig.

„Sicher nichts, als eine gute Lehre für ſich ſelbſt daraus zu nehmen. Über den Andreas hat niemand Gewalt, nicht einmal er ſelbſt. Da ſchätze ich mir einen Hans, der vor- und nachgibt, auch dem Hausfrieden ein Opfer bringt, wenn es ſein muß. Könnteſt du ihm im Ernſte etwas Böſes nachreden?"

Zuſel antwortete nicht, denn ſie wußte nur zu gut, wie leicht hier auch der vorſichtigſte Widerſpruch den ſonſt ſo gelaſſenen Krämer leidenſchaftlich machte. Dieſer wurde immer dringlicher, denn er fürchtete, daß Hans bald nach der Heldentat am Oſterfeſt einen zweiten Anlauf nehmen werde, und dann ſollte der Erfolg ihn nicht wieder abſchrecken. Der Krämer ſah wohl, wie ungern Zuſel noch von Hansjörg reden hörte, drum ſtellte er ihn immer wieder dem Stighans gegenüber. Wenn ſie immer nur an dieſe beiden dachte, ſo glaubte er ſeiner Sache ſicher zu ſein. Hatte er es doch ſchon ſoweit, daß das Mädchen, wenn auch wider Willen, zuweilen den Wunſch verriet, den wunderlichen Stighans etwas genauer kennen zu lernen. Schon als der Geliebte ihrer jetzt ſo unglücklichen Schweſter war er ihr immer bedeutender, je Schlimmeres man von dem Andreas zu erzählen wußte.

Nun verbreitete ſich durch des Gerichtsboten Weib

die Nachricht, der Stiger habe Hansjörgen Geld geschickt und es ihm möglich gemacht, schon in wenigen Wochen auf Urlaub heimzukommen. Den Krämer ärgerte das um so mehr, weil er, wie er nun einmal war, es nicht Hansens Gewissensunruhe wegen der Verschacherung des armen Burschen, sondern einzig und allein Dorotheens Einflusse zuschrieb. Zum Glück und Trost für ihn hatte die Nachricht auch seine Tochter ganz anders zu stimmen vermocht. Das Mädchen hatte ein Gefühl, als ob es, die leichtesten Sommerkleider tragend, in der größten Winterkälte stehe und sich nicht zu regen vermöge, wenn es sich — ohne Liebhaber dem Treulosen gegenüber dachte. Ja, jetzt auf einmal wünschte sich Zusel einen Liebhaber, wenigstens dem Namen nach. Jetzt wollte sie nicht mehr traurig, nicht mehr ruhig sein. Jammerschade, daß es im Sommer, zurzeit der strengen Feldarbeiten, gar keine Hochzeitsfeierlichkeiten gab. Sie wäre gewiß dabei gewesen und hätte mit dem Nächstbesten gelacht und getanzt bis zuletzt. Oft und oft klagte sie, daß es gar so still im Dorfe zugehe und daß die schöne Jahreszeit nichts als Arbeit für die jungen Leute bringe. Der Krämer lächelte. Beide waren jetzt wieder einig und im schönsten Frieden redeten sie wohl täglich vom Stighof und seinen Bewohnern. Der Krämer hatte immer wieder etwas ausgekundschaftet, was, wie unbedeutend es auch sein mochte, dennoch ihm und zuweilen auch der Zusel wichtig war. Aus einer Menge solcher Kleinigkeiten brachte der Krämer endlich heraus, daß zwischen Knecht und Magd sich eine ernstliche Liebschaft anzuspinnen beginne. Das nun wäre ihm ganz das Rechte gewesen, denn er sorgte schon immer, daß Dorothee den Hans sowohl als die alte Stigerin am besten kennen und am Ende ihm gar noch einen Strich durch seine wichtigste Rechnung machen möchte. Diese Sorge quälte ihn be-

ſonders, ſeit er, obwohl er die Gunſt der wunderlichen Alten gewann, doch immer umſonſt die Magd aus dem Hauſe zu bringen verſucht hatte. Dorotheens Liebelei mit dem Sohne der Schnepfauerin aber war der ſtrengen Frau gewiß recht von Herzen zuwider und Hanſen auch, wenn allenfalls das Mädchen ihm nicht ganz gleichgültig ſein ſollte.

Zuſel aber wollte an dieſe Liebſchaft nie glauben. Sie kenne nun die Leute aus dieſer Verwandtſchaft, ſagte ſie. Da ſei jedes Wort, jeder Blick berechnet und aus Berechnung mache man mit dem Jösle nicht viel Weſens. Hansjörg — jetzt redete ſie zum erſtenmal ſelbſt und unaufgefordert von ihm — Hansjörg habe oft den Wunſch ausgeſprochen, wenn ſie doch arm wäre! — da er ihr dann zeigen wollte, wie wenig er ſich ums Geld kümmere und was er für ſie zu tun imſtande ſei. So habe der Falſche geſagt, der ſie dann um einige Taler ſo ſchmählich verraten.

„Zum Glück," fiel der Krämer ein, „hat er dich nur in die Hände deines Vaters gegeben."

Das Mädchen ging ſeufzend in die Küche.

Dort war es jetzt überhaupt viel häufiger als ſonſt und überraſchte den Krämer ſogar einmal mit der Behauptung, daß man eigentlich gar keine Magd im Hauſe brauchen würde. Sie hatte mehrmals geſehen, wie gut Dorotheen die Arbeit anſtehe in der ſauberen Schürze und mit zurückgerollten Ärmeln. Das trieb ſie zuerſt in die Küche. Dann aber hatte ſie, die früher bei ihrer Näharbeit den Tag kaum herumbrachte, gar bald auch ihre Freude und Kurzweil an der Arbeit ſelbſt, ſo daß ſie ernſtlich die leichtere Hausarbeit allein zu verrichten wünſchte.

Der Krämer, welcher meinte, das Mädchen wolle ſich ſo nun als Bäuerin ein Anſehen geben, damit auch

nicht ganz fehlſchoß, gab lächelnd und mit der einzigen Widerrede nach, daß man die gute Magd nicht gleich aus dem Hauſe jagen könne, ſondern ihr erſt künden und ſechs Wochen Zeit laſſen müſſe, wie es früher wörtlich ausgedingt worden ſei.

Das tat er denn auch wirklich, tröſtete aber die faſt zu Tode erſchrockene alte Jungfer damit, daß er lächelnd ſagte, gar ſo ängſtlich brauche ſie ſich nicht um einen anderen Dienſt umzuſehen; den Winter über beziehe ſie den Lohn fort, das Eſſen verdiene ſie daheim auch und wenn der nächſte Frühling komme, vielleicht noch früher, könne man wieder miteinander reden.

Die Magd ſah große Veränderungen im Hauſe voraus. Sie machte eine wichtige Miene, während ſie ein kleines Trinkgeld einſteckte, und verſprach, wie ein Grab zu ſchweigen, ohne daß der Krämer das gerade von ihr verlangt oder gefordert hatte.

Man ſieht, der Krämer konnte der Zuſel auch Opfer bringen und dabei noch ſorgen, daß Reue wegen einer augenblicklichen Laune ihr nicht lange weh tun mußte. Die Zuſel aber war noch nicht recht zufrieden, denn ſie hätte am liebſten gleich jetzt alles allein übernehmen mögen. Sie konnte es kaum erwarten, bis endlich die zweite Heuernte begann. Sie mußte ins Freie, mußte ſich regen und etwas tun. Nicht der um ſie beſorgte Vater, aber das Rauſchen der Senſen hart vor ihrem Hauſe*) weckte ſie ſchon früh am Morgen. Dann eilte ſie hinaus, begann ſelbſt zu mähen und kam ſich viel größer vor, wenn ſie die von ihr gemähte Strecke überſah. Es war erſt Auguſt, aber ihr kamen dieſe Tage kürzer vor, als gewöhnlich die im Winter. Bald nahm ſie auch an den Ge-

*) Die Häuſer ſtehen mittendrin in Wieſengrund.

ſprächen der angeſtellten Tagwerker lebhafteren Anteil. Selbſt ein Geſpräch vom Arbeiten kam ihr nicht mehr langweilig vor und ſie plauderte ſelbſt ſo lebhaft mit, als ob ſie dabei ganz Neues beobachtet und gedacht hätte.

Am munterſten aber und geradezu ausgelaſſen war ſie am Freitag vor der Kirchweih.

Einem roſenroten Morgen folgte ein ungewöhnlich heißer Vormittag. Die Berge, die man jeden Augenblick noch näher rücken zu ſehen meinte, ſchienen alle zu lächeln, nur die zackigen Felſen ſchauten etwas düſter drein. Und immer größer wurden die dunkeln, geiſterhaft ins Tal herabſchauenden Köpfe. Auf dem grünlich-roten Flor, der ſich von einer Spitze zur anderen zu ziehen begann, zogen feuerrote Roſſe kohlſchwarze Waſſerfäßchen ob das Tal herein. Hart nebeneinander beigten*) ſie ſich auf und ein heftiger Sturmwind band ſie plötzlich haufenweiſe zuſammen und hing ſie an hochaufragende Felſenköpfe feſt. Das Toſen der Aach war mehr ein Pfeifen oder Schreien zu nennen. Das Mittagsläuten, vom eiskalten Wind auseinandergeworfen, war einem Sturmſignale viel ähnlicher, als einer Mahnung zu Ruhe und Andacht. Und wer auch hätte jetzt Zeit gehabt zum Ruhen und Beten? Der Pfarrer und ſein Amtsgehilfe waren wohl die einzigen im Dorfe, welche ſich vor dem drohenden Gewitter heim unters ſchützende Dach flüchten konnten. Männer, Weiber und Kinder, Krankenpfleger und Handwerker waren wie raſend dran, das am Vormittag ſo herrlich dürr und feſt gewordene Heu noch unterzubringen, bevor der Regen es verdarb, daß nicht nur die Arbeit einer halben Woche, ſondern auch die beſte Kraft des lieblich duftenden Futters verloren ginge. Hier raſſelten leere, dort knarrten und

*) aufbeigen = aufſchichten.

ächzten schwerbeladene Wagen, die, wie vom Sturme getrieben, dem geräumigen Heustadel zuschwankten. Das war ein Rennen und Jagen überall, ein Durcheinander von Befehlen und Erwiderungen, die nur noch der Eingeweihte deutlich fand, wie die Rufe des Seemanns beim Sturm. Kein Mensch ging noch seinen gewohnten Schritt. Selbst Stighans war aus der Fassung gekommen. Es jagte — oder wie man hier sagt, wenn beim Heuen ein Gewitter droht — jeuchte auch ihn so sehr als einen. Im Sprung brachte er ein Fuder heim, welches der Knecht denn doch gar zu breit und zu hoch geladen hatte. Noch hart vor dem engen Stadeltor, welches wohl für ein nicht so bedeutendes Anwesen gebaut war, knackte ein Rad und der Wagen leerte seine allzu große Last gerade da ab, wo beim Regen, der schon näher und näher kam, auch die lange Dachrinne auszuleeren pflegte. Die, welche Hansen das Futter heimbringen halfen, wollen ihn sogar leise fluchen gehört haben, während er fortlief, um einen schon zum dürren Heu gezogenen Wagen zum Umladen einer Last zu holen, die er schon gerettet glaubte und die nun, hart vor dem Stadeltore, nicht nur schwer von der Dachtraufe bedroht, sondern auch seiner ferneren Tätigkeit ein Hindernis war, welches durchaus zuerst auf die Seite geräumt werden mußte.

Andere erlebten ähnliches. Da zog einer zwei aneinander gebundene Wagen auf einmal zu seinem Heu und hatte dann die Heugabel vergessen, ohne welche durchaus nichts zu machen war; dort nahm einer aus Versehen den Wagen seines Nachbarn weg — die Aufregung, der Lärm wuchs mit jedem neuen Donner, der minutenlang durch die Berge rollte. Mancher Zuschauer hätte da seinen Spaß gehabt, aber es gab eigentlich keine Zuschauer mehr, seit der Pfarrer sich in seine hinter der Kirche

zwiſchen Bergen verſteckte Wohnung geflüchtet hatte. Selbſt des Krämers Zuſel tat heute mit, und zwar ſo ſtreng als eine. Selbſt als die erſten großen Tropfen auf den neuen Strohhut fielen, der zu ihrem glühenden Geſichtchen ſo prächtig ſtand, ließ ſie ſich nicht aus dem Felde treiben, wo ſie bei ihrer Verteidigungs- und Rettungsarbeit, bei dem rauſchend dürren Heu weit mehr Freude als ſonſt beim Zuſehen hatte. Mit einem flinken Heuer aus einer anderen Gemeinde wollte ſie ausharren bis zuletzt. Und wirklich fuhren die beiden erſt mit einem kaum halb geladenen Wagen heim, als es um ſie dunkler und dunkler zu werden begann und der Nebel*) auf ſie herabhing, daß ſie immer hart an einer Schneewand zu ſtehen ſchienen, über die ein mächtiger Waſſerfall ziſchend und brauſend herunterſtürzte. Tropfnaß kam Zuſel heim, die ſchwarze, glänzende Juppe und der neue Strohhut waren verdorben; dennoch hatte man das Mädchen lange nie ſo froh und aufgelegt zu jeder Neckerei geſehen als jetzt. Während einige vom Barometer redeten und bedauerten, daß man ihm mehr als der unheilverkündenden Morgenröte geglaubt habe, hatte Zuſel, die jetzt wieder trocken gekleidet, friſcher und ſchöner war als je, nur von ihren und des Heuers Heldentaten zu erzählen. „Das war herrlich und ich hätte noch gern eine Weile fortmachen mögen," ſagte ſie mit der Fröhlichkeit eines vom munteren Spiele heimgekommenen Kindes. „Schade nur, daß es gar nicht mehr ging. Aber wir beide, ich und der Heuer, haben uns tapfer gewehrt, drum müſſen wir ſchon noch übermorgen mitſammen Kirchweih halten und auch auf dem Tanzplatze die letzten ſein. Nicht wahr, Heuer?"

---

*) So nennt man dort alle Regenwolken, die immer in Nebelform im Tale lagern.

Daß der Heuer ja sagte, versteht sich wohl von selbst. Es war der größte Augenblick, den der Bursche erlebte, wie eine gute Meinung er auch schon früher von sich selbst gehabt haben mochte. Eine ganz neue Welt tat sich vor ihm auf und bald stand er mitten unter tausend schönen Hoffnungen, so daß ihn selbst der Krämer nicht in die Wirklichkeit zurückzurufen vermochte, wie alltäglich kühl er auch sagte: „Nun, nun! man muß noch nicht glauben, daß alles schon angebunden sei, was einem einmal etliche Schritte nachläuft. Mädchenlaunen sind übernächtig*) und wer ihnen traut, dem kann es gehen wie dem, der über ein schnell entstandenes Eis fährt. Doch ich gönne der Zusel den Spaß und der Heuer ist wohl klug genug, um selbst ganz richtig über die Sache zu denken."

Mit diesen Worten, nur so im Vorbeigehen flüchtig hingeworfen, glaubte sich der Krämer schon im voraus sicher stellen zu müssen gegen allerlei, was im stolz aufgerichteten Köpfchen des Heuers vielleicht sich zu regen begann. Er konnte sich den raschen Entschluß des wunderlichen Mädchens nur erklären, wenn er als gewiß annahm, was er sich und ihm wünschte. Wenn Zusel jetzt einmal neben Hansen vorbeiging, so redete sie ihn immer ganz besonders freundlich an; ja in der Woche vor der Kirchweih blieb sie wohl auch auf der Gasse neben ihm stehen, als ob sie erwarte, nun müsse er vom nächsten Sonntag anfangen und sie wenigstens um ein Tänzchen bitten. Der Krämer nahm das um so gewisser an, da sie nie die beste Laune von ihm zu holen schien. Tanzen aber wollte Zusel durchaus, das hatte sie schon lange gesagt und nun sollte wohl auch noch Hans ein wenig geärgert werden. Dazu

*) übernächtig, was sich über Nacht ändert, nur eine Nacht über dauert.

nun war der Heuer ganz der Rechte. Er ſtand gar zu niedrig, als daß dieſer Spaß mit dem etwas eiteln Menſchen für mehr als eine Spielerei gehalten werden durfte. Als daher der Krämer nach ſeinem Zuſpruch Zuſels ſpöttiſches Lächeln zu bemerken glaubte, war ihm wieder ſo wohl, wie einem armen Sünder mit dem Beichtſchein in der Taſche. Seine Freundlichkeit gegen den Heuer machte, daß dieſem der Kamm noch mehr ſchwoll und er am Samstag mit den vom Krämer angeſtellten Heuerinnen kaum noch reden mochte.

Wer den alten Mann ſeinen Laden für die Kirchweih herrichten ſah, ſo bedächtig und ſicher, der ahnte nicht, wieviel anderes dieſer ſtarre Kopf unterdeſſen rechnete. Aber es mußte gut gehen, die Zahlen ſchienen zu ſtimmen, denn über ſein hartes Geſicht flog zuweilen etwas wie ein Lächeln. Ja ja, er hatte ſchon viel gewonnen. Das Mädchen war wenigſtens aus ſeiner Starrheit, aus dem unverfolgbaren Diſteln und Grübeln heraus. Allerdings mußte Zuſels toller Streich viel zu reden geben, doch damit war vielleicht mehr zu gewinnen, als im ſchlimmſten Falle verloren ging. Daß der träge Hans ſich am Karſamstage ſelbſt wegen Eierſchalen umgeſehen hatte, war eine Tat geweſen, wie billigerweiſe wenigſtens in dieſem Jahre keine zweite mehr von ihm verlangt werden konnte, wenn es nicht gelang, ihn mit Gewalt zu treiben. Das aber ſollte nun geſchehen und geſchah auch ziemlich ſicher durch die Laune ſeines Kindes. Ja, es ſtimmte alles ſo gut, daß der Krämer ſeine Zuſel für ein verteufelt kluges Mädchen zu halten begann. Die Eiferſucht oder nichts mehr mußte wirken. Das war ganz klar, nun erfuhr man jedenfalls, woran man mit dem närriſchen Burſchen ſei. Hans war gewohnt, ſich alles auf halbem Wege entgegenkommen zu ſehen; nun aber ſollte er ſich wenigſtens ſo

rühren und regen lernen um das hübſcheſte und eines der reicheren Mädchen, wie geſtern um ſein vom Gewitter bedrohtes Heu. Immer ſiegesgewiſſer begann der Mann ſich Hanſens langes Geſicht vorzuſtellen, wenn der Angelikas Schweſter mit dem fremden Heuer auftreten ſehe. Stolz, Neid, Mitleid, alles mußte ſich regen und den Burſchen neben ſeiner armen, bleichen Magd keine frohe Minute mehr erleben laſſen. Und wenn's nun gleich zünden ſollte, wenn es ihn mit Gewalt zu Zuſel trieb, dann war ja der Heuer eben der rechte Mann, den man jeden Augenblick wieder ganz ruhig fallen laſſen durfte, ohne daß dabei etwas zu fürchten war.

Und wenn Hans wirklich und wider alles Erwarten ſich gar nichts abtrotzen ließ, wenn er noch länger Dorotheens Narr ſein wollte und die alte Stigerin das litt, nun dann war das Mädchen darum noch nicht unglücklich. War er doch mit dem Hansjörg endlich ſoweit, daß das Denken an ihn der Zuſel läſtig zu werden begann und ſie eine Zerſtreuung ſuchte. Ja, Hansjörg war nun doch glücklich weg. Das war dem Krämer jetzt genug und freudig hoffte er, daß der morgige Tag etwas Gutes bringen werde, während Zuſel ſich von der Ungeduld eines tanzluſtigen Mädchens nicht mehr das mindeſte anmerken ließ.

Neuntes Kapitel.

Die Auer Kirchweih.

Wer, der im hinteren Bregenzerwalde jung war, hätte ſich noch nie beim Arbeiten, beim Eſſen und ſelbſt beim Geldzählen unterbrechen laſſen, wenn unvermutet von der Auer Kirchweih die Rede war? Wie ein mächtiger Zauberſpruch ruft dieſes Wort eine ganze Reihe froher und trüber Bilder wach, die wohl auch den geſtandenen Mann und die fleißige Hausmutter noch länger beſchäftigen, als ſie andere gern glauben ließen. Kaum dürfte je ein Menſchenleben hier ſo arm geweſen ſein, daß keine Auer Kirchweih darin liebe, ſüße Hoffnungen geweckt oder zerſtört hätte. Kommt, ihr Väter und Mütter unter der Strecke Himmelsbläue, die man hier ſieht, und ſagt, ob es nicht eine Kirchweih war, wo ihr euch zuerſt als Pärchen öffentlich zeigtet, wo ihr einmal recht ſeelenvergnügt ſein konntet, oder euch zum allererſtenmal recht grauſam ärgern mußtet!

Wer wäre wohl ſo geld- und freundesarm, daß er ſelbſt heute nichts kaufen, niemanden beſchenken und erfreuen könnte? Das alte Bäschen dort ſtrickt nicht nur darum die Wochen vorher ſo fleißig, um eine Kirchweih zu vergeſſen, ſondern auch um dem Schweſterkind an dieſem Tag etwas kaufen und damit eine Freude machen zu können. Die Stände (Buden) der aus ganz Vorarlberg und noch weiter hergekommenen Krämer ſind den ganzen Tag derart belagert, als ob da um halbe Preiſe

verkauft würde, obwohl vielmehr das gerade Gegenteil der Fall zu ſein pflegt. An dieſem Tage wird mancher noch unerfahrene Vogel gerupft; am meiſten aber ſcheint man es auf die ziemlich vollen Beutelchen der Sennen abgeſehen zu haben, die dieſes Feſt gewiſſermaßen als das ihrige betrachten, weil ſie da die Erzeugniſſe der Alpenwirtſchaft zu verhandeln pflegen. Man erkennt ſie ſchon an den Hüten als Älpler, da auf dieſen neben den Rosmarinſtengeln der Geliebten auch die ſeltenſten, zu dieſer Zeit nur noch auf den höchſten Bergen wachſenden Frühlingsblumen zu ſtecken pflegen. Die Sennen ſind neben den großen Alpenbeſitzern die Helden des Tages. Aber dieſe Ehre iſt eben nicht umſonſt. Man ſcheint ſie dafür herzunehmen, daß ſie, die den ganzen Sommer nie aus der Alp kamen, nun ſchon ſeit Monaten kaum einem Menſchen einen Kreuzer verdienen und gewinnen ließen. Manchem geht in ſeinem Eifer, zu geben und zu erfreuen, beinahe der halbe Sommerlohn drauf. So wird denn der ſchäbige Eigennutz der Wirte und Krämer zum dunkeln Hintergrund, von dem ſich die Gutmütigkeit der Feſtgäſte um ſo ſchöner abhebt. Es iſt die Freude am Umgang mit Menſchen und an ihren Werken, die die Bewohner der einſamen Alpen unvorſichtig macht, wo ſich's ja doch nur um Kreuzer und Batzen handelt. Die wohlbeleibten Käſe- und Butterhändler, die, von Sennen und Alpenbeſitzern umgeben, beim Kaufhauſe ſtehen, der Schellengießer, bei dem die Älpler für den Tag der Heimfahrt ſich einrichten, und auch die Tuch- und Lederhändler wiſſen davon zu erzählen, daß dieſe Leute ſchon noch rechnen können, ſobald ihr gutes Herz nicht mehr mit im Spiel iſt. Auf dem Platz unter der Kirche, rechts und links, wird den ganzen Tag hindurch gehandelt und gelärmt, daß kein Menſch mehr etwas hört vom Toſen der Aach, die ſich

hart neben dem Platze zwiſchen niedergeſtürzten Trümmern des hochaufragenden Fluohfelſens dem Schnepfauer Walde zuwälzt. Die ſagenumwobene Kanisfluoh und die ſtolze Liggſteinpyramide ſchauen ernſt und ſtill auf das bunte Getriebe herunter. Doch was kümmern die tauſend Geſchäftigen hier die ernſten Berge mit ihren dunkeln Tannen und den wunderbaren Sagen? Nur die buſchigen, wunderbar duftenden Bergblumen und Alpenroſen auf den Hüten der Sennen vermögen die Blicke der Mädchen zu feſſeln, die immer ungeduldiger auf die Tanzſtunde warten. Beinahe unerträglich wird nachmittags nach der Veſper die Lage derjenigen, die den Ihrigen noch nicht geſehen oder doch noch nicht geſprochen haben, obwohl ihnen ihre Brüder und Freundinnen ſchon vor einer Weile ſagten, daß „ſeine" Geſchäfte bereits abgetan ſeien und „er" nun jeden Augenblick kommen müſſe. Ihre Ungeduld hinter einem Lächeln verbergend, ſtehen die Wartenden dutzendweiſe auf dem etwas erhöhten Eingang zur Brücke, welche über die Aach führt, und überblicken immer wieder mit einem leiſen Seufzer verſtohlen den Platz, während ſie, ſcheinbar die Luſtigſten, mit jedem Vorübergehenden ein recht lautes Geſpräch anzufangen ſuchen.

Bei dieſen ſtand heut' auch des Krämers Zuſel in aller Pracht und Herrlichkeit, noch ſchöner, friſcher, als da ſie zum erſtenmal als Biggel auftrat. Sie hatte beinahe ihre Freude am Ärger ihrer ehemaligen Schulgefährtinnen, den die immer ungeduldiger Wartenden ihrem Scharfblicke vergebens zu verbergen ſuchten. Warum auch trauten dieſe Tröpflein einem Mannsbild und banden ihre Hoffnungen, ihr Glück, die ganze Zukunft an ſeine Launen feſt? Früher freilich — noch als unerfahrenes Kind — hätte auch ſie lange ſo hier ſtehen und ihre

De- und Wehmut hinter einem bitterſüßen Lächeln ſo gut als eben möglich verbergend auf ihn warten können. Nun aber war das denn doch überwunden... Statt nur gezwungen zu lächeln, konnte ſie lachen über ihren guten Heuer, den ſie nicht eine Minute lang aus dem Auge verlor.

Dort drüben ſtand er bei einigen Bekannten und drehte ſich auf den hohen Abſätzen der noch geſtern abends geflickten Stiefel herum, daß die ſilberne Uhrkette flog, an welcher ſich — wie Neider und Spötter behaupteten — in wohlverwahrter Taſche — ein neugewachſener Erdäpfel befinden ſollte. Sei dem nun, wie ihm wolle, die ſilberbeſchlagene Tabakspfeife war entſchieden nur entlehnt. Der Heuer aber wußte ſich damit zu ſtellen, daß einem ordentlichen Bäuerlein beinahe angſt neben ihm werden mußte. Die Blicke aber, die er dann der Zuſel drüben vor der Brücke zuſchießen ließ, waren denn doch wieder ſo demütigbittend, daß man es wirklich bewundern mußte, wie dieſe nur im Kopfumdrehen wieder ſo ſtreng und ſtolz und kalt werden konnten. Alles Drängen und Drücken brachte ihn nicht weg von ſeinem Platze zwiſchen der bereits heiſern Obſthändlerin und dem Laden des Buchbinders, mit dem er zuweilen um den Preis eines ſilberbeſchlagenen Gebetbuches ſtritt und ſich ſchließlich, als der Buchbinder nachzugeben begann, in ſeiner Verlegenheit noch derart erhitzte, daß er von dem in den nahen Bergen ſchon furchtbar toſenden Herbſtſturme nichts bemerkte, bis das Fluchen des Buchbinders und der übrigen Krämer ihn auf ein Naturereignis aufmerkſam machte, welches jetzt gerade recht kam, um ſeine Geldnot zu verbergen. Die Berge waren ſchon ganz dunkel, wie glühend rot auch die Abendſonne über den Schnepfauer Wald, der immer näher und näher zu kommen ſchien, hereinleuchten mochte. Jetzt

war alles ganz still, dennoch schien ein gewaltiger Sturmwind alles und alle zu erfassen und zu drehen. Die Krämer begannen so schnell als möglich einzupacken, denn es nahm wohl nur noch der Wind etwas von ihrer Ware mit. Viele Bauern eilten zum Pfarrer und baten ihn, die Unterbringung des noch im Felde aufgehäuften Heues zu gestatten, bevor es vom Winde weiß Gott wohin getragen werde. Diese Dispens war ihnen auch noch selten so schnell und gerne erteilt worden, da der Pfarrer sie an diesem Sonntag viel lieber beim Heu als im Wirtshaus und auf dem Tanzplatze wissen wollte.

Jetzt verschwand die Sonne hinter einer buntfärbigen Wolke, die sich wie mit schwarzen Haken an die Spitzen der Berge zu hängen begann. Draußen im Walde brummte, rauschte und knisterte es immer lauter. An der Fluoh krachten mehrere Tannen und surrten hart neben der Brücke in die zischende Aach. Drinnen in Argenau knallten die zugeworfenen Fensterläden und losgerissene Dachschindeln mitsamt den sie bisher festhaltenden Steinen hagelte es von rechts und links auf die Gasse, daß kein Mensch mehr sicher war. Selbst auf dem Marktplatze begann es nachgerade gefährlich zu werden. Zwar von der Wolke der über die Gasse getriebenen Hüte, ausgespannten Regenschirme, Ablaßbriefe, Hosenträger, Heiligenbilder, Knopftafeln und Taschentücher war nicht viel zu ersorgen; doch wurden schon auch die Bretter, welche die nur für diesen Tag aufgerichteten Buden lose genug bedeckten, von beiden Seiten hereingeworfen und diesen suchte jedermann, auch unser Heuer, so schnell als möglich zu entrinnen.

Es war für ihn schon die höchste Zeit und drüben über der Brücke, wo es ziemlich scharf aufwärts geht, mußte er sich beinahe atemlos laufen, um die Zusel, die

wie ein Reh davongeeilt war, noch vor dem Gasthaus „Zum Rößle" glücklich einzuholen. Er kam noch gerade recht und schritt nun senkelaufrecht neben dem hübschen reichen Mädchen ins Haus, die Stiege hinauf und eines Ganges dem Tanzsaale zu. Hier war es schon so voll, daß Zusel ihm kaum noch zu folgen vermochte. Wer daheim weder Kind noch Rind, im Felde kein Heu zu versorgen hatte, mochte nicht mehr ans Weitergehen denken, nachdem hier einmal ein sicheres Unterkommen gefunden war, wo es auch überdies noch so lustig zuging wie hier. Besonders die nun endlich einmal wieder für einen Tag „entalpeten" Sennen langten auf einmal nach allem nun so lange Entbehrten, was die Gesellschaft dem einzelnen zu bieten vermag. Jauchzend, mit dem vollen Glas in der Hand, umtanzten sie ihre Mädchen und machten dabei so tolle Sprünge, daß wohl auch der ärgste Griesgram sich des Lächelns kaum erwehrt hätte und des behaglichen Gefühls, welches in jedem sich regt, der andere sich einem Genusse gänzlich hingeben sieht. Es gab schon solche, die sich zuflüsterten, was die Welt, der Umgang mit Menschen und die Teilnahme an den Früchten gesellschaftlicher Verbindung dem einzelnen sei, ahne man am ehesten, wenn man den beobachte, der das nur einige Monate entbehrt habe! Aber nur wenige beschäftigten sich jetzt mit solchen Gedanken und unser Heuer und die reiche Krämerszusel sicher am allerwenigsten. Sie hätten auch kaum geglaubt, daß noch jemand die Sennen beachte. Jeder Kopf und jede Lippe, wähnten sie, bewege sich einzig nur ihretwegen und ihretwegen suchten die hinteren Zuschauer, sich auf die Zehen stellend, über die anderen wegzusehen, und ihretwegen hätte man jetzt aufgehört zu tanzen und aufzuspielen.

Richtig! Sobald der Heuer mit Zusel in den Kreis

der Tanzenden trat, begann ein Walzer so lieblich und luſtig, wie die guten Muſikanten heute wohl noch keinen aufgeſpielt hatten. Natürlich, einer, mit dem des Krämers hübſches Kind ſich öffentlich zeigen mochte, mußte auch nicht auf einer Bettlerſuppe daher geſchwommen ſein, das konnten dieſe Leute ſich denken. Nun aber galt es, ſich dieſer Auszeichnung auch wert zu zeigen. Hierzu nun gab für ihn, der ſich ſelbſt heute geſtand, daß er als Geſellſchafter nicht beſonders viel zu leiſten vermöge, der Tanzplatz wohl die beſte, ja die einzige Gelegenheit. Daß er der beſte Tänzer war, konnte ihm nicht abgeſtritten werden; er hätte bei den gewagteſten Wendungen ein volles Weinglas auf den Kopf ſtellen dürfen, ohne etwas für ſeinen weit hervorſtehenden Hemdkragen fürchten zu müſſen. Doch das ängſtliche Bemühen, es recht ſchön und künſtlich zu machen, kam bald allen lächerlich vor, denen es nicht peinlich war, ſich ſchon beim Zuſehen müde werden zu fühlen. Der Heuer jedoch hatte keine Ahnung von einer ſolchen Wirkung ſeiner ſchweißtreibenden Arbeit. „Die werden Augen machen," dachte er, während er ſich zu noch verzweifelteren Sprüngen, einer noch ſtrammeren Haltung zwang. Der Burſche hatte es heute viel ſtrenger als die Woche hindurch beim Heuen. Er war daher auch noch viel ſchweigſamer als dort und hatte für ſeine Tänzerin kaum aller fünf Minuten ein ſchwer zu verſtehendes Wort. So hatte dieſe denn Zeit zum Beobachten, wobei ſie ſich, wenigſtens eine Zeitlang, weit beſſer unterhielt, als der Heuer ſie zu unterhalten vermocht hätte.

Gleich hinter ihr her tanzte der Stighans mit ſeiner Magd. Das närriſche ſtolze Gänschen hatte doch immer etwas zu reden und zu lachen, ſo daß Zuſel ordentlich Gewalt brauchen mußte, um ſich nicht einmal umzukehren und der Schwätzerin zu ſagen, man wiſſe ſchon noch, wem

ſie ſei, obwohl ſie ſich auf dem Stighof ſchon lange gebärde, als ob ſie allein der Hahn im Korbe wäre und jeder Tannenwipfel ſich nur ihretwegen bewegte. Noch widerwärtiger wurde ihr das Mädchen, als ſie es vom Hansjörg reden und dabei die Hoffnung ausſprechen hörte, daß er nun wohl bald heimkommen werde. Jetzt ging ihr ein Licht auf. Der Burſche mußte ſich opfern, um den gutmütigen Hans für ſein Lebtag zum Schuldner zu machen. Darum wohl nur redete das Mädchen von ihm in einer Geſellſchaft, wo Hans leicht auch bedeutendere Mädchen hätte bemerken können, wenn er nicht durch dieſe dumme Geſchichte auf einem Punkte feſtgehalten worden wäre. Sie hatte dem Vater ſehr, ſehr unrecht getan mit dem Verdachte, daß er den Hansjörg ihr weggetrieben habe. Der ging wohl ſelbſt, als ſie ſich nicht geneigt zeigte, ſich ſofort zu verehelichen und ihm einige Tauſende zu verſchreiben — um ſo wenigſtens der Schweſter den Hans zu fangen. Sein Handel mit ihren Briefen bewies ja, daß der Elende zu ſo etwas ſchon der Mann ſei. Wunderbar, daß ihr das nicht ſchon längſt einfiel, daß ſie den guten Vater in ſo ſchlimmem Verdacht haben konnte. Wie um Verzeihung bittend ſchaute ſie zu ihm hinüber. Er ſtand neben den Muſikanten und ſah ihr lächelnd zu. Ja, er konnte lächeln und ihr ihre kindiſche Freude am Tanzen laſſen, wenn ſie ihm damit vielleicht einen Plan, eine Hoffnung verdarb! Er ſorgte ſo ſehr für ihren Namen und hielt ſie von allem immer fern, was ihr auf irgendeine Weiſe ſchädlich oder nachteilig hätte werden können. Und nun warf ſie ſich öffentlich, wenn auch nur für heute, an dieſen Springinsfeld weg, nur wegen einem flüchtigen Vergnügen. Vergnügen? Du lieber Gott, was war es denn Herrliches, ſich von dem eiteln Tropfen einige Stunden herumreißen laſſen und allen Gaffern ein Schau-

ſpiel ſein? Ja, heute war Dorothee wirklich beſſer dran als ſie, das mußte ſich Zuſel geſtehen und ſie geſtand ſich's auch ſo laut, daß ſogar der gute Heuer etwas davon zu merken begann. Sie hätte gern ihren Ärger an ihm ausgelaſſen und begann daher den Stighans und ſein ſchönes Anweſen über alle Maßen zu loben. Dann erzählte ſie, daß ſie den Wackeren jeden Augenblick haben könnte, wenigſtens würde die ganze Verwandtſchaft die Hände nach ihr ausſtrecken; ſie aber verachte die groben, ſelbſtſüchtigen Leute, alſo die Mannsbilder, recht von Herzen und brauche ſie nur zuweilen zum Spaß, um ſich über die Tröpfe wieder recht luſtig machen zu können.

Zuſels Reden waren immer bitterer, je lauter, fröhlicher das Reden und Lachen des nachtanzenden Paares wurde. Aber nicht nur ihr taten Hans und Dorothee ganz unbewußt weh, der Jos war durch ſie noch in viel üblere Stimmung gekommen. Und doch ſaß er ganz im Dunkeln an der Wand auf einem Bänkchen unter jungen Burſchen, die bedauerten, nicht tanzen zu können, und Greiſen, welche von der guten, alten Zeit mit Begeiſterung erzählten, daß man hätte glauben können, Jos vermöchte ſonſt nichts mehr zu hören und an nichts anderes zu denken. Gehört wird er auch nicht alles haben, aber er glaubte dem Hans und Dorotheen die Worte von den glühenden Geſichtern leſen zu können. Die beiden waren ſo glücklich jetzt und er blieb vergeſſen bei ſeinem Tirolerwein in der dunkelſten Ecke ſitzen. Kein Wunder, daß er heute nicht mehr der alte opferwillige Jos war; ſchienen doch auch jene beiden ganz anders geworden zu ſein, ſeit er nicht mehr allein mit ihnen war und für ſie arbeiten mußte. Wie dem Bettler das Almoſen, hatte Hans ihm einen Taler hingeworfen, damit er ſich einen Humor trinken könne, und als er dann bat, ihm doch auch

einige Tänze mit der Magd zu erlauben, ja da hatte diese Hansen angesehen, als ob er über Leib und Seele ihr Vormund sei. Freilich, daß das ihn noch gar so ärgern würde, empfand er damals nicht, sonst würde er den Tanzsaal gar nicht betreten haben. Damals wollte er die beiden als Paar sehen, jetzt ärgerten sie ihn ungeheuer und sein Glas wurde immer schneller leer. Was auch sollte er an der Kirchweih tun als trinken? Heute brauchte ihn niemand. Ganz war er sich selbst überlassen und konnte tun was er wollte, wenn er nur morgen wieder für alle schwitzte, sorgte und lief. Da die Zusel, die er doch immer nur für ein eitles Ding hielt, hatte mit einem armen Heuer auftreten mögen, Dorothee aber, die fromme, demütige Magd, hatte für ihn nichts mehr als einen Blick des Mitleides. So nämlich nannte er das, was ihr schönes Auge ihm einmal — verstohlen, glaubte er — in seine Ecke geschickt hatte. Ihm war dabei ganz heiß geworden und trotzig rückte er noch tiefer in den Schatten seines Winkels, sich selbst quälend mit der Vorstellung, daß der Glücklichen sein Anblick nicht recht angenehm sein könnte. Bald war ihm, daß er hätte heim mögen zur Mutter, um sich auszuweinen; dann wieder regte sich alles in ihm, daß er lärmen wollte und Händel anfangen mit der ganzen Welt. Dennoch kam es zu nichts anderem, als daß das Glas neben ihm von neuem wieder gefüllt und geleert wurde.

Des Krämers Heuer hatte, wie eng es jetzt auch sein mochte, soeben einen seiner kunstreichsten Sprünge begonnen, als Zusel ihn, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Kreise der Tanzenden führte und raschen Schrittes mit dem willenlosen Erstaunten den Saal verließ.

Bald hernach suchte Hans den Knecht und sagte, ohne sich um sein unfreundliches Gesicht zu kümmern:

„Die Zuſel iſt fort und uns wird's jetzt auch zu heiß und zu eng. Komm!"

Ohne eigentlich zu wollen, folgte Jos dem Paar in die Kammer, wo neben dem Krämer und den Seinigen für die eben Eintretenden gerade noch drei Stühle aufgeſtellt werden konnten.

Dem Jos wurde hier noch heißer als auf dem Tanzplatze. Angſt aber war ihm nicht, obwohl er ſich von den Angeſehenſten der Gegend umgeben ſah. Er überflog die Geſellſchaft mit einem Blicke und ſagte dann mit eigentümlichem Lächeln, den Heuer ins Auge faſſend: „Heut' laß dir das Gnadenbrot nur ſchmecken. Vielleicht ſitzen wir beide in der Geſellſchaft beim letzten Abendmahl, und das ſchöne, große Oſterlamm neben dem Heuer wird wohl ein anderer, möglicherweiſe ſogar noch einer allein bekommen."

Das hätte man allenfalls für die Eröffnung eines jener witzigen und derben Wortgefechte halten können, wie ſie der Bregenzerwälder im Wirtshaus liebt. Aber wem auch der Anfang noch nicht beſonders auffiel, den ließ doch das Zittern der Stimme bei dieſen Worten und der ſtarre Blick des Sprechenden leicht erraten, daß hier Spaß und bitterer Ernſt wenigſtens ſtark gemiſcht ſein mußten. Aller Augen richteten ſich auf den Heuer. Man war begierig, wie der eitle Menſch ſo einen Anfall aufnehmen und wieder zurückgeben werde. Dem wäre aber ſicher noch wenig Arges eingefallen, wenn ihm nicht die fragenden Blicke der Anweſenden geſagt hätten, es ſchicke ſich ſchlecht für ſo ein Bürſchchen, ſo etwas zu ſagen, und für ihn noch ſchlechter, es geduldig hinzunehmen. „Neben ſo einen Froſch," rief er plötzlich, „läßt ſich unſereiner nicht ſtellen, und kommſt du mir noch einmal ſo, daß man nicht weiß, ob's gehauen iſt oder geſtochen, ſo ſoll ich ſterben, wenn

ich dir nicht zeige, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

„Das hab' ich in dem Hause schon lange vor dir gewußt," lachte Jos und fuhr dann mit eisiger Kälte fort: „Es ist nicht zu übersehen, größer, stärker und meinetwegen auch hübscher bist du allerdings als ich, aber gerade das könnte noch dein Unglück werden und dich allenfalls, solltest du etwa gar zu hübsch und gewandt sein, noch unter die Soldaten bringen, wenn du nicht schon fast zu alt dazu wärst. Man weiß von Leuten zu erzählen, die das auch schon erlebt haben."

Das hieß nun wieder einmal zwei oder noch mehrere Fliegen mit einem Schlage getroffen, wie es überhaupt weit herum keiner so gut konnte als der Jos.

Der Heuer zwar verstand von der ganzen Rede nicht viel mehr, als daß er schon fast zu alt sein sollte, aber auch das war recht genug, ihm die feurigste Zornesröte ins Gesicht zu treiben und seine Hände zur Faust zusammenzukrämpfen. Der Krämer, obwohl er den Stich jedes Wortes empfand, zeigte sich bei weitem nicht so schmerzlich getroffen wie der Heuer, doch war auch er zu sehr aus der Fassung gebracht, um sich nicht dennoch als den Getroffenen zu verraten. Die Zusel aber tat sich durchaus keinen Zwang an. „Wär' ich doch ein Bub!" hauchte sie, „wär' ich ein Bub', ich wollt' es versuchen, ob man nicht mehr ungestört und ungeschimpft eine Stunde in guter, anständiger Gesellschaft sein könne, ob man sich von jedem Neidhammel allen zusammengescharrten Unrat nachwerfen lassen müsse."

Der einzige, welcher vielleicht mit einem Worte wieder Frieden hätte schaffen können, Stighans, fühlte sich von dem Stiche selbst ein wenig getroffen, und wenn das einmal der Fall war, so hatte er seine Gewalt über den

Gegner wenigstens für den Augenblick gänzlich verloren. Wie ein Geschlagener saß er neben Dorotheen, der es anzusehen war, wie sehr es sie schmerzte, eine Familienangelegenheit, die sie selbst noch oft beschäftigte, vom Jos nun schonungslos vor die Öffentlichkeit gerissen zu sehen. Ihren Unmut hatte der Knecht auch sofort bemerkt und er litt furchtbar unter ihrem vorwurfsvollen Blicke. Ruhiger aber wurde er leider nicht und das Gefühl, sich doch recht ungeschickt benommen zu haben, brachte ihn nur noch mehr aus der Fassung. Er saß wie auf Kohlen, und wohl hauptsächlich nur, um das ihm so peinliche Schweigen zu unterbrechen, sagte er, an Zusels Ausruf anknüpfend: „Wo der Unrat so leicht zusammenzubringen ist, muß wenigstens vieles nicht recht sauber sein."

„Wer will das noch ertragen und wer es vergelten?" sagte Zusels Blick, der rasch von einem zum anderen schoß. Endlich blieb er an dem Heuer hangen, nicht mehr stolz, sondern demütig bittend, und ihre Stimme zitterte, als sie fragte: „Kannst du denn nichts als schöne Sprünge machen auf dem Tanzsaal? Warum sitzest du denn auch neben mir, wenn der Lästerer da so redet! Entweder schäme dich meiner, oder deiner selbst und geh!"

„Hätt' ich ihn doch so in meiner Heimat!" wich der Heuer etwas verlegen aus. „In einem fremden Dorf ist's denn doch nie recht ratsam, sogleich, ohne recht zu wissen warum, mit dem Nächstbesten Händel anzufangen. Bei uns — ich soll sterben, hätt' ich ihn schon lange braun und blau geschlagen!"

Den übrigen im Zimmer anwesenden Burschen war es ordentlich eine Genugtuung, daß der Heuer sich des ihm schon lange mißgönnten Platzes neben dem hübschen, reichen Mädchen so unwert zeigte. In manchem regte sich die Lust und fuhr ihm in die Fingerspitzen, der Zusel

nun zu zeigen, was er könne und wen man an ihm hätte. Noch ärger wurde das, als das Mädchen rief: „Frembes Dorf? Ich, die Beleidigte, bin hier nicht fremd.“ Der Krämer, der längſt auf glühenden Kohlen ſaß und ſich durchaus nicht als getroffen verraten wollte, befahl ihr auf das entſchiedenſte zu ſchweigen. Zuſel aber fuhr erregt fort: „Ich bin hier nicht fremd, mußt du wiſſen und es wird ſchon noch ſolche geben, die ſich für mich gegen einen Schneider wehren dürfen.“

Nun begannen auch die ernſten Väter zu brummen, das Mädchen ſei eigentlich herzhafter als alle, die ſich gleichſam mit ihm von ſo einem Knechtlein foppen ließen. Das feuerte die Burſchen, denen ſchon Zuſels Rede durch die Glieder fuhr, nur noch mehr an und Jos ſah, wie aller Blicke ſich drohend auf ihn zu richten begannen. Es ward ihm ſo heiß, daß er aufſtehen und ſich ins offene Fenſter legen wollte, da er weder ſo gehen mochte, noch ein Wort reden konnte. Der Heuer, gewohnt, immer auf Wind und Wetter zu achten, hielt nun ein entſchiedenes Vorgehen nicht mehr für beſonders gewagt, ſeit er in aller Augen geleſen zu haben meinte. Anfangs dachte er, das Bürſchlein würde ohne ſichere Hinterhut gewiß nicht ſo herzhaft auftreten dürfen. Nun aber ſprang er auf den Jos und faßte ihn hinten beim Halstuch, als ob es nicht nur ſeine Ehre, ſondern auch ſein Leben gegolten hätte.

So wären wir denn leider vor einer Wirtshausrauferei. Freilich iſt ſie, wenn auch nur Bauernknecht und Heuer die Helden ſind, ebenſogut Ausdruck verſchiedener Ideen und Leidenſchaften als eine andere, die mit Beobachtung der feinſten Formen vor ſich geht. Da es aber beim beſten Willen nicht möglich iſt, unſere Kämpfer noch geſchwind zu adeln und ihnen Schwert

oder Piſtole in die Hand zu geben, ſo wär's wohl am beſten, wenn man die Sache ſo ſchnell als möglich abtun könnte. Die beiden ſcheinen auch wirklich bald fertig zu ſein. Kaum fühlt Jos von hinten ſich gepackt, ſo dreht er ſich gegen den Heuer um, und zwar ſo ſchnell und mit ſolcher Kraft, daß er den langen Heuer beinahe niederreißt und dieſer das halb zerriſſene Halstuch mitſamt dem Jos erſchrocken fahren läßt. Während der Heuer das volle Gleichgewicht wieder zu gewinnen ſucht und noch bevor er ſich von ſeinem Schrecken auch nur ein wenig erholt hat, ſteht Jos zornſchnaubend mit geballter Fauſt vor ihm und das Bürſchchen ſchaut ſo wild, ſo drohend zu dem großen Manne auf, daß dieſer von Herzen gern die Zuſchauer, die erſtaunt und wie angebannt daſtanden, um Hilfe angerufen hätte.

Jos ſchien das zu bemerken, denn er rief: „Nur mit dir hab' ich's jetzt zu tun, und wenn auch ein anderer noch etwas will, ſo ſoll er doch warten, bis ich mit dir fertig bin."

Den Heuer erſchreckte das ſchallende Gelächter, welches dieſer Rede folgte. Es war klar, daß man ſie beide ſich einſtweilen überlaſſen und dem Spaße zuſehen wollte. Aug' in Auge ſtanden ſie ſich etwa eine halbe Minute lang gegenüber, jede Bewegung beobachtend und immer auf Angriff und Abwehr gefaßt. Im Zimmer war es ſo ſtill, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Es war faſt unbegreiflich, wie ſo viele Zuſchauer ſich ohne Geräuſch hereinbringen und Platz finden konnten. Erſt als die Wirtin hereinſtürzte und nach der Urſache des Streites fragte, wurde es wieder laut. Jeder wollte erzählen und wurde ſogleich von dem Nebenanſitzenden unterbrochen oder widerlegt. Der Wirtin war's aber auch viel weniger um den Anfang als das Ende des ihr

heute doppelt unangenehmen Zwischenfalles zu tun. Ohne lange zuzuhören, begann sie beiden das Kapitel zu lesen und sie mit derben Worten zum Frieden oder zum Heimgehen zu ermahnen.

„Meinetwegen," lachte Jos bitter, „soll der Tropf ungestört gehen, wenn er nichts kann als zierlich tanzen. Ich bleibe hier und hab' ihm nichts abzubitten."

Wie ein wildes Tier stürzte der Heuer auf Jos, oder eigentlich auf den Platz, wo der gewandte Bursche noch vor einem Augenblicke stand, der ihn jetzt von der Seite anzupacken suchte. Es war wunderbar, wie das Jöslein sich wehren konnte und wie es rechts und links, hinten und vorn zugleich zu sein schien. Die kräftigsten Streiche des Heuers fuhren in die Luft und rissen ihn selbst beinahe zu Boden, so daß er nach und nach um mehrere Schritte zurückweichend in der Verzweiflung endlich nach einer leeren Bierflasche langte, die er als Waffe benützen zu wollen schien.

„Jetzt ist's genug," riefen mehrere Mädchen, die schaudernd seine Absicht errieten.

„Nein, laßt ihn mir!" schrie Jos.

„Wozu noch?"

„Wir sind nicht fertig."

„Aber es ist genug," rief man von allen Seiten und begann dem Jos einzureden, er habe sich tapfer gehalten, aber das Schönste sei doch noch, wenn er nun auch noch zur rechten Zeit wieder aufzuhören wisse.

„Ja," rief Zusel schneidend, „ihr stolzen Burschen meiner Heimat, seid doch so gut und schützt den Fremden, der für mich und meine Ehre einstehen wollte. Schützt den Schwachen, wenn ihr sonst gar nichts tut."

Diese Worte hatten eine wunderbare Wirkung. Der Heuer mit seiner Flasche stand wie vernichtet da; die

anderen Burſchen aber begannen, mit dem Jos in einem ganz anderen Tone zu reden, und der Zuſel antworteten ſie: „Wir ſtehen ſchon auch für dich ein, mußt du wiſſen, und zwar beſſer noch als der Beſchützer, den du heute mitgebracht haſt. Der Heuer ſoll darum nur ruhig ſein, wir wollen das kleine Bürſchchen ſchon wegbringen.“

„Hab' noch keine Luſt zu gehen,“ trotzte Jos.

„Es wird am Ende wohl zu helfen ſein,“ riefen mehrere.

„Einem allein geh' ich nicht, wer etwas gegen mich hat, der ſoll kommen.“

„Gehſt du auch mir nicht?“ rief Hans, ſo zornig über den eigenſinnigen Knecht, wie ihn dieſer noch niemals geſehen hatte.

„Haſt du denn auch etwas gegen mich?“

„Ja.“

„Und Dorothee redet kein Wort für mich?“ fragte Jos wehmütig.

Alles blieb ſtill.

„O, wie ſeid ihr elende Leute!“ rief Jos plötzlich. „Alle kniet ihr vor dem goldenen Kalbe, mag es Zuſel heißen oder Hans.“

Die Burſchen und Hans mit drangen auf den Aufgeregten ein. Dieſer floh gegen das offene Fenſter und rief mehrere Male: „Auch Hans kommt; alle und er — er bringt mich um alles!“ Jetzt ein Sprung, und der Verfolgte war, ohne daß eine Hand ihn auch nur zu berühren vermochte, aus dem Zimmer verſchwunden.

Hart neben dem niederſtürzenden Strahle der durch ein Gewitter angeſchwollenen Dachtraufe lag er auf einer Steinplatte und wälzte ſich langſam aus dem Kreiſe der aufſpritzenden kalten Tropfen hinaus. Im Zimmer begann man vom Kriminalgericht und ſogar vom Köpfen zu

brummen. Wer nicht heimſchlich, ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſuchte ſo ſchnell als möglich von etwas anderem zu reden. Nur Dorothee begehrte auf, wie man ſie noch nie gehört, und Hans ſaß neben ihr, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. Es wurde ihm ordentlich wohl, als die Magd ihn gegen Schick und Brauch verließ und vor das Haus hinabeilte, nachdem ſie hörte, daß Jos nicht mehr einen Tritt zu gehen imſtande ſei.

Zehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Erbärmliche Kreaturen ihr!

Das war die erste Antwort, welche Jos denen gab, welche sogleich vor das Haus geeilt waren und sich nach seinem Zustand erkundigen wollten. Ja, nun kamen sie zu allen Löchern heraus und streckten die Hälse und die Ohren, um etwa zu sehen, was wohl der so gedemütigte Trotzkopf für ein Armensündergesicht machen werde.

Tausend Element, das sollten sie nicht!

Aber vergebens strengte Jos sich zum Aufstehen an. Mühevoll hatte er sich mit Händen und Füßen in die Laube des Hauses, den sogenannten Schopf, gebracht, wo er nun doch wenigstens vor dem Regen geschützt war. Hier saß er auf einem kleinen Heubündel und schaute die aus allen Winkeln des großen Hauses kommenden Leute trotzig an.

„Jesus, Maria und Josef, sein Kopf ist ja blutig!“ riefen mehrere der Herbeigeeilten erschrocken aus. „Hat dich denn einer geschlagen? Wer?“

„Niemand als ich selbst,“ antwortete Jos und fuhr dann, wie von Widerwillen und Ekel geschüttelt, fort: „Wenn mich einer so geschlagen hätte, hu — einer der Elenden, und ich müßte jetzt auch so wehrlos daliegen und mich von jedem angaffen und bemitleiden lassen — Gott, es wäre um den Verstand zu verlieren.“

„Und wie ist dein Zustand jetzt?“

„Jetzt,“ lachte der schmerzgequälte Jos bitter, „jetzt hab' ich gar keinen Zustand, nur noch einen Zusitz, das muß doch jedes Kind sehen.“

Nur mit größter Mühe und vielen Kreuz- und Querfragen brachten einige Schulfreunde des Leidenden endlich heraus, daß er zwar im Sprung aus dem offenen Fenster glücklich auf die Beine gekommen, dann aber auf der abgewetterten glatten Steinplatte auch noch auf den Kopf gefallen sei.

Jos erzählte das, mit vielen bitteren Bemerkungen über die verschiedensten Ausrufe des Mitleids sich unterbrechend. Diese Weichheit, dieses Beklagen des — durch eigene Schuld nur — Geschehenen, was war es anderes als der jämmerliche Tribut, mit dem sie ihrem Hochmut, ihrer frommen Eitelkeit die beste oder eigentlich die schwächste Seite ihres Wesens wiedergewinnen wollten. Ha, Jos hätte rasend werden mögen, als er einen sagen hörte, man könne unmöglich begreifen, warum so ein Unglück Gottes heiliger Wille sei. Also auch an dem sollte der liebe Gott die Schuld haben! Wie, wenn er nun der Gewalt nicht gewichen wäre, wenn er statt dessen einige seiner Gegner verletzt hätte? Dann wär' gewiß nur der Sohn der Schnepfauerin und nicht der liebe Gott an der ganzen Geschichte schuld gewesen. Aber diese Leute kamen eben niemals auf das Richtige. Da standen sie und jammerten über den blutenden Kopf, während ihm sein rechter Fuß wohl zehnmal weher tat. Anfangs freilich war's ihm selbst auch nicht anders gegangen. Erst als er sich zum Gegenstande eines ihm widerlichen Mitleids gemacht sah, dem er so schnell als möglich entfliehen wollte, empfand er im Fuße einen furchtbaren Schmerz, der bei der ersten Bewegung den ganzen Körper durchfuhr und

ihn mit Gewalt auf den blutbedeckten Platz zurückwarf, von dem er ſich, da er jede Hilfe trotzig verſchmähte, nur langſam wegzubringen vermochte. Jetzt hatte er eine ganz eigene Freude daran, daß die Umſtehenden, das Ärgſte gar nicht ahnend, noch immer über die gewiß nicht bedeutende Verletzung am Kopfe jammerten.

Bitter lachend ſtarrte er die Umſtehenden an und wies einzelne, die ihm ihre Dienſte anboten, trotzig zurück. Als dann aber die guten Leute ſich kopfſchüttelnd zu entfernen begannen, wurde ihm auf einmal wunderbar angſt. „Laßt mich doch um Gottes willen nicht allein wie ein Tier!“ flehte er. „Ihr ſeht ja, daß ich einen Fuß gebrochen hab' und auch nicht einen Tritt mehr zu gehen imſtande bin.“

Dieſe Worte wirkten wie ein gewaltiger Schlag. Alle ſtanden einen Augenblick, als ob ihre Beine ſie nicht mehr tragen wollten, und eilten dann wieder zu dem Unglücklichen, um den ſich bald noch ein dichterer Kreis gebildet hatte als vorher. Und nun regte ſich in dem Unglücklichen wieder der frühere Trotz, der für das beſtgemeinte Wort im beſten Falle nur ein bitteres Lächeln zur Antwort hatte. Das wurde nicht anders, bis Jos die Stimme Dorotheens hörte, welche ſich mit Gewalt durch die müßigen Zuſchauer zu ihm hinarbeitete.

„Wie iſt's doch gegangen? Was fehlt ihm? Kann er wirklich gar nicht mehr gehen? Iſt denn um Gottes willen noch kein Doktor da?“ So fragte das Mädchen ſo ſchnell nacheinander, daß kein Menſch zum Antworten kommen konnte.

Jos ſtrengte noch einmal alle ſeine Kräfte zum Aufſtehen an. Es war vergebens; er mußte ſich ins Unabänderliche fügen, mußte leiden, wie er noch niemals

litt, an Leib und Seele zugleich. Nichts iſt ſo herb, nichts ſo beinahe unerträglich, als wenn man auf einmal ſeine liebſten Pläne und Hoffnungen als tote Laſt auf dem Gewiſſen fühlt, wenn man ſich ſagen muß, daß man ſich ſelbſt aus ſeinem Glückshimmel ſtürzte.

Jos ſchien ein ganz anderer geworden, ſeit er Dorotheens auch in der Aufregung noch ſo leicht erkennbare Stimme hörte. Bisher hatte jede leiſe Bewegung nur die in ſeinem Innern kochende Wut verraten, ſo daß den Umſtehenden immer doppelt weh und bange war; jetzt aber begann ſein ganzer Körper zu beben, wie vom Froſt des Fiebers geſchüttelt, und die zitternden Hände ſuchten umſonſt die aus den halbgeſchloſſenen Augen hervorquellenden Tränen zu verbergen. Dorotheens fortgeſetzte Fragen, noch viel dringlicher als die früher von den anderen an ihn gerichteten, die er nur trotzig zurückwies, machten ihn ganz weich, und nur vor Weinen war er nicht imſtande, ſie ſo ſchnell zu beantworten, als ſie an ihn gerichtet wurden. Jetzt erſt dachte er auch an ſeine gute Mutter. Sie hatte doch wahrlich nicht verdient, auch das noch an ihm zu erleben. Ach, die lieben Bilder aus vergangenen Tagen, das ſchöne Leben neben Dorotheen auf dem Stighof, es war nicht etwa nur einfach dahin, verſchwunden und verloren, ſondern war ihm zur drückenden Laſt und alle Roſen, die ihm auf ſeinem Lebenswege jemals blühten, hatten ſich in ſchmerzlich ſtechende Dornen verwandelt. Er hatte geglaubt, Dorotheen verachten, haſſen zu können als die Gefühlloſe, die berechnende Geliebte des reichen Bauern, nun aber lag er wehrlos und unfähig zu Spott und Trotz. Nur noch weinen konnte er und weinen mußte er, wenn ihm auch mit verhaltenen Augen die Anweſenheit der vielen Neugierigen ſchmerzlich gegenwärtig blieb.

Dorotheens Erſcheinen und ihre Fragen brachten etwas Leben in die Menge, die vorher wie erſtarrt um den Leidenden herumſtand. Vielleicht mochten die von der Magd geſtellten Fragen an manches Verſäumnis erinnern und dazu kam noch, daß die Veränderung im Weſen des Unglücklichen keinem einzigen ganz entging und alle etwas weicher ſtimmte. Jedermann wollte nun gleich etwas für ihn tun. Während viele, ohne noch Regenſchirme mitzunehmen, forteilten, um den Doktor zugleich daheim und in allen Wirtshäuſern zu ſuchen, brachten die Zurückgebliebenen Salben und Wein, Binden und Tücher aus dem Hauſe oder trugen aus der Nachbarſchaft herbei, was in Hausarzneibüchern beleſene Mütterchen nur immer wünſchen und empfehlen mochten.

Als Dorotheens weiche, jetzt leiſe zitternde Hand das Haupt des Verwundeten berührte — ſie tat das ſo leiſe, daß man glauben mußte, er werde es gar nicht merken —, da öffnete er die Augen wieder und ſchaute zu ihr empor, ſo freudig ſtolz und doch auch wieder ſo demütig bittend, daß das Mädchen erbebte vor dem Blicke, in welchem des guten Burſchen ganze Seele lag. Ja ſie, die bisher ſich ſo tapfer gehalten, wurde jetzt ſchwach und vergaß in der Verwirrung die Umſtehenden und was ſie eigentlich wollte. Zitternd ſtand ſie da und wurde bald blaß, bald rot, bis ihr endlich die Wirtin ungeduldig das Waſſerglas abnahm und den Kopf des Jos zu waſchen begann.

Erſt als der Unglückliche auf die in der Eile zuſammengeflickte Tragbahre gelegt und heimgebracht werden ſollte, kam Dorothee wieder vollkommen zu ſich ſelbſt, und während ſie ſich umſah, ob nicht auch etwa einem anderen Mädchen beim Anblicke des Blutenden beinahe übel geworden ſei — wie ihr —, befahl ſie den Trägern

die größte Sorgfalt, damit nicht am Ende das Unglück durch ihre Schuld noch größer werde.

Während sie nun mit der kleinen stillen Gesellschaft das Haus verließ, wurde droben getanzt und gejubelt, daß die Fluoh drüben über der Aach die frohen Töne auch da noch wiedergab, als sie schon zu weit ins Argenauer Dörflein hineingekommen waren, um aus dem Wirtshause selbst noch etwas hören zu können. Dorotheen kam das jetzt ganz verrückt, ja unmenschlich herzlos und grausam vor, so daß in ihr der Vorsatz erwachte, ihr Lebtag keine Tanzmusik mehr zu besuchen. „Kann man," mußte sie sich fragen, „so fröhlich sein, nachdem man so kalt und lieblos war? Sieht niemand die Lücke, die das Unglück in dem frohen Kreise riß?" Allerdings lärmte die Fluoh herüber, daß man das könne, und von dem, der sich da seufzend zum armen Mütterlein tragen lassen mußte, sagte sie nichts. Aber war's denn am Ende nicht mit jedem Vergnügen so, wenn auch der Leidende nicht so hart daneben und für sie so hörbar ächzte? Was mochte nicht schon vielleicht beim nächsten Nachbar alles vorgefallen sein, während ihr die Stunde in der besten Unterhaltung unerwünscht rasch verging!

Es hatte aufgehört zu regnen, aber noch war der Himmel benebelt und auf die Tannen herab hingen gewaltige Wolken, von denen der Kalendermacher, nach der für heute angegebenen Tageslänge zu urteilen, durchaus keine Ahnung gehabt haben mußte. Schon lange vor sieben Uhr war es fast plötzlich Nacht und so dunkel, daß die Freunde des unglücklichen Jos, sich mehr auf das Gehör als das Gesicht verlassend, den Weg zwischen den rechts und links noch niederplätschernden Dachtraufen suchen mußten. Es war Dorotheen immer noch gewesen, als ob sie in recht kurzweilige Gesellschaft komme, wenn

ſie zwiſchen den ihr ſo wohlbekannten Häuſern dahinſchritt. Heute aber konnte ſie ſich keinen frohen, glücklichen Kreis um die wenigen Lichter herum denken, die ſie auf ihrer Wanderung erblickte. Da ſaß wohl das arme Mütterlein mit dem Roſenkranz in der Hand auf der breiten Ofenbank und erwartete, von Zeit zu Zeit nach dem ſchwarzen Zifferblatte der alten Schwarzwälderuhr blickend, ungeduldig den einzigen Sohn, der noch im Wirtshauſe ſaß und wohl den halben Sommerlohn verjubelte. Dort am Fenſter lehnte die arme Thereſe, die heute hart neben der Zuſel auf dem Brückeneingang den Geliebten erwartete, bis dieſer mit einer Angeſeheneren, Reicheren, ohne ſie noch zu beachten, an ihr vorüberſchritt. Hier ſaßen hungrige Kinder mit der traurigen Mutter bei den erſten Erdäpfeln dieſes Jahrganges, die geſtern ſo fröhlich heimgebracht wurden. Man dachte ſie gemeinſam zu eſſen am Kirchweihtag und Gott dafür zu danken. Nun aber fehlte der Vater und trotz des Hungers wollte es niemand recht ſchmecken. Dort polterte der biedere Vater und weinte die Mutter über die ungeratene Tochter, welche, wie man von Freunden, Feinden und Nachbarn hören mußte, ein bemittelter Taugenichts den ganzen Abend auf dem Tanzplatze feſthielt. Auch Angelika hatte ein mattes Licht im Zimmer. Ihr Kind half ihr auf den Vater, den Andreas, warten, welcher ſchon früh etwas angetrunken war und mit einer Kellnerin tanzte. Und immer noch tönte es von der Fluoh herüber, die Hörner brüllten, die Burſchen lärmten immer wilder, und ſicher hätte Dorothee ſich beinahe zu fürchten angefangen, wenn ſie jetzt mit ihren Gedanken allein geweſen wäre. Vor ihr her trug man den Liebling, den einzigen Sohn der armen Stickerin, die wohl jetzt noch ganz arglos daheim ſaß, ihre Wochenrechnung machte und nebenbei dem lieben Herrgott dankte,

daß ihr Jos einen so guten Platz bekam und denselben auch zu behaupten imstande war. Ganz laut, gerade als ob sie das widerliche Echo von der Fluoh sich aus dem Gehör bringen wolle, rief sie schmerzlich aus: „O du Welt, du böse, kalte, herzlose, selbstsüchtige Welt! Du bist ein Wehhaus und ein Tränental, wie es im Kirchengebete heißt."

Wie der vom Sturme vertragene Funken oft in viertelstundenweiter Entfernung als mächtiges, weithin leuchtendes Feuer aufflammt, so spinnt sich dem Aufgeregten, besonders im Dunkel der Nacht, wo Aug' und Ohr so bald an die wenigen äußeren Eindrücke gewöhnt sind, ein einziger Gedanke auf seinem Wege bis zum anscheinend entferntesten wunderbar und beinahe unbemerkt fort. Mit dem einzigen Worte aus einem wohlbekannten Kirchengebete, dem Salve Regina, kam sie vom Lärm des heutigen Tages hinweg in die Kirche, wo sie schon als frommes Kind dem lieben Gotte und der heiligen Mutter so manches Leiden klagte. Auch jetzt wieder versuchte sie zu beten. Aber es ging ihr wie immer — sie konnte viel besser danken als bitten. Wenn sie recht glücklich war, dann fühlte sie sich dem Allvater am nächsten und wurde demütig; hatte sie aber Klagen über die Welt, dann fehlte es ihr nicht an Worten, aber die rechte Andacht wollte nicht kommen und es war, als ob sie sich schäme, mit so etwas vor den lieben Gott zu treten. Auch heute ging es ihr so und immer wieder fühlte sie sich in ihrer Andacht gestört, obwohl die Vorangehenden noch kaum ein Wort gewechselt hatten. Sie waren alle noch zu erschrocken, als daß ihnen selbst Dorotheens lauter Ausruf über die böse Welt besonders hätte auffallen können. Während Jos dem Heuer und den anderen gegenüberstand, waren sie alle auf dem Tanzsaal gewesen.

Erſt der auch dorthin dringende Bericht von dem Unglück ihres ehemaligen luſtigen Gefährten hatte ſie an ſeine Seite gerufen und ſie gingen um ſo lieber mit ihm heim, da nun doch die Luſt zum Tanzen ihnen allen gänzlich vergangen war.

„Weiß die Mutter ſchon von der traurigen Geſchichte?“ fragte einer der Burſchen, das bange Schweigen endlich unterbrechend.

Dieſe Frage gab Dorotheen wieder Leben. Sie dachte an den Schrecken der armen Stickerin, wenn nun Jos auf einmal ſo in ihre Stube gebracht würde. Nein, das durfte nicht geſchehen. Vorher ſollte das arme Weib ſo gut als möglich darauf vorbereitet werden. Dorothee eilte voran und ſann, wie ſie es nun anzugehen habe. Es waren peinliche Gedanken, mit denen ſie ſich jetzt beſchäftigte, und doch war ihr wohler, als da ſie noch müßig klagte und betete und einen Wink des Himmels erwarten zu wollen ſchien. Ja, ſeit es wieder etwas zu tun gab, fühlte das Mädchen ſich mutig, wie es noch ſelten nach einem Gebete war, welches nur einem Notſchrei glich. Vor dem Häuschen der Schnepfauerin aber wurde ihr wieder himmelangſt. Zitternd trat ſie in die dürftig erleuchtete Stube, wo die Schnepfauerin faſt zu Tode erſchrak, als ſie den ſpäten Beſuch endlich denn doch trotz ſeiner ungewöhnlichen Bläſſe erkannte. Dorothee begann, ſich wunderbar beherrſchend, mit einer Abhandlung über den Willen Gottes, ohne den kein Haar von unſerem Haupte fallen könnte. Die Schnepfauerin ſchnitt dieſe Einleitung kurz und gewaltſam ab. „Du kämſt heut' nicht zu mir, wenn du nicht etwas Wichtiges und etwas Schlimmes ſagen müßteſt. Nun, ich leide ſchon unter dieſem Gedanken ſo viel, daß es nicht zu ſagen iſt. Drum ſchone mich nicht mehr und ſage mir offen, warum du da biſt.“

„Es iſt wohl nicht ſo arg als du denkſt," antwortete Dorothee langſam. „Der Jos iſt nur für einige Wochen arbeitsunfähig geworden bei einem gefährlichen Sprung. Ich möchte der Stigerin nicht gern gleich von der Sache erzählen, du aber wirſt ſchon ſo gut ſein und ihn einige Tage pflegen und warten. Ich ſtehe dafür, daß dir — von Hanſen oder ſonſt — jedenfalls alles reichlich erſetzt wird, was du tuſt und anwendeſt."

„Iſt gar nicht nötig," ſagte die Mutter, die viel Schlimmeres erwartet zu haben ſchien, beinahe fröhlich. „Wer ſollte ſo Zeit und Luſt haben, für den armen Jos zu ſorgen wie ich?"

Und noch bevor ſie fragte, was denn ihrem Sohne begegnet ſei, trug ſie einen Laubſack*) auf die breiteſte Bank**), ſtellte einige Lehnſtühle davor und machte in der Eile ein Bett, ſo gut es ihr nur möglich war. Als man aber die Tritte der Nachkommenden hörte, ließ die arme Mutter alles liegen, wie es eben lag, erfaßte krampfhaft das auf dem Tiſche ſtehende Licht und wankte zur Türe hinaus. Die langſam nachfolgende Dorothee ſah, wie die Mutter, beim Anblick ihres Sohnes beinahe ohnmächtig, auf den Tritt vor der Haustür niederſank und ihr leichenblaſſes Geſicht in den zitternden Händen verbarg. Dann raffte ſie ſich mit einer furchtbaren Kraftanſtrengung wieder auf und ſagte tonlos und hart: „Er ſoll gewiß auch noch halb erfrieren hier in der kalten Nacht? Seid ihr alle denn von Holz, daß ihr ſo gar nicht mit leidenden Menſchen umzugehen wißt?"

Der Armen fiel es nicht ein, daß die Träger nur

---

*) ſtatt Strohſacks, denn Stroh gibt es im Lande nicht.
**) An der Wand befeſtigte Bänke ziehen ſich um die Stube herum.

auf ſie warteten. Die guten Burſchen verziehen ihr aber gern dieſe Ungerechtigkeit. Schweigend folgten ſie ihr ins kleine Häuschen, als ſie das Licht wieder ergriff und rief: „Stoßt doch um Gottes willen nirgends an — oder,“ fügte ſie in ganz anderem Tone bei, „macht ſo gut ihr könnt. Ihr meint's ja redlich und habt ihn bis vors Haus gebracht. Ach, es iſt ſo traurig, aber ich hab' auch ſchon etwas für fröhlich gehalten und dann iſt's nur zum Unglück geweſen.“

Auf die Freunde des Jos würde die wohlgeſetzteſte Rede nicht einen halb ſo tiefen Eindruck gemacht haben wie dieſe wenigen, ſcheinbar gar nicht zuſammenhängenden Worte der armen Mutter. Feuchten Auges trugen ſie ihren Freund in die Stube und ſahen mit Freuden die Mutter wieder etwas gehobener und feſter, als ſie ſich noch an manches erinnerte, was notwendig ſogleich getan und hergerichtet werden mußte. Dann aber wollte ſie auch wiſſen, was denn eigentlich dem armen Jos begegnet ſei.

Jos, der noch kein Wort geſprochen hatte und auch keines zu ſprechen imſtande war, zog die Bettdecke übers Geſicht, um unbemerkt weinen zu können. Dorothee begann ſo ſchonend als möglich zu erzählen, bis ſie durch das Kommen des Arztes unterbrochen wurde. Dieſer fand den Beinbruch ſehr bedenklich. Aber obwohl er ſogar vom Abnehmen des Fußes einige Worte fallen ließ, ſchien doch der Mutter noch immer das traurigſte, daß das alles nur die Folge eines Wirtshausſtreites war. Sie machte dem Hitzkopf, den ſie doch ſchon ſo oft und oft warnte, die bitterſten Vorwürfe. Als aber der Schmerzgequälte laut aufſeufzte, da eilte ſie ans Bett, zog die Decke herunter, daß ſie ſein Geſicht ſehen konnte, und kam dann nicht mehr dazu, ihre Strafpredigt wieder aufzunehmen. Dafür gedachte ſie nun der traurigen Zukunft.

Die anderen ſuchten ſie zu beruhigen, aber ihre Troſtworte weckten nur Widerſpruch. Man erinnerte ſie daran, daß ſie mit ſolchen Klagen dem Kranken weh tue, und das half. In der Sorge um den Liebling fand ſie Kraft und Selbſtbeherrſchung, ja nach wenigen Stunden ſogar eine gewiſſe Heiterkeit der Seele wieder, ſo daß Dorothee und die anderen ſie und den Kranken ſelbſt viel beruhigter verließen.

Jos litt nicht nur an ſeinen Verletzungen. Zu den quälendſten Vorwürfen wegen ſeiner Übereilung kam bald auch noch die Sorge für ſeine und der Mutter Zukunft. Die Mutter fand immer noch eine Art Troſt und Aufrichtung in der ſorglichſten Pflege des kranken Lieblings; dieſem aber war wie ein ſchmerzlich bitterer Vorwurf, was ihn ſonſt als ſprechender Beweis der Mutterliebe auch unter ſchlimmen Umſtänden überglücklich gemacht hätte. Wie aufs tiefſte beſchämt, wie vernichtet lag er da, ſein verwünſchter Trotz war gebrochen; nicht niedergeſchlagen von den Gegnern, die er im Traume ſich wieder und wieder gegenüberſtehen ſah, ſondern mehr geſchmolzen von der Wärme der Mutterliebe, die ihn umgab und ganz neue, früher nie gekannte Gefühle in ihm keimen und wachſen ließ. Eine wunderbare Weichheit bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens, ſo daß er ruhig zuhörte, als ſpäter ſeine Freunde ihm erzählten, wie ſpottſchlecht ſchließlich auch ſein Gegner, der Heuer, noch weggekommen ſei.

So arg als einen hatte Jos mit ſeinem trotzigen Benehmen Stighans erzürnt. Eine Demütigung gönnte ihm dieſer recht wohl und wäre bereit geweſen, auch das Seine dazu beizutragen. Als er dann aber hörte, wie ſchlecht dem Jos ſein kühner Sprung geraten, da war ihm nicht mehr recht wohl, wenn er ſich davon auch nichts anmerken ließ. Er hätte eine ſchöne Kuh drum gegeben,

wenn er damit alles ungeſchehen zu machen imſtande geweſen wäre. Trotzdem brachten Dorotheens Vorwürfe ihn nicht von ſeinem Platze, ja, dieſe zwangen ihn, innerlich ſich zu ſeiner Selbſtverteidigung immer wieder an das läſtige Benehmen ſeines Knechtes zu erinnern. Er wollte kein wetterwendiſches Weib ſein wie Dorothee, welche — das hatte er genugſam bemerkt — ſich noch vor wenigen Minuten ſelbſt recht von Herzen über den Jos geärgert hatte. So blieb er denn ſitzen und ſendete Dorotheen einen zornigen Blick nach, als dieſe zu dem Unglücklichen eilte.

Der Heuer hatte ſich mit der Miene eines Mannes, welcher ſich für den Helden des Tages hält, neben die ſeit Dorotheens Entfernung ausgelaſſen luſtige Zuſel geſetzt und begann nun Hanſen als Kirchweihwitwer auf die derbſte Weiſe zu necken. Die Lacher natürlich hatte er bald auf ſeiner Seite, obwohl ſeine Witze zuweilen ſo ungehobelt waren, daß Zuſel ſich ſeiner zu ſchämen begann. Endlich war Hanſens Geduld zu Ende, der Faden riß. Auf ſprang er, ſchlug die Fauſt hart neben der Stumpfnaſe des Heuers auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, und donnerte das geputzte Bürſchchen an: „Derlei Brocken wirſt du noch bekommen, wenn du nicht ſchon genug haſt. Willſt du aber nichts mitnehmen, ſo mach' dich nur im Fluge fort und laß dich nicht mehr ſehen, du Händelſtifter, ſolang' du dein geſtriegeltes Spitzköpflein und den breiten Hemdkragen in Ordnung erhalten willſt."

„Ich ſoll ſterben —" ſtammelte der Heuer und ſah ſich ängſtlich ſuchend im Zimmer um.

Aber die Zuſel, welche nun durchaus nicht mehr länger neben ihm geſehen ſein wollte und bereits mit der guten Gelegenheit zu rechnen begann, warf ihm einen Blick zu, der ihn nicht mehr ausreden ließ. Jetzt war ſie entſchieden für den Frieden. Der Heuer ſah ſich allein

und nur kalte, höhnende Blicke auf sich gerichtet. So kam er denn bald zu der schmerzlichen Überzeugung, daß Gehen das Klügste sei, und langsam, so leise und unmerklich, als es in der Eile nur immer geschehen konnte, rückte er seinen Stuhl so weit vom Tisch aus der Reihe der übrigen Stühle weg, daß er Platz genug zum raschen Aufspringen gewann. Er hätte aber gewiß nicht so aus dem Zimmer rennen, nicht auf jeden Tritt drei Stufen der Stiege unter die Füße nehmen müssen, denn sicher dachte kein Mensch daran, ihm etwas in den Weg zu legen oder ihn gar zu verfolgen.

Er eilte ins Haus des Krämers, packte seine Sachen zusammen und hinterließ bei der Magd den Auftrag, ihm nach Abzug seiner Zeche den Heuerlohn so schnell als möglich nachzusenden.

Im Wirtshaus „Zum Rößle" ging es nun wieder so lustig zu, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Man gedachte auch des Geschehenen fast nur dadurch, daß man sich erfreut aussprach, nun doch der lästigen Händelstifter glücklich losgeworden zu sein.

Stighans hatte sich unter allgemeinem Beifall auf des Heuers Stuhl gesetzt hart neben Zusel, die ihm des Knechtes wegen keine Vorwürfe mehr machte. Der Krämer war überglücklich. Aber wie wohl ihm bei den jungen Leuten auch war, so schickte er doch den Hans mit seiner Zusel großmütig von sich weg auf den Tanzsaal, den diese erst spät in der Nacht verließen.

Hans begleitete die Zusel heim, trank noch den in der Eile gemachten Kaffee und eilte dann — dem Morgen noch zu entrinnen — auf den stillen Stighof, wo die schon wieder tätige Dorothee ihm einen guten Tag wünschte.

Elftes Kapitel.

Wie man ſchiebt und geſchoben wird.

Wieviel auch, ſeit man das „Volk" als Kunſtobjekt zu behandeln begann, über Bauern und beſonders über Bauernmädchen geſchrieben wurde, es iſt doch immer noch fraglich geblieben, ob die guten Kinder ſich mit der Kirchweih mehr die Woche vorher oder nachher in Gedanken beſchäftigen. Wahrſcheinlich wird man, wenn noch dreißig Jahre Dorfgeſchichten geſchrieben und alle deutſche Erdenwinkel durchſtöbert ſind, ſich für die Woche hernach entſcheiden.

Bei einzelnen kann das ſchon jetzt als ausgemacht gelten.

Zuſel hatte nicht viel, wenigſtens gar nichts Beſonderes gehofft. Nur einmal ein wenig Lärm wollte ſie haben, und nun war aus dem Spaße ganz unvermutet Ernſt geworden. Jetzt war der Ehrgeiz des Mädchens wach. Was ſich ſo wie von ſelbſt angezettelt hatte, das mußte nun fort und fertig gewoben werden, damit ſie ſich vor Hansjörg, wenn er wiederkam, nicht mehr ſo gleichſam in ihrer Blöße ſehen zu laſſen brauchte. Der Burſche war ihr jetzt wieder viel im Sinn, woran vielleicht auch die von Jos gemachten Anſpielungen einige Schuld haben mochten. Sollte wirklich der Vater ihn in des Kaiſers Rock gebracht haben? Sie fragte, horchte, ſah in

den Rechnungsbüchern nach und ergab ſich nicht mehr, bis es ihr klar geworden war, daß der Krämer wirklich nur Mathisles Abhängigkeit benützt habe.

Aber dieſe Entdeckung wirkte jetzt nicht mehr ſo, wie ſie noch vor wenigen Monaten gewirkt haben würde. Wohl konnte ſie den armen Burſchen bedauern, aber ſein Briefhandel war dadurch nicht entſchuldigt. Hansjörg war eben ein Menſch, der ſo wenig feſt auf ſeinem Platze ſtehen konnte als der Heuer. Ob aus der nämlichen Urſache, war ihr jetzt ziemlich gleichgültig. Ihr Liebhaber mußte ein ganzer Mann ſein; woher es ihm kam, blieb ihr immer das nämliche, wenn es nur da war. Hansjörg und der Heuer, ſie waren ſich ſo ziemlich gleich, denn beide zogen ſchon vor dem erſten Hinderniſſe jämmerlich ab. Das waren keine Männer; einen Mann aber wollte ſie nun an ihrer Seite wiſſen, der ſie ſchützen und jeden Angriff von ihr abwehren konnte.

Als Jos ſie mit ſeinem Spotte erröten machte und der Heuer rat- und tatlos neben ihr ſitzen blieb, da hatte die Stolze es einmal ganz durch und durch empfunden, wie wehrlos ein Mädchen neben dem aus Armut und — Gemeinheit herausgewachſenen, vielleicht ſchuldbewußten Vater ſteht. Ja, er hatte recht, dieſer Vater, ſein ſtolzes Gebäude mußte ſtürzen, wenn ſie ihm nicht das ſchützende und bindende Dach aufſetzte. Und ſollte ſie das nicht von Herzen gern, um in alle Zukunft froh und ſicher wohnen zu können?

Wie ſie doch einmal ſo an Hansjörg hatte kommen können? Man hatte geredet, gelacht, nach und nach die gleichen Anſichten bekommen und ſich aneinander gewöhnt, man wußte ſelbſt nicht wie. Es war eben gefährlich neben ſo einem berechnenden Burſchen, gerade wie jetzt für Hanſen neben deſſen Schweſter. Freilich verriet Dorothee

durch ihr Weglaufen von Hanſen eine Neigung für den ehemaligen Schneider, aber Zuſel erfuhr ja an ſich ſelbſt, wie wenig derlei launenhaften Spielereien zu trauen ſei. Wohin konnte der leichtſinnige Hans nicht von dem Mädchen noch gebracht werden, wenn erſt Hansjörg wiederkam und den Ratgeber machte! So einfältig als ſie ſonſt wohl geglaubt, war Hans jedenfalls nicht, das hatte ſie aus der mehrſtündigen Unterhaltung mit ihm erfahren; aber ſchwach war er und beſonders der Magd gegenüber recht ſchwach, ſonſt würde er ſie, die ihm ſo ſchmählich davonlief, ſchon am Tage nach der Kirchweih aus dem Dienſte geſchickt haben. Freilich ſuchte ſie ſich zu bereden, daß das eben nur ſeine Gleichgültigkeit verrate, aber es wollte nicht recht gehen und Zuſel, die nun ſiegen mußte um jeden Preis, nachdem ſie einmal angefangen hatte, ließ die beiden bald auch durch andere in und außer dem Hauſe auf Schritt und Tritt beobachten.

Wer ſucht, der findet. Das gilt auch von einem Menſchenpaar, dem man einmal ein Liebesverhältnis zumutet, und gilt beſonders, wenn die Beobachter und Beobachterinnen für jede Mitteilung reichlich belohnt werden. Zuſel bekam bald jeden Abend Bericht und arbeitete ſich ſo immer tiefer in die Sache hinein. Bald vermochte ſie Hanſen, den ſie jedesmal ſah, wenn er mit Senſe oder Rechen vorüberging, bei weitem nicht mehr ſo unbefangen etwas Witziges nachzurufen, als in den erſten Tagen nach der Kirchweih. Später hatte ſie nur noch ein ſcheues „Guten Morgen“ für ihn, und wenn er ſie dann erſtaunt, fragend anſah, ſo gab ihr das aufs neue zu denken, weil ſie dadurch etwa eine der ſchon von jemand gemachten Beobachtungen beſtätigt wähnte.

Nachdem das letzte Heu beim Krämer glücklich untergebracht war, verkehrte das Mädchen faſt nur noch mit

Leuten, welche von Stighanſen redeten. Dadurch gewannen die unbedeutendſten Reden und Handlungen des guten Burſchen in den Augen der Zuſel eine Wichtigkeit, daß man davon leicht auf eine ſtarke geheime Neigung ſchließen konnte. Es war auch ganz natürlich, daß das von den zum Aufpaſſen Beſtellten bald genug geſchah. Sie vermochten aber das viel eher geheimzuhalten als das, was ſie an Hanſen und Dorotheen beobachteten oder dem Beobachteten unterlegten. Auf einmal kamen über Hanſen und ſeine Magd die ſonderbarſten Gerede ins Dorf. Kein Menſch wußte woher, denn ſie waren überall auf einmal und Zuſel fand, freilich durch ihre Veranlaſſung und Schuld, nun allgemein beſtätigt, was ſie geahnt und gefürchtet hatte. Es war ſchrecklich, daß das Mädchen nicht nur den unſchuldigen, unerfahrenen Burſchen an die Ketten der Sünde zu ſchmieden und daran feſtzuhalten wußte, ſondern ſelbſt die alte Stigerin blind und taub zu machen verſtand. Durch ſolche Mittel und auf ſolchen Wegen ſollte der ſtattliche Hof, auf dem redliche, ſittenſtrenge Väter in Gottesfurcht walteten und alles zuſammenhielten, nun einer herabgekommenen Freundſchaft zufallen? So ging es jetzt hin und her, daß Zuſel, der das immer einen Stich gab, beinahe zur Verzweiflung gebracht wurde. Auch der Krämer hörte ſolches Gerede gar nicht gern. „Die altbackene, fromme Dorothee," meinte er, „wäre ſelbſt nie ſo gefährlich als dieſes Geſchwätz, das Hans und vielleicht ſogar auch die alte Stigerin nur für den Lärm der Neidestrommel halten. Wenn das geſchieht, dann freilich kann aus der kindiſchen Liebelei etwas Großes werden."

„Da ſieht man's," klagte Zuſel, „auch du glaubſt an dieſe Liebelei!"

„O, die nur iſt nicht gefährlich," lachte der Krämer,

„und besonders dir nicht.“ Und das errötende Kind mit wohlgefälligem Lächeln betrachtend, fuhr er nach einer Pause schmeichelnd fort: „Gefährlich hätte dir nur eine werden können und die bist du selbst mit deinem trotzigen, leidenschaftlichen Sinne. Seit ich diese eine nicht mehr fürchten muß, fürchte ich gar nichts mehr. Wenn du nur nichts verdirbst, dann muß es gehen auf diese oder jene Art. Die alte geldgierige Stigerin ist auch noch da und Hans wird müssen, wenn er nicht will.“

„Aber ich will nicht und muß nicht, wenn es so klingt,“ sagte Zusel entschieden. „Alles wär' mir wie Gift und Messer, was nur so gezwungen käme. Die Zusel ist zu stolz, um sich einen Liebhaber nur so gleich einem Gefangenen zuführen zu lassen. Selbst, freiwillig soll er kommen oder gar nicht.“

Der Krämer, dem der Erfolg immer die Hauptsache und das einzige war, was er im Auge hatte, fand seine Tochter geradezu unbegreiflich. In der letzten Zeit hatte er sie für recht verliebt gehalten, drum glaubte er, nun müsse ihr jeder Weg recht sein, auf dem der Geliebte ihr entgegengeführt werden könne. Wunderbare Leute, diese Weibsbilder! Schon an seiner Seligen hatte er zuweilen etwas bemerkt, was ihm rein unverständlich war.

Der Mann saß und sann, bis es zu dunkeln begann. Auf einmal entstand draußen an der Haustür ein Gerumpel, als ob nicht nur ein, sondern wenigstens ein Dutzend Türklopfer in Bewegung gesetzt würden. Zusel wollte sehen, was es gebe. Sie verließ das Zimmer mit den Worten: „Den Hans mag ich unter solchen Umständen gar nicht und du brauchst in der Sache nichts mehr zu tun.“ Aber noch bevor der Krämer sich von seinem Erstaunen über diese Rede wieder erholt hatte, schoß das Mädchen zurück und hauchte fast atemlos: „Jetzt,

Vater, jetzt haben wir's. Der Hansjörg iſt da! Geh doch du, denn ich kann ihn in ſeinen Soldatenkleidern, kann ihn jetzt durchaus gar nicht mehr ſehen."

Was mag er wollen? fragte ſich der Krämer, während das Mädchen in ſeine Kammer eilte. Langſam und jeden Tritt noch langſamer ging der Mann der Haustüre entgegen. „Daß der Spitzbub' ſchon heute kommen muß," murmelte er. „Es ſteckt doch noch ein Tropfen vom früheren Blute in ihm, ein böſer, giftiger Tropfen, und kein Menſch kann ſagen, wie lange das Mädchen ſo fortläuft, wenn er kommt. Mit Hanſen iſt's wie aus. Sie hat keinen Sinn fürs Vermögen, denn die Verwöhnte weiß nicht, mit wie blutſaurer Arbeit man es erwerben muß. Wunderliches, ehrgeiziges, demütiges, opferwilliges, ſelbſtſüchtiges Volk — dieſe Weiber! Am End' iſt's gut, daß Hansjörg mich trifft. Er ſoll nicht Luſt kriegen, ſo bald wiederzukommen."

Und der Krämer ſah wirklich recht grimmig aus, als er der Türe zuſchritt, ſeine Hand aber zitterte beim Öffnen gewiß ärger, als wenn er je einem Grenzjäger öffnete, der nach den wohlverſteckten geſchmuggelten Waren zu ſuchen kam. Er erwartete etwas ganz Beſonderes und nahm alle ſeine Kraft zuſammen. Trotzdem prallte er zwei Schritte zurück, als er die hohe Geſtalt des ſchönen Kaiſerjägers in der kleidſamen Uniform erblickte, die ſeinem ganzen Weſen etwas Stolzes, Sicheres gab, vor dem dem Handelsmann himmelangſt wurde. Der Krämer hatte ſeine Sprache verloren; auch der Mann mit dem ſchönen, etwas gebräunten Geſichte ſchwieg eine Weile und ſchien unterdeſſen jeden Augenblick noch größer zu werden. Endlich wünſchte ſeine klangvolle Stimme einen guten Abend.

„Was iſt gefällig?"

„Ich hab' mich nur ſehen laſſen wollen in des Kaiſers Rock."

Dieſer Trotz im Tone gab auch dem Krämer wieder Kraft. „Dann," ſagte er, „hätteſt du lieber am hellen Tage kommen ſollen."

„Kann ſchon auch noch geſchehen. Ich werde überall ſein, wie das böſe Gewiſſen."

„Hätteſt du ſonſt nichts wollen?" fragte der Krämer etwas ſcheu.

„Einen Pfeifenkopf kaufen."

Das Geſchäft war bald abgetan und der Kaiſerjäger verließ brummend das Haus.

„Was da," rief der Krämer, die Schublade zuſchlagend, daß die porzellanenen Pfeifenköpfe klirrten, „ſo einen Taugenichts, der mit lauter Kupferkreuzern zahlt, ſollte unſereiner fürchten? Dummheit!"

„Iſt er fort?" fragte Zuſel, die unbemerkt bis unter die Ladentüre geſchlichen war.

„Natürlich, warum ſollte er dableiben?"

„Ich glaub', er ſei ins Dorf hinein."

„Iſt mir gleichgültig."

„Aber mir nicht. Wenn er nun auf den Stighof geht?"

„So wird Hans keine große Freude haben."

„O, ich auch nicht!"

„Pah!"

„Der Kuppler und Verführer hat uns noch gefehlt. Wenn ein anderes Haus ins Geſchrei käm' wie der Stighof, dann tät's Predigten und Chriſtenlehren geben, daß jedes Kind ſie heimzutun*) wüßte. Iſt's doch im Frühling denen von der Kanzel aus nachgetragen worden, die

*) ſie richtig anzuwenden, die Gemeinten zu erraten.

vor dem bestimmten Alter sich in den Jungfernstuhl machen. Hier aber will man nichts sehen und nichts sagen, wenn schon das ganze Dorf davon voll ist."

Der Krämer stand neben dem Ladentische und sann. Dann plötzlich sagte er: „Mädchen, das ist gar nicht so übel," und ging hinaus.

Am anderen Tage ging er zur Messe und dann in den Pfarrhof. Langsam schritt er durch den Garten, in dem er den greisen Pfarrer vergebens hinter schon welkenden Blumenbüscheln und Rosenhecken zu erspähen suchte. Vor der Türe band er sich noch das Halstuch fest, ordnete den Hemdkragen, nahm die Zipfelkappe ab und trat auf das einladende „Herein" herzhaft in die Stube.

Der Pfarrer saß beim Frühstück und sah den seltenen Gast etwas strenge an. Doch länger als einige Augenblicke vermochte der gute Mann gegen keines seiner Pfarrkinder unfreundlich zu sein. „Es wird doch nichts fehlen, daß Ihr selbst einmal kommt?" fragte er und fuhr dann lächelnd fort: „Es ist mir lieb, daß ich mich Ihres Besuches auch wirklich freuen darf."

„Ich hätte vielleicht zu einer etwas passenderen Zeit stören sollen," stotterte der Krämer.

„Ich gehöre meiner Gemeinde zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht," antwortete der Pfarrer.

Der Krämer setzte sich auf den ihm gebotenen Stuhl und begann: „Es ist vielleicht nur eine Einbildung, was mich hertreibt; aber solche Einbildungen können oft vom Schutzengel kommen oder von den armen Seelen. Mir einmal*) sind in meinem Leben schon weit weniger lebhafte Vorstellungen verhängnisvoll geworden. In den letzten Tagen und ganz besonders heut' ist's mir immer

*) d. i. wenigstens.

ganz merkwürdig vorgeſtanden, ich ſollte für die Seelen meiner guten Schwiegereltern doch auch etwas mehr tun, als was öffentlich und ſozuſagen nur anſtandshalber für ſie geſchah. Zum Beten freilich hat unſereiner keine Zeit, drum tät ich gern für die Seligen ein Dutzend heilige Meſſen in aller Stille leſen laſſen."

„So," ſagte der Pfarrer trocken und ſchritt langſam gegen den Schreibtiſch.

Dem Krämer war ordentlich wohl, daß der Pfarrer ihn endlich aus den Augen ließ. Der durchdringende Blick hatte ihm zuletzt beinahe die Sprache benommen. Jetzt plauderte er wieder ſo behaglich wie einer, der eben einer Gefahr entrann und nun jede Spur der gehabten Angſt wegzulächeln ſucht. „Mit meinen guten Schwiegereltern," erzählte er, „hab' ich denn doch nicht immer im ſchönſten Frieden gelebt. Was konnten ſie für die ererbte Denkungsart? O, es war gewiß nicht böſer Wille, wenn ſie mich meine frühere Armut und die Fehler meiner Schweſter oft ſchmerzlich empfinden ließen. Ich ertrug das um ſo geduldiger, weil ich ſelbſt noch manchen Fehler abzubüßen hatte. Ich hab' viel gelitten, aber der liebe Gott hat mich dafür geſegnet, mehr als ich hoffen konnte — viel mehr, Herr Pfarrer! Als Vater kann ich immerhin zufrieden ſein — wenigſtens mit dem Kinde, welches von mir erzogen wurde. Die Zuſel hat freilich noch nicht alles im Kopf wie ich. Natürlich, junge Mäuſe bemerken nur den Speck, ältere auch die Fallen, in welchen er liegt. Im ganzen muß ich das Mädchen loben und ſagen, für dieſes Alter könnt' ich ſie kaum anders wünſchen. Verſtand und Ernſthaftigkeit kommen erſt mit den Jahren, das weiß ich nur zu gut von mir ſelbſt und muß ihr im Grund verzeihen, daß ſie ſich mit Mathisles Hansjörg etwas zu tief einließ. Er war eben als Ladenſchneider im Haus

und man weiß wohl, daß es kein Gut tun kann, wenn Feuer und Stroh so nahe zusammenkommen. Mich hat's schon lange gewundert, daß das auf dem Stighof, wenigstens scheinbar, immer noch so gut tun kann. Verbrannte Kinder fürchten das Feuer und ich muß gestehen, daß ich da nicht immer nur müßig hätte zusehen mögen. Die gute Alte aber scheint nichts zu merken und der Herr Pfarrer wird leider die Wichtigkeit der Sache bisher auch noch zu wenig erkennen."

Der Pfarrer, welcher mit immer noch größeren Schritten die Stube durchmessen hatte, blieb jetzt vor dem erschrockenen Krämer stehen und fuhr diesen an: „Ich hab' in Konstanz studiert!"

Der Krämer verstand den Sinn dieser Worte nur zu gut. Der alte Pfarrer hatte seine Studien schon damals vollendet, als der Bregenzerwald noch zum Bistum Konstanz gehörte*). Er meinte sich ordentlich damit, kein Brixner zu sein, und ermangelte nicht, den jüngeren Geistlichen gegenüber seinen Hirscher und Wessenberg mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens zu verteidigen. So brachte er sich unter seinen eifrigen Berufsgenossen in den Ruf eines allzu freisinnigen Mannes und bald betrachteten ihn seine Amtsbrüder nur noch so von oben herab, wie einen verirrten Führer, dem die rechte Erleuchtung fehle. Ihn aber schien das wenig zu kümmern. Lächelnd eilte er aus ihrer Gesellschaft zu seinen Büchern heim. Mit den Jahren aber erlag er mehr und mehr seinen Eigenheiten. Wenn andere Geistliche und besonders die ihm beigegebenen Kapläne das Betschwestertum großzogen, so sah er darin nur einen Schachzug gegen sich selbst und der Ärger darüber, daß man ihn so zu unter-

*) Seit 1819 ist er dem Bistum Brixen untergeben.

höhlen trachte, ließ ihn bald zu streng und bald zu milde vorgehen. Besonders stolz war er auf den unbestrittenen Ruf, daß er ein Mann des Friedens und für keinerlei Schwätzereien zugänglich sei. Es lag auch etwas von diesem Stolz in den Worten, mit denen er den Krämer und seit Jahren jeden heuchelnden und schmeichelnden Zuträger abgefertigt hatte.

Der Krämer saß auf seinem Stuhle wie ein verhagelter Frosch. Er sah sich erraten, daher er denn von Stighansen und seiner Magd nichts weiter mehr sagen, sondern sich vor allem wieder selbst so gut als noch möglich aus der Schlinge ziehen wollte. Das ging wohl am besten, wenn er nochmals an den eigentlichen frommen Zweck seines Kommens erinnerte. Schon ihm selbst gab der Gedanke daran wieder eine gewisse Sicherheit, so daß er, während er die Zipfelkappe aus der Tasche zog, zwar leise aber doch ziemlich fest zu sagen wagte: „Nun, der Herr Pfarrer muß ja seine Hirtenpflicht kennen. Messen aber für Verstorbene werden wohl auch in Konstanz gelesen?"

„Ja," antwortete der Pfarrer mit erzwungener Ruhe. „In Konstanz und überall; ob man ein paar Gulden zahlt oder nicht, wird wenig ändern. Da kommt's beim Stifter auf die Absicht an. Ist die gut, so ist alles gut; mir selbst aber schmeichelt das gar nicht und ich mag mich durch solche Stiftungsgelder auch in keinem Kloster besonders empfehlen lassen. Wer ein Opfer bringen will, der komme mit reinem Herzen, sonst muß ich ihn bedauern. Ich will damit niemand beleidigen, aber gegen so wackere Leute wie die vom Stighof solltet Ihr niemand aufreden wollen, verstanden? Ein altes Weib kann Hans doch als Magd nicht anstellen."

„Aber —"

„Gut — weiß ſchon, daß Dorothee Euch im Weg iſt, Euer Goldfiſchlein unterzubringen und reichen Fiſchfang zu halten. Der gute Hans könnte mich wahrhaftig dauern. Er iſt ſchon was Rechtes wert und die Dorothee auch. — Nur nicht gemuckſt! Wo die ganze Gemeinde fürs Reden und Lügen bezahlt wird, darf der Pfarrer doch auch noch etwas ſagen, wenn er es umſonſt tut. Der Dorothee tät ich ein rechtes Glück gönnen, aber dreinreden möcht' ich weder ſo noch ſo, denn ich hab' in Konſtanz ſtudiert —"

Der Krämer war zum Pfarrhof hinaus, als ob ein Sturmwind ihn erfaßt hätte, und heim kam er, ohne etwas davon zu merken. Aber müde fühlte er ſich, unausſprechlich müde, ſo daß er eine Weile ſich erſchnaufen mußte, bevor er ſeiner Tochter das Erlebte zu erzählen imſtande war. Der Bericht wurde etwas ungenau, ſo daß Zuſel daraus die Überzeugung ſchöpfte, der Pfarrer müſſe von Dorotheen ſchon gewonnen ſein.

„Zum Pfarrer hätte man eigentlich gar nicht gehen ſollen," meinte ſie.

„Wär's aber anders gegangen, ſo würdeſt du alles jetzt dein Werk heißen," antwortete der Krämer ärgerlich. „Beim Kaplan werden deine Freundinnen ſicher das Ihrige tun. Mein Gang hat doch zuwege gebracht, daß wir wiſſen, woran wir mit dem alten Konſtanzer ſind."

„Das hätte man ſich denken können."

„Nicht ſo leicht," widerſprach der Krämer. „Nicht viele würden Dorotheen vor dir den Vorzug geben."

Jetzt ſtellte ſich Zuſel in Gedanken zum erſtenmal neben das ſtille, fleißige, beſcheidene Kind. Sie dachte ſich an den Platz des Pfarrers und derer vom Stighof und wechſelte die Farbe.

„Heiraten wird ſie Hans aber doch nie," tröſtete der Krämer. „Da wird die alte Stigerin entſchieden auf

deiner Seite sein und die ist denn doch noch mehr als der wunderliche Pfarrer."

„Mir ist Hans am meisten," klagte Zusel; „der sollte wollen und sonst sollte dann meinetwegen alles dagegen sein. Ja, erst dann wär's hübsch und könnte man seine Freud' haben an einer Liebschaft. So aber, wie du die Sache nimmst, ekelt's mich ordentlich an und ich hab's schon gesagt, daß ich keinen mag, den man mir mit Gewalt zuführen muß. Weit lieber ging ich noch heut' in ein Kloster."

„Oho!"

„Ja ja, man hat mir schon gesagt, wie es dort eine mit meinen Mitteln so gut haben könnte, und der Himmel wäre gewiß."

Der Krämer kannte die Launenhaftigkeit seines Kindes zu gut, um diese Worte besonders ernsthaft aufzunehmen. Vielleicht war's auch nur ein Seitensprung, um ihn von der Hauptsache abzubringen. Das sollte aber nicht so leicht gehen. Er fragte geradezu: „Du willst also den Hans nicht?"

„Eben will ich ihn, und nur daß er nicht auch will, noch lieber als ich, könnte mich zum Weinen bringen."

„Dann sind wir ja eins."

„Bei weitem nicht. Mir ist sein Vermögen ganz gleichgültig."

„Du bist halt eben verliebt. In der Ehe wird das schon wieder anders kommen."

„Verliebt bin ich nicht. Wenigstens war mir Hansjörg einmal viel lieber. Wenn nur der nicht gerade jetzt gekommen wäre, daß noch eine Weile alles beim alten bleiben dürfte. Aber ich bin im Gerede. Es muß etwas geschehen und ich weiß nicht was. In meinem Kopf dreht sich alles um und um. Vater, du kluger Mann, mach' mich

ruhig. Du haſt mir den Hansjörg genommen, nimm mir auch den Hans! Dir muß das noch viel leichter werden. Gib ihnen Geld, tu, was du kannſt, daß niemand mehr von mir und von ihm und von Dorotheen rede. Tu das, oder ich werde krank und ſterbe."

Der Krämer verließ unmutig die Stube, Zuſel blieb allein. Aber ſchon einige Minuten ſpäter ſchlich eine ihrer Freundinnen, die Köchin des Kaplans, ſo leiſe zu ihr herein, daß Zuſel ſie erſt bei ihrer leiſen Anrede erſchrocken auffahrend wahrnahm.

„Ich hab' dir nur noch geſchwind etwas erzählen wollen," flüſterte die Betſchweſter.

„Ich dir auch," ſagte Zuſel etwas unfreundlich.

„So erzähle nur, ich muß gleich wieder gehen, damit mich niemand hier ſieht."

„Man darf dich hier ſchon ſehen."

„Aber ſo erzähle doch," drängte die Köchin.

„Wir haben die arme Dorothee denn doch zu ſehr ins Geſchrei gebracht. Es könnte ſie leicht den Dienſt koſten, wenn einmal die alte Stigerin etwas davon erfährt."

„Das ſoll es auch," fuhr die Betſchweſter auf. „Wenn du auch erkalten ſollteſt im frommen Eifer, die Mitglieder des dritten Ordens, den der Kaplan ſelbſt errichtete in dieſem Dorfe, haben ſich der Sache kräftig angenommen und dir winkt die Siegespalme ſchon auf Erden, wenn du nicht wankſt. Dorothee iſt eine Sünderin und die Mutter unſeres Ordens, bei der du ſehr wohl an biſt, hat unter den Schweſtern ein tägliches Gebet für ſie und um Ausrottung des Ärgerniſſes angeordnet. Das wird wirken."

„Iſt Dorothee denn auch im Orden?"

„Keine Rede, aber wir haben die Pflicht, für groſſe Sünder und für Bedrängte zu beten."

„Dann betet nur auch für mich!“

„Warum nicht gar! Das würde dich gleich in ein böſes Gerede bringen.“

„Wie denn in ein Gerede?“

„Man hat ſo ſeine Gedanken über die, für welche man betet, und es gibt viel zu viele, die dieſe Gedanken, die man natürlich nicht immer für ſich ſelbſt behält, zu erhorchen wiſſen. Aber um ſo fruchtbarer iſt unſer Gebet. Ich will dir zu deiner Aufrichtung nur ein einziges Beiſpiel erzählen. Unſer jetziger Pfarrer war in der ganzen Gemeinde ſeiner Lauheit wegen beliebt und es ſchien unmöglich, die Leute darauf zu bringen, daß etwas nicht in Ordnung ſei, da ja Frieden und Eintracht herrſchte. Lachte doch noch faſt alles mit, als er die erſten Schweſtern unſeres Ordens ihrer vielen Kommunionen wegen Tabernakelmäuſe nannte. Nun, wer zuletzt lacht, der lacht am beſten. Wir begannen für ihn um Erleuchtung und einen chriſtlichen Eifer zu beten, und ſchon ſteht er ziemlich ohne Einfluß, wie gefällig er ſich auch gegen jedermann zeigt. Nur noch der Doktor, die Zeitungsleſer und einige Fremdler*) ſtehen auf ſeiner Seite. Der verſpottete Kaplan aber iſt zu Ehren gekommen in der Gemeinde, bei den anderen Geiſtlichen und auch beim Biſchof, der dem guten Manne, von Haus aus blutarm und niedrig, ſeinen Eifer noch auf dieſer Welt belohnen kann. Soviel vermag unſer Orden ſelbſt gegen den Pfarrer.“

Zuſel hatte erſtaunt zugehört. Von dem vielen Gehörten war ihr nur noch eines ganz klar, daß der Pfarrer nicht den rechten Eifer habe. Sie ſagte: „Was du erzählſt, kommt mir faſt wie ein Wunder vor.“

---

*) Einheimiſche, die in der Fremde geweſen ſind, Fremdes angenommen haben.

„Das ist es auch.“

„Daß ihr aber recht habt, weiß ich wegen dem Pfarrer. Daß der manches zu leicht nimmt, haben wir selbst erfahren. Es ist wohl recht, wenn man dem auf die Finger klopft.“

„Und die Dorothee sollten wir schonen? Du willst Hansens arme Seele nicht retten?“

„Laß mich darüber nachsinnen.“

Die Köchin stand auf, öffnete die Tür und fragte zurück: „Wir haben für dich angefangen, sollten wir gegen dich enden?“

„Wer soviel kann, muß recht haben. Ich gehe in Gottes Namen mit und will das Meine tun,“ antwortete das Mädchen langsam mit bebender Stimme.

Zwölftes Kapitel.

Eine Verſöhnung.

Während wegen Stighanſen ſoviel geredet, vermutet, gehofft, gewünſcht und gefürchtet wurde, bewegte dieſer ſich arglos in Haus und Feld*). Recht auspaſſeriſche Nachbarinnen freilich wollten behaupten, das Gerede über ihn und ſeine Magd mache ihm weit mehr Kopfarbeit, als er ſich anmerken laſſe. Sonſt hab' er immer mit Dorotheen geſungen ſchon am frühen Morgen und in der ganzen Nachbarſchaft habe man keinen Menſchen früh zu wecken gebraucht. Jetzt aber bleibe den ganzen Tag alles ſtill und man könne leicht auf den Glauben kommen, daß Hans kein gutes Gewiſſen habe. Etwas jedenfalls müſſe ihm über das Leberlein gekrochen ſein, da man ihn auch nie mehr neben Dorotheen arbeiten ſehe, neben der er ſonſt in der letzten Zeit noch gewiſſer als ihr Schatten geweſen.

Wer aber Hanſens kräftige, gedrungene Geſtalt ſo ſicher und gleichſam ſtich- und kugelfeſt in den wenigſtens achtpfündigen Holzſchuhen unter der breiten Stalltüre ſah mit dem ſtolz aufgerichteten Krauskopf ob den beiden lateiniſchen roten H, welche die Hoſenträger mit den breiten Querbändern über Bruſt und Rücken auf dem blauen Werktagshemde bildeten, der verließ den beinahe

*) Unter Feldern ſind hier Wieſen gemeint.

trotzig und doch auch wieder so gutmütig unter schwarzen Lockenrädern herausblickenden Burschen mit der festen Überzeugung, daß dem noch nichts aufs Leben oder auch nur bis an die Haut gekommen sei. Unter dem, was ihm jetzt Sorge machte und was allenfalls für Minuten seinen Humor verderben konnte, war das Gerede wegen seinem Verhältnisse mit der Magd ganz hinten dran. Gehört hatte er allerdings davon und sich etwa eine Viertelstunde darüber geärgert, weil möglicherweise doch auch die Mutter davon hören konnte, die in diesem Stücke sehr streng war. Aber dann konnte er sie ja fragen, warum denn das Mädchen am Kirchweihtag so ganz gegen alle Art von seiner Seite weg und dem händelsüchtigen Knechte nachgelaufen sei. Gewiß, mit diesem konnte er die Mutter beruhigen — viel besser beruhigen, als sich selbst. Ihn wurmte dieser Streich noch immer recht gewaltig und das Gerede von einem heimlichen Liebesverhältnis mit Dorothee kam ihm fast wie ein Hohn vor.

Das war für ihn eine Demütigung, welche sogar die schöne Zusel nicht wegzulächeln vermochte; ein Schlag für sein Herz, der ihn schon genugsam dafür gestraft hätte, daß er den Knecht so ganz sich selbst und seinem traurigen Schicksal überließ. Und doch kam etwas noch viel Ärgeres. Jos, der kluge, unentbehrliche Jos, der Ratgeber und Helfer in allen Fällen, war arbeitsunfähig geworden und mußte daheim liegen in der unruhigen, peinlichen Zeit der Viehmärkte, wo es auf dem Stighof so viel zu tun und zu sinnen gab. Das blieb jetzt Hansens schwerste Sorge, weil es die nächste war. Sie konnte diese breite, hosenträgerumpanzerte Brust recht schwer drücken, wenn er ratlos vor einem listigen Viehhändler stand, welcher die Bäche aufwärts schwätzen zu können schien. Jetzt erst fühlte er, was das verteufelte Bürschchen war, und viel

leichter als ſich ſelbſt ſeine Untätigkeit verzieh er ihm, daß es das Köpfchen auch einmal ein wenig hatte aufrichten wollen. Jetzt ſtand Jos bei ihm zu hoch, als daß er noch hätte Unrecht auf Unrecht häufen und einen der vielen Burſchen anſtellen können, die ihm unter den vorteilhafteſten Bedingungen ihre Dienſte antrugen. Er wollte ſich, bis Jos wieder ein wenig hergeſtellt war, mit Taglöhnern behelfen. Freilich lebten die ſich weniger in alles hinein, was zum Hauſe gehörte, als ein Knecht, ließen auch eher dies und jenes außer acht; aber ob jetzt hundert Gulden mehr oder minder aufgingen, kam weit weniger in Betracht als die Ehre des Stighofes, die es ſoweit als möglich zu retten galt.

Unter Ehre denkt man ſich ſehr verſchiedenes. Faſt jede Lebensſtellung bildet dafür ein eigenes Gefühl; doch überall wird ſchließlich die Frage entſcheidend, ob es dem Menſchen um das Sein oder nur um den Schein zu tun iſt. Im erſteren Falle findet er die Befriedigung ſeines Ehrgefühls in der Ruhe des Gewiſſens, die ihn bei allen äußeren Stürmen aufrechterhält, im anderen kann ihm nur Kühnheit oder der Zufall und die Blindheit der Menge, die nur dem Scheine folgt, dazu verhelfen. Hans dachte nie daran, daß das Gerede wegen der Magd ſeiner oder der Ehre des Hauſes weh tun könne, weil er ſich Dorotheen gegenüber nichts vorzuwerfen hatte, als was er nun ſelbſt büßen mußte, nämlich die ſtolze Trägheit, mit welcher er dem trotzigen Knecht in ſeiner übeln Laune ganz dem Schickſal überließ und ſchließlich durch ſein ungeſchicktes Auftreten zum Äußerſten trieb. Wenn er hören mußte, er habe dem Knechte nicht geholfen und ſei ſogar noch gegen denſelben im entſcheidenden Augenblicke aufgetreten, weil er, wie Jos ja ſelbſt deutlich genug verraten, den läſtigen Nebenbuhler nicht nur habe entfernen, ſondern auch

demütigen wollen, so tat ihm das weit weniger weh, als wenn man sagte, er habe den Knecht verlassen, wo er mit einem Worte den Frieden hätte herstellen können, und der Beweis wäre nun geliefert, daß er selbst neben dem betrunkenen Jos noch der Dümmere sei.

Das hatte Hans von einigen Freunden des ehemaligen Schneiders hören müssen und das schnitt furchtbar tief ein. Entschuldigt freilich war Jos damit noch nicht. Das Bürschchen tat damals viel zu stößig und war zu sehr obenauf. Es tat gar nicht wie gewöhnlich und war kaum noch für den klugen Jos zu erkennen. Wer aber konnte das so gut wissen als Hans? Jeder hat einmal seine schwache Stunde und wer soll ihn dann ertragen und zurechtweisen so gut als möglich, wenn nicht die, die ihn besser kennen? Dorothee hatte das auch gesagt und er, zu redlich, um seine Fehler hinter fremde zu verstecken, ließ ihr ohne Widerrede vollkommen recht; nur meinte er, daß eine kleine Demütigung dem Jos denn doch nicht übel getan hätte. Er sagte das an dem Morgen nach der Kirchweih, als er die Magd in der Küche traf, und hatte dabei schon etwas Schlaf in den Augen. Der aber verging ihm, als das Mädchen sich hart vor ihn hinstellte und sagte: „Weißt du nicht, daß einem leicht Seifenschaum in die Augen kommt, wenn man ihn mit Gewalt weißwaschen will? Warum soll gerade er, der Fleißige, Durchtriebene, Unermüdete, von dessen Kraft und Kühnheit du und dein Hof das ganze Jahr zehren, an dem Tage gedemütigt werden, an welchem ihr alle euch in euerer Herrlichkeit zeigt und mit allem prahlt, was ihr habt?“

Hans eilte aus der Küche, als ob er fürchte, die aufgeregte Magd könnte ihm mit einem Topf voll siedenden Wassers nachstürmen. Das war aber auch alles, was die

beiden in der Woche nach der Kirchweih über dieſe Geſchichte miteinander redeten. Sie redeten überhaupt nicht mehr, als die Verrichtung der täglichen Arbeiten unumgänglich notwendig machte, und die Nachbarinnen hatten nicht ganz unrecht, wenn ſie behaupteten, daß die beiden ſich mit ſolchem Fleiß mieden, als ſie ſich in den Wochen vor der Kirchweih geſucht hätten. Das Unglück des armen Jos, den Dorothee jeden Abend beſuchte, und ſeine unſicher gewordene Zukunft mit der ſeiner vielgeprüften Mutter machten dem Mädchen um ſo mehr Kopfweh, da es ſelber ſich nichts vorzuwerfen hatte. Wenigſtens in den erſten Tagen nicht. Nach und nach aber war denn der armen Magd nicht mehr recht wohl neben dem immer mürriſcheren, immer ſchweigſameren Hans. Das Gefühl der Abhängigkeit begann ihre Teilnahme für Jos zu ſchwächen und ſie immer ſchwerer, immer ſchmerzlicher zu drücken. Auf dem Stighofe hielt man ſie ſo, daß ſie kaum anders einmal an ihre Stellung gegenüber den Beſitzern dachte, als wenn ſie den außerordentlich großen Jahreslohn empfing. Dann war ſie gerührt von ſo großer Güte und mit tauſend guten Vorſätzen ging ſie gleich an ihre Arbeit, um wenigſtens ſo vieler Wohltaten ſich nicht unwert zu zeigen. Dieſes Abhängigkeitsgefühl konnte aber bei ſo liebevoller Behandlung um ſo weniger lange dauern, da nur kindliches Pflichtgefühl ſie noch an die Heimat am Argenſtein feſſelte, ſeit die Mutter einem jahrelangen Leiden erlag. Wohl trug ſie dem alten geldgierigen Vater und der kränkelnden Schweſter jeden verdienten Kreuzer zu, ja, ſie verſagte ſich noch manches, um ihnen einen frohen Tag machen zu können, was, wie ſie wußte, mit Geſchenken immer gelang; aber ſie lieben — ſo recht gern haben und alles vor ihnen abſchütteln, was drückte, das konnte ſie nie. Es fehlte ihr Achtung und Vertrauen,

doch wagte sie sich das nie zu gestehen und errötete vor sich selbst bei der Frage, was denn in der engen heißen Stube ihr so die Brust beklemme und sie immer fast mit Gewalt hinaus und auf den Stighof zurücktreibe. Um sich wenigstens dem Vater gegenüber zu entschuldigen, hatte sie ihm einst gestanden, daß sie sich eigentlich nicht mehr am Argenstein, sondern auf dem Stighof in den seit mehr als fünfzehn Jahren gewohnten Verhältnissen recht und ganz daheim fühle. Eine kleine Strafpredigt oder wenigstens einige Klagen über dieses Geständnis hätte das Mädchen entschieden viel lieber gehabt, als sie das Lächeln sah, mit welchem das Mathisle sein kurzes: „Schon gut, ganz recht!" begleitete. Von jetzt an ward es ihr immer noch heißer in des Vaters kleiner Stube, in welche sie jedoch kaum noch jedes Halbjahr zu kommen pflegte.

Was nun aber, wenn sie mit Hansen nicht mehr einig wurde, wenn er es ihr immer nachtrug, was sie gesagt und getan, als er einmal nicht gerade ihr zum Dienst gehandelt hatte? Am ersten Tage nach der Kirchweih antwortete sie sich auf diese Frage ganz kurz, sie könne auch anderwärts ihr Brot verdienen. Bei ruhigerer Überlegung jedoch war sie mit dieser Antwort in keiner Weise mehr zufrieden, obwohl sie keine andere finden konnte. Wenn sie an den Vater, an ihre Pflicht gegen ihn und die Schwester dachte, mußte sie sich sagen, auch Jos hätte an seine Mutter denken und sich anders benehmen sollen. Erst seit Hans so mürrisch an ihr vorüberschoß, wußte sie recht, wie gut er sonst immer war. Nur einmal hatte er sich so gegeben, daß sie ihn kaum noch kannte; aber wenn er am Kirchweihtag den Knecht seine Unzufriedenheit empfinden ließ, und mehr tat Hans ja eigentlich nicht, so war das noch immer weit eher in der

Ordnung, als wenn ſie dann Hanſen, ihren größten Wohltäter, darum öffentlich tadelte.

Dem Mädchen ging's wie ein Stich ins Herz, wenn es dem mürriſchen Burſchen begegnete, denn es hatte keine Ahnung, daß oft nur ſeine Ratloſigkeit wegen einem Kuhhandel ihm die Stimmung verdarb und daß er überhaupt ſich ſelbſt noch weit mehr vorzuwerfen habe als ihr, die ihn eigentlich nur mit ſich ſelbſt noch unzufriedener gemacht hatte.

Am Sonntage nach der Kirchweih ging Hans, wie jeden Sonntag, wo die Hitze während des Nachmittagsgottesdienſtes ihn durſtig machte, in die Kronenwirtſchaft, die des guten Bieres wegen beſonders berühmt war. Kaum hatte er ſein Glas vor ſich, als auch der Krämer, hier ein etwas ſeltener Gaſt, ſich neben ihn hermachte und von allem redete, was er von der Kirchweih mit heimgebracht hatte. Der Mann wurde dabei ſo lang und breit, wie vielleicht kaum den vertrauteſten Freundinnen gegenüber ein Mädchen, welches da zum erſtenmal im Leben auf dem Tanzplatz aufgeführt wurde. „Recht luſtig," ſchloß er endlich laut und beinahe feierlich, „prächtig iſt alles geweſen. Jede Stunde, jede Minute ein neues Vergnügen. Ich hab' noch keine ſolche Kirchweih erlebt und doch weiß jedermann, daß ich ſchon weit in der Nähe herumgekommen bin. Muſik, gute Weine, ordentliche Bedienung, nun, das ſind ſo Sachen, die unſereiner immer und überall findet, aber ſeltener trifft ſich's, daß ganz die rechten Leute ſich zuſammenfinden. Da wurde denn doch einmal mit dem Geſindel gehörig aufgeräumt. Lächerlich noch zu allem Unfall iſt dem Jos gegangen."

„Wenn etwas an der ganzen Geſchichte noch lächerlich ſein ſollte," betonte die Wirtin ſtreng, „ſo wär' das gewiß nur der Umſtand, daß ein Menſch ſo ganz zum

Krämer wird, daß er auch Menſchen verhandeln und umtauſchen will, wie Tuch und Mehl um einen Heuſtock."

Hans hatte unwillkürlich die Augen geſchloſſen wie immer, wenn ein unerwartetes Wort ihn wie ein Schlag traf, den er wehrlos hinnehmen mußte. Er ſah nicht mehr, wie aller Blicke ſich auf ihn richteten, aber er fühlte es ebenſogut, als er den Hieb der Wirtin auf den Heuſtock gefühlt hatte. Die ſchon mitgebrachte üble Laune hatte ihn viel empfindlicher gemacht, als er ſonſt gegen derlei Bemerkungen zu ſein pflegte.

Gewöhnlich mochte Hans mit jedem Menſchen ſich gern unterhalten, und über einen guten Einfall konnte er herzlich lachen, ohne zu fragen, von wem er ſei. Mancher wohlhabende Wälder kümmert ſich vor allem um Stand und Vermögen ſeines Geſellſchafters, damit er einen Maßſtab für die Länge und Vertraulichkeit der Unterhaltung gewinne. Hans aber pflegte nur ſeinem Gefühle zu folgen. Er konnte jeden ſogleich verlaſſen, der ihm nicht paßte, ſobald er irgendwo Beſſeres wußte; nur heute, als der Krämer zu ihm her katzenbuckelte, blieb er trotz dem in ihm ſich regenden Widerwillen wie angenagelt ſitzen. Das vom Krämer gebrauchte Wort „lächerlich" machte ihn ſchwach und empfindlich für die Zurechtweiſung der Wirtin, welche er ganz beſtimmt erwartet hatte. Nein, lächerlich war's nicht, was dem guten Jos begegnete, als er, zu beſcheiden, um gegen den Brotherrn aufzutreten, ſich ſo gut als noch möglich durch die Flucht aus der Sache wickeln wollte. Die Wirtin hatte — wie gewöhnlich — ganz recht, daß ſie den herzloſen Mann gehörig abtrumpfte und auch daß ſie ihn, Hanſen, einen Heuſtock nannte. Ja, er war wirklich der träge, dumme Heuſtock geweſen, heute aber wollte er der um keinen Preis mehr länger ſein. War auch der Wirtin nicht ganz zu ent-

rinnen, ſo wollte er denn doch ihre Predigt nicht mit dem Krämer anhören; beſonders da nicht mehr, als der, ſtatt ſeine frühere Rede zu verbeſſern, ganz trocken ſagte: „Dir, du ſtrenge Predigerin, würde die Geſchichte ſchon auch luſtiger vorgekommen ſein, wenn ſie unter deinem Dach und bei deinem Weine ſich zugetragen hätte.“

Solche Krämerantwort auf einen ſo gegründeten Vorwurf war Hanſen in ſeiner jetzigen Stimmung gerade, was er noch brauchte, um raſch aufzuſtehen und vom vollen zweiten Glaſe wegzugehen.

Wenn er auf der ſteinernen Stiege vor dem Hauſe nur ein bißchen ſtillgeſtanden, ſo hätte er hören müſſen, wie ſcharf die Wirtin dem Krämer auseinanderſetzte, daß ſie ihr Geſchäft eigentlich nur aus Liebhaberei betreibe. „Wär' ich nur wegen dem lieben Profitchen da,“ ſagte ſie, „und wär' mir das, wie dir, das Gewiſſen und alles, dann müßt' ich ja jedem ſchmeicheln und ſtreicheln, wenn ich ihm auch viel lieber mit Feuer in den Pelz fahren tät'. Ich ehre aber und achte mein Geſchäft, drum ſoll es auch mich ehren und nicht etwa meine beſte Tugend — meine Offenheit, von mir zum Opfer fordern. Wenn du nun noch nicht merkſt, wie unberechnet*) ich bin und wie gleichgültig gegen den Gewinn, den mir gewiſſe Leute bringen, ſo ſollſt du das noch heut, noch dieſe Stunde von mir erfahren.“

Der Krämer ſchien aber ſchon genug zu haben. Er ſaß ſo demütig und ſtill bei ſeinem Glaſe, daß die Wirtin ihre Heftigkeit beinahe bereute und etwas unwillig über ſich ſelbſt die Stube verließ. Sie glaubte dem Manne denn doch gar zu rauh gekommen zu ſein, weil es ihr

*) nicht berechnend, uneigennützig.

nicht einfiel, daß ihre Auseinanderſetzung es weit weniger ſei, als Hanſens ſchnelles und ganz unerwartetes Fortgehen, was ihm jetzt ſichtlich Kopfarbeit machte.

Hans würde jetzt weit weniger bald ſchwach und mitleidig geworden ſein als die Wirtin. Ja, zum Lachen hätte ihn der Anblick des ſonſt ſo großen Mannes bringen können, der ſtumm daſaß, mit den mageren Fingern einen langſamen Marſch trommelte und den Takt dazu ächzte. Aber Hans ſah und hörte jetzt in dieſer Gegend nichts mehr. Heim lief er, als ob ihm der Kopf brenne, und die ſchwere Haustür ſchlug er hinter ſich zu, wie wenn zu weltewigen Zeiten ihm kein Menſch mehr nachkommen ſollte. Die Stube fand er brütig heiß, die Pfeife wollte nicht ziehen und der Kaffee war ſo ſchlecht, daß er Dorotheen ernſtlich darum tadeln wollte. Doch da ſagte ihm die Mutter, er ſollte wiſſen, daß die ſogar am Werktag in jeder freien Minute beim Jos drunten ſtecke, geſchweige denn am Sonntag, wo Krankenbeſuch ſogar vom Pfarrer als gutes Werk empfohlen ſei.

Ja ja, das war richtig! Hans empfand etwas wie Eiferſucht. Aber das ihn quälende Gefühl war doch ganz ein anderes, als da er die Angelika zuerſt mit dem leichtſinnigen Andreas vertraulich tun ſah. Damals fuhr ein rechter Ärger über die böſe Welt in ihn, jetzt aber war's ihm, als ob der Boden unter ſeinen Füßen weiche. Er vermochte ſich nicht mehr auf der Höhe zu behaupten, die die Mutter ihm damals mit Erfolg als ſeinen Platz anwies. Wie vernichtet ſtand er da und ſann eine Weile. Dann verließ er das Haus, und als ob es an eine Feuersbrunſt ginge, eilte er der Wohnung der armen Stickerin und ihres kranken Sohnes zu.

Auf der hinteren Bank, hart neben dem wohlgepflegten, lieblich duftenden Rosmarinſtock, war dem Jos das

Bett gemacht worden, ſo ſauber und nett, daß es mit dem Rosmarin zu ſeinen Füßen und dem Glaſe voll hochſtengeliger Feld- und Gartenblumen beinahe einem Altar der Mutterliebe glich. Dem Eintretenden war's wirklich nicht anders, als ob er in die Kirche komme zum Beichten. Jetzt erſt begann er ſich vorzuſtellen, was alles dieſe guten Leute leiden müßten. Er verſtand auf einmal, was es bedeute, daß die Mutter auch das Kreuz aus dem Tiſchwinkel genommen und ob dem Leidenden zwiſchen zwei Heiligenbildern aufgehängt hatte. Die Arme wollte ihn mit allem umgeben, was je ſie getröſtet oder auf andere Gedanken gebracht hatte. Konnte das etwas nützen, wie ſchön es auch war? O gewiß nicht viel! Hans wenigſtens geſtand ſich, daß ihm ſchon die wohlgepflegten Pflanzen zuwider ſein würden, wenn ſie ihn immer ans Freie erinnerten, während er keinen Augenblick aus dem Schatten könnte. So da liegen und in den ſchönen Sommertagen ſich nicht regen und nicht bewegen dürfen, leiden wie ein angebundenes Tier, dabei auf Gnad' und Ungnade ſich dem Doktor mit ſeinen ſcharfen Meſſern und Binden und dem Schickſal überlaſſen, wie die Katze im Sack, ſchon das — und es wollte Hanſen noch immer mehr einfallen — war ſo ganz gegen ſeine Natur, quälte ihn ſchon als Vorſtellung ſo, daß er augenblicklich kein Wort der Anrede finden konnte. Er hatte eine ſo peinliche Empfindung, wie früher in der Schule, wenn unvermutet ein Knabe mit eiſernem Nagel über eine Schiefertafel fuhr.

„Guten Abend," brachte er endlich mit Mühe hervor und war nicht wenig erſtaunt, daß Jos ſo freundlich, ja gerade heiter zu antworten und ſeinen Gruß zu erwidern vermochte.

Etwas erklärlicher allerdings wäre ihm das geworden, wenn er ſich gleich anfangs weit genug in das Stübchen

hineingewagt hätte, um auch Dorotheen erblicken zu können, die schweigend im hinteren Ofenwinkel gerade dem Jos gegenübersaß. Doch wenn er auch die gesehen, wenn er sich in der Aufregung noch an die Worte seiner Mutter erinnert hätte, alles was in diesen Menschen vorging, wäre ihm doch noch nicht begreiflich geworden. Wo so ein verwöhnter Hans nichts mehr vermutet und nichts mehr sucht, da finden arme Leutlein das Beste, denn gerade da offenbart sich recht der Schatz der heiligen, reinen, selbstlosen Mutterliebe, welcher in dem Grade wächst, wie das launische Glück seine Gaben zurückzieht. In der Hütte der Armut, wo sie soviel Platz hat, da waltet sie allein und beinahe allmächtig, so daß es schwer zu beschreiben und doch jedem leicht begreiflich zu machen ist, der dabei selbst an eine liebe Mutter denkt.

Als Jos damals das Durcheinander von der Kirchweih in Gedanken etwas erlesen*) hatte und mit sich so gut als eben möglich eins geworden war, begann ihn die Vorstellung zu quälen, daß er nie mehr der Mann zu einem gehörigen Tagwerk werde, um sich und die Mutter wenigstens vor der äußersten Not zu schützen. Jedes freundliche Wort der Guten ward ihm ein Vorwurf, jede Äußerung ihrer Teilnahme, ihres Mitleids traf den von eigenen Vorwürfen nicht Freien viel schmerzlicher als der bitterste Tadel. Aber wie so viele Liebe und Sorgfalt ihn auch beschämten, er vermochte doch nicht lange zu widerstehen. Es war, als ob er das Herbste, Drückendste allmählich wegbrächte in stillvergossenen Tränen, die er jetzt häufiger fast als in seinen Kinderjahren weinen mußte. Es tat ihm wunderbar wohl, sich mitten in seiner Armut so reich und bei seinen großen Fehlern so innig geliebt zu wissen. Er

*) gesichtet, geordnet.

ward demütig von Herzen und drum trug er leichter die Laſt, die er nun einmal zu tragen hatte.

Wenn die Mutter neben ihm bei der Stickerei ſaß und ſo vertraulich mit ihm plauderte, war es ihm oft, als ob die ſchönſte Lebenszeit, die der Knabenjahre, wieder gekommen und alles ſeitdem Erlebte nur ein Traum ſei. Wirklich war er auch wieder weich und fromm und fügſam wie damals, wurde auch wie ein Kind behandelt und nur der Gedanke an die Zukunft ſchlich wie ein düſterer Schatten durch ſeine ſchönen Träume. Es war auch die Zukunft der Mutter!

Er war zu bedauern und die Stickerin neben ihm auch, wenn ihm ſolche Gedanken kamen, und ſie kamen immer häufiger. Die Mutter fand kein Wort, ſie zu bannen, Dorotheen aber war das ſchon durch ihr Erſcheinen, wenn auch ohne Wiſſen und Willen gelungen. Hätte er auch auf ihre Fragen nach ſeinem Befinden eine betrübende Antwort geben können? Es war ihm doch recht wohl jetzt und es gab Augenblicke, wo er ſich ſagte, Dorotheens Teilnahme ſei ſchon wert, daß man ſie durch ein Leiden errege. Es ging auch ſonſt gleich alles beſſer, als er im erſten Schrecken gefürchtet hatte. Seit der Doktor das Bein wieder einrichtete und verband, fühlte er oft ſo lange gar keinen Schmerz, bis er ſich vergaß und zu unruhig wurde. Aber Dorothee redete ihm darum ſo eindringlich zu, daß er dann ſelbſt im Traume noch daran denken zu können glaubte. Nur als Hans kam, hatte er unwillkürlich aufſpringen wollen. Aller Groll gegen ihn war vergeſſen und heiter fragte er den reichen Arbeitgeber, der den Türnagel noch immer nicht aus der Hand gelaſſen hatte: „Du wirſt endlich ſehen wollen, wie lang der Knecht braucht, bis die Kirchweih gehörig ausgeſchlafen iſt?“

„Ja, es ist eine schlimme Geschichte," antwortete Hans, der in des Knechtes heiteren Ton nicht überzugehen vermochte, etwas unbeholfen. Ihm kam die freundliche Frage ganz unerwartet und beinahe auch unerwünscht. Hätte Jos den Mürrischen gemacht und ihn am Ende tüchtig ausgescholten, so würde er ihm schon auch gesagt haben, wieviel an dem Unglück auf Josens eigene Rechnung komme. So aber konnte Hans nichts tun, als dastehen wie ein armer Sünder und sich schämen. Einen Augenblick bedauerte er wirklich, daß er nicht lieber beim Krämer in der Krone geblieben war. Dann aber schritt er ans Bett heran, erfaßte die Hand des Knechtes und rief: „Sind doch wir beide wieder einmal Narren gewesen! Dorothee hat —"

Hans hatte erst in diesem Augenblick die Genannte im Ofenwinkel erblickt und hielt nun verlegen inne.

„Was hast du denn von der gleich erzählen wollen?" fragte das Mädchen.

„Nun" — murrte Hans, „du solltest mich gut genug kennen und mich für keinen Verleumder halten. Da hättest du gar keine Sorge haben, ja nicht einmal kommen müssen."

„Ich bin ja schon vor dir dagewesen," trotzte das Mädchen. „Dich," fuhr es dann halb im Scherz und halb im Ernste fort, „dich haben wir beim Krämer vermutet, und daß der keinem Menschen zu nahe tritt, ist bekannt genug. Also nichts für übel!"

Durch diese Worte ward Hans wieder an die heutige Rede des Krämers erinnert, die ihm diesen jetzt noch mehr zuwider machte. „Nein," sagte er, „mit dem laß mich gehen, wenn du das von Dorotheen noch hören willst."

„Nun, ich bin ja still und höre."

„Dorothee hat — aber nein, das sag' ich nicht mehr.“

„Der Krämer,“ ahmte das Mädchen Hansens Redeweise nach.

„Nur still und laß mich: Dorothee —“

Der beiden Blicke waren sich freundlich begegnet. Sie mußten laut lachen und Jos und die Schnepfauerin lachten mit. „Dorothee,“ begann Hans nun herzhaft, „hat ganz recht gehabt, als sie mir am letzten Sonntag tüchtig den Marsch machte.“

„So —“ spottete das Mädchen, „und dieses Bekenntnis hätte man fast mit Winde und Hebstange heraufholen müssen?“

„Nun ist's da und du kannst machen damit, was du willst.“

Das Mädchen war hocherfreut, nun Hansen doch wieder freundlich zu sehen. Sogar Jos, der zuweilen schon selbst nicht ungern ein wenig zwischen die beiden geworfen hätte, fühlte sich erleichtert, als er eine schwere Sorge des Mädchens, auch aus seinem ungeschickten Benehmen erwachsen, wieder schwinden sah. Er nahm an den nun folgenden Gesprächen so lebhaften Anteil, daß ein nur Hörender ihn für den Gesundesten unter allen gehalten hätte. Es war ihm auch wirklich noch selten an einem Sonntage so herzlich wohl gewesen.

Nur als Hans und Dorothee die Stube verlassen hatten und er sie von seinem Lager aus hart nebeneinander dem stolzen Stighofe zuschreiten sah, zog etwas wie eine Wolke über sein ausdrucksvolles Gesicht, und der Fuß begann recht weh zu tun, gerade als ob das in den letzten Stunden Versäumte und Verplauderte sogleich wieder eingebracht werden müsse.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Unterredung im Herrenstüble.

Die Unterhaltung mit Jos war so lebhaft, daß Hans dabei ganz vergaß, er habe einen Kranken besuchen wollen. Dachte er doch nicht einmal mehr daran, den Knecht zu fragen, ob er auch so bald als nur menschenmöglich wieder auf den Stighof zu kommen entschlossen sei. Das kam wohl zum Teil davon, weil das Benehmen des Burschen eine solche Frage wirklich fast unnötig erscheinen ließ, hauptsächlich jedoch unterblieb sie darum, weil Hans jetzt um den Jos besorgter war, als um sich selbst. Daheim war ihm das ärgste an der Geschichte gewesen, daß er dem geschickten Knechte unrecht tat und ihn nun missen sollte; nun aber begann er sich dessen angebundenes, sorgenvolles Leben zwischen den engen vier Wänden vorzustellen, und dagegen war nur eine Kleinigkeit, was seit der Abwesenheit des unersetzlichen, vertrauten Nothelfers ihn gedrückt und beunruhigt hatte. Erst jetzt ärgerte er sich recht über den Krämer, welcher die Stirn hatte, das lächerlich zu nennen. Im Heimgehen machte er seinem Herzen etwas Luft. Die Magd war erstaunt, ihn gleich einer eifrigen Betschwester, die mit der ganzen bösen Welt im Kriege lebt, am Krämer und seinem falschen Kätzchen herumtadeln zu hören. Dorothee mochte die Zusel auch nicht besonders wohl leiden, aber endlich ging ihr denn Hans doch gar zu weit und beinahe bittend empfahl sie ihm Maß und Billigkeit in Lob und Tadel. Besonders

betonte ſie, daß man einem Menſchen ſeiner Eltern und Verwandten wegen nichts geben und nichts nehmen dürfe, was er nicht ſelbſt von ihnen habe.

Das aber war von Hanſen gar zuviel gefordert gegenüber einem Mädchen, welches er ſich vergebens mit Gewalt aus dem Kopfe bringen wollte. Zuſel hatte denn doch zu viel von ihrer älteren Schweſter, als daß ſie ihm ganz gleichgültig hätte bleiben können. Wie mit Gewalt zog es ihn immer wieder zu ihr, aber dabei hatte er ſtets das Gefühl, daß das Mädchen ihn um den Frieden mit ſich ſelbſt bringen, ihn unglücklich, ja ſogar ſchlecht machen werde. Er empfand das am lebhafteſten, als er aus dem Hauſe des Jos kam, gegen den auch nur die Zuſel aufgehetzt hatte. Darum ſtellte er alles in bunter Reihe vor ſich auf, was er über das Mädchen wußte oder gehört hatte, in dem guten Glauben, ſich ſchließlich dahinter gegen ſie verſchanzt und ſicher zu machen. Hans ſagte ſich ſogar, daß Zuſel mit der ſtolzen Geſtalt ihrer Schweſter gleichſam ſein böſer, die etwas ſtrenge, dabei aber doch ſo demütige Dorothee dagegen ſein guter Engel ſei. Unter dem Worte Engel aber dachte er, wie wohl jeder Bregenzerwälder, an ein ungemein ernſthaftes, ſtrenges Weſen und neben dem Mädchen war ihm auch wirklich beinahe zumute wie einem Feiertagsſchüler neben dem Pfarrer. Er nahm daher Dorotheens Zuſpruch hin, ohne viel darauf zu erwidern. Daheim wurden ihm die Stunden bis zum Abendeſſen ſo lang, daß er Gott von Herzen dafür dankte, daß es nun wieder ſechs Tage zum Arbeiten gab, ehe man abermals einen langweiligen Sonntag erleben mußte. Er arbeitete wieder ſo oft als möglich neben Dorotheen, obwohl jene Scheu gegen das Mädchen immer noch nicht ganz überwunden war. Am Abende jedes Tages ſchickte er ſie ſelbſt, ſich nach dem Befinden des Knechtes

zu erkundigen. Es wollte ihm faſt zu lang immer beim alten bleiben, und als es wieder Sonntag wurde, ſuchte er im Herrenſtüble beim Rößlewirt den Doktor auf, um ſich ernſtlich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen und, wenn's möglich war und er ſich's ordentlich vorzubringen getraute, — dem Arzte etwas mehr Fleiß zu empfehlen. Doch mit ſolchen Herren wußte er nicht gut umzugehen. Was er ſagen wollte, konnte er allerdings ganz gut vorbringen, aber die geſtellten Fragen brachten ihn dann gleich in Verlegenheit, weil er ſich darauf eben gar nicht vorbereiten konnte.

Sonſt wurde Hanſen nicht ſo leicht bang. Er machte, ſo gut er konnte, und dann ging's. Geſchlittet oder mit dem Wagen galt ihm gleichviel, wenn er nur ans Ziel kam, und das gelang noch immer. Wenn's ſchwer hielt, trank er vorher zwei Schoppen Tiroler und dann war er der Mann. Wie, ſollte das nicht auch vor einer Unterredung mit hochgeſtellten Herren gut ſein und die Zunge beweglich machen wie ſonſt? Den Verſuch war's jedenfalls wert, und wenn's nun gelang, dann ſollte noch einer kommen und ſagen, daß er niemals einen klugen Einfall habe! Er dachte ſchon daran, künftig ſogar der Mutter dieſe Behauptung nicht mehr unbeſtritten zu laſſen. Siegesſicher trat er erſt in die Gaſtſtube und machte ſich mit einem Eifer an den erſten Schoppen, daß bald auch der zweite geholt werden mußte.

Mit einer Beredſamkeit, die den funkelnden Inhalt der Gläſer lobte, erzählte er der Wirtin im Vertrauen, was er vorhabe, und war nicht wenig erſtaunt, für ſeinen Einfall kein beſſeres Lob davonzutragen. Die gute Frau wollte ihn durchaus nicht mehr ins Herrenſtüble laſſen, doch war es unmöglich, den immer Aufgeregteren zurückzuhalten. Mit der Zipfelkappe in der Hand trat er ein,

ſetzte ſich, und ohne die übrigen Anweſenden zu beachten, redete er den Doktor an: „Ich hätte nur ſagen wollen, daß ich alles zahle, was der Jos noch koſten mag. Anfangs dachte ich, mir davon nichts anmerken zu laſſen, weil er wohl ſchneller hergeſtellt werde, wenn kein beſonders gutes Trinkgeld für viele Ständ' und Gäng' zu erwarten ſei."

„Ich hab' eben ſchon auf Hanſen gerechnet," lachte der Doktor fröhlich, „lieb aber iſt's mir doch, das nun ſelber zu hören. Auch ich werde redlich das Meine tun und dafür ſorgen, daß er in einem Vierteljahr wieder beinahe der Alte iſt."

Hans hatte den Wein ziemlich empfunden, jetzt aber wurde er wieder ganz nüchtern. So ernſthaft hatte er die Sache bisher nicht genommen. Es war ihm, als ob der Pfarrer predige, als der menſchenfreundliche Arzt fortfuhr: „Helfen ſollte hier, wer kann, denn es wär' jammerſchade, wenn ein ſo talentvoller Menſch der Geſellſchaft verloren wäre und noch gar an der Ungunſt der Verhältniſſe zugrunde gehen ſollte."

„Das tut er hier gewiß nicht," meinte der Pfarrer und der ebenfalls anweſende Vorſteher ſchüttelte beiſtimmend den Kopf, daß ſeine lange ſeidene Zipfelkappe auf den Tiſch fiel. „Iſt der Spitzbub' doch ſelbſt als Knecht durchgekommen, obwohl ihm das ſicher kein Menſch zugetraut hätte."

Das hob Hanſen wieder auf die rechte Höhe. Herzhaft wagte er dem Vorſteher in die Rede zu fallen: „Allerdings hab' ich es ihm angeſehen, ſonſt würde er auf dem Stighof gar nicht angeſtellt worden ſein. Ich weiß noch nicht, wie ich es machen ſoll, wenn man ihn ſolange mangeln muß."

„Es wäre gut, wenn er gar nichts tun möchte,"

meinte der Doktor. „Wo aber die Hand ruhig bleiben muß, da arbeitet ſo ein unruhiger Kopf doppelt und kommt auf allerlei Gedanken. Ich beſorgte, er könnte der Geſellſchaft verloren gehen. Dafür hab' ich natürlich meinen Grund. Wir ſehen ſie am Schnapstiſche, alle, die die Ungerechtigkeit unſerer Zuſtände, die man Schickſale nennt, empfinden. Sie trennen ſich vom Beſtehenden und finden doch nichts Größeres, wo ſie ſich freudig anſchließen. Da iſt der Hansjörg am Freitag wieder heimgekommen. Er war ein ordentlicher Burſche, aber das Unrecht, welches ihm vom Krämer geſchah, hat ihn trotzig und in ſeiner Weiſe ſtolz gemacht. Mir iſt's nicht lieb, daß er immer beim Jos ſteckt, der, — mit Verlaub, Hans! — für ſeine treuen Dienſte auch nicht beſſer belohnt wurde. Man ſage mir nichts von dem Eigenſinn, dem Trotz des Burſchen. Das eben iſt zuweilen der Ausdruck der Kraft, mit der er ſich durchs Leben hilft und welcher auch der Stighof ſchon manches verdankt. Jetzt iſt er aus der ordentlichen Bahn geworfen und die Unzufriedenen beginnen ſich um ihn zu verſammeln, beſonders arme Teufel, die dem Krämer wegen Verſchuldung um einen Sündenlohn arbeiten müſſen, und alte Fremdler, die aus Frankreich noch einige Brocken von 1789 mitgebracht haben."

„Dann kann am Ende noch hier die ſchönſte Revolution erleben, wer alt genug dazu wird," bemerkte der Pfarrer.

Den Doktor machte das Lächeln, welches dieſe Worte begleitete, etwas warm. Er zwang ſich zur Ruhe, indem er entgegnete: „Die Geiſtlichen verbieten nicht nur den Ehebruch, ſchon der Kuß iſt ihnen vom Übel. Sie mögen ihre Gründe dafür haben, wie ich die meinen, wenn ich es bedauere, daß man ſich gegenſeitig immer zwingt, eher das Trennende als das Gemeinſame aufzuſuchen und

herauszukehren. Davon der Kampf des ſelbſtgewaltigen Reichen gegen den Trotz des Armen, der, von jenem ein böſes Beiſpiel nehmend, ihn weiter und weiter treibt. Elende Zuſtände, wenn ein Menſch mit etwas Selbſtgefühl ſich nicht einmal als Bauernknecht behaupten kann. Aber auch natürlich, denn zum Tragen hat Gott Tiere geſchaffen. Wer etwas mehr kann, ſollte fort. O ſchade, daß ſo einer hier nie zum Studieren kommt!"

„Sie betrachten den Jos ja ſchon als einen verlorenen Mann."

„Ich rede nicht von ihm allein, ſondern von jedem, der zu kräftig iſt zum Kriechen und zu gebunden, um frei zu gehen; ich rede von einem großen Teil derjenigen, die jetzt ihr Elend am Schnapstiſche vertrinken."

„Das iſt aber immer ſo geweſen," meinte der Vorſteher.

„Nein, das war anders, als ein Tag noch mehr wert war als ein Taglohn und ein Menſch mit allen Gaben des Ebenbildes Gottes mehr als ein geerbtes oder zuſammengeſchachertes Vermögen."

„Sie halten alſo den Taler doch nicht für den Gott der Welt?" fragte der Pfarrer.

„Er iſt überall gerade das, wozu man ihn macht. Da belebt er den Verkehr und bringt Segen, dort und hier iſt er der größte Tyrann. Früher hieß der Menſch ſeines Glückes Schmied, jetzt iſt das Steuerbüchlein das Wanderbuch, welches uns den Lebensweg, oft ſogar die Mutter unſerer Kinder vorſchreibt."

„Das aber," fiel der Pfarrer ein, „iſt in der Welt draußen gewiß wenigſtens nicht beſſer."

„Drum hätte Jos ſtudieren ſollen. Wer fähig iſt, die Kluft zwiſchen arm und reich zu überſehen, dem

bietet nur die Bildung einen Notſteg mit ſchützendem Geländer.“

„Man denkt gern an die Jahre des Lernens,“ ſagte der greiſe Pfarrer lächelnd. „Man bekommt noch ſpät beim Gedanken an die damalige Tatenluſt neuen Mut. Ich hab' noch in Konſtanz ſtudiert und könnte lang erzählen, welche Klüfte zu überbrücken ich da einem Gebildeten zugetraut hätte. Aber wir wollten davon reden, was denn auch jetzt beim Studieren herauskäme außer Lateiniſchem und Griechiſchem. So ein armer Tropf wie der Jos müßte Geiſtlicher werden wohl oder übel, denn beinahe alle Stipendien ſind nur unter dieſer Bedingung zu gewinnen und ein Weltlicher kann überhaupt nur ſchwer Unterſtützung finden. Das Volk iſt nun einmal ſchon ſo.“

„Wiſſen Sie warum?“

„Ich hab' in Konſtanz ſtudiert und brauche wenigſtens mir ſelber da nichts vorzuwerfen. Gut! Unſer Mann kommt alſo nach Brixen.“

„Warum gerade nach Brixen?“

„Er muß die echteſte Lehre haben, um ſo bald als möglich einen ordentlichen Platz zu bekommen, wo er ſich wenigſtens ohne Schulden durchbringt. Der Arme wird immer auf Unterſtützung ſehen müſſen und es iſt dafür geſorgt, daß er ſie nicht überall findet. Der, dem ſein Wiſſen eine Art Selbſtändigkeit gibt, mag ſich mit dieſer behelfen, ſo gut er kann, oder aus der Not eine Tugend machen, wenn man kleinlichen Beamtenehrgeiz und Veräußerlichung Tugend nennen will, wie unſer Kaplan, der ſich am Schluſſe jedes Jahres öffentlich auf der Kanzel damit großtut, unter ſeinen Amtsbrüdern im Verhältnis zur Zahl der anbefohlenen Schäflein am meiſten Hoſtien verbraucht zu haben. Fragt man, ob nun mit den vielen Beichten auch Beſſerung, mit den unzähligen Liebes-

mahlen auch Liebe ins Dorf gekommen sei, so sagt euch der immer zur Rede, aber nie zur ordentlichen Antwort bereite Mann, es sei ihm auch gelungen, den Söhnen sterbender Väter noch ein paar fromme Stiftungen vor der Nase wegzuschnappen."

„Sie sehen schwarz, ich habe doch auch studiert."

„Aber nicht so arm und abhängig nach rechts und links, wie so ein armer Tropf es tun müßte. Drum glaub' ich trotz allem Schönen, was man mit Recht von der Bildung sagt und von den Brücken, die sie bauen soll, für einen wie den Jos ist's besser, wenn er hier für Kopf und Hand Beschäftigung findet."

Jetzt rückten auch Hans und der Vorsteher etwas näher zum Tisch, wie Spieler, die nach langem Harren und vergeblichem Hoffen wieder einmal eine gute Karte zum Mittun bekommen. Hans hatte sich eine Weile mit der Vorstellung zu versöhnen bemüht, daß Jos noch ein Vierteljahr, dreizehn lange Wochen liegen, er unterdessen ohne den Knecht sich behelfen oder einen anderen anstellen solle. Machte ihm schon die Frage, welches klüger sei, nicht wenig Kopfarbeit, so war es doch viel mehr noch Mitleid mit dem nicht ohne seine Schuld Unglücklichen, was den redlichen Burschen so schnell ernüchtern ließ. Erst zuletzt hörte er wieder, wovon geredet wurde — gerade als der Pfarrer aussprach, was für den Burschen das Beste wäre, und schnell wollte er sagen, die Sorge für den Jos sei seine Sache und brauche kein Mensch ihn zu bedauern. Aber der Vorsteher, bemüht, das Gespräch nicht mehr aus bekannten Gleisen in Höhen entgleiten zu lassen, die für ihn geradezu unerreichbar waren, kam dem stets etwas langsamen Hans mit einem Antrage zuvor: „Jos," rief er fröhlich, „wär' am Ende ganz der Mann, der mir schon lange fehlt. Guter Kopf, ein wenig stolz,

fertige Hand zum Schreiben und die Geduld eines Schneiders! Ist's nicht, als ob er von Gott schon lang zu meinem Schreiber bestimmt wäre? Meine Buben überlassen ihm das Amt von Herzen gern. Einträglich ist's genug und nebenbei kann er auch noch mit der Nadel arbeiten. Was sagt ihr zu meinem Plan?"

„Er ist gar nicht übel," sagte der Pfarrer, „und die Zeit, wo er doch als Knecht nicht arbeiten kann, ist gerade recht, ihn zu versuchen."

„Da hab' ich denn doch auch noch ein Wörtlein mitzureden," meinte Hans.

„Aber," versetzte der Pfarrer bittend, „wenn er allenfalls den Jahreslohn schon empfangen hat, so wirst du das doch nicht wie ein Bleigewicht auf ihn werfen, daß es ihn in Knechtschaft niederdrücke für immer?"

„Davon ist keine Rede."

„Und die Arbeit auf dem Stighof können Hunderte so gut verrichten als er."

„Das," fiel Hans etwas spitz ein, „weiß denn unsereiner doch wohl selber am besten."

„Allerdings — aber jedenfalls ist er zu ersetzen, drum soll ihm niemand im Wege sein, wenn er einen wichtigen Schritt machen kann. Er ist in der Gemeinde von vielen schief angesehen. Eine einträgliche Stelle, man könnte fast sagen die erste nach dem Vorsteher, wird ihm Vertrauen und Achtung gewinnen."

Das nun hätte Hans dem Pfarrer allenfalls auch unterschrieben, wenn er etwas lieber mit Feder und Papier zu tun gehabt hätte. Ihm aber hatte die edle Schreibkunst immer für halbes Hexenwerk gegolten, und obwohl er sonst dem Knechte wirklich mehr zutraute als sich selbst, ward ihm doch schwarz und weiß vor den Augen, als dem Bürschchen, welches er noch vor kurzem mit drei

Worten in Stall und Feld ſchicken konnte, ein ſo wichtiges Amt zugeſtanden wurde. Erſt jetzt ſchien ihm Jos ganz unentbehrlich und klagend fragte er: „Was ſoll denn aber ich machen?“

„Dorotheens Bruder,“ tröſtete der Doktor, „iſt viel ſtärker als Jos, ich würde gleich den anſtellen, damit er auch wieder einen ſicheren Weg vor ihm hätte.“

„So, den?“ fragte Hans beinahe verächtlich.

„Ja, den,“ ſagte der Doktor ruhig. „Zur Arbeit iſt er ſicher ſo gut als der ehemalige Schneider. Dorotheen gegenüber iſt er auch viel weniger gefährlich als Jos, welcher nach den Äußerungen am unglücklichen Kirchweihtag ein Aug' auf das flinke Mädchen geworfen hat.“

Das wirkte auf Hanſen wie ein Schlag. Er hatte ſich daran gewöhnt, das Mädchen von ihm abhängig zu denken, obwohl er es Dorotheen niemals empfinden ließ. Das böſe Gerede, worin Zuſel ihn wegen der Magd gebracht hatte, machte ihm weit weniger Kopfweh als dieſe Rede. Ja, jenes ſchmeichelte ihm noch, da er den darin liegenden Stachel in ſeiner Gutmütigkeit kaum bemerkte; die leicht hingeworfene Bemerkung des Doktors aber wirkte um ſo ſtärker, da ihm Jos nun alles ein anderer Mann war, als während er ihn noch zum größten Teil vom Stighof abhängig dachte. Nun erſt war ihm von der Kirchweih alles, gar alles klar. Es litt ihn nicht mehr im Herrenſtüble, welches jede Minute noch heißer zu werden ſchien. Er mußte ins Freie, mußte ſich ein wenig erſpazieren wie immer, wenn er etwas nur mit Nachdenken nicht zu verwinden imſtande war.

Er mochte ziemlich weit in der Nähe herumgehen, denn er kam erſt vor dem Nachteſſen heim, eine Weile nach Dorotheen, die den Jos beſucht hatte, und beinahe in beſſerer Stimmung als ſie. Das war übrigens dies-

mal bald geſchehen. Nach der Kirchweih hatte Dorothee manches in ſich verarbeiten müſſen, aber ſie war doch imſtande, ſich ſo zu beherrſchen, daß die Stigerin nicht im entfernteſten auf den Gedanken kam, auch ſie könnte bei der Geſchichte mit Jos auf die oder jene Weiſe beteiligt ſein; heute aber fiel ihr das ſeltſame Benehmen des Mädchens denn doch auf, und zwar um ſo mehr, da ſie keinen Grund dafür von Dorotheen erfragen konnte. Das allerdings betonte Dorothee etwas ſtark, daß ſie den Bruder erſt am dritten Tage und noch dazu in einem fremden Hauſe, das heiße bei der Stickerin und ihrem Jos, angetroffen habe.

Die Stigerin, die ſchon lange an einem großen Erdäpfel herumſchälte, ohne dabei das Mädchen aus den Augen zu laſſen, fand dieſe an Dorotheen gar nie bemerkte Empfindlichkeit um ſo unerklärlicher, weil es mit dem Bruder wenigſtens nie mehr als mit den anderen Eigenen zu tun gehabt hatte. Die Frau ſprach das offen aus, worauf denn Dorothee zu verſtehen gab, daß das noch nicht alles ſei, daß ſie aber lieber gleich ſchlafen gehen als noch von allem reden möchte.

Sicher hätte Dorothee auch weit etwas Ärgeres noch viel lieber getan. Für wie kindiſch wäre ſie wohl gehalten worden, wenn jemand erfahren hätte, daß ihr Jos ſo weh getan mit der Mitteilung ſeines Entſchluſſes, das Dienen eine gute Sache ſein zu laſſen und wenigſtens nie mehr auf den Stighof zu gehen. Ihr erſter Gedanke war, an dem ſei nur einzig der Hansjörg ſchuld. Man hörte es aus allen ſeinen Reden, daß er den Stighans durchaus nicht leiden konnte. Er ſagte offen, der Hans habe mit dem Krämer unter einer Decke geſpielt und ihm wäre ſelbſt das Fortgehen nicht ſo ſchwer geworden als der Gedanke, daß er nun dem einen Dienſt tun und für

ihn durch Feuer und Waſſer gehen müſſe. So redete ihr Bruder heute vor allen Burſchen, welche den Jos beſuchten; was erſt mochte er ihm heimlich ſchon aus- und einzureden verſucht haben? Er war ja den ganzen Abend mit Jos im Geſpräch über einen Plan, den er eine kleine Verſchwörung gegen den Krämer nannte. Die anweſenden Handwerker, bisher von dem Blutſauger abhängig, ſollten ſich zuſammentun und einen Handel mit ihrer Arbeit anfangen. Hansjörg verſprach, durch Schleichhandel das, was das Land nicht ſelbſt hervorbringe, ſo billig als einer zu beſorgen. Dann wurde auch berechnet, daß man ſchon ſoviel bares Geld zuſammenbringe, als ein kleiner Anfang brauche. Hansjörg ſchien vor Begierde zu brennen, dem Krämer dieſen Poſſen zu ſpielen, und Dorothee hätte daraus die Abneigung des Jos gegen den von ihr erwähnten Knechtsdienſt erklärt, wenn er ſeine Antwort ihr nicht gleichſam wie eine Beleidigung mit der Gewalt und Beredſamkeit eines recht Zornigen entgegengeworfen hätte. Was wollte die Rede ſagen, er möge nicht länger auf dem Stighof das fünfte Rad am Wagen ſein? Es war gerade, als ob ſie glauben ſollte, er komme wegen ihr nicht mehr, und doch tat das gewiß niemand weher als ihr. Sie drei hatten ſo froh zuſammen gelebt, und nun ſollte das aus ſein und ſie zittern müſſen für die trotzigen Waghälſe, ſo oft Gott den Tag ſchickte.

Daß aber Dorothee von dem jetzt nicht reden mochte, war um ſo erklärlicher, weil ſie ſich nebenbei wieder mit dem Gedanken zu beruhigen ſuchte, daß das auch einer jener vielen, an langen Sonntagen unter lebhaften Burſchen entſtandenen Pläne ſein könne, die ſchon am anderen Morgen bei ruhiger Überlegung nur noch belächelt werden.

Das Nachtmahl ward ſchweigend genommen und ſchon

kam Dorothee gähnend und ſich recht ſchläfrig ſtellend aus der Küche zurück, als Hans ſcheu und leiſe, wie wenn er einen Fehler einzugeſtehen hätte, der Stigerin erzählte, wenigſtens ein Vierteljahr werde Jos noch daheim bleiben müſſen.

„Ohne Brot und ſich ſelbſt überlaſſen!“ jammerte Dorothee, die ſich jetzt nicht mehr zu beherrſchen vermochte. „Wohin,“ fuhr ſie ſtrenge fort, „wohin kann die Not und das Mißtrauen ihn in der langen Zeit noch treiben?“

Hans hatte dem Mädchen durchaus nicht erzählen wollen, für welchen Prachtkerl der Jos bei rechten Männern gelte. Es war ihm ſchon peinlich, neben der lieben Dorothee nur daran zu denken. Dem letzten Ausrufe gegenüber jedoch zwang es ihn mit Gewalt zum Reden. Jedes Wort traf ihn wie ein Stich und gleichſam aufſchreiend verſetzte er: „Dem Jos iſt's ja ſein Glück. Man hat mir's deutlich geſagt, er ſei zu gut zum Knecht. Gemeindeſchreiber ſoll er werden, der erſte Mann nach dem Vorſteher, und weiß Gott was noch. Der Pfarrer und die Herren ſelber haben's geſagt.“

Dorothee ſah den Burſchen erſtaunt an. Sie ſchien Ton und Gehalt ſeiner Rede nicht wohl vereinbaren zu können. Hans war ſich im Leben noch nie ſo klein vorgekommen wie jetzt, als er auf einmal etwas in ihrem Geſichte leuchten ſah, als ob ihr ganzes Weſen juble: „Das hab' ich mir gedacht!“ Da mußte gleich auch er etwas tun, um dem Jos die Freude des Mädchens nicht ganz allein zu laſſen. „Als Knecht iſt Jos verloren,“ ſagte er trocken. „Ich hab' ſchon an einen anderen gedacht und will gern hören, was du dazu ſagſt.“

„Wer iſt es?“

„Hansjörg.“

„Gott Lob und Dank!“ rief das Mädchen und das Weinen wär' ihm faſt gekommen vor Freude. Nun war doch alles, alles recht. Hansjörg kam auf einen guten Weg und war dem Jos nicht mehr gefährlich. Dorothee wußte ſelbſt nicht, welches ſie beſſer freue. Beides aber machte ſie ſo glücklich, daß ſie dem Hans hätte um den Hals fallen mögen. Jetzt mußte noch alles heraus, was ſie gedrückt und gequält hatte. Sie weinte Tränen der Freude, während ſie erzählte, wieviel ſie um der beiden Burſchen willen ſchon litt, beſonders nachdem ſie dieſelben beiſammen geſehen habe. Das ſei für alle ein großes Glück, daß die wieder getrennt würden, und noch auf eine Weiſe, daß man's gar nicht beſſer hätte wünſchen können. So gut hätten es nur die Reichen! Die könnten überall helfen, wenn ſie nur wollten; doch es gebe nicht viele, auf die man ſich verlaſſen könne und von denen etwas zu hoffen ſei. Hans freute ſich wieder an Dorotheens Freude. Er ſah ſich dem Jos gegenüber im Vorteil und begann den guten Burſchen faſt zu bemitleiden. In dieſer Stimmung erzählte er alles, was er heute von ihm gehört hatte. So plauderten die zwei, die ſich noch vor kurzem ſtumm und mißtrauiſch gegenüberſaßen, ſo froh und offen, daß es endlich der alten Stigerin zu gemütlich wurde. Man könnte vor Glück noch gar betrunken werden, ſagte ſie; der Anfang ſcheine ſchon gemacht, und da man morgen keine Zeit hätte, den Rauſch auszuſchlafen, ſo ſei wohl das Klügſte, wenn man ſich jetzt eine gute Nacht wünſche.

Dorothee tat das ebenſo ſchnell, als ſie ſeit Jahren jeden Befehl der Stigerin auszuführen gewohnt war. Sie ging um ſo lieber, weil die Rede der ſtrengen Frau ſie denn doch ein wenig unangenehm berührt und abgekühlt hatte. Jetzt unterſchied ſie ſchärfer als je zwiſchen Mutter

und Sohn. Die erſtere war ſtreng, blieb beim alten, und ihre Güte war vielleicht nur Ausdruck ihres ſtolzen und dabei behaglichen Weſens. Wie anders bei Hanſen! Der war ihr noch ſelten ſo groß erſchienen wie jetzt. Selbſt neben den Jos durfte ſie ihn herzhaft ſtellen, ohne daß er viel verlor. Sie dachte überhaupt mit ganz anderen Empfindungen an den ehemaligen Knecht, ſeit er ihr nur noch durch ſein unerklärliches Benehmen Sorge machte. Erſt im Traum ſah ſie ihn wieder deutlich vor ſich, aber nicht mehr als armen Schneider, ſondern als Beſitzer des Stighofs. Er war von einer ganzen Menge von Leuten umringt, die alle Rat und Hilfe bei ihm ſuchten. Er gab nicht nur Geld, ſondern auch was aus mehr als einer augenblicklichen Not helfen konnte. Sein Wort wirkte auf alle. Streitende gingen verſöhnt, Traurige getröſtet von ihm und ſo beredt wie er war kein Menſch, als wer eben von ihm redete. Nur ſie durfte ihm nicht ſagen, was ihr fehle. Sie wußte es aber auch eigentlich ſelbſt nicht, und doch war ihr ſo weh, daß ſie weinte. Als Jos dadurch auf ſie aufmerkſam wurde, erſchrak ſie ſo, daß ſie erwachte.

Hanſen tat es ſpäter doch weh, daß das Mädchen ſich mehr über die ſchönen Ausſichten des Jos zu freuen ſchien, als um ihres Bruders willen. Unwillig ſchlug er die Türe ſeines Zimmers zu und verbrachte eine ſchlafloſe Nacht.

Vierzehntes Kapitel.

Zusel und Angelika.

Dorothee kam durch Zusels fromme Freundinnen immer ärger ins Geschrei. Sogar der Zusel war zuweilen bang vor dem, was durch sie angerichtet wurde, wenn sie schon fest glaubte, daß Dorothee wenigstens alles tun würde, wodurch sie den unbeholfenen Burschen möglicherweise fangen könnte. Bestand aber ein sündhaftes Verhältnis noch nicht, so durfte doch auch das Entstehen desselben verhindert werden. Das war Zusels Trost neben der Hoffnung, daß sie sich bald in Ehren aus der Sache ziehen und dann auch ihre Werkzeuge wieder wegwerfen könne.

Sehr bedenklich aber war es, daß trotz allem Dorothee noch immer auf dem Stighof blieb. War denn die Stigerin unempfindlich für die Ehre des Hauses, oder hatte die Magd auch sie schon gewonnen? Der Krämer, der immer gut unterrichtet sein wollte, behauptete freilich das Gegenteil, aber seiner Tochter war das nur ein schlechter Trost. Sie hätte, besonders da sie einmal die schlimmen Folgen des durch sie erregten Lärms empfand, auch etwas von der beabsichtigten Wirkung erleben mögen. Allerdings galt jetzt das sündhafte Verhältnis der beiden auf dem Stighofe für eine ausgemachte Sache; nun aber begannen die Leute sich auch an das wunderfreundliche Paar Augen zu erinnern, welches Zusel Hansen am Kirchweihtage gemacht hatte. Dorothee lief damals von dem Burschen

weg und kam doch hernach mit ihm ins Geschrei. Zusel, hieß es, war also nicht imstande gewesen, etwas zu erlächeln. Hans habe nicht so unrecht. Vielleicht komme er mit einer Armen — wenn's nur eine brave Person sei — weit besser durch die Welt, als wenn mit dem Halben von dem, was der Krämer erschachert, seine Zusel auf den Stighof gebracht würde. Dort sei gewiß jetzt kein unredlich erworbener Kreuzer und schon das sei mehr für ein Ehepaar, das von vorn anfange, als wenn mit ein paar tausend erheirateten Gulden der Unstern ins Haus hineinkommen tät, wie man das schon so oft erlebt habe. Hübsch nun wäre die Zusel allerdings, aber sie wisse schon auch davon, und daß sie sich es dann zuweilen so sehr anmerken lasse, sei entschieden nicht hübsch. Zudem wisse jeder, daß man keinem ein schönes Weib und ein hübsches Roß mißgönnen dürfte, weil sie beide vornezu verdient werden müßten. Hauptsache sei für einen Besitzer des Stighofes im Grunde doch unbescholtener Name, schönes Gemüt und eine geschickte Haushälterin. Das Geld komme weniger in Betracht als die Frage, was denn sonst aus der Verwandtschaft Gutes oder Böses zu erben wäre. So sei zu urteilen; und wenn man so urteile, müsse man die Zusel eine schöne Sache sein lassen. Freilich aber sei damit noch nicht gesagt, daß Hans darum nun gleich mit der Magd hätte anbinden sollen.

Zusel, der solche Bemerkungen von den Betschwestern beinahe täglich zugetragen wurden, prüfte ängstlich, was daran wahr sei. Nebenbei suchte sie zu berechnen, welchen Eindruck nun alles zusammen auf Hansen und seine Mutter machen werde. Das konnte sie dann recht unglücklich machen. Ihre Neigung zu Hansen war doch von der Art, daß sie nicht nur ihn fangen, sondern durch eigenen Wert gewinnen wollte. Derlei Bemerkungen taten ihr daher

doppelt weh. Dem und jenem wollte sie wieder eine Rede bei passender und unpassender Gelegenheit gehörig heimzahlen, wobei sie stets ungemein leidenschaftlich zu Werke ging. So verwickelte sie sich bald überall in böse Händel und wurde von den früheren Freundinnen und von allen, die es wahrhaft gut mit ihr meinten, fast ängstlich gemieden. Wenn sie nachsann, was alles in wenigen Wochen durch sie und wegen ihr geschah, dann hätte sie versinken mögen vor Scham; und laut — um ihre Gedanken zu verscheuchen — sprach sie den Vorsatz aus, in Zukunft nur sich Hansens wert zu machen, den sie aber um jeden Preis nun haben müsse.

Der wunderliche Bursche tat jetzt wieder so hölzern und fremd, als ob er nie mit ihr von der Kirchweih heim sei. Woher sollte das kommen als von dem Gerede, welches über sie umlief? Was war also gewonnen, wenn auch Dorothee schließlich noch vom Platze kam? Ein Gewissen freilich brauchte sie sich daraus nicht mehr zu machen. Dorothee hätte Hansen einzig nur um des Geldes willen genommen, was bei ihr — der Vater mochte schon seine Rechnungen haben — wahrhaftig nicht der Fall war. Je länger sie der Sache nachsann, desto klarer ließ es die Eigenliebe erscheinen, daß nur uneigennützige Neigung zu dem guten Burschen sie so unvorsichtig und leidenschaftlich habe werden lassen. Denn — wieviel Herzeleid hatte nicht dieser Hans ihr schon gemacht! Hansjörg mußte einst seinetwegen fort und ihr selbst ließ er seit Wochen keine ruhige Stunde mehr! Auch ihrer armen Schwester schon war es früher nicht besser gegangen. Ach, jetzt auf einmal dachte sie mit ganz anderen Empfindungen als sonst an Angelika, ihre Leidensgefährtin, deren sonderbares Wesen sie früher nicht begriff, nun aber ganz gut zu verstehen meinte. Ja, Angelika war allein fähig, auch

ſie zu verſtehen und ihr zu ſagen, woran ſie ſich halten, wie ſie ſich wieder aufrichten könne. Ihre jetzigen Freundinnen, die ſie eigentlich recht von Herzen verachtete, hatten ſich wie Bleigewichte an ihre Schwäche gehängt und ſie noch tiefer niedergedrückt; der Vater verſtand ſie auch nicht und von den mütterlichen Verwandten war ſchon gar nichts zu erwarten. Alſo zu Angelika, der edlen, die das nämliche ertrug und doch noch aufrecht zu ſtehen vermochte! Ihre Angſt vor Angelikas ſtrengem Weſen half die Gemeinheit und der Leichtſinn ihrer jetzigen Freundinnen überwinden. „Alles Geſchwätz, alle Schmeichelei dieſer Elenden für ein Wort von ihr, der es mit Hanſen gerade ging wie mir, obwohl ſie ihn vielleicht eher verdient und glücklicher gemacht hätte als ich!“ rief ſie eines Tages und ging, ohne ſich wie ſonſt noch beſſer anzukleiden, zum Hauſe hinaus.

Vergebens fragte der Krämer zweimal, wohin ſie wolle. Dem Mädchen kam ſein Gang wie ein Ergeben in ſein Schickſal vor. Es dachte ſich ſchon in der Lage der Schweſter und fand dabei eine innere Beruhigung, die ihm während der Blütezeit ſeiner Hoffnungen gefehlt hatte.

Das ſtattliche, überall neu angeſchindelte Haus*), in welchem die Schweſter wohnte, nahm ſich noch viel ſtolzer aus neben dem alten Stadel, der jetzt nur noch als Holzbehälter und zum Aufbewahren der Wagen und Schlitten benutzt wurde. Zuſel ging jeden Schritt langſamer. Was für eine Ausrede für ihr Kommen ſollte ſie brauchen? Aber ſie kam ja nur ins Haus ihres Schwagers,

*) Die Häuſer, die überhaupt nur von Holz gebaut ſind, werden von außen häufig noch mit einem Panzer von Holzſchindeln verkleidet.

zu eigenen Leuten, sagte sie sich, emporblickend zu den Reihen grün angestrichener Fensterläden und zum hohen Dachstuhl, wo noch der Busch zu sehen war, welchen die Zimmerleute nach Vollendung ihres Werkes aufgesteckt hatten. Es tat ihr wohl, ihre Schwester in diesem schönen Hause zu wissen. Ihre Entsagungswilligkeit schwand schneller noch, als sie kam. Zusel dachte an Stighansens stattlichen Hof — vielleicht zum erstenmal — und stellte sich vor, wie prächtig es nun wäre, wenn sie beide, die Kinder des vom Neide so vielgeschmähten Krämers, so stolz neben der Gasse im Herrendorfe wohnen und den Neidhämmeln hinter schneeweißen Vorhängen auf die Gasse herab nachlachen könnten. In so einem Hause konnte man sich schon auch etwas gefallen lassen und für gar zu unglücklich brauchte sich Angelika doch nicht zu halten, wenn ihr auch manches an ihrem Gatten nicht gefiel. Sie war doch etwas wunderlich, altmodisch, und ein lustiger Mann wie der Andreas konnte mit ihr unmöglich gut auskommen. Mit solchen Gedanken beschäftigte sich das Mädchen, noch immer stille stehend, und vielleicht wäre sie gar nicht mehr zu der wunderlichen Schwester hinein, wenn sie nicht den neugierigen Blicken einiger Vorübergehender zu entrinnen gewünscht hätte; sie ging schnell durch den Schopf, öffnete geräuschlos die Türe und ließ sich durch den Empfang der Schwester, wie wenig ermutigend er auch sein mochte, nicht im mindesten erschrecken. Die auf dem Wege zusammengestellte Einleitung hatte sie freilich vergessen, aber die wäre doch in der jetzigen Stimmung auch nicht mehr zu brauchen gewesen. „Du wohnst recht schön hier," begann sie, nachdem sie sich für den etwas kühlen Gruß der Schwester bedankt hatte.

„Hohes Haus, großes Kreuz drin," antwortete die

Schweſter, indem ſie ſich wieder mit der Umkleidung der Puppe zu beſchäftigen begann, die ihr wunderliebliches Kind ihr lächelnd reichte.

„Ich möchte dir tragen helfen," ſagte Zuſel wehmütig. „Gelt," fuhr ſie, ſich zu einem heiteren Tone zwingend, fort, „du meinſt, wir Ledigen ſollten gar nicht wiſſen, wie wohl euch Eheleuten iſt, wenn ihr mit euern Kindern wieder zu ſpielen beginnt. Ja, Schweſter, ich möchte dir tragen helfen an deinem Kreuz und trage vielleicht auch ſchon mehr daran als du glaubſt."

„Jedermann hat zu tragen genug an den Früchten ſeiner eigenen Torheit."

Dieſer ernſte Ton in einer ſo freundlichen Stube, neben ſo holdem Kinde, mitten im Wohlſtand, den die Verſchwendung des Mannes ja noch kaum zu verkleinern vermochte! „Biſt du denn noch immer nicht glücklich?" fragte Zuſel eigen weich.

„Wer iſt das und weiß es? wer? Etwa dein — unſer Vater? Er hat mehr, als er ſich früher träumte, aber um ſo größer ſind ſeine Wünſche jetzt. Du könnteſt der Stolz der Gemeinde ſein, aber eben weil du das fühlſt, biſt auch du nicht glücklich."

„Du nimmſt die Sache zu ernſt."

„Für dich wohl, denn du ſpielſt. Mit dem Größten und Heiligſten, ſelbſt mit deiner, nicht nur mit der Ehre und Zukunft anderer ſpielſt du. Das hab' ich nie getan und muß doch ſchon ſo ſchmerzlich büßen."

„Ich weiß, was du meinſt, aber ich halte mich nicht für ſchuldig. Nur eine Kleinigkeit, einen Schneeballen gleichſam hab' ich fallen laſſen. Was kann ich dafür, daß er im Rollen zur Lawine heranwuchs, die mich ſelbſt gewaltſam mit fortriß?"

„Laß mich gehen, ich kenne das," ſagte Angelika bitter.

„Mich haben alte Weiber erzogen, die ärgſten Schwätzerinnen im Lande, nur haben ſie die Sache feiner zu treiben verſtanden als die Leute, mit denen du jetzt umgehſt. Ja, da konnte man etwas lernen. Alle Gemeindeangelegenheiten ſogar wurden von Vorſteherin und Rätin verhandelt und dabei geprüft, was wohl am beſten zum Einſchlag in ihren Zettel paſſe, denn immer hatte man Günſtlinge, denen man gern das Waſſer auf ihre Mühle richten, und andere, denen es zerſtörend durch den angeſäten Acker geleitet werden ſollte. Waren einmal die Weiber eins, dann hatte die Meinungsverſchiedenheit der Männer nicht mehr viel zu bedeuten. Die ganze Gemeinde hatten meine Baſen und ihr Kreis am kleinen Finger. Alle menſchlichen Fähigkeiten, Kräfte und Leidenſchaften, Stand, Beſitz, Abſtammung, kurz alles ward hier geſchätzt, gezählt, abgewogen und verhandelt, ohne Liebe, rein nach Willkür, wie es jetzt auch die Betſchweſtern tun möchten, nur etwas anſtändiger noch, da man damals noch nicht jeden Gegner gleich einen Gottloſen nennen durfte. Alles kam auf dieſen Markt, jede Veränderung im Dorf mußte, es mochte eine Hochzeit oder ein Teſtament ſein, zuerſt hier gutgeheißen werden. Schon da aber hat mich das angewidert und die Leute, die ſich ziehen und treiben ließen wie Schafe, ſind mir ſo erbärmlich vorgekommen, daß ich's ums Leben nicht geglaubt hätte, eines Tages meine ſtolze, eigenſinnige Schweſter in einem noch ſchlechteren Netze zappeln ſehen zu müſſen. Nicht einmal an meiner Heirat mit Andreas, wie ſie auch ausgefallen ſein mag, kann ich dem aus unſerem Verhältnis entſtandenen Gerede die Schuld geben. Im hohen Rate, das heißt an den Kaffeetiſchen der beiden Verwandtſchaften, die überall im Dorf das Kraut fett werden laſſen, war man eigentlich gegen unſere Hochzeit eins und hatte

dafür seine Gründe. Den reichen Basen des Andreas war mein Vater nicht gut genug; meine Erzieherinnen aber hielten den Andreas für einen leidenschaftlichen Menschen und meinten, nur wer so sei wie er, könne mit ihm gut durchkommen; an andere werde sich der auch durch den Pfarrer nicht binden lassen."

„Und warum hast du ihn denn doch genommen?" fragte Zusel, welche der Erzählenden anfangs gähnend, dann aber immer aufmerksamer zugehört hatte.

„Schon der Trotz gegen die Basen," antwortete Angelika leidenschaftlich, „war viel stärker, als du dir einbilden kannst. Er lag schon früh in mir — seit ich zum erstenmal vom Vater geredet hatte. Die Bedeutung dieses Namens bekam ich erst von anderen Mädchen meines Alters. Nun fragte ich auch meinem Vater nach, und viel, viel haben sie mir vergiftet mit der Antwort. Alle Kinder hatten gute Väter, ja sie sagten, es gebe gar keine bösen, und der meine sollte doch nur ein herzloser, unfreundlicher, ja ein böser Mann sein. Das aber brachten sie nicht in mich hinein. Nur auf mich gelegt hat sich's wie eine Last. Einmal bin ich verstohlen zum Vater geschlichen und hab' ihm alles erzählt. Drauf ist ihm das Wasser in die Augen gekommen, das hab' ich gesehen, und drum ist's mir nicht mehr eingegangen, was später über ihn gesagt worden. Auch anderes ist mir nun immer minder eingegangen. Ich war innerlich so eigensinnig, daß es kein Mensch geglaubt hätte. Die, welche mich zogen und nährten, galten mir immer weniger, je schärfer ich ihnen aufpaßte. Auch mit dem Vater war ich unzufrieden, daß er mich nicht zu sich nahm und meinen Bitten darum nur die Antwort werden ließ, ich würde doch nicht mehr zu ihm passen, weil ich schon zuviel andere Luft in mich aufgenommen. Und nun denke dir, wenn ein

reicher Burſche kam, der unter den Mädchen ausleſen konnte und durchaus nur mich haben wollte trotz allem Einſpruch derer, die mir wie Gift waren! Ich hatte mein Lebtag noch nie ſo etwas Großes geſehen, als ſeine Feſtigkeit, ſeinen Trotz, und in meinem Alter hielt ich das für Liebe zu mir, nicht für die Laune eines verwöhnten, eigenſinnigen Mutterſöhnchens. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Aber Hans?" fragte Zuſel kaum hörbar.

„Der war ein lieber, guter Burſche, aber ſtill. Ganz früh ſind wir oft und oft beiſammen geweſen. Später ſahen wir uns etwas ſeltener. Er war faſt ſcheu gegen mich. Ich glaubte jedesmal, wenn ich ihn traf, wir hätten faſt nichts geredet, und es war mir ſchon neben ihm nicht recht, daß wir uns nicht noch etwas, noch viel — ich wußte jedoch nie recht was — zu ſagen hatten. Trotzdem gaben mir die Worte, die wir wechſelten, hernach ſoviel zu ſinnen, wie ſonſt kein langes Geſchwätz. Ihm mußte das auch ſo gehen, denn er wußte alle meine Reden ſo genau, daß mir dabei ordentlich angſt wurde. Daß wir uns gern hätten, haben wir uns nie geſagt, das verſtand ſich ja von ſelbſt. Nur der Mutter hat Hans es verraten, als einmal auf dem Stighof über mich losgezogen wurde. Drauf iſt dann der gute Burſche zu mir gekommen, — es war im Garten und abends zwiſchen Feuer und Licht*). Ich ſeh' ihn noch, wie er daſtand und mir ſagte, nun dürften wir nie mehr zuſammen, denn die Mutter hab' ihm aus der Übertretung dieſes Gebots eine ſchwere Sünde gemacht. Wir dachten damals an keine Liebſchaft, auch nicht an Widerſpruch. Es war, wie wenn man über einen ſchönen Weg geht und nun rollt ein Stein vom Berge

*) in der Abenddämmerung (zwiſchen dem Anzünden des Herdfeuers zum Kochen des Abendeſſens und dem Anzünden des Lichtes in der Wohnſtube).

herunter und trifft den fröhlichen Wanderer. Es war im ganzen kein Zusammenhang, keine Ordnung, keine Gerechtigkeit und doch ließ sich nach unserer Ansicht nichts daran ändern. Lange nahmen wir Abschied und weinten. Klar aber war mir alles erst hernach, erst als der Andreas Ernst machte. Nun erst hatte ich meinen Ärger über den schwachen Hans, der gleich nachgab. Da war doch Andreas ein anderer Mann. Damit wollte ich mich trösten, dennoch hab' ich Hansen weder verzeihen, noch mich einmal recht über ihn ärgern können. Jetzt wär' ich vielleicht noch glücklich verheiratet, wenn Andreas der alte geblieben wär'. Aber sein Trotz richtete sich gegen mich und nun hatte er bei allen Unarten wieder die ganze Verwandtschaft auf seiner Seite und ich nur muß daran schuld sein. Ach, wär' doch der Vater arm geblieben, daß wir unbemerkt unseren Weg durchs Leben gehen könnten! Dann hättest du deinen Hansjörg, und nicht so, wie er jetzt ist, ich aber —"

Zusel warf einen fragenden Blick auf das spielende Mädchen.

„Das macht nichts," sagte die Mutter mit schmerzlichem Lächeln. „Hast du geglaubt, ich würde dir etwas sagen, was sein Vater nicht hören dürfte? Was nicht unter die Leute soll, behält man am besten ganz für sich, denn aus dem Sack ist fort. Das hättest in deinen Jahren auch du wissen und deine ohnehin nicht ganz ebenen Angelegenheiten nicht jedermanns Gnad' oder Ungnad' überlassen sollen."

„Aber, Schwester, auch andere Mädchen, wenn sie einen recht von Herzen gern hätten —"

„Werden schwach und unüberlegt," fiel Angelika ein, „aber nicht so erbärmlich wie du. Auf solche Wege treibt Liebe nicht. Sie gibt eher Kraft zum Dulden."

„Was hab' ich denn getan?"

„An der Kirchweih wär' ohne dich alles ruhig und friedlich geblieben."

„Jos hat unseren Vater geschimpft."

„Ja, als ich seine Worte gehört, ist mir zumut worden, daß ich gewiß keine Schlägerei mehr angehetzt hätte."

„Der Unmut regt sich in jedem Menschen auf andere Art. Sogar beim nämlichen ist's ungleich. Ich hab' auch schon zu lachen angefangen, wenn ich lieber dreingeschlagen hätte."

„Aber warum ist denn Hans mit Dorotheen so auf einmal ins Geschrei gekommen?"

Zusel bückte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und machte sich mit dem spielenden Kinde zu schaffen.

„Was hast du davon," fuhr Angelika strenger fort, „daß nun Jos krank ist und alle anständigen Leute ihn auf deine Rechnung hin bedauern? Er wäre vielleicht der einzige gewesen, der dir Dorotheen bald genug aus dem Wege geschafft hätte."

Zusel sah die Schwester groß an.

„Schäme dich," rief diese, „nicht einmal rechnen hast du bei aller Herzlosigkeit gelernt und sonst schon gar nichts."

Über des Mädchens schönes Gesicht zog etwas wie ein Lächeln, als es sagte: „Du mußt nicht ungerecht werden. Gleiches Gewicht soll man brauchen bei dem, was man kauft und was man hergibt. Mir ist's ein Vorwurf, daß meine Neigung und ihre Gewalt mich vielleicht zu etwas Unüberlegtem, ja zu recht Närrischem brachte, und nun sagst du in der nämlichen Predigt, du habest Hansen seine Schwachheit nie verzeihen können."

Das junge Weib errötete. Zusels Absicht, Angelika

aus ihrer Strafrede und in Verlegenheit zu bringen, war erreicht. Aber der Sieg wurde dem Mädchen bald wieder ſtreitig gemacht. Angelika fragte: „Haſt du den Hansjörg auch ſchon geſehen, ſeit er heimgekommen iſt?“

„Ich hörte dich ſagen, jedermann hab' an ſeinen Dummheiten zu tragen genug; warum denn magſt du dich immer auch um ſo etwas noch kümmern?“ fragte das Mädchen, ohne daß es ſich auch anſtrengte, ſeinen Zorn zu verbergen.

„Ich glaubte nicht, daß ich dir mit dem ſo weh tun werde,“ ſagte Angelika, die über den leidenſchaftlichen Ausbruch der Schweſter wirklich erſchrocken war. „Wenn dir aber das ſchon ſo hart ans Leben geht, ja — dann weiß ich erſt recht nicht, wie du von ſo großer Neigung zum Stighofbauern reden kannſt.“

„Um ſeines Geldes halber doch gewiß nicht,“ antwortete Zuſel leidenſchaftlich. „Der Vater hat mir genug erworben. Selbſt ſeine Ehre wurde dem Gewinn geopfert. Glaubſt du, ich werde nun auch noch mein Glück opfern? Nein, Angelika, ſo elend bin ich nicht. Aber Hanſen muß ich haben. Ihn und nicht den Stighof. Bis dahin ſoll Hansjörg mich gar nicht mehr ſehen — der Elende, der mich verriet und meine Briefe an den Vater verkaufte für ein Sündengeld! Ha, wie wird's mir kalt und heiß, wenn ich mich nur vor ſeinen Blick denke, ſo elend, ſo verlaſſen wie der Treuloſe mich gemacht hat. Den erſten Burſchen in der Gemeinde will ich und lache, wenn das dann ſeine ſanfte Schweſter zur Verzweiflung bringt.“

Angelika, die zuerſt ihre Schweſter erſtaunt, erſchrocken anſah, gewann ihre Ruhe in dem Grade, wie Zuſel die ihre verlor. Jetzt endlich glaubte ſie, klar zu ſehen und den Weg gefunden zu haben, auf dem das arme Mädchen wieder zum Frieden mit ſich und der Welt ge-

langen konnte. Angelika dachte nicht mehr an den ſtrenge rechnenden Krämer, der den Hansjörg ſchwerlich je als ſeinen Töchtermann anerkannte. Sie hatte Mitleiden, und nur ihrem Herzen folgend, ſagte ſie: „Hansjörg war ein wackerer Burſche, nur der Vater hat ihn vom rechten Wege mit Gewalt vertrieben.“

„Gibt's denn für dich gar keine Arbeit, als uns aufzupaſſen?“ fragte Zuſel ſpitz.

„Die tun die Baſen meines Mannes für mich,“ antwortete das Weib wehmütig lächelnd. „Die tragen alles zuſammen auf meine Rechnung. Was du und der Vater tun, wird als meine unſaubere Wäſche ausgeklopft, daß ich im Staube faſt erſticken muß.“

„Nun — und was weißt du noch mehr?“

„Du und der Soldat, ihr ſteht euch noch ziemlich gleich. Ihr beide ſeid in der Irre herumgelaufen und es wäre nicht recht, wenn nun eins das andere einen ſchlechten Führer hieße, ſobald ihr euch wieder ſehet. Setzet den Kampf zwiſchen Reichen und Armen nicht fort, begießet nicht noch einmal mit Tränen die Sünde des Vaters. Reicht euch lieber die Hände und machet vereint das Geſchehene wieder gut!“

„Wo denkſt du denn jetzt hin? Wir ſind auf der Welt,“ ſagte Zuſel, doch in einem Tone, der ihre Bewegung deutlich genug verriet.

„Schau einmal ſo einem Kinde recht, recht tief in die Augen!“ rief Angelika mit einem zärtlichen Blick auf das ſpielende Mädchen. „Tu' das und dann ſag' mir, ob du die böſe Welt mit ihren Kämpfen und Rechnungen nicht vergeſſen kannſt. Und dann denke dir, ob du ihm mehr wünſcheſt als Eltern, denen gemeinſame Liebe Kraft gibt und was ſie brauchen. Dann wirſt du empfinden, wie ſündlich du vorhin geredet haſt.“

Das Mädchen ſeufzte.

Angelika fuhr fort: „Auf mir liegt's jetzt bleiſchwer, wie etwas Furchtbares; der Vater iſt immer mit zu abhängigen Leuten umgegangen, um den Menſchen noch zu ſchätzen. Ach Gott, ſie alle ſind ihm nur wie ſein Kram! Jetzt iſt er im Fallen und dem Fallenden rollen die Steine von ſelber nach. Halbe Nächte läßt mich das nicht ſchlafen, beſonders wenn auch der Andreas nicht ordentlich daheim iſt. Jedes Geräuſch erſchreckt mich und ich werde ganz furchtſam. Geſtern am hellen Morgen durfte ich*) kaum in den alten Stadel, um zu ſehen, warum denn in der Nacht dort ein Gerumpel entſtand, als ob alle Heuwagen übereinander gefallen ſeien."

„Und was haſt du denn geſehen?"

„Zuerſt nichts als Hansjörgs große Tabakspfeife, die der Seltenheit wegen jedes Kind kennt."

„Und dann?"

„Dann auf dem Heuſtock ganz kleine Hügelchen, die aber nicht von ſelbſt entſtanden ſein konnten. Wir haben jetzt nur noch wenig Heu dort. Ich durchſuchte es, bevor ich die umgeſtürzte Holzbeige wieder aufzurichten begann, und fand Tabak, Schießpulver und ähnliche geſchmuggelte Ware."

„Das alſo war der Geiſt?"

„Ja, Mädchen, der böſe Geiſt, der dich und den Vater nie ruhen laſſen wird. Hansjörg hat jetzt keine Freude mehr an einem ordentlichen Leben, die könnteſt nur du ihm wiedergeben."

Zuſel ſchien eine Minute mit ſich ſelbſt zu kämpfen, dann auf einmal ſagte ſie traurig, aber entſchieden: „Es iſt ja alles aus!"

---

*) d. i. wagte ich mich.

„Was iſt aus?“

„Ich gehöre dem Vater, das hat der nicht verdient. Ich will die Strecke nicht wieder zurück, die er ſo mühſam erklomm. Er war ein Schleichhändler, mein Mann ſoll etwas Beſſeres ſein. Wir haben mit dem Soldaten nichts mehr zu tun.“

„Das iſt zweifelhaft,“ antwortete Angelika, die ſich nun auch nicht mehr beherrſchen konnte. „Schon das Unrecht bindet euch an ihn, und wenn man Hansjörgs Warenlager findet, ſo muß der Verdacht auf meines Mannes Schwiegervater fallen.“

„Richtig, das iſt der Witz,“ rief Zuſel. „Soweit geht der Menſch. Das will ich gleich dem Vater ſagen. Gute Nacht!“

„Um Gottes willen höre!“ flehte Angelika.

„Ich habe gehört genug.“

„Stürze den Unglücklichen nicht noch tiefer. Ich hab' nicht einmal dem Mann etwas davon ſagen dürfen*). Es iſt meine erſte Unredlichkeit, weil ich den ſchützen will und muß, dem der Vater ſo großes Unrecht tat. Ich hab's geſchworen.“

„Und ich will Rache,“ antwortete Zuſel kalt und ſtürzte ohne Abſchied zur Türe hinaus.

---

*) zu ſagen den Mut gehabt.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Walde.

Im ersten Augenblick wollte Angelika der Rasenden nach, wollte noch unter der Haustüre sie mit Gewalt festhalten und ihr den Schwur abzwingen, daß sie nie und nimmer dem Unglücklichen sein Gäu*) verraten wolle. Aber womit sollte sie das Mädchen zu diesem Schwur zwingen, wenn selbst Mitleid und Liebe zum Vater, der an allem die Schuld hatte, rein nichts über dieses Felsenherz vermochten? Für so hatte sie die Zusel nicht gehalten, sonst würde sie kein Wort verraten haben. Einen Stein, meinte sie, müßt' es erbarmen; die Zusel aber ließ sich das Elend des noch nicht vergessenen Geliebten erzählen, heuchelte noch Rührung, bis sie alle Fäden in der Hand hatte, und eilte dann, ihn womöglich noch tiefer ins Verderben zu bringen. Vorhin sagte sie, „aus dem Sack sei fort," und nun? Sie hätte versinken mögen vor Reue und Scham, dennoch versuchte sie nicht, sich mit ihrer guten Absicht zu trösten. Da stand sie und konnte gar nichts tun, was wirklich zum Frieden führen mußte! Wenn sie den Soldaten warnte, so konnte auch das wieder neue Feindschaft erregen. Angelika stand und sann und betete, bis ihr Kind sie von neuem erschreckte. Es hatte manches

*) sein Revier, sein Gehege (das Versteck der Waren).

von dem Mann im Stadel aufgefaßt und behalten, und ſie bekam nun genug zu tun damit, ihm die Sache recht lächerlich und unbedeutend darzuſtellen und ſoviel Unmögliches einzuſtreuen, daß, im Fall es plaudern ſollte, ſich der Andreas nichts mehr aus der Sache mache.

Zuſel mußte ſchon der Leute wegen etwas langſamer durchs Dorf hinausgehen, als ihr anfangs lieb und ihrem Gemütszuſtande angemeſſen war. Gewaltſam mäßigte ſie ihre Schritte, und das zwang ſie gleichſam, auch ruhiger zu denken. Was Angelika von einer Verſöhnung mit Hansjörg ſagte, tat ihr um ſo weher, da ſie es für unmöglich hielt. Und nun weckte Angelika noch gar mit Drohungen ihren Trotz! Es war gut, daß ſie ging, denn nie war ſie ſo hart und kam ſoweit, als wenn ihr Widerſpruchsgeiſt die Herrſchaft über ihr Herz gewann. Sobald dieſer ſchwieg, begann ſich die Stimme des Herzens wieder zu regen. Die Worte Angelikas fingen wieder zu wirken an und noch ganz anders, als da Zuſel, ihr gegenüberſtehend, nur auf Trotz und Verteidigung ſann. Hansjörg konnte doch ſeine Waren daheim nicht wohl verbergen! Wenn er hauſieren wollte, ſo mußte er damit gleich mitten unter den Leuten ſein. Vielleicht ganz zufällig hatte er unter dem Dache eines der Ihren Sicherheit geſucht. Sollte er ſie alle für Verräter halten, ſie alle verachten? „Nein," rief das Mädchen, „mir ſoll er nichts vorwerfen können!"

Sie kam mit dem Vorſatze heim, dem Vater einſtweilen kein Wort von der Sache zu ſagen. Sie hielt ihn auch, als der Vater ſich etwas beſorgt über die Anweſenheit eines Grenzjägers im Dorfe ausſprach und dabei merken ließ, daß ihm jetzt eine Durchſuchung des Hauſes nicht lieb wäre, da man ſich für den Winter, wo die Schleichwege über die Berge ganz ungangbar ſeien, mit

manchem einrichten müſſe, was ſo ein Grünrock nicht zu ſehen brauche.

Am anderen Tage berichtete die Magd, auf dem Stighof ſei laut die Rede davon, der Soldat, Dorotheens Bruder, werde im Winter den Knechtsdienſt dort verſehen; allem nach müſſe die Sache ſchon abgekartet ſein; wenigſtens Hans und Dorothee täten ſo gegenüber der alten Stigerin, die ſich immer noch nicht recht darein ergeben wolle.

„Hat Hans denn einen Narren gefreſſen an dieſem Geſindel?“ fuhr der Krämer auf. „Was ſoll aus dem Tropfen werden, wenn er in Haus und Stall und Feld nicht mehr von dieſen Leuten loskommt?“

Zuſel war über den Bericht der Magd ſehr erfreut. Eine Zentnerlaſt ward ihr damit vom Herzen genommen. Unbefangen teilte ſie dem Vater das Geheimnis mit, welches ſie belaſtet und ihr eine ſchlafloſe Nacht gemacht hatte. „Es iſt dem Burſchen doch zu gönnen, daß er wieder auf einen ordentlichen Platz kommt,“ ſchloß ſie. „Er ſoll nicht ſein Lebtag uns fluchen und alle Schuld an dem, was er tut oder unterläßt, auf uns werfen können.“

Zu einer anderen Zeit hätte dem Krämer dieſe Rede auffallen und ein ſcharfes Verhör ſeines Kindes, das noch nie in der Art mit ihm von Hansjörg redete, hervorrufen müſſen; jetzt aber war er ſo mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er den Vorwurf gar nicht merkte, der für ihn in dieſer Rede lag. „Schleichhändler,“ murmelte er, in der Stube herumſchreitend. „Erſt Schwärzer und dann Knecht, erſt ein freies, bewegtes Leben, wie es dem Waghals anſteht, und nun in das Einerlei auf dem Stighof, wo er in der Woche kaum den Schwärzertaglohn verdient bei aller Plage. Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Gewiß, er wird nicht Hansens, er wird Dorotheens Knecht. Für sie will er arbeiten und Hansen dabei sagen, was alles er ihm habe opfern und für ihn tun müssen. Will doch dem Trotzkopf einmal sagen, was er da macht und — ja, das muß gehen."

Der Krämer sah in dem Soldaten so gut den Rächer als Angelika. Drum sollte, mußte er bei seinem Stolz und Trotz erfaßt, gebunden und in eine Tiefe gezogen werden, wo auch Zusel ihn schaudernd sah, ohne daß noch ihr Mitleid sich regte. Der Krämer hatte seinen Plan fertig, einen in jeder Weise vorteilhaften Plan. Tatendrang trieb ihn aus der engen Stube und ließ ihn nicht mehr ruhen, obwohl er nicht gleich ans Werk schreiten durfte. Noch nie kam es ihn so hart an, den geeigneten Zeitpunkt ruhig abwarten zu sollen als jetzt. Lange stand er unter der Haustüre und sann auf eine Zerstreuung. Plötzlich schoß sein Kopf in die Höhe. Dann verschwand er im Haus, um eine Minute später mit Hut und Stock wiederzukommen.

.asch lief er hinunter zur Brücke und eine Minute später war er auf dem Wege, der an der grauen vielköpfigen Fluoh neben der Aach zu den Dörfern der Sonnenseite*) führt. Beim Schneeschmelzen, oder wenn die Ziegen im Wald ob dem kahlen Felsen weideten, sah er von seinem Hause aus hier schon manchen Stein herunterstürzen, der dann, auf dem eingesprengten Felsenweg zu vielen Stücken zerschlagen, weiße Ringe in die blaue Aach graben zu wollen schien. Freilich ging er hier auf dem Kirchweg für die guten Bauern da droben, die ihn

*) Die nördliche Seite des von Ost nach West streichenden Tales, die der Sonne ausgesetzt ist; die südliche heißt die Schattenseite.

frommgläubig einen Glücksweg nannten, aber sein Blick blieb wie gebannt an den in den Felsen gehauenen Kreuzen, die, geschehenes Unglück verkündend, jenes Glaubens zu spotten schienen. Wie leicht konnte aus hundert Ursachen da droben einer der vielen Steine sich lösen und ihn unversehen*) in die Ewigkeit bringen. „Ich will beichten, nächstens, sobald ich mit Hansjörg im reinen bin, und dem steht es ja frei zu tun, was er will. Ich werde ihn nicht zwingen, nur reden mit ihm," rief er aus, immer zu den hervorhängenden Tannen aufschauend, als ob er damit den Geist beschwichtigen wollte, welchen die Sage als Wächter für fromme Kirchgänger da oben hausen ließ. Er rief so laut, daß der Geist, wenn er auch nur mit Menschenohren versehen war, es trotz dem Tosen der Aach hören mußte. Dabei lief er immer schneller, denn zurück durfte**) er fast noch weniger als vorwärts und der Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er endlich mit einem fröhlichen „Gott Lob und Dank" unter dem letzten über den Weg herausragenden Felsenkopfe vorüber war. „Wenn jetzt Hansjörg da droben gestanden wär'!" dachte er noch zitternd und schloß die Augen; aber der Bursche stand drohend vor ihm, bis er sie wieder öffnete und beinahe erstaunt die friedlich nebeneinander stehenden Häuser vor ihm sah, umkränzt vom herbstlich buntfärbigen Wald unter dem Felsen, der die wunderbar blaue Decke des Himmels zu tragen schien. Alles war so friedlich und still, daß er sich seine Aufregung nicht mehr zu erklären vermochte. „Schrecklich," hauchte er, „wär' so ein Tod ohne Feuer und Licht***) freilich, aber wenn man nun so

*) d. h. nicht mit den Sterbesakramenten versehen.
**) traute er sich.
***) außerhalb des Hauses, also ohne Pflege und ohne das Anzünden der Sterbekerze und andern kirchlichen Trost.

krank daheim liegt und die Sterbkerzen ſind ſchon gerichtet und man hat der Magd ſchon Befehl gegeben, die Immen, wenn er in den letzten Zügen liegt, auf einen anderen Platz zu ſtellen, daß ſie nicht auch mit dem Herren und Hausvater ſterben... man könnte gleich krank werden vor Angſt, wenn man ſich's denkt, und kommen tut's halt doch und bald, wenn man ſchon ſo alt iſt wie ich. Kräftig bin ich wohl noch, aber das iſt wie dieſer ſchöne Herbſttag. Er macht nur die Blätter gelb und treibt nichts mehr als Zeitloſen. Auch die fehlen meinem Kopfe nicht. Ja, bald iſt's aus, und was ſagen ſie dann und was machen ſie mit dem, was ich erſchwitzt und erſprungen hab'? Ich muß mir's gefallen laſſen und kann nichts mehr machen."

Wäre dem Mütterlein, welches dort in dem ſchattigen Schopfe ſeines Häuschens ſaß und ſpann, zumute geweſen wie dem Krämer, es hätte gleich zu beten angefangen um ein ſeliges Sterben und eine glückliche Ewigkeit. Aber das Weiblein hatte ganz andere Gedanken, als es den Krämer kommen ſah, der ihr ſchon lange mit Verſteigerung ſeines ſchönen Waldes da droben ob dem Dorfe gedroht hatte. Ihm war es gewiß, der harte Mann komme nur, um ſein Guthaben zum letzten Male zu fordern, und es hatte nicht ganz unrecht, denn wirklich trieb ihn nur das da herauf. Den ſchönen Wald wünſchte er lange zu kaufen und nun ſollte das ſeine Kurzweil werden. Aber an der Fluoh drunten war ihm ein ganz anderer Kopf gewachſen. „Nein, alle Welt ſollte ſich nicht freuen über ſeinen Tod, wie die Ameiſen da neben dem Wege, die ſich eben an eine überfahrene Eidechſe machten. Er machte der Witwe entgegen ein ſo freundliches Geſicht, als ihm nur möglich war, und als er ſah, daß ſie ihn anreden wolle, ſagte er: „Weiß alles, wenn du nur einen Zins gibſt. Verkauf' nur eine einzige Tanne, das wird mehr

als reichen. Ich brauche Holz und will mir gleich da droben einen Stamm aussuchen."

Der gerührte Dank der Witwe tat ihm weh, und furchtbar brannten die Freudentränen, die sie weinte, seine Seele. Er hatte doch nur getan, was recht und billig war, und daraus machte man soviel Wesens. Gab's ein schärferes, vernichtenderes Urteil über sein bisheriges Leben und Wirken? Dieser Dank, weil er einer armen Witwe den einzigen Besitz nicht um ein Sündengeld abdrückte, sobald er sie in der Hand hatte!

Ohne Abschied ging er weg und bog, ohne noch auf den Weg zu achten, sogleich aus dem Dörfchen gegen die Halde, die, in frischem Grün prangend, der liebste Weideplatz der jetzt frei auf den Feldern*) sich herumtreibenden Kühe und Ziegen geworden war, da in der Ebene unten neben den dritten Grasstoppeln des Jahrgangs nicht viel Grünes mehr gefunden werden konnte. Dem Krämer wurde ganz wunderbar zumute mitten in dem Schellenläuten dieser friedlichen Tiere. Sie ließen sich gehen, neideten sich nicht und der Mann begann sich vor ihren fragenden Blicken beinahe zu fürchten. Er lief so rasch aufwärts, daß er sich, als er ob den Weideplatz kam, ermüdet auf einen bemoosten Stein setzte. Hier nun konnte er ungesehen verschnaufen und sich das Schellengeklingel wieder aus den Ohren kommen lassen.

Schon früher, er konnte sich noch ganz gut erinnern, wann und unter welchen Verhältnissen, war er mehrere Male hier gesessen auf dem nämlichen Steine und hatte so von oben hinausgeschaut über die Häuserreihen rechts und links neben den beiden Ufern der Aach, deren Tosen hier kaum noch gehört wurde. Dort unten wohnte keiner,

*) d. h. nur: Flächen, Strecken mit Graswuchs.

mit dem er, der einzige Krämer seit Jahren, der alles im Dorfe kaufte und verkaufte, noch nichts zu tun gehabt hatte. Sonst, wenn er hier saß, mußte er lächeln über die guten Tröpfe da drunten, für deren Vorsehung er sich selbst, die Herren im Pfarrhof und einige alte Basen und Pflastersibyllen hielt. Und noch war ja alles beim alten. Noch arbeiteten und verbrauchten sie alle für ihn, und doch wollte und wollte jenes Lächeln, jenes behagliche Gefühl nicht mehr kommen! Dort drüben im entlegensten Winkel der Gemeinde, in der Gruben*), stand das schlechte Hüttchen das armen Holzhackers. Grad' erst am letzten Sonntag hatte der für den hart verdienten Wochenlohn seiner Herzallerliebsten einen silbernen Rosenkranz gekauft und sich dabei von ihm übertölpeln lassen. Aber — mochte das Silber des Geschenkes auch falsch sein, die Liebe des opferwilligen Burschen, der nicht einen Kreuzer mehr herunter marktete am hohen Preise, die war gewiß echt, und das hatte wohl den höchsten Wert auf dieser Welt, wo es soviel Unechtes, Falsches gibt. Vielleicht machte die beiden echte Liebe glücklicher als echtes Silber!

Es erfaßte den Mann eine Art Heimweh, als er so viele, zum Teil recht ärmliche Häuser überschaute, in denen er friedliche, gutherzige, gläubige und glückliche Leute wußte, denen höchstens einige Taler fehlten und — denen kein Mensch auf der weiten Gotteswelt im Wege war. Und er, der sich so plagte, ihnen auf den Köpfen herumtrampeln zu können, was hatte er bei seinem scheinbaren Erfolge bisher davon, und was dann, wenn er neben so einem auf dem Friedhofe lag? Einmal war das so, vielleicht schon bald —

*) Gruben liegt, wie Argenau und Widen, am linken Aachufer auf des Tales Schattenseite. Es ist von der Auer Pfarrkirche in Jaghausen etwa drei Viertelstunden entfernt.

„Und dann?“

„Auf, fort!“

Der Krämer dachte nicht mehr an den Zins, welchen er ſich im Walde der armen Witwe hatte ſuchen wollen, wie viele Tannen da auch über ihn in das tiefe Blau des wolkenloſen Himmels hineinragten. Hier hörte er nichts mehr vom Schellengeläute der Kühe, die drunten an der Halde weideten. Aber auch das Brummen der von einem leiſen Lüftchen geſchüttelten Wipfel erſchreckte ihn. Zwiſchen dieſen Jahrhunderte alten Stämmen kam er ſich recht klein vor. Auch hier war Friede. Es wurde ihm unheimlich im grünen Halbdunkel. Lange ſuchte er nach einer offenen Stelle, wo die Sonne hereinſchien, um ſich abermals zu ſetzen. Dumpf und unſicher hörte er einige Axthiebe fallen. „Ich möchte kein Holzhacker ſein — und doch wollt' ich, daß ich einer ſein könnte,“ ſagte er, mit ſeinem Stock an den Stamm einer Tanne ſchlagend, daß er ſelbſt über das Geräuſch und den eigentümlichen Nachhall weit im Walde erſchrak. Als Knabe war er ſo gern im ſtillen Wald und dieſer Nachhall machte ihm Spaß. Wie wohl ward ihm damals, wenn er etwas tat, ſelbſt, eigenhändig auf der Welt etwas anders machte, als es war. Und jetzt, in der kurzen Zeit ſeit damals ſchon ſo ſtarr, ſo — nein! er war doch noch nicht gar ſo alt, war noch ziemlich rüſtig, konnte doch auch noch etwas tun, um ſich aus dem Gedankenſpinngewebe zu reißen, wenn er ſich recht ermannte. Früher ſchlug er nur ſo drein, daß es Fetzen hagelte ringsum, wenn ihm etwas überzwerch in den Kopf kam.

„Wollen doch ſehen, was er noch kann!“ rief er aufſpringend, grub mit der Hand einen Stein von ziemlicher Größe los und bald ſtürzte derſelbe funkenſprühend im Halbdunkel über den felſigen Abhang in die Tiefe.

„Halt, Freund!“ rief eine Stimme, über welche der Krämer faſt zum Sterben erſchrak.

Zwiſchen zwei jungen Tannbüſcheln erſchien eine Geſtalt — eine große männliche — der Hansjörg in ſeinen beſſeren Bauernkleidern.

Noch vor zwei Stunden war der Krämer gewillt, dieſen Menſchen ſo ſchnell als möglich aufzuſuchen und ein vertrautes Wort, ein wichtiges, mit ihm zu reden. Jetzt aber wollte er ja gar nichts als hier ſein und allein. „Was willſt denn du da?“ fragte er etwas rauh.

Hansjörg kletterte am Felſenkopf herauf wie eine Waldkatze, ohne darauf zu achten, daß er's nur wenige Schritte weiter rechts oder links viel bequemer gehabt hätte. Erſt als er hart neben dem Krämer ſtand, antwortete er: „Was ich wolle? Nun, wenigſtens nicht ruhig warten, bis mir ein Stein an den Verſtandskaſten ſpringt und zu den ſieben Löchern, durch die ſchon zu viel heraus und hinein kommt, noch das achte ſchlägt. Stein und Bein paßt denn doch wohl nicht überall ſo gut aufeinander, als in den hochweiſen Reden der alten Stigerin.“

„Was tuſt du denn da unten?“

„Jetzt natürlich nichts mehr.“

„Du biſt alſo fertig?“

„Das ließe ſich mit einem einzigen Worte beantworten, nicht wahr?“

„Kommſt wohl wieder aus dem Bayriſchen?“

„Urſprünglich von daheim wie die Kinder.“

„Aber heut?“

„So nach und nach,“ antwortete Hansjörg lachend, „könnte man noch von viel Dümmeren manches erfahren. Gewiß haſt du aber nichts bei dir, daß man etwa von Gemeinde wegen antworten muß.“

Das war aber dem Krämer denn doch ſelbſt in ſeiner

heutigen Stimmung zuviel. „Wenn du einmal dem Gemeindediener in die Hände kommſt, wirſt du es ſchon merken. Es gibt aber noch ganz andere Kerle mit Haar auf den Zähnen, die dich in unliebſamer Weiſe zum Reden zwingen könnten.“

„Dann,“ ſpottete Hansjörg, „müſſen's freilich andere ſein, als der, welcher hier iſt.“

„Weißt du, Bürſchchen, daß geſtern und heut ein Grenzjäger bei der Kronenwirtin iſt?“

„Das heißt bei ihrer Bierpfanne*). Solang er dort iſt, iſt er nicht hier.“

„Nur ein Wort von mir zu dieſem und —“

„Und eins von der Wirtin ſind zwei.“

„Eins iſt genug.“

„Dann will es der Grenzjäger — ich kenn' ihn ganz gut — gewiß lieber von der Wirtin, wenn ſie auch ſchon ein bißchen alt iſt.“

„Nur deinetwegen,“ rief der Krämer, „wird er den Eid nicht brechen wollen. Ich gelte etwas beim Amt. Noch nie hat es gegen mich geſprochen, und wenn ich will, kann ich ihn noch heut zu einer Hausdurchſuchung treiben.“

„Der würde Augen machen drüben am Argenſtein und ſuchen.“

„Die Sach' iſt nicht halb ſo ſpaßig. Mein Töchtermann, der Andreas, will deinen ſchlechten Kram nicht mehr länger unter ſeinem Dach.“

Hansjörg wechſelte die Farbe, doch ſchon einen Augenblick ſpäter ſagte er gefaßt: „Das iſt mehr als ein Wort und zudem nicht von dir.“

Der Krämer biß ſich auf die Lippen. Er hatte ſchon

---

*) zur Steuerreviſion.

zuviel gesagt, denn wenn er den Burschen nun nicht gleich fing, so konnte er ihm wieder ganz entrinnen. Da mußten schon andere Saiten aufgezogen werden. „Andreas," sagte er gemütlich, „ist eigentlich ein guter Löffel und tut fast immer, was ich will."

„Und du," lachte der Bursche, „mußt einstweilen, was ich will, dann hab' ich also dich und den Andreas, zwei Fliegen mit einem Schlag, oder ist eins noch gar ein Hummel?"

Der Krämer sah den Soldaten erstaunt, erschrocken, fragend an. Er sah dessen Auge wild aufblitzen, als er nach kurzem Schweigen, welches dem verlegenen Mann wohl Zeit zu einer Frage lassen sollte, erklärend fortfuhr: „Wer kann, der tut, was sein Vorteil ist, und macht nicht viel Federlesens, hast du einmal gesagt. Nun gut, heut' bin ich der Stärkere. Krämer, ich kann! —"

„So," sagte der Erbleichende mit vor ohnmächtiger Wut bebender Stimme. „Du schleichst also in Wäldern und Tobeln umher, eins dann plötzlich wie ein Straßenräuber zu überfallen!"

Hansjörg stellte sich hart vor den Krämer, der an allen Gliedern bebte. Stolz und wunderbar groß stand der Bursche da. Seine Wangen glühten, seine Augen blitzten, sein glühender Atem traf die mit kaltem Schweiß belegte Stirn und seine kräftigen Hände erfaßten die Schultern des in sich Zusammensinkenden, während er mit donnernder Stimme rief: „Du elender Wicht! Schau, ich möchte dich zerreißen und ich wär's imstand. Vernichten könnt' ich dich, zertreten, daß man nichts mehr säh' als einen unsauberen Platz, wo gewiß nie mehr Gras wachsen, nie mehr ein noch so müde gehetztes Tierlein ruhen tät. Du bist mir aber zu erbärmlich. Ich will nicht dein Richter sein, denn es gibt einen, der noch viel mehr

weiß. Nur zeigen will ich dir, wie elend du bist, wenn du einmal aus deiner zusammengeschacherten Herrlichkeit herauskommst in gesunde Luft. Dir spricht nichts für, al' dein Alter, und das ist nicht ehrwürdig. Aber fürchten mußt du dich nicht vor mir. Hier unter heiterem Himmel übergeb' ich dich dem Strafgericht des furchtbaren dreieinigen Gottes! Es gab wohl Tage, Wochen, Jahre, wo ich uns so zusammen daher wünschte mit verflucht heißem Wunsch, brünstiger als ich jemals ein Gebet zum Himmel schickte. Auf ganz andere Weis' noch hätt' ich dir den Meister zeigen wollen. Jetzt aber ist's mir genug so, und ich mag das Kreidemännchen nicht wegwischen. Seine Kraft steckt ja doch nur im Schimmel, der sich daheim um seine Taler legt."

Dem Krämer war es, als ob der Boden unter ihm wanke. Vernichtet sank er zusammen. Hätte er die Kraft seines Gegners gehabt, es wäre ein furchtbarer Kampf entstanden und hätte wenigstens einen von ihnen nicht mehr lebendig vom Platze gelassen. Begann es doch jetzt zuweilen in seinen Armen zu zucken und zog ihn fast mit Gewalt vom Boden auf, aber, jedesmal noch schwächer, sank er zwischen die halbverdorrten Waldgrashalme zurück. Wohl sah ihn niemand als Hansjörg, aber ihm war, ob der Wald, ob jeder Stamm, jeder Grashalm Augen und Ohren bekommen hätte. Die welken Blätter schienen sich kichernd etwas zuzuflüstern, die ernsten Tannen schüttelten brummend die bebarteten Äste und die Vögel ob den Wipfeln erzählten sich etwas und flogen wieder weg. O, wenn auch er hätte fliegen können bis — ja, wo hätte er denn gleich etwas gegen den Menschen tun und sich beruhigen können? Jetzt empfand es der Krämer so schmerzlich wie noch nie, daß seine Kraft wirklich nur in seinen Talern liege. Es war ihm das kein neuer Gedanke, aber sonst

hatte er ihn ſtark, tätig gemacht, heute ſchien er ihn vernichten zu wollen.

„Ich bin ſonſt ein guter Kerl," begann Hansjörg nach langem Schweigen beinahe mitleidig. „Nur dein böſes Gewiſſen hat dich niedergedonnert. Ich wäre ganz ruhig da drunten geblieben, bis die Nacht mich und meinen letzten verbotenen Pack bedeckt hätte."

„Den letzten?" fragte der Krämer lauernd.

„Ich will ein ordentlicher Menſch werden."

„Du gehſt auf den Stighof. Iſt das klug?"

„Nein, zum Bauernknecht paß ich wohl trotz der Kraft nicht."

„Das glaub' ich auch," ſagte der Krämer, dem allmählich wieder etwas leichter wurde.

„Aber," ſagte Hansjörg, „wohin wär' ich beſſer? Und hineinleben kann man ſich in alles. Hab' ich mich doch ſogar ans Kaſernenleben gewöhnen können, ſo daß mir ſelten etwas den gottgeſegneten Appetit verdarb. Der ſchlimmſte Tag war der, wo ich dir von Zuſels Briefen ſchrieb. Ich hatte ein Viertelhundert Prügel überkommen, weil ich einem erſtickten Studenten*), dem ſein Vater dann eine hohe Stelle kaufte, nicht viel mehr Buckerle machte, als er verdiente. Herrgott, und daheim ſaßen ſie behaglich und verhandelten Menſchen und Waren! Die Zuſel ſchrieb auch ſeit Monaten nicht mehr. Alles ſchien aus und ich ſaß ohne Geld im Arreſt und hatte keine Ausſicht mehr auf die ſchon täglich erwartete Beförderung. Da ſchrieb ich in der Wut an dich, wie ein dummer Junge, der abgetragener Butter auch das Brot nachwirft. Dein Geld hat mich gar nicht gefreut. Einige Freunde haben's ver-

*) der nur bis an den Hals ſtudiert, d. h. ſeine Studien nicht vollendet hat.

trunken an einem Tag. Ich hab' nicht einmal helfen mögen und habe geweint die hellen Tropfen. Mir war's, als ob ich lachende Erben das Liebste meines liebsten Freundes verzechen sähe."

Wider Willen mußte der Krämer sich das Bild, das Hansjörg da brachte, recht lebhaft ausmalen. Ja, lachende Erben — das machte den Schluß. Aber Susanne war dazu zu weichherzig. Jetzt wurde sein Trost, was ihm sonst immer im Wege war. Ja, die Zusel war ein gutes Kind. An die wollte, mußte er sich halten, die noch glücklich machen. Es ging leicht, wenn sie nur diesen Burschen aus dem Sinn schlagen konnte. Das aber schien ihm nie schwerer als jetzt, wo er ihn, wenn auch zähneknirschend, achten mußte.

Den Kopf auf den im Moose ruhenden Arm gestützt, saß der Krämer sinnend, heimlich Rache brütend neben dem Burschen, der sich nach der Aufregung immer mehr in liebe Erinnerungen verlor. „Ach Gott," rief er aus, „wie hab' ich's dumm und schlecht gemacht, daß mich das gute Mädchen mein Lebtag drum ansehen muß, wenn es auch sein Herz nicht mehr so schwer traf, wenn auch die Lieb' vergangen war neben dir, wie die Blumen unter Schnee! Schuld bist nur du, alter Sünder, daß ich so tief, tief herabkam."

Jetzt hatte der Krämer einen Ableiter gefunden. Trotzig richtete er sich auf und sagte: „Wer das Herz hat zu solchem Streich, soll nur sich selbst bei der Nase nehmen. Wurde von mir ein liebendes Herz verraten für so niederen Preis?"

Der Krämer hatte wirklich das Gefühl, für seine Zusel einzustehen. Das gab ihm wieder Mut und machte ihn hart und fest, wieder ganz zum Alten. Seine Klugheit hatte des Burschen Schwäche heraus und suchte gleich

etwas damit zu machen. Nur einen Handel, bei dem er ſelbſt mehr wagte als ſein Gegner. „Zu geſchehenen Dingen," meinte er, „muß man das Beſte reden; wichtiger für uns drei — ich meine Zuſel auch — iſt die Zukunft."

„Die haſt du mir zerſtört."

„Es iſt grell in dein Leben eingegriffen worden, aber nur für Stighanſen. Das weiß der und wird noch etwas gutmachen wollen. Meinen tut er es wohl gut, aber mir kommt's vor, ob da einer dem anderen die Handſchuhe leihen tät zu Strümpfen. Ich möchte dir beſſer helfen, da ich auch etwas gutzumachen habe." Mit dieſen Worten leitete der Krämer ein langes und breites über die Eigenheiten der geld- und namensſtolzen Stigerin ein, neben der ein tüchtiger Burſche kaum auszuhalten vermöchte, wenn er noch viel mehr eine Knechtsnatur hätte, als das an Hansjörg zu bemerken ſei. Der Krämer wurde um ſo eifriger, weil er nicht bloß den anderen, ſondern auch ſich ſelbſt überzeugen wollte, daß er es nur gut meine. „Arbeite du wieder für mich — für uns," ſchloß er eine lange Abhandlung, „und du ſollſt nicht mehr an der Klage ſein."

„Nein," antwortete Hansjörg entſchieden. „Lieber mich noch einmal verkaufen laſſen und für immer. Im Stüble neben dem Laden — das hab' ich verſchworen — ſoll mich kein Menſch wieder ſehen, wenn ich ſo alt werde wie die Sünde."

„Iſt mir lieb zu hören," lächelte der Krämer. „Kein Menſch weiß, was es wieder gäb', wenn du und das Blitzmädel unter einem Dache lebten."

Die Wangen des Burſchen röteten ſich. Er ſah Zuſels Vater erſtaunt an und fragte mit unſicherer Stimme: „Was ſoll ich machen?"

„Daheim für mich arbeiten.“

„Um ein hübſches Vermögen tät ich nicht mehr immer ſitzen.“

„Nicht nötig; du ſollſt genug Bewegung haben.“

„Was hätteſt du denn im Kopf?“

„Bleib, was du biſt, ein Schwärzer, und mach' mit mir gemeine Sache,“ ſagte der Krämer. „In meinem Laden kommt alles am beſten fort. Auch brauchſt du dann mich ſo wenig zu fürchten, als unſereiner das Amt zu fürchten hat. Du biſt ſicher, an Betriebskapital und Lohn ſoll's nicht fehlen, und du mußt nichts, als das klug gewählte Warenlager teilen mit einem, der dir ein mächtiger Freund werden kann. Daß dann die bisherige Feindſchaft ein End' hat, iſt auch noch etwas wert.“

„Knecht,“ ſtotterte Hansjörg nach einer Weile, „wär' ich freilich nicht gern, und wir könnten immer wieder aufhören —“

„Allerdings, wir binden uns gegenſeitig und machen uns gegenſeitig frei. Du müßteſt nicht einmal nur mir als Schwärzer dienen; doch als Soldat und ſonſt wird es gut ſein, wenn wir jedes Aufſehen vermeiden. Es wär' ſogar gut, wenn du zum Schein ein wenig mit der Nadel arbeiten täteſt. Zu verdienen brauchſt du nicht viel.“

„Und wenn man mich fängt?“

„Ich werde dir helfen auf jede Art, wenn du mich nicht angibſt. Aber laß immer die Ware lieber fangen als dich. Ich weiß, daß Zuſel viel lieber einmal die paar Taler weniger erben will.“

Dieſer Schluß wirkte mehr als alles andere. Bald waren ſie handelseins und reichten ſich die Hände.

„Morgen kannſt du etwas Geld haben,“ rief der Krämer ſchon im Gehen. Jetzt war er in der beſten Stimmung. Die Todesgedanken kamen nicht mehr; trotzdem

aber ſuchte er einen Alpweg, der über die Fluoh hinaus und neben dem Liggſtein gerade zur Kirche hinunterführte, um den gefährlichen Weg unter dem Felſen neben der Aach zu vermeiden. Vorzuwerfen übrigens hatte er ſich nichts mehr. Hintergedanken hatte Hansjörg ſo gut als er und mancher wohl wäre nicht imſtande geweſen, ſo einem Grobian auch nur zum Scheine die Hand zu geben. Das war alſo überſtanden und in Zukunft wollte er denn doch etwas gewiſſenhafter vorgehen, beſonders wenn einmal Zuſel Stigbäuerin war.

Hansjörg kletterte mit tauſend neuen Plänen und Hoffnungen zu ſeiner Ware, um da das Dunkel der Nacht zu erwarten.

Am Tage darauf — es war ein Sonntag, predigte der Kaplan von den Pflichten der Arbeitgeber und Dienſtboten, beſonders von jungen Mädchen, die einer teufliſchen unvernünftigen Berechnung ihre Ehre und Tugend opferten. Der Prediger wollte nichts Verächtlicheres kennen, als wenn ſo ein magerer, blonder, blauäugiger Brocken ſo einer fetten Maus in die Falle gelegt werde.

Nach dem beinahe endloſen Vortrage ſagte der Krämer ziemlich laut: „Man hätte Dorotheens ſchmutzige Wäſche doch nicht ſo auf die Kanzel bringen ſollen.“ Dieſe zarte Andeutung wäre nicht mehr nötig geweſen, da ohnehin ſchon faſt alles nur an die Magd auf dem Stighofe dachte.

Sechzehntes Kapitel.

Das Echo der Predigt auf dem Stighof.

Wie es Büchlein gibt, über die wieder viele und großmächtige Bände geschrieben werden, so gibt es im Bregenzerwalde Predigten, über die und denen nach gleich wieder in allen Ecken gepredigt wird, wenn sie auch nicht halb solang und „kräftig" sind wie die, welche der Kaplan diesmal gehalten hatte. Wie eine Lawine fuhr sie durchs Dorf. Einige meinten, man hätte auch von dem und diesem reden können, und fingen dann andere durchzuhecheln an. Eins war man nur noch darüber, daß es mit Dorotheen ein wahres Elend sein müsse. Auf den Stighof brachte der Kanzelvortrag kaum größere Aufregung als in andere Häuser, wo Eltern ihren Kindern zusprachen, sich das zum Spiegel zu nehmen. Aber zwei oder beinahe drei kleine Predigten wurden aus der großen doch auch gemacht. Eine war für Hansen ganz allein und es wurde daher von der Stigerin, bevor sie begann, die Stubentüre sorgfältig verriegelt. „Heut unter dem Gottesdienst," sagte sie, jedes Wort scharf betonend, „ist's mir geworden, als ob nun Sterben für mich das Nächste und wohl auch bei weitem das Allerbeste sei."

„Ich hab's ja gesagt, du solltest lieber in Gottes Namen daheim bleiben und eine gute Meinung machen*)."

*) zu Hause beten, eigentlich: gute Vorsätze fassen.

ſagte Hans und fuhr dann, als die Mutter den Kopf ſchüttelte, wehmütig fort: „Du biſt nun einmal nicht mehr für die grelle Herbſtluft genatürt*) und ſollteſt dich um Gottes willen mehr ſchonen.“

„Schonen!“ wiederholte die Stigerin bitter. „Schone nur du mich, wenn ich wieder eine frohe Stund' haben ſoll. Aber ja, du haſt mich ſchonen wollen! Ich ſollte nicht merken, was ſchon die ganze Gemeinde gemerkt hat, und das macht mir ſo Kummer und liegt wie ein Berg auf dem Herzen. Wenn ich einmal auf Dorotheen zu reden kam und auf das, was mir ſchon ſeit einigen Wochen faſt jedes Lüftlein zuwehte, ja, da tateſt du, ob du nicht fünfe zählen könnteſt. Ich hab' dich zu dumm gehalten zur Verſtellung und zu gut und blieb ruhig, bis ich mich nun von jeder Obſt- und Beſenhändlerin für die überliſtete, die blinde Affenmutter anſehen laſſen muß.“

„Und warum denn das?“ fragte Hans, der noch immer nicht recht wußte, wovon denn eigentlich die Rede ſei.

„Wegen der Dorothee, Mathisles Dorothee, unſerer Magd, wenn du ſie kennſt.“

Hans erſchrak, aber nicht, weil er nun an die zum größten Teil verſchlafene Predigt dachte, ſondern weil er glaubte, daß es ſich um das Verhältnis des Knechtes mit der Magd handeln werde. Die Mutter war ein wenig ſtolz und hielt viel auf die Ehre ihrer Verwandtſchaft, beſonders aber ihres Hauſes. Es konnte ihr wohl nicht gleichgültig ſein, wenn das Mädchen offenbar dem Knechte vor ihm den Vorzug gab.

Die Stigerin hatte natürlich für ſeine Verlegenheit eine andere Auslegung und unwillig fuhr ſie ihn an:

---

*) geſchaffen.

„Jetzt ſtehſt du da wie das Schaf am Hag und alle Verſtellung iſt aus. Ach Gott, wie einfältig und dabei doch ſo ſchlecht!“

„Mit wem biſt du heut aus der Kirche?“

„Geht dich nichts an; was ich weiß, hätt' ich von jedem hören können.“

Hans wußte nicht, was er denken ſollte von „jedem“ und vom Kopfſchmerz, über den die Mutter in den letzten Tagen immer geklagt hatte. „Wir wollen lieber von anderem reden,“ ſagte er. „Derlei Geſchwätz macht mir und dir wohl mehr Kopfweh, als es eigentlich wert iſt. Ich hab' ſelbſt genug zu verwinden, wenn man mir auch nicht noch ſchwer macht, und ich glaube, daß das ganz nur meine Sache, daher auch nur meine Sorge ſei.“

„Das glaub' ich aber nicht!“ erwiderte die Mutter heftig. „Wie hab' ich mir es doch ſauer gemacht alle Tage, hab' ſogar die größten Löcher in meine Nächte hineingebrannt, um nur den Hof und das Anweſen gehörig imſtande zu erhalten, bis du gewachſen ſein würdeſt. Und nun ſteht der Lümmel lang und breit da wie ein Kloſterkoch und ſogar ſein Schweigen beſtätigt, was ich Närrin ſonſt nie habe glauben wollen, nämlich den Spruch: Kleine Kinder kleines Kreuz, große Kinder großes Kreuz. Hätte ich gewußt, wie es gehen werde, dann wäre es gewiß nie ſo gegangen. Aber wem wär's eingefallen, daß Dorothee auf die Art uns danken werde.“

Durch dieſe Worte glaubte Hans ſeine Vermutung nur zu ſehr beſtätigt zu hören. Undank aber durfte er denn doch dem Mädchen nicht vorwerfen laſſen. „Mutter,“ begann er etwas ſchüchtern, „wenn's auch für uns nicht ehrenhaft iſt und beſonders mir weh tut, daß ſie mich nicht will, ſo —“

„Eben will ſie dich fangen, du Tropf. Wenn ſie

ſich gar noch ziert, ſo wird ſie dich halt ſchon am Faden haben, aber noch feſter machen wollen. Du ſteckſt ſchon drin, daß du mich von Herzen gern ein wenig zu dir ſehen laſſen ſollteſt; aber ſtatt dem will man mich gar nicht einmal mehr in die Kirche laſſen, ſeit auf allen Gaſſen von dem ſauberen Pärlein geredet wird."

„Von welchem Pärlein?"

„Jetzt ſteht er wieder da wie der Gottverlaßmichnicht. Von wem denn als dir und der Magd? Hat es je ſo einen Tropfen gegeben, wie du einer biſt, ſeit man warm kocht und doch wenigſtens mit dreißig Jahren ein bißchen etwas in den Verſtandskaſten bekommt? Ich aber ſoll meine Geſundheit ſchonen, mich in acht nehmen vor der Herbſtluft, um doch noch jahrelang die Herrlichkeit mit anſehen zu können neben dem alten Mathisle. Tät mir auch not! Schon lang hätt' ich ſterben ſollen, ſchon da, wo ich Dorotheen, die Hexe, in —"

„Jetzt das iſt denn aber doch zu arg!" konnte Hans endlich einfallen, als die Stigerin, noch nach mehr ähnlichen Ausdrücken ſuchend, einen Augenblick innehielt. „Mir tät es Freud' machen, wenn ſie mich ſo gern hätt', als man ſagt."

„Dein Geld nur hätt' ſie gern, dich, wie du biſt, tät keine gern haben."

„Dann will ich mich vor den Reichen in acht nehmen, die brauchen mein Geld nicht, gerade ſo wenig als ich das ihre. Überhaupt heiratet jeder für ſich, drum ſoll man es ihm überlaſſen. Mir kommt es ungemein groß und wichtig vor, ſich auf ſein Lebtag an ein Weibsbild zu binden. Ich mein', das muß ſo aus einem herauswachſen; aber wenn man den geſäten Erdäpfeln oder Rüben jeden Tag nachgräbt, wächſt gar nichts. Das war grad' auch ſo ein Gezifch und Getue bei verſchloſſenen Türen, bis man die

gute Angelika dem Andreas verkuppelt hatte, und nun —?“

„Die geht mich nichts an und ich weiß nicht, warum du noch mit der alten Geſchichte kommſt.“

„Wer daran keine Schuld hat, kann um ſo leichter und ohne Gewiſſensplag' eine gute Lehre daraus nehmen. Es wär' für beide Teile beſſer geweſen, ſie hätten ſich gar nie geſehen. Er mag nun einmal nicht mit ihr gehen, drum kommt er gerade dann am meiſten auf den Abweg, wenn ſie auf dem rechten iſt. Warum bin nicht ich an ſie verkuppelt worden? Dann hätt' ich jetzt den Batzen ſchon gegolten*). Zuſel hat auch keinen beſſeren Vater als ſie, denn der Krämer iſt ſeitdem noch kein Heiliger worden.“

„Und ſonſt natürlich iſt nur noch die Magd für dich im Dorf und auf der Welt.“

„Man redet alſo von uns beiden?“ fragte Hans lächelnd.

„Eben.“

„Und tadelt uns?“

„Wenigſtens dich. Daß ſie dich gern hätt', iſt etwas, das man ſich einbilden kann. Sie iſt ja nicht einmal hübſch mit dem blaſſen Geſicht, den großen Betſchweſteraugen und dem fuchſigen Haar.“

„Hübſcher freilich wär' Angelika geweſen.“

„Und Zuſel gleicht ihr, ohne das Alter, wie ein Ei dem anderen.“

„Auch ſie iſt hübſch. Wenn ihr Blick eins trifft, wenn ſie einem zulächelt und dann den Mund wieder ſo ſtolz und trotzig ſpitzt und das Näschen aufwirft, meint man ſchon —“

„Was meint man?“

---

*) wäre ſtandesgemäß verheiratet.

„Man müſſe raſend werden, daß ſo ein — ja noch ein herrlicheres und vor allem beſſeres Weſen ſo elend verſchachert werden konnte. Ja, Mutter, damals war ich ein Tropf, ſonſt wär's anders gegangen."

„Laſſen wir das Alte, ſolang wir am Jetzigen ſo genug haben. Die Magd ſoll noch heut' aus dem Haus, denn nach dieſer Predigt will ich euch nicht mehr unter einem Dache wiſſen, ſolang ihr beide ledig ſeid."

„Dann," ſagte Hans entſchloſſen, „dann muß ich gleich fragen, ob ſie mich nicht heiraten möchte."

„Möchte!" ſchrie die Stigerin, mit dem Fuße ſtampfend; „möchteſt du ſie?"

„Sobald ſie ſonſt nicht mehr bei uns und alles im alten bleiben kann."

„Das geht nicht mehr, denn ſie iſt mit dir nun und du biſt wegen ihr in ein greuliches Geſchrei gekommen. Ich glaub' ſelbſt nicht alles, nicht das Halbe — aber..."

„Und ich geb' jetzt ſchon gar nicht mehr nach. Nachgeben hieße alles beſtätigen und alles auf ſie werfen. Mutter, was würde dein Herrgott ſagen? Er nimmt es ſonſt in Kleinigkeiten ſo genau, daß man glauben ſollte, du dürfteſt ihm gar nicht mit ſo etwas kommen, denn das iſt grundſchlecht und ſchändlich. Da kommt das Mädchen in unſer Haus als kleines Kind, noch unverderbt, ein Engel, wenn es geſtorben wär'. Von dir nur iſt es erzogen worden, denn das Mathisle haſt du nicht bei ihr und ſie kaum einmal bei ihm gelitten. Dorotheen haben wir auf dem Gewiſſen und alle böſen Reden und alles, was ſie jetzt aus unſerem Hauſe mitnehmen müßte. Wär' ſie ſchlecht, ſo hätten wir die Schuld und dürften ſie nicht fortſchicken; wir müßten nicht verſchlimmern, ſondern gutmachen auf jede Art und um jeden Preis. Das darf ein hilfloſes Mädchen erwarten, wenn einmal die vom Stig-

hof ſich ſeiner angenommen haben. Wer A ſagt, muß auch B ſagen.“

Hätte ſich Hans eine Woche lang auf dieſe Rede vorbereitet, es wäre nicht beſſer, ja weniger gut gegangen, als da er ganz nur dem Herzen folgte. Daß er das tat, bewieſen die großen Tropfen, die er ſich dabei verſtohlen aus den Augen wiſchte. Er hätte ſich nicht ſchämen müſſen und vor der Mutter ſchon gar nicht, denn dieſe war ſelbſt gerührt und ſagte mit kaum noch erzwungener Strenge: „Wie man ſich jetzt regen kann und ſonſt tut man wie gefroren. Wer ſoviel weiß, der ſollte über ſo was gar nicht reden mögen. Geh nur und mach' einſtweilen wie du willſt, es wär' da doch alles Widerſprechen umſonſt.“

„Ich will lieber eigenköpfig heißen, als wenn ich ſelber mich für ſchlecht halten müßte,“ brummte Hans, während er die von der Mutter geſchloſſene Stubentür öffnete und ging.

Jetzt war die Stigerin mit ſich ſelber weit weniger zufrieden als mit ihrem Sohne, der ſeine Sache nun einmal gar nicht ſchlecht gemacht hatte. Ganz uneben war nicht, was er ſagte, doch ein Ausweg durfte geſucht und womöglich benützt werden. Wenn auch Jos das Mädchen gern hätte? Und faſt war es geweſen, ob Hans das ſelber fürchte. Da wär' etwas zu erforſchen geweſen, wenn ſie ſich nicht ſo leicht gefangen gegeben hätte. Daß doch einem ſoviel zu ſpät einfällt, wo es nur noch quält ſtatt zu nützen!“

Sie kannte Hanſen, ſie wußte, wie er ſich für etwas warm machen konnte, während er der Überredungskunſt beinahe unzugänglich war. Wenn er jetzt einen halben Tag ohne Beſchäftigung mit ſich allein blieb, dann war ihm das Mädchen gewiß ſchon zu einer halben Heiligen und ſchöner als ſelbſt Angelika geworden. Jetzt noch

wollte er Dorotheen nur glücklich wissen und das wollte sie auch. Glaubte er an eine Neigung des Mädchens zum Knechte, so war jetzt vielleicht noch etwas zu machen, ehe das arme Kind wußte, daß ein Hans und ein Stighof zu bekommen war. Aber gleich mußte man dran. Dorothee sollte — damit beruhigte sie ihr Gewissen — durch ein schönes Heiratsgut entschädigt werden. Sie ging hinaus, um den Sohn noch einmal zu sich zu rufen, und erschrak fast zu Tode, als sie den Hansjörg die Stiege heraufkommen sah. Es war ihr, ob sie von ihm hören müsse und schon höre, zuerst hab' man die schönsten Jahre seines Lebens verhandelt, und nun sollte noch die Schwester verschachert werden.

„Was willst du?" fragte sie ängstlich, als er hart vor ihr stehen blieb.

„Wo ist Hans?"

„Er wird sich ankleiden zum Nachmittagsgottesdienst und ich muß auch machen, daß ich beim Zusammenläuten*) in der Kirche bin."

„Aber den Kirchweg wirst du doch nicht mitnehmen, wenn du gehst?"

„Dumme Frage!"

„Nun, dann geh meinetwegen. Ich und Dorothee können auch später nachkommen."

Die Stigerin hatte keine Lust mehr, mit Hansen zu reden. Sie schickte den Burschen zu Dorotheen in ihr Stübchen und war froh, gleich wieder aus seiner Nähe zu kommen.

Bald rief die große Glocke die Besitzer des Stighofs zur Andacht. Jedes hatte dem lieben Gott viel und jedes

*) das letzte Läuten vor Beginn des Gottesdienstes mit allen Glocken.

anderes vorzutragen. Hansjörg und Dorothee saßen beisammen in der Wohnstube.

„Was hättest du eigentlich wollen?“ fragte das Mädchen, nachdem es die Vorhänge ausgezogen hatte, um sich den Vorübergehenden zu verbergen.

„Wenn ich dir das alles sagen sollte, so würdest du mehr vom Gottesdienst versäumen müssen, als dir lieb zu sein scheint. Laß dir daher lieber in aller Kürze sagen, was ich nicht will.“

„Und was denn?“

„Nicht hier Knecht werden.“

„Nicht?“ fragte die Schwester erschrocken.

„Nein.“

Eine Weile saßen beide schweigend nebeneinander, dann stellte Hansjörg sich kerzengerade vor der Schwester auf und sagte: „Ich gleiche doch keinem Knechte.“

„Das ist nur Soldatenstolz.“

„Oder Demut,“ erwiderte Hansjörg. „Ein rechter Bauer tät mit mir nicht lang zufrieden sein, dann hätt' ich nur die Schand' und du den Ärger. Ich bin empfindlich, eigensinnig, hochmütig und nur das nicht, was man sein muß, wenn man mit Schaufel und Gabel exerzieren will.“

„Sag' du nur lieber gleich, du mögest das liederliche Schwärzerleben nicht lassen.“

„Nun, wenn's besser klingt, kann ich das sagen.“

„Und ich hab' mich schon so gefreut, daß du nun doch noch zum Rechten kommen werdest,“ klagte das Mädchen.

„Ich will eben weiter.“

„Ja, in den Turn, wo man die Spitzbuben einsperrt und alle, die die Gesetze trotzig übertreten.“

„Noch bin ich auf guten Füßen und man wird mich auch nicht so leicht fangen. Man hat in der Regel die

Kraft ſchon vor einem Wagnis, die man dabei braucht, ſonſt iſt man nur ein halber Kerl.“

„Aber um ſo jämmerlichen Gewinn, Bruder!“

„Du begreifſt das Luſtigſte bei der Sache gar nicht. Das iſt eben, ſich täglich durchzuſchlagen und nach dem Entrinnen aufatmend ſchon wieder einen neuen Plan zu machen. Sie haben mich zum Krieger gemacht. Auch du haſt es geſchehen laſſen — mit Lächeln — und es iſt recht; aber nun hab' ich halt an Feldzügen und Eroberungen mehr Freude, als wenn wieder ein Rock gemacht, oder ein Heufuder geladen iſt. Geſchafft wird ohnehin ſchon überall ſoviel, daß man kaum noch Arbeit findet und nur anderen damit im Weg iſt; wer aber wohlfeile Ware ſchafft in unſer abgeſchloſſenes Tal, daß nicht mehr einer ganze Gemeinden allein ausſaugen kann, der nützt mehr. Und er ſoll nur nicht glauben, daß ich nur ganz ihm gehöre. Doch das gehörte zu dem, was ich will, und davon zu reden haben wir heut' keine Zeit. Auch iſt's mir zu heiß in der Stube da. Es wird einem faſt angſt vor lauter Vornehmheit. Droben auf den Bergen, da hat man es weit und frei und ein öſterreichiſcher Jodler hallt aus dem Bayriſchen zurück, als ob es gar keine Grenzen und keine Grenzjäger geben tät.“

„Es gibt aber, und wenn ſie dich einmal doch fangen ſollten?“

„O, den Hansjörg fängt man nicht mehr ſo leicht, als man meint. Weder der Krämer noch die Grenzer. Nur einmal, in der letzten Woche und beim erſten Gang haben die Spitzbuben mir ein Päcklein abgejagt. Ich bin ſo müd gehetzt worden, daß ich den Plunder wegwerfen mußte, um ſelbſt zu entrinnen. ‚Das muß wieder eingebracht werden,‘ hab' ich mir geſagt und mich gleich wieder mit einem großen Sack über die Berge gemacht.“

„Großer Gott!“

„Es iſt ein herrlicher Tag geweſen da oben. Ihr da habt noch euer Lebtag nie ſo einen geſehen. Da iſt es ſtill geweſen in mir und rings um mich herum, ſo daß ich's ganz gut hörte, wie zwei Grenzer in einer öden Alphütte ſich was zubrummten, als ich vorüberſchritt.“

„Und haſt du nicht an mich gedacht und an den Vater und biſt du vorwärts?“

„Verſteht ſich, und dann tüchtig beladen wieder zurück.“

„Haſt du denn alles ſchon auf den Bergen droben gehabt, daß es ſo ſchnell ging?“

„Das iſt oft der Fall und die Grenzer, die richtig noch da waren, haben auch ſo etwas vermutet. Wie von Weſpen gejagt, ſprangen ſie heraus und ſchrien: ‚Halt!‘ Hansjörg aber hielt nicht, ob ſie rufen, laufen oder ſchießen mochten.“

„Jeſus Maria! ſie ſchoſſen?“

„Allerdings, aber der Soldat darf nie fürchten.“

„Ja, als Soldat fällt er für Gott, Kaiſer und —“

„Stighanſen mit ſeinem Handgeld, als Schwärzer dagegen für ſich ſelbſt. Aber laß mich weiter erzählen! Das Beſte kommt zuletzt.“

„Mir grauſet's.“

„Abwärts halfen alle Heiligen. Wie im Winter ein Schlitten, ſchoß ich mit meiner Laſt über die glatten Bergheuplätze hinab, rutſchte durch Halden, ſprang über Felſen und verſchwand im Gebüſch.“

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!“

„Ich war einſtweilen ſicher und ein weithin haltender Jauchzer verkündete das meinen guten Freunden, die mir zitternd auf Umwegen nachkletterten. Nun hörte Gott mich ächzen und den allerjämmerlichſten Klagton ver-

ſuchen, bis ich die Verfolger herankeuchen hörte. Dann klomm ich wieder abwärts mit meiner Laſt, aber ſo gemach, daß ſie mir immer näherkamen und bis auf einen Schritt bei mir waren, als ich wie ein halb zu Tode Geſprengter niederfiel und meinen Plunder im Sack über den Felsgrat ins Tobel warf."

Dorothee rückte ungeduldig hin und her. „Es wär' nun Zeit in die Kirche," ſagte ſie.

„Du mußt aber doch noch hören, wie es gegangen iſt mit dem Pack."

„Ich tät es lieber hören, wenn du ihn dem armen Vater gebracht hätteſt."

„Der," lachte Hansjörg, „würde Augen gemacht haben, faſt wie meine Freunde! Laß mich aber nur der Ordnung nach erzählen. Da lag ich und keuchte ſo jämmerlich, daß die Burſchen es aufgaben, mich mit Rippenſtößen zum Pack zu treiben. Einer bewachte mich, bis der andere mit großer Müh und viel Schweiß den Schatz gehoben hatte. ‚Ein Fäßlein Tabak,' meinte er. ‚Haſt du ſchon aufgemacht?' fragte mein Wächter. ‚Narr, ich konnte kaum ſtehen,' antwortete der andere ſchaudernd. Nun wurde aufgeknüpft und aus dem Sacke kugelte ein kurz abgeſägter Tannenblock ſo rund und glatt, daß man ſich zum Schindelnmachen keinen hübſcheren denken konnte. Meine Grenzer ſtanden da wie verhagelt, mir aber war die Müde vergangen und lachend ſagte ich ihnen, wenn es keinen Schnee habe, könne man ſolche Klötze nicht auf Schlitten laden und trage ſie lieber in Säcken aus dem Walde heim, wenn's nicht an der Kraft dazu fehle. Es war wohl ſtrafbar, daß ich auf das ‚Halt' nicht ſtille ſtand, aber ſie hätten ſich geſchämt, mich jetzt auf das Gericht zu nehmen und, wie die Katze vom heißen Brei weg, ſchlichen ſie den ſchlechten Weg hinab."

Ganz gegen Hansjörgs Erwarten belohnte die Schweſter ſeine Erzählung nicht mit dem leiſeſten Lächeln. Faſt ſchaudernd ſah das Mädchen aus den grauen Augen des Bruders etwas leuchten, was weniger Mut und Tatenluſt, als Trotz, Schadenfreude, Rachſucht oder ſonſt etwas Schreckliches ſein mußte. „Du biſt mir ganz fremd worden," ſagte ſie traurig. „Nie könnte mich freuen, was anderen nur den Beruf ſchwer macht."

„Der Beruf," antwortete Hansjörg mit einem mitleidigen Lächeln, „der Beruf, du gutes Ding, iſt nichts anderes als das Leitſeil, an dem ſie unſereinen nach Wunſch und Willen in der Welt herumführen. Als Soldat muß ich im Frieden berufsmäßig der Ankläger meiner Freunde, im Krieg der Mörder der ſogenannten Feinde werden. Mach' ich da nicht auch anderen den Beruf ſchwer? Aber ſogar wenn ich daheimſitze, ſtill und unbemerkt zwiſchen den vier Pfählen, wenn ich die Nadel walten laſſe in ſchönem ſtillem Tuch und ſtatt meiner nur einen Rock nach dem anderen ins Feld ſchicke, mach' ich anderen den Beruf ſchwer, und je fleißiger wir ſchneidernde Soldaten ſind, deſto hitziger iſt der Krieg ums Leben, um die Kundſchaft nämlich und ums tägliche Brot. Das ſind ſo Gedanken eines Verkauften, wenn er von da droben herabſchaut auf die wunderbar närriſche Welt und ſeinen Ärger vergißt im Lachen darüber, daß ſich ſonſt kein Menſch weit herum darüber ärgert und das alles ganz in Ordnung gefunden wird. Machen die Grünröcke mir's nicht auch ſchwer? Und werde ich hier Knecht, ſo hab' ich einen anderen, heiß' er Peter oder Paul, von Koſt und Moſt verdrängt. Krieg iſt überall und ich will am liebſten da mittun, wo doch auch noch ein Spaß zu erleben iſt."

Dorothee ſtand vor ihrem Bruder, wie ein Menſch vor einem ungeheuern Ereigniſſe ſteht, welches ihn um

ſo mehr erſchüttert, weil plötzlich deſſen Urſachen und Wirkungen in ihrer Nacktheit ſo hart vor ihn hintreten, daß er nicht einmal mehr das Walten einer höheren Macht, ſondern nur noch den furchtbar regelmäßigen Lauf der Dinge darin zu erkennen vermag. So hatte der Bruder werden müſſen und doch ſollte, durfte er nicht ſo bleiben. Sie würde — das fühlte ſie, wenn ſie ihn entſchuldigen wollte, viel ſtärker, als ihr augenblicklich lieb war — an ſeinem Platze nicht ſo geworden ſein; aber vergebens ſuchte ſie, was in ihr ſich dagegen aufgelehnt hätte, in ein Wort zu faſſen, um dem Bruder es wie ein ſchöpferiſches „Werde" zuzurufen. Es klang recht traurig, als ſie mit abgewandtem Geſichte fragte: „Möchteſt du nicht am liebſten ruhig leben und brav werden?"

„Das wird nicht allen ſo leicht und ſo gut belohnt, als man ſagt. Nur dir lächelt Stighans dafür ſo freundlich zu, daß der Kaplan keine Ruhe mehr bekam, bis er darüber eine Predigt hielt."

Dorothee verſtand dieſe Rede nicht, obwohl ſie vormittags, wie gewöhnlich, dem ganzen Gottesdienſte beigewohnt hatte.

„Mit mir iſt's anders," plauderte Hansjörg weiter. „Mir ſtünde das Dulden nicht an und meine größte Kraft gibt mir der Trotz. Sie haben mir es aber auch danach gemacht mein Lebtag. Der Vater —"

„Laß ihn," fiel das gute Kind ein, „auch er hat es hart gehabt und die Mutter iſt viel zu früh geſtorben."

„Mutter!" rief der Burſche traurig. „Ja, ſie konnte recht gut ſein, ſie war es, aber auch wieder furchtbar hart. Da hab' ich geſehen, was die Not aus den beſten Menſchen macht. Dich hat ihr Unfriede mit dem Vater aus dem Hauſe getrieben und unter ein beſſeres Dach gebracht, ich aber mußte bleiben und alle Hiebe, die Vater und Mutter

in groben Reden ſich austeilten, fielen vor allem auf mich, bis ich hart und unempfindlich war, ſo daß mir bald ein Sonnenblick der Mutterliebe faſt weher machte als das Ärgſte, was ihre üble Laune mir antat. So ein Blick begann das Eis zu ſchmelzen, welches ſonſt den furchtbaren Riß in unſerem Hauſe bedeckte. Gott tröſte ſie im ewigen Leben! Sie hat es doch nicht mehr erleben müſſen, mich zu einem Handwerk zwingen zu ſehen, für das ich am allerwenigſten Neigung hatte. Der kräftigſte, trotzigſte Burſche im Dorf, mußte ich ein Schneider werden, weil ich das beim Vater umſonſt ein wenig lernen und dann gleich beim Krämer Arbeit nehmen konnte. Man hatte ſchon Jahre darauf hin geſündigt, und zwar ſo, daß ich mich nicht mehr freimachen konnte. Die Schuld wurde größer von Jahr zu Jahr, ſo daß man mich endlich an Hanſen verhandelte. Dieſe Schule hab' ich durchmachen müſſen, drum iſt mir denn auch ein ſchönes Vermögen das Höchſte auf der Welt geworden. Wie iſt der Krämer ein Mann und lebt trotz Neid und übeln Nachreden in aller Herrlichkeit! Und warum? Zuerſt weil er ein unerfahrenes Mädchen verführte. Das machte ihn zum Herrn ihres Vermögens und nun hat er ſich natürlich gar alles erlauben dürfen. Und nun war eine Tochter da neben mir im Haus, ein übermütiges, keckes Ding, und die ſah mich gern. Ja ja, der Krämer tat ſich recht, daß er mich aus dem Haus und aus dem Dorfe ſchaffte, denn die reiche Zuſel hätte mein werden müſſen um jeden Preis. Wohl hat mir das Mädchen nachgeweint und nachgeſchrieben von ewiger Liebe. Aber daran hab' ich nicht geglaubt. Wär' doch auch ich gleich wieder einer anderen nachgegangen, wenn mich das Glück wieder auf den Weg einer ſo Reichen geführt hätte. Drum — ja, ich will nur beichten, daß doch auch hier etwas Gutes geſchieht unter

dem Gottesdienſt — drum hab' ich dann ſogar die Schreiberei von ihr um ein Sündengeld an den alten Krämer verſchachert in der verworfenſten Skorpionsſtunde meines Lebens. Als ich heimkam und das hübſche Kind ſah, Herrgott! ich hätte mir alle Haare ausraufen mögen. Erſt jetzt ſeh' ich, wie hübſch ſie iſt, und ich weiß nicht, iſt's Reue oder was, das mich mit Gewalt immer zu ihr zieht und mich ſelbſt dem Krämer gegenüber, den ich von ganzer Seele haſſe, immer wieder ſo ſchwach macht. Er ſagte mir oder verriet doch, daß mich ſein hübſches Töchterlein auch noch nicht ganz vergeſſen habe."

„Und nun läßt du dich wieder fangen von der Lügenſpinne?" fragte Dorothee im Tone des Vorwurfs.

„Der Krämer," antwortete Hansjörg, „hat es mir in einem großen Augenblick geſagt und ich glaub' es, denn ich empfinde nur zu gut, wie mir ſelber zumute iſt."

„Der Krämer meint es aber gewiß nicht redlicher mit dir als mit anderen."

„Ich mit ihm auch nicht. Wenn er glaubt, daß ich nur für ſeinen Laden über die Berge gehen werde, dann trügt er ſich viel ärger als ich. Das iſt nur, um in ſeinem Hauſe nicht ganz fremd zu werden."

„Er kann dich aber verraten beim Gericht."

„Ich ihn auch."

„Die Großen beißen einander nicht."

„Eben drum auch muß man ſich an dieſe hängen, wenn man ſicher ſein will."

„Wenn du ſo etwas im Kopf haſt," ſagte das Mädchen ungewöhnlich ſtreng, „ſo iſt die heutige Predigt für dich ſchon ganz beſonders wichtig. Es wär' doch traurig, wenn's dich träfe, wenn du als Dienſtbot arbeiten tätest, und dein Lohn wäre der Zorn Gottes, der ja will, daß man ihm allein dienen und keine fremden Götzen daneben

haben ſoll. Weißt du, der Kaplan hat die, welche dienen um Befriedigung der ſündhaften Begierden, den Zauberern verglichen, die ihre arme Seele dem Schwarzen verſchrieben aus Geldgier und Zeitlichkeit. Mir iſt das ſchrecklich vorgekommen und doch hab' ich da noch gar nicht an dich gedacht. Es iſt mir nicht eingefallen, daß es dich treffen könnte."

„Oder gar dich auch noch," bemerkte Hansjörg.

„Du haſt recht! Wer ſteht, der ſehe zu, daß er nicht falle. Ich mein' es nicht bös, und es kommt mir ſelbſt wunderbar vor, wie ich von deiner Erzählung weg an die Predigt denken muß."

„Du haſt recht, daß du nicht gleich dich ſelbſt bei der Naſe nimmſt, das tun ſchon die anderen. Aber laß ſie dich nur beneiden. Neid bringt Glück."

„Mich nähme man dafür her?"

„Ja, dich und den Hans, den dir nicht nur die recht grauſam übel gönnen, welche bei Prozeſſionen noch das Kränzlein tragen müſſen."

„Mir — mißgönnen ſie — ihn?"

„Ja; aber tu du nur jetzt nicht mehr gar zu falſch, nachdem ich doch auch ſo offen gegen dich geweſen bin. Du wärſt nur ein Närrchen und er ein Klotz, wenn du ihn nicht bekommen täteſt."

„Aber, Hansjörg —"

„Man vermutet von anderen nur und redet ihnen nach, was man ſelbſt an ihrem Platze getan hätte, drum auch brauchſt du vor keinem Menſchen rot zu werden und am allerwenigſten vor mir. Ich hab' dem Stighof ſchöne Jahre geopfert, es iſt recht, wenn er ſie meiner Schweſter zurückgibt. Ich gönne dir dein Glück von ganzem Herzen."

„Ja, ich bin glücklich hier und du könnteſt es auch werden. Komm doch, ſchlag deine Leidenſchaften nieder!

Man kann's mit einem Ruck, wenn man die Faust ballt und recht trotzig tut. Ich mach' es immer so, wenn mich Kummer plagt um den Vater, dich oder — und der Kummer sitzt doch noch viel tiefer, als was dich vom ordentlichen Weg treiben will."

„Wenn du für mein Vertrauen nichts hast als diese Predigt," bemerkte Hansjörg unmutig, „so wär's fast schad', wenn ich die ganze Vesper versäumen tät. Daß ich nicht gewillt bin, Knecht zu werden, hast du verstanden."

„Nützt alles Einreden nichts?"

„Nein."

Eine Minute später schritten die beiden schweigend über die längst leere Gasse des verödeten Herrendorfes hinaus der Kirche zu.

Siebzehntes Kapitel.

Ratloſigkeit und Entſchluß.

Hansjörg hatte nicht ganz unrecht, wenn er Dorotheens Predigt für eine Decke hielt, hinter der das Mädchen ganz andere Gedanken und Empfindungen zu verbergen ſuche. Ernſt aber war es ihr mit dem Zuſpruch doch; ſie hätte ihn in der Verlegenheit gar nicht mehr finden können, wenn er ihr nicht ganz obenauf gelegen wäre. Erſt als ſie ſchweigend neben dem Bruder zur Kirche ſchritt, fragte ſie ſich ernſtlich, ob er mit der Predigt des Kaplans wohl recht gehabt haben könnte. Sie wußte ſich aber ſo wenig vorzuwerfen, daß ſie wieder ziemlich ruhig darüber wurde. Als ſie aber in die Kirche kam, man ſang eben den letzten lateiniſchen Pſalm, da drehten Männer und Weiber die Köpfe um, ſahen ſie lange an und ſchienen dann Wichtiges ſagen zu müſſen. Ihr wurde ſiedig heiß und himmelangſt. Auch das wieder ſchien man zu merken und auf allerlei Weiſe auszulegen, denn noch unverſchämter ſtarrte man ſie an, noch länger ſteckte man die Köpfe zuſammen, und weniger, um zu beten, als um einen Punkt für den unſicher werdenden Blick zu gewinnen, zog ſie ihr kleines Andachtsbüchlein heraus. Geleſen aber hat ſie nicht, die Buchſtaben ſchwammen auf dem weißen Blatte ſo ſchnell durcheinander, daß ihr die Augen übergingen, ſobald ſich dieſe feſt auf eine Zeile richten wollten. War ſie denn in der Kirche, dem Hauſe

Gottes, wo alle gleich, alle Sünder ſind, aber auch alle Ruhe und Troſt finden können und Schutz vor den Stürmen, die da draußen toben? Es kam ihr wie eine Entweihung des heiligen Ortes vor, daß ſie heute ſo viele zeitliche Gedanken und Erinnerungen mit da hereinbrachte, und doch war ſie vergebens bemüht, derſelben loszuwerden. Was ſie dem Bruder noch nicht recht glauben wollte, war ihr jetzt furchtbar klar geworden. Alle ſahen ſie um die heutige Predigt an, alle dachten an den Stighof und weiß Gott an was, während der Kaplan droben vor dem prächtig geſchmückten Altar ein lateiniſches Kirchengebet eintönig herunterſang, welches außer ihm und dem Pfarrer kein Menſch in der ganzen Verſammlung verſtand. Warum betete er nicht lieber, daß man es verſtehen konnte? Vielleicht wäre doch ein Gedanke drin geweſen, der ihr hinausgeholfen hätte über die Beziehungen und Verhältniſſe des Werktagslebens! Ihr Andachtsbüchlein hatte ſie ja zu Hauſe auch. Nur in dem leſen hätte ſie dort auch können und noch beſſer als da, wo ſie ſich von jedem anblicken und dabei unwillkürlich auch ſeine Rechnung zu machen anfangen mußte. Es war heute in der Kirche gar nicht wie ſonſt. Noch immer hatte ſie da, wo reich und arm nebeneinander knieten und gemeinſam zum Mahl der Liebe gingen, ſich als Kind Gottes gefühlt; heute dachte ſie nur an ihre Armut, ihre Abhängigkeit. Wenn ſie zu beten verſuchte, war's nur ein Flehen zu Gott, daß doch er ſie nicht verlaſſe und noch fernerhin den Schutzengel mit guten Einſprechungen ſende an die, von deren Gunſt ihr guter Verdienſt und damit das Wohl des Vaters und der Schweſter abhängig ſei. Aber ſelbſt in dieſem Zuſammenfaſſen ihrer zeitlichen Sorgen wurde ſie durch das vielleicht ihr heute auch beſonders auffällige Benehmen der Umſtehenden geſtört. Sie alle ſchienen ihre Wechſeltiſche

hier aufgeſchlagen und das Haus Gottes zu einer Höhle des Neides, des Ehrenmordes gemacht zu haben. Nur einer in den unteren Stühlen war ſo in ſeinem Gebetbuch, daß er weder ſie noch die anderen zu bemerken ſchien — Stighans. Der hätte gewiß auch Grund gehabt, ſich zu ärgern und beſonders über ſie, wegen der er — wie der Bruder ſagte — ins Gerede und in die Predigt hineingekommen war. Und doch war ihm auch unter dem Mittagseſſen gar nichts anzumerken; die alte Stigerin freilich tat etwas wunderlich. Es war das aber auch weniger zum Verwundern, als daß Hans alles ſo gelaſſen hinnehmen konnte. Das war denn doch ein anderer Mann als Jos, deſſen Leidenſchaftlichkeit ſie ſeit einem halben Jahre ſchon ſo oft erbeben machte! Freilich brauchte er ſich um Kleinigkeiten auch nicht viel zu kümmern. Er ſtand feſt auf dem Erbe ſeines Vaters, Jos dagegen mußte ſich jede Stufe mühevoll erkämpfen. Das mochte den guten Burſchen ſo trotzig gemacht haben, wie er damals war, als er ihr ſagte, daß er nicht mehr auf den Stighof kommen werde. Freilich, zu erklären war allenfalls ſein Benehmen, aber darum ärgerte das eins doch. Zwar nicht ſo recht und ganz, wie heute die unverſchämten Blicke — nur „a bitzle*)", doch ſo, daß man es ihn nicht ungern auch etwas empfinden ließ. Und wie beim Jos war's auch bei Hanſen. Wenn man auch ſeinen heitern Sinn, ſeine unverwüſtliche Seelenruhe dem ſchon durch ſeine Stellung gegebenen Gefühle der Sicherheit zuſchreiben konnte, ſo tat ſie einem doch wieder wohl und man freute ſich, bald wieder zu ihm zu kommen auf ſeinen ſtillen Stighof. Wie ſchlimm wäre ſie doch jetzt daran, wenn auch er noch dem Winde folgte? Ängſtlich dachte das Mädchen, wie viele

*) ein bißchen.

Leute er nun vielleicht wieder reden höre, bis er daheim ſei. Sie verließ mit den erſten die Kirche und der Weg nach Argenau kam ihr endlos vor. Wen alles konnten die Stigerin und Hans auf dieſer Strecke antreffen, wie vielerlei hören!

Heute tat ihr die Freundlichkeit der Bäuerin ſo wohl, daß ſie nun in der Küche ein inniges Gebet zum Himmel ſchickte, was ſie in der Kirche nicht vermocht hatte. Es kam aber auch die Frau ihr ſo freundlich entgegen, daß dem armen Mädchen, welches ihrer Heimkehr mit Sorge entgegenſah, vor freudiger Rührung das Waſſer in die Augen ſchoß. Das waren Leute! Viel wohler wurde einem zumute, viel frömmere und beſſere Vorſätze konnte man neben ihnen machen, als ſelbſt in der Kirche. Und nun kam auch Hans und erzählte, daß er heute gar keine Luſt gehabt habe, mit den anderen Burſchen in die Krone zum Bier zu gehen, um da ihr dummes Geſchwätz zu hören. Wenn böſe Leute ſie nun einmal alle zuſammennähmen, ſo wollten ſie auch gehörig zuſammenhalten, ſo treu und feſt, bis man vor Ärger darüber gar nichts mehr ſagen möge.

So redete Hans und die Stigerin hatte nicht einmal ein Wörtchen dagegen einzuwenden.

Dem Mädchen war ganz wunderbar zumute. Hansjörg hatte alſo vielleicht doch nicht ganz unrecht, wenn er eine Neigung Stighanſens andeuten wollte. Noch wurde ihr faſt angſt vor dieſem Gedanken, aber Hans galt ihr jetzt zu viel, als daß ſie ſich nicht immer mehr und lieber damit beſchäftigt hätte. Auch die Freundlichkeit der alten Stigerin, die man faſt eine mütterliche nennen konnte, begann ſie für einen Beweis zu halten, daß die gute Frau ſich mit dem Gedanken, ſie einmal als Stighofbäuerin zu ſehen, ſchon ein wenig vertraut gemacht habe.

Dorothee hatte wirklich nicht ganz unrecht. Wenn die Stigerin das Mädchen weit weniger gern gehabt hätte, als das wirklich der Fall war, so hätte Hanſens Rede doch genügt, ſie an ihre Pflicht als Erzieherin zu erinnern und das Glück des Kindes ihr zu einer Gewiſſensſache zu machen. Freilich wär' ihr jetzt jedes erlaubte rechtliche Mittel, Dorotheen aus dem Hauſe und mithin Hanſen aus dem Gerede zu bringen, faſt um keinen Preis zu teuer geweſen. Aber in Unehren ſollte ſie nicht aus dem Hauſe, da ſie doch entweder unſchuldig an allem war, was man ſagte, oder gewiß auch Hanſen ſein Teil an allem zufiel. Nein, unglücklich werden für immer nur eines Geredes wegen durfte die nicht, welcher Mutter zu ſein die Stigerin einmal gelobt hatte. Lieber wollte ſie Hanſen mit dem Mädchen, das an und für ſich gewiß ſo gut als eine zu ihm gepaßt hätte, vor den Altar treten ſehen, wie ſehr das auch immer gegen ihre Rechnungen ſein mochte. Glücklich mußte Dorothee werden, nur, wenn's menſchenmöglich war, nicht gerade um den allerhöchſten Preis; denn näher noch als das angenommene lag ihr doch noch immer das eigene Kind am Herzen, ihr einziger Sohn, den ſie faſt zu enterben glaubte, wenn ſie keinen anderen Ausweg als eine Verehelichung der beiden zu finden imſtande war.

Aber noch weniger als bei der Mutter tat die Predigt und taten die durch ſelbe gutgeheißenen Verleumdungen bei Hanſen die Wirkung, die der Krämer ganz beſtimmt erwartet hatte. Erſt nachdem es Hanſen von allen Seiten vorgehalten wurde, daß nur er und die Magd gemeint, ſogar zum Greifen deutlich gezeichnet worden ſeien, ward er recht feſt und ſagte mit Stolz, daß er dem Übel leicht abhelfen könne, wenn Dorothee gar ſo gern Stigbäuerin werden möchte. Ja, nun trotzte Hans aller Welt, daheim

aber, wo er die ſo unſchuldig Verfolgte ſo ſicher und doch auch ſo demütig ihre Wege gehen und die vielen Arbeiten verrichten ſah, konnte er zuweilen recht weich werden. Nein, die ſollte man ihm nicht mehr nehmen! Dieſe Freude ſollte dem Neid und dem Eigennutz nicht werden! Eine Angelika fand er doch nicht wieder und da gab es nichts Beſſeres, als dieſes edle Weſen ſo hoch und frei zu ſtellen, als er's konnte und als ſie an innerem Wert über den meiſten ſtand.

Nach der Kirchweih war Hans dem Mädchen gegenüber geweſen wie ein Bürſchlein, welches das der Mutter geholte Öl verſchüttete. Wie dieſes eine halbe Stunde zu ſpät mit den ſorgfältig zuſammengeleſenen Scherben des Kruges, kam er mit ſeinen Klagen gegen den Knecht heim. Dorothee war ſeine Richterin und erſt die Verſöhnung mit ihr gab ihm auch den Frieden mit ſich ſelbſt wieder. Schon ſtand jetzt das Mädchen ſo hoch, daß er eiferſüchtig werden konnte, und als er ſie nun gar ſeinetwegen verleumdet ſah, ſtand ſein Entſchluß, ſie zu heiraten, damit die Plagerei doch einmal ein Ende habe — ſo feſt, daß ſich alle darüber wunderten, die ihn einmal ſeine Abneigung gegen den Eheſtand ausſprechen hörten.

Dorotheen war jetzt wunderbar zumute. Es kam alles ſo unerwartet, daß ſie weder recht daran glauben, noch ſich darüber freuen konnte. Es war freilich ein großes Glück für ſie und die armen Ihrigen. Aber es war ihr, wie es einem ſein müßte, der auf einen Berg getragen würde. Ließe man ihn droben auf der furchtbaren Höhe, rings von Abgründen umgähnt, plötzlich allein, ſo käm' er gewiß nicht dazu, ſich an der herrlichen Ausſicht zu erfreuen. Ach, auch ſie ſah rings um ſich neidiſche Aufpaſſer, geldſtolze Baſen und Unheilſtifter aller Art. Sie war eben nicht durch ſich ſelbſt auf dieſe

Höhe gekommen, ſondern nur durch ein Zuſammenwirken von Umſtänden, die ihr jeden Augenblick wieder untreu werden konnten. Auch andere dienten ſo treu wie ſie, ohne ſolchen Lohn zu erhalten. Jos tat dem Hofe ſoviel und nun lag er daheim. Wohl ſagte ſie ſich, daß ja Hans neben ihr ſtehen würde auf der ſtolzen Höhe; aber wie lieb und recht ihr auch der Burſche war, ſo konnte ſie doch kein ſolches Vertrauen zu ihm gewinnen, daß ſie ganz ruhig wurde. Beſonders quälte es ſie, wenn ſie aus ſeinen Reden etwas wie Trotz gegen den Kaplan und gegen alle, die fürs ganze Dorf Wetter machen wollten, herausklingen hörte. Jene Predigt machte ihr noch viel Kopfweh und immer häufiger fragte ſie ſich, ob ſie denn auch wirklich von jenen herben Vorwürfen ſo frei ſei, als ſie anfangs glaubte. Sie fand freilich nichts und doch wollte ihr Gewiſſen nie ruhig werden. Ach wie gern hätte ſie bei jemandem um Rat fragen und einmal alles in ein vertrautes Herz ausſchütten mögen! Aber an wen ſollte ſie ſich wenden? Sie dachte zuerſt an Jos, aber nur um heftig den Kopf zu ſchütteln, ohne daß ſie ſich noch ſagte, warum das nicht gehen werde. Den Rat des Vaters aber und all der Ihrigen konnte ſie ſich denken. Dieſe Leute hatten nie ein Verſtändnis für ihre Gedanken und Gefühle. Die Not hatte ſie hart und geldgierig gemacht. Ja, die Not! Aber nun konnte ſie ja helfen und mußte dabei nicht einmal ein Opfer bringen! Ja, Hans hatte ſie recht gern und die Stigerin tat auch, als ob ſich wenigſtens von der Sache reden laſſe, ja vermied leiſe Andeutungen bei weitem nicht ſo ängſtlich als ſie ſelbſt. „Es darf gehen und kann gehen," ſagte ſie ſich in der folgenden Woche wohl hundertmal, aber immer war ſie mit ihren Gedanken, mit ihrer unerklärlichen Angſt am alten Fleck. Es ging eben nicht. Irgendwo mußte ein

Querholz in die Speichen hereinragen und sie bemühte sich vergebens und sann Tag und Nacht, um die Stelle zu finden. Es war ihr peinlich, immer nur noch an das zu denken, und dennoch suchte sie in freien Stunden gerne die Einsamkeit auf, um sich ungestört ihren Gedanken überlassen zu können. So schritt sie am folgenden Samstag abends dem kleinen Weidenwäldchen zu, welches sich unter Argenau südöstlich an der Aach hinaufzieht und den von ihr in früheren Jahren angerichteten Schaden so gut als möglich verdecken zu wollen scheint.

Eine Bregenzerwälderin auf einem Spaziergang — das ist etwas Seltenes! Ihr, der es doch bei Tag und Nacht, im Sommer und Winter an nichts weniger als an Bewegung fehlt, muß gewiß etwas viel zu eng, zu schwer geworden sein, wenn sie auch noch in den so seltenen Stunden der Ruhe und der Erholung die geselligen Kreise flieht und einen Gang macht, um die Einsamkeit aufzusuchen. Man kennt sie alle, die am Feierabend noch herumgehen wie der Schatten an der Wand, und dabei tun, als ob sie an ihrem Kopf voll Gedanken recht grausam schwer zu tragen hätten. Wenn man ein Mädchen so auf einmal die schönsten Spaziergänge, oder am Ende gar die allergreulichsten Schluchten und Tobel aufsuchen sieht, dann achtet man sorgfältig auf alles, was sie redet und tut, ob etwa nichts beweise, daß sie sich beinahe hintersinnt*) habe. Findet man aber noch alles in Ordnung, so sieht man ihr mitleidig nach und denkt an ein herbes, tiefes, kaum noch erträgliches Weh, an selbstverschuldetes Herzeleid, eine Liebe ohne Hoffnung oder an eine recht unglückliche Ehe. Auch die Angelika trug immer häufiger ihr Hauskreuz feuchten Auges in das Wäldchen neben

*) im Kopfe irr geworden sei.

der Aach hinab. Wenn ihr Kind beim Spielen oder unter dem Abendgebete einſchlief und auch in Haus und Stall alles verſorgt war, dann trieb es die Unglückliche, die doch noch nicht ſchlafen konnte, gar bald aus dem Hauſe. Es war ihr noch immer faſt unmöglich, den Andreas in betrunkenem Zuſtande heimkommen zu ſehen; ja aufpaſſeriſche Leute wollten bemerkt haben, daß ſie nicht ſelten erſt nach ihm ins Haus gehe, vermutlich, weil das das einzige Mittel war, einen Wortwechſel mit ihm zu vermeiden. Freilich mochte der Mann ſich auch hierüber ärgern, aber Angelika konnte ungemein eigenſinnig ſein, wo ſie die Schuld ganz nur dem Gatten zuſchreiben zu dürfen meinte.

Auch heute traf Dorothee das unglückliche Weib. Sie ſaß hart neben der Aach auf einem moosbedeckten Steine und warf die ihr vom warmen Herbſtwinde zugetragenen welken Blätter ſcheinbar gedankenlos in den raſch vorüberſtürzenden Fluß. Ihren Kopf bedeckte ſtatt der ſchweren Pelzkappe nur ein weißes Tuch und Dorotheen kam es gerade vor, als ob ſie eine Leidtragende mit dem bei Begräbniſſen üblichen weißen Trauerſchleier, dem ſogenannten Sturz, erblicke. Da ſie ſich ſchon bemerkt ſah, wagte ſie nicht mehr zurückzutreten, wie bang ihr auch wurde neben Hanſens ehemaliger Geliebten, die ihr in dem Halbdunkel des Waldes faſt wie ein höheres Weſen erſchien. Lang ſuchte ſie vergebens nach einem Worte, die unglückliche Ernſtblickende anzureden, und erbebte leiſe, wie vom Froſte geſchüttelt, als dieſe, ſie immer ſchärfer ins Auge faſſend, endlich fragte: „Hat auch dich die böſe Welt ſchon da herausgetrieben? Kannſt auch du ihr nur noch dienen und deine Kräfte opfern, aber dich nicht mehr mit ihr freuen, ruhen und genießen?“

Dorothee ſann verlegen nach, wie und warum ſie denn eigentlich da herausgekommen ſei, oder vielmehr ſie ſann, was ſich denn eigentlich darüber Vernünftiges ſagen ließe. Sie wollte ſich nur ein wenig erſpazieren, um — weil es daheim nichts mehr zu tun gab und — weil man ja keinen Tag ſicher war, ob nicht der Winter dem freien Herumgehen in Feld und Wald ein Ende machen und alles ins Haus einſperren werde für lange Zeit. Sie floh eigentlich niemand und hatte auch keine Freude, ſich mit der Welt unzufrieden zu zeigen. Sie war herzlich erſchrocken, als Angelikas Rede ſie daran erinnerte, daß ihr müßiges Herumtappen eine ſolche Auslegung zulaſſen würde.

„Warum," fragte ſie endlich, „ſollte denn eins nicht einmal, bevor es ſchneit, noch gern einmal in einer freien Stunde, wo nichts Gutes und nichts Wichtiges verſäumt wird, einen Gang durch das ſchöne, ruhige Wäldchen machen, auch wenn man mit Gott und der Welt zufrieden und in der beſten Stimmung iſt?"

Noch ſelten hatte Dorothee ſolche lange Frage in einem Atemzuge getan. Sie mußte eben eine zuſtimmende Antwort haben, um dann ſobald als möglich wegzukommen.

„Nun, meinetwegen wohl," ſagte Angelika trocken. „Es hat jeder Menſch Liebhabereien, aber gewöhnlich ſtreift ſich das bald ab, wie die Blätter der Alpenroſe, wenn ſie vom Stamm wegkommt. Iſt auch gar nicht ſchad' um die Roſe, wie hübſch ſie ſein mag. Sie iſt nicht zum Verbrennen und taugt nichts ins Futter. Ich glaub', es gibt viele, die es dem lieben Gott verargen, daß er ganze Strecken Boden mit dieſen Roſen angegärtnert hat. Schau' mich nur nicht gar ſo groß an, wir redeten zuerſt von Liebhabereien, dann von den Roſen. Iſt's nicht eins?

Hier hat man Gärten, aber die brauchen ſie nur für Rüben und Kraut. Das iſt nützlich. Denk' einmal an einen Menſchen, der alles ſo genug hat, daß er gar nicht mehr auf den Nutzen ſehen muß! Gute Nacht, Ordnung und Fleiß und Friede und Tugend! Und wer da nicht gleich mit ‚Schlaf wohl' ſagt, der kann da heraus und Blätter in den Bach werfen und ihnen nachſehen, bis ihm die Augen übergehen. Ja, Mädchen, du biſt meine Leidensgenoſſin, meine Schweſter, drum hab' ich dir auch ſoviel zu ſagen. Wir beide haben keine Eigenen mehr, die uns verſtehen, drum gehören wir uns. So ganz allein iſt das Leben doch gar zu langweilig."

„Du haſt ja dein Kind," bemerkte Dorothee beinahe ſtreng.

„Seine Zukunft macht mir ſchwere Sorgen."

„Und Arbeit," fuhr das Mädchen fort, „gibt's auf ſo einem Hof alle Hände voll."

„Dazu vergeht einem aber die Luſt gar bald, wenn andere zum Fenſter hinauswerfen, was man mit Mühe zum Schlüſſelloch hereingebracht hat."

„Mir," ſagte das Mädchen, „iſt auch die Arbeit eine Liebhaberei. Wieviel hab' ich ſchon verſchwitzen können! Hat man den Kopf ganz frei für jeden Gedanken, der kommen will, dann kann man über keinen Weg, oft nicht einmal in die Kirche, ohne daß einem etwas aufſtößt und viel ärger iſt, als wenn's bei der Arbeit ſchief geht. Ich weiß gewiß, daß auch du bei der Arbeit am glücklichſten biſt und dir auch bald nicht mehr ſo einſam vorkommſt."

„Haſt du es auch verarbeiten können, daß ſie deinen Bruder verkauften?"

„Das tat mir da noch nicht ſo weh. Ich ſelbſt hätte

für Hanſen durch ein Feuer mögen, drum fand ich's in Ordnung, daß der Bruder ging für den guten Hans."

„Ja, das glaub' ich, denn auch ich hätte viel für ihn tun können. Wir haben uns früher auch oft und gern getroffen. Viel und vielmal ſind wir da heraus, haben dem Wirbeln und Wallen der Aach zugeſehen, haben Blätter hineingeworfen und uns dann über ihren Gang verwundert. Die von mir wurden raſch erfaßt, aber nach allen Seiten hinaus und dann wieder in die ärgſten Strudel hineingetrieben, bis ſie mit Hanſens großen Ahornblättern endlich wieder zuſammengekommen ſind. Ich hab' an dieſem kleinen Wunder oft meine Freude gehabt und denk' noch jetzt daran, wenn ich ein Blatt im Fluſſe ſchwimmen ſehe. Auch der Jos iſt vielmal dabei geweſen. Schon da hat er Hanſen vielfach dienen müſſen, wie ſpäter auch noch, und jetzt ſitzt er vergeſſen daheim."

Dorothee fuhr erſchrocken zuſammen. Dann aber ſagte ſie um ſo leidenſchaftlicher, weil ihre Worte hauptſächlich an ſich ſelbſt gerichtet waren: „Vergeſſen iſt er nicht und wir alle auf dem Stighof haben ſchon viel für ihn getan."

„Dein Bruder wird ſogar die Arbeit auf dem Hofe für ihn tun, da er doch ausgebraucht iſt."

„Das iſt nicht wahr," ſagte Dorothee traurig.

„Nicht?" fragte Angelika, die ihre bittere Rede ſogleich bereut hatte. „Er bleibt alſo — ach Gott, ſein jetziges Handwerk iſt recht gefährlich."

Das endlich war Dorotheens Herzen ein verwandter Ton. Jetzt trat ſie näher zu dem wunderlichen Weibe, welches ſie bald zu bemitleiden, bald zu haſſen ſchien. Der letzte Ausruf gewann ihr Herz um ſo mehr, weil ſie im Augenblicke nicht daran dachte, wie ſehr Angelika dem eine glückliche Zukunft wünſchen müſſe, der durch ihren

Vater einſt aus ſeiner eingeſchlagenen Bahn geworfen war. „Er hätt' etwas werden können und wär' bei uns nicht zu bedauern geweſen," klagte das Mädchen.

„Ja gewiß, denn Hans hat viel gutzumachen. Juſt ſoviel als mein Vater. Wenn er auch kein ſo geübter Knecht geweſen wär', man hätte ſich leiden*) müſſen und denken, in der Zeit, wo er dem Kaiſer dienen mußte, hätten auch andere manches vergeſſen können. Oder ſonſt, wenn man daran ſich nicht mehr erinnerte, wär' er doch der Schwager. Ja, der ſollte doch kein Schleichhändler ſein, damit auch die Alte mit der Verwandtſchaft ein bißchen zufrieden wär'. Die ſieht auf ſo etwas und den Hans hat ſie am kleinen Finger."

„Gute Nacht," ſagte Dorothee unmutig.

„Wir wollen aber doch erſt auch reden."

„Reden, einem deutſch Gutes und Böſes ſagen möcht' ich ſchon auch, aber da weiß man nie, ob es gehauen oder geſtochen gilt."

„Ich hab' dir weh getan, gutes Kind, aber mir ſelbſt noch viel weher," ſagte das ſchöne Weib in ganz verändertem Tone. „Gewiß, ich gönne dir ſein Vermögen ſo gut als einer. An ihn denken darf ich auch noch, nicht wahr? Auch du denkſt vielleicht ſpäter an einen anderen."

Dorothee hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Schon ragte eine Wand von Buſchwerk empor zwiſchen Angelika und dem offenen Platze, wo Dorothee aufatmend zum tiefblauen Himmel emporblickte.

Die Sonne war bereits hinter der Kanisfluoh verſchwunden. Nur einzelne geflügelte Wölklein trugen ihre letzten Grüße über die Talenge herauf. Im Dorfe hörte man das Schellengeläute der zum Brunnen getriebenen

*) geduldeu.

Kühe und die Ziegen eilten von den Bergen ihren Ställen zu. Aus den nahen Scheuern duftete das Heu wie reifes Obſt, alles war in ſchönſtem Frieden und ſchien ſich geſättigt zur Ruhe begeben zu wollen. Dorothee kam nur langſam vorwärts, wie ſchnell ſie ſich anfangs heimmachen wollte. Waren ihr auch Angelikas Reden größtenteils unverſtändlich geblieben, ſo hatten ſie ihr Herz doch mit einer ganzen Reihe quälender Gedanken belaſtet. Hanſens Mutter und der ſtolzen Verwandtſchaft war nicht einmal Angelika gut genug geweſen und nun ſollte ſie, die Magd, an den Platz, während der treue Knecht daheim lag! Einem von ihnen beiden geſchah nicht recht, oder es mußte aus den jetzigen Verhältniſſen noch ganz anderes erwachſen, als man augenblicklich vermuten konnte. Auch der Vorwurf wegen dem Bruder gab dem Mädchen zu ſinnen. Es hätte doch ſchon damals etwas tun können bei Hanſen, wenn es jetzt ſoviel bei ihm galt. Ums bare Geld hätte er auch einen anderen Stellvertreter für ſich bekommen. Durfte ſie den Hansjörg opfern für die allerdings zahlloſen Wohltaten, die nur ſie erhielt? Während ſie ſtand und ſann, trugen zwei Mütterchen die mit dürrem Buchenlaub gefüllten Bettſäcke nicht weit von ihr vorüber. „Mein Älteſter," ſagte die eine Laubſackträgerin, ohne die unfreiwillige Lauſcherin zu bemerken, „hielt ſich auch mit aller Kraft an einem Dornſtrauch feſt, als vor einem Jahr droben am Üntſcherſpitz das Bergheu unter ſeinen Füßen wegzurutſchen begann."

„Das wohl," entgegnete die andere. „Aber Dorothee hält ſich im Fallen an anderen Menſchen feſt und reißt ſie mit in den Abgrund der Schande. Hans iſt mit ihr ins Gerede gekommen. Nun hält er ſie für die Unglückliche und da will der gute Burſche ſie beide durch eine Verbindung retten. Bei ihm iſt's nur Mitleid und Trotz

gegen die Leute, und aus Dummheit und Eigenſinn iſt noch nie viel Gutes entſtanden.“

Gefühlvolle Menſchen, deren Einbildung ſich beſtändig in einem engen Kreiſe bewegt, pflegen noch mehr als andere jedem Gegenſtand, jedem Erlebniſſe die Farbe ihrer augenblicklichen Stimmung zu leihen. Alles lebt, liebt, jubelt und weint mit ihnen und der unbedeutendſte Vorgang wird auf dieſe oder jene Art in Zuſammenhang mit ihrem Leben gebracht. Es geſchah, um ſie zu mahnen, aufzumuntern, oder das Künftige anzudeuten. Hätte Dorothee die beiden Mütterlein zu anderer Zeit ſo reden gehört, ſo wäre ſie dadurch allenfalls an andere närriſche Schwätzereien derſelben erinnert worden; jetzt aber waren es nicht etwa kurzweg die und die, ſondern ein höheres Weſen hatte jene wenigen und doch ſo inhaltsſchweren Worte durch ſie geſprochen. Wie hätte ſich alles ſo gut treffen, ſie gerade dieſe Worte hören müſſen, wenn daraus nichts Wichtiges werden ſollte? War wirklich ſein Entſchluß nur aus Trotz entſtanden, oder hatte er ſie wahrhaft gern? Das erſte konnte ſie nicht glauben, und wenn ſie das zweite annahm — ſie ſuchte und fand dafür Gründe — ſo hätte ſie lange ſchon gehen ſollen. Dann hatte der Kaplan recht.

Feierliches Glockenläuten erklang im Tale. Die Berge gaben mit den den Feierabend verkündenden Klängen die frohen Lieder der Arbeiter wieder, die nun aus Feld und Wald zu den Ihren zurückkehrten. Ein leiſes Lüftchen ſchüttelte die mächtigen Buchen, und mit dem letzten Laub rieſelten tauſend Keime auf den nur noch mit Zeitloſen bedeckten Grund. Herbſt und Samstag —! Man ſteht gern einmal ſtill, um eine gewiſſe Strecke des Lebensweges von ſolchen Höhen aus zu überſehen. Viele gingen jetzt zur Beichte und ließen ſich helfen bei ihrer Rechnung.

Ach, auch ſie hätte ſich in dieſem Augenblicke zum Pfarrer gewünſcht! Warum fiel es ihr denn nicht ſchon längſt ein, wohin ſie ſich wenden müſſe in ihrer Ratloſigkeit? „Wenn ihr," hatte der edle Greis in der Schule geſagt, „keinen Freund auf der Welt mehr habt und niemand, der euch hinaushilft aus Nebel und Nacht, o, ſo glaubt nicht, daß ihr das allein könnt, glaubt euch nicht zuviel, ſondern nehmt teil an den Schätzen der Gnade, der Erfahrung und des Troſtes, die die Kirche durch den Beichtvater anbietet; wendet euch an ihn, der nicht wegen den Geſunden auf guter Weide, ſondern gerade wegen den Kranken und Verirrten jeden Sonnabend und an jedem heiligen Tag im Beichtſtuhl ſitzt, um zu helfen, zu tröſten und zu erlöſen!"

Ganz deutlich wußte das Mädchen noch jedes Wort, ſo daß es die ganze Rede wie geleſen herſagen konnte. Und dabei wurde ſein Geſicht immer heiterer. Ja, es wollte beichten, alles ſagen, wie es war, und dann den Zuſpruch erwarten. Eine Gewiſſensſache war's jedenfalls und die wichtigſte, die es noch gehabt hatte. Der Prieſter an Gottes Statt ſollte nun ſprechen und ſeinem Herzen Ruhe gebieten.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Beichte ohne Reue.

Dorothee kam in der heiterſten Stimmung auf den Stighof, wo man bereits mit Ungeduld die Köchin erwartete. Gewöhnlich war es ihr noch unlieber als den anderen, wenn ihretwegen etwas nicht in gewohnter Ordnung vorwärts ging. Heute aber ging ihr die etwas unfreundliche Frage der alten Stigerin, wo denn um Gottes willen ſie ſo lang und ſo Wichtiges zu tun habe, daß das ganze Haus auf ſie warten müſſe, weit weniger nahe, als die Freundlichkeit, mit der man den neuen Knecht begrüßte, einen kräftigen Burſchen, der bald nach ihr mit Sack und Pack auf dem Stighof ankam. Dieſe Leute hatten den armen Jos ſchon ganz vergeſſen, ſeit ein anderer ihn zu erſetzen verſprach! Auch an ihren Bruder dachte kein Menſch mehr. Wenn nur das Rad vorwärts ging, um den Treiber kümmerte man ſich nicht viel. Mit keinem Worte wurde des bisherigen Knechtes gedacht; das tat dem Mädchen ſo weh, daß es, obwohl für die ſpät gekommene Köchin ſicher nicht die rechte Zeit zum Reden war, in immer offeneren Andeutungen an das frohe Zuſammenleben mit Jos und an ſeine Verdienſte um den Hof erinnern mußte. Hans ſah ſie dabei recht unfreundlich an, die Stigerin aber ſchnitt bald mit der trockenen Bemerkung: „Andere Leute ſind auch wieder Leute,“ jede weitere Erörterung

ab. Ja, was gab es auch Wichtigeres, als daß das Nachtessen im rechten Augenblick auf dem Tische stand und gedüngt und gemäht wurde, wenn der Mond im rechten Himmelszeichen stand! Das Mädchen ward recht böse auf die alte harte Frau, während es Hansen, der nichts anderes daheim lernen konnte als selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit, nach Kräften zu entschuldigen suchte. Aber auch das wollte ihr nicht recht gelingen. Denn so ein böses Gesicht hatte der Jos doch nie verdient und ihr sollte es denn doch hoffentlich auch nicht gelten. Freilich war der Hans aus Liebe zur Bequemlichkeit gut und böse, wie es die Umstände gerade mit sich brachten; aber wenn ihre Erinnerung auch an sein Gewissen geklopft haben sollte, so durfte er sie nicht mit einer neuen Ungerechtigkeit abweisen. Noch in ihrem Schlafkämmerlein machte die Sache ihr Kopfarbeit. Wenn sie allenfalls, was ihr immer wahrscheinlicher wurde, nach der morgigen Beichte diesen Dienst verlassen mußte, so konnte ja die Stigerin wenigstens Hansen damit schnell trösten, daß doch andere Leute denn auch wieder Leute seien. Sie malte sich's schon lebhaft aus, wie es dann sein werde, und fand fast einen Trost darin, daß es ihr dann gehe wie dem guten Jos, ja daß sie, der die Verleumdung schon überall den Boden unterwühlt, noch tiefer als er falle, aber doch keinen Menschen mitreiße. Keinen? Nicht den Vater, der den hübschen Jahreslohn, den sie gewiß nur hier erhielt, so grausam nötig brauchte, seit er selber kaum noch etwas verdienen konnte? „Nein," rief sie laut, „er soll nicht mit mir fallen! Lieber will ich mich an den Dornstrauch der Arbeit festhalten, wie blutig mir die Hände dabei auch werden mögen. Wenn einmal solche Bedenken mich hielten, dann wär' ich wahrhaft nicht besser, als der Kaplan gesagt hat. Erst will ich den Frieden mit mir selbst. Den

gibt es morgen auf die oder jene Art und dann — o, dann bin ich wieder zu allem fähig und ſtark!“

Und nun konnte ſie ſich niederlegen und ruhig ſchlafen, wie ſie ſeit Wochen nicht mehr geſchlafen hatte. Kein beunruhigender Traum quälte ſie mit den Gedanken und Fragen, welche ſie in der letzten Zeit bei Tag und Nacht beſchäftigten und ihr keine frohe Stunde mehr laſſen wollten.

Ihr hohes Bett mit dem zum Platzen vollen Laubſack ſtand hart neben dem Fenſter, welches ſie offen gelaſſen hatte, um eher von den Klängen der Avemariaglocke geweckt zu werden. Aber ſie erwachte noch vorher und das galt ihr für ein gutes Zeichen. Vielleicht hatte ſie der Schutzengel ſo ungewöhnlich früh geweckt. Hurtig ſtand ſie auf und hätte ſich kaum ſchneller ankleiden können, wenn's gleich an eine Feuersbrunſt gegangen wäre. Nur die letzte Arbeit, das Ordnen der großen, blonden Zöpfe, nahm ungewöhnlich viel Zeit in Anſpruch und immer noch war ſie nicht zufrieden mit ſich ſelbſt, obwohl ſie vor keinem Spiegel ſtand, aus dem ſie einen Grund zu weiteren Anſtrengungen hätte erſehen können. Jetzt erſt fragte ſie ſich, was ſie denn eigentlich nun zu beichten habe. Sie wollte losgeſprochen werden von der inneren Unruhe, die ſie quälte. Es mußte klar werden, ob ihr Gewiſſen oder Launenhaftigkeit ſie vor einer Verbindung mit dem reichen Burſchen immer noch zurückſchrecken laſſe. Ja, ſie wollte eben gar nicht beichten, nur um Rat fragen beim Beichtvater. Und doch ſollte ſie ſich auch anklagen, ſollte losgeſprochen werden. Ihr Gewiſſen ward von etwas recht furchtbar ſchmerzlich gedrückt, aber ſie konnte dieſem Etwas keinen Namen geben, wußte weder, woher es kam, noch warum es da war, ſondern nur, daß es etwas recht Sündhaftes ſein müſſe, weil ſie noch nie ein innerer

Vorwurf ſo gequält hatte. Sollte ſie vielleicht ſagen, daß ſie ſich über Hanſen zuweilen noch recht ärgern könne? Richtig war das, obwohl ſie ihn für einen herzguten Kerl hielt, den man gern haben müſſe, wenn man ihn recht kenne. Ja, Hans war ihr trotz allem nicht recht — vermutlich weil ſie ihn eben ganz nach ihrem Kopfe haben wollte. Da ſteckte es! Das Gute an ihm war ſeine Güte gegen ſie und die Ihrigen. Es fehlte nur noch, daß er ſich nicht ganz von ihr beherrſchen ließ! Der Kaplan hatte daher ganz recht in ſeiner Predigt. Die Sache ſteckte ſchon viel tiefer, als ſie bisher ſelber glaubte. Schon meinte ſie klar zu ſehen und nun gleich ſollte alles das wieder heraus, wieviel anderes dabei auch mitgeriſſen werden möchte.

Sie war mit den Zöpfen fertig und ſpitzte ſchon den kleinen Mund, um das Licht auszublaſen, als der Glockenſchlag der alten Schwarzwälderuhr ſie erſchreckte. Wie war das möglich? Das Mädchen war über ſich ſelbſt erſtaunt und hielt die Hand gegen die Wärme des Lichts, um ſich zu überzeugen, daß nicht etwa das alles nur ein Traum ſei. Aber nein, ſie war hell wach und zählte fünf Glockenſchläge der alten Uhr, die ihr ſchon ſo viele glückliche Stunden zählte. Und heute konnte der bekannte Klang ſie erſchrecken, als ob nun die letzte derſelben geſchlagen hätte! Unmöglich war es allerdings nicht, daß ihr der Dienſt vom Beichtvater ausgeredet wurde. Ängſtlich blickte ſie eine Weile in ihrem kleinen Zimmerchen herum; ob ſie wohl noch manches Mal hier ſchlief? Die ernſten Heiligenbilder an der Wand gegenüber dem hohen Bette neben dem bunt bemalten Kaſten ſchienen die Häupter zu ſchütteln, alles im Zimmer begann ſich zu regen und tauſend liebe Erinnerungen in ihr zu wecken. Sie konnte das Licht nicht mehr löſchen, konnte nicht auf einmal,

vielleicht für immer, den lieben kleinen Raum verſchwinden laſſen, um dann im Dunkel herumzutappen. Mit zitternder Hand erfaßte ſie den Leuchter und trug ihn mit bis in den Schopf vor der Haustüre, wo ein leichter Windſtoß das kleine Flämmchen ſogleich verblies. Dennoch war es ihr hell genug von dem Leuchten und Glühen daroben über dem Gutſcherſpitz, der ſich mit ſeiner Schneekappe immer tiefer in die Flammentore des Tages ſteckte und kleiner und kleiner zu werden ſchien. Noch einmal, beim Knarren der langſam hinter ihr ins Schloß fallenden ſchweren Haustüre ging Dorotheen ein Stich ins Herz. Nun war ſie herausgeſperrt und ein Fremder, der ſtrenge Geiſtliche, kam zwiſchen ſie und die guten Leute, welche ſie eben verließ. Aber nun trat ſie ins Freie; ein friſcher Wind wehte ſie an und ſchien ihr Kraft und Mut einzuhauchen. Wie das ſchwache erloſchene Lichtlein drin gegenüber dem Lichtmeer, in welches die Berge ſich tiefer und tiefer eintauchten, kamen auch ihre Sorgen und Wünſche hier im Freien ihr recht klein und unbedeutend vor. Wie froh ſangen die Vögel von den herbſtlich gelben Buchenwäldern dem ſchönen Morgen entgegen, ohne ſich viel um das Nahen des Winters zu kümmern, der ſchon von den Bergen ins Tal herunterblickte. Sollte ſie, für die die Vorſehung ſchon ſo väterlich ſorgte, da ſie ſelbſt noch unerfahren und ſchwach war, denn weniger auf den Schöpfer trauen als dieſe Tiere? „Weg mit aller Kleinlichkeit und mit allem, was nur belaſtet und niederdrückt,“ rief ſie und ihr Schritt ward immer ſchneller. „Komm, heiliger Geiſt,“ betete ſie, ſich zur Gewiſſenserforſchung vorbereitend, „erleuchte meinen Verſtand, bewege meinen Willen, daß ich meine Sünden recht und vollſtändig beichten möge! — Die Sorge um ſeine und die Zukunft der Eigenen iſt nur Mißtrauen gegen Gott und ſich ſelbſt.

Weg damit und mit allem Hochmut, aller Selbſtſucht und allem, was Zeitliches wie eine Laſt ſich ans Herz hängen will!“

Voll Mut ging das Mädchen in die ſchwach erhellte Kirche und ſchritt vorwärts bis zu dem langen Stuhl neben dem Hochaltar, wo bereits zwei Beichtkinder auf die Ankunft des Geiſtlichen warteten. Hier begann ſie ihre Selbſtanklage zu ordnen, bis endlich, ganz weiß gekleidet, der Kaplan erſchien und ſich nach einem kurzen Gebete vor dem ſonntäglich geſchmückten Hochaltar in den Beichtſtuhl einſchloß. Dorothee hätte ſich eigentlich den Pfarrer gewünſcht. Noch heute ward ihr etwas bang, wenn ſie an den großen Mann mit dem blaſſen kalten Geſichte dachte. Jetzt aber ſah ſie im Beichtvater nicht mehr den oder jenen, ſondern nur noch den Stellvertreter Gottes, und ſie hätte gleich die erſte vor dem Beichtſtuhlgitter ſein mögen, um von ihrer Laſt ſo ſchnell als möglich befreit zu werden. Dann aber fiel ihr wieder ein, daß ſie ja noch immer nicht eins ſei, wie und über was ſie ſich anzuklagen habe. Wieder ſann ſie und betete und kam nicht vorwärts, bis die erſte und dann auch die zweite der vor ihr Knienden das Gitter verließ. Noch war ſie nicht fertig, als ihr ſchon der Prieſter lateiniſch den Segen erteilte. Sie kniete vor dem Gitter nieder, bezeichnete ſich mit dem Kreuze und begann dann mit bebender Stimme, ſelbſt dem Geiſtlichen kaum hörbar: „Ich hab' vor zwei Monaten das letztemal gebeichtet. Seitdem aber bin ich durch eine Predigt und durch anderes auf den Gedanken gekommen, es ſei vielleicht nicht alles recht und wie es vor Gott ſein ſollte zwiſchen mir und meinem Dienſtherrn. Ich weiß mir nichts vorzuwerfen, aber die Sache drückt mich und da hätt' ich denn mehr um Rat fragen wollen, ob —“

„Du möchteſt ihn wohl gern heiraten?“ fragte der Kaplan, der, das Mädchen ſchon beim erſten Wort erkennend, ſich nun ſogleich an das Gerede der Ordensſchweſtern erinnern mochte.

„Ebenda wird es wohl ſtecken,“ antwortete das Mädchen. „Er gilt viel bei mir, durch ein Feuer tät ich für ihn gehen, und doch iſt etwas unrecht und ich weiß gar nicht was.“

„Ja ja, durch ein Feuer,“ ſagte der Kaplan, und begann das Mädchen in eine Menge von Kreuz- und Querfragen zu verwickeln, die es größtenteils nicht einmal verſtand. Es konnte faſt immer ruhigen Gewiſſens mit nein antworten und doch wurde ihm heiß und kalt, als es ſagen mußte, ob ſie ſich nie geküßt hätten, ob ſie auch jeden Abend gehörig die Kammer ſchließe und Ähnliches, was nach Dorotheens Gefühl weder in den Beichtſtuhl noch ſonſt wohin gehört hätte. Etwas nachdenklich wurde ſie auf die Frage, wie ihr denn ſei, wenn ſeine Hand unverſehens oder abſichtlich die ihrige berühre. Sie fühlte ein eigenes Zucken im rechten Fuß, der ſo oft beim Eſſen den des neben ihr ſitzenden Jos geſucht hatte. Der Geiſtliche merkte ihre Verlegenheit und wurde nun noch dringlicher. Ob ſie auch Geſchenke von ihm erhalten habe? wie oft? verſtohlen vor den anderen Hausgenoſſen? wie ſie dafür gedankt, was ſie verſprochen, zugeſtanden und ſich vorgenommen habe, wenn ſie einmal beſchenkt worden ſei? Das nun waren lauter Fragen, auf welche das Mädchen etwas, ja ſogar viel zu antworten wußte. Der Kaplan hielt eine kleine Rede und wollte dem guten Mädchen klarmachen, daß ſchon das freiwillige Verbleiben in der nächſten Gelegenheit zur Sünde vor Gottes Augen ein großes Unrecht ſei. Er ſchloß mit der ernſtlichen Mahnung, vor allem für die unſterbliche Seele zu ſorgen

und daher noch heute den gefährlichen Dienst zu verlassen. Wenn eine Heirat mit dem Arbeitgeber dem Willen Gottes gemäß wäre, so könnte sie darum doch noch einmal zustande kommen.

Jetzt das aber war denn Dorotheen doch gar zu arg! Warum hätte sie sich denn nicht freuen sollen über die vielen Beweise von Hansens Zufriedenheit? Freilich nicht so wie der Geizhals über seine Taler; aber das war auch bei ihr nie der Fall, indem sie fast alles nur wieder den Ihrigen zukommen ließ. Der Kaplan sagte wohl, daß geschenkte Pracht das Auge blende, sich wie ein Dorn ins Herz bohre und nur zu leicht auch die Unschuld verwunde. Doch ihr ging das nicht mehr recht ein. Hatte sie doch das Prächtigste, das Köstlichste von Hansen nicht so gefreut, wie das kleine, ganz einfache Gebetbüchlein, welches Jos ihr im letzten Frühling vom Pfingstmarkt von Dornbirn mit heimbrachte! Überhaupt stand sie nicht gern beim Beichtvater im Ansehen, als ob nur teure Geschenke von ihr geschätzt würden und sie schon beim Gold und Silber hart und kalt geworden. Nein, so schlecht war sie denn doch nicht und hatte zum Beispiel den armen Jos noch immer, seit sie ihn recht kannte, für so viel oder noch mehr als den reichen Stighans gehalten mitsamt aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Sagen mochte sie davon jetzt freilich nichts, ihr selbst aber war es durch die vielen vom Beichtvater an sie gerichteten Fragen noch viel, viel klarer geworden als jemals vorher. War es ihr doch, wenn sie im Wald oder auf dem Felde mit Hansen, oder nur vom blauen Himmel gesehen, neben dem guten Knechte saß, wenn ihr Blick den seinen traf oder sie ihm etwas aus der warmen Hand nehmen sollte, gerade so, wie der Kaplan in seinen Fragen gesagt hatte.

Dorotheen ward auf einmal ganz wunderbar leicht

und wohl, gerade ſo, wie wenn ſchon alles abgeſchüttelt und die Losſprechung bereits gewonnen wäre. Sie fühlte jetzt, wo es ihr fehlte. Der Jos war ihr lieber als Hans und ihr ganzes Innere wehrte ſich gegen eine Verbindung mit dem reichen Bauern, obwohl ſie ihm nichts Übles nachzureden wußte. Das und nur das war das Unrecht, vor dem ſie ſo gezittert hatte. Nun, Gott Lob und Dank im hohen Himmel! fühlte ſie ſich glücklich darüber hinaus für immer. Eine Weile freilich, da hatte der Kaplan ganz recht, vermochte das Geld ſie zu blenden wider Wiſſen und Willen. Jetzt aber war ſie mit Hanſen fertig. Drum eben hielt ſie auch ſein Haus nicht mehr für ſo gefährlich. Wo noch hätte ſie wohl wieder einen ſo guten Platz gefunden, von dem aus ſie auch den Ihrigen ſoviel helfen konnte wie auf dem Stighof bei den guten Leuten, die doch ihr und denen ſie ſchon lange ganz eigen geworden war? Ja, jetzt wollte ſie erſt recht wieder dem guten Hans dienen und mit den Ihrigen ſich ſeines Wohlwollens freuen und für ihn beten. Warum auf die weite Gaſſe eilen, wo unter dem Dache keine Gefahr mehr war, ſondern Schutz und Sicherheit für ſie und die Ihrigen? Hätte ſie nur ſich ſelbſt angehört oder den Vater getroſt und mit gutem Gewiſſen ihrem Bruder überlaſſen dürfen, dann hätte ſie ſchon auch gehen mögen, wo Jos nicht mehr bleiben konnte und man ihn ſo ſchnell wieder vergaß. Ja, damals, als Hans den guten Burſchen, den treuen Jugendfreund, den unermüdlichen Knecht nicht nur ſeinen Gegnern überließ, ſondern ſich ſelbſt an ihre Spitze ſtellte und ihn dadurch zu jenem verzweifelten Sprunge trieb, da hätte ſie gleich auch zuſammenpacken, noch am nämlichen Tage gehen ſollen, ſtatt ſich mit Hanſen auf ſein erſtes gutes Wörtlein hin wieder zu verſöhnen. Sie ließ bald ſich wieder wohl ſein, als ob gar nichts ge-

ſchehen wäre, ſuchte das Unrecht zu vergeſſen, begann ſogar ihre eigenen ſelbſtſüchtigen Rechnungen zu machen. Das war es und nur das, was ihr Gewiſſen belaſtete. Der Unfriede mit ſich ſelbſt währte auch gerade ſeit der Kirchweih, obwohl dann erſt das, was ſie ſeit der Predigt am vorigen Sonntage hörte und erlebte, ſie recht ins Nachdenken und Grübeln gebracht hatte. Jetzt aber war das vorbei. Dem unglücklichen Jos konnte ſie gewiß mehr nützen, wenn ſie blieb und Hanſens Gewiſſen weckte, daß es ihm gehörig ſagte, wie ein großes Unrecht er an dem Burſchen wieder wenigſtens nach Kräften gutzumachen habe.

Solche Gedanken gingen dem Mädchen viel ſchneller, als ſie wiedergegeben werden können, im Kopfe herum und ließen es nur wenig von der langen Rede des Geiſtlichen hören, der immer entſchiedener auf ein ſofortiges Verlaſſen eines Dienſtes drang, der nicht nur dem Heile der armen Seele, ſondern auch ihrer Ehre recht grauſam gefährlich ſei. Nun erinnerte ſich Dorothee wieder an das entſtandene Gerede und ſagte nicht ohne Bitterkeit: „Was die Ehr' anbelangt, iſt das Tuch ſchon zerſchnitten, ſo daß es doch immer eine Naht gibt, man mag wieder flicken und machen, ſoviel man will."

„Um ſo leichter," meinte der Kaplan, „läßt der Arbeitgeber dich gehen und wird dir ſogar noch ein gutes Unterkommen ſuchen helfen."

„Nein, der weiß grad' ſo gut wie ich, daß alles erlogen, was über mich in Umlauf gekommen iſt."

„Darum ſchadet's ihm doch."

„Aber nicht ſoviel als mir, wenn ich tun wollte, wie wenn alles lautere Wahrheit — —"

„Der Chriſt ſucht ſeine Ehre in der Verdemütigung."

„Ich will ja doch auch alles über mich ergehen laſſen, wenn Gott mir beiſteht."

„Er entzieht seine Gnade denen, die trotzig auf sich selbst bauen und in der Gefahr zum Bösen freiwillig verbleiben.“

In Dorotheen wurde das Gefühl, daß ihr, wenn auch nicht mit Absicht, sehr unrecht geschehe, stets lebendiger, besonders seit sie an die in der letzten Zeit entstandenen Schwätzereien erinnert worden war. Sie sah im Beichtvater wieder eher den Mann, der, wenn auch nur im Eifer und mit bester Absicht, sich viel zu sehr an die Meinung scheinheiliger Leute zu halten pflege. Es wuchs daher auch ihr Eigensinn in einer Weise, daß sie selber darüber erschrak. Trotzdem aber konnte sie nicht unterlassen, auf den letzten Vorwurf zu erwidern: „Freiwillig gehen wohl wenige von den Eigenen weg und dienen anderen ums tägliche Brot.“

„Wer hochmütig ist und träge, der will herrschen, selbst um den Preis der unsterblichen Seele. Wir sind fertig und du hast noch heute den Dienst zu verlassen.“

„Ach, was würde der Vater sagen und Hans und — Nein, Herr — Euer Hochwürden! —“

„Du willst also das nicht versprechen?“

„Nein,“ antwortete Dorothee entschlossen. „Ich sehe nun die Sache ganz anders und mache mir kein Gewissen mehr zu bleiben.“

„Nun — in Gottes Namen, dann kann ich dir auch nicht helfen, dich nicht lossprechen. Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit,“ sagte Dorothee laut und verließ sicheren Schrittes den Beichtstuhl.

Neunzehntes Kapitel.

Ein kleiner Hauskrieg, bei welchem Hans eigenſinnig wird.

Erſtaunt gewahrte Dorothee, daß es während ihrer Beichte in der Kirche ſchon ganz hell geworden war. Über die Berge herein, welche hart vor den hohen Kirchenfenſtern zu ſtehen ſchienen, leuchtete und funkelte es ſo goldig blendend, daß das Mädchen auf den Stufen unter dem Chorbogen ganz gewiß einen Fehltritt getan hätte, wenn es hier nicht gar zu gut „zu Hauſe" geweſen wäre. Selbſt mit geſchloſſenen Augen mußte ſie hier durchkommen und kam auch wirklich mit geſchloſſenen Augen durch. Wie ſie nun die Augen ſich erholen laſſen wollte von dem grellen Glanze und ihr Blick in dem noch etwas dunkleren unteren Schiffe der Kirche zu ruhen ſuchte, gewahrte ſie erſchrocken die vielen Andächtigen, deren Augen recht ernſte Fragen an ſie zu richten ſchienen. Als ſie endlich in ihrem Stuhl ankam, verkündete feierliches Glockenläuten den ſofortigen Beginn der Frühmeſſe. Sie hatte alſo das erſte Glockenzeichen gänzlich überhört und war demnach mehr als eine Viertelſtunde, ja, nach dem Tagen zu ſchließen, ſogar mehr als eine halbe Stunde im Beichtſtuhl geweſen. Was mußten dieſe Leute jetzt über ſie denken und was erſt, wenn man ſie unter der vom Pfarrer geleſenen Meſſe nicht mit den andern, die geſtern und heute beichteten, zur Kommunionbank gehen ſah? —

Einen Augenblick beschäftigte und plagte Dorotheen hauptsächlich diese Frage, doch kaum länger als einen Augenblick, während manches andere Mädchen an ihrem Platze darüber gewiß den beklagenswerten Seelenzustand sowohl als auch alles andere gänzlich vergessen hätte. Die Lossprechung — hätten die meisten gerechnet — war ja schon morgen, am Fest aller Heiligen, von einem weniger scharfen Geistlichen der Nachbargemeinde zu bekommen; aber von denen, die heute da in der Kirche waren, und von allen, welche mit diesen in den nächsten vierzehn Tagen redeten, war man darum noch keineswegs losgesprochen. Ja, bei diesen ging's gewiß erst recht an, wenn jetzt auch noch ein fremder Geistlicher aufgesucht wurde. In der Regel kann so ein Mädchen aus eigener Erfahrung wissen, was man alles über ein nicht absolviertes Beichtkind denkt und wie erbarmungslos jedermann darüber herzieht. War es doch gewöhnlich schon selber dabei, wenn des Unglücklichen ganzer Lebenslauf durchgangen, wenn alle seine Beziehungen und Verhältnisse siebenmal umgekehrt wurden, um das entweder herauszufinden oder hineinzulegen, was etwa heute im Beichtstuhl hängen geblieben war. Das ist vielen die erste, die größte und sogar die einzige Sorge; drum denkt man, wenn man so ein junges Mädchen von gewöhnlichem Schlag ist — Mannsbilder sind viel weniger ängstlich — wie herrlich es doch wäre, wenn ihm nun auf einmal recht grausam übel würde und seine Wangen erblassen täten, daß man es kaum noch zu erkennen vermöchte. Doch das Gesicht brennt, die Pulse fliegen und von so einer schönen Ohnmacht ist gar keine Rede. Trotzdem steckt man schon unter dem Staffelgebet den schweren silbernen Rosenkranz ein, als ob es gleich aus wäre, beim Gloria setzt man sich nieder, stützt unter dem Evangelium das

Köpfchen auf die ein wenig zitternde Rechte, während die Linke das schneeweiße Schnupftuch und den von der Stuhlnachbarin entlehnten Rosmarinstengel festhält. Schon vor der Wandlung scheint es trotz allem Riechen nicht mehr zum Aushalten, nach derselben aber wankt die Bedauernswerte zur Kirche hinaus. Während nun die anderen Beichtkinder zur Kommunionbank hinlenken, steht sie draußen bei einem Brunnen, und wenn sie sich von jemand gesehen glaubt, wird Wasser getrunken, mehr als man sonst am heißesten Sommertage für menschenmöglich gehalten hätte.

Dorothee kam zu dem allem nicht. Demütig und ohne sich noch um die anderen Leute zu kümmern, kniete sie vor dem Muttergottesaltar in ihrem Stuhl und fragte sich nun, wie es denn möglich gewesen, daß im Beichtstuhl nach so vielen guten Vorsätzen sie solcher Eigensinn habe ankommen können. Freilich sah und fühlte sie, daß Hans in Zukunft ihr nicht mehr gefährlich sei, aber war es nicht dennoch ihre Pflicht, dem Beichtvater zu folgen? Sie wünschte seinen Rat, um dann aus und draus zu sein, und nun hatte sie ihm nicht einmal gesagt, was beim Erforschen des Gewissens sich zwar noch nicht zeigte, doch im Beichtstuhl ihr auf einmal kam wie eine höhere Eingebung, die sie aber, statt dankbar und demütig, nur trotzig machte... Wär's möglich gewesen, so würde sie jetzt, gleich mitten unter der Messe, wieder in den Beichtstuhl gegangen sein und das Versprechen gemacht haben. Aber dann hielt sie das nur wieder für Angst vor dem Urteil der Menschen und sagte sich, daß das — wenigstens jetzt — zur Beruhigung ihres eigenen Gewissens noch durchaus nicht nötig sei. Entschieden hatte der Geistliche das Ganze noch weniger verstanden als sie selbst, das schienen schon seine wunderlichen Fragen zu beweisen.

Warum ſich alſo noch viel um ſein Urteil kümmern, wenn man ein viel richtigeres gewonnen hatte? Sie war ja nun losgeſprochen von ihrer Laſt, fühlte ſich wieder eins mit ſich ſelbſt und das blieb die Hauptſache. Anders reden hätte ſie ſollen; aber es war in ſie gefahren, wie wohl auch in den Jos am Kirchweihfeſt. Nun, für ſie, die dadurch ins klare kam, hatte ſogar das ſein Gutes. Vielleicht konnte alſo doch auch dem Burſchen etwas Wünſchenswertes aus jener traurigen Geſchichte kommen. Unter der Meſſe betete ſie faſt mehr für ihn als für ſich ſelbſt, wobei ihr ſo wohl zumute wurde, daß ſie es kaum bemerkte, wie die andern Beichtkinder zur Kommunionbank ſchritten und nun aller Blicke ſich von neuem auf ſie zu richten begannen.

Es heißt allgemein: der Schein trügt; richtiger wär's wohl, wenn man ſagte: der Menſch betrügt ſich ſelbſt, denn er hat ſeine Freude trotz aller Erfahrung am Scheine. Kommt man einmal mit Bauern und Bäuerinnen auf das Kapitel von Schein und Sein, ja dann lächeln ſie recht vornehm und richten die Köpfe gehörig auf; da dürfen ſie die Meinung um ſo herzhafter ſagen, weil das nun ſie ſelber gar nichts angeht. Es gilt nur den hoffärtigen Stadtleuten in ihrer teuern Herrlichkeit, die nicht kalt und nicht warm zu machen vermag. Sie aber, die Bauern, haben dieſen Fehler nicht und ſind nicht eitel. Was würden die Leute dazu ſagen, wenn auch ſie ſich um den Schein kümmerten, ſich etwa gar über den Stand kleiden und gnädige Herren ſpielen wollten? Dadurch müßte man ja den Kredit und ſogar für die Kinder oft die ſchönſten Ausſichten auf eine gute Verſorgung verlieren. Drum doch beileibe keinen Aufwand machen um des Scheins willen wie die Stadtleute, viel lieber zu demütig, zu einfach und ärmlich! Es iſt doch weit genug bekannt,

wie einer ſteht, und daß er es leicht großartiger geben, viel mehr Aufwand machen könnte, wenn er dazu nicht zu beſcheiden wäre und eben an Einfachheit und Sparſamkeit ſeine größte, ſeine einzige Freude hätte.

Dorothee, die bisher ſtets ziemlich unbeachtet gebliebene Magd, galt und hielt ſich ſelbſt für gleichgültig gegen Urteil und Meinung derjenigen, an die ſie nicht durch ihre Dienſtpflicht gebunden war. Heute aber zeigte ſie das auf eine Weiſe, die der erwähnten Gleichgültigkeit anderer Bauern ſo ziemlich glich. Sie blieb ruhig an ihrem Platze, als die anderen die Kirche verließen, und zog abermals ihr Gebetbüchlein heraus. Daran konnte man ſehen und ſollte ſehen, wie leicht ſie dieſe Blicke ertrug, wie wenig ſie ſich um die vielleicht entſtandenen Gedanken kümmerte und wie ſtark ihr gutes Gewiſſen ſie machte. In ihrem Büchlein ſtand freilich ganz anderes, aber davon ſah ſie nichts, ſchon weil ſie es lange verkehrt in der Hand hielt. Sie kam erſt darauf, als ihr Auge einem auf ſie gerichteten Blicke des Pfarrers, der wegen Unwohlſein die Kirche bald nach der Meſſe wieder verließ, ins Büchlein zu entrinnen ſuchte. Sie fand und las das Gebet einer chriſtlichen Hausmagd, wodurch ſie nun wieder an die vielen Arbeiten erinnert wurde, die ihrer auf dem Stighofe warteten und noch morgens, vor dem Beginn des eigentlichen Gottesdienſtes, verrichtet werden mußten. Sie ſchloß das Büchlein, ſteckte den Roſenkranz ein, dachte wieder an den Stighof und kam nun von neuem ins Grübeln und Sinnen hinein. Aber je mehr die, welche ſie aus dem Beichtſtuhl und ſpäter nicht zur Kommunion gehen ſahen, die Kirche verließen, deſto herzhafter gab ſie ſich nun ſogar in den Stücken recht, die ihr ſonſt noch wenigſtens etwas bedenklich erſchienen. Sie wiederholte ſich noch einmal jedes Wort

des Kaplans und ihre Antworten, dabei richtete sie das Köpfchen immer mehr auf und sie trug es wirklich so hoch, wie sonst nur selten, als sie endlich die Kirche verließ.

Und schnellen Schrittes, dem heiteren Herbstmorgen, der Berg und Tal vergoldete, fröhlich entgegenlächelnd, ging sie kurz darauf durch Argenau hinein. Den Begegnenden, die sich ein wenig stellen und ein Gespräch mit ihr anfangen wollten, wünschte sie nur einen Guten Morgen, aber nicht aus übler Laune, sondern weil ihr einfiel, daß es schon vor einer Weile sieben geläutet hatte. Da durfte sie neben und unter ihr kein Gras mehr wachsen und keinen Reifen vergehen lassen*), wenn sie noch in der Küche und überall rechtzeitig fertig sein wollte, so daß die Stigerin keine Veranlassung mehr zu neuem Tadel fand. Und das sollte sie nicht. Lange genug schon hatte Dorothee hier, wenigstens halb und halb, das Gnadenbrot gegessen. Jetzt aber mochte sie nichts mehr geschenkt. Nur Magd wollte sie sein, eine fleißige, ja eine unentbehrliche Magd für ein gehöriges Hauswesen, wie das auf dem Stighof war. Dann konnte dem Vater und ihr das Gerede nicht lange schaden, welches über sie in Umlauf kam und vielleicht von heute an sogar noch ein wenig ärger wurde. „Gott und gute Menschen haben mir zu einer Zeit geholfen, wo ich selber gar nichts war als ein armes, hilfloses Ding, für das niemand als sein Elend um Hilfe, um Erbarmen flehte. Gott und gute Menschen sind aber überall und helfen, wenn man redlich das Seine tut.“ So tröstete sich das Mädchen, als allerlei trübe Gedanken kommen und ihm schwer, recht schwer

*) Scherzworte von solchen, die da ein langes Ständchen machen. Grasboden ist überall im Tale, wo man von den schmalen Pfaden wegtritt. Im bereiften Boden bleiben daher die Spuren der Stehenden recht deutlich sichtbar.

machen wollten. Sie dachte daran, wie wunderbar Gott sie bisher geführt, wie ihr noch nie unbelohnt blieb, was sie tat, und wieviel sie der Stigerin zu verdanken habe. Dafür wollte sie nun doch auch etwas sein in der Stunde der Prüfung und ihrer Erzieherin Ehre machen. Als Jos gestürzt, aus seiner Bahn geworfen, scheinbar vernichtet zu Hause lag, bekam Hans aus der Unterredung des Doktors mit dem Vorsteher einen Respekt vor ihm, daß es eine Freude war. Das galt ihr für ein Muster und Beispiel, daß sie sich's gar nicht anders gewünscht hätte.

Es war ihr ordentlich lieb, noch keinen Rauch ob dem hohen Hausdach zu sehen. Das Kochen war ja ihre Arbeit und heute wollte sie zeigen, wie leicht sie auch eine versäumte halbe Stunde wieder einzubringen imstande sei.

Fröhlich sprang sie die Treppe hinauf, und ohne vorher sich umgekleidet zu haben, eilte sie in die Küche, wo sie einstweilen Wasser zum Kaffee obs Feuer bringen wollte. Noch kein Verweis der zuweilen etwas strengen Stigerin hatte sie so erschreckt, wie jetzt die Entdeckung, daß hier schon gekocht worden, und ihre Stimme war unsicher, als sie in die Stube tretend, den am großen runden Tische sitzenden Hausgenossen einen Guten Morgen wünschte.

„Für heute," bemerkte die Stigerin etwas rauh, „ist's mit dem Guten Morgen schon fast zu spät."

„Ja," stammelte Dorothee, „verspätet hab' ich mich allerdings und viel ärger als ich selbst meinte; aber —"

„Aber!" fiel die Stigerin hastig ein. „Wenn Weihnachten auf einen Freitag fällt, so hört das Fastengebot auf und Fleisch darf essen, wer will und bis man genug hat. Du bringst wohl auch so ein Aber mit, welches die

alte Hausordnung über den Haufen wirft? Iſt's nicht ein Ereignis wie das, welches am heiligen Tage gefeiert und anpſalmiert wird, wenn einmal jedermann dich anſieht und etwas dabei denkt? Das, wirſt du gewähnt haben, ſei ſchon wert, daß man von der Regel abgehe und eine halbe Stunde Dienſt verſäume?"

Dem armen Mädchen war das Waſſer in die Augen gekommen, es ſchwieg.

„Ja, du kannſt mir nun wieder Augen machen," eiferte die Bäuerin; „es gibt Flecken, welche die ſalzigſte Träne nicht mehr aus dem Lebenswandel waſchen kann."

Dorothee wollte nun auch reden, doch die Stigerin ließ ihr noch kein Wort. „Kurz und gut!" rief ſie, „heut' macheſt du mich nicht mehr zum Narren wie vor Jahren einmal, als ich dich in einer böſen Stunde zum erſtenmal ſah. Wär' ich da nicht gar zu gut geweſen und hätte dich an uns gebunden, ſo hätten wir heut' auf dem Stighof einen beſſeren Morgen als den, welchen du uns hintennach noch wünſchen kannſt. Wir haben dich emporziehen wollen und nun drückſt du uns hinab. Der faule Apfel ſteckt nur die friſchen an. Ich hätte wohl wiſſen ſollen, daß es gar nie anders, nie umgekehrt gehen kann, aber ich bin immer viel zu gut."

So ging es noch lange fort, bis das Mädchen endlich erfuhr, daß die Stigerin ſchon alles wiſſe, was heute in der Kirche beobachtet wurde. Es gelte, ſo klagte die Mutter, ſchon überall für eine ausgemachte Sache, daß heute ſich öffentlich beſtätiget habe, was über Hanſen und ſeine Magd ſchon ſeit länger in Umlauf gekommen ſei. Man ſage ſogar ſchon, Hanſen wäre wohl vor kurzem beim Beichten um kein Härlein beſſer als ihr gegangen, wenn er auch ſo redlich geweſen wäre wie ſie, oder ſo klug, um die Sache richtig beurteilen zu können. „Nun

darüber," ſchloß die Stigerin, „haben wir noch viel zu reden. Was man ſo ſagt unter den Leuten, iſt nicht wie Siegel und Brief, darum darf man ſich nie gar zu viel kümmern, aber denn doch auch nie ſo wenig, daß man in deiner heutigen Lage noch die Stirn hat, den Leuten eine halbe Stunde lang ohne Not groß in den Augen zu ſein und wie eine Schandtafel für unſere ganze Verwandtſchaft dazuſtehen, und beſonders für den großen Einfaltspinſel da!"

Das war für Hanſens Geduld zuviel auf einmal, wie wenig es auch immer ſcheinen mochte im Verhältnis zu dem, was er ſonſt immer ziemlich geduldig über ſich ergehen ließ. Wenn er allein bei der Mutter war, ſo tadelte dieſe ſchließlich immer nur ſeine Unempfindlichkeit, wovon auch zuerſt die Rede geweſen ſein mochte. Heute aber ließ er ſie dazu nicht mehr kommen. Was die Mutter über Dorotheen ſagte, tat ihm um ſo weher, weil auch er ſich recht von Herzen über das Mädchen ärgerte. Was denn hatte ſie, die er für die Unſchuld ſelber hielt, ſo Großes zu beichten, daß der Kaplan es ihr nicht einmal abnehmen konnte? Sollte er ſich auch hier wieder betrogen haben? Noch wollte er es nicht glauben, aber das „Einfaltspinſel" der Mutter traf ihn doch ſchmerzlicher als gewöhnlich und brachte ihn in jene Stimmung, wo er um jeden Preis widerſprechen mußte, gerade wie wenn dadurch das etwa verlorene Anſehen raſch wieder zu gewinnen wäre. „Wenn die Geſchichte mich beſonders viel angeht," ſagte er, „ſo ſollte doch auch ich das erſte Recht haben, darüber zu reden. Ein bißchen predigen werd' ich wohl auch können, ſonſt müßt' ich ja gar keinen Blutstropfen von meiner Mutter haben. Aber zu einer gehörigen Predigt und ſchon voran als Fundament gehört ein ſchönes Evangelium. Für ein ſolches

nun kann man denn doch die Vermutung und das Durcheinander von liebloſem Geſchwätz nicht halten. Zuerſt, bevor man anderen die Wege weiſen kann, muß man doch auch ſelber wiſſen, woran man iſt. Ihr Weiber wollt alles mit Reden richten, ich aber kann und mag niemand die Meinung ſagen, ſolang ich noch gar keine eigene Meinung habe. Kurz und gut, in die jetzige Schwätzerei hinein will ich nicht noch ärger verwickelt werden."

„Eben darum, du Verblendeter, Undankbarer, hab' ich mich wehren wollen."

„Zu ſpät, wie gewöhnlich," bemerkte Hans bitter.

„Warum zu ſpät?"

„Man hätte dem Krämer kein Türlein offen laſſen dürfen, wenn der ſeinen Unrat nicht hereinbringen ſollte."

„Du haſt aber ſchon früher mit dieſer Verwandtſchaft zu tun gehabt."

„Ja, und jetzt möcht' ich gleich alles wiederholen, was damals gegen den alten Sünder geſagt wurde. Dorotheen hat nur er ſo ins Geſchrei gebracht. Aber mit derlei Mitteln fängt man Hanſen nicht. Da gewinnt der Krämer wenig und macht ſeine Zuſel nur noch unglücklich, wie die gute Angelika."

„An der Geſchichte bin aber ich nicht ſchuldig."

„Dann iſt die Lehre, die man daraus nehmen kann, um ſo wohlfeiler."

War Dorothee zum Teil froh, daß das Wetter ſich ſo auf eine andere Seite zu ziehen ſchien, ſo tat es ihr doch recht von Herzen weh, Mutter und Sohn ſo unfreundliche Worte wechſeln zu hören. Solche Hauskriege waren ihr immer ungemein peinlich, wenn ſie ſelbſt auch nichts zur Veranlaſſung derſelben beitrug; heute aber hätte ſie um alles in der Welt nicht mehr länger dabei zu ſein vermocht. Für ſich ſelbſt hatte ſie ſchon eine kurze Verteidi-

gungsrede nicht eben von höflichſter Art zuſammengeſtellt. Die würde ſie gehalten haben, wenn's noch länger in dem Ton fortgegangen wäre, welchen die Stigerin anfänglich anſchlug. Jetzt aber vermochte ſie das rechte Wort nicht mehr zu finden. Geräuſchlos verließ ſie die Stube, ohne noch an ihren Kaffee zu denken, der eingeſchenkt auf dem Tiſche ſtand. Sie hatte weder Hunger noch Durſt und war herzlich froh, daß es in der Küche noch ſo manches anzurichten gab, obwohl ſie nicht mehr mit der Freudigkeit arbeiten konnte, die ihr noch vor einer halben Stunde gar alles leicht gemacht hätte.

Unterdeſſen verteidigten ſich Mutter und Sohn immer tapferer; die Worte wurden um ſo weniger gewogen, als man endlich gewahr wurde, daß die Magd ſich entfernt hatte. Die Stigerin ſagte Hanſen, er dürfe ſich ſchon ein wenig einreden laſſen, denn er habe doch für nichts Talent, als für ſeinen Stall, aber auch das nur ſo, daß er nicht einmal auf ſeinen Kopf ein Kälblein für zehn Taler kaufen dürfe. In dem Stück arte er ganz nur ſeinem Vater nach. Dagegen gute Blutstropfen hab' er von dem Seligen keine geerbt. Der habe doch ſeine Schwächen gekannt und ſei daher immer fügſam und nachgiebig geweſen.

Über ſeinen Vater nun ließ Hans nicht ſo leicht etwas kommen, wie ſorgfältig man es auch, gleich einer böſen Pille, ins Zwetſchgenfleiſch verſteckte. Ja, er konnte der Mutter gegenüber es offen ausſprechen, daß er den Guten noch jetzt bedauere und als großen Dulder verehre. Die Stigerin kam daher jetzt nur noch in der größten Erregung auf ihren Mann zu ſprechen; dann verlor ſie überhaupt alle Kraft zum Überlegen, während Hans gerade im Zorn am klarſten zu denken ſchien. Auch heute ſprach er ſich ſo klar und entſchieden aus, wie man es von ihm wohl nie erwartet hätte. Er ſagte: „Ich hab' auch noch

Blut von anderen Leuten und ſchlage vielleicht nicht ganz aus der Art, wenn ich zuweilen ein bißchen eigenſinnig bin und glaube, meine Herzensangelegenheiten — das ſind wichtigere als die des Stalles — gehen niemand mehr an als mich."

„Redet man ſo jetzt?" rief die Stigerin aufſpringend. „Bin ich die Mutter oder biſt du ſie?"

Hans ſaß ruhig am Tiſch und machte ein ganz ernſthaftes Geſicht.

„Wenn du mein Mann wärſt," ſagte die Stigerin nach einer Weile, „ſo ließe ſich das noch viel eher ertragen. Man weiß ja ſchon, wie die Männer alle ſind. Dir aber, dem eigenen Kinde, das ich ſo klein und ſchwach geſehen, das ich mit ſoviel Mühe gehen lehrte und groß zog, dir kann und will ich den heutigen Morgen nie mehr vergeſſen. Das gräbt ſich tief, tief ins Herz und tut recht grauſam weh!" Sie zog das Taſchentuch heraus und bedeckte das Geſicht.

„Tut man doch heut' wieder einmal und weiß kein Menſch, warum es nötig wär'!" murrte Hans, der ſich ſchon etwas ſchwächer fühlte.

„Nur deinetwegen, zu deinem Wohl."

„Oho!"

„Ja, ſo iſt's, und wenn du nicht eben der Hans wärſt, müßteſt du das auch einſehen."

„Ich bin aber der Hans," ſagte der Burſche, herzlich froh, daß die Mutter ſo ſchnell wieder in eine andere Tonart überging.

„Ja, du ſiehſt und merkſt immer nichts, bis dir eine Kuh auf den Fuß tritt."

„Ich merke wohl, wie man jeden Zufall hereinzieht, um dem guten Mädchen, der Dorothee, böſes Spiel zu machen."

„Nennſt du das einen Zufall, daß ihr Beichtvater ſie nicht einmal mehr losſprechen kann?“

„Der Kaplan hat nicht ſoviel erfahren, als ich in der letzten Zeit an dem Mädchen geſehen habe.“

„Was haſt du denn geſehen?“

„Seit im Sommer,“ erzählte Hans, „die Zeit weiß ich nicht mehr ſo genau, kommt mir die Magd in gar allem ganz verändert vor. Nach der Kirchweih ſchien es mir mehrmals, als ob eine böſe Krankheit in ihr ſtecken müſſe. Trotzdem war ſie unermüdet früh und ſpät wie ſonſt, ja faſt noch fleißiger, wenn es ſein konnte. Nur zuweilen, wenn ſie ſich nicht geſehen wähnte, ſtand ſie wie angenagelt und gebannt, oder als ob ſie etwas recht ſchwer drücke. Dann und wann hätt' ich ſie von Herzen gern heimgeſchickt ins Bett, aber wenn ich ſie noch ſo freundlich anreden wollte, erſchrak ſie und redete ſo heillos närriſches Zeug, daß ich ihr im Ärger darüber zuerſt vielmal kein gutes Wort mehr gönnen konnte. Jetzt aber weiß ich, daß man viel von dem, was ſie über ſich ſelbſt und über andere ſagt, bei weitem nicht ſo grell nehmen muß, wie ſie es gibt. Es wär' gut geweſen, wenn das auch der Kaplan gewußt hätte.“

Die Stigerin, welche aufmerkſam zugehört hatte, ſagte mit ſeltenem Ernſt: „Ich fürchte, daß auch du das nicht kennſt, will aber Gott auf den Knien danken, wenn du wenigſtens keine Schuld haſt.“

Hans beſann ſich: „Das wegen dem Jos auf der Kirchweih allerdings hat ſie ſich recht grauſam zu Herzen genommen. Faſt nur um ſie darüber hinauszubringen, hab' ich dann ihren Bruder anſtellen wollen, da ſein Herumſtreichen ihr viel Kummer machte.“

„Sie hätt' wohl den Jos lieber gehabt?“

„Nein, sie hat nach der Kirchweih gesagt, der werde dem Stighof nicht mehr dienen.“

Die Stigerin ward immer nachdenkender. Immer schneller zog sie den langen Rosenkranz zwischen den rundlichen Fingern herum. Plötzlich warf sie ihn auf den Tisch und im nächsten Augenblick würde Hans ihre Gedanken erfahren haben, wenn nicht eben Dorothee zur Tür hereingekommen wäre. Sie bat um Erlaubnis, nach dem Gottesdienste den Vater zu besuchen, und schloß mit der Bemerkung, daß sie noch selten mit einer solchen Bitte gekommen sei.

Diese Bemerkung war so überflüssig, daß die Stigerin, nachdem sie kurz ja gesagt, der wieder Forteilenden beinahe ängstlich nachsah. „Da ist nicht alles in Ordnung,“ flüsterte sie. „So scheu — so blaß. Es ist, wie ich dachte. Für das Mädchen ist Heiraten das Beste, für dich aber nicht, wenn du dir nichts vorwerfen mußt.“

„Ich weiß nichts.“

„Nun, angelogen hast du mich noch nie. Dummheiten machst du schon, aber Schand' auf die Verwandtschaft und ein Mädchen ins Unglück bringen wirst du nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, drum wird es wohl der Jos sein. Wenn wir den Spitzbuben doch nur nie ins Haus gelassen hätten!“

„Eine Liebschaft?“ fragte Hans ängstlich.

„Eine Verführung, und wenn du noch nichts gemerkt hast, so bist du dümmer als dumm.“

„Da kenn' ich mich freilich nicht aus.“

„Aber ich ganz gut. Alles wird nun dich dafür hernehmen, drum ist's wohl das beste, wenn man ihr so schnell als möglich zum Heiraten hilft. Einige hundert Gulden Heiratsgut können wir den beiden schon geben und dann geht's.“

Hans war auf einmal ein ganz anderer. „Jos," rief er, „der Lümmel, hätte das Mädchen verführt? — So hätten ſie uns hintergangen und nun ſollten wir noch Geld ausgeben und ihnen zuſammenhelfen? Na, ſo dumm iſt denn der Hans doch nicht!"

„Nur nicht ſo laut; ſie könnte dich hören."

„Sie ſoll und jedermann ſoll hören, daß der Hans nicht auf den Kopf gefallen iſt."

„Aber damit verdirbſt du mir dann meinen Plan."

„Das will ich auch, wenn er ſo iſt, daß eine Schlechtigkeit dabei noch belohnt werden ſoll!"

„Nun, dann magſt du es haben, wenn drei Gemeinden von dir reden. Und das kommt gewiß, wenn wir nicht helfen. Ich möchte Dorotheen gleich rufen."

„Nein, Mutter! Die drei Gemeinden ſollen ſich heiſer krähen, wenn ſie mir nur nicht ſo eine Dummheit nachreden können."

„Aber —"

„Nichts da — jetzt läutet es ſchon bald in die Kirche und wir ſind noch nicht einmal gehörig angelegt. Es wär' doch ſicher Sünde, wenn wir wegen derlei Schneckentänzen auch nur ein halbes Vaterunſer verſäumen täten."

Das alles ſagte Hans in einem Atemzug und verließ dann haſtig die Stube.

Zwanzigstes Kapitel.

Dorothee beſucht ihren Vater.

„Dem unbeliebten Krämer wird auch die beſte Ware nur getadelt.“ Vom unbeliebten Geiſtlichen hat man im Bregenzerwalde keine ähnliche Redensart, obwohl man auch gegen dieſen durchaus nicht gerechter iſt. Schöner als unſer Kaplan hat an dieſem Sonntag wohl weit herum kein Geiſtlicher die Meſſe geſungen; trotzdem ließ Dorothee ſich nicht aus dem Leſen bringen und hatte nur einen mitleidigen Blick für die, welche, dem geübten Sänger lauſchend, zuweilen ihre Gebetbücher ſchloſſen und es machten, wie auch ſie früher es jeden Sonntag gemacht hatte. Ja, wären die geſungenen Gebete und Pſalmen deutſch geweſen, ſo hätten ſie vielleicht ihr frommes Herz über die Erlebniſſe des Tages zu erheben vermocht; ſo aber kam es ihr beinahe widerlich vor, daß ein frommer Mann ſo ſingen mochte nach der wichtigen Unterredung, die er heute morgens mit ihr gehabt hatte. Sorgte der denn gar nicht, wie ſie das alles in ſich verwerchen*) und noch dazu das Gerede der ganzen Gemeinde ertragen werde? Nein, dazu ſtand er zu groß und zu prächtig droben auf den Stufen des geſchmückten Altars und das Rauchfaß ſchwang er ſo zierlich, als ob's auf der Welt nichts Wichtigeres gäbe. Dorothee kam ſich wie eine Aus-

*) verarbeiten.

gestoßene vor. In ihrem Stuhl wurde es ihr immer enger und sie war herzlich froh, daß sie endlich den vielen schmerzlich treffenden Blicken, welche schon ihr Hiersein ihr zu verargen schienen, wieder entrinnen konnte.

Ja, jetzt war sie nicht mehr so fest und sicher, wie noch nach der Unterredung mit dem Beichtvater. Schon der Empfang auf dem Stighof hatte ihr den Mut genommen, die Ruhe des Herzens erschüttert. Drum wollte sie über Mittag zum Vater und ihm den Rest des vor kurzem erhaltenen Jahreslohns bringen. Da war sie gewiß ein willkommener Gast. Wenn sie heimkam und Geld brachte, dann sagte ihr der Vater in einer Stunde mehr Liebes und Gutes, als sie sonst in einem ganzen Jahr hörte und auch zu hören wünschte. Dieses Schmeicheln und Loben des Vaters tat ihr so weh, daß sie, um es nicht erleben zu müssen, schon seit einigen Jahren den verdienten Lohn durch den Knecht auf dem Stighofe heimtragen ließ. Heute aber mußte sie liebe, gute Worte hören, wie selbstsüchtig sie auch immer gemeint sein mochten, mußte die Freude der Eigenen über ihr Erworbenes sehen und — vielleicht doch auch teilen, denn das blieb wohl nun alles, was sie von ihrem bisherigen Leben hatte.

Sie eilte so schnell als möglich über den Platz. Dennoch hörte sie, wie ein Freund des Jos mehreren Bauern sagte, daß es dem Schneider ganz unmöglich sei, die bestellten Sachen alle zur bestimmten Zeit zu liefern, wenn er nicht einen Gesellen auftreiben könne.

Das gab Dorotheen wieder Mut. „Wenn auch ein Ast unter den Füßen bricht," dachte sie, „so fällt man drum noch nicht aus der Welt, sondern bloß vom Kirschbaum zurück auf den festen sicheren Boden, der überall fruchtbar ist und den Fleißigen nährt. Das Glück und seine Kinder sind launisch! Ich aber will stark sein und

trotzig werden wie Jos. O jetzt, erst jetzt versteh' ich ihn ganz."

Das Mädchen lief noch rascher und richtete das Köpflein immer höher auf. Alles war vergessen, seit sie sich in das kleine Stübchen dachte, wo jetzt der noch etwas blasse Schneider und Gemeindeschreiber saß. Was war die ganze Herrlichkeit des Stighofs gegen ein Leben, welches nicht hauptsächlich dem lieben Vieh, sondern den Menschen diente. Wenn auf dem Stighof ein dreitägiges Kälblein kurz vor Mitternacht recht erbärmlich schrie, so mußte alles aus dem ersten Schlafe heraus und kein Mensch fand mehr Ruhe, bis der Tierarzt auf die eine oder die andere Art geholfen hatte; wenn aber Jos um Hilfe rief, dann war's umsonst. Hansjörg hatte nicht so unrecht, daß er lieber etwas anderes tun wollte, als da Knecht sein, wenn es nur nicht etwas gar zu Gefährliches gewesen wäre. Warum sollte er nicht lieber dem Jos bei seiner Arbeit helfen? Sie hätte sich doch nichts Angenehmeres denken können und glaubte daher, daß es ihr noch gelingen müsse, ihn zu bereden.

Mit solchen Gedanken langte sie vor dem kleinen Häuschen an, welches ihr Vater seit seiner Verehelichung bewohnte. Die schwere, niedrige Haustür war noch geschlossen und nichts regte sich, bis des Vaters kleiner Pudel das Mädchen wie eine Landsfremde wild anbellte. Ach, so fremd war sie hier, daß nicht einmal der Wächter des Hauses sie kannte! Das wär' wohl anders gewesen, wenn die Mutter noch gelebt hätte. Machte sie die Not auch hart, so hatte sie doch ein Herz für ihre Kinder und wäre gewiß nicht dahin zu bringen gewesen, daß sie den Hansjörg verkauft hätte. Aber die Lebenden müssen sich selber helfen. Die Mutter war vielem Bösen durch den Tod entronnen. Da neben dem früh gealterten, durch

bittere Erfahrungen lieblos, hart, selbstsüchtig gewordenen Vater, dem wilden Bruder und der kränkelnden Schwester hätte sie ein Leben gehabt, wie man es ihr nicht wünschen konnte. Man mußte Gott danken, daß die so Empfindliche von dem erlöst wurde, was sie doch nicht anders zu gestalten vermocht hätte.

Dorothee saß auf der Bank neben der Haustür, erwartete die Heimkehr des Vaters und sann und betete, bis sie in der Stube einige Tritte zu hören meinte. Die kleinen Fensterchen waren zwar niedrig genug, aber zu trüb und verklebt, als daß man hätte sehen können, wer sich drinnen geregt. Eins der Ihrigen aber mußte es sein, da der Pudel sofort zu bellen aufhörte und sich neben die Türschwelle legte.

„Ja so, du kommst endlich wieder einmal," rief eine schwache, heisere Mädchenstimme. Die unvermutet Angeredete fuhr erschrocken auf und erblickte hinter einer in die Verklebung des Fensters gerissenen Öffnung das bleiche Gesicht ihrer Schwester.

„Bist du denn nicht in der Kirche gewesen?" fragte sie Marien, als diese gleich darauf die Haustür aufschloß.

„In der Frühmesse wohl, soweit ich sie nicht verschlief, wie das leicht geht, wenn man mehr als die halbe Nacht arbeitet. Vormittag hab' ich eine Stickerei fertigmachen müssen, die gleich nach dem Essen abzugeben ist."

„So so," sagte Dorothee, der es nicht recht war, daß also auch die Schwester sie in der Frühmesse gesehen und vermutlich schon da von ihrer ungültigen Beichte gehört hatte.

„Du mußt mir nicht verargen, was mir sogar der Pfarrer erlaubt hat," sagte Mari, die sich Dorotheens trüben Blick ganz anders erklären zu müssen meinte. „In

den letzten Nächten hab' ich mich faſt blind gearbeitet, um doch den Sonntag feiern zu können, aber es war alles umſonſt. Wenn ich dich erwartet hätte — mit deinem Lohn — hätt' ich mir freilich etwas mehr Zeit gelaſſen."

„Du ſollteſt wirklich nicht ſo ſtreng, ja du ſollteſt gar nicht ſticken. Der Doktor hat es dir doch ſchon vor Jahren verboten."

„Er ſollte kommen, der Doktor, ſollte neben dem Vater leben und für ihn den Tiſch decken müſſen! Die Herren haben gut reden."

Dorothee ſchaute die Schweſter traurig an. Das war einſt in der Schule weitaus das ſchönſte Mädchen, wenigſtens in den erſten Schuljahren. Dann aber wurde ſie zum Sticken gehalten, daß ſie nie mehr eine freie Stunde hatte. Die Lieferanten von Stickereien ſtreckten dem Vater von Herzen gerne ziemlich bedeutende Summen vor, um die beſte Stickerin der Gegend recht lange an ſich zu binden. So mußte ſie denn arbeiten, bis ſie ſo bleich wurde, wie ſie jetzt, etwas nach vorn gebeugt, vor Dorotheen ſtand. „Aber am Sonntag ſollteſt du dir doch Ruhe gönnen!" ſagte ſie mitleidig.

„Auf das hin," antwortete Mari hüſtelnd, „muß ich dir ſagen, was ich ſchon dem Doktor gerne geſagt hätte. Man darf nicht glauben, ich ſei gern bei der Stickerei geſeſſen, wenn meine Schulfreundinnen früher vor dem Hauſe ſangen und ſpielten, oder abends, wo es oft ſo lang währte, daß der Vater mich wach machen mußte mit einem greulichen Fluch."

„Hat der denn gar nie genug?" fragte Dorothee mit ſchlecht verhaltenem Unmut.

„Sei doch nicht bös über ihn, ich verdiene mir mit allem Fleiß nicht einmal das tägliche Brot. Die meiſten

Stickerinnen sind hier nur so nebenbei, mehr zum Zeitvertreibe bei der Nadel. Sie kümmern sich daher auch nicht viel um den Lohn. So behält der Lieferant den Wurf in der Hand und unsereins kann nichts Besonderes anfangen, wenn seine Arbeit auch mehr wert wäre, als die von Stickerinnen, deren Hände an viel rauhere Arbeiten gewöhnt sind. Kaum einmal bekomme ich so feine Arbeit, als ich mir wünschte. Nur in der letzten Zeit hab' ich etwas für eine Ausstellung machen müssen. Ich bin dem Herrn in der Schweiz drüben dankbar, daß er mir so schöne Arbeit überließ, wenn ich auch täglich nur zehn Kreuzer verdiente. Ich hab' einen großen Fleiß gehabt und glaube, daß die Arbeit ihm Ehre machen werde."

„Und hast du nichts als täglich zehn Kreuzer?"

„Und in der Nacht noch zehn, wenn ich arbeite, bis mir alles vor den Augen herumtanzt."

„Es ist ein Elend!"

„Heut unter dem Gottesdienst ist es mir gewesen wie damals, als die Kinder vor dem Hause spielten. Ich bin mir vorgekommen als eine, die an nichts auf der Welt ein Recht hat."

„Leidet ihr denn wirklich Not?"

„Ja, Hunger!"

„Hunger?" fragte Dorothee erschrocken. Was waren dagegen ihre kleinen, meistens nur eingebildeten Leiden und Sorgen! „Großer Gott!" rief sie aus, „ich helfe doch, soviel ich kann!"

„Davon sagt auch niemand; aber wir beide verdienen nicht viel und Hansjörg steckt alles nur in seinen Handel und sagt, daß er sich schon einmal für uns habe verkaufen lassen. Ja, Schwester, der Friede fehlt und damit der Segen Gottes und alles. Die beiden reden vielmal gegeneinander, daß ich in den Boden versinken

möchte, oder gleich davonlaufen, wenn ich nur wüßte, wohin."

„Ach, daß ich doch recht und für immer zu helfen vermöchte!"

„Du wirſt das ſchon können, wenn du einmal auf dem Stighof zu befehlen haſt. Mir und dem Vater iſt das jetzt immer der beſte Troſt —"

Dorothee ſank auf eine Bank zurück. Mari bemerkte nicht, wie weh ſie der Schweſter mit dieſen Worten getan hatte, denn ſie ſah den Vater kommen und erinnerte ſich nun daran, daß ſie zur Bereitung des gewiß ſchon fertig erwarteten Mittagsmahls noch nicht einmal Feuer angemacht habe.

Sie ſchickte Dorotheen aus dem etwas kühlen Vorhaus in die Stube, damit ſie unbemerkt ein Ei und etwas gutes Mehl zur Bewirtung des ſeltenen Gaſtes in der Nachbarſchaft auftreiben könne.

Dorothee begab ſich in das dunkle Wohnzimmer mit dem großen Ofen und den ſchwarzen Wänden. Nirgends ein Schmuck oder etwas, das das Auge zu feſſeln vermochte. Die Erinnerungen, die in Dorotheen erwachten, kamen ihr wie ein böſer Traum vor. Sie dachte an die freundlichen Zimmer auf dem Stighof und ſagte ſich, daß es doch nur Ehrenſache für Hanſen wär', auch wieder einmal an dieſes Neſt zu denken.

„Biſt du auch da?" redete ſie der Vater etwas unfreundlich an und ging dann, ohne ihr noch einen Blick zu gönnen, raſch in der Stube auf und ab.

Heute ſchien keines der glatten Worte kommen zu wollen, mit welchen ſonſt ihr Lohn und ein beſonderer „Gruß" der alten Stigerin erwartet wurden. Das erſchreckte ſie noch mehr, als was ſie ſchon von der Schweſter hören mußte. Sie wäre gern zu dieſer in die Küche, doch

wagte sie sich nicht mehr zu regen, als des Vaters kurze gedrungene Gestalt sich wie drohend hart vor sie hingestellt hatte. Lange saß sie zitternd und schweigend, bis sie endlich Mut gewann, der ihr unerträglich gewordenen Stille ein Ende zu machen. „Wie lebt Ihr, Vater?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Von einen Tag in den anderen, wenn das allenfalls auch gelebt heißt,“ antwortete das Mathisle, indem es sich zum Lachen zwang. Es gelang ihm aber so schlecht, daß es den Versuch sofort wieder aufgab und sich seufzend auf einen alten Lehnstuhl warf.

„Fehlt Euch etwas?“ wagte das Mädchen wieder zu fragen.

„Alles.“

„Ich hab' Geld mitgebracht; freilich ist es nicht gerade mehr viel, aber —“

„Das wär' wenigstens das. Nur her mit! Ich höre Hansjörgen, den Lümmel, schon vor der Tür, und was der einmal sieht, hat unsereiner gesehen.“.

Dorothee zog ein kleines Beutelchen heraus, welches ihr der Vater sofort entriß und einsteckte. Dann durchschritt er etwas langsamer als vorher die Stube und begann vom Wetter zu reden. Hansjörgen, der die Schwester kühl, aber doch freundlich begrüßte, schien des Vaters lange Lobrede auf die wunderschönen Herbsttage verdächtig vorzukommen. Lächelnd bemerkte er: „Es ist doch ein Glück, daß es immer so genug Wetter gibt. Immerfort hat der Vater etwas in dasselbe zu wickeln und besonders erst halbfertiges Zeug liebt er darin zu verstecken. Aber gar soviel Wetter können wir doch in dem elenden Neste da nicht brauchen, drum will ich gleich eine Ladung mit hinausnehmen; auf die Art gibt's Platz und können wir nachher um so näher zusammenrücken.“

Gar ſo ſchlimm konnte er doch nicht ſein, der das jetzt ſo gemütlich ſagte, nur um eine leicht zu machende Beobachtung auszuſprechen, nämlich die, daß man ihn hier noch nicht vermiſſen würde. Er ſollte jedoch dieſes Gefühl nicht länger haben. „Bleib nur da!“ ſagte die Schweſter und hätte gern etwas recht Witziges beigefügt, wenn ihr nur auch etwas eingefallen wäre. Ihr aber ging das Spötteln hier nicht ſo leicht wie dem Bruder, der ſich nun auch über Marien luſtig machte, da dieſe unter die Stubentür kam und rief, daß ſie ſich wahrhaft ſchäme, weil ſie nicht einmal etwas Ordentliches aufzutiſchen imſtande ſei. „Wenn du dich ſchämſt,“ entgegnete er, „ſo brauchſt du nicht vor uns zu ſtehen wie ein magerer Küchenzettel, ſondern du kannſt dich in den Mehltrog verſtecken und mit dem Schmalztopf läuten, bis dein Schmarren verzehrt iſt.“

Das nun aber war denn Dorotheen doch gar zu arg und bei nächſter Gelegenheit wollte ſie den Bruder ernſtlich daran erinnern, daß ſo etwas nicht einmal für Unbeteiligte ein Spaß ſei, geſchweige denn für ſolche, die darunter leiden müßten. Zu dieſer Predigt aber kam ſie nicht, hatte dagegen bald Urſache, dem Bruder dankbar zu ſein, daß er alles niederſpotten konnte, was wie ein böſes Geſpenſt ſich aufrichten und Schwermut erregen oder Unfrieden ſtiften wollte.

Unter dem Eſſen pflegen die Bregenzerwälder ſehr wenig zu reden. Arme und Reiche löffeln ſchweigend ihre Suppe aus der für alle mitten auf den Tiſch geſtellten großen Schüſſel und wiſchen alsdann den mit den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen bezeichneten Löffel am Tiſchtuch ab, was immer ſoviel heißt als: „Ich habe genug und ihr könnt mit dem Dankgebet anfangen.“ Hansjörg aber, der die üble Stimmung der Tiſchgenoſſen ſah, ſchien

viel mehr an die Erheiterung derſelben, als an die Stillung ſeines Hungers zu denken. Beſonders gern beſchäftigte er ſich mit den Torheiten der Angeſehenſten in der Gemeinde. Für Dorotheen hatte dieſes ſchonungsloſe Bloßlegen menſchlicher Schwächen anfangs etwas ungemein Peinliches. Bald aber ſah ſie im Bruder nicht mehr nur den ſcharfen Beobachter, der aus der Welt herein für die heimatlichen Verhältniſſe ganz einen anderen Maßſtab brachte, ſondern einen herzguten Menſchen, dem die Welt wohl wie ein aus erbärmlichen Kleinigkeiten zuſammengeſetztes Wehhaus vorkommen mochte, der ihr auch wirklich zuweilen mit dem halben Geſichte zu lachen und mit dem halben zu weinen ſchien. Recht lieb ward ihr Hansjörg, als ſie einmal zu merken meinte, was er niederſpotten und was darüber aufrichten wollte. Er ſchien ihr etwas, ja ziemlich viel vom Jos zu haben, drum ging denn auch ihr das Herz auf und ſie ſprach einen Gedanken aus, den die bitteren Klagen der Schweſter in ihr geweckt hatten. „Dem Jos," begann ſie, „haſt du vorgerechnet, es ſollte jeder ſein eigener Brotherr ſein. Dem Jos wollteſt du auch dazu helfen, warum nicht ebenſo dir und den Deinigen? Mit dem Geld, welches du in den Handel ſteckſt, könnteſt du doch auch ein kleines Gütchen, eigene Arbeit kaufen."

„Ja, ein ſehr kleines Gütchen, welches wohl Arbeit machte, mich aber nicht nähren hülfe."

„Warum nicht? Andere Leute —"

„Gut — andere Leute ſtehen auch nie auf dem Fleck Welt, wo ich juſt bin. Ein Bauerngut iſt ein Werkzeug wie eine Nadel, aber eins, das nur ein Kapitaliſt ſich anſchaffen kann."

„Es muß aber doch auch ſeinen Zins tragen."

„Nur den, der noch darauf liegt, und das iſt in der

Regel der wirkliche Wert des Anweſens. Man bringt aber auch ein Opfer, wenn man ſo ein Werkzeug will, man zahlt mehr als den wirklichen Wert. Auf einem großen Anweſen bringt man ſich noch durch, auch wenn's gerade um das zu teuer iſt, was man als eigenes Vermögen beſaß; drum trachten die Bauern, die ſich doch mit dem Hofe nur abgeben, ſo ſehr auf Vergrößerung ihres Grundbeſitzes, daß im kleinen gar nicht mehr anzufangen iſt."

Hansjörg mußte lange reden, bis es Dorotheen klar war, daß nur durch dieſes Opferbringen für das Werkzeug der Preis der Bauerngüter beſtimmt und mit dem durch den Holzhandel und dergleichen wachſenden Geldreichtum ſo regelmäßig hinaufgetrieben werde, daß es ſchon zum voraus zu berechnen ſei. Es war ihr heute eine Erholung, ſich mit ſolchen die ganze Aufmerkſamkeit fordernden Gedanken zu beſchäftigen. Um ſo ſchmerzlicher traf es ſie, als Hansjörg ſchließlich ſagte: „Nun ſiehſt du, wie ſchwer es geht. Ich bin ſchon zu alt, um noch reich zu werden, du aber machſt am klügſten, daß du auf den Stighof kommſt. Dann, wenn einmal der dicke Hans weg iſt, kann auch ich mein Glück bei der Zuſel wieder verſuchen."

„Ja, wenn!" rief das Mathisle, wiſchte den Löffel haſtig ab, ließ ſein Meſſer zuſchnappen und begann dann das übliche lange Tiſchgebet ſo ſchnell, daß die anderen ihm kaum zu folgen vermochten. Dorothee, der Hansjörgs letzte Worte einen doppelten Stich ins Herz gaben, hatte noch ſelten ſo zerſtreut gebetet. Wohl hätte ſie für die Eigenen ſich zur Herrin auf dem Stighof heiraten laſſen mögen, ſolange ſie ſich nicht beſſer kannte; nun aber war das gegen ihr Gewiſſen. Sich ſchon ſo auf den Webſtuhl geſpannt und in hundert verſchiedene Berechnungen eingezettelt zu ſehen, kam ihr jetzt doppelt unheimlich vor.

Dieſer Hansjörg konnte ſo gut rechnen und ſagen, was andere können und ſollen, er aber tat nichts als reden. Wie anders war der Jos! Die beſprochene Berechnung — ſie war richtig und eine Menge Beiſpiele dafür konnten leicht in der nächſten Umgebung gefunden werden — kam gewiß von dem guten Burſchen. Aber der rechnete dann auch für ſich einen Weg heraus, auf dem er mit ſeiner armen Mutter in Ehren durch die Welt kommen konnte. Sie nahm ſich vor, das dem Bruder ernſtlich ans Herz zu legen. Dieſer aber verließ gleich nach dem Tiſchgebet die Stube, indem er ſagte, daß Dorothee nicht ſeinetwegen gekommen zu ſein ſcheine und er daher auch nicht länger ſtören möge.

Als es zum Nachmittagsgottesdienſte läutete, wollte auch Dorothee mit ihrer Schweſter, welche die fertige, wirklich zierliche Stickerei in ihr beſtes Taſchentuch eingeknüpft hatte, die düſtere Behauſung verlaſſen. Doch das Mathisle befahl ihr zu bleiben, da man noch allerlei zu beſprechen habe. Er ging der Schweſter nach, um die Haustüre zu ſchließen und kam dann ſchnell wieder in die Stube zurück.

Dorotheen ward himmelangſt, obwohl der Vater jetzt bedeutend ruhiger ſchien, als da ſie ihn zuerſt geſehen hatte. In ſeinem unſicher und ſcheu herumirrenden Blicke ſuchte ſie zu leſen, was nun kommen ſolle, bis er endlich fragte: „Warum hat dich der Kaplan heut' nicht losgeſprochen?“

„Weil ich nicht verſprechen wollte, meinen Dienſt ſogleich zu verlaſſen.“

„Aber was um Gottes willen haſt du denn auch gebeichtet, du große Einfalt?“

„Eigentlich gar nicht viel. Er wollte nur wiſſen, ob Hans mir manchmal etwas geſchenkt habe.“

„Das geht doch die Herren gar nichts an!“ fuhr das Mathisle auf. „Soll man denn bloß für ihre Miſſionen und in ihre Klöſter hinein ſchenken dürfen, die Eigenen ſeiner Dienſtboten aber verhungern laſſen? O, geh mir doch mit dieſer —“

„Vater, ich bitte, redet doch nicht noch etwas Sündhaftes, erzürnet nicht auch den lieben Gott! Was habt Ihr in dem Elend als ſeine Gnad' und ſeine Liebe?“

„Er ſoll nur einmal kommen, dieſer gerechte Gott, und ſoll gehörig dreinſchlagen, daß man wieder ein wenig Reſpekt vor ihm bekommt. Jetzt geht es zu in dieſer ſeiner Welt, daß man gar nicht mehr weiß, wo er iſt.“

„Ach, Vater, wenn Ihr ſo redet —“

„Er ſoll nur auch die beim Kopf nehmen, die mich zur Verzweiflung bringen. Wenn er alles gar ſo genau nähme, ſo könnten gewiß nicht mehr alle Kapläne davon erzählen und ich hätte ſchon eine viel beſſere Welt angetroffen. Aber ſag', was haſt du noch mehr gebeichtet?“

„Das muß ich nicht und will ich nicht,“ ſprach Dorothee, ſich ſtolz aufrichtend, mit feſter Stimme.

Einen Augenblick ſah ſie das Mathisle faſt erſchrocken an, dann fragte es ſpöttiſch: „Was willſt du denn, Mädchen?“

„In die Kirche, denn es iſt die höchſte Zeit.“

Mit einem Lehnſtuhl bewaffnet, ſtellte ſich der kleine Mann vor die Stubentür und ſchrie: „Du bleibſt mir da und erzählſt mir alles, oder es gibt ein fürchterliches, ein doppeltes Unglück. Ich merke, daß ich mich nicht mehr bezwingen kann. — Sage nur gleich, was haſt du gebeichtet?“

„Nichts — als was ich ſchon geſagt habe.“

„Nichts — überall nichts,“ jammerte der Vater. „Mit nichts kommt man zu nichts. Du Närrin, warum

läufſt du zur Kirche, wenn du nichts zu ſagen haſt? Der Kaplan hielt das wohl nicht für möglich, glaubte nur eine Heuchlerin vor ſich zu haben und darum wurdeſt du nicht losgeſprochen."

„Aber ich hab' mir, ſo wahr mir Gott helfen möge, gar nichts vorzuwerfen!"

„Bald genug wirſt du auch nichts mehr zum Einſtecken haben. Ich wollte lieber, daß du uns recht viel vorzuwerfen hätteſt."

„Der Kaplan verſtand mich nicht. Ich bleib' darum aber doch im Dienſt und will auch immer nach Kräften helfen."

„Solang das geht; aber wie lang wähnſt du Tröpflein, daß du noch bleiben könneſt, nachdem du ſo herabgeſetzt biſt? Kurz und gut, jetzt iſt's aus. Die Stigerin wird dich nicht mehr im Hauſe laſſen."

„Ich hab' aber doch nichts Unrechtes getan."

„Das iſt mir nur ein ſchlechter Troſt."

„Vater!"

„Ich weiß, was ich will, du aber willſt mich umbringen mit deiner dummen Ehrlichkeit. Für Leute von unſerer Art iſt die liebe Tugend ein teurer Spaß. Wir müſſen ſelbſt ſchieben, oder wir werden geſchoben. Iſt es recht geweſen, den Hansjörg unter die Soldaten zu laſſen? Recht? Lächerlich! Aber klug war es, wenn man auf dich rechnen konnte. Mit der Zuſel iſt's aus geweſen, da hat's nun gegolten, den Hans anzubinden an ſein Gewiſſen. Bloß den Krämer mit ſeiner Forderung hätt' ich allenfalls ſchon noch abfertigen können."

Das Mathisle redete mit einer Kälte, die Dorotheen das Blut beinahe zum Stehen brachte. Nun aber fuhr es wild auf: „Der Burſche konnte tot, zum Krüppel geſchoſſen werden, dennoch hab' ich ihn gewagt, um den

Töchtermann zu fangen. Durch dich aber, du närriſche Tugend, hab' ich beide verloren. Dein Ruf iſt hin durch deine Schuld und auch uns haſt du die ganze Zukunft verdorben."

„Ich hab' aber doch nichts getan."

„Das iſt der Troſt jedes Faulenzers, aber damit bringt man es nicht weit. Ich wollte bei Gott lieber, der Kaplan hätte Grund gehabt, dich nicht loszuſprechen. Aber ſo wegen nichts und wieder nichts aus allem heraus und ſo ins Geſchrei hineinzukommen, das — ja, Mädchen, das iſt ſchon zum Wütendwerden!"

„Aber," wagte Dorothee dem wirklich beinahe raſend gewordenen Vater zu erwidern, „ehrlich währt denn doch am längſten. Hansjörg mit aller Liſt und Berechnung bringt es auch zu nichts, wie mutig, ja toll er es auch anfängt; dagegen ..."

„Hansjörg iſt ein Lümmel. Er mag nicht und du kannſt nicht; aber was haſt du noch mehr ſagen wollen?"

„Dagegen kommt Jos in Ehren, und wenn auch langſam, doch ſicher immer mehr empor."

„Hab' ich mir doch gedacht, daß es da ſteckt!" ſchrie das Mathisle und ſchwang den noch immer krampfhaft feſtgehaltenen Stuhl um ſich herum, daß es ſurrte. „Herrgott im Himmel! Alſo darum nur mußt du beichten? Du dummes, leichtſinniges, elendes Ding bringſt mich noch rein um!"

„Vater!"

„Nichts mehr, kein Wort mehr dein Lebtag, du verfluchter und vermaledeiter Balg, wenn du noch etwas mit dieſem Schneider, dieſem hergeſchmuggelten Bettler zu tun haſt."

„Aber —"

„Schwöre mir ihn ab, gleich, bei allem, was du hoffeſt und wünſcheſt, was dir heilig und troſtreich iſt!"

Draußen begann der Hund zu bellen. „Vater," ſtammelte das Mädchen, „wenn jetzt jemand kommt —?"

„So wird man etwas Greuliches, unſere ermordeten Leichen ſehen, wenn du nicht ſchwörſt."

„Ach du mächtiger, grundgütiger Gott!" jammerte Dorothee.

Der Vater mit ſeinem Stuhl kam näher. Er ſchwang ihn ſo gewaltig, daß er an der niedrigen Decke der Stube ein Bein abſchlug. Das Hundsgebell wurde wilder.

„Dorothee!" ſtammelte der Wütende.

„Ich ſchwöre ja!" ſchrie das Mädchen und ſank auf die breite Ofenbank zurück.

Das Mathisle ſtand lange ſtumm und bewegungslos, als ob es ſich auf das eben Vorgegangene beſinne. Dann wollte es ſehen, was dem Kinde fehle, welches wie leblos auf der Bank lag. Da bellte der Hund noch wilder. Wer um Gottes willen kam denn jetzt? Es eilte, wieder mit dem Stuhl bewaffnet, ans Fenſter und ſah nun den Krämer mit einem überkindeten*) Bauern vorüber, vermutlich ſeinem Walde zuſchreiten. Die beiden warfen dem treuen Wächter Steine nach und machten ihn ſo wütend, daß ihn auch das noch immer zitternde Mathisle kaum zu beſchwichtigen vermochte.

Bis es ihm gelang, unbemerkt von den Vorübergehenden das aufgeregte Tier zu ſich ins Haus zu locken und zum Schweigen zu bringen, hatte ſich ſeine Stimmung bedeutend gemildert. Mit einer gewiſſen Scheu ging er langſam in die Stube zurück, wo er Dorotheen

*) der zu viele Kinder hat.

noch gerade ſo traf, wie er ſie — nach ſeinem Dafürhalten ſchon vor langer Zeit — verlaſſen hatte.

So leiſe wie nur möglich ſetzte ſich der Mann auf die knarrende Bank und wagte kaum zu atmen, bis das Mädchen, endlich ſich langſam aufrichtend, wie im Traume ſagte: „Ach Gott, wie war das eine böſe, eine ſchreckliche Stunde!“

„Ich bin weit getrieben worden,“ ſtammelte der Vater. „Ich will und muß auch Gewalt brauchen, wie der Krämer. Der aber hat's angefangen und iſt viel der größere Sünder als ich; den müßte Gott zuerſt, lange vor mir ſtrafen. Einmal hab' ich an die Gerechtigkeit geglaubt, jetzt aber weiß ich, daß man ſich ſelber helfen muß, ſo gut oder ſo ſchlecht man kann.“

„So will ich meinen Vater nun nicht mehr hören!“ rief Dorothee. Mit furchtbarer Kraftanſtrengung ſprang ſie auf und verließ die Stube. Der Vater ſuchte ſie nicht mehr daran zu hindern. „Wir haben uns verſtanden,“ ſagte er ſcharf. „Gewalt für Gewalt, wenn die göttliche Gerechtigkeit ſchläft. Solang die Reichen mit den Menſchen machen, wie ſie wollen, ſolange Gott dem Krämer ſein Handwerk nicht legt, gilt zwiſchen uns, was wir eben ausgemacht haben.“

Unter der Stubentür kehrte Dorothee ſich noch einmal um und ſchien etwas ſagen zu wollen. Sie warf einen langen wehmütigen Blick in die dunkle, unfreundliche Stube. Dann plötzlich drehte ſie ſich um und verließ das Häuschen ſo ſchnell, als ob der Boden unter ihren Füßen zu brennen begonnen hätte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Dorothee die Lossprechung bekommt.

Als Dorothee wieder im Freien war und sich von einem frischen, kräftigen Lufthauch angeweht fühlte, wollte das eben Erlebte ihr nur noch wie ein schrecklicher Traum vorkommen. Hatte sie so Ungeheures wirklich gesehen und gehört, oder war es nicht vielmehr eine Vorstellung aus jenem Zustande, in dem sie ziemlich lang auf der breiten Ofenbank gelegen sein mochte? Sie besann sich, wie es denn vorher gewesen, bis sie wirklich den Vater wiedersah mit dem Stuhl in der Hand und seine Worte nochmals zu hören meinte. Es war aber alles das so — närrisch, daß sie selbst diesen Vorstellungen, wie sie sie auch erbeben machten, noch immer nicht glauben wollte. Das fromme Mädchen war, wie beinahe jede Bregenzerwälderin, von der Schule auf gewöhnt, in allen Ereignissen einzig bloß Belohnung und Strafe des gerechten Gottes zu sehen. Das heutige Erlebnis aber wußte sie mit nichts aus ihrer Vergangenheit in Zusammenhang zu bringen. Hatte sie, der traurigen Lage der hilflosen Ihrigen gedenkend, sich in der letzten Zeit auch als Herrin auf dem Stighofe gewünscht, so tat sie das gewiß niemals aus Selbstsucht und es war zu hart, daß der Vater, für den sie sich opfern wollte, sogar an den guten Jos zu denken verbot. Unrecht, ja wohl sogar Sünde — das gestand sie sich nach langer, sorgfältiger Gewissens-

erforſchung — war es freilich geweſen, daß ſie ſchon ganz im Ernſte an eine Verehelichung mit Hanſen dachte. Sie ſchätzte den Burſchen — und vermutlich nur der erhaltenen Wohltaten wegen — zu hoch und verzieh ihm zu viel. Hatte ſie es doch noch gar für eine Gnade gehalten, daß er ſie nicht aus dem Dienſte jagte, nachdem ſie ihm wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen Jos ein wenig die Meinung geſagt. Und ſchon vor Jahren fand ſie es ganz in der Ordnung, daß der Bruder ſeine Freiheit, ſeine Zukunft um ein Sündengeld an den reichen Burſchen verkaufen mußte. War's zum Verwundern, wenn man jetzt, wo das erhaltene Geld verbraucht ſein mochte und ſich an Hansjörgen die Folgen jenes Bluthandels zeigten, vom Stighof einen weiteren Erſatz zu fordern ſich berechtigt wähnte? Mußten Vater und Bruder nicht annehmen, ſie betrachte Hanſen ſchon als den Künftigen, da ſie nicht ein tadelndes Wort für jenen bedauerlichen Handel hatte? Sie hätte mit Zuſprechen und Bitten das alles verhindern können. Auch der Bruder war, wie ſie, zu einem furchtbaren Eide gezwungen worden, der alle ſeine Hoffnungen zerſtörte und ihn, den trotzig gewordenen, zum Kriege trieb gegen die geſellſchaftliche Ordnung. Nun hatte das Mädchen die Schuld gefunden, welche es büßen zu müſſen meinte. Schaudernd blickte es zum tiefblauen Himmel empor und dankte dem Gerechten für dieſe Erkenntnis, die ihm in dieſem Augenblicke wirklich ein großer Troſt war und Kraft verlieh, auch dem Ärgſten mutig und voll Vertrauen auf den weiſen Leiter der Menſchenſchickſale entgegenzugehen. Jetzt mußte ſie die Folgen früherer Herzloſigkeit tragen; einmal hätte ſie es anders machen können. Freilich wäre dadurch all dieſes Elend nicht unterblieben; Hans hätte doch einen Erſatzmann gekauft und vermutlich das Lebensglück eines ande-

ren zerstört. Sie und die Ihrigen trugen nur am Elend, an der Not der ganzen Klasse. Arme Leute mußten sich eben verkaufen lassen auf die oder auf jene Art; drum war's, wenn auch nicht recht, so doch erklärlich, daß der Vater, der das wohl oft im Leben erfuhr, den höchsten Preis aus ihr lösen wollte. Lange stand Dorothee auf der Brücke, die über die Aach führt, und beschäftigte sich mit diesen neuen Gedanken, bis sie trotz Sonnenschein und warmer Herbstluft, wie im strengsten Winter, zu frieren begann. Nur schon weil sie arm war, mußte sie für eine listige Verführerin gelten, die den reichen Burschen um jeden Preis in ihr Netz zu bringen suche; der Besuch daheim, und was sie da zu erleben hatte, bewies deutlich genug, daß dieses Vorurteil gegen die Armen auch nicht ganz unbegründet war. „Macht denn das Geld auch tugendhaft?" fragte sich das Mädchen, blickte aber dabei nicht mehr zum Himmel empor, sondern nieder in den Strom, der unter der Brücke dahinbrauste. Wenn jetzt die Brücke zusammengebrochen wäre — dann hätte doch alle Not ein Ende gehabt... für sie wenigstens; die Ihrigen freilich...

„Du wirst dir da nicht etwa gar noch ein Leid antun wollen?" fragte die helle, klangvolle Stimme der Kronenwirtin das Mädchen, welches über dieses Erraten seiner Gedanken noch mehr als über die unvermutete Anrede der Frau erschrak, die, ohne bemerkt zu werden, bis hart neben Dorotheen herangetreten war.

„Ich wollte nur — ich komm' eben vom Vater herüber," stammelte die Verlegene.

„Ich glaub' schon, daß es nicht soweit mit dir ist, aber eben drum solltest du dich auch nicht öffentlich in so einen Verdacht bringen. Die Kirche ist aus und mehr als hundert Augen blicken von allen Seiten auf dich. Was

man dabei denkt, kann ich, die ſonſt doch nicht eben zu den Bösdenkenden gehört, mir ſelber abnehmen.“

Dorothee ſchloß unwillkürlich die Augen.

„Ich hab' dich von meinem Haus aus geſehen und bin geſchwind herüber, um dich zu holen, denn mir fiel etwas Schlimmes ein. Jetzt aber ſeh' ich, daß dir gar nicht wohl iſt. Du zitterſt, als ob es Winter wär', und dabei glühen deine Wangen wie im Fieber. Komm nur mit mir und trink vor allem ein kräftiges Glas Wein; das wird dir wohltun an Leib und Seele. Unterdeſſen verlaufen ſich dann die Leute wieder ein wenig. Es wird dir lieb ſein, nicht gar ſo vielen Blicken zu begegnen.“

„Ich bin ein armes Mädchen,“ ſagte Dorothee, „das iſt das einzige, deſſen ich mich zu ſchämen hätte.“

„Vor mir nicht,“ ſagte die freundliche Wirtin. „Wenn das das Ärgſte iſt, ſo richte dein Köpflein nur wieder auf und denke, du ſeieſt noch lange nicht am ſchlimmſten dran.“

„Aber ſchlimm genug,“ meinte Dorothee, welche der Wirtin langſam folgte.

„Du haſt recht — wenigſtens zum Teil. Nennt man doch im gewöhnlichen Leben das Betragen eines liederlichen, ſtreitſüchtigen und unredlichen Menſchen ein ärmliches. Er tut ärmlich! damit iſt einem ſein Urteil geſprochen.“

„Ja,“ fiel Dorothee leidenſchaftlich ein, „und wenn man es anders will und nicht ſein Herz und die Ruhe des Gewiſſens ums Geld verkauft, ſo handelt man gegen die Ordnung und mag es büßen. Nirgends wird man verſtanden, nirgends mehr geſchätzt.“

„Ach Mädchen, was mußt du gelitten haben, daß du ſo urteilen lernteſt! Aber gar ſo arg iſt es denn doch nicht. Zwar niemand hat die ganze Welt und kann allem das Rechte treffen; aber liebe, gute Menſchen, denen man

ganz trauen kann und darf, solche findet jeder, der ihrer wert ist. Hast du denn keine mehr?"

Dorotheen traf der Wirtin vorwurfsvoller Blick. „Kann und darf!" wiederholte sie; „noch vor fünf Minuten hab' ich niemand gehabt, jetzt aber" — Tränen erstickten ihre Stimme.

Unterdessen waren sie vor dem Wirtshause angelangt. Die Frau führte Dorotheen am Arme die steinerne Stiege hinauf und durch die geräumige Küche ins Herrenstüble, um den Blicken der im Gastzimmer Anwesenden zu entgehen.

Es war Dorotheen ganz wunderbar zumute, als sie einige Minuten später im sauber getäfelten Zimmer mit den wunderbar schönen Bildern und dem großen Spiegel vor einem guten Schoppen saß und durch die halboffene Türe die in dem vollen Gastzimmer geführten Gespräche hörte. Viele suchten für die nächsten Tage Arbeit und Brot, boten ihre Arbeitskraft öffentlich an und trieben sich dabei die Löhne herunter. Nun wurde die Waldung versteigert, welche der Krämer unter dem Gottesdienst mit dem bisherigen Besitzer besichtigt hatte. Der Krämer bot etwas über den verhältnismäßig sehr niedrigen Anschlag und nun wartete der Ausrufer vergebens auf ein höheres Angebot. Endlich schrie man ihm von allen Seiten zu, er solle doch der langweiligen Geschichte ein Ende machen, da ja der Krämer schon mit allen eins sei, welche die Mittel hätten, den Wald zu kaufen.

„Nicht wahr, da geht's wunderbar zu?" fragte die Wirtin, als sie endlich wieder etwas freie Zeit für ihren Gast im Herrenstüble gewann.

„Es tut einem weh und wohl zugleich, das Durcheinander zu hören," antwortete Dorothee. „Weh, so viele leiden zu sehen, und fast wohl, da man das Eigene dabei

wieder ein wenig vergeſſen kann. Es iſt doch ein Troſt, wenn auch ein ſchwacher, ſich mit ſo vielen leidend zu denken. Man lernt den anderen vieles vergeben und Gott wird hoffentlich noch barmherziger ſein, als man ſelber iſt."

„Wenn man ſich nur nichts vorzuwerfen hat."

„Wer iſt ſo gut?" fragte Dorothee.

„O, viele ſind nicht ſchuld an ihrem Unglück."

„Das wollt' ich ſonſt nie glauben."

„Und nun?"

„Hab' ich es erfahren und empfunden. Jetzt aber möcht' ich wiſſen, was denn Gott tut."

„Er hat die Menſchen einander gegeben, daß ſie ſich lieben und ſich helfen nach ſeinen Geboten, nicht ſo ſich bekriegen, wie du es da draußen und überall hörſt. Tun ſie das nicht, ſo folgt die Strafe von ſelbſt. Den Reichen kann ſein Überfluß tiefer hinabdrücken als den Armen ſeine Not. Oder um wieviel iſt der Krämer beſſer, ſeit er einer der Reichſten wurde? Er hat nur noch mehr Gewalt für ſeinen böſen Willen. Ja, Mädchen, mir hat der Pfarrer genug erzählt. Wer im Beichtſtuhl redet, daß man ihn nicht lobt, gilt mir mehr als die, welche ſich dann, ſei es aus Dummheit oder Liebloſigkeit, über ihn hermachen, als ob kein guter Faden mehr an ihm wär'. Das ſag' ich unverhohlen. Wenn der Krämer mit ſeinem Anhang dich noch um den Dienſt bringt und du dann als ehrliche, unverdorbene Magd zu mir kommen kannſt und magſt, ſo will ich dir mit Freuden die Tür auftun, es mag dann Tag oder Nacht ſein."

„Das iſt guter Beſcheid und großen Dank wert," antwortete Dorothee gerührt. „Glück, Gunſt, Neigung, alles iſt übernächtig*) auf der Welt. Man kann immer

*) was nur eine Nacht dauert, alſo: vergänglich, hinfällig.

nur ſagen, was geweſen iſt, nie, wie es noch kommen wird. Aber nicht bloß darum, ſchon als Beweis des Vertrauens tut mir der Antrag recht im Herzen wohl, wenn ich auch nicht glaub', daß ich ſo ſchnell werde daraus Ernſt machen müſſen. Der Hans gibt um ſolche Redereien nicht viel."

„Aber heut' haben ſie ihm ſchon auch warm und kalt gemacht."

„Meint Ihr?"

„Ich weiß es. Heut', als er nach dem Gottesdienſt ſeinen Enzianer trank, ging es gehörig über ihn her."

„Was haben ſie geſagt?"

„Sei nur froh, wenn du es niemals hören mußt. Des Kaplans Predigt und deine Beicht' nimmt man zuſammen und glaubt, entweder mit Hanſen oder dem Jos müſſe nicht alles in Ordnung ſein. Man beginnt ſchon, den reichen Bauern ſo halb und halb aus der Sache zu wickeln."

„So!" rief Dorothee mit einer Lebhaftigkeit, welche die Wirtin zuerſt faſt erſchreckte. „Der Jos iſt alſo jetzt auch noch mit hineingekommen! Das laß ich mir gefallen. Er kann ſich nun um ſo eher denken, daß an dem ganzen Gerede kein wahres Wort ſei."

Die Wirtin blickte Dorotheen erſtaunt an und ſagte nicht ohne Strenge: „Was Hans denkt, iſt jetzt für ſeine Magd am wichtigſten."

„Hans ſteht auf ſich ſelbſt und tut, was er will."

„Du kennſt die Welt noch ſchlecht, wenn du glaubſt, daß nur wir Weiber uns nach dem Winde drehen. Ja, dann iſt's zum Teil gut, daß Gott dich ſchon jetzt etwas erfahren läßt."

Die Wirtin wurde wieder in die Stube gerufen. Auch Dorothee ſtand auf, dankte für den Wein und noch mehr für das, was dabei ihr Herz erleichtert hatte.

Die freundliche Frau war anfangs bemüht, Dorotheen, die ihr noch ſehr aufgeregt ſchien, zurückzuhalten, da ja das Glas noch nicht einmal zur Hälfte geleert ſei. Dorothee ſagte jedoch, ſie wäre ſoviel derlei Getränk gar nicht gewöhnt, wenig aber mache ihr leicht und wohl. Zudem ſei es ihr immer, als ob es nicht recht wäre, ſo in einem fremden Hauſe vom Brotherrn zu reden, während es daheim vielleicht dies und jenes zu tun gäbe.

Sie ſehnte ſich wirklich zurück zu den ſtillen häuslichen Verrichtungen, die ihr die Stigerin ſeit längerer Zeit faſt ganz allein überließ. Da vergaß ſie alles andere, konnte den Zuſammenhang leicht überſehen und war ganz in ihrer Welt. Das Reden und Tun der Menſchen aber tat ihr weh und drückte ihr Herz wie eine Laſt, unter der ſie ſich nicht mehr frei regen konnte, wie gern ſie auch eingegriffen und etwas getan hätte. Ja, ſie kannte die Welt noch nicht, da hatte die Wirtin ganz recht; aber ſie wußte doch ſchon zuviel von ihr, als daß ihr das Plaudern der Leute in der Gaſtſtube und das Klingen der Gläſer noch ein Vergnügen machen konnte. Das Schönſte war für ſie und das Beſte, treulich ihre Pflicht zu tun, daß kein Menſch einen Grund zum Tadeln hatte. Dann konnte ſie das Gerede vorüberſchwirren laſſen wie einen Herbſtſturm, vor dem ſich kein Menſch fürchtet, wenn er nur ſein Schindeldach gehörig mit Steinen überlegt und feſtgedrückt hat und auch ſich ſelbſt nicht auf der weiten Gaſſe befindet. Wäre ſie heute wie ſonſt ordentlich zu Hauſe geblieben, ſtatt ſich großtun zu wollen mit ihrem Gelde, dann hätte ſie gewiß nicht ſo Schlimmes erlebt. Mit ſolchen Gedanken kam ſie vor den Stighof, den ſie ihr Daheim zu nennen ſo gewohnt war, daß ſie es auch noch jetzt nicht laſſen konnte, obwohl ſie eben von den Eigenen kam und nicht wußte, wie lange ſie noch hier bleiben

durfte. Sie begrüßte das Haus, ſchon da ſie nur deſſen hohen Dachſtuhl über die anderen Häuſer herüberragen ſah, mit dem Gefühl des Wanderers, welcher eine liebe Stätte, den Schauplatz ſeiner froheſten Tage nach langer mühevoller Reiſe wieder betritt mit dem feſten Vorſatze, nun — wenn's irgend möglich — für immer dazubleiben und unbekümmert um die Welt, die er nun genugſam kennt, ſich hier ſo nützlich und angenehm als nur immer möglich zu machen. Aber wie es dann gewöhnlich ſolchen Wanderern begegnet, daß ſie nicht mehr alles finden, wie ſie auf mühevoller, unſicherer Fahrt ſich's träumten, ſo fand auch Dorothee nicht mehr alles, wie ſie es erwartet hatte und gewohnt war. Etwas freilich mochte davon kommen, daß ſie jetzt auch zu ſcharf beobachtete, zu ängſtlich jedes an ſie gerichtete Wort auf der Goldwage wog, um nicht ſowohl Hanſen als die Stigerin ganz erſtaunlich verändert zu finden.

Was die Stigerin heute morgens noch mehr als Vermutung ausſprach, indem ſie der Liebe zum gutmütigen Sohne und der Abneigung gegen Jos folgte, hörte Hans nach dem Gottesdienſte überall ſo beſtimmt behaupten, daß ihm die Sache mehr als bedenklich zu werden begann. Die Leute glaubten, es geſchehe dem Burſchen gewiß ein großer Dienſt, daß er noch ſo ziemlich ungeſchlagen aus der Geſchichte gewickelt werde; doch ſie täuſchten ſich. Wenn Dorothee ſo falſch war, dann konnte man an keine Tugend mehr glauben und keinem Menſchen trauen. Das aber wäre Hanſen unerträglich geweſen. Er glaubte feſt noch immer an Dorotheens Unſchuld, daher war es ihm nicht genug, daß das Gerede ihn ſelbſt jetzt ſchonte. Unſchuldig mußte das Mädchen ſein, aber ſeine Neigung zum Jos — ja, die hielt er jetzt für eine ausgemachte Sache und das wurmte ihn mehr, als er ſogar ſich ſelbſt

geſtehen wollte. Davon wohl kam es hauptſächlich, daß er den Vorſchlag der Mutter, Dorotheen um jeden Preis und ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe zu bringen, immer vernünftiger fand. Ärgerlich, daß nun das frohe Zuſammenleben mit Dorotheen, die ihm die Schweſter erſetzte, noch auf ſo unangenehme Weiſe zu Ende ſein ſollte, erklärte er ſein Einverſtändnis mit dem Plane der Stigerin auf eine Weiſe, daß dieſe nicht wußte, was ſie daraus machen ſollte. „Mit dieſen Weibsbildern,“ murrte er, „ſollte man gar nichts zu tun haben, oder wenn das nicht geht, gleich die Allerärgſte heiraten, damit ſie ſich für einen gegen die anderen Weibsleute wehre. Dieſes Gelärm wird mir denn doch zu arg, ſeit auch ein Geiſtlicher dahinterſteckt, der das Unheiligſte bekreuzigt und ſegnet, daß jeder ſchon zum voraus verdammt iſt, der ſich noch dagegen wehren will. Dorothee muß heiraten, und wenn ſie noch keinen hätte, ſo tät gleich ich ſie nehmen aus purem Trotz; aber man kann ja darüber reden.“

Unter der Kinderlehre kam Hans zu dem Entſchluß, das Mädchen gleich offen zu fragen, ob es lieber ihn oder den Jos zum Manne möchte. Nach dem Gottesdienſte eilte er gleich heim, obwohl er wußte, daß in der Kronenwirtſchaft eine Verſteigerung ſtattfinden ſollte, bei der er nicht ungern auch ein wenig mitgetan hätte. Ungeduldig wartete er nun auf die Magd; aber die wollte nicht kommen. Das verdarb ihm von neuem ſeine Stimmung und bald war er mit der Stigerin wieder übers Kreuz, da er ſich nun gar nichts mehr ſagen laſſen wollte. So, unzufrieden über das lange Ausbleiben und noch aufgeregt vom Wortwechſel mit der Mutter, traf ihn die Magd, welcher er jetzt um alles kein gutes Wort hätte geben können. „Ich hab' ſchon gedacht, du macheſt eine

Wallfahrt nach Einſiedeln oder Rankweil*)," brummte er. „Mädchen, die man nicht mehr losſpricht, ſuchen gern die Beichtväter dort auf, die ſie nicht kennen und längſt allerlei Brocken gewohnt ſind."

Solchen Gruß erwartete das Mädchen nicht. Die Wirtin ſchien alſo ganz recht zu haben, wenn ſie beſorgte, daß es hier nicht lange mehr gut tun werde. Etwas haſtig antwortete ſie Hanſen: „Ich kann ſchon auch hier losgeſprochen werden, wenn ich nur verſpreche, was man will."

Hans bereute zwar ſeine Rede; doch um ſich das nicht anmerken zu laſſen und weil er hoffte, mit dem armen Mädchen ſchon ſo nach und nach wieder einlenken zu können, fragte er mit erzwungener Härte: „Was will man denn?"

„Daß ich dich — daß ich den Dienſt verlaſſen ſoll," antwortete das Mädchen, welches durch dieſe Frage und dieſen Ton ſich aufs neue verletzt fühlte.

„Das iſt wohl auch das allergeſcheiteſte," bemerkte die Stigerin, welche beide nicht ungern auseinandergeraten ſah. „Man muß ſich immer in die Zeiten oder die Menſchen ſchicken, wie ſie ſind, und dafür ſorgen, daß die Kirche noch im Dorfe bleibt. Wir ſind lange friedlich beieinander geweſen und wollen uns nun auch im Frieden trennen, wenn einem Gerede, das dir mehr als uns ſchadete, nur dadurch noch abzukommen iſt."

Dorothee hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und ſagte nun mit halberſtickter Stimme: „O, dieſes Reden alles braucht es nicht. Nur durch euere Güte bin ich hergekommen als armes Kind und gehe nun mit dankbarem Herzen. Mit ſchwerem Herzen freilich auch; aber ihr ver-

*) der beſuchteſte Wallfahrtsort in Vorarlberg.

zeiht mir es wohl, wenn ich nicht ſo leicht ein Haus verlaſſe, wo ſo viele Lieb' und Güte mich faſt vergeſſen ließ, daß es nicht meine Heimat ſei. Nun, Gott wird mich weiter führen," fügte ſie nach einer Pauſe bei und wollte, da ſie die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, das Zimmer verlaſſen.

„Wohin denn gleich?" fragte die Stigerin etwas unſicher.

„Meine Sachen einpacken," antwortete Dorothee.

„Das tut nicht gar ſo not," wehrte die Stigerin. „Gleich ſchon zum Jos hinein wirſt du denn doch nicht wollen, heim aber kommſt du noch lang. Man gönnt jeder Magd ſoviel Zeit, daß ſie ſich gehörig auf den Umzug vorbereiten kann. — Und du biſt mir mehr geweſen als Magd," fügte ſie immer weicher werdend bei. „Ich merke ſo etwas an mir ſelbſt. Ich hab' mir feſt vorgenommen, für dich zu ſorgen und will es auch halten, drum darf dir für die Zukunft nicht gar zu bange ſein. Komm nur, wenn dir etwas mangelt, und auch an einem hübſchen Zehrpfennig ſoll's nicht fehlen."

Dorothee ſchüttelte traurig den Kopf. „Ich hätte gewiß nie nur einen Kreuzer Lohn von euch genommen, wenn's mir nicht um die armen Eigenen geweſen wäre. Aber etwas dafür nehmen, daß man jetzt meiner los wird, kann ich ſogar dieſen zuliebe nicht."

„Aber dir zuliebe dürfteſt und wirſt du, wenn du wieder zu dir ſelbſt kommſt, doch nehmen, was wir dir als Beweis unſerer Zufriedenheit von Herzen gern geben."

„Solche Beweiſe hab' ich täglich bekommen und mich daran gefreut, ohne mich einer Sünde zu fürchten. Jetzt aber ſind wir fertig. Meinen Lohn hab' ich heute den Eigenen gebracht und — ich muß offen ſagen — auch da wieder von Herzen für die Rettung aus dem Hauſe drüben

gedankt. Aber jetzt — Mutter — Stigerin — laßt uns ſcheiden und uns das Herz nicht noch ſchwerer machen —"

„Das wird mir nun doch gar zu ernſthaft," ſagte Hans in einem Tone, welcher deutlich verriet, wie ſehr die letzten Worte des immer ſchöner und ſchuldloſer vor ihm ſtehenden Mädchens ihn ergriffen. „Wo um Gottes willen wollteſt du doch gleich wieder ein ordentliches Unterkommen finden?"

„Dafür," antwortete Dorothee, „haben Gott und gute Menſchen ſchon geſorgt. Ich kann gleich heut' noch als Magd bei der Kronenwirtin einſtehen."

Hanſen hatte es wohlgetan, ſich das arme Mädchen ganz von ihm abhängig zu denken. Nie hatte ſich ſein Kopf ſtolzer aufgerichtet, als bei dem Gedanken, daß er dieſes holde Weſen aus ſeiner Niedrigkeit erheben und auf einen ſeiner würdigen Platz ſtellen könne mit einem Worte.

Schmerzlicher traf ihn noch nichts als die Mitteilung, daß das Mädchen ohne ſein Wiſſen und Zutun ſich geholfen habe. Er fuhr auf, wie wenn ihn eine Weſpe geſtochen hätte. „Alſo darum," rief er zornig, „hat die Mutter vom Jos heut ſoviel mit der Wirtin zu ziſcheln gehabt unter der Kirchentür."

„Ich weiß das nicht."

„Aber ich weiß nun, daß du falſch biſt wie Galgenholz. Alles war heimlich abgekartet. Uns ging das nichts mehr an. Wir haben jetzt lange genug für dich geſorgt."

„Sei das, wie es wolle," beruhigte die Stigerin den Sohn, welchen ſeine Aufregung kaum noch auf dem Stuhle litt. „Jeder Menſch hat ein Recht, für ſich ſelbſt auf ſeine Weiſe zu ſorgen und er ſoll das auch, wenn er ſich einmal ſeinen Erziehern entwachſen glaubt. Der Platz in der Krone iſt nicht ſchlecht, wenn man mit der Alten auszukommen weiß."

„Ich wünſch' ihr Glück," ſagte Hans unmutig, „und mehr ſcheint ſie von uns nicht mehr zu wollen."

Dorothee ging oder vielmehr wankte weinend in ihr Zimmer; Hans holte einen großen Sack aus der Rumpelkammer, warf ihn vor die Mutter auf den Tiſch und rief: „Den da kann man ihr bringen, wenn ſie gleich einpacken will."

„Sei doch nicht ſo ungeſchickt!" bat die Mutter.

„Ja gelt, daß ſie mir nicht noch überall Böſes nachredet, wie eine fortgejagte Wäſcherin? O, nicht eine Hand tät ich dafür umkehren. Sie ſoll nur machen, wie ſie will, denn ſchon zu lang hat ſie ſich immer verſtellen müſſen, daß man glaubte, Roß und Wagen könnten ſie nicht von uns bringen."

„Es iſt aber doch recht, daß ſie geht."

„Ganz recht. Jos könnt' am End' gar noch eiferſüchtig auf mich werden. Drum wird ſie ſo große Eile haben."

„Du haſt vergeſſen, was das Gerede der Leute dabei tat."

„Ich wäre feſt geſtanden und ſie hätt' es neben mir wagen dürfen. Aber da muß man ſich immer nach dem Nebel*) richten, wie die Weiber bei der Wäſche. Zuerſt lauter Wörtlein, ſo eben und glatt, daß man darauf leicht fallen und den Kopf verlieren könnte; dann läutet's eine ganz andere Glocke und nun macht man einen Kopf und dreht ſich und geht, wie ein Bettler von einem Wucherer."

„Du biſt ſonſt im Urteilen ſo billig als einer."

„Ich hab' auch noch nie ſo was Unbilliges erlebt. Was heißt das bißchen Lärm gegen das, was Angelika leidet; aber die iſt noch nicht davongelaufen, obwohl es auch einen geben tät, der ſie beſſer zu ſchätzen wüßte, als ihr Mann."

*) d. i. Regen drohenden Wolken.

„Großer Gott," jammerte die Stigerin, „muß ich meinen Buben ſo ſündhaft reden hören von dem Weib eines anderen! Schäme dich vor dem hellen Tag!"

„Ich bin nicht ſchuld, daß ſie das Weib eines anderen wurde."

„Nun," begütigte die Mutter, „ich hab' jetzt nichts mehr gegen die Verwandtſchaft und Zuſel, die hübſchere, iſt noch zu haben."

„Ja, falſcher, treuloſer als Dorothee kann ſie gewiß nicht ſein und dabei iſt ſie zu herzhaft, um ſich wegen einem Gerede zu kümmern. Immer luſtig, hübſch, klug; ja, die Zuſel iſt nicht ſo übel und dabei der Angelika faſt ähnlich."

Während Mutter und Sohn ſich ſo allmählich wieder näherten, hatte Dorothee ein Kleidungsſtück nach dem anderen in den Überzug ihrer Bettdecke zu packen begonnen. Sie kam damit um ſo langſamer vorwärts, weil ſie immer wieder daran denken mußte, bei welcher Veranlaſſung ſie dies und jenes erhielt. Erſt jetzt empfand ſie es recht lebhaft, wieviel ſie dieſen Leuten zu verdanken hatte. Zuerſt glaubte ſie, ſo, noch halb im Unfrieden und mit dem Gefühl, daß ihr ſehr unrecht geſchehen ſei, werde ſie am leichteſten gehen; doch beim Anblick der vielen Geſchenke Hanſens und der Stigerin nahm ihre Aufregung bedeutend ab. Endlich aber fragte ſie ſich: „Biſt du denn gar ſo in dieſe Herrlichkeiten vernarrt?" Und: „Nein!" rief ſie, indem ſie alles ordnungslos aufeinander warf, um dann ſo ſchnell als möglich von hier fortzukommen. Dennoch war es ſchon beinahe dunkel, bis endlich alles beiſammen war, was ſie nicht einzupacken vergaß. „Nun, in Gottes Namen!" ſagte ſie, indem ſie ihr Bündlein anfaßte, ſich noch einmal die großen Tropfen von den Wangen wiſchte und dann mit geſchloſſenen Augen das Zimmer verließ.

In der Stube war ihr nicht mehr anzumerken, wieviel ſie in den letzten Viertelſtunden gelitten hatte. „Ich will Euerer Erziehung immer Ehre machen," ſagte ſie beinahe heiter zur Stigerin, welche die Faſſung des Mädchens um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, da ſie ſelbſt das Weinen kaum erwehren konnte.

„Geh mit Gott und der heilige Schutzengel begleite dich und zeige dir gute Wege und gute Menſchen," ſagte ſie, indem ſie in das Weihwaſſerkrüglein hart neben der Türe langte und des Mädchens Stirne ſegnend bekreuzigte.

Dorothee bat noch, ihr Hanſen, welcher nirgends mehr zu ſehen war, herzlich zu grüßen und ihn um Vergebung zu bitten wegen allem Unrechten, was ſie je aus Schwäche oder Unwiſſenheit geſagt und getan habe. Dann verließ ſie die Stube und das Haus.

Jetzt war ſie im Freien, im Weiten, allein. Ihre Erzieher hatte ſie verlaſſen, ihre größten Wohltäter. Nun wollten wohl auch die Eigenen nichts mehr von ihr hören und den guten Jos hatte ſie abſchwören müſſen! Im erſten Augenblicke kam ihr das alles wie eine ungeheure Übereilung vor und ſie wußte nicht, ob ſie vorwärts gehen ſollte oder wieder zurück. Dann aber entſann ſie ſich des Geſchehenen und jedes gewechſelten Wortes ganz genau, und ohne dabei wieder weich zu werden. „Wo es einmal ſo klingt, iſt gut gehen," ſagte ſie ſich und ſchritt raſch durch das Herrendorf hinaus, dann hinunter zur Kirche und der Kronenwirtſchaft zu.

Der alten Stigerin hat ihre Rechnung jämmerlich gefehlt. Hans kam erſt recht ins Gerede hinein, als am anderen Tag, am Feſt Allerheiligen, jedermann davon erzählte, Dorothee ſei nun doch noch losgeſprochen worden, weil ſie den Dienſt auf dem Stighofe verlaſſen hab' und bei der Kronenwirtin eingeſtanden ſei.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Bei der Brunnenſtube.

Die wackere, noch etwas altmodiſche Wirtin und Dorothee kamen ſehr gut miteinander aus. Das Mädchen gewöhnte ſich viel ſchneller an das unruhige Leben einer Wirtsmagd, als ſelbſt die Wirtin erwartet hatte. Gerade das ewige Kommen und Gehen, die Geſpräche über die verſchiedenſten Angelegenheiten und Verhältniſſe, das ganze Durcheinander der Gaſtſtube war Dorotheen ſchon darum erwünſcht, weil es ſie den ganzen Tag niemals zu ſich ſelbſt kommen ließ. Recht lieb war ihr auch, daß ſie nur jeden Gaſt gehörig, ja ſogar reichlich bedienen, ſonſt aber nicht beſonders viel Weſens machen mußte. Die Kronenwirtſchaft war ein recht eigentliches Bauernwirtshaus. Die Wirtin ſchien das Geſchäft nur zu Ehren des verſtorbenen Mannes fortzuführen, um es einſt dem einzigen Töchterlein im alten guten Rufe abtreten zu können. Die Gäſte, die hier kamen und gingen, waren um ſo mehr geachtet, je williger ſie ſich von der guten Frau auch ein wenig bemuttern ließen. Man durfte ihr aber das Vertrauen ſchon ſchenken. Sie ſchien nicht nur die Sprüche und Redewendungen ihres unvergeßlichen Seligen, ſondern etwas, ja ſogar viel von ſeinem ganzen Weſen geerbt zu haben. Da war alles einfach, aber ſolid, wie in ihrer Hauseinrichtung, die auf den erſten Blick recht bäuerlich altmodiſch ausſah, aber durch ihre Zweckmäßigkeit jeden befriedigte. Nützlich, vernünftig und klar, das waren

ihre Lieblingsworte und mit dieſen ließen ſich auch all ihre Reden und Handlungen bezeichnen.

Um ſo mehr ſetzte Dorotheen ein Auftrag in Erſtaunen, den ſie am Abend vor dem Martinstag erhielt. Sie gebot ſich aber ſo ſchnell, daß die Wirtin den Schatten gar nicht bemerkte, der dabei über das Geſicht des Mädchens flog. Es war ein Glück für Dorotheen, daß ſie gerade nicht beſonders ſcharf beobachtet wurde, denn es handelte ſich um einen alten Brauch, den man im Hauſe ſeit Urgroßvaters Zeit und kein Menſch wußte, wie lange vorher ſchon, übte und über den die ſonſt ſo nüchterne Frau ſich um ſo weniger zweifelnd oder gar ſpöttelnd hätte befragen laſſen, weil auch ſie mit ganzem Herzen daran hing.

Dorothee langte ſchon nach dem Weihwaſſerkrüglein an der Wand neben der Stubentür, um ſich gleich in ihr freundliches Dachkämmerlein zur Ruhe zu begeben, als ſie von der Wirtin mit eigen feierlicher Stimme, die etwas Wichtiges zu verkünden ſchien, in die Küche gerufen wurde. Sie folgte, ſo ſchnell ſie konnte, denn ihr war's lieb, wenn es noch etwas zu tun gab an dieſem wunderbar ſchönen und doch ſo ſtürmiſchen Abend. Vorhin, als ſie den die Stube lang ſich hinziehenden Zechtiſch abgeräumt hatte und ihren Blick alsdann durchs mondbeglänzte Tal ſchweifen ließ und der Sturm einige Fenſterläden zuſchlug, wurde ſie wieder ſo wach, daß ſie viel lieber noch an irgendeine Arbeit als gleich ins Dachkämmerlein ging.

Auf dem ſchneeweiß geſcheuerten Schranke in der geräumigen Küche, über dem ſich ein vierfacher Rahmen voll glänzenden Porzellangeſchirrs an der Wand hinzog, ſtand ein großer Topf, den die Wirtin ſoeben mit Weißbrot, Butter, Honig und Schweizerkäſe — von ihrer Alp — füllte. Als ſie Dorotheen bemerkte, ſagte ſie: „Leg' dich

noch einmal ordentlich an, daß dir der Föhn nichts ſchadet, und bring das alles unſerem Brunnen.“

Dorothee ſah die Wirtin erſtaunt fragend an. Wohl hatte ſie von dem ſchon damals ziemlich aus der Übung gekommenen Brauche gehört, am Martinsabend die im Jahre gebrauchten Quellen — Urſprünge — zu ſpeiſen, aber es kam ihr doch ſonderbar, beinahe lächerlich vor, da ſie eine ſonſt ſo nüchterne, wohlberechnete Frau die Sache noch ſo ernſthaft nehmen ſah. „Ich hab' das noch gar nie getan,“ flüſterte ſie beinahe bittend, „ich weiß auch nicht, wie man es machen muß, und es wär' mir lieb, wenn Ihr diesmal den Knecht ſchicken tätet, der doch heut' auch ſonſt nicht mehr beſonders viel anfangen wird.“

„Das geht nicht.“

„Warum?“ fragte Dorothee, nachdem ſie eine Sekunde ſchaudernd das Toſen des immer mächtigeren Sturmes gehört hatte.

„Es muß ein Mädchen, eine Jungfrau ſein.“

Dorothee, die es ordentlich fröſtelte, wagte nochmals zu fragen: „Warum?“

„Meines Mannes Großvater ſelig,“ erzählte die Wirtin, „ſoll das einmal unterlaſſen haben, dafür hat ihm dann der Urſprung im nächſten Sommer auch kein Waſſer mehr gegeben. Seitdem iſt's immer getrieben worden und mein Mann ſelig ſoll auch in dem Stücke mit mir zufrieden ſein. Vielleicht haben auch die Urſprüng' ihren eigenen Schutzpatron, wie das Feuer den heiligen Florian, deſſen Bild man in jedem chriſtlichen Hauſe findet. Jedenfalls heiß' ich dich nichts Schlimmes, nur das, was ich ſelbſt als Magd in dieſem Hauſe früher jeden Martinsabend habe tun müſſen.“

„Und wie habt Ihr es denn gemacht?“ fragte das Mädchen, welches nun ſeinen Mut wieder wachſen fühlte.

Die Wirtin ſtellte zwei Teller vor ſich auf den Küchenſchrank und begann: „Siehſt du, das rechts iſt die Fluoh und das links der Fuß vom Liggſtein. Drin, da zwiſchen den Bergen in der Enge, wo am längſten Sommertag die Sonne nur wenige Stunden zu ſehen iſt, hart neben dem Weg, den die Schleichhändler und Alpknechte benützen, wenn's einmal Eile hat, grad' wo der Wald angeht, mitten in einem Buchenkranz, unter hölzernem Deckel iſt im Boden ein ausgehöhltes Holz, ein Trog. Das iſt unſere Brunnenſtube, wo mehrere Urſprünge geſammelt ſind, um in einer Leitung bis zu unſerem Hauſe geführt zu werden. Da gehſt du hin. Die Schaufel darfſt du aber nicht vergeſſen, denn mit der mußt du hart neben die Brunnenſtube gegen Sonnenaufgang vergraben, was ich dir da zuſammengerichtet habe. Ich ſummte dabei gewöhnlich ein frommes Lied und mein Lebtag nie hab' ich mich ſo gern gehört als da. Noch weiß ich's ganz gut, als ob es geſtern geweſen, wie da die fallenden Tropfen klangen und rauſchten, die Baumwipfel flüſterten und es dann wieder, wie in der Kirche unter der Wandlung, ſtill, ganz ſtill worden iſt. Ich tät am liebſten ſelbſt gehen und lang, lang drüben bleiben, wie vor zwanzig Jahren. Wie wird mir doch ſo eigen und alles liegt noch ſo lebhaft vor mir, daß ich dir gleich erzählen muß, wie mir damals gegangen iſt."

Beide ſetzten ſich auf die an der Fenſterwand hinlaufende Bank; Dorothee knüpfte den ihr übergebenen Topf mit zitternden Händen in ein weißes Tuch, die Wirtin aber erzählte: „Ich bin da Magd geweſen, aber du mußt nicht glauben, daß meine Eigenen den lächerlich kleinen Lohn gerade nötig gehabt hätten. Von der Stickerei wußte man damals noch nicht viel, aber ein Vater, der nicht eben gebunden war, hätte ſein Mädchen

auch um den schönsten Lohn ungern das ganze Jahr in der Stube sitzen lassen. Man meinte, gerade wohlhabenden Mädchen, denen später vielerlei durch die Hände geh', könne es nicht schaden, wenn sie schon in den jungen Jahren ein bißchen herumgepudelt würden und die Arbeit so lernten, daß auch die eine Freude daran hätten, die nicht mit der Verliebtheit des Vaters oder der Mutter urteilten. Besonders der Dienst in einem ordentlichen Wirtshaus ward einem jungen Mädchen recht herzlich gegönnt, wenn es sich nur auch gehörig zu stellen wußte. Nun, mir hat es an dem nicht gefehlt und auch nicht an Burschen, die ich hätte haben können. Es gab manchen Spaß und ich mag oft schuld gewesen sein, daß einer länger dablieb, als es bisher seine Gewohnheit war. Ich meinte, den jungen Wirt müsse es freuen, wenn ich ihm so Kundschaft warb, und nichts hat mir so weh getan, als ihn immer stiller und unfreundlicher gegen mich zu sehen. Zuweilen wollte ich ihm einmal gehörig das Kapitel lesen, aber zu dem bin ich Schwache doch nie gekommen, denn ich hab' gleich gemerkt, daß ich ihm noch viel eher den Dienst aufkünden könnte. Das aber wollt' ich wirklich tun. Da kam der Martinsabend und sah just aus wie der heutige. Ich wußte schon, was ich zu tun hatte, doch sann ich über ganz anderes und so kam es denn, daß ich Einfalt zur Brunnenstube hinauslief und vergaß, was ich zur Speisung hätte mitnehmen sollen. Der Wirt mußte mein Versehen schon bemerkt haben und eben das war mir zehnmal ärger, als der Gang zurück, den ich nun wieder noch machen mußte. Der Spott des Wirtes über jedes Versehen war in der letzten Zeit so spitz, daß man zehnmal eher einen kräftigen Vorwurf ertragen hätte, auf den sich wieder etwas Gesundes entgegnen ließ. „Das tut's da nicht mehr und du mußt fort auf einen anderen Platz!" rief ich überlaut und

erſchrak dann ſelbſt über den ſonderbar fremden Klang meiner Stimme. Wenn du allein am Urſprung ſtehſt unter den gelben, flüſternden Wipfeln und du das Murmeln und Plätſchern hörſt, ganz allein, als ob es nur für dich da wär', dann beginnt ſich das Fallen der Tropfen, das einen Saitenklang von ſich gibt, in die Weiſe eines wunderbaren Liedes zu ordnen, das dir ganz bekannt iſt, obwohl du es auf der Welt noch nie gehört haben kannſt. Dann wird's dir weit und wohl, alles iſt dir gut und recht, und du biſt nicht mehr fähig zu einem Entſchluß, der irgend etwas ändern könnte. Mir wenigſtens iſt es ſo geweſen. Ich bin dageſeſſen wie verzückt, bis das gefallene Laub unter den Buchen raſchelte und auf einmal — der Wirt mit dem Vergeſſenen hart vor mir geſtanden iſt. „Trifft man dich doch einmal allein, wo man ein vertrautes Wort mit dir wechſeln kann?" fragte er. „Jawohl," hab' ich geſagt, „wenn deine Spottſucht auch ein vertrautes Wort aufkommen läßt." Jetzt redeten wir lang hin und her, wir räumten*) uns erſt gehörig herunter, dann wurde alles klar zwiſchen uns und acht Wochen ſpäter ſind wir Brautleute geweſen. Drum denk' ich noch jeden Martinsabend an den Urſprung am Alpweg und bleibe treulich beim alten Brauch, wie ſehr der auch ſonſt aus der Übung gekommen iſt."

Dorothee, welche zuerſt das ihr Übergebene den hungrigen Eigenen weit beſſer als dem Urſprung am Alpwege gegönnt hätte, ward tief ergriffen von der Erzählung, aus der ſie eine ſo ſchöne Neigung zu dem Seligen heraus klagen und jubeln hörte. Der ihr befohlene Gang ward nun faſt zu einer gottesdienſtlichen Verrichtung. Sie mußte der Wirtin zum Abſchiede die Hand drücken, was

*) machten uns Vorwürfe, kanzelten uns gegenſeitig ab.

wohl die meiſten Bregenzerwälderinnen noch nie in ſolchen Fällen geſehen, geſchweige denn ſelber getan haben.

Haſtigen Schrittes verließ Dorothee das Haus. Die Wirtin ward ihr das bewundernswerte Weib, indem ſie ſich als Stellvertreterin ihres Seligen dachte. So, meinte Dorothee, hätten die meiſten Menſchen einen Gedanken, ein Gefühl, woran ſie ſich in allen Stürmen mit Herz und Seele feſthalten könnten. Ach, und ſie ſtand einſam, abgeriſſen überall, und ein furchtbarer Eid bannte ſie und trennte ſie ſowohl von den Ihrigen, deren Selbſtſucht ſie dazu zwang, als auch von dem Geliebten, deſſen Bild jetzt bei Tag und Nacht vor ihrer Seele ſtand. Wann ſollte das enden, wann ſie das aufklärende, verſöhnende Wort finden? Schaudernd blickte ſie hinüber zu dem ſtattlichen Hauſe des Krämers, wo noch alle Zimmer beleuchtet ſchienen. Es ward ihr kalt und heiß, als ſie daran dachte, daß ihre Erlöſung an das Verderben jenes Mannes geknüpft ſei. Lange Zeit lehnte ſie an dem ſchon etwas morſchen Stamm einer vieläſtigen Buche, ſo in Gedanken verloren, daß ſie das Toſen des immer wilderen Sturmes kaum bemerkte, bis derſelbe einen halbdürren Aſt von ihrer Buche brach und ſurrend hart neben ihr niederwarf, daß die vielen Zacken ſich mehr als fußtief in den Boden bohrten. Einen lauten Schrei ausſtoßend, ſprang das Mädchen von der gefährlichen Stelle weg und empfand, als einmal der erſte Schreck überſtanden war, ein ganz eigenes Behagen, alle Glieder nach Belieben regen zu können. Sie hatte ein Gefühl, als ob ihr Leben und Geſundheit aufs neue wiedergeſchenkt worden ſei. „Es iſt doch ſchön auf der Welt!“ rief ſie emporblickend zu den ſtillen ernſten Bergen, die jetzt mit Sternen bekränzt ſchienen. Nie noch hatte ſie den Liggſtein, der ſtolz und wie ein Wächter des Tales über den Schnepfauer Wald

gegen die Kanisfluoh hinüberragte, ſo aufmerkſam betrachtet und ſo klar geſehen, wie jetzt im Scheine des Mondes. Die Schatten der vom Sturme geſchüttelten Tannen, welche zwiſchen den übereinander gewölbten Steinſchichten hervorwuchſen, zogen an dem rot und bläulich ſchimmernden Felſen auf und ab und ſchienen ihr zu winken. Der Wald dort, welcher ſich in der noch nicht beleuchteten Tiefe weit bis an den Streifen Himmelbläue hinzog, welcher zwiſchen den beiden Felſenköpfen herunterhing, hatte ſich viel zu erzählen. Geheimnisvoll rauſchten und flüſterten die rötlich ſchimmernden Buchen und die ernſten Tannen, wenn wieder ein Sturm ob ihren Wipfeln dahinfuhr, daß man ſogar das Toſen der blauen, tauſend Silberſtreifen über die von den Bergen geſtürzten Steine werfenden Aach nicht mehr hörte. Endlich in der geſchützten Schlucht der Brunnenſtube angelangt, wo nicht mehr Äſte, ſondern bloß noch die welken Blätter ſich regten, empfand Dorothee, wie wahr die Wirtin das Gefühl ſchilderte, von dem man hier erfaßt und gehoben wurde. Noch nie hatte ſie wie jetzt die Bewegung des Gehens und den Gebrauch jedes ihrer Sinne als Wohltat empfunden. Lange war ſie zu nichts fähig, als zum Sehen, Hören und Bewundern der herrlichen Gotteswelt, deren Anblick und Genuß ihr eben wieder geſchenkt worden war. Selbſt in der Kirche, wo zuweilen manches noch an die Not und Plage des Alltagslebens erinnerte, war ihr noch ſelten ſo leicht und frei geweſen wie hier. Nie hätte ſie geglaubt, daß ſie bei der wunderbar lieblichen Muſik der Urſprünge mit ſolcher Andacht ihrem Opfer ein Grab graben würde, denn noch nie ſonſt war ihr eine Quelle faſt wie etwas Lebendiges erſchienen. Jetzt aber lauſchte ſie dem Geplauder der Tropfen ſo aufmerkſam, daß ſie das ihr aufgegebene Vaterunſer für den ſeligen Wirt bei-

nahe vergaß. Erſt als die Arbeit fertig, fiel es ihr ein. Als ſie nun auf einem ganz mit Moos bedeckten Stein kniete, laut und langſam betend, war's ihr gerade, wie wenn der Geiſt des Verſtorbenen ſie umſchwebte. Von den zitternden, rauſchenden Buchen ringsum rieſelten Blätter herab auf die Beterin und das Opfergrab, welches ſie mit Moos bedeckt hatte. Sie begann unwillkürlich ein zweites Vaterunſer zu beten. Da fiel der erſte Mondſtrahl hell und voll auf ihr faſt wie verklärt leuchtendes Geſicht. Einen Augenblick ſpäter war der ganze Platz erhellt. — Dorothee ſtieß einen lauten Schrei aus und wankte einige Schritte zurück. Nicht weit vor ihr erblickte ſie, an einen Buchenſtamm gelehnt, eine männliche Geſtalt. Nur das Geſicht wurde noch vom Schatten eines Aſtes bedeckt. „Wer iſt da?" fragte das Mädchen, alle Kraft zuſammennehmend und ſchon auf dem Sprung zur Flucht.

„Niemand als ich."

Dieſe Antwort war ſehr unbeſtimmt. Dorothee jedoch hatte ſchon an der Stimme genug. Dieſe Stimme würde ſie überall und unter allen Umſtänden ſogleich erkannt haben. „Ach Gott, es iſt Jos!" jammerte ſie und langte nach ihrer Schaufel, als ob ſie ſo ſchnell als möglich zu gehen entſchloſſen ſei.

„Was tuſt du da?" fragte Jos, indem er langſam dem Mädchen näher trat, welches noch immer zwiſchen Gehen und Bleiben ſchwankte.

Endlich lehnte ſie die Schaufel an einen Buchenſtamm und ſagte: „Ich hab' die Brunnenſtube ſpeiſen müſſen."

„Ich kann nicht begreifen," begann Jos nach einer Weile, „wie eine ſonſt verſtändige Frau noch ſolche Dummheiten treiben läßt."

Dieſe Rede tat Dorotheen weh. Jetzt dachte ſie nicht

mehr ans Gehen. Erſt ſollte Jos eine beſſere Meinung von der Wirtin bekommen. Sie ſetzte ſich neben den Burſchen auf einen Stein und erzählte, was jene hier als Mädchen einſt erlebt habe.

Aufmerkſam hörte Jos zu; auch als Dorothee geendet hatte, blieb er eine Weile ganz ſtill. Endlich aber ſagte er: „Der Platz iſt ganz dazu gemacht, einmal frei auszuſprechen, was man ſonſt in ſich vergraben mußte — da drunten, wo jetzt der Sturm zieht. Auch ich hab' dich heute zu mir hergewünſcht, Gott hat mich erhört und aus dem ſchöpf' ich die Hoffnung, daß nun alles noch gut werde. Viel, viel hab' ich zu ſagen und zu fragen, ich will gleich anfangen, ſo treibt mich die Ungeduld und zudem weiß ich nie, wann dein Bruder kommt und uns ſtört."

„Hansjörg?" fragte das Mädchen erſchrocken. Es hatte dem Bruder oft einen ordentlichen Freund gewünſcht und beſonders den Umgang mit dem fleißigen Jos hatte es ihm recht von Herzen gegönnt, weil der ihn wohl ſo leicht als einer wieder auf den rechten Weg bringen konnte. Als nun aber allem nach die beiden hier ſich treffen wollten, wußte ſie nicht mehr, welchen ſie für den Leiter und Führer des anderen halten ſollte.

Jos fühlte ſich durch den Ton der Frage verletzt. „Dein Bruder," antwortete er, „ſcheint dich lieber zu haben, als du ihn."

„Der Schein trügt."

„Ich bin froh, wenn es das iſt," ſagte Jos mit Wärme, „Hansjörg braucht jetzt Liebe. Nur ſeinen Tadlern und Aufpaſſern zulieb' wird er nicht viel tun und nicht viel unterlaſſen."

„Das glaub' ich auch," verſetzte Dorothee näher rückend. „Gerade du vermöchteſt viel über ihn und könnteſt ihn weit bringen."

„Wir ſchaffen auch wirklich zuſammen jetzt.“

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!“ jubelte das Mädchen, dem ſeine Freude recht ordentlich anzuſehen war, obwohl es im Schatten eines noch nicht entblätterten Aſtes ſaß. „Aber,“ ſagte es dann, ſich beſinnend, „mich nimmt's doch wunder, daß ich noch nichts davon gehört habe.“

„Das kommt nicht an den Wirtstiſch und es wäre ſchlimm, wenn jeder davon zu erzählen wüßte,“ lachte Jos, fuhr dann aber, das Erſchrecken des Mädchens bemerkend, in ganz anderem Tone fort: „Davon jedoch können wir auch neben dem Hansjörg noch reden. Jetzt ſag' mir lieber, wie es dir auf der Wirtſchaft gefällt? Du glaubſt nicht, wieviel ich mich ſchon darum ſorgte.“

„O du guter Jos, mir geht ja ganz wohl!“

„Nein, Dorothee, das ſagt man nicht in dem Ton; ſo redet man, wenn man krank oder ganz unglücklich iſt. Haſt du denn kein Vertrauen mehr wie früher, wo du mir alles ſagteſt?“

„Was aber ſoll ich dir ſagen? Ich bin kaum zwei Wochen im Haus. Die Wirtin hält mich wie eine Mutter und ſonſt tät ich nur wünſchen, daß die anderen Hausgenoſſen mit mir ſo zufrieden wären, als ich es mit ihnen bin.“

„Dann iſt's noch ſchlimmer,“ klagte Jos.

„Warum noch ſchlimmer?“ fragte das Mädchen mit einer Haſt, welche wohl ſeine Streitluſt verraten ſollte.

„Weil dann dein wunderliches Benehmen einen noch tieferen, ſchmerzlicheren Grund hat. Du glaubſt gar nicht, wie gut ich deine Stimme kenne. Sie iſt mir wie ein Lieblingslied, welches man ganz in ſich aufgenommen hat, ſo daß man gleich jeden falſchen Ton darin merkt. Wie mancher bei der Arbeit ſein Liedchen ſummt, ſo hör' ich

dich ſtundenlang reden in mir, aber nicht ſo wie heute. Dann biſt du ganz das, was immer mich anlächelt, wenn ich auch nur den Namen Dorothee von einem Gaſſenbuben höre, der dabei vielleicht an ein Butterbrotbäschen denkt. Heut' kommſt du mir fremd vor, aber doch nicht ſo fremd, als du dich ſtellen willſt. Ein tiefes Leid klagt aus jedem deiner Worte. Gewiß, ich hätt' es dir gegönnt, wenn bloß die Kronenwirtin dran ſchuld geweſen wäre. Das wär' nur ein Dorn am Strauch, dem wieder zu entrinnen ſein würde. Gefährlicher ſind die Dornen, die man ſchon im Leib hat; die ſchmerzen ſehr und machen krank."

Nun konnte Dorothee nicht mehr trotzig und kühl antworten. Es fehlte dem armen Mädchen alles, was dazu gehört hätte. Seine Stimme klang weich und etwas unſicher, als es fragte: „Gibt es nicht auch Dornhecken, zu denen wir gebannt ſind und von denen wir uns immer wieder weh tun laſſen müſſen?"

Kein Dornſtich hätte das Jösle ſchmerzlicher treffen können, als dieſe Frage, die alles wieder umzuwerfen ſchien, was aus Vermutungen auf das in letzter Zeit Beobachtete gebaut werden konnte. Wer anders war wohl mit dieſem Vergleich gemeint als Hans, den ſie noch nicht aus dem Herzen brachte, an den ſie noch gebannt war, wie weh er ihr auch immer getan hatte? „Haſt du noch das Heimweh auf den Stighof?" fragte das arme Bürſchchen mit bebender Stimme.

„Nein, Jos," antwortete Dorothee feſt und es ward ihr dabei ſo leicht, ob ſie nun erſt die Losſprechung des Kaplans verdient hätte.

Auch dem Jos war wieder leicht ums Herz; leichter ſelbſt, als da er hörte, daß nun Dorothee vom Stighof auf die Kronenwirtſchaft gekommen ſei. Und auch das ſchon

tat ihm wunderbar wohl und ſein Fuß beſſerte von dem Tag an ſo ſchnell, daß auch der Doktor darüber ſtaunen mußte. Dorotheens eigenes Nein aber war noch viel mehr wert als alles, was aus einem vielleicht nur zufälligen Zuſammentreffen von Umſtänden ſich herausrechnen ließ. Jos dachte nicht mehr an den immer ſchmerzenden Dorn, von welchem Dorothee geſagt hatte. Wenigſtens jetzt einmal atmete er frei auf und ſagte fröhlich: „Auch ich hab' mich nie mehr auf den Stighof gewünſcht, wohl aber zu dir. Ich paſſe nicht zum Bauern, das hab' ich im Sommer nur zu gut empfunden, aber auch, daß mir neben dir und für dich alles, gar alles möglich wär'. Anders hab' ich mir nach der Kirchweih niemals erklären können, daß ich es nur ſolang auszuhalten vermochte."

„Mir kommt es vor, ob du dem Hans jenen Abend noch immer nicht vergeſſen habeſt."

„Es iſt nicht mehr viel davon in mir, aber jetzt muß auch das Verſteckteſte heraus," antwortete Jos. Dann des Mädchens zitternde Hand erfaſſend, fuhr er fort: „Du glaubſt gar nicht, wie wohl es mir tut, hier unter Gottes freiem Himmel, ganz in der Stille gar alles aus mir herauszureden, was drückt und quält."

„Tu das nur, wenn du es kannſt," ſagte das Mädchen traurig.

„Ich kann und muß es, aber auch du ſollteſt es können wie früher. Du tuſt ja, wie wenn ſich etwas zwiſchen uns geſtellt hätte. Was iſt's denn, wenn du kein Heimweh auf den Stighof haſt?"

„Das plagt mich nie," ſagte das Mädchen und Jos glaubte dabei einen leiſen Druck ihrer Hand zu empfinden, die ihm aber ſo ſchnell entzogen ward, als die ſeinige denſelben erwidern wollte.

„Ich will dich nun in Gottes Namen mit Fragen gehen laſſen,“ ſagte Jos etwas verlegen. „Sag' mir nur noch, ob ich dir etwas helfen, etwas tun kann, wodurch dir vielleicht denn doch etwas abgenommen würde.“

„Ja, das kannſt du.“

„Und was?“ fragte Jos, indem er den Kopf wieder aufrichtete und dem trüben Blick des Mädchens ein fröhliches Geſicht ſehen ließ.

Dorothee rückte näher zu ihm und flüſterte: „Tu für den Hansjörg, was du kannſt! Benutze deine Macht über ihn zu ſeinem und deinem Heil. Er traut dir und du haſt ihn auf dem Gewiſſen.“

„Weißt du das ſo gewiß?“ fragte Jos etwas verlegen.

„Von dir kann er lernen, wie man mit blutſaurer Arbeit alles Mißtrauen, alle Hinderniſſe überwindet. Ich weiß aus Erfahrung, wie leicht man ſich auf einen ſchweren Weg macht, wenn ein Mutiger voran iſt. Ich fühle, wie hoch du über ihm ſtehſt, wenn du willſt, ich —“ Das Mädchen ſtockte.

„Nun, wir tun jetzt auch mitſammen. Bin ich doch da, um auf ihn zu warten.“

„Aber der Führer iſt er. Du hilfſt ihm etwas tun gegen das Geſetz, dem wir folgen müſſen.“

„Aber nichts Sündhaftes.“

„Was gegen das Geſetz geht, iſt nicht recht. Wie es uns ſchützt in unſeren Rechten, ſo ſchützt es auch andere. Es ſieht weiter als wir, drum ſollen wir es auch achten, wo wir es nicht verſtehen.“

„Ich hätt' auch lieber einen großen Hof geerbt,“ ſagte Jos etwas unmutig, „als armer Teufel aber muß ich mich wehren wie es geht. Unſer mehrere haben ſich

zuſammengetan, um die Sache in Gang bringen zu können.“

„Wenn's nur etwas anderes wär',“ klagte Dorothee. „Ich hab' auch ſchon gedacht, die Armen ſollten ſo zuſammenhalten wie die Reichen, aber zu etwas Ordentlichem. Ihr da kommt mir faſt vor wie die Bauern, welche ſich vereinbarten, um auf der letzten Verſteigerung beim Kronenwirt einen Wald recht wohlfeil an ſich zu bringen. Beide Teile handeln gegen das Geſetz. Jene ſchadeten einem, ihr dem Staate.“

Dieſe Rede Dorotheens bewies, wieviel ſie ſich in Gedanken mit dem Schleichhandel beſchäftigt, und daß ſie auch andere, die mehr davon verſtanden als ſie ſelbſt, gelegenheitlich darüber befragt hatte. Jos jedoch war über dieſen Beweis, daß das Mädchen auch jetzt noch an ihn denke und für ihn ſorge, nichts weniger als erfreut. Schüchtern begann er der lieben Predigerin auseinanderzuſetzen, daß er immer an ſie denke und nur ihretwegen ſoviel wage. Vor den Menſchen nehme man ſich in acht und Gott werde ſeine gute Abſicht ſehen und ihm verzeihen. Dorotheen wurde heißer und heißer. Sie merkte, auf was alles der gute Burſche noch kommen werde. Und ſchon fühlte ſie nicht mehr die Kraft in ſich, ihm in ſeinen Auseinanderſetzungen zu widerſprechen und vielleicht mit einem Worte alle ſeine Hoffnungen zu zerſtören. Hoffnungen auf eine Zukunft, die, ach, auch ihr ſo lieblich erſchien, daß ſie hätte weinen, laut aufſchreien mögen bei dem Gedanken, daß niemals etwas daraus werden könne! Ja, ſie mußte fort, das war ihr furchtbar klar. Nicht mehr länger durfte ſie zuhören und den guten Burſchen reden laſſen. Auf einmal, ohne ſich zu erklären, wollte ſie wegſpringen und heimeilen... auf einmal — jetzt, nur noch einen Augenblick, eine halbe Minute neben ihm,

und dann ſcheiden fürs ganze Leben. — Ja ſcheiden!... Sie erfaßte krampfhaft die Hand des Burſchen, ihre Blicke begegneten ſich innig und inniger und mit einem Seufzer, in dem der ganze Schmerz und die ganze Wonne eines Menſchenlebens lag, ſank ſie an ſeine Bruſt. Da nun ruhte ſie und weinte. Er legte den zitternden Arm um den weißen Hals, welchen der Schatten der Buchenäſte gar nicht zu treffen ſchien. In der Brunnenſtube rauſchte es ganz wunderbar, das Fallen der einzelnen Tropfen klang wie Saitenſpiel, das Flüſtern der Wipfel da droben wie Geſang. Dorotheen war's, als ob ſie nun alles, alles herausweinen könnte, was bisher ſie erdrücken und erſticken wollte, während Jos vergebens nach Worten für ſeine Empfindungen ſuchte. Vergeſſen war die böſe, böſe Welt und alles, womit ſie dieſe beiden Herzen ſchon belaſtet hatte, vergeſſen alle Verhältniſſe und Verbindungen, ſelbſt Vater und Mutter — wenigſtens eine Zeitlang und viel länger als die Glücklichen glaubten, die jedes Zeitmaß verloren. Dann durchzuckte es das Mädchen wie ein furchtbarer Schmerz. Es ſtieß einen leiſen Schrei aus und ſchien dann etwas ſagen zu wollen, aber wieder wurde ſeine Stimme von einem Strome noch heißerer Tränen erſtickt.

Wenn der Schutzgeiſt der Urſprünge noch in der nun folgenden Viertelſtunde bei ſeinen Opfergaben weilte, ſo ſegnete er gewiß das Paar, welches wie angebannt unter den Buchen ſaß und ſich ſchweigend umſchlungen hielt. Wurde doch ſelbſt Hansjörgen, der unbemerkt nahe genug kam, um beide zu erkennen, ſo wunderbar zumute, daß er, da er ſie nicht ſtören, nicht auf einmal aus ihrem Himmel bringen wollte auf die böſe Welt, wieder zurückſchlich und in der Ferne nur leiſe, doch ſo laut, daß die beiden es hören mußten, ein Soldatenliedchen zu ſummen begann.

Das tat Hansjörg, der ſonſt ſo feſt rechnete, die Schweſter einmal als Bäuerin auf dem Stighof, auch zu ſeinem Vorteil, walten zu ſehen. Seit Hans Dorotheens oder ihrer Verwandtſchaft ſich ſo ſchämte, daß er ſie gleich aus dem Dienſte ließ, hätte Hansjörg ihm ſo ein Mädchen wie ſeine Schweſter gar nicht mehr gegönnt. Des Vaters ſchonungsloſe Selbſtſucht war jetzt ſeinem Weſen fremd und die Mitteilung desſelben, Dorothee habe den Jos abſchwören müſſen, wär' ihm gewiß recht ſchwer auf dem Herzen gelegen, wenn er die Sache ſo ernſthaft wie Dorothee genommen hätte. Doch er wähnte, dem Vater ſei der Jos nur zu arm. Wenn das einmal etwas anders und der Vater überzeugt ſei, daß man den dicken Hans nicht mehr fangen könne, werde das im Zorn geſprochene Wort von Herzen gern zurückgenommen werden. Auch den Jos brachte er zu dieſer Anſicht und machte ihn ſo feſt, daß den guten Burſchen die Zurückſetzung Dorotheens zuweilen ordentlich ärgern konnte, wie manche Sorge dadurch ihm auch abgenommen wurde. Hansjörg war noch begieriger, den Jos in ſeinen für einen Schneider ſo vorteilhaften Schleichhandel zu ziehen, ſeit er damit auch für ſeine Schweſter zu ſorgen meinte. Der Krämer konnte doch nicht verlangen, daß man einzig für ihn über die Berge gehen werde. Jos hatte den Gewinn viel nötiger, der z. B. von billigen Seidenſtoffen zu machen war. Er war ſchwer zu bereden. Endlich aber, als auch andere Handwerker ihn drängten und ihm ihre Sparpfennige vorzuſtrecken verſprachen gegen die Zuſage, daß er ihnen, wenn ſie etwas kauften, keinen Profit berechne, hatten ſich die beiden geeinigt und heute kam Jos, um den erſten Warenballen abzuholen. Nur Dorotheens Predigt brachte ihn um den Mut, ihr das offen zu ſagen. Jetzt freilich hätte er ihr alles ſagen, hätte nötigenfalls

ihr in allem nachgeben mögen. Aber dazu blieb keine Zeit mehr, als Hansjörgs leiſer Geſang das Mädchen aufſchreckte. „Ach Jeſus, wer kommt?“

„Gewiß niemand als Hansjörg,“ beruhigte Jos.

„Aber was will der?“

„Sei ohne Sorgen, der ſagt dem Vater gewiß nichts.“

Dorothee ſchien zuerſt erſchrocken über dieſe Erinnerung an den Vater und das ihm gegebene Wort. Gleich jedoch richtete ſie ſich ſtolz auf und rief: „Was geht ihn auch dieſe Stunde an? Gott hat ſie mir gelaſſen und ich fühle, wie ganz ſie hineingehört in mein Leben, wie der Frühling ins Jahr. Aber weißt du denn auch ſchon, was ich habe verſprechen müſſen?“

„Hansjörg hat es vom Vater ſelbſt, aber er nimmt's nicht beſonders ernſthaft. Der Vater wär' wohl zurückzubringen, wenn ich nur etwas mehr Vermögen hätte. Das, Dorothee, nur das iſt der Grund, daß ich auch den Schleichhandel betreibe.“

„Ach Jos, warum doch mußt du mir dieſe Stunde noch ſo verderben!“

„Ich tu das gewiß nicht. Ich will nur machen, daß wir noch viele ſolche Stunden erleben können und dürfen.“

„Mir wird nie mehr wohl ſein, wenn ich an dich denke.“

„Sei nur unbeſorgt. Unſer gefährlichſter Feind iſt der Krämer, aber Hansjörg dient auch ihm und mir nur ſo nebenbei. Wenn der ſpäter etwas von unſerem Zwiſchenhandel merkt, wird er doch nicht mit mir auch ſich ſelbſt in Verlegenheit bringen wollen.“

„Wir tragen am gleichen Unglück, wir ſollten es gemeinſam und demütig tragen, bis Gott hilft. Es iſt nicht mehr in Ordnung, wenn man ſich nur auf den Eigennutz anderer und auf Liſt und Frechheit verlaſſen

muß. Ich hab' keinen gekannt, der dabei noch ein guter Mensch geblieben ist. Ich möchte dich lieber arm sehen, als wie den Krämer, und ich weiß, was arm sein heißt und was ich dabei leiden werde. Du solltest Hansjörgs guter Engel werden und nun verführt er dich! Komm, laß ihm seinen Plunder und geh mit mir!" bat das Mädchen und erfaßte seine Hand.

„Das kann ich doch unmöglich; denk', er ist auch dein Bruder und ich darf ihn nicht verlassen."

„Und ich kann dich nicht als Schwärzer denken," sagte das Mädchen; sein Händedruck aber, mit dem es schied, schien dem Jos doch wieder zu verzeihen.

Jos stand zitternd, zweifelnd, ratlos, bald vier Schritte vorwärts, bald zwei zurück gehend. „Sie ist gut," rief er, „viel zu gut für diese Welt, und wenn man es da zu was bringen will, darf man ihr nicht folgen. Ich handle gegen ihren Willen, aber doch für sie, nur für sie."

Jetzt stand Hansjörg neben ihm.

Etwa zehn Minuten später eilte Jos mit der Last, welche er Dorotheens Bruder abgenommen hatte, so schnell als möglich ins Dorf zurück. Hansjörg, der durch nichts andeutete, was er sah, und auch die heimeilende Schwester nicht zu bemerken schien, machte sich wieder über die Berge, um noch vor dem Grauen des Morgens auch den Krämer zu bedienen, von dem er in der vorletzten Nacht schon über die Grenze geschickt worden war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dorothee kommt abermals in ein Gerede.

„Ach Jos, warum doch mußt du mir noch dieſe Stunde verderben!“ jammerte Dorothee, als der Geliebte ihr mitteilte, auf was für eine Art er für ſie beide wirken werde. Aber ſo eine Stunde läßt ſich nicht ſo leicht wieder verderben und beſonders ſchon gar nicht dadurch, daß man hernach für den mutigen, opferwilligen Mitgenoſſen derſelben zittern muß. Wäre die Liebe die große mächtige Weltbeherrſcherin, wenn ſie ſich nur aus wohlgeordneten Verhältniſſen, wie das Reſultat oder die Probe einer Berechnung ergäbe und wenn ſie ſo den Weg ſchon geebnet finden müßte? Dann ſegnete ſie nie des Armen baufällige Hütte, dann wäre ſie die Qual des größten Teils der ſorgenbeladenen Menſchheit, die ſie nur noch tiefer unter ihre Laſten begrübe. Die wahre Liebe aber erhebt über die Kleinlichkeiten des Lebens. Sie überwindet die Selbſtſucht und alle anderen Suchten, deren Jammergeſtalten die, welche ſie ihres Segens unwert hält und ſtrafen will, als ihr Bild verehren, zu ſpät erſt den Abweg erkennend, auf welchen ihr Götzendienſt ſie geführt hat.

Eine ganz unglückliche, ganz hoffnungsloſe Liebe gibt es eigentlich gar nicht; denn die Liebe findet Hoffnung und Glück immer und überall wieder in ſich ſelbſt. Der Liebende, der im Kampfe mit entgegenſtrebenden Verhältniſſen erläge, gliche nur erſt dem gefangenen Weiſen,

welcher doch noch beſſer daran iſt als ſein roher Überwinder, der noch immer den Lichtſtrahl der Wahrheit fürchtet, welchen er nicht einzuſperren vermag.

Die Neigung hat einen ſtrengen Wertmeſſer bei ſich, für den es faſt jeden Tag etwas zu tun gibt; hat aber einmal die Liebe geſprochen und ihren Schatz in ein Herz ausgeleert, dann wird alles aufgewogen, was auch die ärgſten Plaggeiſter der Menſchen in die andere Wagſchale werfen mögen, und die Macht der Verhältniſſe iſt wenigſtens innerlich überwunden. Die Liebe nährt ſich nicht mehr bloß von dem Werte ihres Gegenſtandes, ſondern durch ſich ſelbſt glaubt ſie, hofft ſie und iſt glücklich.

Auch das ärmlich gekleidete Dorfkind, der einfachſten Erziehung entwachſen, kann ſo leicht und wohl noch leichter etwas von dieſem Segen der Liebe empfinden, als die fleißigſte Romanleſerin, wenn es darüber auch nicht ſo gut wie dieſe jeden Augenblick ein langes und breites zu machen weiß. Eine ſchöne Strecke des Lebensweges legt man gern in der Erinnerung wieder zurück, wenn man auch für einzelne Stellen leichter eine Farbe, ein Bild, als eine ſprachgerechte Bezeichnung findet. Der Gewinn für ſich ſelbſt kann gewiß in beiden Fällen der gleiche ſein. Dorothee ſann Tage, Wochen über das, was Jos und was ſie mit ihm ſeit einem Jahr erlebt hatte. So entſtand ihr ein Zug nach dem anderen, bis das Bild eines Mannes, den ſie zitternd bewundern mußte, lebendig vor ihrer Seele ſtand. Vieles freilich war in ſeinem Weſen, was ihr Sorge machte, aber auch das webte nur wieder den Teuern tiefer in ihre Gedanken und Träume, ſelbſt in ihre Gebete hinein. Er mußte ſo ſein wie er war, ſonſt wär' er nicht mehr er geweſen, und ſo wie er war, war er ihr auch recht, obwohl ſie ſich's niemals geſtand.

So beſtändig nun auf ihn blickend, für ihn ſorgend und betend, überſah ſie ſtets die Kluft, welche ſie wohl für immer von ihm trennte. Wenn ſie aber einmal daran dachte, ſo ſagte ſie ſich, daß dieſe Welt eben kein Himmel ſei und jeder Menſch ſeinen Teil zu tragen habe. Hierüber waren ihr erſt in der Gaſtſtube der Kronenwirtin die Augen aufgegangen. Da erſt erfuhr ſie recht, was alles im Leben ſich zwiſchen die Menſchen und ihr mit Aufopferung aller Kraft verfolgtes Ziel ſtellen kann, und welch verzweifelte Anſtrengung zur Beſeitigung ſolcher Hinderniſſe gemacht werden. Von ſolchen Kämpfen und Treiben hatte ſie auf dem friedlichen ſtillen Stighofe neben dem behaglichen Hans keine Ahnung bekommen. Seit ſie vernahm, wie man's da und dort getrieben hatte, war es ihr leichter, den Vater zu entſchuldigen und ſomit auch das ihm gegebene Verſprechen etwas weniger wichtig zu nehmen. Je länger ſie die Leute beobachtete, deſto mehr kam ſie dazu, alles nur der Gunſt oder Ungunſt der Verhältniſſe zuzuſchreiben. Menſchliche Leidenſchaften und Schwächen wurden ſelten ſo milde beurteilt wie von ihr, die bald faſt in jedem Geſunkenen bloß noch einen Niedergedrückten ſah, der endlich ſeiner Laſt erlegen war wie ihr Vater, und in jedem Waghals einen Helden, der auf gewöhnlichem Wege ſeine Pläne ſo wenig ausführen konnte als Jos und daher ohne Rückſicht auf das Urteil der Menſchen alle Schranken überſpringe. Jeden von dieſen begleiteten auf ſeinen gefahrvollen Wegen ihre Glückwünſche, ſeit ſie ſtets für den Jos und ihren Bruder zittern mußte. Derlei Gedanken und Sorgen waren für ſie große Wohltaten. Womit ſonſt hätte ſie ſich beſchäftigen, wie ſich wieder ganz herausbringen ſollen aus der engen düſtern Wohnung ihrer armen Eigenen, wenn ſie nicht hätte zur Brunnenſtube fliehen können in Ge-

banken oder ins Durcheinander des Lebens, wie man es in der Gaſtſtube beobachten und innerlich mitleben konnte. Wie ihr in ihrer jetzigen Stimmung Dezemberſturm und Schneegeſtöber lieber war, als ein ſtiller, warmer, nebliger Tag, ſo freuten ſie auch recht lebhafte, mitunter faſt gar zu laute Gäſte weit mehr, als diejenigen, welche ſich ſtill hinſetzten und mit einer Amtsmiene ihr Geldlein zu verzehren begannen. Unter allen, die ſie mit der öffentlichen Meinung und mit dem Hergebrachten im Kriege ſah, war nur einer ihr lange Zeit recht von Herzen zuwider, nämlich der Andreas, Angelikas Gatte, dem ſie gar keine menſchlich ſchöne, liebſame Seite abgewinnen zu können meinte. Zuerſt hielt ſie ihn für einen verzogenen, reichen Bauern, der, immer am Gängelbande geführt, ſich ſelbſt nie habe weiſen und leiten lernen, für einen Spielball jeder Laune der Menſchen und des Zufalls. Auf dieſe Weiſe nun erklärte ſie ſich auch ſeine Verbindung mit der guten Angelika, die doch unmöglich aus dem Herzen der beiden herausgewachſen ſein konnte. Ein Beweis für ihre Vermutung lag ſchon in dem, was ſie damals auf dem Stighof ſah und hörte, wie heimlich auch die Stigerin ihre Kämpfe mit Hanſen gekämpft hatte. Bald aber kam ſie zu der Überzeugung, daß eigentlich nur Angelika das Opfer elender Berechnungen geworden ſei; dieſer Andreas mit dem harten, abgewetterten Geſicht und der gewaltigen Stimme, neben der nichts anderes mehr zu hören war, ſchien ſich nie von etwas anderem als von ſeiner Leidenſchaftlichkeit beherrſchen zu laſſen. Sagte doch der Trotzkopf es der Wirtin, die ihn einmal ernſtlich an ſeine Gatten- und Vaterpflicht erinnern wollte, ganz offen, wie eine ſchon ausgemachte Wahrheit, daß es für ihn da gar keine Pflichten gäbe. Die, welche nun einmal zu ihm gehörten, hätten ja noch immer mehr als

genug daheim, um recht anſtändig leben zu können. Er gönne dem Weib die Freude, ihn die meiſte Zeit gar nicht zu ſehen; dafür nun müſſe ſie ihm, wohl oder übel, eine Kurzweil im Wirtshaus erlauben. Seine Schulden würden gewiß in der Ordnung bezahlt und ſonſt brauche doch ein Mann in ſeiner Lage ſich nicht um alle die altmodiſchen Hausmannsregeln zu kümmern und könne ſeines Beſitzes auf ſeine Weiſe ſich freuen, wenn er nur frei von der Dummheit ſei, ſich dabei noch viel um ſo hohle Worte, wie Ehr' und guten Namen, zu kümmern.

So ſagte der Andreas und machte dabei ein paar Augen, daß wohl mancher Mann am Platze der Wirtin ſich vor ſeiner ſchon oft erprobten Fauſt gefürchtet und von Glück geſagt hätte, wenn gleich alles wieder aus geweſen wäre. Die Wirtin aber war durchaus nicht von der Art. Sie kümmerte ſich auch nicht viel um die Kundſchaft eines Mannes, der ſich mit ſolchen Grundſätzen großtat. Andreas mußte nun eine lange ſehr geſalzene Predigt hören und ſo ſchnell kam Schlag auf Schlag und traf ſo richtig, daß ihm nicht einmal mehr einfiel, er könnte ja gehen und dadurch ſich aus der wachſenden Verlegenheit retten. Ja, da die Wirtin ihm lebendig ausmalte, wie gut er es daheim hätte, wenn ein ordentliches Leben wieder den Segen Gottes auf ſein Haus zöge, wie er aber ſtatt deſſen ſich Weib und Kind entfremde, daß ſie ſeiner ſich ſchämen müßten: da wurde der Mann ordentlich weich und ließ die Wirtin nicht weiter ausführen, warum auch die ärmſte Bettlerin mit Angelika noch lange nicht tauſchen würde.

„Sie liebt mich nicht mehr und glaubt mir nicht, das treibt mich aus dem Hauſe zu anderer Kurzweil. Es wird nie mehr beſſer und drum kann ich auch nichts verderben, wenn ich mich auch räche, daß ſie durch ihren

finſteren Ernſt mein Lebensglück zerſtörte," rief Andreas trotzig, aber doch etwas weich. Der Wirtin gefiel dieſe Antwort durchaus nicht und ſie verließ gleich die Stube. Dorothee dagegen, die neben der Stubentür am runden Haustiſche mit der großen Schiefertafel ſtand und des Pfarrers meſſingenen Bierkrugdeckel wieder glänzend fegte, glaubte aus dieſer Rede des Andreas etwas wie eine Klage herausgehört zu haben. Nun erſchien ihr ſelbſt dieſer Mann in viel günſtigerem Lichte, als ihn ſonſt die öffentliche Meinung ſehen ließ. Angelika war wirklich nicht mehr wie früher. Das Finſtere, Abſtoßende ihres Weſens hatte Dorothee ſchon an jenem Abende vor der ungültigen Beichte auf ihrem Spaziergang empfunden. Und beim Andreas kam dazu noch, daß ſie mit beſonderer Vorliebe von Stighanſen zu erzählen ſchien. Jos hatte ſo ängſtlich gefragt, ob ſie, Dorothee, nicht mehr das Heimweh auf den Stighof habe; wie weh nun mußten dem Andreas von ſeinem Weibe dergleichen Andeutungen tun und ihm das Leben unter ſeinem eigenen Dache verbittern. Man ſieht, wie ſich's das Mädchen ſchon angelebt hatte, ſich in die Verhältniſſe der Gäſte mit Benutzung aller früher gemachten Beobachtungen hineinzuleben und mit ihnen und für ſie zu ſinnen und zu ſorgen. Schon zu oft hatte ſie die wunderbare Wirkung eines lobenden, tadelnden oder beruhigenden Wortes wahrgenommen, um nicht zuweilen auch ſo ein ſchöpferiſches Werde ſprechen zu wollen. Beſonders nötig und auch nicht ganz vergebens ſchien ihr das jetzt beim Andreas. Freundlich, beinahe bittend ſagte ſie, daß der Menſch nie verloren ſei, bis er ſich ſelbſt aufgebe, daß man aber bei anderen Einfluß und Achtung erſt wieder gewinne, wenn man ſich ſelbſt und ſeiner Empfindlichkeit befehlen und ſich wieder achten gelernt habe. Andreas antwortete ſo

vernünftig, daß Dorothee ſich in ein langes Geſpräch mit ihm einließ und am Schluſſe desſelben ſchon recht viel ausgerichtet zu haben meinte.

Von jetzt an wendete ſich Andreas immer nur an ſie, ſo oft er kam, was immer häufiger geſchah, und die Wirtin durfte ihm auch nicht einen Schoppen mehr bringen, obwohl er von Dorotheen ebenfalls zuweilen hören mußte, daß es nun genug ſei, was er ſich immer gleich beiſtimmend gefallen ließ. Dorotheen freute das um ſo mehr, da es ihr ja nur ganz natürlich, nicht etwa bloß geheuchelt ſchien. Seit lange ſchon machte wohl niemand ihm ein freundliches Geſicht, als wer etwa dabei ſeinen Vorteil ſuchte. Mußte ihm nicht wohl werden, als er ſich wieder freundlich behandelt ſah von ordentlichen Leuten, ſo daß er auch in den Augen anderer wieder ein wenig zu wachſen begann! Dorothee hatte die größte Freude, ihn faſt jeden Abend noch ſtiller zu ſehen, ſo daß endlich auch die Wirtin ſein Benehmen zu loben begann. Wenn ſie nur immer einen freien Augenblick gewinnen konnte, ſetzte ſie ſich zu ihm und begann ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, wie ſehr dabei die anderen Gäſte dann auch die Köpfe zuſammenſtecken mochten. Die Wirtin war nämlich bei den letzten unter allen, welchen das etwas verdächtig ſchien. Man erinnerte ſich wieder daran, daß das Mädchen ſich auch mit Stighanſen ſoweit einließ, daß es aus dem Dienſte treten mußte, damit es im Beichtſtuhl wieder gehörig losgeſprochen werde. Zwar wollte niemand etwas wiſſen und niemand etwas geſagt haben, aber das galt für eine ausgemachte Sache, daß das Mädchen reichen Leuten gegenüber ungemein ſchwach und blind ſein müſſe, ſonſt würde es wenigſtens mit dieſem landesbekannten Taugenichts nach den früher gemachten Erfahrungen in kein Gerede mehr gekommen ſein.

Die Wirtin, die Dorotheen recht von Herzen liebte, würde dem Andreas gerne das Haus für immer verboten haben; aber sie fürchtete, dadurch dem nun einmal entstandenen Gerede noch einen Scheingrund zu geben wie Hans, da er das arme Mädchen mitten in der Zeit fortschickte. Wollte sie Dorotheen warnen, so sagte diese, sie habe solches Gelärm schon gewohnen müssen und wolle nun durch den vielgeschmähten unglücklichen Andreas beweisen, daß noch nicht jeder schlecht sei, den man verdamme, sondern mancher bloß durch solches Urteil den Glauben an sich selbst verliere und wirklich schlecht werde. Wurde die Wirtin, die es recht gut meinte, über solche Antwort ärgerlich, so konnte sie Dorotheen wohl zum Weinen, aber nie zum Nachgeben bringen. So saß die gute Frau eines Tages in der Stube bei ihrem Strickstrumpf und während Masche sich an Masche reihte, sann sie darüber nach, wie wohl das unerfahrene Mädchen am besten von seiner Bekehrungssucht zu heilen wäre. Da polterte der Stighans herein und verlangte, sogleich ein vertrautes Wort mit ihr zu reden.

Im Herrenstüble angelangt, zupfte der Bursche verlegen am Halstuch, während die Wirtin die Türe schloß, und sagte dann rasch wie immer, wenn er kaum den rechten Anfang finden konnte: „Was ist denn anders worden in der Kronenwirtschaft, daß da ganz ein ordentliches Mädchen so ins Geschrei kommen kann?"

„Gerade so," versetzte die Wirtin, „hätte man vor kaum einem halben Jahre auch die auf dem Stighofe fragen können."

„Nein," widersprach Hans, „diesmal ist's viel ärger und wer ihr zusieht, muß fast wider Willen glauben, was der Wein aus dem Großsprecher herausredet."

„Aus welchem Großsprecher?"

„Natürlich dem Andreas.“

„Was weiß denn der?“

„Kurz und gut, daß er bei Dorotheen alles gelte, daß er ſie faſt um einen Finger wickeln könnte. Sicher ſagt er zehnmal mehr als wahr iſt, aber er ſollte gar nichts zu ſagen den Mut haben; und wenn mancher herkommt und beide ſo vertraulich tun ſieht, glaubt er ſchon alles beſtätigt. Ich kenne das Mädchen freilich beſſer, möchte denn aber doch erfahren, was es mit dem Andreas immer zu reden gibt. Du mußt das wiſſen, ſonſt würdeſt du es gewiß nicht leiden. Von der Art biſt du nicht, daß du ſolche Goldvögel um jeden Preis fangen und rupfen laſſen willſt.“

„Ich meine doch auch,“ ſagte die Frau nicht ohne Selbſtgefühl.

„Wie kann aber Dorothee ſo blind werden und nicht merken, wer der Menſch iſt und wohin er ſie bringen möchte?“

„Ja,“ ſagte die Wirtin ſcharf, „ſie muß ſich beim Weinen über andere trübe Erfahrungen die Augen gewaltig verdorben haben. Andere, ſeit lange kurzſichtige Leute haben die gefährlichen Stellen im Gedächtnis, aber ſie ſcheint eben an dieſen Zuſtand noch nicht recht gewöhnt zu ſein.“

„Ich verſtehe das nicht.“

„Nun — dann werd' ich dir mit einem Holzſchlegel winken müſſen. Wenn man von denen, die man ſchätzt und liebt, ſo wie ſie dich geſchätzt hat, nur feige Treuloſigkeit erlebte, was um Gottes willen ſoll man dann von anderen denken? Anfangs drückt ſo eine Erfahrung beinahe das Herz ab, ſpäter muß man an allem verzweifeln, oder alles entſchuldigen. Dorothee nun iſt zum Verzweifeln zu gut. Jetzt glaubt ſie jedes Fehlers Ur-

ſprung zu wiſſen, der Menſch hat immer keine Schuld und alles iſt nur durch die Verhältniſſe ſo geworden. Sie muß das wohl, um den Leuten ein freundliches Geſicht machen zu können, ſo auslegen. An dem nun biſt gewiß du ſoviel als einer ſchuld. Wie weh muß es ihr getan haben, als ein dummes Gerede dich ſchwach machte. Nun will ſie größer ſein als du und den Glauben an das Urteil der Menge hat ſie verloren, weil ſie weiß, wie unſchuldig ſie damals verſchrien und von dir verlaſſen wurde."

Hans ſtand eine Weile wie angedonnert, dann rief er: „Nur nicht aufbegehrt! Sie hätte nicht gar ſo ſchnell gehen müſſen. Mich hat das mehr geärgert als alles andere. Wäreſt nur du nicht auch noch dazwiſchen gekommen, ſo würde nun alles in ſchönſter Ordnung ſein."

„Damals," fiel die Wirtin, die aus dieſen Reden durchaus nicht klug werden konnte, ungeduldig ein, „damals haſt du dich nicht ſoviel um des Mädchens Ehre bekümmert und um ſeinen guten Ruf wie heute."

„Damals," erwiderte Hans, „hab' ich der Mutter gefolgt und heute meinem eigenen Herzen."

„Solches Geſchwätz," fuhr die Wirtin auf, „hätt' ich von dir nicht mehr zu hören erwartet. Jedes Kind weiß, wie ganz dich der Krämer in ſeiner Schublade hat, ſeit das auch der Mutter in ihren Kram paßt. Und nun kommt der Spitzbub' und redet mir von ſeinem Herzen, als ob ich alles gerade ſo leicht entſchuldigen tät wie Dorothee."

Hans fühlte ſich jetzt viel zu ſehr im Rechte, um ſo ſchnell wieder ſeine Faſſung zu verlieren. „Die Mutter," ſagte er, „hätte jetzt auch gegen Angelika nichts mehr. Aber das iſt ſchon zu ſpät. Sie iſt gebunden und ich kann ſie nicht mehr erlöſen, aber hoffentlich doch noch ein wenig etwas für ſie tun."

„Für wen?“

„Muß ich auch noch mit dem Holzſchlegel winken? Für Angelika —“

„Dann winke und deute nur zu, denn ich verſtehe dich noch immer nicht.“

„Dann biſt du doch auch nicht gar ſo klug und haſt alles gar ſo klar aus dem Kaffeſatz, wie man meint. Ich bin der Hans, aber als Dorothee mit dem Andreas ins Gerede kommen iſt, da iſt mir doch gleich etwas eingefallen und dir kommt es jetzt noch nicht einmal in den Sinn. Ich hab' mir eingebildet, wie weh dieſes Gerede der Angelika tun müſſe. Dieſe Vorſtellung hat mir keine Ruh' und an nichts mehr eine rechte Freude gelaſſen.“

„An Angelika,“ fragte die Wirtin erſtaunt, „an die hätteſt du zuerſt gedacht?“

„Allerdings, und hab' ihr gewiß alles treulich nachempfunden, was die Arme litt. Ich kann das ſchon auch. Zwar bei ſo Mädchen, die jeder Wind herumdreht, kann kein Menſch erraten, aus welchem Dorfe ſie eben wieder läuten zu hören meinen, und ich mag mich auch nicht beſonders viel darum kümmern. Ein Weib aber hält vor allem, ſelbſt vor ihrem Glück, an der Ehre des Hauſes und hängt mit Leib und Seele feſt an denen, mit welchen ſie leben und Schand' oder Ehre teilen muß.“

„Du kennſt die Weiber ziemlich gut,“ ſpottete die Wirtin, obwohl oder gerade weil ſie dem Burſchen innerlich recht laſſen mußte.

Hans aber ſagte ganz ruhig: „Ich hätte ſchon lange geheiratet, wenn man gleich ein Weib nehmen könnte. So ein unerfahrenes Ding jedoch iſt nur zum Kurzweilen, zum Singen und Springen recht.“

Der Wirtin kam dieſe Anſicht ſo vernünftig vor, daß ſie dieſelbe Hanſen ſchwerlich einmal zugetraut hätte. Noch

etwas ungläubig fragte sie: „Ist dir das schon immer so vorgekommen?“

„Nein, der Verstand kommt einem erst mit den Jahren. Damals, als Angelika noch ledig und ein junges Mädchen gewesen ist, ja da hätt' ich sie nicht anders wünschen können, — in keinem Stücke. Später ist's mir so worden, und an den Mädchen gefiel mir das am besten, was dann zum Segen des Hauses mit in den Ehstand genommen werden kann. Es ist nicht die oder die gute Eigenschaft und ich wüßte nicht, wie ich alles zusammen, was ich meine, ganz kurzweg nennen sollte. Auch Empfindlichkeit für die Ehre der Familie gehört dazu, drum hab' ich mir gleich vorgestellt, wie weh der Angelika so ein Gerede tun müsse. Wohl hat man schon früher hören können, daß er, wie ein Lediger, mit allen Kellnerinnen bis Bregenz hinaus bekannt sei; aber das war so allgemein und übertrieben, daß es viel weniger in die Augen stach, als was man jetzt von Dorotheen hört. Du nun kannst da viel ausrichten mit einem ernsten Wort und ich halte das auch für deine Pflicht.“

„Du hast recht,“ sagte die Wirtin und mehr konnte gewiß einer nicht verlangen, welcher kam, sie an ihre Pflicht zu erinnern. Hans ging auch recht zufrieden heim, obwohl er nicht wußte, wie leicht es ihm diesmal hätte fehlen können bei der Kronenwirtin, die sich noch von ganz anderen sehr ungern einreden und gar von der Ehre ihres Hauses vorpredigen ließ.

Nun wurde Dorothee sogleich ins Herrenstüble gerufen, die Türe wieder geschlossen und ihr dann das ganze Gespräch mit Hansen mit nur wenigen Auslassungen mitgeteilt. Es war das anfangs nicht der Plan der Wirtin, doch als Dorothee sogar jetzt noch recht haben wollte, schien es ihr das klügste, Hansen selbst, den doch

nicht jedes leere Geſchwätz in der Welt herumtrieb, gegen ſie auftreten zu laſſen. Als nun das kam, was Andreas geſagt haben ſollte, wechſelte das Mädchen die Farbe. „Nun helfe mir Gott!“ rief es mit tonloſer Stimme, „denn ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Drückt denn die Armut ſo tief nieder, daß man in allem, was unſereins tut, nur etwas Schlechtes ſehen kann?“

„Nun danke Gott für die Einſicht und glaube nicht, daß es dein Beruf ſei, überall einzugreifen! Dazu muß man feſter ſtehen als du. Denk' an den faulen Apfel, der den friſchen anſteckt, ſtatt neben ihm friſch zu werden!“

Schweigend verließ Dorothee das Herrenſtüble und ging ſtill wieder an ihre Arbeit. Es war Sonnabend und gab daher noch viel zu tun für den morgigen Tag, für den man, wie jeden Sonntag, auf ſehr viele Gäſte rechnen konnte. Das Mädchen aber beeilte ſich, um fertig zu werden, bevor der Andreas kam. Vielleicht ging ihm auch alles um ſo ſchneller aus der Hand, weil es darauf hielt, ſeinen Unmut zu verwerchen und keinen Augenblick zu ſich ſelber zu kommen. Wohl noch ſelten oder nie war die fleißige Magd ſo früh in ihr Dachkämmerlein gekommen als heute. Zum Schlafen war ſie freilich nicht aufgelegt, aber ſie hatte ſchon genug daran, doch nun allein und unbeobachtet ſein zu können. Aufatmend öffnete ſie das Fenſter und ſchaute hinaus über die eingeſchneiten Häuſer, aus denen man da und dort noch ein Lichtlein ſchimmern und wie ein immer breiter werdender bläulich gelber Streif über den Schnee vor dem Fenſter hinausleuchten ſah; und hinauf zu den rötlich ſchimmernden Bergſpitzen, deren eigentümliches Glühen wohl eine Sturmwoche verkünden mochte. Leiſe ſchlich die Aach hart neben dem Hauſe dahin und Dorothee wollte ſich zwingen, in Gedanken ihren Lauf bis zum Bodenſee zu ver-

folgen in der Hoffnung, daß auf dem langen Wege doch irgendein Zeitvertreib zu finden sein werde.

Es gelang ihr nicht, die Gedanken anzubinden. Schon vor der Haustüre begegnete der aufgeregten Einbildung Andreas, wie er leibte und lebte, und sie begriff nicht mehr, wie sie sich um ihn soviel kümmern konnte, ihm es schon für ein Großes hielt, daß er sich einige Male wie andere vernünftige Menschen zu benehmen suchte. Wenn er anders geworden wäre, hätt' es ihn gewiß früher heimgetrieben zu Weib und Kind, daß man ihn daran nicht mehr hätte mahnen müssen. Das alles mußte Dorothee sich jetzt gestehen und es war ihr dabei stets, als ob jemand mit durchdringenden Blicken sie verfolge. Schon wollte sie das Fensterchen schließen, da glaubte sie das Geräusch von Tritten zu hören und sah gleich darauf, wie ein schwerbeladener Schlitten von zwei Männern vor dem Hause vorbeigezogen wurde.

Das Mädchen horchte. „Wenn doch nur der Sturm noch wartet, bis wir auch dem Krämer seine Sachen unters Dach gebracht haben," flüsterte der eine.

Dorothee zitterte. Sie hatte die Stimme des Geliebten erkannt.

„Sei du zufrieden, wenn du deinen Plunder hast. Der Krämer kann mir einige Träger mitgeben oder meinetwegen alles bei der Brunnenstube verschneien lassen," versetzte Hansjörg mit heiserer Stimme.

Dorotheen war's, als ob der schneidende Windstoß ihr den Geruch fauler Äpfel entgegentrüge. Erschrocken fuhr sie zurück und schlug das Fenster vielleicht noch um so heftiger zu, damit die beiden daran erinnert wurden, wie leicht man sie belauschen könnte. Der Schleichhandel kam ihr noch nie so verdächtig vor wie jetzt, aber mit den beiden, die sie eben gehört hatte, war sie doch nicht so

bald fertig wie mit dem Andreas. Es wär' ein Büchlein davon zu ſchreiben, wie ſie von den ſchrecklichſten Gedanken, dann wieder von böſen Träumen gequält wurde, wie ſie ſann und betete, bis endlich — endlich das Morgenrot über die nahe Fluoh heraufdämmerte.

Zum lieben Glück hatte man dieſen Tag das Haus voll Gäſte, die das Mädchen kaum einen Augenblick zu ſich ſelbſt kommen ließen. Es waren viele da, die über Mittag trotz ihrer Sparſamkeit lieber im Wirtshaus blieben, als in ihre entlegeneren Wohnungen eilten, da ſie es für eine Gewiſſensſache hielten, beſonders an einem ſo ſtürmiſchen Tag wie dem heutigen, wo Gott ſich ſeinen Zorn einmal recht anmerken ließ, auch den nachmittägigen Gottesdienſt nicht zu verſäumen.

Auch Andreas war über Mittag nicht heimgekommen und ſaß auf ſeinem alten Platze. Als Dorothee nun einmal einen freien Augenblick hatte, wollte er ſie, ohne die vielen Anweſenden zu berückſichtigen, ſogleich neben ſich auf einen Stuhl ziehen. Das Mädchen jedoch ſprang, einen Schrei ausſtoßend, mehrere Schritte zurück und ſchickte dann, als es von ſeinem Schrecken ſich wieder ein wenig erholt hatte, die Wirtin an den Tiſch, wo nun Andreas den Ärger an den in einem Weinglas aufgeſtellten Zigarren auslaſſen zu wollen ſchien. „Iſt das ein elendes Kräutlein, das nicht brennt und nicht geht, elend wie die ganze Wirtſchaft," rief er immer wieder, verſuchte ein Stück nach dem andern und warf es dann zum Fenſter hinaus.

Der Wirtin ward das endlich zu viel, und als nun Andreas gar noch die Äußerung fallen ließ, er denke nicht daran, die weggeworfenen Stücke zu bezahlen, ſagte ſie ihm vor allen Leuten die Meinung, daß er es zur Erforſchung des Gewiſſens nicht beſſer und genauer hätte wünſchen können. Er ſagte auch ſpottend, hier könne man

ſich nun auf die Beichte gehörig vorbereiten, aber niemand lachte über dieſe Bemerkung und ihn ſelbſt erſchreckte die plötzlich entſtandene Stille ſo, daß er, anfangs verlegen, ſich nun erſt recht in ſeinen Zorn hineinzureden begann. Immer wieder dachte er aus Beichten. Noch nie kam er ſich ſo ſchlecht vor als jetzt, da auch Dorothee ihn verließ, deren Freundlichkeit ihm doch ſo wohlgetan hatte. Aber weg mit ſolchen Gedanken! ſagte er ſich, ein volles Glas Wein hinunterſtürzend und ſchrie: „Kein Gericht und kein Amt kann mich zwingen, geſchmuggelte ſchlechte Ware zu zahlen, die hier um den Preis der guten verkauft wird. Zeigt mich nur an, dann werdet ihr Wunder ſehen. Ich kenne die Ware ſchon auch.“

„Sie iſt von deinem Schwiegervater und noch kein Menſch hat ſie getadelt,“ verſetzte die Wirtin.

„Natürlich,“ ſpottete der Andreas, „weil die dummen Bauern was Rechtes gar nicht kennen. Ich aber will ſchon Zeugen bringen, welche ſagen, daß ich's kenne. Wer mit mir Händel anfängt, muß ſie haben.“

„Mache, was du kannſt,“ ſagte die Wirtin.

Dorothee zitterte für den Geliebten und ihren Bruder. Alles Frühere für den Augenblick vergeſſend, näherte ſie ſich ihm und es gelang ihr leicht, den ſchon etwas Angetrunkenen zu beſänftigen. Er zog ſie neben ſich und ſagte: „Du Trotzkopf haſt nicht einmal mehr mit mir dich unterhalten wollen!“

„Ich will noch nicht,“ rief das Mädchen und machte eine vergebliche Anſtrengung, ſich zu befreien. Die Wirtin eilte der noch Ringenden zu Hilfe, doch ſie kam ſchon zu ſpät. Dutzende von Händen hatten den Andreas beim Kragen, bei den Haaren, den Händen, überall erfaßt und eine Minute ſpäter lag er neben der ſteinernen Stiege vor der Türe bei den zerſtreuten Zigarren im Schnee.

„Das iſt euch nicht geſchenkt!“ hörte man ihn keuchen, indem er ſich aufrichtete. „So geht man nicht heim; ihr ſollt aber merken, wohin ich gegangen bin, und bis dahin will ich nicht mehr in dieſer Gemeinde übernachten; fort, fort!“

Und fluchend eilte er weg, wirklich nicht ſeiner Heimat, ſondern dem Schnepfauer Walde zu.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie sich der Andreas rächt, und was daraus entsteht.

Als Hans am Samstag aus der Krone heimging, wo er die Wirtin an ihre Pflicht als Hausmutter erinnert hatte, wurde er vom Krämer, der ihn nicht gern von Dorotheen kommen sah, zu einer Unterredung in die Stube gerufen. Ein Wort gab nun das andere und man trennte sich nicht mehr, bis Hansens Heirat mit der Zusel eine ausgemachte Sache war. Hans wünschte die Hochzeit noch zu verschieben, der Krämer jedoch war um so weniger dazu geneigt, weil er bei der Unterredung die unentschlossene Rat- und Tatlosigkeit des Burschen aufs neue kennen lernte. Schnell mußte da wohl alles gehen, wenn es nicht wieder vergehen sollte. Daß er Dorotheen besuchte, nachdem diese von Zusels Freundinnen abermals ins Geschrei gebracht wurde, blieb jedenfalls verdächtig. Der Krämer tat nun alles, um die Sache so schnell als möglich ins reine zu bringen. Er versprach dem stolzen Töchtermann sogar, nun als Mitglied einer angesehenen Verwandtschaft seine allerdings zuweilen entehrenden Händelchen, die böse Zungen Wucher zu nennen beliebten, für immer aufzugeben, sobald sein Laden geräumt sei. Hansen wurde schon um vieles leichter, als ihm endlich das Ja glücklich abgeschwätzt war. Nun hatte das Predigen der Mutter ein End' und er war doch im klaren darüber, was er zu tun hatte. Man täte nicht

recht, es nur dem vom Krämer aufgeſtellten Weine zuzuſchreiben, daß ihm ſo wohl wurde neben dem ſchönen, heute ſeltſam ſtillen Mädchen und er ſpät abends in der beſten Stimmung das Haus verließ.

Den Krämer hatte es etwas nachdenklich gemacht, daß die Gläſer des Paares beim Anſtoßen keinen Klang von ſich geben wollten, obwohl er ſah, wie ungeſchickt der Burſche ſein Glas in die Hand nahm. Schließlich aber lachte er über ſich ſelbſt, die gute Stimmung ſtellte ſich wieder ein und er begann an der Erfüllung des gegebenen Verſprechens zu arbeiten. Von jetzt an wollte er ganz ruhig und behaglich leben. Sogleich ſchrieb er an einige Geſchäftsfreunde, um die in letzter Zeit gemachten Beſtellungen zu widerrufen und erfreute ſich dabei noch an dem Weine, welchen die Verlobten auf dem Tiſche hatten ſtehen laſſen. Dann ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, kreuzte die Arme und malte ſich ſeine Zukunft mit den lieblichſten Farben, bis Hansjörg kam und um einige Träger zur ſchnellen Beförderung der Waren bat, die er glücklich bis zur Brunnenſtube beim Liggſtein gebracht habe.

Der Krämer gab ihm drei Taler und ſagte: „Da nimm und ſuche dir deine Leute ſelber aus, aber zuerſt komm und trink.“

Erſtaunt ſah der Schwärzer die Gläſer auf dem Tiſch. Dann tat er einen herzhaften Schluck.

Der Krämer fuhr fort: „Bring' alles zum Andreas in den Stadel. Ich mag nicht hinein, damit ich weniger verraten werde. Jetzt ſchon gar nicht mehr, da nun doch alles bald aus iſt. Der Vater der jungen Stighoferin treibt keine ſolchen Händel mehr und du kannſt mir morgen deine Rechnung bringen.“

Dem Hansjörg war es im Kopf, als ob ihm jemand unverſehens eine recht gottserbärmliche Ohrfeige gegeben

hätte. Alles drehte ſich ſurrend um ihn herum und ohne auch nur noch Gute Nacht geſagt zu haben, verließ er die Stube. Mit welcher Luſt er nun an die Ausführung des Auftrages ging, den er mit den drei Talern erhielt, kann ſich wohl denken, wer noch ſo wenig als er vergaß, welche Hoffnungen ihm der Krämer einſt im Wald ob der Halde gemacht und ſeither immer mehr oder minder genährt hatte. Trotzdem aber merkten die gedungenen Gehilfen, unter denen auch der Jos wieder war, nichts Beſonderes an ihm, als ſeine Ermüdung, die ſie natürlich fanden, ſobald ſie die Laſten ſahen, die er den Tag über zur Brunnenſtube geſchafft hatte.

Am Sonntag, während in der Krone der Andreas hinausgeworfen wurde, rechneten Hansjörg und der Krämer, der heute nicht karg war, im Frieden miteinander ab. Kein böſes Wort wurde gewechſelt. Hansjörg war dem Krämer ſogar zu ſtill, zu ergeben und er hätte ein geſundes Aufbegehren weit lieber gehabt, als dieſe Ruhe, die weiß Gott was verbergen mochte. Es war eine förmliche Herausforderung, als der Krämer ſchließlich ſagte: „Von der Heirat kannſt du erzählen, wem du willſt. Am nächſten Sonntag wird ſie freilich verkündet, aber es iſt mir lieb, wenn die Leute ſchon jetzt wiſſen, woran ſie ſind.“

„Zu Befehl,“ ſagte der Soldat trocken und ging. Ihm tat die Geſchichte zu weh, als daß er hätte aufbegehren können. Nur Klagen hatte er, Klagen über ſeine Einfalt, die ihn ins Netz des bekannten Spitzbuben geraten ließ, und über die böſe Welt. Aber um alles hätte er ſeine Gefühle vor dem herzloſen Manne nicht äußern mögen.

Nun war der Krämer am Ziel. Er ſah ſeine kühnſten Hoffnungen ſich der Erfüllung nahen und es waren

doch elende Kleinigkeiten genug, ihm die Freude zu verderben. Zuerſt lag das Klirren der Weingläſer ihm in den Ohren und nun hatte er ſtets Hansjörgs ernſtes Geſicht mit dem unheilverkündenden Schatten vor ſich. Schonungslos hatte der Mann jeden getreten oder geworfen, der ihm auf dem Wege zu ſeinen Zielen hindernd entgegentrat, und nun ſollte er nicht einmal mit bloßen Einbildungen fertig werden. Leichter freilich wär's gegangen, wenn er Zuſeln recht fröhlich geſehen hätte. Die aber ſchlich wie ein Schatten herum und fragte wohl faſt ein dutzendmal, was doch auch Hansjörg zu der ſchnellen Wendung der Dinge geſagt habe. Erſt am Montag, als der Krämer das Haus verließ und an ſeine neue Stellung in der Gemeinde, ja ſogar ſchon an Ämter und Ehrenſtellen dachte, die dem wohlhabenden Mitglied einer ſolchen Verwandtſchaft in ſeinem Ruheſtand nicht mehr fehlen konnten, vermochte er ſich des Errungenen wieder ganz von Herzen zu freuen. Er machte, damit Hans nicht in ſeinem Behagen geſtört werde und nur mit ſeiner Mutter über ſein Vorhaben rede, die zur Vorbereitung der Hochzeit nötigen Schritte ſelbſt und weidete ſich an dem Erſtaunen der Leute, daß die Sache noch ſo ſchnell ins reine gekommen ſei. Ein Vergnügen aber war ihm auch dafür zu gönnen, daß er an einem ſo ſtürmiſchen Tage den Pfarrer und den Vorſteher, Muſikanten und Kleidermacherinnen aufſuchen mußte. Sicher würden alle Häuſer abgedeckt worden ſein, wenn nicht die allerdings nur noch unbedeutende Schneelaſt die Schindeln feſtgehalten hätte. Dabei ſtoben die großen Flocken herum, daß man halbe Viertelſtunden lang nicht von einem Hauſe zum anderen ſehen konnte. Wer einen Gang zu machen hatte, kam geſchloſſenen Auges auf dem verwehten Wege daher, als ob er einen ſchwer-

beladenen Schlitten nachziehen müßte. Doch wenn ein vorteilhaftes Geschäft zu machen war, pflegte der Krämer sich weder von Schloßen noch Schneeflocken abschrecken zu lassen. Und galt es jemals ein vorteilhafteres als heute? Am Sonntag mußte Zusel sich als Braut gehörig stellen und nun sollten Schuster, Schneider und Näherin den Arbeitszuwachs doch rechtzeitig erfahren.

Es ging schon stark gegen Abend, als er, von seinen vielen Ständen und Gängen zurückkommend, vor dem Hause des Rößlewirtes anlangte, dem er noch den gewiß willkommenen Auftrag hinterlassen wollte, daß er sich auf einen gehörigen Hochzeitsschmaus vorzubereiten habe.

Des alten Mannes übrigens noch ziemlich gute Augen waren von der Schneewolke, die ihn im Freien überall umgab und jeden dunkleren Ruhepunkt verhüllte, so angegriffen und geblendet, daß er einen Grenzjäger, der ihm unter der Haustüre entgegenkam, beinahe noch umgestoßen hätte. Und noch war der Schreck über den unvermuteten Anblick des grünen Kragens ihm nicht aus den müden Gliedern, als ein kräftiger Arm ihn in einen Winkel schob und Hansjörgs aus Tausenden zu erkennende Stimme ihm kühl und fast verächtlich einen guten Abend wünschte.

„Jetzt ist's gefehlt!" klagte der fast zu Tode erschrockene Krämer und taumelte in die Stube.

Hier aber ward er nicht besonders freundlich empfangen. Mehrere Tausende der von ihm gekauften Zigarren hatte der Grenzjäger hier gefunden und für streng verbotene Ware erklärt. Nach dem Berichte des Wirtes war es nur dem Treiben und Fortdrängen Hansjörgs, der als des Grenzjägers Schlafkamerad noch viel bei ihm galt, und seinen listigen Antworten auf alle an den Wirt gerichteten Fragen zuzuschreiben, daß der Krämer nicht verraten wurde.

„Er iſt aber doch der Verräter. Niemand kann das wie er und hat ſoviel Grund, wenn er ein Auge hergeben will, daß ich beide verliere," jammerte der Krämer.

„Die Kronenwirtin," erzählte nun eine Magd, „hat viel eher deinen Töchtermann, den Andreas, im Verdacht. Er ſoll geſtern bei ihr im Zorne fort ſein und mit etwas Derartigem gedroht haben."

Der Krämer, nur Hansjörgen fürchtend, glaubte das nicht, aber mit Schrecken dachte er an die im Stadel verſteckten Waren. Sollten die ihn jetzt, wo er aufhören wollte, noch in Unglück und Schande bringen? Mit der Kronenwirtin mochte der Trunkenbold Händel haben, doch ihn, den Schwiegervater, durfte er wohl ſchon aus Eigennutz nicht in eine ſo hohe Geldſtrafe bringen. In der Krone fand die erſte Hausſuchung ſtatt, Dorothee mochte dem Bruder das geſchwind berichtet haben und nun ließ das übrige ſich denken. Andreas machte die erſte Dummheit nur, weil er nichts von der Ware in ſeinem Stadel wußte. Aber Hansjörg, der verkaufte, ins Joch geſpannte, angelogene, ausgebeutete und weggeworfene Hansjörg mußte heute die Gelegenheit, ſich zu rächen, mit Freude benützen. Dem ſonſt ſo weitſehenden Mann hätte einfallen ſollen, daß der beeidete Soldat fürchten mußte, am tiefſten in die ihm gegrabene Grube zu fallen. Er meinte, der Kampf zwiſchen Verſtand und Leidenſchaft ſei ſchwer zu berechnen, und da hatte er ganz recht. Selbſt ihm gelang es nicht, ſonſt würde er viel ruhiger bei ſeinem Schoppen geſeſſen ſein.

Hansjörg, der auch den Vorrat ſeines Freundes, den ganzen Reichtum des Jos und die Sparpfennige ſeiner armen Freunde neben der Ware des Krämers verborgen wußte, war faſt zu Tode erſchrocken, als er vom Grenzjäger, den er zufällig antraf, erfuhr, warum er bei dem

Unwetter mit dem betrunkenen Andreas ins Dorf gekommen sei. Wohl redete der alte Bekannte so freundlich und offen, daß Hansjörgen alle Angst wieder vergangen wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Krämer könnte von einem der Wirte verraten werden, um sich straffrei zu machen. Schon sich selbst und dem Jos zulieb' mußte der Spitzbube diesmal geschützt werden. Zum lieben Glücke kannte er den Grenzjäger als einen grundgemütlichen Kerl, der gewiß kein Wässerlein trübte, wenn's nicht von seiner traurigen Pflicht gefordert war. Da schien es das klügste, gleich mit ihm in alle Wirtshäuser zu gehen, die durchsucht werden mußten, und mit Scherz und Ernst soviel als möglich alles abzuschneiden, was den pflichttreuen Freund etwa zu weiteren Fragen und Untersuchungen zwingen mußte. Wohl war das ein sehr gewagtes Spiel, aber der Schwärzer fand kein anderes Mittel, sich und diejenigen, an die sein Schicksal nun einmal gekettet war, zu retten.

Der Krämer aber legte den Eifer ganz anders aus, mit welchem Hansjörg sich dem Grenzjäger nach dem Berichte des Rößlewirtes dienstbar zu zeigen suchte. Wenn er sein eigener Angeber wurde, so suchte er sich doch jedenfalls noch einen vielleicht mächtigen Fürsprecher zu gewinnen. Das erklärte alles, oder besser, der Krämer glaubte, daß er an Hansjörgs Platze so handeln würde. An seinem Platz! Es war das erstemal, daß der Krämer sich in die Lage eines Menschen dachte, der ein Opfer seiner Geldgier wurde. Jetzt aber tat er das, gedachte schaudernd der großen Rechnung, welche gestern nicht ausgeglichen ward, und glaubte nun zu wissen, was er zu erwarten habe.

Und was Hansjörg, dem er vielleicht zweimal sein Lebensglück zerstörte, gegen ihn auch unternehmen mochte, er konnte ihm nicht unrecht geben. Ja, das war noch

beinahe das quälendſte, daß bei allem dem ein herzliches Mitleid mit dem Armen ſich in ihm zu regen begann. Es litt ihn nicht lange bei ſeinem Schoppen. Auf mußte er, fort, hinaus in Nacht und Sturm, wo er wenigſtens ungeſtört ſinnen konnte.

Mit zitternder Hand legte er zwei Sechſer neben den kaum berührten Schoppen und ging. Jetzt ſchien ihm der verſchneite Weg nicht mehr gar ſo ſchlecht zu ſein, auch peitſchte der Sturm einem den Schnee nicht mehr gar ſo arg ins Geſicht als nachmittags. Nur ſehen konnte man auch jetzt nicht weit, das war womöglich ſchlimmer geworden; und doch hätte er es vermeiden mögen, unverſehens jemandem zu begegnen, da man ja leicht Verdacht ſchöpfen konnte, wenn man ihn auf dem Wege ſah, während ein Grenzjäger im Dorfe verweilte.

Unwillkürlich verließ er den durchs Dorf hinein zu der Wohnung des Andreas führenden Weg und merkte nun, daß ihn der alte Schnee ganz vortrefflich trug. Er lief alſo gerade ſo bequem oder unbequem ob dem Dorfe hinein, als durch die verſchneite und überdies unter der glatten Decke des neugefallenen Schnees recht holperige Gaſſe, mußte nicht zwiſchen Häuſern hindurch und war ſicher, daß ihm kein Menſch begegne. Schon eilte er hinauf, als ob es das Leben gelte. Schon mußte er jedem, der im Dorfe war, in der Schneewolke verſchwunden ſein und doch eilte er immer noch weiter hinauf, bis er ſich endlich ein wenig ſtillzuſtehen und zu verſchnaufen gezwungen fühlte. Bitter lachend ſank er zuſammen. Es wurde ihm jetzt nicht ſo ſchnell zu kalt auf dem neugefallenen Schnee. Er ſaß und ſann, während es im Tale dunkler und dunkler ward. Zum Teil war es ihm doch noch lieb, daß Hansjörg ſich zu ſolchem verräteriſchen Spitzbubenſtreich fähig zeigte. Nun hatte man

wenigſtens die Beruhigung, ihn an und für ſich ſchon für einen grundſchlechten Kerl halten zu dürfen, an dem wohl nicht viel mehr zu verderben geweſen war. Die tauſend Gulden, oder was der Spaß allenfalls koſtete, konnte er den Kindern ohne Sorge noch wegnehmen und mithin war dann alles wieder aus. Alles? Wahrhaftig nicht. Es blieb noch der heilloſe Spott und die frömmelnde Schadenfreude aller der Einfaltspinſel zu überſtehen, die in den elenden Neſtern ihrer Väter gewiſſenhaft am Hungertuche nagten und ſchon längſt gerne ſehen wollten, wie lang er es treiben könne, bis ihm endlich das Waſſer in die Schuhe rinnen werde. Nicht überſtanden und ſicher kaum zum Überſtehen war das Gejammer der alten Stigerin, die mit frommem Augenverdrehen jedes Abweichen von Geſetz und Ordnung zu verdammen pflegte. Ängſtlich malte der Krämer ſich die traurigen Folgen dieſes verwünſchten Zwiſchenfalles aus, alles mögliche, ja noch viel unmögliches fiel ihm ein, nur das nicht, daß Hansjörg ihn ſo gut als möglich aus der Geſchichte zu wickeln bemüht ſei. Wäre er nur ſicher geweſen, daß die beiden jetzt noch nicht im Stadel herumſchnüffelten, ſo würde er gleich hinabgegangen ſein und wenigſtens ſoviel als irgend möglich zu retten verſucht haben. Vielleicht noch das meiſte! Ja, und dann wäre Hansjörg vergebens ſein eigener Verräter geworden! Es war zum Raſendwerden, ruhig hier ſitzen zu ſollen, während da drunten weiß Gott was geſchehen oder verſäumt werden konnte. Traurig blickte er über das Dorf, welches wie ein ſchwarzer Strich unter ihm ſich hinzog, wenn das Schneegeſtöber einmal für eine Minute freie Ausſicht ließ. Alles war dann ruhig und ſtill, die meiſten Häuſer mußten des Unwetters wegen ſchon von allen Seiten geſchloſſen ſein, denn nur hier und da ſah man den Schimmer eines Lichtes. Jetzt ſaßen

sie beim Nachtessen oder beim Abendrosenkranz still und behaglich, wie er es früher daheim hatte, da die Eltern noch lebten und alles im Frieden beisammen war. Welch ein unruhiges Leben hatte er durchlebt seit damals, wieviel sich versagt und wie oft gegen die eigene Überzeugung reden und handeln müssen, um schließlich hier zu stehen wie ein Ausgestoßener, während der Sturm jeden heimtrieb und auch des elendesten Nestes froh machte. — Regierte denn nicht Geld die Welt? oder fehlte ihm das? Nein, er war einer der Wohlhabendsten und sollte nicht mehr in sein Heimatsdorf, etwa zu seiner armen Angelika und ihrem holden Kinde gehen dürfen? Jetzt gleich wollte er es zeigen und mochte daraus entstehen, was wollte, er konnte schon zahlen. Nebenbei ließ sich dann wohl erhorchen, wie es im Stadel stand. Vielleicht gelang es ihm noch, wenigstens den Tabak und das Schießpulver auf die Seite zu bringen und die ungestempelten Kalender und den Kaffee und die Tuchballen und alles. Dann konnte er später, so zwischen Feuer und Licht, auch ganz behaglich daheim sitzen, so behaglich als einer. Das bisherige Leben war nur ein beständiger Krieg gewesen, nun aber mußte Frieden werden für die letzten Tage. Ein Heimweh, eine nie so empfundene Sehnsucht nach einem ruhigen gottgefälligen Leben erfaßte ihn. Die Lichter da drunten sah er nur noch in den Tränen schwimmen, die seinen Augen entquollen. Er wollte gewiß ordentlich und fromm werden, recht fromm, und zur Messe gehen und Stiftungen machen und alles — nur noch heute, zum letztenmal, sollten List oder Gewalt ihm irgendwie durchhelfen. Hansjörg mußte noch ungefährlich gemacht und Zusel in Ehren versorgt werden auf dem Stighof, sonst war's ja gar nicht möglich, seinen guten Vorsätzen gehörig nachzukommen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt war er, immer schneller gehend, endlich beim Stadel seines Töchtermanns angelangt. Derselbe stieß gegen die durchs Dorf gehende Gasse hinab hart an den hinteren Teil des der Gasse entlang stehenden Hauses, den die Stallungen und Heulager einnahmen, während die Wohngebäude sich jenseits des mitten auf dem hohen Dachfirst aus dem Schnee hervorragenden Kamins befanden. Aber wie fern auch der Stadel der Wohnstube stand, hörte der Krämer doch, wie Angelikas Margretle mit vor Weinen halberstickter Stimme der Mutter rief. Zuerst glaubte er, sich jetzt um Wichtigeres kümmern zu müssen, als das Schreien eines Kindes, dessen Mutter gewiß in der Nähe war. Aber das Kind rief immer schmerzlicher, so daß er endlich, wenn auch mürrisch, hinüberfragte: „Wo ist denn die Mutter?"

„Beim Großvater."

„Das ist nicht wahr," sagte er etwas freundlicher. Das Mädchen mit den goldigen Locken und dem schnellen Blicke hatte längst sein Herz gewonnen und er spielte lieber mit ihm, als er früher mit seinen eigenen Kindern gespielt hatte. Margretle wußte das und seine Stimme klang viel heiterer, als es dem schon Erkannten zurief: „Komm doch herein! Ich geh' gleich mit, wenn die Mutter auch wegbleibt."

Der Krämer vergaß, warum er herkam und ging in die Stube. Das Mädchen war allein und erzählte, daß die Mutter schon vor dem Dunkelwerden das Haus verlassen habe. „Der Vater," klagte dann das Kind, „ist nachmittag heimgekommen und hat nicht mehr gehen und kaum reden können. Dann ist er ins Bett. Die Mutter ist aufs Kanapee gefallen und liegen geblieben, aber sie hat nicht geschlafen. Geweint hat sie recht grausam und ich hab' auch weinen müssen. Die Kühe haben das Futter

viel zu ſpät bekommen, dann iſt die Mutter fort zu dir und hat geſagt, ſie frage dich, ob es nicht auch für uns noch Platz gäb' in deinem Hauſe, weil es hier doch nicht mehr zum Aushalten ſei."

Nun konnte der Krämer ſich alles erklären. Es tat ihm wohl, daß jetzt auch Angelika, die ſich bisher immer etwas ſcheu ſtellte, zu ihm die Zuflucht nehmen und ſo das Werk ihrer ſtolzen mütterlichen Verwandten öffentlich verdammen wollte. Nun waren noch ſchöne Tage zu erleben in ſeinem Hauſe. „Möchteſt du zu mir?" fragte er freundlich.

Das Kind warf einen traurigen Blick nach dem Schlafzimmer des Vaters und antwortete: „Ich möchte nicht mehr dableiben, wenn die Mutter gehen tät. Wenn doch nur der Vater nicht krank wär'! O, du hätteſt ihn heute ſehen ſollen! Er hat nicht einmal eſſen mögen und der fremde Mann mit dem langen Rock und dem grünen Kragen und dem großen Meſſer iſt allein bei dem Braten geweſen, den Mutter ſchon geſtern abends für den Vater gerichtet und heute weinend wieder gewärmt hat."

Das erinnerte den Krämer wieder an den Stadel. Haſtig langte er nach der Laterne auf dem buntbemalten Wandſchrank, und indem er die darin ſtehende Lampe raſch anzündete, ſagte er: „Die Mutter kommt ſchon, leg' dich nur aufs Kanapee, bis ſie kommt, und ſchlaf — oder bete."

Ohne ſich noch um die Einwendungen des Kindes zu kümmern, verließ der Krämer die Stube und eilte dem Stadel zu. Seine Haſt, die alle Vorſicht vergaß, mußte ihn verraten, wenn irgendein Beobachter in der Nähe war. Trug er doch ſogar die Laterne ganz frei in der Hand, als ob es keinem Menſchen auffallen könne, wenn er geſehen werden ſollte. Von vorſichtigem Horchen vor

Eröffnung des großen Tores war keine Rede mehr. Erſt als er im Stadel war, dachte er daran, wie ſehr er die beiden ſchon hier zu treffen fürchtete. „Gott Lob und Dank!“ hauchte er, als er alles in Ordnung fand. Auf dem Boden, unter welchem er ſeine Waren verſteckt wußte, lagen eine Menge Hobelſpäne, wie ſie Hansjörg immer herumzuſtreuen pflegte. Die, in viele Teile zerlegt, hier an der Wand aufgebeigten Heuwagen warfen lange, geſpenſterhaft ausſehende Schatten an Wand und Decke, deren ſonderbares Nicken und Winken dem Krämer grauſig vorkam, einem anderen aber ſicher nur das Zittern der Hand verraten hätte, welche die Laterne krampfhaft feſthielt. Endlich ſtellte er ſie auf den Boden und ſchrie vor Schrecken laut auf, als er dabei die Schatten länger werden und gegen ihn herausfahren ſah. Seine Hand war zu unſicher, ſein Arm zu kraftlos, um gleich eines der ſchweren Bretter zu heben, welche, loſe nebeneinander gelegt, den Boden des Stadels bildeten. Er glaubte jemand reden zu hören und nun dachte er mit Schrecken an ſeine Vorſichtsloſigkeit beim Hereingehen. Es war nichts Gewiſſes zu erhorchen, denn der Sturm, obwohl er jetzt bedeutend nachgelaſſen hatte, pfiff, brummte und klapperte noch überall. Aber das nun — was war das? Sturmläuten in der Pfarrkirche! Der Krämer fuhr zuerſt erſchrocken auf, dann aber zog etwas wie ein Lächeln über ſein Geſicht. Gott, nun bin ich ſicher da, gewiß ganz ſicher. Jetzt haben ſie zu tun ohne mich. Wie doch alles auch wieder zu etwas gut iſt! Es ſoll nur brennen meinetwegen, wenn nur —“

Er eilte vor den Stadel, um zu ſehen, wo Feuer ausgebrochen ſei. Aber er ſah nichts und hörte, da es wieder windſtill geworden war, die Glocke ganz regelmäßig anſchlagen, während die Wellen des Sturmes nur einzelne

Klänge da hereingetragen hatten. Ha, nur Feierabend läutete es, zur Ruhe und zum Gebet. Alle konnten daheim bleiben und ſich wohl ſein laſſen, nur er nicht. Und da kamen auch noch zwei ſchnellen Schrittes die Gaſſe herauf?! Der eine juſt ſo groß wie der Grenzjäger, und auch der lange Rock und die Bewaffnung. Herrgott! und der andere redete und war wie der ganze leibhaftige Hansjörg. O, jetzt hätte es brennen ſollen, fürchterlich, daß alles zu tun gehabt hätte. Fliehen? Ein Alter zwei Jungen entrinnen? Unmöglich! Und zudem hatte er ſich vorhin ſchon mit der Laterne verraten. Die beiden kamen näher, näher — brennen mußte es, oder er war verloren, gefangen neben den Beweiſen wie ein Dieb. Und dann das Lächeln Hansjörgs — und Dorotheens, wenn gar auch aus Zuſels Heirat nichts mehr werden ſollte. Das konnte man um keinen Preis erleben!

Wäre der Krämer noch wenige Sekunden auf ſeinem Platze geblieben, ſo hätte er die beiden hinter dem ſtattlichen Hauſe ſeines Töchtermanns wieder verſchwinden ſehen. Aber es litt ihn nicht mehr auf ſeinem Platze. Schon in der nächſten Minute mußten ſie im Stadel ſein, daran hätte er ſeine Seligkeit ſetzen dürfen. Nun, ſie ſollten ſchon Arbeit bekommen, daß er auf eine Weile vergeſſen wurde. Als ob es das Leben gelte, ſprang er in den Stadel zurück, riß das Licht aus der Laterne, zündete mit zitternder Hand in einen Haufen Hobelſpäne und ſchon im nächſten Augenblick wälzte ſich die Flamme, größer und größer werdend, über den Boden hin gegen die ordentlich aufgebeigten Heuwagen, deren Schatten jetzt der Krämer mit furchtbarer Schnelle kleiner und kleiner werden ſah. Schon kniſterte und praſſelte es, daß nichts mehr zu hören war vom Toſen des Sturmes, der jetzt das Tor aufwarf und die ſchon überall emporleckenden Flammen

gegen den Holzvorrat hintrieb, welcher in der dem Hause zugekehrten Ecke des Stadels aufgehäuft war. Die Hitze wurde schon fast unerträglich. Der Krämer hatte gleich fliehen und das Löschen und Lärmschlagen seinen Verfolgern überlassen wollen, jetzt aber stand er zitternd und innerlich verzweifelnd vor seinem Werke, bis es ihm zu heiß wurde. Sollte noch gar das Haus in Gefahr kommen und die Nachbarschaft? Himmel, das hatte er nicht wollen! Ohne noch an die Folgen zu denken, die es für ihn haben mußte, wenn er hier von denen angetroffen wurde, die zuerst zur Hilfe herbeieilten, trug er einen Arm voll Schnee nach dem anderen herein, um vielleicht die wachsende und wachsende Flamme doch noch ein wenig zu zähmen. Erst als er gelbliche Streifen an der Decke herumziehen sah, wie vorher die Schatten der jetzt in vollem Brande stehenden Heuwagen, und als draußen die Dachtraufe zu plätschern begann nicht nur, wie wenn der heißeste Frühlingstag den Schnee zu schmelzen beginnt, sondern gerade wie ein Brunnen, sank er vernichtet nieder und starrte gleich einem Wahnsinnigen in die immer wilder um sich schlagende Flamme, bis hart neben ihm ein Dachbalken herunterstürzte und zwei Bretter des Bodens brach, daß er nun auch sehen konnte, wie seine Warenballen Feuer fingen. Mit einem lauten Schrei dachte er an das Schießpulver und stürzte hinaus. Ohne zu wissen, wohin er ging, eilte er wieder ob das Dorf hinauf. Er hatte keinen anderen Gedanken mehr, als den, dem Schießpulver und dem furchtbaren Gepraſſel zu entrinnen. Ohne Furcht, sich zu verraten, würde er um Hilfe gerufen haben, wenn er nicht durch den Schreck und die Angst um Besinnung und Stimme gekommen wäre. Aber die Nachbarn in ihren wohlverschlossenen Häusern hörten jetzt das Gepraſſel und eilten hinaus. Die ersten

kamen mit leeren Händen auf den erhellten Platz, als eben das letzte Waſſer des auf dem Dache geſchmolzenen Schnees in das leiſe ziſchende Flammenmeer tropfte. Schon begann auch die Dachtraufe des Hauſes zu rinnen und lawinenartig ſtürzte der Schnee vom hohen Dachſtuhl nieder. Ein gewaltiger Windſtoß trieb die weit über den Stadel hinwallende Flamme gegen das Haus, an deſſen oberer Ecke ſie ſchon im nächſten Augenblick mit der Schnelligkeit des Sturmes rechts und links emporklomm. Das Feuer ſchwoll und ſchwoll, die einzelnen Flammenſtränge liefen wie Bäche zuſammen, der Sturm trug den erſten ſchrillen Klang der Sturmglocke wie einen Wehruf übers Dorf, deſſen hintere Hälfte verloren war, wenn der Wind nicht ruhiger wurde. Die zum Löſchen Herbeigekommenen jammerten, beteten und riefen den Bewohnern des weiter und weiter nach vorn in Brand ſtehenden Hauſes. Viele Nachbarn eilten, um die eigene Habe noch zu retten, und dem mit Hansjörg herbeigekommenen Grenzjäger fehlte es wieder an Leuten, als er, um weiteres Unglück zu verhüten, das Haus niederzureißen befahl. Die Gegenwärtigen wollten nicht an ein ſo ſchönes Haus. „Und Andreas," riefen mehrere, „und Angelika!" ſchrie Hans, der in dieſem Augenblick atemlos herbeiſtürzte. Während nun die Bauern, auf die Feuerſpritze wartend, die Nachbarhäuſer mit einer ſchützenden Schneemauer zu umgeben anfingen, ſprang Hans, abwechſelnd Andreas und Angelika rufend, um das Haus herum. Endlich polterte der erſtere in ſeinen Holzſchuhen heraus und eilte den brüllenden Kühen zu. „Wo ſind Weib und Kind?" fragte Hans in furchtbarer Aufregung. „Weiß nicht," war des Andreas kurze Antwort, dann eilte er in den ſchon überall brennenden Stall, um die brüllenden Tiere zu erlöſen. Eben waren die erſten Männer mit Feuerhaken

angekommen und hatten die Antwort des Andreas gehört. Daß er noch nicht ganz ernüchtert war, wußten sie nicht und seine Herzlosigkeit kam ihnen so unnatürlich vor, daß sie wie erstarrt stehen blieben und den aus einer Rauchwolke heraustaumelnden Tieren nachsahen. Nur Hans war immer unruhiger. „Angelika!" schrie er, daß es den Leuten durch Mark und Bein ging, und mit einer Schnelligkeit, die kein Mensch ihm zugemutet hätte, sprang er durch den schon brennenden Schopf in das Haus. Zwei Flammensäulen schlugen hinter ihm zusammen und fuhren durch die nicht mehr ganz zugeworfene Türe dem Burschen nach. Die Zuschauer sprachen ein stilles Gebet, bis sie in der Andacht gestört wurden durch ihren Ärger über Andreas, der jetzt seiner letzten Kuh nach aus dem Stalle schwankte.

Hunderte standen ums Haus herum und jeder wollte befehlen, obwohl er selbst nicht wußte, was er sollte. Einzelne sagten vom Niederreißen des Hauses, aber ihnen wurde erwidert, es seien noch Leute drinnen, und so geschah denn eigentlich nichts, wieviel auch jeder tat und wie günstig die Zeit auch gewesen wäre. Der Wind hatte gänzlich aufgehört und ruhig verglühten die letzten Reste des Stadels auf dem Boden. Andreas starrte eine Weile in die Glut, dann rief er: „Plündert das Haus, ihr Narren, werft alles heraus, das Geld, die Kleider, Herrgott und das Kind und — —"

Niemand wußte, ob die Hölle sich aufgetan oder der Blitz vom Himmel eingeschlagen habe. Auf einmal war's da, wo der Stadel stand, hell, furchtbar gewaltig. Balken, Steine und Eisenzeug flogen aus der blitzartigen Flamme. Andreas lag schwer getroffen im Schnee, den das Blut des Bewußtlosen färbte.

Des Krämers Pulverfaß war in die Luft geflogen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was an diesem Abend noch weiter geschah.

Auch Zusel und Angelika, die beisammen in der mit Heiligenbildern verzierten, ungewöhnlich stark eingeheizten Wohnstube saßen, hatten das nur in einzelnen Klängen vom Sturm da herübergeworfene Feierabendläuten gehört. Aber wie seltsam auch die Glocke klang, die beiden Schwestern dachten doch an gar nichts Besonderes. Stehend beteten sie laut den englischen Gruß und setzten sich dann wieder zu dem kleinen Tischchen, auf welchem Zusel die verschiedensten Seidenstoffe zur Auswahl für ihre Hochzeitsärmel ausgelegt hatte. Das Mädchen prüfte, verglich, stellte sich bald näher, bald ferner, wand jedes Stück um die schöngeformten runden Arme und schien über die Vorbereitungen zur Hochzeit alles andere vergessen zu haben. Oder war es gar etwas noch Ärgeres, als nur ihr Leichtsinn, was ihr bang machte, wenn Angelika von der Zukunft redete und sie sogar zum Weinen brachte, da die so unglücklich verheiratete Schwester sagte, daß nun sie den einsamen Vater zu pflegen und ihm nach Kräften frohe Tage zu machen gedenke? Angelika kam zu der Überzeugung, daß die Leidenschaft für Hansen, wohl nur aus Trotz und Hochmut entstanden, fast schon wieder mit den anfänglich im Wege stehenden Hindernissen vergangen sei. Hansens ehemaliger Geliebten tat diese Bemerkung jetzt noch doppelt und dreifach weh. Sie konnte die Frage

nicht mehr zurückhalten, ob wohl Dorothee und Hans einander unglücklich gemacht hätten.

Zuſels kleiner Mund konnte ſich recht unſchön verziehen bei dem Ausruf: „Du biſt auch noch auf der Seite der Elenden, die mir Hanſen hat wegnehmen wollen!“

„Sie hat ihn vielleicht ſo innig geliebt wie du.“

„Das wär' für ſo ein armes Ding ſchon anfangs eine Dummheit geweſen.“

„Wenn aber ſo eine Neigung ohne jede Ausſicht war, hätteſt du das arme Mädchen bedauern ſollen, ſtatt ſie mit den allergemeinſten Mitteln zu bekriegen, ja faſt zugrunde zu richten,“ ſagte das Weib und ohne das unfreundliche Geſicht der Schweſter bemerken zu wollen, fuhr ſie, immer wärmer werdend, fort: „Vor dir ſteht eine ſchöne Zukunft, wenn du nur nichts Böſes mit hineintragen mußt. Sonſt aber wär's ſchade, wahrhaftig ſchade um alles. Denke dir nur, daß du jetzt nicht mehr bloß für dich allein da biſt, ſondern daß ein gewiß lieber guter Menſch nun ſein Schickſal an das deine knüpfen will. Es wär' ſchon grad' zum Weinen, wenn du nicht einmal empfinden ſollteſt, wie wichtig das iſt. Hans gehört dein, du kannſt glücklich werden, wenn dein Weg zum Glücke rein iſt. Wäre doch die Welt ſo weit und groß oder der Menſch ſo gut und vernünftig, daß niemand geſtoßen und getreten würde, wenn man auf dieſem Wege vorwärts ginge! Euch beide will, muß ich glücklich ſehen, das Gegenteil tät mir noch weher als alles andere.“

„Zur Unterweiſung,“ antwortete Zuſel ſpitz, „hat man uns auf den Freitag zum Pfarrer befohlen. Du biſt mir gar nicht die Rechte zum Predigen über glückliche Ehen. Es fehlt da zu ſehr am guten Beiſpiel.“

„Aber nicht an Erfahrung.“

„Gut, ſo benütze ſie nur für dich!“

„Es iſt ſchon zu ſpät, wenn man einmal gegen ſein Herz, gegen ſein Gewiſſen gehandelt hat in einer ſo wichtigen Sache, — wenn das große Ja vor dem Altar nur eine Lüge geweſen iſt. Ein kleines Unrecht, nur eine Verirrung ragt oft wie ein Schatten in die ganze Zukunft hinein. Ich bitte dich um Hanſens, um deines Glückes willen, keinen Fluch mit in die Ehe zu nehmen. O, die Tropfen ſind furchtbarer Same des Unglücks, die über eine Verbindung in gerechtem Schmerz geweint werden! Denk' an Hansjörg und an Dorothee!"

„Das," lachte Zuſel gezwungen, „ſind freilich nur Schatten und vor denen fürcht' ich mich nicht. Die ſollen meinetwegen nur hereinragen . . . !"

In dieſem Augenblicke begann die Sturmglocke zu läuten und vor dem Haus entſtand ein gewaltiger Lärm. Aus dem Durcheinander von Fragen und Antworten brachte Angelika ſchließlich heraus, daß es hinten im Dorf irgendwo brenne, daß aber Genaueres in dem Schneegeſtöber nicht zu erkennen ſei.

„Jeſus Maria, mein Margretle!" jammerte die junge Mutter ſchon unter der Stubentür. „Um Gottes willen, Schweſter komm!"

„Was kann ich tun?" fragte Zuſel ruhig. „Es wird jetzt nicht gerade bei dir brennen müſſen. Der Vater iſt nicht da, jemand aber muß daheim ſein. Iſt mir eigentlich auch ganz recht. Wochenlang hätt' ich keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, wenn ich ſo ein Elend mit anſehen müßte."

Der größte Teil dieſer Rede war von Angelika nicht mehr gehört worden. Mit einem „Ach Gott!" ſtürzte ſie die Stiege hinunter und befand ſich jetzt ſchon mitten unter denen, die auch zum Retten und Helfen auf den Schauplatz des Unglückes eilten.

Der Schmied mit den jüngeren Burschen der Gemeinde war fluchend bemüht, die Feuerspritze unbeschädigt durch die enge Gasse und noch überdies zwischen Zaunpfählen, die starr aus dem Schnee herauf in den Weg hereinragten, halb zerfallenen Mauern und Holzbeigen hineinzubringen. Es war aber nicht mehr möglich, auch bei dem hinter einem Hause rechts und links aufgehäuften Bauholz vorbeizukommen. Mit unsäglicher Mühe mußte die Spritze wieder um die ganze Länge des Hauses zurück und aus der Gasse auf den Schnee gebracht werden, dessen untere Schicht zwar ziemlich hart, aber doch nicht fest genug gefroren war für solche Last. Nur schrittweise war hier, wo keine Pferde mehr benützt werden konnten, dem brennenden Hause näher zu kommen. Auf den Ruf des Schmieds ging es einen Ruck um den anderen. Auch Weiber und Mädchen halfen ziehen und stoßen, oder waren doch wenigstens mit anderen am Platze. Sogar Angelika stand still und dachte ans Helfen. Aber die Angst der Mutter trieb sie bald wieder vorwärts auf dem schlechten Weg. Sie mußte doch vor allem wissen, ob ja nicht ihr Haus bedroht oder gar von dem Unglücke getroffen sei.

Der Sturm ließ nach, das Schneegestöber legte sich und am bleiernen Himmel sah man da und dort ein Sternlein flimmern. Im Dorfe ward es immer heller und jetzt fuhr's über den Schnee wie der Blitz. Der gleich folgende Schlag war dem des fernen Donners ähnlich. Angelika hatte bei der furchtbaren Beleuchtung schon genug gesehen. Einen leisen Schrei ausstoßend, sank sie zusammen, aber schon im nächsten Augenblick eilte sie über den Schnee, wie es nur eine Mutter konnte, der es das Leben des einzigen Kindes zu retten galt.

Das Auffliegen des Pulverfasses hatte auch dem Krämer, welcher ziemlich nahe dem brennenden Hause be-

wußtlos im Schnee lag, die Beſinnung wiedergeweckt. Erſchrocken ſprang er auf und ſah, wie das ſtattliche Gebäude ſchon an drei Ecken in Flammen ſtand. Alles, was er in den letzten Viertelſtunden durchmachte, lag auf ihm mit furchtbarer Schwere und würde den Greis wieder in den früheren Zuſtand niedergedrückt haben, wenn er nicht noch ans Margretle, das liebe gute Kind, gedacht hätte. Das lag nun in dem brennenden Hauſe, vielleicht von der erwarteten Mutter träumend, oder von ihm, während ſich die Flamme näher und näher wälzte, immer lauter brummend und praſſelnd, wie vorhin im Stadel. Dieſe Vorſtellung gab dem Krämer alle ſeine Kräfte mit einemmal wieder. Wie oft auch der Schnee jetzt unter ſeinen ſchweren haſtigen Tritten brechen und er faſt knietief einſinken mochte, dennoch kam er früher als Angelika vor dem Hauſe an. Ach, alle die vielen ſah er einzig mit der Rettung der anderen Häuſer beſchäftigt. „Niemand,“ rief er verzweifelnd, „niemand hat ein Herz für das arme Kind, niemand, niemand!“

Kein Menſch hatte geſehen, was der Krämer litt, als er den Himmel röter und röter werden, die ernſten Felſenköpfe da droben immer heller leuchten ſah, während die Sturmglocke läutete. Niemand wußte noch, daß auf ihm allein alles mit doppelter Schwere liege, was dieſe Stunde der ganzen Gemeinde brachte. Aber eine Empfindung davon weckte ſchon der Ton ſeiner Stimme. Es war etwas in ſeinem Ausruf, das alle ſchaudern machte und ihr Mitleid mit dem ſonſt ſo unbeliebten Mann erregte, daß auch die Nachbarn ſogar nicht mehr an die Gefahr dachten, die ihren Häuſern drohte. Es war nur den folgenden Worten des Krämers zuzuſchreiben, daß man ſich bald wieder von ihm abwandte und beſorgt nach den immer mehr zuſammenſchmelzenden Schneemauern blickte. Der

unglückliche Mann sah die Leute rat- und tatlos herumstehen. Er wußte nicht, daß alle mit Schmerzen warteten, bis Hans wiederkomme, daß man dann das Haus niederreißen und wenigstens der ärgsten Gefahr ein Ende machen dürfe. Mit heiserer Stimme rief er: „Steht ihr denn alle müßig, wenn man aus Menschenliebe sich regen sollte? Regt euch nur, ihr tut's nicht umsonst! Hundert, tausend Gulden, alles dem, der mir das Margretle wiederbringt!"

Ein unwilliges Gemurmel war die Antwort. „Er soll sein Geld nur behalten," hieß es. „Das Leben ist dafür niemand feil. Beim nächsten Windstoß ist alles aus, und besser wär's, wenn man das Haus gleich niederwerfen tät."

Der Schnee zum Erhalten der schützenden Mauern vor den Nachbarhäusern war immer schwerer herbeizuschaffen. Schon flogen brennende Schindeln von der Stubenwand darüber hinaus und fast alles eilte den bedrohten Gebäuden zu. Der Krämer schrie ihnen nach: „Seid ihr Menschen? Um alles nicht einmal einer! und ich habe soviel getan fürs Geld, alles ums Geld! Herr und Gott, ich, ich muß das Margretle retten oder mit ihm sterben! Ja, sterben will ich, wenn man gar nicht mehr helfen kann."

Den Bauern fiel es in der Verlegenheit nicht ein, ihm zu sagen, daß Hans schon hinein sei und gewiß das mögliche tun werde. Prüfend schauten sie sich um; es schien schwer, noch ins Haus, und unmöglich später wieder herauszukommen.

Jetzt kam Hansjörg mit einer Leiter und lehnte sie vor der Wohnstube an. Viele wehrten ab und sagten: „Das Haus muß zusammengestürzt werden, sobald Hans herauskommt, oder gar noch früher."

„Ist Hans drin?" fragte der Krämer, und ohne noch

auf Antwort zu warten, die er ſchon aus den Geſichtern las, machte er ſich auf die Leiter und rief: „Ich muß auch hinein und ihr mögt dann einen dreifachen Mord begehen. Ich muß retten. Hab' ich alles das Elend im Stadel angerichtet, um nicht für einen Schleichhändler zu gelten, ſo will ich doch nun kein Mörder ſein!“

Hansjörg wollte den Aufgeregten, Verzweifelnden zurückhalten. Der aber machte ſich mit Anſtrengung aller Kräfte los und ſchrie, daß es alle hörten: „Ich hab' das Feuer angelegt im Stadel, als ich den Grenzjäger merkte, und ich will nun auch mit ihm kämpfen. Laßt den Mordbrenner retten oder zugrunde gehen!“ Ein Fenſter klirrte und der Krämer verſchwand hinter der erſten Flamme, die ein leiſer Windſtoß an dieſer Seite des Hauſes vorübertrieb.

Jetzt brannte das Haus auf allen Seiten. Hanſen mußte das Entrinnen jeden Augenblick ſchwerer, ja ſchon faſt unmöglich werden. Alles rief ihm zu, daß ſchon die Decken in den Zimmern ſich zu ſenken begännen, aber dann fragte man ſich erſchrocken, wo er denn eigentlich noch herauskommen ſollte, da ja ſchon alle Löcher in den Wänden Flammen ausſpien.

Nochmals riefen alle Hanſen und dem Krämer zu, ſich doch um Gottes willen gleich herauszumachen. In den Lärm hatte ſich eine Stimme gemiſcht, die jeder hörte und die jedem durch Mark und Bein ging. Es war die Stimme Angelikas. Schon im Herbeiſtürzen hatte ſie aus dem Lärm alles erraten können. „Vater, Margret, Hans!“ rief ſie in einem fort. „Ja,“ glaubten endlich mehrere von innen antworten zu hören, und im nächſten Augenblicke ſprang Hans mit dem zitternden Kind im Arme auf den Schnee, wie wenn jener Flammenſtrom ihn herausgeſpien hätte.

„Das werd' ich dir nie vergeſſen!“ jubelte die Mutter.

„Ich dir auch nicht," ſagte Hans. „Da, die alle hätten rufen können! Als das Kind gefunden war, ſah ich mich überall eingeſperrt. Schon war mir der Mut ganz vergangen. Ich machte Reu' und Leid. Aber da hab' ich dich gehört, gewaltig hat es mich erfaßt, eine neue Kraft iſt in mir lebendig worden und hat getrieben, daß ich dann, ich weiß ſelbſt nicht wie, herausgekommen bin."

Jetzt ſtürzten mehrere Decken im Hauſe ein. „Nun iſt's aus mit dem Krämer!" jammerten ſogar die, welche wie Angelika neben dem geretteten Kinde alles andere vergeſſen zu können ſchienen.

„Und wo iſt Andreas?" fragte Angelika mit unſicherer Stimme.

Die Bauern ſahen ſich verlegen an und meinten, er müſſe noch neben dem Stadel im Schnee liegen. Einige jedoch wollten geſehen haben, daß der Verwundete von Jos, Dorotheen und noch einigen, die doch ſonſt nicht viel zu nützen glauben mochten, hinweggebracht worden ſei.

Das war auch wirklich ſo geweſen. Dorothee, die eben einen Gang ins Herrendorf zu machen hatte, war mit den Erſten auf dem Platze geweſen und ſprang ſofort dem Unglücklichen bei, den alle anderen verließen. Später kam auch Jos ſo ſchnell, als ihm ſein immer noch nicht ganz hergeſtellter Fuß zu gehen erlaubte. Um das Haus herumgehend, ſah er Dorotheen und die beiden wollten ſich eben anreden, als der Krämer laut vor allen ſeine Untat bekannte. Beide ſchwiegen erſchrocken ſtill und erſt nach einer Weile ſagte das Mädchen: „Wie iſt doch das eine ſchreckliche Stunde; jener Fluch meines Vaters, wie furchtbar hat er gewirkt!"

„Nein, Dorothee, das iſt ja, wie du hörſt, nur aus Mißtrauen und Schuldbewußtſein entſtanden."

„Und aus dem unſeligen Schleichhandel. O nehmet

eine Lehre für euch, wenn ihr auch diesmal noch ungeſchlegen durchkommt!"

„Gar nicht ſo ungeſchlagen," ſagte Jos etwas bitter. „Auch mir und meinen Freunden iſt hier der letzte Sparpfennig, alles zugrunde gegangen."

„Dann," ſagte Dorothee noch beinahe fröhlich, „hat euch doch auf euerm Weg nur ein erſetzbarer Schaden getroffen. Ihr ſeht nun, wie es noch gar zum Verbrechen führt, wenn man aus Geſetz und Ordnung heraustritt und nur an ſich ſelber denkt."

Jos aber konnte ſeinen Verluſt nicht ſo leicht verſchmerzen. „Unſeliges Mißtrauen!" rief er. „Es wär' nie ſoweit gekommen, wenn auch der Krämer gemeinſchaftliche Sache mit uns gemacht hätte. Aber der wollte den Hansjörg wegwerfen, drum hat er dann ſich ſo vor ihm und dem Grenzjäger gefürchtet, als die beiden kamen, um mich zu einem Schoppen einzuladen. Ja, du haſt wohl recht. Dieſe Stunde iſt ernſthaft und lehrreich für Arme und Reiche, die einander im Kriege gegenſeitig furchtbar werden."

„Und du verſprichſt mir nun wohl, in Zukunft bei fleißiger friedlicher Arbeit dein Heil zu ſuchen?"

„Nicht nur ich," antwortete Jos, „wir alle ſollten den Vorſatz mit heimnehmen, uns gegenſeitig das Leben ſo zu geſtalten, daß jeder mit der beſtehenden Ordnung zufrieden wär' und keiner auf Abwege getrieben würde, weder arm noch reich. Wenn man das tät, ſo wär's noch mehr als nur ſo ein Haus wert."

„Nun, ſo mach' den Anfang!" bat das Mädchen lächelnd. „Verſprich mir, in dieſer Weiſe das Deine zu tun!"

Sie reichten ſich die Hände und wechſelten einen herzlichen Druck. Dann drehte ſich jedes auf eine andere Seite

und hatte mit dem Verwundeten zu tun, oder dafür zu sorgen, daß er so schnell als möglich irgendwo untergebracht werde. Sie hätten viel nicht genommen, wenn ihr Gespräch von jemand auch nur gesehen worden wäre. Wie sind die Leute! Ihr Urteil ist sehr streng und man verargt es einem, in solchen Augenblicken an sich selber zu denken, obwohl es fast jeder tut. Nun aber bemühten sie sich auch desto mehr um den Verwundeten, welcher mit Hilfe noch einiger Herbeigerufener in das nicht gar zu fern stehende Häuschen der Schnepfauerin gebracht wurde.

Nun glaubte Jos den Andreas in guten Händen. Er eilte wieder fort, den Doktor zu holen, und kam gerade recht an dem brennenden Hause vorüber, um Angelika noch geschwind Auskunft auf ihre Fragen über das Befinden des unglücklichen Gatten zu geben. „Er lebt, ist aber bewußtlos und scheint mir am Kopfe sehr bös von etwas getroffen," sagte Jos kurz und machte sich, ohne noch auf weitere Fragen zu hören, wieder fort.

„Und mein Vater?" jammerte Angelika.

„Tröst' ihn Gott im ewigen Leben!" riefen mehrere, die kein anderes Trostwort für die Unglückliche fanden.

„Hat er denn so aus der Welt gehen müssen? So schnell und unvermutet, sogar ohne Beicht'...!"

„Er hat gebeichtet," sagten einige, die dann aber erschraken, daß sie an sein schreckliches Geständnis erinnerten, und sich so schnell als möglich aus der Nähe der Unglücklichen machten, um nicht noch genauere Auskunft geben zu müssen.

Man redete wieder vom Niederreißen des Hauses, aber die Nachbarn, welche nach dem Dafürhalten aller die Sache doch weitaus am allermeisten anging, wollten durchaus nichts davon wissen. Seit der Sturm aufgehört habe, sei keine Gefahr mehr vorhanden und auf der anderen

Seite wär's doch noch möglich, daß der Krämer lebte. Im Grunde glaubten das nur wenige, aber man ſchwieg, weil man Angelika nicht um die letzte Hoffnung bringen wollte. Sie ſtand auf dem alten Platze wie angebannt, während der glänzende Strahl aus der nun endlich angekommenen Spritze mitten in die ziſchenden Flammen fuhr. Tränenloſen Auges ſtarrte ſie in die Glut, nur wenn wieder etwas am Hauſe zuſammenſtürzte, fuhr ſie auf, wie wenn ſie ſelbſt getroffen zu werden fürchtete, ſonſt aber ſchien ſie nichts, nicht einmal das Weinen des ermüdet neben ihr in den Schnee geſunkenen Kindes zu bemerken.

Erſt als Jos mit dem Doktor zurückkam, rief ſie: „Der Vater iſt als Retter in guter Abſicht geſtorben. Gott ſei ihm gnädig!"

Dann hob ſie das zitternde Kind auf den Arm, küßte es und folgte den beiden zum Gatten ins Häuschen der Schnepfauerin.

Mit immer beſſerem Erfolg arbeiteten Löſchmannſchaft und Spritze, da bald ſchon die letzten Dachbalken brachen und in den Gluthaufen ſtürzten, dem nun auch mit Schnee, welchen man von allen Seiten auf Schlitten herbeiführte, ganz vortrefflich beizukommen war. Schon um zwölf Uhr wurden zwanzig Mann als Wache gewählt, damit die anderen heimgehen und ſich zur Ruhe begeben könnten.

„Aber ihr Leute," rief Hans und alles drehte ſich, um zu hören, was denn der ſo vielen zu ſagen wage. „Uns allen," fuhr er fort, „iſt ernſthaft zumut und es iſt natürlich, denn wir verlaſſen ein Grab. Beten wir noch die üblichen fünf Vaterunſer!"

Und alle knieten um den Gluthaufen herum und beteten laut und mit einer Andacht, wie ſie ſonſt ſogar in der Kirche ſelten war.

Nachher wurde überall von dem traurigen Ereigniſſe geredet. Den Krämer aber behandelte man ſo ſchonend, als ob in jenem Gebet ihm jeder die Hand zur Verſöhnung gereicht hätte.

Wenn auch nicht alles über die Geſchichte denken mochte wie Jos, es nahm doch jeder eine gute Lehre mit heim, die der ſeinen gerade nicht beſonders unähnlich war.

Hans fragte nach der Zuſel und erfuhr, daß die ſich zu ſehr fürchte und zu erſchrocken ſei über das Geſchehene, um nur das Haus noch verlaſſen zu dürfen. Trotzdem ging er geradeswegs ins Häuschen der Schnepfauerin, wo er eben recht kam, um den Andreas ins Haus des Krämers hinausbringen zu helfen. Nach einer kurzen Unterſuchung ſagte der Arzt, es ſei vergebens, was man tun möge, wenn der Mann hernach nicht in Ruhe gelaſſen werde. Jetzt ſei es windſtill und es würde dem Unglücklichen am allerwenigſten ſchaden, wenn man ihn gleich jetzt wieder hinaus und ins Haus des Krämers brächte, wo nun doch vorläufig ſeine Heimat ſein würde. Dabei gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er freilich nur noch für kurze Zeit ein Haus auf dieſer Welt nötig habe.

Bald war Andreas auf eine Tragbahre gebracht und ſchweigend trugen ihn vier kräftige Burſchen dem Hauſe des Krämers zu. Angelika ging langſam hinten nach und war ſo in trübe Gedanken verloren, daß ſie nicht darauf hörte, als einige Bauern ihr erzählen wollten, wie und wo einſtweilen ihre Kühe, die herrenlos im Dorf herumirrten, von Hansjörg und ihnen untergebracht worden ſeien. Anders aber war's, da das Margretle auf den Großvater kam und der Mutter ſagte, wie er gleich auf den erſten Ruf zu ihm gekommen und ſo freundlich geweſen ſei. Da horchte Angelika gleich auf und das Mädchen mußte jedes Wort wiederholen.

„Und dann?“ fragte ſie haſtig.

„Dann,“ antwortete das Margretle, „dann iſt er mit dem Licht in den Stadel und gleich darauf hat es zu brennen angefangen. Mir iſt angſt worden bei dem Geprasſel und ich hab' mich in den Keller verſteckt, wo ich nichts mehr davon hören mußte.“

„Und hat Hans dich erſt dort gefunden?“

„Ja, ich bin nicht einmal gern mit ihm. Der Vater hat mir vorher auch gerufen, aber ich bin geblieben.“

„Wie iſt aber das Feuer ausgekommen?“

„Hans, rede du!“ ſagte Hansjörg. „Sie ſoll das nur vom Retter ihres Kindes hören.“

„Ach Gott, was?“ fragte Angelika, von einer plötzlich erwachenden Ahnung erſchreckt.

Hans erzählte, was er gehört hatte, doch würde ſeinen Gefährten zu einer anderen Zeit aufgefallen ſein, daß ihm ſeine ſonſt ganz rückſichtsloſe Wahrheitsliebe ſolche Milderung der Tatſachen zuließ. Der Krämer erſchien vielmehr von der Sorge um das Margretle, als von dem unruhigen Gewiſſen in das durch ihn angelegte Feuer getrieben, und Hans endete mit der Behauptung, daß ihr Vater als Märtyrer geſtorben ſei.

Angelika dachte ſchaudernd noch immer an das ja vom Vater ſelbſt noch ausgeſprochene Wort Mordbrenner. Hans ſchien das zu vermuten, denn er ſagte nach einer Weile: „Als Märtyrer oder auch als Büßer iſt er geſtorben. Es gefällt mir nicht, was er gemacht hat, aber ihm ſelbſt hat es auch nicht gefallen, als er es gar ſo ſchrecklich werden ſah. Nur weil eine Reue, wie ſie ſelbſt unſereinen, nicht bloß den lieben Gott rühren muß, ihn trieb, hat er ſeinen Fehler öffentlich bekannt und ſein Leben gewagt, um das des Kindes zu retten. Solches Bußwerk bewirkt, daß es ernſt iſt mit der Beicht'. Gott

wird ihn so gnädig richten als wir und ruhen lassen im Frieden."

Jetzt war man bei dem Hause des Krämers angelangt und Hans ging voran hinein. Der Zusel, die neben der Magd am Tische saß und den Rosenkranz durch die Finger zog, machte er kein besonders freundliches Gesicht und gab ihr zu verstehen, daß sie in den letzten Stunden wohl etwas anderes zu tun gehabt hätte, als daheim sitzend zu beten.

„Warum aber," fragte das Mädchen, „bist denn du nicht zu mir gekommen an diesem traurigen Abend?"

„Weil ich Wichtigeres zu tun hatte," war Hansens kurze Antwort; dann hieß er sie streng für den Andreas ein Bett herrichten, wenn auch das noch nicht geschehen sei.

Zusel gestand, sie hab' im Schreck noch an gar nichts gedacht, als an den Tod des Vaters. Hans ging kopfschüttelnd hinaus und befahl, den Unglücklichen einstweilen in die Stube zu bringen.

Angelika half nun der Schwester, die kaum wußte, was sie tat und sollte. Eine Viertelstunde später lag Andreas im Schlafzimmer des Krämers und ward ruhig und still, während er vorher in unzusammenhängenden Worten vom Feuer, von Dorotheen, dem Grenzjäger und seinen Kühen zu reden angefangen hatte. Bei der Untersuchung des Doktors, die ihn fürs Leben verloren erscheinen ließ, kehrte ihm das Bewußtsein auf Augenblicke zurück. Dann schien er wieder in tiefen Schlaf zu versinken. Angelika, Zusel, Hans und der Doktor saßen schweigend vor dem Bette.

Auf einmal öffnete sich die Tür. Hansens jetziger Knecht polterte so laut ins Zimmer, daß auch der Schlummernde erschrocken mit der Frage auffuhr, wo es denn

wieder brenne. Der Knecht aber ſchien außer Hanſen gar niemanden zu beachten. Er ſagte mit rauher Stimme: „Die Mutter läßt dich grüßen, du ſolleſt heimkommen, da nun doch aus der Hochzeit nicht ſo ſchnell etwas werde. Sie hoffe nämlich als chriſtliche Mutter eines anſtändigen Hauſes — —“

„Gut,“ ſagte Hans, der Zuſel mit ſeltener Leidenſchaftlichkeit das Wort abſchneidend, „als chriſtliche Mutter wird ſie nichts dagegen haben, wenn ich nun dem Kranken den Pfarrer hole.“

Das war die rechte Antwort, um über das Peinliche dieſes Augenblickes ſo ſchnell als möglich hinauszukommen. Zwar war der Doktor dagegen, aber man kam nun doch wieder auf andere Gedanken, ſo daß es Hanſen leichter war, das Zimmer zu verlaſſen. Er war ſehr unzufrieden mit dem Knechte und folgte der Mutter weniger aus Gehorſam, als damit er ſich nicht mehr von Angelika und den anderen um ihre Rede anſehen laſſen müſſe.

Angelika wollte nicht ins Bett und der Doktor mußte ſie ernſtlich daran erinnern, daß ſie nicht nur für den Gatten, ſondern auch für Margretles Mutter zu ſorgen habe. Es war ſchon ſpät, als ſie den Kranken einigen von Zuſel hergebetenen Nachbarsleuten überließ.

Alſo wieder im Vaterhauſe! Zum erſtenmal ſeit der Geburt ihrer Schweſter, die der Mutter das Leben koſtete und ſie zuerſt aus dem Hauſe und dann auch aus dem Herzen ihres Vaters verdrängte. Schlafen konnte ſie nicht, oder war es etwa ſchon ein Traum, in dem ſie, ſobald ſie das Licht löſchte, wie noch in jeder großen Stunde die unvergeßliche Mutter vor ſich ſtehen ſah? Sie blickte jetzt wieder gerade ſo ernſt, wie damals, als Angelika, zum Teil faſt aus wunderlichem Trotze, ſich dem Andreas verſprechen wollte. Die Erſcheinung ſchien

Angelika das Buch ihres Lebens aufgeſchlagen zu haben. Sie ſah nicht Buchſtaben, wohl aber ihre Reden und Handlungen viel klarer, als das je vorher der Fall geweſen war. Ach Gott, an ſo vielem lag die Schuld auf ihr. Dem Hans verargte ſie es, daß der Familienſtolz der Mutter ihn ſchwach machen konnte, und ſie ſelbſt hielt dieſer Stolz ihrer Baſen vom Hauſe des Vaters fern! Freilich tat ihr das weh, aber wohl nicht weher als Hanſen und auch dem guten Vater. Und dann ließ ſie den Gatten empfinden, welches Opfer ſie brachte, da ſie ſich mit ihm, ſtatt mit Hanſen verband. Sie wollte ob ihm ſtehen und ſeine Führerin ſein, nicht ſein Weib. Das nun hatte ihn aus dem Hauſe getrieben ins Weite, wo er, an nichts gefeſſelt, von der erſten Strömung erfaßt und wehrlos fortgetrieben werden mußte.

Angelika lebte ſich immer tiefer in das Elend ihrer letzten Jahre hinein. Eins nach dem anderen ſah ſie entſtehen und wachſen in dem Riß, der zwiſchen ihr und dem Gatten ſich aufgetan hatte. Sie ſann und betete, bis der rötliche Morgen über die Berge heraufzog. Nun aber eilte ſie ans Bett des kranken Gatten. Sie traf ihn furchtbar leidend, aber augenblicklich bei vollem Bewußtſein.

„Angelika, wir hätten uns nie heiraten ſollen," ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Mir kommt das Feuer und alles wie eine Strafe Gottes vor, wenn ich auch nicht weiß, wie alles aufeinander geht."

Angelika war unfähig zu antworten.

Andreas fuhr nicht ohne Anſtrengung fort: „Es macht mich faſt verrückt, wenn ich daran denke, wie ſchlecht ich in letzter Zeit worden bin. Wir haben keine guten Tage gehabt in dem hübſchen Haus und das Unglück, daß es zugrunde ging, iſt wohl bei weitem nicht das größte."

„O, es hat nicht am Hauſe gefehlt, ſondern einzig

an uns, hauptſächlich an mir!" klagte Angelika, die ſich vergebens noch zu beherrſchen ſuchte.

„Dann iſt nichts, was mich entſchuldigt. Ich hab' mir ſchon gedacht, mein Reichtum ſei mein Unglück geweſen, weil er mich von jung auf daran gewöhnte, nichts und niemandem etwas nachzufragen."

„Mein Vater dagegen war arm," ſagte des Krämers Tochter. „Der wurde unglücklich durch ſeine Geldgier. Tröſt' ihn Gott!"

„Iſt er geſtorben?"

„Ja," ſagte das Weib und erzählte ganz kurz, wie er ihr Kind habe retten wollen.

„Er iſt alſo doch noch viel beſſer als ich," jammerte der Kranke. „Er geht dem Kinde nach, ich aber komme im Schrecken bloß dazu, ihm zu rufen. Dann eile ich, der Verſchwender, dem Stalle zu. So gehen wir jetzt beide als Retter zugrunde. Gerechter Gott!"

Angelika ſetzte ſich auf das Bett des Kranken, welcher zitternd nach ihrer Hand langte. „Gelt, es hat nur an uns gefehlt?" fragte er mit ſchwacher Stimme.

„Ja."

„Sag' herzhaft: nur an mir! Schone mich nicht mehr! Ich muß die letzte Rechnung machen."

„Will's Gott, nicht! Ich hab' viel, viel noch gutzumachen an dir. Bisher war ich nur die Predigerin, aber ich hatte nicht Liebe, Demut und Billigkeit neben der ſtrengen Wahrheit. Du warſt nur trotzig gegen mich Stolze, nicht ſchlecht."

„So iſt denn das doch wahr!" ſagte er demütig. „Zuzeiten hab' ich das auch geglaubt. Aber ich wollte ſchlecht ſein aus Hochmut und ſolchen zum Trotz, die doch nichts Gutes mehr von mir erwarteten. Ja, dieſe Erfahrung hat mir weh getan und ich mußte ſie mit Ge-

walt vergeſſen, ertränken. Drum ging mir Dorotheens Freundlichkeit ſo tief ins Herz und war wie ein Strahl aus dem Himmel! Aber im unreinen Gefäße wird alles Waſſer trüb. Sogar dieſes Glücks hab' ich mich unwert gezeigt. Ich war damals ſchon zu weit."

„O vergib mir, daß ich dich ſoweit getrieben, ſtatt dir dein Haus lieb, zu einem Tempel zu machen!"

„Und du mir auch!" bat er.

Der nun eintretende Pfarrer traf die beiden Hand in Hand. „Es freut mich, daß das Wichtigſte und Schwerſte ſchon vorüber iſt," ſagte er freundlich.

„Nicht das Schwerſte," widerſprach der Kranke, „mir iſt lang nie ſo wohl geweſen innerlich als jetzt. Der Friede mit ſich und der Welt tut einem ſo wohl, daß man ſogar ſein ſpätes Kommen nicht mehr bedauern kann."

Der Pfarrer ſchickte Angelika, deren Schmerz in heiße Tränen zu ſchmelzen begann, zum Zimmer hinaus, um dem Kranken ſeine Beichte abzunehmen.

Es war die höchſte Zeit, denn immer ſeltener kehrte ihm das volle Bewußtſein zurück. Angelika aber galten dieſe Augenblicke für die wichtigſten ihres Lebens. Mit ihm glaubte ſie an die geheimnisvolle Pforte getreten zu ſein und läuterte ſich von mancher Kleinlichkeit an dem auch ſie furchtbar brennenden Schmerz der immer wachſenden Entzündung, der der Arzt vergebens wehrte.

Am dritten Tag verkündete die Glocke das Ende ſeiner Leiden. Mit ihm wurden die aus dem Schutt gefundenen Gebeine des Krämers beerdigt.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Am folgenden Sonntage, an welchem Zuſel neben Stighanſen die ganze Verwandtſchaft auf beiden Seiten zu einer Hochzeit einzuladen gedachte, wie man ſie noch ſelten erlebt haben ſollte, ging ſie unter dem weißen Schleier der Leidtragenden mit brennender Kerze hinaus auf das Grab ihres wahrhaft geliebten Vaters. Neben ihr auf der Bank, welche das Weihwaſſerbecken trug, kniete die ältere Schweſter und betete für ihren Gatten. Noch, als nirgends mehr ein Kirchgänger zu ſehen war, knieten ſie ſtumm nebeneinander. Angelika konnte wenigſtens doch weinen. Seit ſie und Andreas in demütiger Selbſtbeſchuldigung ſich die Hände reichten, war ihr Herz leichter geworden. Zuſel aber fand noch keinen Gedanken, der die Tiefgebeugte nur ein wenig erhoben hätte. Bleiern und unbeweglich laſtete auf ihr die Untat des Vaters und ſein trauriges Ende. Sie, die früher, wo es angeblich Hanſens und Dorotheens ewiges Heil galt, ſchon faſt in den Ruf einer Betſchweſter kam, ſie fühlte ſich nun von den ihr eingegebenen Troſtgründen der Religion faſt noch mehr als von jeder anderen Vorſtellung gequält. Die Unglückliche hatte, wenn auch ſich ſelbſt unbewußt, im vertrauten Umgange mit ihren frommen Freundinnen die Überzeugung gewonnen, welche der Krämer ſchon aus dem zuletzt plötzlich entſtandenen Unfrieden des Elternhauſes mitnahm und ſpäter faſt immer als maßgebend gelten ließ — nämlich die, daß fromme Worte für die erwachſenen Kinder ſoviel ſeien, als für die kleinen die

Erinnerung an den heiligen Klaus*) oder an den heißen Rollhafen im Fegfeuer. Wer ſolche Worte brauche, wolle nur ſelbſt einen Vorteil daraus ziehen. Zuſel war ihrem Gotte nie ferner geweſen, als da ſie ſo häufig von ſeinen Geboten redete. Da kam der letzte Montag und predigte der kalt und hart Gewordenen furchtbar eindringlich von einer gerechten Vergeltung. Auch da wieder nahm Zuſel, wie eine rechte Betſchweſter, vor allem den Roſenkranz zur Hand, aber ſie fühlte bald, daß ihr eigenes nun erwachtes Gewiſſen weniger leicht als ihre Nachbarſchaft zu täuſchen ſei. Sie wagte nicht mehr zu beten. Jeder fromme Troſtgedanke traf das tiefwunde Herz wie ein neuer Stich. Auch hier auf dem friſchen Grabhügel betete ſie nicht. Trockenen Auges ſtarrte ſie unverwandt auf die beiden Kreuze, bis ſie hinter ſich ein ſchwaches Hüſteln zu hören meinte. Schnell drehte ſie ſich um, während Angelika ganz ruhig blieb und nichts zu merken ſchien.

Bleich und zitternd lehnte das Mathisle drüben an der Kirchenmauer. Es verließ jedoch ſeinen Platz und kam dem Grabe näher, ſobald es ſich bemerkt ſah.

Ein kalter Schauer durchrieſelte das Mädchen beim Anblick des Mannes, deſſen Kindern durch ſie und den Vater ſoviel Unrecht angetan war. Ihre früher ganz guten Gründe dafür wollten ſie nicht mehr beruhigen. Lange rang ſie mit ſich, bis ein Wort der Anrede gefunden war. Es paßte zwar noch nicht recht, aber es mußte nun einmal etwas geſagt werden. „Du haſt wohl noch kein Seelenalmoſen erhalten?“ begann ſie mit möglichſter Ruhe. — „Man denkt im Schrecken über ſolche Todfälle nicht mehr an alle die Armen, die man dann den Verſtorbenen zu

*) Nikolaus, der am 6. Dezember den Kindern Geſchenke bringt.

Hilf' und zum Troſt als Fürſprecher bei Gott gewinnen möchte. Nun klage nur nicht, daß du nicht mit dem Haufen abgefertigt worden biſt. Heute mittag kommſt du hinauf und du wirſt zufrieden ſein."

Noch ſelten hatte Zuſel ſich zu etwas Gewalt antun müſſen, wie zu dieſen Worten. Jetzt aber belohnte ſie das Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben, und es ward ihr ſchon etwas leichter. Sie hatte die Mittel, dem armen Vater gegenüber manches noch gutzumachen, und der Vorſatz, es auch zu tun, gab ihr wieder Selbſtgefühl und Kraft.

Das Mathisle hüſtelte noch einmal, dann ſagte es, um ein Seelenalmoſen tät es freilich bitten, aber um eines, das man ihm auch da gleich geben könnte; Verzeihung möchte es, daß es doch wieder einmal ruhig leben und ſchlafen könnte. Und nun wurde des langen erzählt, wie und warum es des Himmels Strafrute dem Krämer gewünſcht und Gott ſchon durch einen der älteren Tochter abgezwungenen Eid und auf andere Weiſe gleichſam zum furchtbaren Strafgerichte gezwungen habe. Das Mathisle behauptete ſo beſtimmt, an dem ganzen Unglück ſchuld zu ſein, daß auch die aufmerkſam gewordene Angelika zu erſchüttert war, um gleich ein Wort zum Widerlegen und Beruhigen zu finden. Zuſel war mit dem Gehörten vollkommen einverſtanden. Mit bebender Stimme lud ſie den Mann zum Eſſen ein, dem ſo großes Unrecht angetan war, daß der Himmel ſeinen böſen Wunſch erhörte. Wohl ſah ſie jetzt in ihm den Mörder des geliebten Vaters; aber ſie fand auch den beſten Troſt darin, ihm Gutes zu tun und ſeinen Dank zu verdienen, den ſie wie den Segen der Verſöhnung empfand.

Wäre das Mathisle nicht auch in der Folge noch zu ſehr von ſeinem Gewiſſen beunruhigt worden, um ſich an Zuſels reichlichen Geſchenken recht zu freuen, die es von

dieſem Tag erhielt, ſo würde dieſes jetzt die beſte Zeit ſeines Lebens gehabt haben. Sein Lieblingswunſch war erfüllt. Es konnte von fremdem Überfluſſe leben, aber keinen Augenblick war ihm dabei recht wohl. Jeden Tag kam es ins Haus des Krämers, nachdem es der Meſſe beigewohnt hatte, und blieb oft bis gegen Abend ſitzen. Wenn auch es und Zuſel nichts Gemeinſames zu haben ſchienen, als ihr unruhiges Gewiſſen und das, daß ſie den Tod des Krämers nicht mehr vergeſſen konnten; wenn ſie ſich auch eher fürchteten als liebten: war es ihnen doch Bedürfnis geworden, einander ſtets Liebes und Gutes zu erweiſen, um ſich gegenſeitig zu überzeugen, daß das Vergangene allerdings nicht vergeſſen, aber doch vergeben ſei. So kam man ſich immer näher. Das Mathisle wurde ſozuſagen Zuſels Vertrauter. Sie teilte ihm bald auch ihre häuslichen Sorgen mit; hauptſächlich, daß Angelika das vom Vater hinterlaſſene Durcheinander mit allem Fleiß nicht zu entwirren vermöge. Das Mathisle begann ſeinen Hansjörg und auch den Jos zu empfehlen, die als frühere Gehilfen ſicher in manchem Beſcheid wüßten. Klüger und fleißiger nun wäre Jos, das wiſſe jetzt die ganze Gemeinde und auch der Vorſteher, aber eben darum ſei dem ſchon ſoviel übergeben, daß er, wie gern er auch überall aushelfe, doch nicht ſo leicht Zeit haben werde als Hansjörg, der wenig anzufangen wiſſe, ſeit er an jenem Abend mit Jos das Schwärzen abgeſchworen habe. Es kam auch wirklich bald dazu, daß Hansjörg von den beiden Schweſtern als Geſchäftsführer angeſtellt und bevollmächtiget wurde.

Zuſel hatte ſchon Mathisles erſte Andeutung für einen Wink des Himmels gehalten, wie ſie dem vielleicht durch ihre Schuld herabgekommenen — guten Burſchen wieder helfen und Gelegenheit geben könne, ſeine Fähig-

keiten zu zeigen und ſich ſchnell wieder zu Ehr' und Anſehen zu bringen. Hansjörg ſollte, mußte glücklich werden, darum war es ihr mehr zu tun als um das Ordnen von Geſchäften, um die ſie ſich nie viel gekümmert hatte. Angelika hätte ſich anfangs, wo das beſtändige Zählen und Rechnen gar nicht zu ihrer Gemütsſtimmung paſſen wollte, weit lieber helfen laſſen als jetzt, wo ſie beſonders im Verkehr mit allerlei Menſchen das beſte Mittel gegen die Schwermut fand, welche ſie in müßiger Einſamkeit behalten wollte. Im Geſchäfte gab ſich's von ſelbſt, daß ſie den Spuren folgen mußte, welche der Vater hinterließ. Je mehr ſie ſich nun in ſein Walten auf ihre Weiſe hineinlebte, deſto mehr mußte ſie den ſtrebſamen Mann und ſeine Vielſeitigkeit bewundern. Sie mochte ſich wohl täuſchen, wenn ſie zuweilen glaubte, daß ſie nirgends beſſer als in ſo einen Laden paſſen würde, denn ſonſt hatte ſie eben die Freude noch nie empfunden, die wohl jede dauernde Beſchäftigung auch dem Kummerbelaſteten zu gewähren vermag; das aber war gewiß richtig, daß auch ohne Hansjörgs Beiſtand ſie alles gehörig im Gang erhalten hätte. Trotzdem ſtimmte ſie der Schweſter freudig bei, ſobald dieſe den ehemaligen Ladenſchneider ins Haus nehmen wollte. Ja, ſie betrieb das nun ſelbſt mit einem Eifer, der beinahe die Sorge verriet, es könnte der jetzt gänzlich unberechenbaren Zuſel ſchon über Nacht wieder anders werden. Angelika dachte dabei an die frühere Neigung, die in beiden immer noch nicht ganz erloſchen ſchien. Vielleicht... Auf Hanſen rechnete Zuſel nicht mehr. Der hatte ſeit jenem Unglücksabend ihr Haus nicht mehr betreten. Aus einem beſtändigen Zuſammenleben konnte doch noch etwas Geſundes für die Gemütskranke erwachſen. Ja, ſo mußte Zuſel wieder geheilt werden...!

Früher würde das Mathisle ſeine größte Freude ge-

habt haben, Hansjörgen schon wie den Herrn des Hauses walten zu sehen; jetzt aber war sogar das nicht mehr imstande, die trübe Stimmung zu vertreiben, die seiner sich nun immer mehr bemächtigte. Wenn man mit ihm von Hansjörgs schönen Aussichten redete, so wehrte es sich gewaltig und sagte, daß es nicht seinen Sohn auf den Platz des Krämers habe fluchen wollen, wenn es sich schon erfrecht habe, vom Himmel das Verderben dieses Mannes zu fordern. Aus Fluch könne weder ihm noch den Seinen wahrer Segen werden. Es war vergebens, gegen diese Vorstellung anzukämpfen. Sie blieb in dem Unglücklichen, raubte ihm den Schlaf, verdarb ihm jeden Genuß und warf ihn endlich aufs Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Erst der Kaplan konnte dem Leidenden bei seiner letzten Beichte die Überzeugung beibringen, daß nicht sein Fluch, sondern die verfluchten Handlungen an allem Unglück schuld seien, und daß der barmherzige Gott nicht so strenge gestraft hätte, wenn nicht auch in dieser Strafe wieder nur lauter Segen wäre.

Unmöglich aber war es dem Kaplan, auch die Zusel von ihrer Schwermut zu heilen. Er bemühte sich um so mehr, weil ihre Beichte ihn überzeugte, daß der von seinen Betschwestern gewonnene Einfluß auch auf sie sehr nachteilig gewirkt und deren gemeines Auftreten sie um das volle Vertrauen zu allen gebracht habe, welche mit heiligen Worten auf andere zu wirken suchten. Aber was der verlegene Kaplan auch sagen mochte, sie behauptete den Ruf Gottes an jenem schrecklichen Abende gehört zu haben in der Sturmglocke und sich daher um Worte der Menschen wenig kümmern zu müssen. Sie wisse wohl, daß sie niemandem recht sei, daß man sie für eine halte, die sich hintersinne; doch sie wisse gerade so gut, daß zu der Zeit, wo sie das getan, was sie jetzt so schmerzlich

bereuen müsse, gar allen alles recht gewesen sei. Von den Frommen wäre sie auf den Händen getragen worden und die, welche doch klüger gewesen als sie, hätten auf ihren Wunsch eine Predigt zustande gebracht, durch die dann die gute Dorothee noch um Ehr' und guten Namen gekommen sei. So hätten*) es die Menschen und sie möge schon gar keinen Zuspruch mehr von ihnen hören, seit ihr eigenes Gewissen erwacht sei.

So antwortete Zusel dem Kaplan und dabei blieb sie. Hansjörgs Anwesenheit im Hause vermochte nur wenig zu ändern. Angelika glaubte freilich bei der Schwester noch die alte Neigung zu gewahren, aber auch, daß Zusel sie wie etwas recht Sündhaftes mit aller Kraft bekämpfe. Hansjörg schien sich auch darum nicht mehr besonders viel zu kümmern. Er lebte ganz nur im Geschäft und für die Seinen, zu denen er auch den Jos mit Stolz zählte. Die beiden verkehrten täglich miteinander und führten auch manche Neuerung im Laden ein, der ihnen gänzlich überlassen war. Auch Hansjörgs jüngere Schwester Mari, die seit dem Tode des Vaters ebenfalls hier im Hause war und neu aufzuleben begann, tat dabei, was sie nur konnte. Es war den beiden Burschen gelungen, ihre ganz besonders zierlichen Stickereien viel vorteilhafter als bisher zu verwerten, und schon erlebten sie die Freude, daß auch andere Mädchen zu so kunstvoller Arbeit sich mehr Mühe und Zeit kosten ließen. Auch Weber und andere Handwerker hatten wohl nie soviel zu tun gehabt wie jetzt. Hansjörg hörte stets auf den Rat seines Freundes und Jos wußte zu gut, wie einem armen Handwerker zumute sei, um nicht dafür zu sorgen, daß das Geld und der gute Verdienst soviel als möglich in der Gemeinde bleibe. —

*) d. h. hielten.

Des Frühlings lieblich duftender Odem hauchte wieder allen Wesen neues Leben ein. Das war ein Rauschen und Jubeln, ein Singen und Flüstern, als ob es immer und überall Sonntag wäre. Die Welt schien ganz neu geworden. Sogar die Berge ringsum trugen Blumensträuße und schauten freundlich ins Tal herab, wo die Menschen fröhlich ihre Feldarbeit begannen. Auch Angelika war im Freien, so oft es die ihr von der Schwester ganz allein überlassene Hausarbeit erlaubte. Sie wand Kränze aus den Blumen, die ihr Margretle jubelnd zusammentrug. Wehmütig dachte sie an die eigenen Kinderjahre und wie sie da neben Hansen spielte. Dann aber mußte gleich wieder eine Arbeit ersonnen werden, daß man vom Platz und auf andere Vorstellungen kam. Zusel war die alte geblieben. Sie schien keine der sie umblühenden Blumen zu sehen als die, welche sie auf des Vaters Grab gepflanzt hatte. Auf dem Friedhof und nur dort mußte man sie suchen, wenn sie nicht zu Hause war.

Im Sommer wurde das etwas anders. Man riet ihr, den Laden und alles aufzugeben, da doch nicht viel Gewinn dabei sei, wenn alles durch fremde Hände gehe. Dieser Rat kam von einigen geizigen Basen, denen das gemeinnützige Walten der beiden Burschen mißfiel, obwohl es dem Geschäfte nur Vorteil brachte. Es traf Zusel um so schmerzlicher, weil sie darin einen Vorwurf empfand, daß sie auf so ein Geschäft, wie das, welches der Fleiß ihres Vaters errichtete, gar nicht passe, sondern eher in irgendeinem abgelegenen Neste das alte Bäschen spielen sollte. Sie sagte kurz, „daß sie den Hansjörg nicht mehr aus dem Hause schicke, wenn sie ihm auch gar keine Arbeit hätt' und er nur noch essen und vergessen müßte."

Diese Antwort weckte nun um so eher die Vermutung, das Mädchen denke noch an eine Heirat mit dem Burschen,

weil es als ausgemachte Sache galt, daß sonst wohl nicht mehr der Hundertste des Krämers Töchtermann werden möchte.

Zusel ging von jetzt an etwas weniger selten in den Laden als bisher. Hansjörg und Angelika glaubten damit schon viel gewonnen und gaben sich alle Mühe, sie nun auch in Verkehr mit der immer zahlreicheren Kundschaft zu bringen. Das aber war nicht möglich. Wenn sie auch einmal etwas half, so war ihr anzusehen, daß sie die Gedanken bei ganz etwas anderem hatte.

So stand sie auch an einem Sonntag neben dem Zahltisch und sah dem Hansjörg zu, wie der ein von Angelika gebrachtes Schriftbündel durchsuchte. Es fehlte ihm die Rechnung mit Stighansen, welcher heute sagte, daß er mit dem Heu, welches Jos als Knecht ihm am ersten Tage heimholen half, noch nicht alles ganz im ebenen habe. Davon war nun im Hauptbuche nichts zu finden, die Rechnung mußte daher unter den anderen Papieren gesucht werden. Hansjörg überflog ein Blatt nach dem anderen und schüttelte den Kopf. Endlich kamen nur noch Briefe. Diese sah der Bursche bloß an. Einen jedoch las er ziemlich weit hinein. Die Wangen glühten ihm und seine Hand zitterte, da er ihn plötzlich in die Tasche schob.

„Was machst du?" fragte Zusel.

„Diesen Brief braucht kein Mensch mehr zu sehen. Ich will ihn verbrennen."

„Aber er ist mein..."

„Gewiß... drum darf ich ihn vernichten, wenn du es erlaubst."

„Aber ich erlaub' es durchaus nicht."

„Wenn du mir nicht glauben willst, daß niemand ihn sehen darf, so künd' ich dir gleich den Dienst."

„Ich will ihn erst sehen, er ist mein."

„Ja, das iſt er," hauchte Hansjörg, warf den Brief auf den Tiſch und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Zuſel entfaltete den Bogen und ſah mit Staunen die eigene Handſchrift. Ein ſchwerer Seufzer verriet, daß ſie den Inhalt ſchon wußte. Regungslos ſtand ſie da und ſtarrte nur die zierlichen Buchſtaben an.

„Was habt ihr denn?" fragte Angelika näher tretend.

„Was wir haben?" fuhr Zuſel auf, während eine unnatürliche Röte ihr blaſſes Geſicht überflammte. „Unſer verratenes, verkauftes Lebensglück ſehen wir in ſeiner Schöne. Dieſen Brief hab' ich an Hansjörg geſchrieben. Er aber hat doch noch nicht an mich geglaubt, hat gewähnt, die Zuſel verzweifle ſo bald als er. Der Elende redete von Liebe zu mir und empfand nicht, wie ſtark ſie macht. Er glaubte ſchon alles verloren, da er mir nicht mehr vorſchwätzen konnte, und doch redete mein Herz für ihn. Aber er hielt auch des Herzens Sprache nur noch für Geſchwätz und verkaufte nur aus Eitelkeit und dummem Trotz dieſen Brief mit ein paar anderen um einige Gulden an meinen Vater. Nun hört, ob er nicht etwas wert war! Er fängt an: ‚Innigſtgeliebter, unvergeßlicher!'"

„Um Gottes willen hör' auf," bat Hansjörg, welcher ſchon durch die unbeſtreitbare Einleitung tief getroffen, wie vernichtet auf ſeinem Stuhl ſaß.

Zuſel aber las: „Von mir biſt du noch nicht fort, überall hab' ich dich bei mir. Ich fürchte nicht einmal, du werdeſt mich vergeſſen in der weiten Welt draußen. Ich merke, wie ſchwer man das kann, und du wirſt mir drum glauben."

„Ja," unterbrach ſich das Mädchen, „für dich wie du warſt, iſt nun das freilich kein Troſt und vielmehr ein Abſagebrief geweſen. Hier ſteht noch deutlich: ‚Du brauchſt nur an das zu denken, was du an meinem Platze tun würdeſt.'"

Das Mädchen ſchwieg. Es erſchrak ſelbſt über ſein ſtrenges Gericht. Die anfängliche Aufregung wich einer milden Stimmung und es klang eigen weich, als es, mehr ſprechend als leſend, fortfuhr: „Der Vater iſt freilich gegen dich, und wie er es nimmt, hat er auch recht. Ich weiß, er meint es immer gut mit mir. Ich hab' ihn auch gern und könnte für ihn durch ein Feuer ... aber in dieſem Stück ...“

„Nein!“ ſchrie das Mädchen plötzlich, daß es allen durch Mark und Bein ging, und zerriß den Brief. „Ich kann das nicht mehr leſen, denn mir fehlt die Kraft, welche mir die Liebe gab.“

„Du ſtrenge Richterin,“ begann Hansjörg kaum hörbar. „Ich kann mich nicht einmal entſchuldigen, da du mich ſchon durchſchaut haſt. Ich armer elender Tropf ſah damals in dir nur das reiche, launenhafte Mädchen. Erſt als ich wiederkam im letzten Herbſt, hat eine wahre Neigung mich recht unglücklich gemacht.“

„Und ich hab' nach dem Oſterfeſt im vorletzten Frühling, wo der Vater mir von deinem Streich erzählte, wohl jeden Tag und jede Nacht daran gedacht, um recht bös auf dich zu werden. Ich hab' es auch ſoweit gebracht, daß ich dir Schlimmes wünſchte. Ja, faſt nur dir zum Poſſen hab' ich anfangs den Stighans zu fangen geſucht. Jetzt aber hab' ich dir — ich will dir verzeihen.“

„So gefällt es mir,“ ſagte nun Angelika. „Jetzt iſt von früher alles klar und jetzt wird euerer Neigung niemand mehr im Wege ſein.“

„Gewiß iſt niemand ärger dagegen, als ich ſelbſt,“ antwortete Zuſel. „Einmal hielt ich ſie nur noch für Mitleid. Ich bat ihn zu uns, nur um ihm Gutes zu tun, aber ſein Fleiß verdient ja mehr, als ich ihm gebe.“

„So laßt jetzt um Gottes willen die alten Rechnungen und denkt einmal an die Zukunft!“

„Ich hab' schon daran gedacht."

„Und —?"

„Meinen Plan gemacht."

Das war nun einmal ein gutes Hören*) für Angelika, die Freude leuchtete ihr aus den Augen, während sie, der Antwort schon ziemlich sicher, lächelnd die Vermutung aussprach, sie werde wohl den guten Hansjörg noch einige Jahre mit ihrer Wunderlichkeit plagen, jeden Tag seine Geduld auf die Probe stellen und dann am Ende —

„Ich geh' in ein Kloster!" sagte das Mädchen so leidenschaftlich, wie es noch selten auch den boshaftesten Bemerkungen widersprochen hatte.

„Ins Kloster?" fragte Angelika noch fast erschrockener als Hansjörg.

Zusel war selbst erstaunt über das, was ihr da die Begierde zu widersprechen oder ihr Unmut oder der Heilige Geist eingab. Sie sann darüber nach und es war, als ob schon dieses Wort sie von vielem erlöst habe. Das war nicht nur ein Schreckschuß. Ja, das war für sie, die alles schief ansah, die auf der Welt keine Ruhe, keinen Genuß mehr hoffte, und auch für die arme Seele des Vaters das beste. Rasch entschlossen, richtete sie sich so stolz und trotzig auf wie früher. Dann aber sah sie den Hansjörg auf seinem Stuhl und sagte nun etwas unsicher: „Ja, Hansjörg, ins Kloster, denn dort hab' ich viel zu tun und hier wird mich wohl niemand mangeln."

Der Bursche schwieg. Angelika dagegen sagte: „Du hättest auch hier noch viel zu tun. Gott sieht es gewiß lieber, wenn wir das, was seine Güte verliehen hat, zum eigenen und zum Wohl des Nebenmenschen brauchen, als wenn wir alles in ein Kloster vergraben. Hansjörg weiß

*) Eine gute „Hörat" sagt die Mundart.

nicht mehr, was er sagen soll, ich aber sage: durch dein sonderbares Wesen hast du euch beiden eine schöne Zukunft verdorben."

Vielleicht ärgerte dieser Vorwurf das Mädchen weniger, als daß Hansjörg schwieg, aber Angelika mußte nun doch dafür büßen. „Ich verderbe gar nichts mehr," sagte sie. „Er denkt nicht so schnell ans Heiraten und ich auch nicht wie du. Sonst aber wären wir schon selber eins worden und hätten keine Kupplerin gebraucht. Ich seh' es euch an, daß ihr mich nicht mehr versteht, höret drum, wie wunderlich die Zusel ist. Die Geschichte mit den Briefen wär' noch unsere Sache, doch es steht auch anderes zwischen uns. Um uns zu trennen, hat der Vater wohl in ganz guter Absicht alles aufs Spiel gesetzt und ist unglücklich worden vielleicht an Leib und Seele. Gewiß, er hätte noch im Grab keine Ruh, wenn das alles nun gar nicht mehr geachtet würde."

Angelika meinte: „Im Fall, daß das aber eine Ungerechtigkeit gewesen sein sollte, wär' der Vater gewiß froh, wenn sie nun aufhören tät."

„Ungerechtigkeit! Für mich ist's geschehen, und wenn er fehlte, muß er für mich büßen. Soll ich nun jubeln und tanzen auf seinem Grab? Sollen wir beide vor Gottes Altar ihm zurufen mit unserem Ja, daß sein Tod uns recht glücklich und selbherr gemacht habe?"

„Ja, du hast recht," sagte Hansjörg feierlich. „Jetzt versteh' ich dich einmal wieder und wieder bist du größer, besser, als ich mir vorstellen konnte. Deine Opferwilligkeit für die Deinen soll mir immer ein Beispiel sein. Auch ich will ihnen leben und früheres Versäumnis einbringen. Nicht beten, aber handeln kann ich für sie — und nicht wahr, auch das ist schön?"

„O, gewiß!" rief Zusel begeistert, und indem sie

dem Burschen die Hand reichte, setzte sie bei: „Du bist und bleibst mein Bruder!“

„Aber,“ warnte die ältere Schwester, „bedenkt noch, was ihr tut! Ins Kloster führen viele Wege, heraus nur noch der ins Grab. Jedermann, sogar der Pfarrer wird gegen diesen Schritt sein.“

„Ich kenne sie,“ versetzte Zusel heftig, „sie, die einem immer aus- oder einreden wollen, und ich hab' oft gesehen, warum sie das tun. Du brauchst mich ja nicht so zu verkuppeln, den Stighans laß ich dir freiwillig, wenn du den bekommst, und will ihn dir von Herzen gönnen.“

In ihrer Aufregung hatten alle drei nicht bemerkt, daß die Ladentür sich langsam öffnete. Erst jetzt sah Angelika den Letztgenannten in Lebensgröße hart neben ihr stehen und, einen lauten Schrei ausstoßend, eilte sie ins Nebenzimmer.

Noch nichts tat ihr so weh, wie dieser Vorwurf der Schwester. Litt sie nicht schon sonst genug an dieser unglücklichen — Liebe und hatte sie nicht gerade darin Trost suchen wollen, wenigstens die Schwester glücklich zu machen? Hans kam seit jenem Unglücksabend nie ins Haus und gerade heute nun mußte er kommen. Ihr Gesicht glühte, während sie in ihr Zimmer eilte und hinter sich die Türe schloß.

Auch Zusel hatte sich, ohne noch ein Wort zu sagen, sofort aus dem Laden entfernt.

Hansjörg, wie sehr ihm auch die unterbrochene Unterredung noch im Kopfe war, hatte doch noch genug Fassung wiedergewonnen, um dem Angekommenen, bevor dieser zum Worte kam, die Mitteilung zu machen, daß die Rechnung nicht unter den vorhandenen Schriften und wahrscheinlich mit der Brieftasche des Krämers im Feuer zugrunde gegangen sei.

„Dann,“ ſagte der Bauer, „iſt's doch gut, daß ich die mitnahm, die mir Jos geſchrieben hat.“

Hansjörg begann mit gewohnter Sorgfalt nachzuzählen, während Hans über die beim Hereinkommen von Zuſel gehörten Worte nachdachte. — Gleichgültig warf er die auf dem Blatt ſtehende Summe hin und fragte dann, welche Zimmertür Angelika vorhin ſo gewaltig zugeſchlagen habe.

Hansjörg machte ſogleich den Führer, wobei er behauptete, daß auch geſchloſſen worden ſei.

„Wer iſt denn im Hauſe?“ fragte Hans.

„Niemand Fremdes als du.“

„Dann hat ſie meinetwegen geſchloſſen.“

Hansjörg ſchwieg.

„Nun, ſie ſoll auch meinetwegen wieder auftun.“

Das war bereits geſchehen, aber jeden Augenblick wollte ſie wieder ſchließen. Bald wünſchte, bald fürchtete ſie ſein Kommen; dann ſagte ſie traurig: „Er kommt nicht,“ und als ſie ſeinen Tritt auf der Stiege hörte, hätte ſie den Gang von dort bis zur Türe wenigſtens eine Stunde lang wünſchen mögen, um ſich noch zu beſinnen, ob ſie ſchließen ſollte oder nicht.

Feſt und ſicher trat Hans herein, ſetzte ſich aufs Kanapee neben das bebende Weib und kurzweg, als ob ſie täglich beiſammen wären, fragte er, was vorhin da drunten verhandelt worden ſei.

„Zuſel will nun gar noch in ein Kloſter. Ich aber möchte das ihr ausreden. Es kommt mir vor, ob doch noch eine Verſöhnung zwiſchen ihr und Hansjörg möglich ſei. Sie wird mit der Zeit, will's Gott, wieder anders denken lernen und dann — —“

„Das iſt ein Abweg,“ fiel Hans ein, „mach's nur

kurz und gut! Du sprichst ihr also gehörig zu — nun — und dann?“

„Dann heißt sie mich eine Kupplerin und doch weiß Gott im Himmel —“

„Aber der Tausend! was sagte sie noch?“

„Sie möge gar nicht heiraten, auch dich nicht.“

Eine Minute war alles still im Zimmer, dann sagte Hans: „Du wirst doch nicht halb und falsch gegen mich sein?“

Angelika richtete sich stolz auf und ihr Blick begegnete dem des Burschen so frei und offen, wie seit langer Zeit nicht mehr. Jetzt gleich sollt' er die ganze Rede wörtlich hören, dieser Entschluß war ihr anzusehen. Aber es ging nicht und ging nicht. Aus war es plötzlich mit aller Selbstbeherrschung, und ihr Erröten an seiner Brust verbergend, flehte sie: „Du hast es schon gehört und gelt, du plagst mich doch nicht mehr damit, es noch einmal zu sagen?“

„Ich weiß davon, daß sie mich dir geschenkt hat. Ich hab' das auch nicht ungern, wenn du mich nur willst.“

Angelika schob sanft den Arm weg, der sich um ihren Hals legte. „Wir hätten dieses traurige Spiel nicht noch einmal anfangen sollen,“ sagte sie wehmütig.

„Aber mir ist's heiliger Ernst. Ich hab' nun lange genug nur gespielt und mich Pontius und Pilatus gefügt, hab' lange Predigten gehört und mit mir selber gehadert. Willst du mein Weib werden oder nicht? Wenn nicht — ja, dann freilich hätten wir uns nicht mehr sehen sollen.“

„Gelt, Hans?!“

Es war das eigentlich gar keine Antwort, aber der Bursche hörte doch schon ein Ja heraus und jubelte: „Also doch noch mein und es ist kein Traum mehr! Schon einmal hat deine Stimme mich durch die Flammen zu dir gerufen. Schon da ist es mir gewesen, ob ich und du und das Kind zusammengehörten.“

„Aber deine Mutter?“ fragte Angelika.

„Plagen wir uns doch nicht mehr mit dem Alten,“ bat Hans, der dieſe Frage wie einen Vorwurf empfand. „Wir haben ſchon genug darunter gelitten. Ich bin damals noch ein ſchwacher dummer Junge geweſen, du vielleicht zu empfindlich, zu raſch. Das iſt nun vorbei, wenn wir es auch vorbei ſein laſſen und uns darum nichts mehr vorwerfen.“

„Das will ich nicht, aber denke, was alles die Mutter jetzt erſt gegen mich haben würde.“

Hans richtete ſich ſtolz auf und ſagte fröhlich: „Wer einmal durchs Feuer iſt, fürchtet ſich ſchwerlich vor einem kleinen Hagelwetter. Und bös wird es nicht werden. Sie hat ſchon alles geſagt, ich fleißig zugehört, wie es einem Sohne Pflicht iſt; aber ich hab' nichts gehört, was ſo ſtark war wie meine Liebe. Ich hab' alles erwogen, drum komm' ich erſt heut'. Bisher geht's gut und ferner ſchon auch noch. Die Mutter hat mich überaus gern und will nur mein Glück, das zeigt ſich ſogar in dem, womit ſie mir weh tut. O, laß mich jetzt nur machen!“

So beinahe, wie damals im Bregenzerwalde nur irgendein „anſtändiges Paar“, wären die beiden ſogar noch zum Küſſen gekommen. Ganz freilich kamen ſie nicht dazu, doch auch ohne das fühlten ſie ſich überglücklich. Ein Wonneſchauer durchrieſelte den Burſchen, als des ſchönen Weibes weißer Hals willig ſeinen zitternden Arm trug, während ihr Köpfchen an ſeinem hörbar pochenden Herzen ruhte. Selbſt als er immer ernſtlicher vom Heiraten redete, ſagte ſie nicht mehr viel dagegen und beim Abſchied — es war ſchon ſpät — gaben ſie ſich die Hand darauf, im nächſten Frühling womöglich neben Jos und Dorotheen vor den Traualtar zu treten.

Alles, was jetzt noch zu erzählen bleibt, könnte der freundliche Leser sich leichter selbst vorstellen als das Lächeln der Stigerin, mit dem sie sich, über Hansens Eigensinn staunend, nach einigem Sträuben in ihr Schicksal ergab, nun trotz allem und allem noch Angelikas Schwiegermutter zu werden. „Hans ist nicht mehr der alte und Nachgeben wird wohl das klügste sein," sagte sie, sich dabei feierlich verwahrend vor aller Schuld an dem, was daraus entstehen möge. Viel allerdings mochte neben Hansens wahrhaft männlichem Auftreten auch der Kaplan dazu beigetragen haben, daß es so gut ging. Der war jetzt mit den Betschwestern gerade so streng wie der Pfarrer, mit dem er überhaupt im schönsten Frieden lebte und wirkte. Es wurde den frommen Ordensmitgliedern bei jeder Gelegenheit eingeschärft, daß sie ihr Lesen und Beten bloß in der Stille für sich, anderen gegenüber jedoch nur Geduld, Sanftmut, Liebe und vor allem Demut üben sollten. Die Betschwestern murrten freilich über solchen Zuspruch und solche, die schon beinahe für den Orden gewonnen waren, wollten jetzt nicht mehr eintreten, da man diese Regeln ja jeden Sonntag in der Predigt sattsam hören könne. Jede Betschwester hatte die andere im Verdacht, beim Kaplan das Spiel verdorben zu haben, und gab sich so liebsam, daß es für viele zum Staunen war, um ja selbst für nichts schief angesehen zu werden. Die so entstandene Verwirrung in dem Bunde, dessen Beschlüsse fast jeder Dorfbewohner bisher gefürchtet hatte, wenn er keines Fürsprechers in demselben sicher war, kam nun Hansen und seiner Angelika sehr trefflich zustatten. Die Stigerin hörte fast nur Liebes und Gutes über das Paar, so daß die Sorge um das Urteil der öffentlichen Meinung ihr bald nicht eine Stunde Schlaf mehr kostete.

Der Kaplan sorgte zuseln wider Willen um Auf-

nahme in ein Kloſter, was in Anbetracht ihres hübſchen Vermögens nicht viele Mühe machte. Dabei redete er immer noch dagegen, aber alles, was er als untergeordneter Geiſtlicher ſagen durfte, war umſonſt. Die Dorfbewohner faſt durchweg fanden Zuſels frommen Entſchluß ganz in der Ordnung und er trug nicht wenig dazu bei, daß man jetzt das Vergangene gänzlich ruhen ließ, weil man alles geſühnt ſah. Überall kamen die Leute jetzt dem guten Mädchen, in dem ſie ſchon ein höheres Weſen erblickten, mit ſcheuer Freundſchaft entgegen und baten ſie um ihr Gebet. So wurde ihr denn der Abſchied vom Dorf und vom Bruder Hansjörg noch ſo ſchwer, daß ſie die Abreiſe verſchob, ohne jedoch den Entſchluß aufzugeben, in dem ihr ganzes Weſen wirklich wieder neue Kraft und neues Leben gewonnen hatte. Angelika hoffte darauf umſonſt. Eines Morgens war Zuſel fort und auf dem Tiſche fand ſich ein kurzer Abſchiedsbrief mit der Bemerkung, daß ſie über ihr Vermögen brieflich beſtimmen und gewiß auch den Hansjörg nicht vergeſſen werde.

Der Winter — es war ein mehr als halbjähriger — verging den Dorfbewohnern ungewöhnlich ſchnell, weil Hansjörg, der in der Welt draußen für alles ein offenes Auge hatte, nun in der Lage war und die Mittel beſaß, manchen bisher unbekannten Erwerbszweig in der Gemeinde einzuführen. Daß eigentlich Jos die Erinnerungen des weitgereiſten Soldaten verwertete, war kein Geheimnis, aber dieſer ſelbſt gönnte ſeinem Freunde gerne die Freude des Erfinders. Das tat ihm wohl und brachte ihn wieder auf neue Pläne, mit deren Ausführung ſich dann der Sohn der Schnepfauerin für frühere Unbilden rächte.

Den Tag, welcher unſere beiden Paare für immer verband, ſchmückte der Frühling mit aller ſeiner Pracht und ſchien noch etwas mehr für dieſes Feſt beſonders

aufbehalten zu haben. Vogelſang und Blumenduft drang bis in die Kirche, wo trotz des wunderlieblichen Morgens, der die Bauern zur dringenden Feldarbeit einlud, beinahe die ganze Gemeinde verſammelt war. Jos, der jetzt wieder ſo ſicher und aufrecht daherſchritt, trug lange fremde Kleider. Hans erſchien in kurzen Lederhoſen und Kamiſol neben der noch halb in Trauer gekleideten Angelika. Dorothee, die Vielgeprüfte, trug das Kränzchen. Es war zum letztenmal, drum trug ſie es auch nach Ortsbrauch auf dem weißen Trauerſchleier, der wahrſcheinlich ſeinen Tod bedeuten ſoll.

Zu einer lärmenden Hochzeitsfeier waren die beiden Paare nicht aufgelegt. Gegen Abend ſaßen ſie in dem damals recht geräumigen Schopfe des Kronenwirtshauſes bei einem einfachen Mahl. Aber wie ſtill es auch, ſchon der noch immer nicht vergeſſenen Toten wegen, zugehen ſollte, abends war's doch allen recht, daß die Dorfmuſikanten mit ihrem fleißigen Kapellmeiſter vor dem Hauſe ſich aufſtellten und ihre luſtigen und anmutigen Weiſen zu ſpielen begannen. Hans rief ſie fröhlich herein und war glücklich, ihnen viele junge Leute, Burſchen und Mädchen, folgen zu ſehen. Er ſchaffte überall zu trinken an und lief ſelbſt, um Gläſer zu holen, während Jos für hundert herzliche Glückwünſche dankte und vor lauter Reden kaum noch an den Tiſch kam, wo die angeſehenſten Männer der Gemeinde neben Dorotheens ärmlich gekleideten Verwandten Platz genommen hatten und ungeduldig warteten, bis der kurzweilige Hochzeiter ſich mit ſeinen vielen Freunden abgefunden hatte.

Als er kam, ſtieß der Vorſteher kräftig mit ihm an und ſprach dann laut ſein Bedauern darüber aus, daß nun wahrſcheinlich des Krämers Haus mitſamt dem Laden in ganz andere Hände kommen werde. Die ganze Ge-

meinde habe ſich wohl befunden unter der jetzigen Leitung. Das Häuschen der Schnepfauerin ſei wahrhaftig zu eng für ſo unruhige Köpfe, ſo daß die leicht noch einmal über die Grenze kommen könnten. Wenn mehrere, die auch etwas vermöchten, geſinnt und geſotten wären wie er, tät man zuſammenſtehen, um dem Jos mit den Seinen durch Bürgſchaft und wie immer auf den Platz zu helfen. Er halte das für eine Gemeindeangelegenheit und habe daher öffentlich davon ſprechen wollen.

Ein Beifallsſturm, der nicht enden wollte, war dieſen Worten gefolgt. Hunderte wohl erzählten ſich jetzt, daß auch ihnen dieſe Sorge die Freude des Feſtes ein wenig verdorben habe. Hans, der aufgeſtanden war, mußte lange warten, bis es wieder ſo ſtille war, daß er glauben konnte, ſeine kräftige volle Stimme werde nun doch einigermaßen gehört werden. Dann aber begann der reiche Bauer, während ſeine Wange ſich röter und röter färbte, laut und feierlich: „Ich kann gar nicht gut reden, aber wenn mir einmal etwas auf dem Herzen liegt — ihr alle wißt es ja — dann muß es mir heraus und mag man darüber ſagen, was man will. Lange ſchon iſt in mir ein Gedanke im Wachſen, der dem des Vorſtehers gleicht wie ein Gänſeblümchen dem anderen. Heut' nun, wo es doch ſo wunderbar warm iſt und wie ein ganzer Frühling auf einmal, darf man ſich nicht wundern, daß er plötzlich reif worden iſt. Da der Jos mit der wackeren Dorothee, Hansjörg und alles, was drum und dran hängt, ſoll und muß im Hauſe bleiben. Ich will ſchon bürgen für den Preis, den Zuſel fordert. Sie iſt gern im Kloſter und will dem ein Hübſches geben, aber auch uns hat ſie noch nicht vergeſſen. Dem Jos wär' alſo geholfen und er muß nicht mehr über die Grenze, damit er ſich auch rühren könne; doch wie vielen mag es ſchon gegangen ſein wie

ihm und Hansjörg. Behalte drum, und allenfalls dem Jos zulieb, deinen guten Willen für dich! Versprich mir das! Du wirst sehen, es ist gut angewendet."

Der Vorsteher nickte Hansen beifällig zu.

Jos bemühte sich vergebens, ein Wort hervorzubringen, aber auch die beste Rede wäre nicht gehört worden im Jubel der Menge, die sich mit ihrem Lieblinge geehrt fühlte. Dorothee hatte große Tropfen in den schönen Augen und die Goldfäden in ihrem Kränzchen zitterten fort und fort. Angelika wollte Hansen sagen: „Wenn Zusel diesen Tag noch hier mitgelebt hätte, wäre sie gewiß nicht mehr ins Kloster;" Hans aber hörte nichts in dem fröhlichen Lärm und verstand nur ihren dankbaren Blick. Auf einmal, man wußte nicht, wer den Anfang machte, standen die zwei Paare auf und reichten sich die Hände. Lange hielten alle viere sich fest, die Musikanten begannen ein lustiges Stück zu spielen und ohne daß jemand nach polizeilicher oder anderer Bewilligung fragte, tanzte ein Paar nach dem anderen um die Brautleute und den Tisch herum.

Endlich hörten die Musikanten auf. Die jungen Leute ruhten und jetzt konnte man wieder ein Wort reden. Das wollte nun aber auch alles benützen, um seinem Herzen Luft zu machen. Sogar Hansjörg, der anfänglich etwas still war, plauderte vertraulich mit der alten Stigerin und sein Auge, ja sein ganzes Gesicht leuchtete, während er sagte: „Alles ist recht gekommen und auch gut, daß es wohl die Kämpfe wert ist und die Leiden, die es gekostet hat."

„Freude am Glück anderer ist doch auch Freude," sagte die Stigerin in einem Ton so herzlich, wie man's gewiß von ihr nur selten hörte.

Und die arme Schnepfauerin, die man vor vielen,

vielen bösen und guten Jahren gleichsam da hereingeschmuggelt hatte, wie still und selig saß die Demütige dort an der Tischecke grad' im Schatten des wohlbeleibten Gemeindevorstehers und ihr Herz wollte doch beinahe springen vor Freude, da dieser mit ihrem Jos anstieß auf eine Zukunft, so glücklich, wie er und sein wackeres Weib es verdienten. O, schon das war dem guten Mütterlein zuviel, viel zuviel! Es ward ihm angst vor so hoher Ehre, so großem Glück. Und nun kam auch noch des Vorstehers Antrag, Hansens Rede, und dann standen sie Hand in Hand, die schönen kräftigen Gestalten. War's nicht ein Traum? Hatte nicht ihr Geliebter sie in den Himmel geholt? Nein, auch die Welt konnte so viel geben! Die arme, aus der Heimat Verstoßene kam sich jetzt hier fast noch fremder vor als damals. Hatte sie denn das verdient? Wunderbarer, gerechter, heiliger Lenker aller Schicksale! Ja, der hatte geholfen, daß sie nun ihren armen Jos als den Liebling aller gefeiert sah. Wie gönnte sie ihm das und doch schwindelte ihr auf dieser Höhe! Fast wollte sie zaghaft werden und kleinmütig, aber ein Blick schon in des Lieblings funkelndes Auge gab ihr die feste Zuversicht, daß er das alles noch verdiene und daß noch gar nicht zuviel geschehen sei. O, wie gern hatte sie den Lärm, der ihr nun doch laut zu jubeln, zu beten und zu weinen erlaubte!

Sie hielt sich für ganz unbeachtet, aber nach dem Tanz, als man wieder sprechen konnte, wendete der Gemeindevorsteher sich um und ließ etwas Licht auf sie fallen. „Stoß an, Schnepfauerin!" rief er, fröhlich das Glas erhebend. „Und nun sag' mir," fuhr er nach einem herzhaften Schluck fort, „ob du nicht das Heimatsrecht noch in aller Form bekommen habest? Man sollte halt keinen Menschen ganz wegwerfen aus Gewinnsucht oder vorge-

faßter Meinung; denn was er wird, kommt viel auf andere an. Dein Jos da, der herzhafte, fleißige, beleſene Sappermenter, hat ſich nun einen Heimatſchein in viele Herzen geſchrieben. Er lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ ſcholl es von allen Ecken.

Jetzt aber konnte, mußte Jos reden. „Was ich getan hab' — und ſo ein armer Tropf kann wenig — iſt zum großen Teil auch aus Hochmut geſchehen,“ rief er aus. „Tag und Nacht hab' ich geſchafft und mich neben der Sorge fürs Brot um alles und jeden angenommen; aber viel geſchah wieder nur, damit man ſehe, wer in mir geſchimpft und verhöhnt worden ſei. Aber jetzt — o, wie geht mir das Herz auf! Was für einen Schatz von Liebe gibt mir dieſer Tag! Einen Schatz, mit dem ſich das Vergangene wettmachen, dann aber auch die ganze Zukunft davon zehren läßt. Ja, dieſer Tag macht mich zu allem ſtark.“

„Dieſer Tag,“ ſprach feierlich der Kaplan, den man bisher nicht beachtet hatte, „wird hoffentlich nicht nur unſeren Gefeierten ein Segen fürs ganze Leben ſein. Wir alle, reich und arm, wie wir eben ſind, freuen uns gemeinſam mit gleicher inniger Freude, wie das gewöhnlich nicht auf Hochzeiten vorkommt, ſondern bloß da, wo alles durch irgendwelches Ereignis eine ſchwere, drückende Laſt abgeworfen, etwas Wichtiges, Folgenreiches gewonnen fühlt. So ein Gewinn, wie der dieſes Tages, iſt für uns die Erkenntnis des hohen Menſchenwertes und ein Funken chriſtlicher Liebe. Wo dieſe fehlen, iſt auch der Reiche recht, recht arm und der Arme iſt es dreifach; wo ſie aber ſind, ja, da kann man gewiß nicht bloß bei einem äußeren Anlaß, ſondern ganz von ſelbſt und jeden Tag ein Feſt feiern.“

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Franz Michael Felders
ſämtliche Werke.

Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz.

Dritter Band.

Sonderlinge.

A 913.3146

Leipzig
Heſſe & Becker Verlag.

Sonderlinge.

Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neueſter Zeit

von

Franz Michael Felder.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Hermann Sander.

Mit einer Anſicht von Vorſaß und Bad Hopfreben im Bregenzerwalde.

Leipzig
Heſſe & Becker Verlag.

Aufnahme von Risch-Lau in Bregenz.

Vorsäß und Bad Hopfreben im Bregenzerwalde.

TECHNISCHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	VII
1. Kapitel: Auf dem Kirchenplatze	1
2. Kapitel: Beim Adlerwirt	15
3. Kapitel: Der Freimaurer	30
4. Kapitel: Ein unglücklicher Vater	56
5. Kapitel: In Feld und Haus	72
6. Kapitel: Wie es beim Barthle zugeht	94
7. Kapitel: Wie Sepp den Franz besucht und was er dabei erfährt	113
8. Kapitel: Ein Sonderling als Küher	133
9. Kapitel: Der Alpsonntag	164
10. Kapitel: Folgen des Alpsonntags	194
11. Kapitel: „Das Blatt hat sich gewendet!“	223
12. Kapitel: Mariann	258
13. Kapitel: Etwas ganz Unerwartetes	283
14. Kapitel: Erzählt von Leuten, die dem Barthle vor- und nachzugeben wissen und schließt mit dem Faschingsdienstag	307
15. Kapitel: Wie den Sonderlingen selbstgehauene Späne weh tun	332
16. Kapitel: Ein Jahr später	363

Seite

17. Kapitel: Was Franz auf seiner Reise nach Dornbirn erlebt 390
18. Kapitel: Was während Franzens und Klausmelkers Abwesenheit daheim geschieht 415
19. Kapitel: Erlösung 441
20. Kapitel: Schluß 464

Einleitung.

Im November 1863 war Felders Erſtlingswerk „Rümmamüllers und das Schwarzokaſpale“ erſchienen, nachdem es über ein Jahr gebraucht hatte, bis der Verleger es endlich in die Welt ſchickte. In dieſer verhältnismäßig langen Zwiſchenzeit entſtand der Plan zum „Dorffreimaurer“ oder, wie das Werk ſpäter hieß, zu den „Sonderlingen“. Mehr als drei Jahre arbeitete Felder daran und änderte wiederholt an Plan und Ausführung. An dem reichlich vorhandenen, ſchwer zu bemeiſternden Stoff übte ſich ſeine dichteriſche Kraft und gedieh allmählich zu erfreulicher Höhe. Anfangs Jänner 1863 ſpricht er zuerſt von ſeinem neuen Vorhaben und klagt ſeinem Lebensfreunde, dem Adjunkten Kaſpar Moosbrugger in Bludenz, daß er nur langſam damit vorwärts komme. Nach und nach wuchs jedoch die Luſt am Schaffen. Im Juli ſchrieb er dem Freunde: „Alles vergeht, nur nicht meine Freude am ‚Dorffreimaurer‘ und meine Liebe zu Dir.“ Schon im nächſten Monat berichtet er die Vollendung der erſten Hälfte. Nun aber entſprach dem prüfenden Rückblick die Ausführung nicht. Felder entſchließt ſich zu einer völligen Umarbeitung, die gründlich, aber langſam erfolgt. Er ſtreicht manche Bogen und ſchreibt verhältnismäßig wenige Zeilen, um die Formloſigkeit des Ganzen zu beſeitigen und ſo nach Möglichkeit die Fehler Gotthelfs zu vermeiden, da er doch nicht hoffen könne, deſſen Vorzüge zu erreichen. Im Auguſt 1864 ſteht er auf demſelben Flecke, wie vor einem Jahre, nur daß er weſentliche Kürzungen und Verbeſſerungen vorgenommen hat; was damals in neun Kapiteln auf zweiunddreißig Bogen ſtand, muß jetzt mit ſechs Kapiteln auf ſechsundzwanzig Bogen ſich begnügen. Im März 1865 ſind die „Folgen des Alpſonntags“ geſchrieben. Hierüber meldet er dem Freunde:

„In dieſem Kapitel ändert ſich Lage und Stimmung aller wichtigen Perſonen und ich glaube damit den erſten Band des Romans gehörig abgeſchloſſen und den zweiten vorbereitet zu haben, wie es von den Regeln der Kunſt gefordert wird.“ Aber erſt Mitte 1865 hat er jenem den Band zur Beurteilung vorgelegt. Dieſe Verzögerung wurde nicht bloß durch die ſchließliche Anordnung und das Abſchreiben desſelben, ſondern auch durch eine Krankheit des Dichters und eine Niederkunft ſeiner Frau verſchuldet.

Dem Werke war ein Ausſpruch Benzel-Sternaus vorgeſetzt: „Laß die Sonderlinge mit Frieden, Menſchentroß, denn es wäre wahrlich ſonderbar, wenn das Dornengebüſch mit den Eichenſtämmen rechten wollte, daß ſie einen feſten, ſelbſtändigen Wuchs himmelan trieben!“ Die verſtändnisvolle Beſprechung Moosbruggers hatte die Ausmerzung dieſes Wahlſpruches und neue Änderungen zur Folge. Freilich gehorchte Felder nicht etwa blindlings des Freundes Ratſchlägen, ſondern verteidigte ſeine Auffaſſung und Darſtellung in mehreren Punkten mit Überlegenheit und Feſtigkeit.

Über die Idee des Werkes ſpricht ſich Felder wiederholt aus. So ſchreibt er am 3. März 1863: „Ich habe hier (im Gegenſatze zum Rümmamüller) auch die Schattenſeiten des Bauernlebens darzuſtellen und ich will Dir nur mit ein paar Worten ſagen, wie ich es zu tun gedenke. Du wirſt ſelbſt geſehen haben, daß es im Walde Bauern gibt, die hübſch beim alten bleiben wollen; .... es gibt aber auch Fortſchrittler, die alles Alte über den Haufen werfen wollen .... Nun, dieſe beiden Richtungen .... habe ich zu ſchildern verſucht und habe im Sinne, eine dritte als die verſöhnende dazu zu tun.“ — Beſonders wichtig iſt folgende Stelle eines Briefes, den er am 11. Auguſt 1864 an Moosbrugger ſandte: „Der Gedanke des Ganzen nach meiner jetzigen Auffaſſung iſt: Es ſind nicht die Großen, die die Fäden des Geſchickes halten; auch ſie können zum Glück nicht alles, was ſie wollen. Kampf und Streit, nicht Siegen und Unterliegen hilft vorwärts. Doch ich ſehe, daß ſich das in kurzem nicht ſo leicht ſagen läßt und füge daher nur noch bei: Ein Geiſtlicher und ein Weltlicher, beide wollen, keiner wie der

andere, die Welt beſſern; daraus entſteht Auerismus und Schoppernauerhaftigkeit*). Don Quichotte ſagt: Mancher wird glauben zu ſchieben und wird geſchoben werden, und der Bregenzerwälder: Jeſus wählte darum zwölf Apoſtel, weil er meinte, einer könne ſamt dem heiligen Geiſt nicht alles allein richten und machen, wie es ſein ſollte. — Das wäre ſo kurz als möglich der Inhalt, das Ganze wird aber meine Anſichten ausſprechen nicht in Abhandlungen und Reflexionen, ſondern durch den Verlauf einer Dorfgeſchichte in des Wortes verwegenſter Bedeutung. Nicht bloße Wörterfänger und Grillenmännchen, ſondern Männer, feſt und ſtarr wie unſere Berge, zwiſchen denen die Mädchen wie Blumenhügel ſtehen, wirſt Du finden; Kämpfe ſollſt Du ſehen, die ich ſelbſt und meine Freunde und Freundinnen, die Sonderlinge, gekämpft haben, und doch wird das Ganze nicht Porträtmalerei ſein.“ — Blicken wir auf die geſamte Erzählung, ſo werden wir deren Grundgedanken kurz etwa ſo ausdrücken: Jede Überhebung und Abſonderung iſt ſchädlich; unſere Zeit verlangt gemeinſames Wirken zu gemeinſamen Zwecken, wobei jedem das volle Maß der Gleichberechtigung gewahrt werden muß. Selbſt der begabteſte Mann kann, wenn er auf ſich allein geſtellt iſt, nichts Erkleckliches wirken und beſonders dann nichts, wenn er aus Stolz oder andern verderblichen Nebenabſichten ſich vordrängen will, wenn nicht die Liebe der edle Beweggrund ſeiner Handlungen iſt.

Aus der Selbſtbiographie Felders können wir entnehmen, wie vieles von ſeinen Freuden und Leiden, von ſeinen Gedanken und Beſtrebungen er in die „Sonderlinge“, die er nicht einen Roman, ſondern „Lebens- und Charakterbilder“ nennt, hineingearbeitet hat. Darüber und über den Fortſchritt, den der Verfaſſer in der Kunſt des Dichtens in ſeinem zweiten Werke gemacht hat, ſpricht Schönbach**) in der dieſer Ausgabe voran-

*) Auerismus, die im Dorfe Au nach der Anſicht des Dichters vorherrſchende fortſchrittliche Richtung. Schoppernauerhaftigkeit im Gegenſatze hiezu die des ſtarren Beharrens auf dem hergebrachten Alten.

**) Schönbach hat leider die Vollendung dieſer Ausgabe von

geſtellten „Einleitung“ (I. Band, S. XXVII f.) ausführlich und wir brauchen daher hier nicht noch einmal darauf einzugehen. Wir wollen aber betonen, daß in den Geſprächen der Erzählung ein reicher Gedankenſtoff künſtleriſch bewältigt wird; denn ſie bieten ihn nicht in ſchwerfaßlicher, rein verſtandesmäßiger Form, ſondern der Dichter ſetzt das Sinnliche für das Geiſtige, er verſteht es, ſeine Darſtellung durch Beiſpiele und Geſchichten, durch volkstümliche Sprichwörter und Redensarten „auszutäfeln“, um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen.

Als im März 1866 der Roman in der Hauptſache vollendet war, wollte ſich Felder einen namhaften Verleger gewinnen. Nun hatte der Leipziger Profeſſor Rudolf Hildebrand im Juli 1863 eine Fußreiſe durch den Bregenzerwald und das Kleine Walſertal gemacht. Schon im Bad Reuthe wurde er auf Felder in Schoppernau hingewieſen, von dem damals gerade ſein Erſtlingswerk erſcheinen ſollte. Als Hildebrand tags darauf mit ſeinen zwei Reiſegefährten im „Rößle“ in Au einen vergnügten Mittag verbrachte, erkundigten ſie ſich nach dem Dichter und erfuhren, daß er nebenan in der Bauernſtube ſitze. Er wurde in das „Herrenſtüble“ gebeten und dort entwickelte ſich bald ein lebhaftes Geſpräch, das ſich zumeiſt um Felder und ſeine Dorfgeſchichte drehte; dieſer gab auch Auskunft über ſeine Lektüre und über die ſoziale und geiſtige Stellung des Bauernſtandes. Aber die Wanderer mußten nach ein paar raſch dahingeſchwundenen Stunden ſcheiden, da ſie an dem Tage noch Schrecken erreichen wollten. Als nun das Erſtlingswerk Felders erſchien, ſchickte er ein Exemplar an Hildebrand. Der gelehrte Sprachforſcher und Fortſetzer des Grimmſchen Wörterbuchs fand Gefallen an der anſpruchsloſen und ſachgemäßen Darſtellung; auch bot das Büchlein eine Fülle ſchöner Belegſtellen zu lexikographiſchem Gebrauch. Deshalb machte Hildebrand Auszüge aus dem „Rümmamüller“ für das Wörterbuch. Als er dann zum erſten Male Stellen benützen konnte, „ſo fügte es der Zufall, daß Felder dabei dicht neben Schiller zu ſtehen kam“.

Felders Werken nicht mehr erlebt. Er ſtarb in ſeinen letzten Ferien am 26. Auguſt 1911 zu Schruns in Vorarlberg.

Der Gelehrte ſandte den betreffenden Bogen an Felder, um ihm eine Freude zu bereiten. Dieſer Umſtand ermutigte den Bauer, in einem Briefe Hildebrand die Vollendung des neuen Werkes anzukündigen, deſſen Gepräge und ſein Verhältnis zum Zeitgeiſt darzulegen und ihn um die Vermittlung eines Verlegers zu bitten. Die ſchöne Zuſchrift bereitete dem Empfänger „ein Herzensfeſt" und ſofort wurde Dr. Salomon Hirzel, der Verleger des „Wörterbuchs", als ſolcher für die „Sonderlinge" gewonnen.

Der Druck des Buches verzögerte ſich infolge des deutſchen Krieges bis in den Winter 1867, ſo daß es erſt Ende April erſchien. Kurz vorher veröffentlichte Hildebrand einen Aufſatz in der „Gartenlaube" (1867, Nr. 15), welche damals das verbreitetſte Blatt in Deutſchland war, durch den er Felder der Leſewelt vorſtellte. Auch andere hervorragende Zeitungen beteiligten ſich an der Einführung des Dichters. Gleichzeitig ſuchte Hildebrand, „bewaffnet mit Felders Briefen" und dem „Rümmamüller", durch Vorträge, z. B. in Altenburg und Leipzig, ihm Freunde zu erwerben. Wohl vorbereitet war alſo die Ausfahrt der „Sonderlinge" in den ſchon damals faſt uferloſen Ozean des deutſchen Schrifttums.

In den „Sonderlingen" ließ ſich Felders „ganze Bedeutung erkennen und ſie ward auch von nicht wenigen erkannt (darunter Kennern erſten Ranges)." So berichtete Hildebrand nach Felders Tode in der Leipziger „Illuſtrierten Zeitung" (12. Juni 1869, Nr. 1354). Er fügt hinzu, daß ſich „andere an der zu gründlichen Expoſition ſtießen oder ſich nicht in ſeinen Stil finden konnten, der ein ganz ſelbſtgeſchaffener, allem Modeputz abgewandter, rein ſachgemäßer iſt, aber eben darum nicht raſch blendet, ſondern bedächtiges Leſen fordert, wozu nicht jeder Städter Zeit und Nervenruhe hat (am wenigſten gemeiniglich Rezenſenten)." Indeſſen konnte Felder mit ſeinen Kritikern im ganzen zufrieden ſein. Wir wollen nur einige hervorheben und nur wenige Stellen aus ihren Urteilen wörtlich anführen.

Robert Byr, der bekannte Romandichter, ein Landsmann Felders, ſagte in der „Vorarlberger Landeszeitung": „Das iſt kein gewöhnliches Talent. Es wäre ein ſchöner, erfreulicher

Beweis unſeres geiſtigen Wachstums, wenn es recht bald zu einem ‚Volksbuche' würde. Lernen kann daraus mancher, der ſonſt verächtlich und hochmütig den engen Horizont überblickt, welcher ein kleines Gebirgsdorf und deſſen von der Welt abgeſchloſſene Einwohner umſpannt... Wer aber nicht bloß Ereigniſſe in einem Buche ſucht, der findet in den ‚Sonderlingen' reiche Gedanken."

In der „Europa" (1867, Nr. 27) heißt es: „Wenn wir nicht mit Beſtimmtheit wüßten, daß Felder jener achtundzwanzigjährige Vorarlberger Bauer iſt, aus deſſen Feder wir ſelbſt jüngſt.... einen Artikel brachten und von deſſen mühſeligem Bildungsgang die „Gartenlaube" zuerſt eine intereſſante Schilderung gebracht, ſo würden wir das Buch für das Produkt eines Mannes halten, der nicht nur auf Gymnaſien und Univerſitäten wiſſenſchaftlichen Studien obgelegen, ſondern auch auf den Höhen der Geſellſchaft in geiſtig bewegten, den idealen Intereſſen beſtimmten Kreiſen die Anregung zur ſchriftlichen Tätigkeit empfangen habe. Wie er als fleißiger und wenig bemittelter Arbeiter im bergumſchloſſenen Dorfe unter ſeinen Genoſſen lebt und wirkt, iſt er jedenfalls mit eines der wunderbarſten Phänomene unſerer Zeit."

Haſenov berichtet in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes": „Die Entwicklung der Charaktere iſt von unanfechtbarer pſychologiſcher Folgerichtigkeit und aus den Charakteren heraus entwickelt ſich in den gegebenen Verhältniſſen mit Notwendigkeit die einfache Handlung auf dem in wenig Strichen ſkizzierten hiſtoriſchen Hintergrunde des für Öſterreich heraufſteigenden Konſtitutionalismus."

Die beſte Beurteilung fand das Buch wohl in Gottſchalls „Deutſcher Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" (7. Aufl., 1902, IV, 488ff.). Nach Hervorhebung der vielſeitigen Bildung Felders, ſeiner Vertrautheit mit politiſchen und religiöſen Fragen und mit den deutſchen Dichtern wird ſeine Technik beurteilt. „Die erſte Hälfte der Erzählung leidet zwar an großen Längen und einer gewiſſen Unſicherheit der Kompoſition, in der zweiten aber iſt eine bis zur Kataſtrophe ſich ſteigernde Spannung vorhanden und die Kataſtrophe ſelbſt iſt originell

erfunden und draſtiſch wirkſam .... Es iſt das ſoziale Loſungswort der Aſſoziation, das hier in den Bergen des Bregenzerwaldes ein Echo weckt .... Der Stil hat bei aller volkstümlichen Kernhaftigkeit doch eine edle Haltung und verfällt nirgends in die Gotthelfſche Roheit oder das Dialektunweſen, in welchem man hier und dort das Volkstümliche ſucht; ja in einzelnen Naturſchilderungen, namentlich gegen den Schluß hin, erhebt er ſich zu einer markigen Energie und dichteriſchem Schwung. Die Volksſzenen, die Genrebilder aus Wirtshaus und Kirche, die Unterhaltungen und Schlägereien der Bauern tragen das Gepräge der Lebenswahrheit .... Der Bauer ſtrebt hinaus in das Reich der Bildung. Das beweiſt der Felderſche Roman, während unſere Romanbauern von allen dieſen Einflüſſen abgeſperrt werden, damit teils das reine Arkadien, teils der nackte Realismus keine Einbuße erleide. Die Charakterbilder ſind übrigens auch außer den beiden Hauptcharakteren trefflich gezeichnet .... In der Schilderung der realen Verhältniſſe, des Kuhhütens auf der Alm, des Heuhauens, der Winterlandſchaft, des Lauinenfalls ſchlägt natürlich der Vorarlberger Poet die mehr touriſtiſchen Dorfnovelliſten, die hinter den Bergen wohnen."

Doch genug von ſolchen gedruckten Beſprechungen! Wir können auf weitere Mitteilungen aus ihnen um ſo leichter verzichten, als ja Schönbach in ſeiner „Einleitung", die dem erſten Bande dieſer Ausgabe vorangeſtellt iſt, darauf hingewieſen hat, daß „der Rahmen für die ‚Sonderlinge' ſo groß geworden iſt, das Bild ſo weit, die Farben ſo kraftvoll, die Geſtalten ſo kernhaft." Wir müſſen uns aber auch der Anführung von Urteilen enthalten, die in Briefen von Bekannten und Unbekannten, von Geiſtesverwandten und Freunden ſich finden; nur auf ein ſolches Schreiben wollen wir noch hinweiſen, das von dem Überſetzer des Werkes in das Holländiſche, H. F. W. Grottenbieck (Alkmaar, 30. Juli 1868) ſtammt, nachdem er die Übertragung der „Sonderlinge" vollendet hatte. Dieſer Brief atmet eine Wärme und Bewunderung, die jeden Leſer ergreift, mag auch der ſprachliche Ausdruck des Holländers manchmal etwas unbehilflich ſein. „Durch Ihre Dichtung," ſchreibt er, „die mich ſo ergriff, daß

ich es wagen wollte, auch meine Landsleute mit ihr bekannt zu machen, bin ich Ihnen herrliche Stunden und Tage schuldig. Bei der Übersetzung, beim Durchsehen der Proben ward mir Ihre Dichtung immer schöner, immer lieber. Fortwährend lernte ich sie besser genießen. Meine Anerkennung, meine Hochschätzung Ihres tiefen, klaren Blickes in die Menschenherzen nahm immer zu. Ihre warme Liebe für das wahrhaft Göttliche im Menschen erwärmte auch mich immer mehr. Meine aufrichtige Verehrung für Sie, den kräftigen Kämpfer für Freiheit und Humanität, blieb immer im Wachsen .... Fremd sind Sie vielen Gebildeten unseres Volkes nicht mehr. Ihr geehrter Freund Dr. Hildebrand wird Ihnen schon gemeldet haben, wie Sie in der besten, gediegensten niederländischen Zeitschrift besprochen und anerkannt sind*). In kurzer Zeit wird auch Ihre Dichtung in meiner Übersetzung erscheinen und ich bin tief überzeugt, daß viele mit mir in unserem Lande Ihnen dafür danken werden, daß Sie uns in Ihrem frischen Wälder- und Alpenleben arbeiten, streiten und erleben lassen, was unendlich vielen Kopf und Herz erfüllt, was die reichsten, größten Geister beschäftigt .... In unserer Zeit, wo zwei einander gegenüberstehende und doch einander verwandte Mächte, jede für sich der Menschen sich bemächtigen wollen, wo der praktische Materialismus auf der einen Seite, der Geist und Herz tötende Formalismus auf der andern den Menschen zum Sklaven machen wollen, tut's not, daß die auftreten, die in Schrift und Wort und Lied, in Gleichnis, Ton und Farbe in jeder wahren, schönen Lebensform den Mitlebenden zurufen, daß er noch höhere Aufgaben habe als die des Tieres und daß auch nicht die Weltanschauung des Mönches die .... Menschen beglückende sei. Auch bei uns streiten viele diesen Kampf und von diesen werden Sie als einer der ersten, meistbegabten Kämpfer erkannt und begrüßt werden**)."

---

*) Gemeint ist die Besprechung des Lebens Felders und der „Sonderlinge" von einem der Schriftleiter, P. N. Muller, im Jännerhefte 1868 der Zeitschrift „De Gids" (Der Führer).

**) Der holländische Titel der Übersetzung lautet: Zonder-

Der von Robert Byr in ſeiner oben erwähnten Beurteilung der „Sonderlinge“ ausgeſprochene Wunſch, ſie möchten bald ein Volksbuch werden, ging in der Heimat nicht in Erfüllung, dazu war wohl ſchon der Preis des Buches zu hoch angeſetzt, der geiſtige Gehalt zu gewichtig, die Gegenſtrömungen zu ſtark. Aber es fand in den Niederlanden eine freie, volkstümliche Bearbeitung für die dortigen Frieſen. Die Geſchichte iſt aus den Alpen in das Tiefland am Meere, an die frieſiſchen Deiche verlegt, die Ortsnamen ſind dementſprechend verändert und bedeutende Kürzungen vorgenommen, die zwanzig Kapitel auf fünfzehn eingezogen*).

Die „Sonderlinge“ und „Reich und arm“ gehören zuſammen; nicht weil ſie beide Dorfromane ſind, ſondern weil in beiden auf die genaueſte Darſtellung der ſeeliſchen Regungen und Entwicklungen und der ſozialpolitiſchen Zuſtände ein bedeutendes Gewicht gelegt wird. Felder hatte durch dieſe Werke eine nicht unbeträchtliche Zahl namhafter und tüchtiger Männer zu Freunden, Verehrern oder Gönnern gewonnen und manche von ihnen waren begierig darauf, welche Richtung er künftig einſchlagen werde, andere glaubten wohl auch, ihm einen guten Rat erteilen zu ſollen.

Der treffliche Meiſter Rieſſtahl hatte den Herbſt 1868 im „Walde“, zumeiſt in Egg, zugebracht und damals vielleicht ſein Bild „Prozeſſion in Egg“ gemalt. Nun wollte er einer Alpeneinſegnung beiwohnen, um ſie als Vorwurf künſtleriſch

---

lingen, Bregenzerwouder levensbeelder en karakterskетzen uit den laatsten tijd naar het Duitsch van Franz Michael Felder. Alkmaar, P. Kluitman. Der Verfaſſer nennt ſich nur unter der voorrede, die weſentlich aus einer Überſetzung der „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins“ und einigen von Hildebrand eingeſchickten Angaben beſteht. Sie iſt aus Alkmaar, Juli 1868 datiert.

*) Der frieſiſche Titel lautet: De Frymitseler (Freimaurer) fen Zinsenbûrren in folkforheel, fry biwirke nei't Heechdutsk fen Franz Michael Felder, tröc Waling Dykstra. Franeker, T. Telenga 1870. Ein Vorwort gibt über Felder und Schoppernau kurze Auskunft.

zu verwerten, und fragte bei Felder an, wann durchschnittlich dieser kirchliche Gebrauch vorgenommen werde und an welchem durch eine eindrucksvolle, schöne Umgebung ausgezeichneten Orte im Wald man diese Sitte an Ort und Stelle beobachten könne. Schließlich heißt es: „Letzten Winter habe ich Ihr ‚Arm und reich' gelesen mit dem gleichen Genusse, ja mit noch größerem wie die ‚Sonderlinge'; denn inzwischen hatte ich den Wald und die Wälder etwas kennen gelernt. Sie schreiben doch fort in dieser Art?" Da dieser Brief vom 19. April 1869 stammte und Felder bereits am 26. nach längerer Krankheit starb, so hat er ihn wohl nicht mehr beantwortet.

In der Schlußfrage Riesstahls müssen wir sicherlich dessen Wunsch erkennen, Felder möge seine schriftstellerische Tätigkeit in der begonnenen Weise fortsetzen. Andere dachten an eine weitere Entwicklung des Dichters, ja sie suchten ihn wohlwollend zu beeinflussen. Am meisten bemühte sich in dieser Hinsicht Heinrich Hirzel, damals Diakon am St. Peter in Zürich, ein Vetter des Verlegers Hirzel in Leipzig. Es geschah dies in einem sehr schönen Briefe vom 14. September 1868, dem er seinen in der „Neuen Züricher Zeitung" erschienenen Aufsatz über Felder beischloß. Es war schon die Frage aufgetaucht, ob es nicht ginge, Felder einen andern Wohnort zu verschaffen, wohl auch, um seinen Gesichtskreis zu erweitern. Aber Hirzel blieb dabei: Im Vaterlande, „da sind die Wurzeln deiner ganzen Kraft." Und weiter schrieb er: „Es gibt eine innere Vertiefung und Ausweitung, welche die äußerlich beschränkten Grenzen durchaus aufzuheben vermag. Sie mögen mich schon ein wenig auslachen, daß ich mir solche Sorge mache um Sie und vielleicht ganz unnötigerweise manche Stunde über dieses Problem nachgedacht habe. Alles Nachdenken hat mich aber nur bekräftigt in dem Gedanken, der mir schon bei Ihnen durch die Seele schoß: Ein tüchtiges, eingehendes Studium der Geschichte des Bregenzerwaldes wäre jetzt dann das Förderlichste für Felder." Dieses Studium brächte, meint Hirzel, Felder selbst, seiner Schriftstellerei und seiner Heimat Gewinn. Wir teilen hier nur noch mit, was er über den zweiten dieser Gewinne schreibt: „Die bloße Dorfgeschichte erschöpft sich, dem Dichter ist ein weiterer

Horizont notwendig; ihn eröffnet die Geſchichte. Weil Ihrer Heimat Geſchichte einige große und reiche poetiſche Motive darbietet, ſo iſt es Ihr Beruf und Ihre Pflicht, dieſe auszubeuten. Dies aber kann nur geſchehen, wenn Sie in der Geſchichte ganz zu Hauſe ſind, die Perioden, in denen jene Epiſoden fielen, genau kennen und ſo im Einzelnen, welches Sie herausgreifen, zugleich das Ganze ſich darſtellt."

Einen faſt unvergleichlich freundlichen und tröſtlichen Brief ſandte am 25. November 1868 der Miniſterialrat im Ackerbauminiſterium Dr. Wilhelm v. Hamm. Dieſer hatte einige Wochen vorher einen Ausflug in den Bregenzerwald oder eigentlich zur Tierſchau nach Andelsbuch gemacht und feſt darauf gerechnet, bei dieſer Gelegenheit mit Felder zuſammenzutreffen. Hamm drückte auch ſein Bedauern aus, daß jener nicht erſchien. Felder erfuhr dies und ſchrieb an Hamm, indem er ſich entſchuldigte und alle ſeine Verhältniſſe darlegte. Der erwähnte freundliche Brief brachte die Antwort und wollte ihn für ein didaktiſches Gebiet gewinnen, für „die landwirtſchaftliche Belehrung im Gewande der Dorfgeſchichte. Daran", ſchrieb Hamm, „fehlt es noch ſehr; was wir davon haben, iſt wenig wert. Dergleichen Bücher, wenn gut, nützen viel, werden überall gekauft und geleſen .... Gern bin ich perſönlich bereit zu jeder Ihnen etwa nötig erſcheinenden Auskunft, zur Beratung des Plans, zur Aufſtellung der Geſichtspunkte und Ziele uſw., ohne dabei im geringſten der Geſtaltungskraft des Autors zu nahe treten zu wollen. Es ſollte für mich wahrlich ein ſchöner Erfolg ſein, wenn es mir gelänge, Sie auf ein Gebiet zu ziehen, welches Ihnen ja das Nächſtliegende ſein muß. Kennen Sie die Schriften von Jeremias Gotthelf? Unter ihnen iſt ein Band betitelt: ‚Die Käſerei in der Vehfreude'; dieſer ſpannende Roman im ſchlichteſten Gewand der Dorfgeſchichte hat, trotz ſeiner vielen rohen, oft unverzeihlichen Auswüchſe — für das Käſerei-Genoſſenſchaftsweſen in der Schweiz mehr geleiſtet, als alle andern darauf gerichteten Beſtrebungen. In ähnlicher Weiſe Ihr Talent zu verwerten, dahin möchte ich Sie ſtimmen; der Charakterroman bleibt Ihnen nebenbei unbenommen. Was ſagen Sie dazu?"

Ob Felder auf den Plan Hamms eingegangen ist, vermag ich nicht zu sagen. Als er dessen Brief erhielt, war er bereits an der Ausarbeitung seiner Selbstbiographie, wozu ihm Freund Hilbebrand nach dem Tode der Frau geraten hatte, und der erste Band beschäftigte ihn bis in den März 1869 hinein, an dessen Ende er von der Krankheit befallen wurde, die ihn am 26. April wegraffte. So viel ist sicher, daß weder ein geschichtlicher noch ein landwirtschaftlicher Roman uns auch nur annähernd einen Ersatz für das Buch „Aus meinem Leben" hätten bieten können.

Dem vorliegenden Bande wurde eine Abbildung des Vorsaßes (d. h. des Maiensäßes, der Voralpe) Hopfreben beigegeben, weil ein Teil der „Sonderlinge" dort spielt. Felder spricht im 11. Kapitel des Werkes weitläufig über Vorsaß und Vorsaßleben und im 10. Abschnitt der Selbstbiographie beschreibt er auch den Weg von Schoppernau nach Hinterhopfreben, wenigstens zum Teile. Wir wollen auch rasch hineinwandern und uns die Landschaft von Hopfreben etwas betrachten.

Oberhalb Schoppernau rücken die Berge Üntscher und Gräsalperschrofen so nahe aneinander, daß der Aach zum Durchbruche nur ein sehr schmales Tal bleibt. Dies ist das mächtige Tor, welches Einlaß gewährt zum großartigen Gelände des Tannbergs, das seine Gewässer nach allen Himmelsgegenden, doch insgesamt dem Rheine und der Donau sendet. Das Tal macht rasch einige Biegungen, welche des aufmerksamen Wanderers Bewunderung erregen. Bis vor einigen Jahren führte nur ein kümmerlicher Alpweg in diese Enge; seither wurde jedoch eine neue Straße angelegt. Sie beginnt sogleich hinter dem Schrecksbach und läuft zunächst neben dem alten Pfade bis zur Rüfe, welche den bezeichnenden Namen Himmelriese führt. Ungefähr dort, wo am 6. Juni 1860 Felder von seinem Freunde Josef Oberhauser aus der wilden, hochangeschwollenen Aach gerettet wurde (I, 300ff.), steht jetzt eine gewölbte Brücke und die Straße läuft an den untersten Felsen des Gräsalperschrofens schön angelegt talein. Von hier aus kann man bequem den Blick hinauf zur Himmelriese senden, die hoch am Üntscherabhange entsteht und links zwei andern Runsen sich

verbindet, um mit ihrer Hilfe im Sommer reichlich Gerölle und im Winter Lawinen ins Tal zu werfen. Weiter einwärts wechselt die Straße noch zweimal mittelst gewölbter Brücken die Aachufer, das einemal beim Schalzbacher Steg, der einst unter der Last der ungestüm hineinspringenden Kühe Felders zusammenbrach und diesen selbst den todbrohenden Fluten überlieferte, die ihn sicher ohne des Freundes Mut und Kraft verschlungen hätten. Die Straße bleibt nun längere Zeit auf dem linken Ufer. Wir verlassen sie und benützen die Brücke, über welche der Weg nach dem Vorsaß Vorderhopfreben und zur Villa Maund führt. Diese hat bekanntlich der deutsche Kronprinz seit einigen Jahren als Jagdhaus gemietet. Es steht auf einem ansehnlichen, sich fast durch die ganze Talbreite erstreckenden Vorgebirge, welches einen Naturpark trägt, dessen prächtige Buchen bis hart an den Pfad reichen, der hinter Vorderhopfreben sehr steil emporführt und so jenen Vorsprung umzieht. Hier können wir über trauliche Vorsaßhütten hinausblicken auf einen Teil der zurückgelegten Strecke, hinaus auf die grünen Berge und Wälder, auf die schäumenden Wellen der Aach und hinüber zum Vorsaß Schalzbach mit seinem schlanken, hochemporragenden Wetterkreuze. Die Halde sieht so grün und saftig herüber, daß wir das Schoppernauer Sprichwort begreifen: „Ihm ist so wohl, wie den Kühen im Schalzbach." Haben wir die Höhe erreicht, so macht der Weg eine scharfe Biegung und zieht unter schattigen Bäumen am Rande einer tiefen Schlucht hin, in der die Aach tost. Diese Schlucht heißt die Hölle und durch sie führt in mäßiger Steigung die neue Straße hinein und hinauf zum Hopfreber Bad in Hinterhopfreben. Wir brauchen nicht mehr zu steigen, denn gar bald öffnet sich uns die grüne Flur des ebengenannten Vorsaßes mit seiner kleinen Kapelle, seinen bescheidenen Hütten und dem stattlichen Badhause. Diese liebliche Idylle, umgeben von einem herrlichen Kranze teilweise wilder Gehänge und stolzer Felshäupter, macht einen wunderbaren Eindruck. Es sind hier die letzten Siedelungen des „Waldes", und die Gegend ist wohl die schönste, die das genannte Gebiet besitzt, da der berühmte „Schrecken" nicht mehr auf Wälder-, sondern auf Tannbergerboden steht. Vor allem

zieht das Auge auf sich die aus dem innersten Tale emporragende kahle, gefurchte, mit Schneebändern gezierte Pyramide der Mohnenfluh; rechts davon lagert ein Berg, den man in Hopfreben die Gletscherhöhe nennt, ein Vorberg der Braunarlenspitze. Noch weiter rechts ruhen im Nachmittagschatten die steilen Halden der Künzelspitze und ihnen gegenüber sehen wir die Böschung eines Berges, der auf den Karten den in Hopfreben unbekannten Namen des Heiterberges führt, hier aber der Gieschberg heißt; vielleicht bedeutet dies Geiersberg. Rechts vom Vorsaß zeigt am Fuße der Künzel unser Bild einen Wald, der das Tobel beschattet, durch welches die Aach stürmt, um sich schließlich den Ausweg durch die früher erwähnte Hölle in das von uns durchwanderte Gebiet zu erkämpfen.

Felders Vater hatte in Hinterhopfreben eine Hütte mit zehn Weiderechten gekauft. Sie ist auf unserem Bilde sichtbar links neben der Kapelle. Dreimal im Jahre zog Felder dahin, wie er dies in seiner Lebensbeschreibung (X, 113) erzählt. Dort verbrachte er viele fröhliche Wochen und dort schrieb er manches Kapitel seiner Werke. Wir schließen mit einigen Hexametern aus einer Epistel, die er aus seiner Hütte am 20. Juni 1867 an seinen Freund Kaspar Moosbrugger sandte:

„Hier beim gelblichen G'sig und dem Kegel kühlender Zieger*)
Zwischen mächtiger Berge Verschanzung, wo Schellengeläute
Weidender Kühe mich weckt zu federfuchsendem Tagwerk,
Hier empfind' ich, was heißt: „Ihm ist wohl, wie den Kühen im Schalzbach."

Innsbruck, 31. Jänner 1912.

Hermann Sander.

---

*) G'sig, aus dem Schotten durch Sieden gewonnene gelblichte, dichte Substanz; Zieger: Schotten (Bergmann, Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg (Wien, Gerold, 1844) S. 83; Schweizerisches Idiotikon VII, 190.

Erſtes Kapitel.

Auf dem Kirchenplatze.

Einer der unfreundlichſten Monate ſeit Mannesdenken war wohl der Heumonat des Jahres 1859. Der Nebel hing ſo dicht auf die Häuſer herab, als ob er ſich in den Äſten der die Dörfer des Bregenzerwaldes umgebenden Tannenwälder verwickelt habe und gar nicht mehr fortkommen könne. Nun ſchüttete der langweilige Gaſt Regen über Regen auf die ſchon völlig in Weiher verwandelten Wieſen, wo Gras und Heu ſchwarz und grau hervorlugte. Schon ſeit Wochen hatte ſich die Sonne nicht mehr ſehen laſſen, daher wurde denn endlich am dritten Sonntage des Monats in dem Dorf, ob welchem der Nebel am dichteſten lag, ein Pſalter um gutes Wetter gebetet.

Alle Stühle in der Kirche waren voll, was an Sommerſonntagen ſonſt nachmittags wohl ſelten der Fall iſt. Nicht nur der arme Taglöhner, dem jede verdienſtloſe Stunde ein Loch in die Hausrechnung macht, auch der wohlhabendere Bauer hatte Sonnenſchein ſehr nötig, für das Vieh auf den Alpen ſowohl, als für das Heu, welches — gemäht oder ungemäht — im Waſſer lag und zu faulen begann. Es beteten daher auch alle ſo laut und „ernſthaft", wie wenn der Pſalter dem in der Gemeinde zuerſt Sterbenden zukommen ſollte. Es währte eine gute Stunde, bis die 150 Ave Maria gebetet waren, und dann auch

noch die Litanei zur göttlichen Vorsehung und die drei Vaterunser zum Andenken an die glückliche Heimkehr der Bregenzerwälderinnen aus dem Schwedenkrieg *), die im Sommer jeden Nachmittag gebetet werden. Hernach aber wurde dann das Schlußlied gesungen und der Gottesdienst war zu Ende.

Wenn schon Städtern und anderen Stubenmenschen das Wetter als Anknüpfungspunkt ihrer Gespräche dienen muß, so ist das noch viel mehr bei Bauern der Fall, deren Wohl und Wehe gänzlich von der Witterung abhängt. Die aus der Kirche kommenden Mädchen und Weiber dachten selbstverständlich vor allem an ihre neuen Kleider. Zwar schützte der großmächtige rote Regenschirm die fast pyramidalische Kopfbedeckung von dunkelblauer Wolle und die blauseidenen Ärmel; aber ohne die schwarze, so leicht den Glanz verlierende Juppe, die allenfalls aufgeschürzt werden konnte, war auch noch des auf den schlechten, schmutzigen Wegen von so vielen Gefahren bedrohten grünen Unterrocks mit den roten Spitzen zu gedenken, und der kirschblütenweißen Strümpfe, die neugierig darunter herauslugten. Es galt, den gewohnten Bergschritt zu mäßigen, so städterisch als möglich aufzutreten und doch recht schnell nach Hause zu gelangen. Die Mannspersonen aber kümmerten sich jetzt weniger um ihre Kleider als um Vieh und Heu. Alle blieben auf dem Platz vor der Kirche stehen und während sie ihre langen seidenen Zipfelkappen aufsetzten, schauten sie wehmütig hinauf in den starren Nebel, der ihrem Psalter zum Trotz wieder ordentlich fallen ließ. Bald ging das Klagen an über dieses Schandwetter, das

*) 1647 sollen am Fallenbache hinter Großdorf bei Egg die Wälderinnen zwei Kompagnien Schweden aufgerieben haben. (A. d. H.)

nun wieder die ſchönſten Hoffnungen zu Waſſer mache. Die wenigen Alpknechte, welche den Nachmittagsgottesdienſt zu beſuchen Zeit hatten, erzählten, daß das Vieh auf dem weichen, naſſen Boden überall mehr oder minder der Gefahr des Erfallens ausgeſetzt ſei, andere jammerten, daß man dieſes Jahr überall nur halb ſo viel herausbringen werde, als gewöhnlich; „und am ſchlechteſten iſt's mir gangen — weitaus am allerſchlechteſten!“ polterte Barthle, ein großer, ſtarkknochiger Mann, den jedermann für mehr als fünfzig Jahre alt gehalten hätte, mit lauter, hölzerner Stimme. Dann die rechte Hand vorwerfend, während er die andere auf die ſcharf nach links gebogene Naſe legte, fuhr er fort: „Wegen euerem Schaden tät ich keine Hand umkehren, keinen Finger krümmen; aber mir, mir geht's ſchlecht! Wenn unſereiner ſich beklagt, dann iſt's was anderes. Beim Kreuz und am Hag und überall iſt mir Heu am Schaden, wenigſtens zwei Kuhwinterungen und werden rein zu Streue, rein zu nichts. Sein tut's ſchon grad, als ob wir keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel hätten.“ Nun machte Barthle eine Handbewegung, wie wenn er wieder zu beten anfangen wollte und verließ dann ungewöhnlich raſch den Platz.

Die Zurückbleibenden verſuchten mit den Schuhſpitzen Löcher in den Boden zu machen. Barthles Küherſtimme ſchien ihnen noch immer in den Ohren zu liegen, denn erſt nach längerer Pauſe bemerkten einige, ihnen ſei ihr „kleiner Schaden“ groß genug; Barthle müſſe wegen ſeinen zwei Kuhwinterungen doch keinen Tag hungern, während ihnen jeder Kreuzer ans Leben gehe. — Doch der Barthle ſei eben der Barthle und ſo alten Leuten müſſe man ihre Wunderlichkeiten verzeihen, wurde gleich wieder milbernd beigefügt. Nur der Zimmermann Klaus ſchien ſich mit Barthles Wunderlichkeiten nicht ſo ſchnell wieder verſöhnen

zu können. Er hätte geglaubt, spottete er, so ein betiger*) Mann wie Barthle könnte sich viel besser dem Willen Gottes ergeben und zum Kreuze kriechen. Wenn andere ihm Hilfe suchend ihre Not klagten, habe der gute Mann immer einen frommen Trostspruch, und nun, da ihm selbst einmal etwas ganz Gewöhnliches begegne, wolle er schon fast verzweifeln.

„Klaus, laß den Barthle gehen! Er ist ein Frommer und Gemeinderat ist er obendrein auch noch. Schimpfe du lieber die Gottlosen, die in ihrem Hochmute sich selbst die Schuld an ihren Unfällen zuschreiben, als die Guten, welche alles dem lieben Herrgott auf die große Rechnung setzen, die er nach ihrem Tode bezahlen soll. Das alles ist lauter Frömmigkeit," spottete der Maurersepp, ein blasser, halb fremd gekleideter Mann, der etwa in Barthles Alter sein mochte.

„Ja, Frömmigkeit!" eiferte Klaus, „freilich, außer im Heuet**), geht er Tag für Tag zur Messe, läßt sich in alle Bruderschaften einschreiben und hat von dem ewigen Beten um die Knie herum die Lederhosen so verrutscht, daß man ihm schon auf hundert Schritte den Betbruder ansieht; aber man merkt's jetzt wieder und hat da ein herrliches Exempel von einem Beispiel, wie prächtige Leute das im Ganzen sind. Seinen Buben, den Klausmelker***), hat er wegen etlichen teuern Streichen fortgejagt, und die Mariann tät wohl auch gehen, wenn sie so leicht könnte wie der Bruder, aber so eine ist halt angebunden und muß nun mit dem Alten Trübsal blasen und Wehmut schnupfen, Rosenkränze beten und Pfennige spalten dazu. Nicht wahr, das heißt man fromm sein?"

*) Viel beiender, frommer. (A. d. H.)
**) Zeit der Heuernte. (A. d. H.)
***) Klausmelker — Nikolaus Melchior.

„Meinetwegen könnt ihr ſo lang bleiben, als ihr wollt und da ausmachen, wie man's nennen ſoll, um dabei etwas zu erwarmen," ſagte Sepp und verließ lachend die Verſammlung.

Nur Klaus lief dem Forteilenden nach, die anderen aber ſchienen zum Gehen wenig Luſt zu haben. Ins Wirtshaus ſitzen iſt, beſonders bei ſo ungünſtigen Ausſichten, bei weitem nicht für jeden ein Spaß, und daheim konnte man ja noch genug Langeweile erleben. So ein Bauer weiß an Sommerſonntagen, an welchen man keinen Spaziergang machen kann, die langen Stunden unmöglich herumzubringen. Mit dem Weibe gibt's juſt nicht viel zu reden, da man ja immer beiſammen iſt, daher faſt nur das gleiche hört und erlebt, und beieinander ſitzen wie Klötze, gar nichts Neues ſehen und nichts hören und nichts denken, iſt denn doch faſt unerträglich. Kommt am Ende noch gar eine Baſe oder Nachbarin mit all ihren Schreihälſen, ſo iſt's noch ärger. Die guten Männer, die an regneriſchen Sonntagen ſolche Geduldsproben mit prophetiſchen Blicken auf ſich warten ſehen, und an den ſchon verdienten Marterkronen mehr als genug zu tragen haben, gehen daher am liebſten gar nicht heim und der Himmel muß allemal ſchon ein ganz beſonderes Unwetter, mit Sturm und Hagel verziert, herabſchicken, um einige Bauern, die ſich an ſo einem „verworfenen Tag" irgendwo zuſammenfanden, wieder auseinander zu treiben.

Auch heute hielten die noch auf dem Platze Zurückgebliebenen zuſammen wie Hanf und Harz. Wenn ein Sturm kam, erfaßten ſie die großmächtigen Regenſchirme mit aller Kraft, ſchützten ſich und die neuen Kleider ſo gut als möglich vor den Dachtraufen der Nebenmänner und plauderten, daß es eine Art hatte. Da man ſich gerade nichts Neues zu erzählen wußte, redete man, wie

gewöhnlich, von dem, der zuletzt fortgegangen war, nämlich vom Sepp, denn von dem Klaus wußte man nicht viel. Er war eben der Zimmerniklaus, der viel verdiente, gern trank, oft recht grob aufbegehrte und mit seinem Weib schon beinahe den Dreißigjährigen Krieg durchgemacht hatte. Vom Maurersepp aber, dem sogenannten Freimaurer, wußte man schon mehr zu reden. Zwar auch nichts Neues; aber das war ja gar nicht notwendig, da man schon am Alten genug hatte. Es war eben am kurzweiligsten, wenn jeder sagen konnte, was er wußte und man nicht immer einen einzigen reden lassen mußte. Der Bauer möchte immer auch gern ein Wörtlein dreinreden und ihm ist daher jede Gelegenheit erwünscht, wo er das kann und darf, während ihn beinahe jedes Gespräch langweilt, wenn er zum bloßen Zuhören verdammt ist. Von Herzen gern läßt er einen etwas schon sechsmal Gehörtes der Länge und Breite nach erzählen, wenn er sich nur damit trösten kann, daß dann das Reden auch noch an ihn kommt und er treulich berichten kann, wie, wann, wo und von wem er das schon gehört, und was er dann darüber zu seinem Weib gesagt habe.

Man redete lange davon, wie der Sepp ein Glücksnarr sei und alles weiter vorwärts bringen könne als andere, obwohl er sein Lebtag halb lutherisch gewesen sei. Immer sei dem besser gegangen als anderen, so daß er jetzt zu den Wohlhabendsten im ganzen Dorfe gehöre. Und wenn nun endlich gar noch sein Franz mit Barthles Mariannen heirate, wie man jetzt allgemein sage, so brächten die beiden ein Vermögen zusammen, man könnte weit gehen, bis man so eins irgendwo beisammen finde. Denn des Barthles Klausmelker komme sicher nicht mehr heim, solange der Alte lebe, und dann werde ihm der im Testament wohl auch daran denken und ihm, wie es auch nur

billig und recht ſei und ſich gehöre vor Gott und der Welt, nicht ſo viel zukommen laſſen als der Mariann, die auch wahrhaftig mehr verdient habe, als der Lümmel. Sie habe der Haushaltung etwas genützt und gegen den Vater ſei ſie geweſen, wie Kinder ſein ſollten gegen ihre Eltern, die für ſie gehauſet und geſpart und ſie aufgezogen.

Nun fing man an Rat zu halten, auf welchen Hof die jungen Leute wohl ziehen würden, wenn ſie zuſammenkämen; denn beide Höfe konnten ſie doch unmöglich übernehmen, weil ſie ſchon mit einem Arbeit genug bekommen mußten. Die meiſten vermuteten, Franz werde auf ſeines Vaters Hof bleiben und Mariann zu ihm ziehen, ſobald Barthle die Augen zugetan habe. Des Freimaurers Haus ſei ja faſt ſo gut als ein neues, die Güter habe er auch in viel beſſerem Stand als der Barthle. Ja, in dem Stück ſei der Sepp ſchon ein wahrer Kampel*). Nur ſchlechte, daher wohlfeile Güter habe er gekauft und jetzt ſeien es faſt oder gar die beſten im Dorf; Sepp habe viel Miſt gekauft von armen Leuten, die den Dünger zwar nötig, das bare Geld aber noch nötiger gebraucht hätten; ja, ſogar Knochenmehl habe er ſpäter kommen laſſen und ſich allem Auslachen zum Trotz mit dem ſchlechten Gut mehr Arbeit gemacht als andere Leute mit beſſerem. Damals habe wohl jedermann gewähnt, es ſei ſchad um die Arbeit und um alles; aber gar ſo dumm müſſe es doch nicht geweſen ſein; Sepp habe es ſo weit gebracht als einer und man ſehe jetzt ein, daß ſo etwas ganz vorteilhaft wäre, wenn man das Geld zum Anfangen hätte, wie z. B. der Barthle. Der wäre ſchon imſtande, dem Sepp ſeine neuen Kunſtſtücke nachzumachen, aber der möge nichts Neues anfangen. Er ſage: „Die Väter hätten's auch nicht ſo ge-

*) Tüchtiger Burſche.

macht und hätten doch anständig leben können. Man brauche in Kleidung und Koſt es nicht beſſer zu verlangen, als die es gehabt, dann werde man auch nicht nötig haben, den letzten Tropfen und den hinterſten Halm aus dem Erdboden herauszupreſſen. Es wäre viel geſcheiter, wenn man im kleinen hauſen tät und nicht ſo viel verbrauchen für Koſt und Moſt, dann würde man das Knochenmehl und derlei Pfuſchereien gar nicht brauchen, dann hätte jeder genug an dem, was unſer Herrgott freiwillig wachſen laſſe."

Darüber nun, ob Barthle recht oder unrecht habe, waren die Meinungen noch ſehr verſchieden und es wurde eine Zeitlang ſowohl dafür als dawider geredet, bis endlich der Gemeindevorſteher den Ausſchlag gab, indem er ſagte: „Ganz recht hat Barthle! Ein ordentlicher Bauer bleibt beim alten Brauch. Das was er hat, verwaltet er in Ehren und übergibt es einſt dem Sohne ſo, wie er's vom Vater hatte. Der Sepp iſt und bleibt ein Sonderling. Er mag wohl Glück haben in zeitlichen Dingen, aber! aber — ich möcht' nicht mit ihm ſterben. Im Weltlichen will er klüger ſein als Salomons Katz; doch die wahre Weisheit hat er nicht, denn er fragt weder geiſtlichem noch weltlichem Oberhaupt etwas nach. Nur den armen Teufeln will er helfen und den Schlechten und Verworfenen, aber gar ſo armenväterlich, als man wähnt, iſt er doch nicht, ſonſt würde er nicht ſeine Felder mit anderen gehörendem Dünger fettgemacht, ſondern ihnen Geld geliehen haben."

Alle Gegner Sepps nickten dem Vorſteher beifällig zu, und die, die etwas zu ſeiner Verteidigung vorzubringen gewußt hätten, wagten nicht zu reden.

Die Bauern ſind ihren Vorſtehern gegenüber zuweilen wunderliche Kerle und haben es beinahe wie jene Schoppern-

auerin, die ihr altes Haus hatte herrichten laſſen und nun mit den Bauleuten höchſt unzufrieden war, weil dieſelben vor der Haustüre keine Stiege angebracht hatten. Man ſetzte ihr auseinander, daß ſo eine Stiege für ein Bauernhaus ſowohl unbequem als unſchön ſei, überdies vor ihrem Hauſe unmöglich hätte gemacht werden können. Doch das war vergebens. „Der Vorſteher," ſagte ſie gegen alles, was man vorbrachte, um ſie zufrieden zu machen, „der Vorſteher hat eine Stiege und ich will auch eine, denn der kennt's."

„Der ließ eben ſein Haus nicht ſelbſt bauen," entgegnete man. „Aber er hat eine Stiege."

Die Menſchen ſind überall und immer ſo ziemlich dieſelben. Im Bregenzerwald gibt es ſolche, die Stiegen vor den Häuſern haben wollen, wenn der Vorſteher auch eine hat, ſie mag ſonſt noch ſo unbequem ſein — und zu Syrakus am Hofe des Dionyſius ſollen die Leute durcheinandergeſtolpert ſein und ſich geſtoßen und Stühle umgeworfen haben, wie Blinde oder Betrunkene, weil der Vorſteher Dionyſius — kurzſichtig war.

Ja, einer erſten Perſon zu Lieb' und Ehr' ſtellen ſich kluge, vorausberechnende Leute (und das ſind die Bauern ſo gut als andere) immer ein wenig blind, taub und ſtumm. Wer das etwa nicht kann, der mag dafür büßen, wie Sepp. Dieſer war in ſeinem Dorfe unter den „Angeſeheneren", d. h. Wohlhabenderen, der einzige, der dem Vorſteher öffentlich zu widerſprechen wagte. Er hatte, wie er es auszudrücken pflegte, „ſchon längſt dem Vorſteher und aller ſeiner Hoffart und allen ſeinen Werken von Herzen widerſagt." Daher die Abneigung des Vorſtehers und ſeines ganzen Anhangs gegen ihn, der nie ſchmeichelte, ſich nie blind ſtellte, ſondern alles ſah, und was er geſehen hatte, nie verſchwieg, obwohl er wußte, daß er ſich bei

denen, die, wie er zu ſagen pflegte, das Kraut fettmachen, dadurch immer mehr in Ungnade brachte. Die Vorgeſetzten im Dorfe hielten es nicht der Mühe wert, die Redereien Sepps zu beantworten, ſondern ſie meinten nur ſo achſelzuckend, der ſei doch ſicher auch nicht ſo dumm, daß er ſich einigen Lumpen und Taglöhnern wegen böſes Blut mache. Er belle und lärme nur darum ſo entſetzlich, weil er noch zu keiner Ehrenſtelle im Dorfe habe kommen können, daher den Begünſtigteren recht grauſam neidig ſei. Die anderen, die auch keine Stellen hatten, urteilten über Sepp: „Er iſt ein rechter Streitkopf. Gar nichts kann er unbegeifert laſſen, ſogar der Pfarrer und der Vorſteher können es ihm nicht recht machen. Die Rechte der Angeſehenen möchte er verkleinern und den Unterſten und Letzten will er helfen auf Unkoſten aller anderen. Da ſoll die Gemeinde die Kinder eines Lumpen erziehen, ſoll den Ärmeren dieſe und jene Laſt abnehmen; alles, weil Sepp es ſagt. Dummheit! Wo wirklich Not an den Mann kommt, hat man immer geholfen, ſchon bevor er noch die Hoſen anlegen konnte. Die Leute können ja arbeiten, dann haben ſie Brot und verhungern läßt man keinen. Wenn ihm die Not eines Menſchen zu Herzen geht, ſo ſoll er ihm helfen; aber in der Gemeinde wird nur wegen den Bettlern*), die ohnehin faſt keine Steuern zahlen, keine neue Ordnung eingeführt werden.“

So hatte Sepp nur noch die auf ſeiner Seite, für die er ſich bei den anderen verfeindete, aber bei weitem nicht alle. Diejenigen, die ſich öffentlich auf ſeine Seite

*) Bettler nennen die angeſehenen, reichen Bregenzerwälder jeden Ärmen und jeden, den ſie ſchimpfen oder verächtlich machen wollen. So ſagt man auch, beſonders in Bizau und Reute, von einem zänkiſchen, neidiſchen, kurz unerträglichen Menſchen: „Er tut ärmlich.“

zu ſtellen wagten, waren faſt nur Leute, die niemand hören mochte, Bettler und ſolche, denen man von ihrem Vater und Großvater her noch dies und jenes vorzuwerfen wußte, ſo daß auch ſie Schweigen für das Klügſte hielten, wenn ihr Freund, wie heute auf dem Platze, ſchonungslos durchgehechelt wurde.

Am meiſten verwunderten ſich die Hechelnden darüber, daß Sepp, der ſonſt doch gar nicht beten möge, in die Kirche gegangen ſei. Da ſehe man's wieder, was die Sorge ums liebe Heu könne. Der habe heut ſicher den erſten Pſalter gebetet ſeit der Zeit, da ihm die Naglerin alle Morgen den magern Schwarzkopf wuſch und ſein Vater ihn Holz ſtehlen hieß. Da bemerkte der Hansmichel, ein mittelgroßer, etwas nach vorn gebeugter, ſonſt aber nicht alt ſcheinender Mann, den ſein verzerrtes Geſicht als einen Schnäpsler bezeichnete: „Sepp hat auch heute keinen Pſalter gebetet. Ich hab' ihn extra beobachtet. Erſt beim dritten Roſenkranz iſt er kommen — vermutlich, weil er mit irgendeinem hat reden wollen, den er auf dem Platz oder beim Adlerwirt anzutreffen hoffte. Nein, ihr guten Männer, wegen dem Beten geht Sepp nicht in die Kirche, das glaubt nur mir!"

So ſagte der Hansmichel; aber davon, daß er ſich faſt zu Tode fürchte, er ſelbſt ſei der, welchen Sepp anzutreffen hoffe, um das ihm geliehene Geld zurückzufordern, davon ſagte unſer Hansmichel natürlich nichts.

Ein anderer meinte, im Chriſtentum und im Beten werde der junge Freimaurer noch lauer werden als der alte. Der Franz habe ſich nun ſchon, ſeit er mit dem Vieh auf die Alp gezogen ſei, nicht mehr in der Kirche ſehen laſſen. Dem ſei es ebenſowenig ums Beten, als es einem Hund ums Holzfreſſen ſei.

Keiner der Anweſenden ſetzte dieſem ſcheinbar in

manchen Dingen ſehr Unwiſſenden auseinander, daß Franz Sonntag und Werktag beim Vieh bleiben müſſe. Wie würde ein Bauer Augen machen, wenn ein Küher und notabene gerade der Küher in ſeiner Alp am Sonntag zum Gottesdienſt kommen wollte! Dann würde ihm gleich einfallen, was ein Küher für Pflichten habe, jetzt aber ſchien das keinem Menſchen einfallen zu wollen, denn alle ſprangen auf den ihnen wie einem Hund ein Stück Fleiſch vorgeworfenen Gedanken los, und nagten daran herum, daß es zum Erſtaunen war. Man iſt eben nicht gewohnt, Männer ſo den ärgſten Klatſcherinnen ins Handwerk pfuſchen zu hören, aber wozu kann Langeweile und Leidenſchaft den Bauer nicht bringen? Man hatte durch die Rede des im Alpenleben ſo Unerfahrenen zwar keinen Grund, aber doch Veranlaſſung bekommen, nun auch Franzen tüchtig durchzuhecheln, und das war genug.

Der Pfarrer, hieß es, habe ſchon oft geſagt und es ſei auch wahr und nun aufs neue erwieſen: die halbſtudierten Bauern ſeien immer die ſchlechteſten Chriſten. Franz hätte eben das Studieren lernen ſollen. Zu ſo einem blaſſen Federfuchſer wär' er grad' recht geweſen; ein Bauer aber ſei nichts nutz, wenn er nur immer die Naſe in den Büchern drin hab' und nie tun könne, wie's der Brauch ſei.

Darauf bemerkten andere: „Sepp hätt' ihn ſchon zum Studieren gelaſſen, aber er hat gewähnt, in unſerem Dorf ſei ſein Bub' der Allerreicheſt' und der Hübſcheſt' und der Geſcheiteſt'; an anderen Orten aber könnt' es vielleicht noch Reichere, Hübſchere und Geſcheitere geben, drum hat er ihn lieber daheim behalten."

„Nun," ſagten die erſten wieder, „ſo ein Geſcheitſein nützt aber doch Gott und der Welt nichts! Oder was hat er etwa davon, wenn er aus Büchern herausliest,

daß es in einem Land kohlbrandſchwarze Leute gebe, die einander freſſen?"

„Und," riefen andere, „daß die Sonne ſtillſtehe und die Welt ſich umdrehe wie ein Wagenrad, ſo daß wir ſelbſt mitſamt Berg und Wald unter und über an der Erde hängen, wie die Fliegen an der Diele; das ſind ja Dinge, es könnten ſie einem nach einem Rauſch nicht närriſcher träumen, und ſolche erzählt er faſt jedem, dem es nicht zu dumm iſt, ſich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen, ſogar den Taglöhnern, die bei ihm arbeiten."

Da ſei vom Geſcheitſein freilich keine Rede, hieß es jetzt allgemein, und weder Franz noch ſein Vater brauchten ſich darauf etwas Beſonderes einzubilden; zum Hübſchſein ſei Franz viel zu mager und mit dem Vermögen wiſſe auch kein Menſch, wie es noch gehen könne; oder man wiſſe eigentlich ſchon, wie es gehen müſſe, wenn Leute, die ſo kurioſe Sachen im Kopf haben wie Franz, eine Bauerſchaft verwalten und zu allem ſehen ſollten. Unter und über gehe es da, wie die Welt alle Nächte. Aber das ſei ganz in der Ordnung. Es hab' von jeher geheißen: Was durch den Rumpelbach heraufgekommen ſei, gehe wieder durch den Rumpelbach hinab. Eine Haushaltung, die ungewöhnlich ſchnell reich geworden ſei, werde noch ſchneller wieder arm, denn auf einen Sparer komme ein Braucher, der dann mehr zum Schlüſſelloch hinausbringe, als der erſtere zur Türe hereingebracht habe.

Der Vorſteher, der noch drei unverheiratete Töchter daheim oder ſonſt irgendwo hatte, tat nun wieder den Mund auf und ſagte: „Sepp hat's im Grund recht gemacht, daß er den Buben auf die Alp ſchickte. Wenn er ſich regen und bewegen muß, werden ihm die Flauſen ſchon vergehen. Er iſt ſonſt kein ſo übler Kerl, der Franz, und gefiele mir hundertmal beſſer als der Alte, man mag

mir ſagen, was man will. Schad' iſt's nur, daß ihn der mit Gewalt zu einem Eſel machen will."

Es regnete immer ſtärker und ein heftiger Windſtoß drohte allen die Regenſchirme umzukehren, ſo daß dieſe zugemacht werden mußten, wenn man ſie noch in geſundem Zuſtande heimbringen wollte. Das machte der Unterhaltung ein Ende und alle eilten der Heimat oder dem Wirtshauſe zu.

Zweites Kapitel.

Beim Adlerwirt.

In der großen Gaſtſtube des Wirtshauſes „zum Adler" ſaßen am runden Haustiſche in der untern Ecke ſchweigend einige Männer, denen Rösle, des Wirts oder eigentlich der Wirtin älteſtes Töchterlein — das einzige Kind ihrer erſten Ehe — die vor ſie hingeſtellten Groſchengläschen, ohne ſie um ihr Begehren zu fragen, mit Branntwein füllte. Noch waren nicht alle Gläschen gefüllt, als auch Barthle in die Stube kam, ſich ohne einen Gruß oder ein freundlich Wort auf das Kanapee beim oberen Tiſch ſetzte und den Schnäpslern verächtliche Blicke zuwerfend, mit der Stimme eines kommandierenden Generals einen Schoppen Roten forderte. Das Rösle ließ am untern Tiſch alles ſtehen, wie es eben ſtand, und eilte, den Barthle zu bedienen; denn ſo ein Mann wartet nicht gern und würde ſehr bald und ſehr laut das zweite Mal befehlen. Die am untern Tiſche ſchienen das ſo gut zu wiſſen als das Rösle; ſie warteten, ohne an das ſonſt geltende Recht der früher Gekommenen zu erinnern, ganz ruhig, bis das flinke Mädchen wiederkam und nun auch ihnen die Gläschen füllte.

Jetzt öffnete ſich die Türe wieder und „guten Abend, ihr Herren Stammgäſte!" rief Sepp, noch ehe er den Barthle erblickt hatte, die Schnäpsler mit kräftiger, nur etwas heiſer ſcheinender Stimme freundlich an.

Einige hielten ihm die Gläſer entgegen.

„Danke, danke!“ ſagte Sepp, „bringt's nur da dem Klaus, der wird von Herzen gern auch für mich Beſcheid tun.“

„Ja, von Herzen gern!“ rief der ſoeben Erwähnte. Dann, nachdem er einigen die Gläschen beinahe geleert hatte, ſagte er zu dem noch immer neben ihm ſtehenden Sepp: „Aber gelt, jetzt biſt froh, daß du mir das Heu im letzten Winter abnahmſt, wenn du es auch nicht haben mußteſt. An dem kann man in ſo einem ſchlechten Heujahr etwas machen, wenn man's wieder verkauft.“

„Ich bin kein Händler,“ ſagte Sepp; „ich glaubte nur, dir eine Gefälligkeit zu tun.“

„Das haſt du auch getan. Reſpekt! Nicht jeder würde mir, wie du, den vollen Preis bezahlt haben.“

Dem Barthle ſchien es gar nicht zu gefallen, daß der reiche Sepp ſo lange bei den Schnäpslern aufhielt. Unmutig rückte er eine Zeitlang hin und her, dann endlich rief er: „Komm, Sepp, ich bring' dir's! Und Platz iſt auch gut und genug da auf dem Kanapee — das iſt —“

„Im Hui, gleich, ſo ſchnell ich kann!“ ſagte Sepp lächelnd, bat dann den Klaus, ihm eine Pfeife voll Tabak zu ſchenken; und als ihm dieſer den Beutel gegeben, putzte er langſam ſeine Pfeife, „damit ja recht viel hineingehe“; dann ſtopfte er ſorgfältig ein, zündete an und ſchritt dann alsgemach dem Kanapee zu.

„Es iſt grad kalt heut',“ ſagte er, ſich neben dem Barthle ſetzend, und nachdem er aus deſſen Glas getrunken hatte, fuhr er fort: „Aber Barthle, der Skorpion, das iſt einer! Du mußt dir in Zukunft auch Schweizerkalender anſchaffen wie ich, in denen ſteht dieſes Zeichen und auch die anderen immer etwa drei oder vier Tage früher. Oder ſchaffe dir zweierlei Kalender an, dann kommſt du bald ſo

weit, daß du keinem mehr glaubſt und es dir ziemlich gleichgültig wird, ob der Mond im Skorpion oder im Stier ſei."

„Ja, du haſt gut reden, ganz gut!" ſagte Barthle ein wenig gereizt; „aber dieſes Sauwetter haſt du doch auch nicht erwartet; es iſt dir nur diesmal ſo geraten — das iſt es dir!" ſetzte er wie gewöhnlich nach einer Pauſe bekräftigend hinzu.

„Und dir halt nicht," verſetzte Sepp lächelnd, „wenn du ſchon das Heu nicht im Skorpion nach deinem Kalender gemäht haſt. Da möcht' ich gar nicht ſo jammern und klagen, wenn ich an deinem Platz wär'. Ich tät lieber den dummen Kalender- und Zeichenunſinn aufgeben. Glaubensartikel ſind das doch keine."

„Was iſt es denn mit dem Skorpion?" fragte das Rösle, indem es einen Schoppen vor Sepp hinſtellte.

„Vor drei Wochen," erzählte Sepp, „ſind wir auch dageweſen, ich und Barthle. Da fragt er mich: Fängſt morgen auch an mit Heuen? Na, ſag' ich, das Gras iſt noch nicht recht zeitig. Zudem iſt jetzt ſchon lange ſchönes Wetter geweſen und es wird nun wohl bald einmal ausleeren wollen. Da will ich denn lieber noch den Rumpel vorüberlaſſen. Das alles ſei wahr, hat Barthle drauf geſagt; aber für die nächſte Woche ſtehe Skorpion im Kalender, drum hab' er im Sinn, ſchon morgen anzufangen, damit er an den Skorpionstagen dann nicht mehr mähen müſſe."

„Ja," fiel das Rösle ein, „jetzt weiß ich's! Und dann haſt du gelacht und geſagt: In deinem Kalender ſtehe der Skorpion in dieſer Woche."

„So iſt's geweſen!" beſtätigte Sepp, tat dann einen kräftigen Zug aus ſeinem Glaſe und fuhr heiter fort: „Ich glaub' eben ſo etwas gar nicht, es mag ſtehen wo es will. Wenn eine Sonnenfinſternis kommen ſoll, ſteht ſie in allen

Kalendern am gleichen Tag, und so müßt's mit den Zeichen auch sein, wenn etwas Wahres daran wäre."

Am untern Tisch entstand ein leises Gemurmel; doch bald war es wieder still, denn die um denselben Herumsitzenden hatten noch zu wenige „Gläschen" getrunken, um dem Sepp, der jedem von ihnen schon irgendwo „zum Besten geredet" hatte, laut widersprechen zu dürfen. Überdies hieß der Hansmichel, der unterdessen auch gekommen war und sich an den runden Tisch gesetzt hatte, sie alle mäuslestill sein; „der Sepp sei heut' ganz an den Rechten gekommen, der werde ihm die Meinung schon sagen, der könne das, daß man's hören möge."

Der Barthle sagte aber kein Wort. Starr schaute er vor sich auf den Tisch und schnitt mit seinem silberbeschlagenen Besteckmesser in ein Groschenbrot die Anfangsbuchstaben seines Namens.

Wie um ihn zu entschuldigen, sagte endlich das Rösle: „Es haben aber viele den Glauben, an gewissen Tagen oder bei gewissen Himmelszeichen sollte man gar nichts tun."

„Unsinn, lauter Unsinn!" eiferte Sepp; „man soll die Arbeiten verrichten, wenn das Wetter und die Gelegenheit dazu da ist, und wenn's dann allenfalls einmal nicht genau geht, wie man's gern hätt', sollt' man auch nicht völlig verzweifeln und" — fügte er den Barthle scharf ansehend bei — „nicht sagen, es sei, ob man keinen barmherzigen Gott mehr im Himmel habe. Oder ist das christlich?"

„Es ist aber doch wahr — das ist es!" schrie Barthle mit zornrotem Gesicht, Messer und Brot auf den Tisch werfend.

„Oho?!"

„Ja, ja, wahr ist es und ist auch kein Wunder, so

ſchlecht und liederlich und gottlos iſt die jetzig' Welt und alle, die zu ihr gehören — alle, keiner ausgenommen — gar keiner. Wie geſagt: es iſt kein Wunder, wenn unſer Herrgott endlich erwildet und ſtraft in ſeinem Zorn; und dann muß eben der Unſchuldig' mit dem Schuldigen herhalten, oder der Schuldig' mit ſeiner Spitzfindigkeit entrinnt vielmal noch ganz. — Das tut er!"

„Du glaubſt alſo," ſpottete Sepp, „unſer Herrgott könne auch erwilden und zornig werden wie du?"

„Ja, das wohl. Und du? Glaubſt du das nicht?" fragte Barthle und warf dabei dem Sepp Blicke zu, wie ein Kriminalrichter einem ſchon mehr als zur Hälfte überwieſenen Verbrecher.

„Nein, das glaube ich nicht," ſagte Sepp herzhaft, „unſer Herrgott kann kein Gott des Zornes ſein. Wenn ihm unſere armſeligen Welthändel ſo viel Kopfarbeit machen täten, dann möcht' er immer wild ſein. Dieſe Welt mit ihren böſen Bewohnern iſt ja ſeine Welt. Es geſchieht, wie du auch glauben wirſt, nur was er will, daher er ſicher das wollte, was geſchieht."

„Aha!" rief Barthle, „jetzt wohl, jetzt haben wir ihn, den lutheriſchen Hund. Schämen ſollteſt du dich ins blutig Herz hinein, mit dem einen Fuß ſchon im Grab ſein und noch ſo reden, ſo heidengottlos, ſo — Was ſteht denn im Evangeli, wenn du gar ſo g'ſcheit biſt?"

„Das eben iſt lutheriſch, wenn man nur ans Geſchriebene glaubt und ſelbſt forſchen will und ſelbſt nachdenken. Ich und du hätten dieſes Recht nicht," antwortete Sepp.

„Aber was ſagen die Geiſtlichen, was?"

„Mein Gott! die ſagen auch allerhand. Der eine ſagt z. B., man dürfe gar nicht tanzen, und in ſeiner Gemeinde da gibt's jede Faſtnacht Händel; dem andern iſt's gleich-

gültiger und er predigt lieber gegen Neid und Klatschsucht; kurz, jeder treibt's, wie er's gelernt und tut, was er für gut oder zum vorgesteckten Ziele führend hält. Es gibt schon auch recht freisinnige Geistliche, die —"

„Ja freisinnig!" fiel Barthle dem Sepp in die Rede, „freisinnig? Lutherisch mußt du sagen! So ein freisinniger Herr hat vor kurzem in seiner G'meind das Rosenkranzbeten unter der Mess' abgeschafft, verboten, und hat gesagt, das Rosenkranzbeten sei meistens nur Lippengottesdienst, leeres Geplärr. Gelt du, das ist freisinnig, das?"

„Das ist wenigstens nicht dumm. Und weißt du's auch noch, was der freisinnige Pfarrer zu den ganz wie du aufbegehrenden Pfarrkindern gesagt hat? ‚Er wolle,' hat er gesagt, ‚ihnen alle Zeichen der Mess' erklären, dann könnten sie derselben mit größerem Nutzen als bisher beiwohnen. Wenn einer fünfzig Ave Maria wie sie herunterhasple, daß selbst Gott kaum ein Wort verstehe, so sei damit nichts gewonnen, drum wolle er die, welche nichts anderes zu beten wüßten, belehren, was der Priester bete.' Der gute Pfarrer hat dann unermüdlich gelehrt und erklärt in Predigt und Christenlehr'; aber den frommen Schäflein hat das gar nicht gefallen. ‚Es sei ihnen zu langweilig,' haben sie gesagt. Ist das christlich? Ist es katholisch?"

„Man braucht keine neue Lehr' und keinen neuen Glauben da hereinzubringen; — das braucht man!"

„Aber Barthle, ist denn die Messe so eine neue Lehre, ein neuer Glaube?"

„Sei's, was es wolle! Man ist früher auch katholisch gewesen, wenn schon nicht so g'scheit und ausgedacht wie jetzt, und hat Gebeter und Segen gehabt und alles, wie sich's gehört."

„Ja und hat damit Unfug trieben und den Aber-

glauben gehabt, der Chriſt müſſe für ſein Seelenheil nichts tun als Roſenkränze beten, Weihwaſſer nehmen und Kreuze machen, dann geh' einem zeitlich und in alle Ewigkeit wohl. Du haſt recht. In dem Stück ſind wenigſtens ein Teil Leute geſcheiter geworden, da hab' ich z. B. die vorige Woche ein luſtigs Stückle von einem Kaplan, auch einem freiſinnigen Geiſtlichen, erzählen gehört; das hat mich wahrhaft recht herzlich gefreut."

„Erzähl's uns auch!" riefen die Schnäpsler, denen dieſer Religionsſtreit ein wahres Seelengaudium war.

„Nun, das kann ich," ſagte Sepp, legte ſeine Pfeife vor ſich auf den Tiſch und begann: „Zu dem Kaplan iſt einmal einer kommen, wie es deren mehrere gibt, nämlich einer, der lieber alles mit Beten als mit Schaffen gerichtet hätt', und hat geſagt, der Herr ſoll kommen und ihm ſeine Alp benedizieren. Alljährlich hab' er dort wenig Gras, wenig Milch und am Herbſt mageres Vieh. Da müſſe wohl etwas Teufels drin ſtecken, denn beim früheren Beſitzer der Alp ſei das alles ganz anders geweſen, drum wollt er jetzt einmal probieren und die Alp ſcharmant benedizieren laſſen. Der Kaplan iſt dann auch gleich mit. In der Alphütte hat nun der Bauer, wie das bei ſolchen Segnungen ſonſt üblich iſt, ein Feuer anmachen wollen; aber ‚nichts damit!' hat der Kaplan geſagt und hat angefangen, mit dem Bauern ſtundenlang herumzulaufen auf der ganzen Alp. Zuletzt hat er ſein lateiniſches Buch eingeſteckt und den Bauern gefragt: ‚Haſt jetzt den böſen Geiſt geſehen?' ‚Nein!' ‚Aber ich!' ‚Und ihr könnt ihn vertreiben?' ‚Nein, aber du kannſt's!' Nun ſagte der Bauer, er wolle von Herzen gern tun, was zu tun ſei, beten, faſten oder wallfahrten. Darauf hat dann der Kaplan gelächelt und geſagt: es ſei nichts Solches; aber einen Teil weniger Kühe ſolle er auf die Alp nehmen und einen Knecht mehr anſtellen zur

Arbeit, wenn er ſie nicht ſelbſt tun könne. Dann müſſe er den Knechten ſo viel Lohn geben, als die anderen Alpknechte auch haben, und wenn er das tue und vom heutigen Tag auch ſonſt noch eine gute Lehr' mit heim nehme, ſo werde ihm der Segen und das Glück, den Knechten die Freude an der Arbeit, der Alp das Gras und den Kühen die Milch nicht mehr fehlen. Ja, mit Gottes Beiſtand könn' er's auf dieſe Weiſe noch weiter bringen, als der frühere Beſitzer. So hat der Kaplan, der, wie ihr ſchon bemerkt haben werdet, nicht nur lateiniſch leſen konnte, zu dem Bauern geſagt und iſt dann, ohne etwas dafür zu nehmen, wieder heimgegangen. Da iſt nun leicht und ohne Brille einzuſehen, was er mit der andern guten Lehre dieſes Tages hat ſagen wollen. Er hat eben gemeint, man müſſe ſelbſt Hand anlegen, müſſe ‚arbeiten oder frieren,' wie das Sprichwort ſagt, und das mein' ich auch. Segnen und Beten iſt recht, aber ein Bauer kommt am beſten auf, wenn er in Gottes Namen brav Jauche ausführt und ſeine Felder gehörig düngt. Unſere Felder gleichen nicht dem Geldbeutel des Fortunatus, aus dem man immer nehmen konnte, ohne je hineinzutun. Ohne Nahrung, ohne Erſatz des ihnen Genommenen können ſie nicht leben, nicht immer gleich fruchtbar bleiben."

Während Sepp noch erzählte und erklärte, hatte Barthle ſeinen Geldbeutel, aus dem er, ohne hineinzutun, ſchon noch eine Zeitlang herausnehmen konnte, aus der Taſche gezogen und darin nach kleinem Gelde geſucht. Dabei machte er ein Geſicht, als ob er Senf getrunken habe. Nun, da Sepp ausgeredet, ließ er die Unterlippe, die er ſich unterdeſſen faſt blutig gebiſſen hatte, wieder los und ſagte mit etwas heiſerer Stimme: „So, das iſt hübſch, wenn man ſolche Sachen im Kopf hat und ſich nicht einmal ſchämt, ſie in einem öffentlichen Wirtshaus auszukramen. Düngen

und dergleichen ſei beſſer als Segen und Gebet. Hat man,“ fuhr er immer lauter fort, „hat man auch ſchon einen Chriſtenmenſchen ſo reden gehört und dazu noch einen ſo ſteinalten, der andern Dingen nachſinnen ſollte? Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich ſollt' eigentlich nicht ſtaunen; du biſt immer ſo ein zeitlichgeſinnter Heidenlümmel geweſen, Seel' und Seligkeit haſt du vergeſſen und dich nur gefreut am Zeitlichen. Man ſagt allerhand von den Wegen, auf denen du dein Geld bekommen, Wunderdinge ſagt man — mußt du wiſſen. Ich hab' noch nicht alles geglaubt, aber was der Pfarrer geſagt hat, das weiß ich. Der hat einmal gepredigt, diejenigen, denen auf der Welt alles nach Wunſch geh', die hätten in der Ewigkeit nicht mehr viel Gutes zu erwarten. Gott wolle denen das wenige Gute, das ſie allenfalls getan, auf der Welt belohnen, und wenn dann ſo einer ſterbe und in den Himmel wolle, dann heiße es: Marſch hinaus, packe dich — das heiß' es!“

Die Schnäpsler lachten, Sepp aber ſagte: „Jetzt gehören wir noch der Welt und die von Gott uns anerſchaffenen Bedürfniſſe beweiſen, was unſere Pflicht iſt. Auch die Kapuziner leben nicht von ihrem Gebet, ſondern von unſerer Arbeit oder der unſerer Väter. ‚Im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen!‘ ſagte Gott, als er den Adam aus dem Paradies ſchickte auf dieſe Welt. Übrigens hab' ich nicht geſagt, daß Beten und dergleichen unnütz ſei; aber das mein' ich, Beten und nur Beten und Glauben, weil man zu träg iſt zum Handeln und Denken, das ſei nicht viel, und ſage das herzhaft, wenn ich ſchon weiß, was daraus entſteht. Wenn Jeſus ſelbſt jetzt wieder käm', ſo würd' man ihn nicht mehr drei Jahre lehren laſſen, und wieder würden die feinſten Schriftgelehrten und Phariſäer ſeine Gegner ſein.“

„Ganz recht hat der Maurer!“ meinte Klaus.

„Ja, gelt Klaus? Ganz recht hat der Maurer, der freiſinnige Maurer, der Freimaurer! Und bei Gott, er verdient dich zum Freund und Vetter zu haben! Da!“ Nun warf Barthle die zwei Sechſer für ſeinen Schoppen auf den Tiſch, daß ſie bis unter den Ofen rollten, ſprang der Türe zu und ſchrie: „Mit ſolchem verfluchten gottloſen Geſindel will und mag ich nichts mehr zu tun haben, verſtanden, du alter Heide, gar nichts mehr!“ Mit dieſen Worten ſchlug er die Stubentür hinter ſich zu, daß die Gläſer auf den Tiſchen und alle Fenſter im Hauſe zitterten.

Eine Weile war es in der Stube mäuschenſtill; endlich ſagte Sepp: „Nein, aber das iſt doch zu arg. Der Barthle mag ein frommer Mann ſein, aber die Tugend der Geduld iſt noch nicht die ſeinige und das iſt für einen Mann ein Unglück ſchon auf der Welt. Wie überhaupt jede Tugend zur Glückſeligkeit des Menſchen beiträgt, ſo auch dieſe. Sagt nun ſelbſt, ihr unparteiiſchen Zuhörer, was hat er Vernünftiges zur Verteidigung ſeiner Anſichten vorgebracht? Was, das einen Andersdenkenden auch überzeugen könnte? Ihr wißt nichts und ich auch nichts. Er ſelbſt wüßte gewiß auch nichts, denn er arbeitet und ruht und ißt und trinkt und betet nur aus Gewohnheit, nicht wahr?“

„Juſt ſo iſt's, du haſt den Barthle ganz abgemalt, darum aber mußt du ihn auch nicht nach dem beurteilen, was er ſagt, das Wort „warum“ ſteht nicht in ſeiner Sprachlehr', und wer ihm mit dem kommt, der bringt ihn ganz aus dem Zeug,“ bemerkte Klaus; die andern aber hielten die Gläschen an den Mund, tranken, huſteten und tranken wieder, ſo daß Sepp ihre Abſicht, dem Klaus allein das Antworten zu überlaſſen, bald bemerkte. Er trank ſein Glas aus und ſagte wehmütig: „Ihr dürft eben auch nicht

denken, ſondern müßt glauben, glauben, bis jeder Tropfen Verſtand Dreikönigſalz worden iſt.“

Das Rösle gab ihm einen Brief; der Bot' hab' ihn heute gebracht. Sepp ſteckte ihn ein, ohne die Überſchrift anzuſehen und ſagte, ſich gegen den untern Tiſch wendend: „Hausmichel, gehſt mit?“ Der Angeredete wechſelte die Farbe, ſtand aber gleich auf und ging, ohne ausgetrunken oder bezahlt zu haben, mit Sepp zur Türe hinaus.

Es iſt merkwürdig, wie das Kommen oder Gehen eines einzigen Menſchen einer Geſellſchaft alles Leben nehmen oder geben kann. Solange Sepp in der Stube geweſen war, hatte nur Klaus etwas zu ſagen gewagt, die übrigen Schnäpsler hatten ſich nur augendrückend ihre Gedanken mitgeteilt. Im Grund hätten ſie ſchon reden dürfen, denn ſie alle gaben von Herzen dem Barthle recht, der als der chriſtlichſte Mann im Dorf bekannt war; aber es war nicht ratſam, das dem Sepp gegenüber auszuſprechen. Hatte doch der Freimaurer faſt jedem von ihnen ſchon mit Geld oder gutem Rat geholfen, und wenn ſie künftig einmal einen Helfer oder Beſchützer brauchen ſollten, ſo war, das wußten alle, vom Sepp noch eher etwas zu erwarten, als vom Barthle, welcher die zu guten Zwecken beſtimmten Gulden lieber zur Bekehrung der Heiden an auswärtige Miſſionen ſandte, als daß er damit in ſeinem Dorfe Werke der Barmherzigkeit übte. Freilich verſchenkte auch Sepp nicht viel und wurde beſonders in der letzten Zeit von Jahr zu Jahr häuslicher, aber ein Darlehen war ihm doch immer noch eher abzuſchwatzen als dem Barthle, der, wie ein echter Bauer von altem Schrot und Korn, ſeine Taler im Kaſten behalten wollte. Schweigen hatte daher den Schnäpslern das Klügſte geſchienen, da ſie es mit dem Sepp nicht verderben, aber auch nicht gegen ihre Überzeugung reden wollten.

Aber wie in einem von den Bewohnern verlaſſenen Hauſe Mäuſe und Spinnen ihr Unweſen treiben, alle Wände, alle Möbel und was ſie noch ſonſt finden, zerfreſſen und beſchmutzen, ebenſo zogen, ſobald Sepp die Stube verlaſſen hatte, die Schnäpsler ohne Gnade und Barmherzigkeit über Sepps Ehre und guten Namen los, bis, wie man zu ſagen pflegt, kein rechter Faden mehr an ihm war. Unter allen war Klaus der einzige, der nicht bemüht war, ſich durch ſeine Abneigung gegen den Freimaurer als guten Chriſten zu zeigen. Ja, Klaus war ſogar Sepps Verteidiger, aber er würde nichts ausgerichtet haben, wenn er ſeine Rolle als ſolcher auch zehnmal beſſer geſpielt hätte, als dies wirklich der Fall war.

Dem Rösle war bei dieſen Schwätzereien die Weile zum Sterben lang. Immer wieder ſchaute es zum Fenſter hinaus, ob der Vater nirgends zu erruſen ſei; doch immer vergebens. Es kroch unter den Ofen, um die zwei Sechſer herauszuholen, räumte den obern Tiſch ab, ging eine Weile hinaus, und da die Gäſte, als es wieder kam, noch immer vom Sepp redeten, ſuchte es endlich ſelbſt ſie auf etwas anderes zu bringen. „Er hat ſeine Zeitungen vergeſſen," ſagte es auf einmal, „wollt ihr nicht etwas leſen vom italieniſchen Krieg?"

„Krieg hin, Krieg her, wir haben daheim Krieg mehr als genug."

„Wo er wohl den Brief her hat?" fragte das Rösle mehr ſich ſelbſt als die anderen. „Mir iſt's faſt geweſen, als ob ich die Handſchrift kennen ſollte — aber nein, der hätt' doch an den Vater geſchrieben." —

„Mein Gott! Dem ſchreibt die halbe Welt Briefe und mit allen geſcheiten Köpfen iſt er in Verbindung," ſagte Klaus, und als die anderen die Köpfe ſchüttelten, fuhr er mit ſtolzem Selbſtbewußtſein fort: „Ja, das iſt einer! Ich

könnt' euch Dinge von ihm erzählen, wenn ich wollte. So hab' ich z. B. schon Briefe bei ihm gesehen, die sind so studiert und vornehm geschrieben gewesen, daß unsereiner sie ums Leben nicht hätt' lesen können."

Lächelnd bemerkte das Rösle: „Das werden wohl Urkunden und Schriften vom Gericht gewesen sein; mit denen geht's mir auch so wie dem Klaus, ich kann sie auch nicht lesen."

„Oder Briefe von den Freimaurern, hä hä hä!" wieherte das Weberle, ein kleines Stücklein Mann, welches — nebenbei gesagt — sich vor den Bauern oft damit groß tat, alle in deutscher Sprache gedruckten guten Bücher gelesen zu haben. „Die Freimaurer," setzte es dann belehrend hinzu, „die Freimaurer haben eine ganz eigene Schrift, die außer ihnen kein Menschenaug' lesen kann. Natürlich! Die haben einander viel zu berichten, was sie sonst niemanden wissen lassen mögen."

„Was sind denn die Freimaurer eigentlich?" fragte das Rösle. „Sind es Zwerge oder Venedigermännle oder was?"

„Da kann ich Auskunft geben," sagte das Weberle, indem es mit beiden Händen auf einmal aus den Hosentaschen fuhr, das Gläschen ergriff und einen herzhaften Schluck tat. „Alles," fuhr es dann, das leere Gläschen vor sich auf den Tisch hinstellend, fort, „alles redet von den Freimaurern und wenn du jemand fragst: was sind Freimaurer, he was? ja dann weiß keiner etwas. Ihr aber habt euch just an den Rechten gewendet. Auf derlei Fragen weiß das Weberle schon Bescheid, hä hä hä! Das sind ihm nur Kleinigkeiten. Natürlich! Wenn man viel liest, lernt man viel und wird bekannt mit rechten und gescheiten Leuten, von denen man recht grausam viel und allerlei Sachen inne wird. Also paßt auf! Freimaurer sind Leute, die an kei-

nen Gott glauben und mit dem Teufel einen Bund gemacht haben." —

„Wie machen ſie es aber, daß ſie mit dem Teufel zuſammenkommen?" fragte Klaus.

„Ja, gelt Klaus, das tätest du gern wiſſen? hä hä! Du wärſt es am End' noch gar ſelbſt zu tun imſtand', wenn man dir Mittel und Wege zeigen würde. Es wär' nicht übel, wenn der Schwarze genug Taler bringen müßte, he was? Es iſt am beſten, wenn wir heut' von ſolchen Sachen ſtill ſind; ich will keine Verantwortung haben!"

„Abah, Weberle! Du biſt ein Schwätzer und weißt nichts mehr, ſonſt würdeſt du es ſchon ſagen; aber was mich anbelangt, ſei nur ſtill, ich mag nichts hören und glaube nichts."

„Ich wiſſe das nicht — he was?" rief das beleidigte Weberle mit einer Stimme, die man bei einem ſo kleinen Männlein gar nicht vermutet hätte. „So gut als einer weiß ich, daß nicht alle Freimaurer den Schwarzen perſönlich kennen und daß man ſich an den Großmeiſter wenden muß, oder wie er ſonſt heißt." —

„Und wer und wo iſt dieſer Großmeiſter?"

„Das weiß ich gottlob nicht, da mußt du dich an den Sepp wenden, der kann dir ſchon Auskunft geben, wenn er will."

„Meinſt du alſo wirklich, Sepp ſei ſo einer?"

„Ob er einer ſei? Allerdings iſt er einer! Kein vernünftiger Menſch bringt in ſeinem Leben ſo ein Vermögen zuſammen wie er, der doch vom Bauern nicht mehr verſtehen kann als der andere. Er hat ja Glück wie ein Schelm. Und wer noch zweifeln kann, der darf ihn nur reden hören, dann merkt man gleich: der glaubt an keinen Gott, er glaubt an nichts —"

„Als an den Teufel, mit dem er ja im Bund iſt," bemerkte Klaus.

Nun wollte das Weberle aufbegehren, man brauche ihm nicht immer dreinzureden, wenn er etwas auseinanderſetze. Aber alle Schnäpsler entſchuldigten den Klaus und ſagten lachend, eine Frage ſei doch jedem erlaubt und die müſſe man tun, wenn ſie einem einfalle. Das, was der Klaus geſagt hab', ſei gar nicht ſo uneben und es verdiene beſprochen und überlegt zu werden, ob ein Mann, der mit dem Teufel einen Bund mache und ihm ſeine arme Seele verſchreibe, weder an Gott noch an ſonſt etwas glaube.

Man beſprach und überlegte nun, bis es draußen zu regnen aufgehört hatte, und noch beim Kerzenlicht redeten die ſcharfſinnigſten über dieſe wichtige Frage und brachten endlich heraus, daß Sepp, ſei es auf welche Art es wolle, ſein Seelenheil zeitlichen Vorteilen zum Opfer bringe.

Und doch war der Mann, über den man heute wieder einmal ſo viel geſchimpft hatte, kein Wucherer, kein Dieb und man wußte ihm überhaupt nichts Schlechtes nachzuſagen, als daß er keinen Glauben habe und ſich um niemand kümmere.

Es wird freilich noch ſeltener in einem Dorf des Bregenzerwaldes ein reicher Mann ohne Anhänger und Freunde, als ein Mann mit Sepps Weltanſchauung zu finden ſein; aber etwas unbäuriſch und ſonderbar ſind wohl dem geneigten Leſer ſchon die Reden Sepps vorgekommen, und es wird ihm daher nicht unerwünſcht ſein, etwas mehr von dem Leben dieſes Sonderlings zu erfahren, um ſich daraus ſeine jetzige Denkungsart erklären zu können.

Drittes Kapitel.

Der Freimaurer.

Sepps Vater war ein armer Nagelschmied. Länger als ein Vierteljahrhundert hat er geschmiedet und pflegte daher sein ganzes Leben ein vernageltes zu nennen.

Vier wichtige Tage hat's aber doch auch gegeben in diesem Naglerleben.

Am häufigsten erzählte er von dem ersten.

Den hatte er in einem ungewöhnlich heißen Sommer erlebt; die Jahrzahl jedoch wußte er nicht genau anzugeben. Der Vater war krank geworden und er mußte das erstemal mit der Nagelkiste hausieren gehen. Bald kam ihm das freie Leben außer der Schmiede nicht mehr so schön vor, da nun die breite Kiste auf seinem Rücken saß, wie er früher, selbst auf der Kiste sitzend, sich's ausgemalt hatte. Die Geschäftsrechnungen ließen ihm viel freie Zeit und da kam er dann auf allerlei Gedanken. Einst sah er aus einem schönen Hause ein Kind zur Taufe tragen. Von allen Seiten eilten Leute herbei, den „Erbprinzen" zu sehen und ihm Glück zu wünschen. Der Nagler stand an eine Gartenmauer gelehnt und starrte dem kleinen Zug nach, so lang er die weißen Taufkleider flattern sah. „Warum," fragte der sich unwillig seine Last wieder Aufladende, „warum bin ich nicht auch in so einem schönen Haus auf die Welt gekommen? Hab' ich das weniger verdient, als dieser Schreihals? Oder ist etwa sein Vater frömmer als der

meine, der, während ich dieſes Jammertal mit den erſten Klagetönen anheulte, ſtill in einem Winkel ſaß und auszurechnen verſuchte, wieviel ich wohl koſten und verdienen werde? Ja ſo ein Bauer kann Gott danken, wenn er einen Gehilfen und Erben bekommt; unſereiner aber erbt gar nichts als das Recht, mit ſeiner Arbeit wie ein Bettler im Land herumzulaufen. Liegt denn dieſe Kiſte wie ein Fluch auf allen Rücken der Unſrigen, weil der Urgroßvater kein ſolches Haus hatte?"

Der Nagler ſann hin und her, wie das zu ändern wäre. Ach, er fand keinen Ausweg! Er war ſo klein, ſo ſchwach, ſo ganz allein, daß er ſich endlich ſelbſt ſagte, da müſſe Gott helfen. Aber Gott half nicht, ließ ihn einen glänzenden Sechsbätzler in der Lotterie verſpielen, obwohl er zwei Meſſen zu leſen verſprach, wenn ſeine Zahlen herauskommen ſollten.

Das war ein trauriger Tag, an dem er im Wochenblatt den Ziehungsbericht las, es war eben einer der vier wichtigen. Gott hätt' ihm ſo leicht helfen können und hatte es nicht getan. „Alſo," folgerte der Nagler, „will Gott mein Elend und gegen ſeinen Willen kann keiner aufkommen."

Man ſollte nicht glauben, daß der vergiftete Same einer böſen Stunde ſo ganz alles Leben in einem Menſchen zerſtören könnte. In geſunder Luft würde das auch nicht möglich ſein; aber da, wo man jeden in ſeinen angeborenen Verhältniſſen verharren ſieht, wo man auch ſelbſt mit Gewalt in dieſelben zurückgedrängt wird, wo ſo ein Nagler mit ſeiner ſchweren Kiſte wie auf einem Moos*) durchs Leben ſchreitet, gehört oft nur ein einziger unbedeutender Stoß dazu, ihn zum Stehen, zum Sinken zu

*) Moor.

bringen und ſo zu ängſtigen, daß ſich der Schwache zum Leibeigenen der ihn ſcheinbar rettenden Perſonen und Verhältniſſe machen läßt.

Schwerlich hätte der Papſt unſerem Nagler ausreden können, daß er zum Unglück geboren ſei. Erſt nach dem Tode der Mutter, dem zweiten wichtigen Ereigniſſe ſeines — Daſeins — zeigte er einmal eigenen Willen. Zu ſeinem Unglück tat er das, behauptete er ſpäter, wenn er dem Schuhmacher, der alle Nägel bei ihm kaufte, davon erzählte.

Nach dem Tode der Mutter war es ungemein öd' in ſeinem Hauſe. Er ging in ein benachbartes Haus und hier lernte er ein Mädchen kennen, welches ganz neue Gedanken in ihm wachrief. Gretens Brüder ſahen die Liebſchaft mit Freuden entſtehen und wachſen, denn der eine hätte ſelbſt gern das Haus angeſtellt und der andere gönnte der etwas kränklichen Schweſter von Herzen eine ſo gute Verſorgung, wie ſie die nach ſeiner Anſicht durch den fleißigen Nagler erhielt. Die Gemeinde war allerdings gegen die Heirat, aber der Nagler war entſchloſſen, diesmal nicht nachzugeben, wenn er auch barfuß oder auf Steinen in den Schuhen bis nach Rom laufen müßte. So kam denn für den Nagler der dritte wichtige Tag, und zwar um ſo früher, da das Mädchen nicht mehr zu Hauſe ſein mochte, nachdem der jüngere Bruder, ſein Helfer und Beſchützer gegenüber dem älteren, in die Fremde gegangen war.

Des Naglers Hochzeitstag war ein ſtiller, nebliger Montag.

Das erſte Jahr hernach war für beide das traurigſte. Sie hatten ſo viel zu gewohnen, zu dulden und zu tragen, daß der Nagler meinte, ſeit Job hab' es keine ſo unglücklichen Menſchen mehr gegeben. Ja er war doch billig genug, nicht nur ſich ſelbſt zu bedauern, ſondern auch ſie,

die nun auch an dem Fluch seines Hauses tragen zu müssen schien.

Die junge Naglerin war weit herum die beste Stickerin gewesen, daher hatte sie schon vom sechsten Jahr an Tag und Nacht beim Stickstock sitzen und sich krank arbeiten müssen. Später hätte sie von Herzen gern als Taglöhnerin gearbeitet, um zuweilen ins Freie zu kommen, aber das blasse, kränklich aussehende Mädchen wurde von niemand angestellt. Auch die Heirat mit dem Nagler änderte in Gretens Leben nichts, als daß sie von nun an in des Naglers enger Stube sitzen und arbeiten mußte, solange sie aufrecht zu sitzen vermochte. Hernach war wieder ganze Wochen Ach und Weh, der Nagler sollte arbeiten für zwei, sollte die Kranke pflegen und nebenbei immer auch noch auf weiter hinaus sinnen und sorgen. Die fleißige Stickerin brachte nie viel zusammen, da der Lieferant ihretwegen kein besonderes Geschäft haben mochte, und sie daher fast immer nur grobe Arbeit zu machen bekam. Auch in Zeiten, wo Gret sich ziemlich wohl fühlte, lebten die beiden nicht glücklich; ihr kam dann alles so beschwerlich, so unerträglich vor, daß sie nicht mehr schweigen konnte, und durch ihr ewiges Klagen auch den Mann noch mehr entmutigte und verbitterte, da er bald jedes ihrer Worte für einen Vorwurf hielt. Er tue, was er könne, zürnte er, die Sorge für die Küche überlasse er ihr. Sie solle das Verdiente aus- und einteilen, so gut sie könne und still dazu sein. Das ewige Gejammer entmutige noch mehr als alles andere.

Das dritte Jahr dieser Ehe war das glücklichste. Gret war nur selten unpäßlich und eine Arbeitslust regte sich in ihr, wie sie solche noch nie empfunden. Lächelnd erzählte sie einst dem Gatten, daß es nun bald noch reger im Hause werde. Nun nahm auch der erfreute Nagler wieder alle

Kräfte zuſammen. Mitten in der Faſtenzeit ſchwang er den Hammer im Takt eines luſtigen Liedes und am Oſterſonntag, an dem ſein Sepp zur Welt kam, ſang er in der Kirche das Alleluja überlaut mit. Er ſah den Jungen ſchon neben ſich in der Schmiede, ſah ſchon alles mögliche und unmögliche und die Naglerin hatte ihre gute, ihre ſchönſte Zeit. Beſſer als alle Gelehrten hat ſie bewieſen, wie der Wille auch dem ſchwachen Körper Kraft und Ausdauer zu geben vermag, bis endlich beide zuſammenbrechen. Doch darum kümmert die Welt ſich nicht. Sie gleicht dem Nagler, der ſeine Freud' daran hatte, daß nun das Weib ſo ganz anders geworden war. Nachgeſagt aber muß ihm werden, daß er das nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch dem Sepp von Herzen gönnte. Das luſtige Bürſchlein machte ihm viel Freude und oft holte er vom Krämer ſo zwiſchen Feuer und Licht*) die große Wage, um zu ſehen, wieviel der Junge wieder zugenommen habe.

Sepp war das einzige Kind, was wohl weniger darum erwähnenswert iſt, weil er nun alleiniger Erbe ſeiner Eltern zu werden Hoffnung hatte, als weil dieſer Umſtand ſicher nicht ohne Einfluß auf die Bildung ſeines Charakters blieb. Einzelne Kinder, auch wenn ſie von den Eltern gerade nicht verzogen werden, unterſcheiden ſich doch in manchem von ſolchen, die in einem Kreiſe von Altersgenoſſen aufwuchſen. Häufig findet man das älteſte unter mehreren Geſchwiſtern viel unkindlicher, frühreifer, ernſter als die andern, was wohl nur davon kommt, daß es mehr als die

*) In der Abenddämmerung: nach dem Anzünden des Herdfeuers zum Kochen des Abendeſſens und vor dem Anzünden des Lichtes in der Wohnſtube. (A. d. H.)

jüngeren mit Erwachſenen umgehen und von denſelben lernen mußte; das einzige Kind nun aber iſt nicht nur eine Zeitlang, ſondern faſt immer auf den Umgang mit Erwachſenen angewieſen, da es, gewöhnlich unfügſamer und eigenſinniger als andere, mit allen Altersgenoſſen der Nachbarſchaft in Feindſchaft lebt und Krieg führt. Wenn es dem „Einzigen" an Liſt oder Kraft fehlt, ſeine Altersgenoſſen zu beherrſchen, zieht er ſich unter die Erwachſenen zurück, wenn er nicht ſonſt etwas findet, womit er ſich allein beſchäftigen und die Zeit verkürzen kann.

Beim Sepp war das letztere der Fall. In den erſten Höschen, wozu der Mutter jüngerer Bruder das Tuch geſchickt hatte, war er herzhaft hinausgeſchritten aus dem Vaterhauſe mitten unter ſeine Altersgenoſſen, aber bald wurde der „eigenſinnige Naglerslümmel" fortgejagt und Steine oder Schneeballen flogen ihm entgegen, ſo oft er wiederkommen wollte. Zuerſt nun lief dann der ſo Zurückgeſtoßene zu den Arbeitern aufs Feld oder in die Werkſtätten der Schuhmacher, Schreiner und Weber; aber da wurde der zwar ſauber, aber ärmlich Gekleidete bei weitem nicht ſo freundlich aufgenommen als die geputzten und gekämmten Kinder der reichen Arbeitgeber, die ihm nachſtürmten, um ihn zu verklagen, und faſt jedesmal machte dann der traurig Heimſchleichende den Vorſatz, von nun an immer daheim zu bleiben. Daß dann dieſer Vorſatz gewöhnlich bald wieder vergeſſen wurde, war dem lebhaften Knaben leicht zu verzeihen, denn das Leben bei Vater und Mutter war der Art, daß er daheim ſich nur ſelten behaglich fühlte. Der jetzt immer unpäßlichen Mutter war er zu laut, zu lebhaft und der Vater hatte ſtets etwas zu klagen. Auf ihm allein lagen alle Laſten und Beſchwerden. Nicht weil die Nachfrage nach Nägeln beſonders ſtark war, aber weil er durch ſein Handwerk das Nötige für ſich und

die Seinen verdienen mußte, konnte er die Schmiede nie mehr verlaſſen, und ſo kam es denn bald, daß es im Hauſe an allem fehlte. Niemand ſammelte für den Nagler das Holz, welches an der Aach und in den Gemeindewaldungen zugrunde ging, niemand rupfte Waldgras für die beiden Ziegen und hundert andere Arbeiten, deren Vernachläſſigung immer auf das empfindlichſte geſtraft wird, blieben ungetan, bis endlich Sepp, teils um ſich die Zeit zu vertreiben, teils um die Eltern nicht mehr immer jammern und klagen hören zu müſſen, dieſelben zu verrichten begann. Die Mutter hatte wieder viel beſſere Tage bei dem ſonſt immer mürriſchen Nagler, als der kaum ſechsjährige Sepp die meiſten ihrer Arbeiten in Haus und Feld verrichtete.

Der Tod der Mutter machte dem Sepp viel mehr Kummer und Schmerz als dem Nagler. Der war eigentlich froh, daß ſie, die ſo viel koſtete und ſo wenig verdiente, endlich „erlöſt worden" war; aber bald zeigte ſich's, daß er mit acht Gulden monatlich noch weniger als ſein Weib auskommen konnte, und Sepp mußte beinahe täglich hören, daß „er einen Magen habe wie ein Malterſack" und „wenn doch nur die Mutter ihn zu ſich in den Himmel holen tät, daß er, der Nagler, ſich auch noch einmal wohl ſein laſſen könnte auf Erden".

Im Sommer wußte ſich Sepp ſchon zu helfen. Er verdingte ſich auf die Alpen reicher Bauern, wo er dann doch wenigſtens das Eſſen verdiente; ärger aber war es im Winter, wo er in die Schule gehen ſollte und der Vater dem talentvollen und fleißigen Knaben kaum Zeit gönnte, die Aufgaben zu machen, ſo daß dieſer ſeiner Lernbegierde manche Stunde des Schlafs zum Opfer bringen mußte.

Endlich ward Sepp aus der Werktagsſchule entlaſſen und ſollte nun ein Handwerk lernen. Der Vater wollte ihn zu ſich in die Schmiede nehmen, da er glaubte, er dürfe

nicht noch mehr Schulden auf ſein Häuschen laden, was, um dem Sohne die Mittel zur Erlernung und Übung eines anderen Handwerks zu verſchaffen, notwendig geweſen wäre. Wenn Sepp, der ſeine Abneigung gegen das Nägelmachen nicht verbarg, den Vater an ſeine eigenen Erfahrungen erinnerte, die, wie er wähnte, traurig genug ſein ſollten, um von ihm nicht zu verlangen, daß er auch wieder auf demſelben Wege unter derſelben Laſt durchs Leben keuche, ſagte der Nagler, dem es im ganzen nicht an der Kraft zum Dulden und Tragen, wohl aber an Mut, ſelbſt in ſein Schickſal einzugreifen, fehlte: „Was willſt du und was kannſt du? Die zweite Frage iſt die wichtigſte, nach der Antwort darauf haſt du dich zu richten. Mir hat Gott nicht helfen wollen; ich war armer Leute Kind und auch mit der Lotterie war's nichts, dir will er auch nicht beſſer, ſonſt hätt' er dich nicht als mein Kind auf die Welt kommen laſſen, alſo was kannſt du, wenn Gott dir nicht hilft? Nichts kannſt du, als durch deinen Eigenſinn dich noch ärmer machen. Meinſt du, ich hätt' früher eine Freud' gehabt, mit der Nagelkiſte im Land herumzulaufen? Sicher ſo wenig als du, aber da fragt niemand danach, was man möchte; Leiden und Hungern iſt unſer Los auf Erden, dem ſicher auch du nicht entgehen wirſt."

Dem jungen Sepp, der mehr als der Vater auf die eigene Kraft vertraute, kamen dieſe Reden etwas wunderlich vor, doch alles, was er dagegen ſagte, war vergebens, und es iſt ſehr ungewiß, was er endlich angefangen haben würde, wenn nicht der nach kurzer Krankheit erfolgte Tod des Vaters und ein Brief des Vetters, der Sepp den Antrag machte, zu ihm in die Fremde zu kommen, den Streit auf ganz unerwartete Weiſe beendigt hätte.

Sepp ließ nun eine arme Familie, die einen kleinen Mietzins zu zahlen verſprach, in ſein Häuschen ein. Sein

Bündel war bald gepackt und mit schwererem Herzen, als er gedacht, verließ er die Stätte, wo er seine ersten Spiele gespielt, wo er doch auch manche frohe Stunde verlebt hatte.

Sepps Fortgehen machte in der Gemeinde keine Lücke. Hätte nicht sein Häuschen den Vorübergehenden zuweilen an den seltsamen Knaben erinnert, der bald ganz menschenscheu, bald die Ausgelassenheit selbst zu sein schien, so würde man ihn wohl gleich vergessen haben.

Der junge Maurer vergaß die Heimat und was er dort erlebt hatte, schon weniger, obwohl es ihm nicht an neuen Erfahrungen fehlte. Das Elend der Armut, alle Kränkungen, alle Zurücksetzungen, die er hatte erfahren müssen, und auch jedes freundliche Wort, jeder Liebesdienst standen fest wie in Erz gegraben in seinem Gedächtnis. Er wollte reich werden, denn den Reichen sah er vor allem Unangenehmen geschützt, sah, wie er überall für den Besten und Klügsten galt, und überdies war es nur dem Reichen möglich, nach seiner Liebhaberei zu leben, dem Unterdrückten zu helfen, oder ein gewichtiges Wort für ihn zu reden. Er kannte in seiner Heimat manchen, der wie er in Armut aufgewachsen war, aber keinen Vetter hatte, der ihm zu einem Handwerk half. „Und einem reichen Bauern wär' es so leicht zu helfen," dachte er; „o, wie bald sind tausend Gulden beisammen für ein armes Mädchen, das an seinem Schicksal, seiner Kraft verzweifelnd sich in ein Kloster flüchten will, um ihm durch dieses Geld gleichsam den Stoß hinein zu geben; aber wenn das Mädchen redlich arbeitet und mit der Verzweiflung kämpft, dann ist nirgends Hilfe, nirgends Unterstützung, bis das Armenhaus die Arbeitsmüde aufnehmen muß. Wer es doch so gut hätte, daß er da helfen und andere, die zum Helfen fähig wären, auf vernünftige Gedanken bringen könnte, o, der wäre größer als die Großen und glücklicher als die Glücklichen!"

Daß Sepp es für keinen „vernünftigen Gedanken" hielt, wenn man die zu guten Zwecken bestimmten Summen den Klöstern zukommen ließ, muß zum Teil seiner praktischen Denkungsart, zum Teil dem Umstand zugeschrieben werden, daß sein Arbeitgeber eine ziemliche Anzahl von Büchern von einem Bruder geerbt hatte, die er, da er sie nicht sehr hoch anschlug, seinen Arbeitern zur Verfügung stellte.

Dem guten Doktor, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die beliebtesten Dichter und Prosaiker seiner Zeit gesammelt hatte, war es wohl niemals eingefallen, daß etwa dreißig Jahre später ein Bregenzerwälder Maurer sich an langen Sonntagen damit die Zeit verkürzen werde. Sicher hätte er auch nicht geglaubt, daß ein solcher sich dabei so vortrefflich unterhalten könnte. Wenn auch Sepp nichts vom Versmaß verstand, fand er Klopstocks Oden doch schön und gehörte sogar zu „den wenigen", die den Messias bis zu Ende gelesen haben. Sein Lieblingsbuch aber und das erste, welches er sich selbst kaufte, war das von Zimmermann „über die Einsamkeit". Dieses hatte nach seiner Ansicht nur den Fehler, daß da das Dorfleben gar zu schön dargestellt wurde. Das Leben, meinte er, sei überall so, wie es die Menschen und besonders die Rädelsführer gestalteten. Die Dorfbewohner seien vom nämlichen Zeug wie andere Leute, wenn das dem, der sie nur zuweilen beobachten könne, auch anders vorkommen möge. So einer sehe die Bauern gewöhnlich nur in ihren Ruhestunden, bei Festen und Vergnügungen, sehe nur das Liebliche, nur Glück und Frieden; das Harte, Starre, Verknöcherte, die Leidenschaften zeigten sich nur da, wo es ohne Tadel, ohne Schaden geschehen könnte. Das beste sei wohl, daß in Dörfern jeder einzelne gehört und beobachtet werde. So verliere sich keiner zu sehr unter die Mittelmäßigkeit und ein einziger recht-

ſchaffener, einſichtsvoller Mann könne ungemein viel ausrichten. Der Bauer höre auf den Rat jeder alten Pflaſterſibylle, weil es — doch wenigſtens ein Rat ſei, viel mehr aber würde er noch die vernünftigen Gründe eines gebildeten Mannes hören und ſein Leben danach einrichten wollen, daher denn ſolche wohl nirgends ſoviel Gutes ſtiften, ſoviel Ehre erwerben würden, wie in einem ſtillen, von der Welt abgeſchloſſenen Dörfchen. Es wäre auch nur billig, daß man etwas mehr täte für einen Stand, von deſſen Arbeit eigentlich die ganze Geſellſchaft lebe.

So dachte Sepp und die Entſchlüſſe, die aus ſolchen Betrachtungen erwuchſen, ſind Beweiſe genug, daß er ſich wirklich für den gebildeten Mann hielt, welcher ein ſo großer Wohltäter ganzer Dörfer werden könnte. Ja, er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, einmal wohlhabend geworden, als Lehrer und Führer der bisher ſo einfältigen Bauern auftreten, die Armen und Unterdrückten auf ſeine Seite bringen und ſo noch ein bedeutender Mann werden zu können.

Daß Sepp durch ſein planloſes Leſen der verſchiedenartigſten Schriften, zu deren Verſtändnis ihm oft die notwendigen Vorkenntniſſe fehlten, nicht gar ſo „gebildet" wurde, als er, durch die Schmeicheleien der allerdings viel unwiſſenderen Mitgeſellen und das Gefühl, weit über dieſen zu ſtehen, verführt, zu glauben begann, läßt ſich leicht denken. Unter ſeinen Mitarbeitern, die den fleißigen und kurzweiligen Geſellen, der alles wußte und kannte, ungemein gern hatten, ſpielte er beinahe die Rolle eines Gelehrten. Seinen Urteilen, wie einſeitig ſie zuweilen auch ſein mochten, konnte, durfte keiner widerſprechen. Was war da natürlicher, als daß er, die Lückenhaftigkeit ſeiner „Bildung" gar nicht mehr bemerkend, ſich bald dem Wahne hingab, ſo wie jetzt hier unter den Mitgeſellen, werde er einſt auch

in ſeiner Gemeinde herrſchen und alle Bauern klüger und beſſer, ihm ſelbſt ähnlicher machen können.

O, das mußte herrlich werden!

Sepp war der fleißigſte, der ſparſamſte unter allen Arbeitern. Es galt ja, bald ſoviel zuſammenzubringen, um daheim etwas Ordentliches anſtellen zu können. Ein Bauer zu werden, das war immer ſein Wunſch geweſen, und es wäre ganz gegen ſeine Natur gegangen, wenn er ſich hätte ruhig hinſetzen und das Erworbene genießen ſollen; nur ein weiteres Feld für ſeine Tätigkeit gedachte er ſich damit zu ſchaffen.

Nachdem er etwa fünfzehn Jahre bei ſeinem Vetter — einem behaglichen Lebemann, der viel verdiente und viel verbrauchte — gearbeitet hatte, ſtarb dieſer und Sepp nahm nun ſeine Kleider, die nach und nach gekauften Bücher, ſein verdientes Geld und alles ihm Gehörende zuſammen und kehrte in den Bregenzerwald zurück.

Sepp hatte als Fremdler in mancher Beziehung ſicher ſoviel als einer gelernt, doch in der Kunſt mit Menſchen umzugehen und zur rechten Zeit vor- und nachzugeben — der einzigen, die mancher in der Fremde lernt — hatte er es noch nicht beſonders weit gebracht. Meiſter und Geſellen hatten ihn für ein wahres Wunder der Klugheit gehalten, ihm geglaubt und getraut ohne weiteres. Geſellſchaften, in welchen er auch andere ihm fremde Menſchen angetroffen hätte, beſuchte der von Kindheit an an die Einſamkeit und die Unterhaltung mit ſich ſelbſt Gewöhnte nur höchſt ſelten, und wenn es ausnahmsweiſe doch einmal geſchah, ſo wurde der faſt allen Unbekannte wie ein Fremder behandelt, bis er durch ſeine witzigen Aus- und Einfälle, die der in Geſellſchaften überaus Luſtige ſozuſagen pfundweiſe verſchoß, die Lacher auf ſeine Seite brachte. Da mochten dann die Beſonneneren, die ſeinen Spott und das Gelächter

ſeiner Anhänger fürchteten, ſich nie mehr mit ihm einlaſſen. Schweigen war das Klügſte gegenüber einem Menſchen, „der recht bäuriſch grob jedem auf die Naſe band, was er von ihm dachte und das dann einen Spaß nannte, weil die Narren darüber lachten“. Der junge Maurer, der ſich über alles zu urteilen erlaubte, ſchien viel eitler zu ſein als er wirklich war, da er ſich trotz ſeinem Leſen das Vertrauen auf ſich ſelbſt, ſein Wiſſen und Können — dieſes natürliche Erbe jedes echten Volkskindes — noch ungebrochen bewahrt hatte.

Sepp wurde auch dann nicht anders, als ſein Reden und Tun nirgends mehr Beifall fand. Sein Bewußtſein, das Rechte gewollt zu haben, war immer wieder ſtark genug, ihn über Kränkungen zu tröſten, was bei nur eitlen Menſchen wohl niemals der Fall iſt.

Bis zu dem Sonntage, an welchem wir ihn zuerſt ſahen und hörten, iſt er trotz allem Schimpf und Spott ſo ziemlich der nämliche geblieben, die Luſt aber, ein Lehrer und Führer ſeiner Gemeinde zu werden, die iſt ihm gewaltig vergangen. Nur zuweilen kann er ſich nicht enthalten, „Worte — in den Sand zu ſchreiben,“ wobei er ſich dann gebärdet wie einer, der ſich zum Lachen zwingen will, während ihm ein Finger abgenommen wird.

Schöneres gab es wohl nie etwas in Sepps Leben als die — Hoffnungen, die ihn heimtrieben und ihm auf der Reiſe die Zeit verkürzten. Nicht der Gedanke, daß er nun auch neben den Vermöglicheren ſitzen und ſich wohl ſein laſſen könne, ſondern Tatenluſt, freudiger Entſchluß, nun erſt recht zu leben und zu wirken anzufangen, erfüllten ſeine Seele, als er die bekannten Berge wieder erblickte.

Sepps Ankunft im Dorfe war ein Ereignis wie ein anderes. Man redete einige Tage davon und dann kümmerte ſich kein Menſch mehr um ihn, bis er durch den Ankauf

mehrerer großer Grundstücke, die er bar bezahlt haben sollte, die Aufmerksamkeit der Reichen und den Neid der Ärmeren auf sich zog. Die jetzt allgemeine Behauptung, der Fremdler werde von der Bauernarbeit und vom Viehhandel wohl nicht viel verstehen, wurde von Sepp sehr bald widerlegt. Ältere Leute erinnerten sich nun, schon früher bemerkt zu haben, daß in dem Jungen ein prächtiger Bauer stecke, nur möchten sie mit seinem Geld sich nicht das Leben unbequem machen und würden lieber klein und g'freut*) als wohlfeil und breit eingekauft haben. Schlechter Grund richte alles zugrund. Sepp aber hielt es für vorteilhafter, sein Erspartes auf solchen Boden zu legen, an welchem noch etwas zu verdienen sein mußte. Er ließ die Leute reden, soviel sie mochten und lachte darüber, daß ihnen seine Ankäufe fast mehr Kopfarbeit machten als ihm selbst.

Sehr bezeichnend für Sepps damalige Stellung in der Gemeinde ist wohl der Umstand, daß er, nachdem er sein Haus beinahe ganz neu hatte aufbauen lassen, von den ärmeren Dorfbewohnern der Neuhäusler, von den Reichen aber der Naglersepp genannt wurde. Mancher bereute, daß er seines kleinen Anwesens wegen, das ihn kaum ernährte, daheim geblieben war, wo er beim besten Willen nichts erübrigen konnte, und diese Reue fand häufig in lieblosen Reden und noch Ärgerem ihren Ausdruck. Sepp sah wohl, daß er den Armen zu reich und den Vornehmen zu gemein sei, aber lachend hörte er das Neidglöcklein läuten und sagte: „Geld und Bildung regieren die Welt, und ich darf mich mit beiden neben jedem sehen lassen. Sie mögen mir die Zähne weisen, wenn ich durchs Dorf gehe, aber bei keinem ist die Abneigung gegen den Naglersepp so groß, daß

*) G'freut — so daß man sich darüber freuen darf.

er ihn unverrichteter Sache fortschickte, wenn er um seine Tochter aufhalten tät." —

Das war wohl ein merkwürdig stolzes Wort für des armen Naglers Sepp, doch es war nichts dagegen einzuwenden. Sogar der reiche Haldenbauer hatte ihm schon mehrmals lang und breit auseinandergesetzt, daß ein Hauswesen ohne ein tüchtiges Weib einem wurmstichigen Melkkübel gleiche. Der gute Mann könne melken, solange er wolle, er bringe nichts zusammen und bekomme nur nasse Strümpfe. Dann zuletzt kam er allemal — Sepp wußte selbst nicht wie — auf seine Therese zu sprechen. Für einen Bauer, bemerkte er, dem was durch die Hände gehe, sei das eine, man müsse weit gehen, bis man noch eine solche fände. Es hätt' einer wohl Ursache, Gott zu danken, wenn er sie bekäme, aber die sei eben nicht für den Nächstbesten da. Eine, der es nicht am Haben und auch nicht am Können fehle, dürfe schon etwas Anständiges erwarten. Eben davon komme es, daß die Therese sich noch nicht versprochen habe, wie unbequem ihr auch das Nöten und Drängen der vielen Liebhaber schon längst geworden sei.

Sepp brachte ohne viel Kopfzerbrechen der langen Rede kurzen Sinn heraus. Mehr nachzudenken machte ihm die Frage, was nun zu sagen und zu tun sei. Jedenfalls durfte er diesen Antrag nicht so schnell ablehnen als viele ähnliche, die er schon auf die verschiedensten Arten erhalten hatte. Therese war im Dorf nicht nur das reichste Mädchen, sondern sie war eine Werchader*), wie es deren nur wenige gab, und Sepp beschloß daher, sie einmal zu besuchen.

Therese wußte gleich, wieviel es geschlagen habe, als sie den Sepp an einem schönen Mittag auf ihr Haus zukommen sah. „Der Spitzbub' will dich nicht nur hören, son-

*) Eifrig und tüchtig zum Arbeiten.

dern auch ſehen und bei der Arbeit beobachten, das iſt klug!" ſagte der Vater und „laßt nur mich," antwortete Thereſe, welcher ſehr viel daran lag, die Neigung des hübſchen und von Jahr zu Jahr wohlhabender werdenden Burſchen zu gewinnen.

Den bisher faſt immer mit Vergrößerung und Verbeſſerung ſeines Anweſens beſchäftigten Sepp hatte man bisher im Dorf nur von einer Seite kennen gelernt und ihn allgemein für einen mit Leib und Seele verbauerten Menſchen gehalten. Thereſe glaubte daher ſich als rechte Viehpatronin am meiſten zu ihrem Vorteil zu zeigen. Sepp hörte unter dem Mittageſſen mehr von Kühen und Miſt reden, als ſonſt in einem Jahr, und als die Tochter mit der ſtundenlangen Geſchichte einer Kuhfamilie in auf- und abſteigender Linie fertig war, führte der Alte aus, daß es im Leben allweg komme, gut und ſchlecht, und daß der Einzelnſtehende dieſen Wechſelfällen leicht erliege. Selbſtgefühl ſei eine ſchöne Sache, aber gar zu viel ſollte man nicht auf ſich ſelbſt vertrauen. Was eine rechte Verwandtſchaft, die den Kredit nie zum Wackeln kommen laſſe, und im Notfall mit Rat und Tat aushelfen könne, wert ſei, wiſſe kein Menſch, als wer's erfahren habe. Für den Sepp gebe es daher nichts Wichtigeres, als durch Verbindung mit einer angeſehenen Verwandtſchaft ſich auch dem Namen nach emporzubringen und ſein Glück dadurch zu umzäunen, zu feſtigen und zu ſtützen.

Daß dem Sepp ſolche Reden nicht beſonders gut gefielen, kann man ſich denken. „Hab' ich's durch mich ſoweit gebracht, ſo geht's noch weiter," dachte er, „deinen Rat brauch' ich hoffentlich nie, und wie ein Bettler mich am Feuer deines Anſehens wärmen iſt auch nicht meine Sache."

Nach der Rede des Halbenbauers war eine lange Pauſe

entſtanden. Endlich ſagte die Magd, ein ſchönes, junges, aber armes Mädchen: „Ich glaubete, einer wie Sepp könnte ſchon ſich ſelbſt vertrauen, er hat gezeigt, daß er Kraft hat, ſich auch das zu verſchaffen, was anderen das Glück in die Wiege warf.“

Der Halbenbauer und Thereſe warfen der Sprecherin Blicke zu, mit denen man einen Keſſel voll Milch hätte gerinnen machen können, dieſe aber ſchien ſich darum nicht viel zu kümmern, da ſie dafür von Sepp um ſo freundlicher angeſehen wurde.

„So ſollte das Mädchen glauben und trauen der Kraft des Mannes, mit dem es leben will,“ dachte Sepp. „Hätte ſie nur etwas Vermögen, dann — aber ſoll ich mir ſelbſt weniger trauen als ſie?“

Sepp ging nun ſo oft in Halbenbauers Haus, daß ſeine Heirat mit der Tochter desſelben für eine ausgemachte Sache galt, und das Staunen und Schimpfen iſt wirklich unbeſchreiblich, als er ſich etwa ein halbes Jahr ſpäter mit Marie, der Magd, zum erſtenmal verkünden ließ. Man wußte, daß er die Thereſe hätte bekommen können, und ſeine Heirat mit Marien wurde daher nicht nur von des Halbenbauers zahlreicher Verwandtſchaft, ſondern von allen Reichen und Angeſehenen als ein Schimpf, eine Beleidigung angeſehen, während die Armen im Dorfe, eine ſolche Blindheit nicht begreifend, den bisher für ſo klug Gehaltenen kurzweg einen Eſel nannten.

Sepp hatte im ganzen Dorf keinen Freund mehr, der es redlich mit ihm meinte. Er wurde noch ſchärfer beobachtet, als da er aus der Fremde gekommen war. Seine Bereitwilligkeit, arme, aber arbeitſame Menſchen mit Geld und gutem Rat zu unterſtützen, wurde ihm ſo ausgelegt, als ob er ſo die Armen auf ſeine Seite bringen und gegen die Wohlhabenden aufreden wolle; jedes ſeiner Worte wurde

auf der Goldwage gewogen, und da er jetzt, daheim durch ſein Weib alles gehörig verſorgt wiſſend, mehr als früher mit fremden Leuten umging, nicht mehr bloß vor ſeinen Tagelöhnern offen ſeine Anſichten ausſprach und den längſt beſchloſſenen Kampf gegen Vorurteil und Aberglauben begann, hatten ſeine ärgſten Gegner nicht einmal nötig, die von ihm aufgeſchnappten Reden erſt noch zu verdrehen, um ihn bei reich und arm geradezu verhaßt zu machen. Fühlten ſich die Wohlhabenden durch ſeine Angriffe auf alte Vorurteile verletzt, ſo war den Ärmeren ſein Spott über ihren Aberglauben noch verdächtiger, denn Glaube und Aberglaube ſtehen auf der gleichen Wurzel, ſo daß meiſtens auch der Glaube ſich angegriffen wähnt, wenn man ſeinen Schatten — ſchwarz findet. Wäre Sepp auch viel vorſichtiger zu Werke gegangen, als dies wirklich geſchah, ſeine Bemühungen würden doch erfolglos geblieben ſein, denn es fehlte ihm an Zutrauen, und wo das fehlt, iſt alles Reden umſonſt. Früher war er den Armen zu reich, den Reichen zu gemein, den Frohen zu ernſt und den Frommen zu gottlos; jetzt war er mit einem Wort „der Freimaurer", ein Mann, dem nichts heilig war, der nichts glaubte, als daß zweimal zwei vier ſei.

Je mehr man über Sepps religiöſe Geſinnung, oder eigentlich ſeine unreligiöſe im klaren zu ſein meinte, um ſo lieber redeten die Bauern mit ihm über Glaubensſachen, denn jeder wollte bei der nächſten Gelegenheit ſich durch das Vorbringen einer neuen Klage gegen den Freimaurer als guten Chriſten zeigen. Diejenigen Hausväter, welche früher dem Sepp eine ihrer Töchter zugedacht hatten, konnten jetzt gar nicht begreifen, daß der Pfarrer bei ſo etwas ruhig zuſehen könne und ſchüttelten unbefriedigt den Kopf, wenn dieſer ſagte, er wiſſe ſchon ſelbſt, was er zu tun habe. Sie ſowohl als diejenigen, welche Sepps ſchonungsloſe Offen-

heit zu fürchten Urſache hatten, berechneten ganz richtig, daß der Gewaltsmenſch nur durch den Pfarrer von der Kanzel herab ganz vernichtet und unſchädlich gemacht werden könne. Der aber, von der ungeheuern Macht ſeines Wortes überzeugt, ſah ſo lange großmütig zu als — Sepp zu den Stammgäſten des Adlerwirts gehörte, daher von dieſem nur höchſt ſelten, wenn es gar nicht zu vermeiden war, angeklagt wurde.

An einem Sonntag, an welchem ein Kapuziner die Hölle ſehr heiß gemacht hatte, fragten die beim Kronenwirt ſitzenden Bauern den ebenfalls anweſenden Sepp, woher denn der Teufel mitten in der hohlen Welt drinnen das Holz nehme für ein ſo großes Feuer. Sepp ſah wohl, wie aller Augen ſich auf ihn richteten, aber das war gerade der rechte Augenblick zum Reden. „Das Geiſtige," ſagte er, „kann nur mit Farben gemalt werden, die für uns paſſen. Was ſchmerzt mehr als das Feuer? Gewiß nichts. Darum bezeichnet es den höchſten Grad des Schmerzes. Ein Menſch im Feuer — welch ein ſchreckliches Bild! Gewiß muß das auch auf die Einbildung ſo roher Menſchen wirken, die ohne die Furcht vor dem Teufel gar nicht brav oder wie man's meinetwegen heißt, bleiben könnten. Alles Gräßliche, Ungeheure hat man in die Hölle hineingedichtet zum Schrecken derjenigen, die wie recht unartige Kinder nur dann folgen, wenn man ihnen mit dem Stocke nachläuft."

Hätte Sepp eine Woche lang getrunken und geflucht wie ein Holzhacker, hätte er unzüchtig geredet oder geſchimpft über Staat und Regierung, ſo würde er ſich durch das alles bei ſeinen Zuhörern und denen, die wieder von dieſen es vernommen, nicht ſo verächtlich gemacht haben, als durch dieſe wenigen Worte. Der Adlerwirt hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Pfarrer zu erzählen, wie gott-

loſe Reden beim Kronenwirt droben geführt würden und was zum Beiſpiel der Maurerſepp am letzten Sonntag geſagt habe, nämlich es gebe keine Hölle, und daß die Geiſtlichen etwas davon erdichtet hätten, ſei nur geſchehen, um die dummen Leute zu erſchrecken, ſie nachgiebig und fügſam zu machen.

„Wollen ihn ſchon kriegen!“ ſagte der Pfarrer kurz und trocken.

Am Sonntag darauf wußte jedermann, wen der Pfarrer meine, als er, von den falſchen Propheten predigend, unter anderem ſagte: „Falſche Propheten ſind auch die, die ein paar gottloſe Bücher geleſen haben, oder aus der Welt herein die Verführung bringen. Solche ſind beſeſſen von dummem Stolz, drum bilden ſie ſich weiß Gott was ein auf ihre Schlechtigkeit und wollen, wie der erſte Verführer, der Satanas, einen Anhang haben. Wer noch einen Funken Religion hat, der flieht ſolche Teufelsdiener, ſolche Brautwerber für des Teufels Großmutter, ſolche verfluchte Köpfe ärger denn die Peſt, denn er weiß, daß ſie mit dem Teufel im Bunde ſtehen.“

Dem guten Sepp, der dieſe Predigt erſtaunt, aber mit ruhigem Gewiſſen anhörte, wäre wohl nicht eingefallen, daß dieſelbe ihn mehr angehe als andere Fremdler, wenn er nicht aller Augen auf ſich gerichtet geſehen hätte. Nach dem Gottesdienſt wollte er einige fragen, warum ſich denn der Pfarrer heut ſo ereifert habe. Die aber wichen ihm ſcheu aus; ſeinen Unmut hinter einem Lächeln verbergend, ging er nun heim. Aber da mußte er noch eine Predigt hören: „Um Gottes und Chriſti willen!“ rief Marie ihm entgegen, „was tuſt du, daß alles auf dich zeigt, wenn man von den Schlechteſten prediget? Ich glaub' feſt, daß du unſchuldig ſeiſt, aber ſag' mir doch, wie das alles ſo hat kommen können!“

Sepp erinnerte ſich in der Eile an nichts als an die letzthin beim Kronenwirt vorgekommene Abhandlung über die Hölle, die er dann ſeinem Weibe wortgetreu mitteilte.

„Gottlob!“ rief Marie, „es iſt, wie ich glaubte, du biſt beſſer, als man meint; ſei ſtolz darauf, denn mancher iſt ſchlimmer. Der Pfarrer hat's nehmen müſſen, wie es die böſen Leute ihm gegeben haben.“ —

„Nehmen müſſen!“ eiferte Sepp, „die Pf—, die Geiſtlichen ſagen: ‚Trau dem nicht und glaub' jenem nicht', und ſie glauben und trauen dem nächſtbeſten Schwätzer. Warum darf der Pfarrer jedem Schwätzer und Lump, den er im Grund' ſelbſt verachten muß, glauben, während ich nicht glauben und ſagen ſoll, was mir vernünftig ſcheint, was die Beſten und Gebildetſten ausgeſprochen haben?“

So eiferte Sepp den ganzen Mittag, und nachmittags ging er das erſtemal nicht in den Gottesdienſt, obwohl kein Geſchäft von irgendwelcher Wichtigkeit ihn daran gehindert hätte.

Sonſt hatte die Predigt allen, die den Sepp kannten, außerordentlich gut gefallen. „Der kann's einem ſagen,“ hieß es; am liebſten aber war es den Leuten, daß ſie ſich nun über das ſchnelle Reichwerden des Freimaurers keine Kopfarbeit mehr zu machen brauchten, denn der Pfarrer hatte es ja deutlich geſagt, daß er im Bund mit dem Teufel ſtehe; das war den Leuten das Intereſſanteſte und ſelbſt der Pfarrer war nachher nicht mehr imſtande, es ihnen auszureden, wie gern der ſeinen Eifer heimlich Bereuende das auch getan hätte.

Sepp wäre nun, obwohl ihm als Bauer faſt jedes Unternehmen glückte, ein bedauernswerter Mann geweſen, wenn er nicht einen Engel zur Seite gehabt hätte, der ihn mit Liebe und Sanftmut zu leiten wußte und dem es gelang, ihn, wenn auch nicht mit ſeiner Umgebung, ſo doch mit ſeinem Schickſal zu verſöhnen. Marie war, wie wenige,

dazu befähigt, häusliches Glück zu schaffen, und als sie gar den Sepp mit einem Franz erfreute, empfing nach seiner Ansicht auch sein Arbeiten, welches ihm der einzige Zeitvertreib war, nachdem das rauschende Geleite seiner Ideale ihn verlassen hatte, eine höhere Weihe, indem es nun nicht mehr ein zweckloses Talersammeln war.

Franz blieb das einzige Kind, und der Vater konnte nun alle Sorgfalt auf dessen Erziehung verwenden, was er auch redlich und mit Freuden tat.

„Die Kindererziehung," sagte er oft und immer mit heiterm Lächeln, „macht mir sicher mehr Kopfarbeit als manchem Schullehrer, wenn sie ihm auch beinahe von allen Dorfbewohnern allein überlassen wird, indem die meisten nur dann für das Wohl ihrer Kinder etwas zu tun wähnen, wenn sie für dieselben Batzen auf Batzen häufen. Reich sein ist nicht für jeden gut. Mancher, ja vielleicht jeder, der bei ungewöhnlichem Vermögen eine gewöhnliche Erziehung erhält, wird ein unerträglicher, eigensinniger, hoffärtiger Schafskopf. So einen aber will ich nicht! Mein Bub' soll ein Achtung verdienender Mensch werden; kein dickköpfiger Klotz, der gewohnheitsmäßig auf seinem Lebensweg fortrollt wie ein Stein von einem Berg herunter. Als ein selbständiger Mann soll er sein Vermögen zu seinem und anderer Wohl brauchen, daß Arme und Reiche vor des Freimaurers Buben Respekt haben müssen, sie mögen wollen oder nicht."

Da Franz ungemein leicht lernte, wurde dem Vater vom Pfarrer und von anderen, die den lebhaften und wahrscheinlich nicht ohne Einfluß bleibenden Erben des reichen Freimaurers gern weit weg gehabt hätten, geraten, er solle den Buben zu den Studenten nach Feldkirch schicken, wo doch etwas Rechtes aus ihm werde. Aber dann fuhr Sepp wild auf: „Ist etwa ein Bauer nichts Rechtes? Nicht der

Stand macht dem Menſchen, ſondern der Menſch dem Stand Ehre, ſage ich, und wenn mancher Bauer nichts Rechtes worden iſt, wer hat die Schuld als er ſelbſt und ſeine Erzieher? Meinen Buben aber erziehe ich genau ſo, wie man auch mich hätte ſollen erziehen können. Nichts ſoll ihm fehlen, was mir mangelte, und dann hat er's auch daheim gut genug. Studieren? Wunderlich, daß ich auf einmal ſo freundliche Ratgeber bekomme. Es wird auf der Welt wohl genug gepredigt, gepflaſtert, geſalbt und prozeſſiert, wenn ſchon mein Bub' nicht Pfarrer oder Doktor oder Advokat iſt. Zu dem allem gibt's, Gott Lob und Dank, Leute mehr als genug, drum ſoll er etwas viel Seltneres, ein Muſikant werden, der den Leuten die Wahrheit geigen kann und darf, daß es eine Luſt iſt. Ja, ja, ſo muß es werden! Wie er das bekommt, was mir fehlte, ſo wird er auch das mir Unmögliche erreichen."

„Dem Starrkopf iſt weder zu raten, noch zu helfen," ſagten Sepps Ratgeber, indem ſie ihn achſelzuckend verließen.

Dem Sepp war das Geſagte heiliger Ernſt. „Jeder Stand," meinte er, „und jedes Verhältnis hat ſeinen eigenen Beruf. Des Armen Pflicht iſt's, für ſich und die Seinen zu ſorgen und ſich herauszuarbeiten aus ſeiner traurigen Lage. Ich habe das redlich getan, Franz iſt nicht mehr arm; aber darum braucht er nicht die Hände in die Hoſentaſchen zu ſtecken und wie jener Reiche zu ſeiner Seele zu ſagen: ‚Jetzt iß und trink und laß dir wohl ſein!' ſondern es iſt ſeine Schuldigkeit, auch etwas zu tun für die, welche für ſein nicht von ihm erworbenes Geld arbeiten müſſen, und ihr Ratgeber und Helfer zu werden. Das nun ſoll mein Bub' einſehen lernen, dazu ſoll er fähig werden."

Die Spottreden derjenigen, denen von Sepps Taglöhnern dieſe und ähnliche Auslaſſungen desſelben mitge-

teilt wurden, machten dem Freimaurer nicht viel Kopfweh; weniger gleichgültig war ihm der Umstand, daß sich auch Marie mit den Grundsätzen nicht einverstanden erklärte, die ihn bei der Erziehung seines Sohnes leiteten. Nicht, daß etwa durch das, was sie mit einer ihn in Erstaunen setzenden Entschiedenheit gegen die Art und Weise seiner Erziehung und ihren Zweck vorbrachte, diese seine Grundsätze auch nur einen Augenblick zum Wanken gebracht worden wären; aber es tat ihm in der Seele weh, daß sein Weib, mit dem er nun schon so manches Jahr im schönsten Frieden gelebt hatte, gerade in dem wichtigsten Punkte gegen ihn war, ja sich auf die Seite seiner Gegner stellte. Häufig mußte er von ihr den Vorwurf hören, er mache sein Kind unglücklich, da er es immer zu Hause behalte, statt es schon jetzt durch den Umgang mit andern Altersgenossen zur Nachgiebigkeit und zu manchem andern zu gewöhnen.

„Dummes Bauerngeschwätz!" eiferte dann Sepp, „dir wird wohl der Vorsteher oder der Pfarrer im Beichtstuhle eingeblasen haben, daß mein Franz sich an Nachgiebigkeit gewöhnen sollte; wenigstens meine Ansicht ist das nicht. Für Menschen, die sich selbst weder zu raten noch zu helfen wissen, ist's ganz gut, wenn sie dem Peter und dem Paul nachfragen; er aber soll und wird keine solche Wetterfahne werden, die jeder Wind umdrehen kann, sondern ein Mann, der am besten seiner eigenen Einsicht folgt. Wozu also Nachgiebigkeit? Sonst aber wäre auf der Gasse nichts für ihn zu gewinnen, als daß er durch die bösen Beispiele reicher und die Kriecherei armer Kinder ein Kerl würde, dessen Mängel und Fehler man später mir aufbürden oder im besten Fall mit meinen Talern ein wenig bedecken würde. Du bist sonst so vernünftig, verstehst mich so gut, glaubst mir so fest — kannst du denn jetzt gar nicht mehr einsehen, wie gut ich's meine?"

„Damals, als du in der Gemeinde ſo manches ändern wollteſt, haſt du es auch gut gemeint und doch nichts ausgerichtet," antwortete die Mutter traurig.

„Drum ſoll nun ein anderer es verſuchen."

„Verſuchen" — klagte Marie, „und darum das Glück und den Frieden aufs Spiel ſetzen! Muß man denn gelehrter und klüger als andere, muß man ein Sonderling werden, um gut ſein und Gutes tun zu können?"

„Ja, hier gilt jeder, der etwas Rechtes will, für einen Sonderling; ich bin ſtolz auf dieſen Beinamen!"

„Aber Mann, Franzen möchte ich lieber glücklich machen als ſtolz."

„Du redeſt wie ein Weib, das immer zittert, immer zagt; bleibe du in der Küche, überlaß das andere mir und du wirſt ſehen, daß alles trefflich vorwärts geht."

„Aber Mann —"

„Jetzt nichts mehr, kein Wort! Meine Meinung habe ich geſagt, ſie iſt feſt wie unſere Berge, feſt wie alles, was Sepp einmal im Kopf hat. Alles Reden wäre da umſonſt."

Das wußte auch Marie gut genug, aber wenn das Herz zu voll iſt, geht der Mund über. Zwar unterdrückte ſie mehr, als ſie ſagte, und wenn ſie gegen den Willen Sepps ihrem Lieblinge manches erlaubte und verbot, wie ſie ſelbſt es für gut fand, ſo geſchah das meiſtens ganz unwillkürlich, ſo daß Sepp, dem der Kampf der Mutterliebe mit dem Pflichtgefühl der Gattin nicht verborgen blieb, ihr deswegen nie Vorwürfe machte. Aber je ſeltener ihre gegenſeitigen Gefühle zum Ausbruch kamen, deſto mehr gärten ſie in ihrem Innern. Sepp, der jetzt nicht mehr immer bei der Arbeit war, daher ſich mehr als früher ſeinen Gedanken und Vorſtellungen überließ, fing an ſich mit der Einbildung zu quälen, daß er eigentlich von ſeinem Weibe vielmehr gefürchtet und als Brotherr reſpektiert, denn geliebt und

verſtanden werde. Von Hauſe abweſend plagte er ſich mit dem Gedanken: „Was wird ſie, vom Pfarrer und weiß Gott wem beraten, wieder gegen dich anſpinnen?“ Daheim aber, wo Marie nicht immer imſtande war, ihren Kummer zu verbergen, kam er ſich zuweilen ſo — überflüſſig vor, wie das fünfte Rad am Wagen. Es war nicht mehr das alte, frohe Zuſammenleben, nicht mehr ein vereintes Streben nach einem Ziele, und doch konnte Sepp weder ſich ſelbſt noch ſeinem Weibe darum Vorwürfe machen. Im letzten Winter erhielt Franz die Erlaubnis, als Küher auf die Alp zu gehen, welche Sepp mit ſeinem Vieh beſetzte. Man gab dabei vor, Franz müſſe die auf einer Alp vorkommende Arbeit lernen, eigentlich aber war es den Eltern mehr darum zu tun, ſich ihren Liebling eine Zeitlang zu entfernen.

Als aber Franz fort war, kam dem Vater das Leben recht öd' und traurig vor. Sogar am Leſen hatte er keine Freude, da er nicht mehr mit Franzen darüber reden konnte, und die letzten regneriſchen Wochen hatte er einmal ſattſam erfahren, was Langeweile ſei. Es darf daher den Leſer nicht wundern, daß er vorhin dieſen ſonſt ſozuſagen menſchenſcheuen Sonderling im Wirtshaus antraf, wo er doch wenigſtens wieder Stoff zu finden hoffte, über die Leute zu lachen.

Das iſt der Lebenslauf des reichen und doch unbeliebten Freimaurers.

Ähnliches wurde ſchon von manchem erlebt, doch die meiſten, die ſo ganz auf ſich ſelbſt angewieſen waren, wurden gebrochen wie der einſam ſtehende Baum und geſtürzt in den Schlamm der Gemeinheit.

Es iſt ſelten, daß ein — Menſch die Kraft beſitzt, ſich über die Urteile und Meinungen der Menſchen zu erheben und auf eigenen Füßen ſtehend, gleichgültig gegen dieſelben zu ſein, ohne ſchlecht zu werden.

Viertes Kapitel.

Ein unglücklicher Vater.

Unmutiger als an diesem heillosen Sonntage war Barthle wohl noch sein Lebtag nie vom Adlerwirt heimgegangen. Er, der in allen Stücken ganz seinem Vater, dem alten Vorsteher, ähnlich war, vom schwarzen Krauskopf bis hinab zu den breiten Füßen, im Glauben, Hoffen und Eigensinnigsein, er war heut als einfältig ausgelacht worden. Und von wem? Vom Naglersepp, diesem Bettlerbuben, diesem —

Was hatte denn der Elende für ein Recht, sich neben ihn, sich gar ihm gegenüberzustellen?

Freilich war Sepp reich, sehr reich, und Barthle wußte das auch gehörig anzuschlagen. O, er wäre billig gewesen und hätte, wohl wissend, daß Emporkömmlinge „grenzenlose"*) Menschen sind, vom Sepp sich viel mehr als von jedem anderen gefallen lassen; aber in einem Wirtshause vor Schnäpslern angestritten und ausgelacht werden, zum Schaden auch noch Spott nehmen müssen — tausend — nein, das war zuviel.

Der Pfarrer mit seinen Warnungen hatte recht. Der Freimaurer war unverbesserlich, Taufe und Öl**) verloren. Nein, er verdiente gar nicht, daß ein Ehrenmann sich durch

---

*) Unbescheidene, über jedes Maß hinausgehende. (A. d. H.)

**) Taufe und Chrisam (Weiheöl), also Taufe und Firmung, kurz „alles" verloren. (A. d. H.)

ſein Geſchwätz auch nur eine Minute verbittern ließ. Es wußte ja jedermann, was man von ſeinen Reden zu halten habe.

So würde Barthle ſich beruhiget haben, wenn ihm nicht auch ſonſt noch manches im Kopfe herumgegangen wäre.

Er dachte an Vergangenheit und Zukunft.

Schien es doch, als ob dieſer gottloſe Querkopf nur dazu da ſei, um ordentlichen Leuten und beſonders ihm das Leben zu verbittern. Lebhaft erinnerte Barthle ſich auf einmal alles Widerwärtigen, was er dieſes Sonderlings wegen ſchon hatte erleben müſſen von der Zeit an, wo er und Hansmichel ihn vergebens aufs freundlichſte einluden, mit ihnen zu ſpielen. Ja, ſchon damals war er ſtolz und frech. Wenn er von reicheren Kindern erſucht wurde, ihnen die Schulaufgaben zu machen, was derlei Hungerleider von Herzen gerne taten, um ſich damit ein gutes Wort und ein Bröcklein Zucker zu verdienen, war der unverſchämt genug zu trotzen: „Habt ihr gemeint, man müſſe euch gar alles tun für euer Geld? Der Sepp meint das nicht. Macht eure Sachen ſelbſt; es iſt doch alles, was ihr tut.“ Später, als er ſo merkwürdig reich geworden war, ſchien es ſeiner Eitelkeit noch nicht genug, die anſtändigſten Leute zu behandeln, ob ſie auf einer Bettlerſuppe dahergeſchwommen ſeien; alles wollte er aus den Fugen nehmen und eine neue Weltordnung ſchaffen. Und was das ärgſte war: alles glückte dem Spitzbuben — gar alles! Er konnte ſeinen Neigungen nachgeben, brauchte keinem Vater, keinem Pfarrer, keinem Landesbrauch uſw. was nachzufragen und war doch von Jahr zu Jahr beſſer daran. Wenn andere heiraten wollten, mußten ſie nach allen Seiten hin horchen und fragen und alle Wünſche zu erfüllen ſuchen, als die eigenen nicht. Er aber hatte ſich um nichts bekümmert, hatte —. Barthle

ſchlug ein Kreuz und betete ein Vaterunſer, um des ſündhaften Gedankens los zu werden. „Nein, in Gottes Namen nein," rief er, „die Marie hätt' ich doch nicht nehmen dürfen, nicht nehmen können, wenn auch Sepp nicht —. Schäme dich, Schwächling, verweichlichter, daß du dein Herz Gott noch immer nicht ganz zum Opfer gebracht haſt. Gönne du dem Tropfen das erbärmliche Glück, welches ihm Gott ſtatt der Himmelsfreuden für das Gute gönnt, das er allenfalls getan hat, das wird doch bald vorbei ſein — ſehr bald!" —

Es gelang dem Barthle noch nicht, ſich mit dieſem Gedanken zu beruhigen. Ja, glücklich war der Sepp und lebte im ſchönſten Frieden mit Weib und Kind, während er, Barthle, ſeinen Klausmelker für den verlorenen Sohn halten mußte. Einen Verderbten, Verführten, der wirklich nicht mehr wert war der Liebe und Sorge des Vaters. „Verderbt, verführt, und von wem? Von wem anders als dieſem Freimaurer!" Jetzt ſtand alles klar vor Barthles Seele und: „O," rief er, „o, daß ich doch dieſen Teufel gefürchtet, gehaßt hätte, das iſt der Lohn dafür, daß ich mich vom Geld blenden ließ, und in dieſem Stücke nicht dem Pfarrer folgte — gerade in dieſem nicht!"

Barthle hatte nämlich früher es leider gar nicht ungern geſehen, daß ſeine beiden Kinder oft bei Franzen im Hauſe des Freimaurers waren. Konnte er doch in ſolchen Stunden ungeſtört den Geldſtrumpf lüften, Rechnungen machen, beten oder Mittagsruhe halten. Und überdies — aus Kindern gibt's Leute, mit der Zeit ſogar Brautleute, und was man im Frühling ſät, das wächſt im Sommer. Kurz und gut, Franz mußte einmal ein nicht zu verachtender Töchtermann werden, er mochte nun auswachſen wie er wollte. Allerdings war er ein Sonderling und gottlos auch ein wenig, aber eine Wallfahrt hatte ſchon oft Wunderdinge

getan, die Mutter des heiligen Auguſtin hat ſeine Bekehrung auch erbetet — und übrigens hoffte Barthle, ihm die Flauſen ſchon vertreiben zu können, wenn er einmal ihm ſoviel nachfragen mußte als dem Sepp. Daß Franz aus keiner angeſehenen Freundſchaft war, machte dem Sohn des alten Vorſtehers ſchon mehr Kopfarbeit, aber: „Alles trifft man nirgends beiſammen! Franz hat Geld und als Mariannens Mann wird's ihm bald auch an Anſehen nicht mehr fehlen."

Ein Mann wie der Barthle mußte ſich doch nicht mehr immer nach der öffentlichen Meinung richten. Er durfte nicht fürchten, daß dieſe Verbindung dem Anſehen ſeiner Freundſchaft ſchaden werde, denn mit einem einzigen böſen Tropfen iſt man nicht imſtande, einen Strom zu vergiften, und ein Wölklein am Himmel macht noch keinen trüben Tag.

Barthle hatte dieſe Gedanken zwar noch niemals ganz deutlich ausgeſprochen, aber Sepp, dem man ſonſt doch nicht mit Holzſchlägeln zu winken brauchte, hätte von Rechts wegen ſchon lange merken ſollen, wieviel es geſchlagen habe. Er mußte das gemerkt haben und ſein heutiges Reden war daher ſo gut als eine abſchlägige Antwort. Der nämliche, der einſt dem Knaben Barthle ſo manche Freude verdarb, dem Jüngling ſeine Künftige, des Halbenbauers Thereſe, beinahe untreu machte und dann ſitzen ließ, um ihre auch von ihm mehr geliebte Magd zu nehmen, hatte, das wußte Barthle jetzt ganz beſtimmt, auch noch ſeinen Sohn verführt und erbarmungslos, mit teufliſchem Hohn, die Hoffnungen für die Zukunft der Tochter vernichtet. An eine Heirat der Mariann mit Franzen war nach dem heute Geſchehenen gar nicht mehr zu denken. Das hatte Barthle ausſprechen wollen mit den Worten: „Ich will und mag nichts mehr mit ſolchem Geſindel zu tun haben!" nachdem er den

Sepp vergebens zu bekehren oder doch zum Schweigen zu bringen verſucht hatte.

Da war es denn nicht zum Verwundern, wenn Barthle heute ſchon ſchneller heimging und die anderthalb Zentner ſchwere Haustüre heftiger hinter ſich zuſchlug als gewöhnlich, ſo daß Mariann, die natürlich von allem nichts wußte, erſchrocken auffuhr und faſt noch ärger zitterte als das Kaffeegeſchirr, welches vor ihr auf dem Tiſche ſtand.

Wären wir einige Minuten früher ins Haus gekommen, ſo hätten wir das Mädchen leſend angetroffen. Das wohlgeformte Köpfchen mit den dasſelbe umſchließenden braunen Zöpfen auf die ſchöne Hand geſtützt, der man kaum anſah, wie viele und ſtrenge Arbeiten ſie zu tun hatte, ſaß es am alten runden Tiſche, das freundliche Geſicht mit dem ungewöhnlich ernſten Ausdruck einem Buche zugewendet, über welches aber der ſchnelle Blick faſt alle Augenblicke hinausſchweifte, als ob er etwas ganz anderes ſuche als die Perſonen, von denen ſie eben in der Legende des Vaters las, bis der hereinſtürmte und ſich, ohne ein Wort zu ſagen, auf die breite Ofenbank ſetzte.

Was mochte ihm wohl begegnet ſein? Ein Unfall auf der Alp? Nein, es mußte etwas anderes, etwas weit Ärgeres ihm auf dem Herzen liegen. Vielleicht hatte er etwas von Klausmelkern gehört — o, das müßte etwas Schreckliches geweſen ſein!

„Um Gottes willen, Vater, was fehlt Euch?"

„Nichts."

Mariann ſchenkte den Kaffee ein und ſetzte ſich, ohne jedoch auch nur einen Tropfen hinunterbringen zu können. Barthle blieb auf der Ofenbank und ſchien Mariannens Bitte, doch etwas Warmes zu ſich zu nehmen, gar nicht zu hören.

„Habt Ihr etwas von Klausmelkern vernommen?“ fragte ſie kaum hörbar.

„Nein — laß mich mit Ruh!“

Mariann räumte langſam den Tiſch ab. Als ſie in der Küche war, hörte ſie den Vater mit ſchweren Schritten hin und her gehen, plötzlich kam er mit dem Regenſchirm in der Hand heraus.

„Wohin wollt Ihr ſchon wieder?“

„In die friſche Luft.“

„Aber es regnet ſo.“

„Hat ſchon lang geregnet, das hat es!“

Unter der Haustüre kehrte ſich Barthle noch einmal um und ſagte ſtreng befehlend: „Mariann, du bleibſt mir daheim!“

„Ich bin immer daheim. Ihr werdet wohl bald wiederkommen.“

Ohne Antwort war Barthle fortgeeilt.

Mariann ſah ihm traurig nach. Nur einmal ihr Lebtag hatte ſie ihn ſo geſehen, damals als er den Klausmelker fortjagte. Darum hatte ſie auch zuerſt an ihren unglücklichen Bruder gedacht, mußte jetzt noch immer wieder an ihn denken. Mehr und mehr verlor ſie ſich in Erinnerungen an jenen Schreckenstag, an welchem der Vater dem ſeinem Zorne entfliehenden Bruder fluchend ein Scheit nachwarf und ihn gehen hieß, „ſo weit der Himmel blau ſei“.

Damals kämpfte in ihrem Herzen die Bruderliebe, die den jähzornigen Vater anklagen wollte, einen fürchterlichen Kampf mit dem Gewiſſen, welches Gehorſam als die erſte Kindespflicht forderte. Lange rang ſie und betete um Kraft und Erleuchtung — ſo lange, bis endlich das Gewiſſen ſiegte. Freilich war es hart, grauſam hart, den geliebten Bruder vom Vater verſtoßen, verflucht zu wiſſen, aber eben die große Strafe ließ auch ahnen, wie ungeheuer weh Klaus-

melker dem Vater getan haben müsse, daß der ihn so strafen konnte. O, sie hatte den Unglücklichen so geliebt, liebte ihn noch, und je mehr sie dem Vater recht zu geben sich bemühte, desto mehr dachte sie an ihn, desto öfter betete sie zu seinem Schutzengel, daß doch er den Verlassenen nicht verlasse, ihn leite und führe, sein Gewissen wachrufe und ihn doch auch wieder nicht verzweifeln lasse, damit er reuevoll und gebessert bald wieder heimkomme und ein neues Leben anfange.

Doch diesen Glückstag, den sie sich oft schon so schön ausmalte, hatte sie noch immer vergebens erwartet. Schon mehr als ein Jahr war vergangen, seit man den ersten und einzigen Brief von ihm erhalten, in dem er seinen Heimatsschein forderte, mit der trotzigen Bemerkung: wenn man nicht die Ehre erleben wolle, ihn auf dem Schub heimgebracht zu sehen. O, es war ein grausamer Brief, den der Bruder nur wegen seinen Schriften geschrieben zu haben schien, und die noch nicht geheilten Wunden wurden dadurch aufs neue aufgerissen und schmerzten nun noch mehr als vorher. Von seinem damaligen Leben hatte er nicht viel berichtet; er erzählte nur, wie er habe herumbetteln müssen, bis er endlich Arbeit gefunden habe. Kein Trost, keine Hoffnung leuchtete aus dem düsteren Gemälde seines Lebens und Denkens hervor. Nur glaubte Mariann aus der traurigen Schilderung seiner ersten Erlebnisse außer dem Vaterhause mit Sicherheit schließen zu können, daß der Vater doch zu weit gegangen sei, als er den „Flüchtling" für einen Dieb halten zu müssen meinte. Sie sagte das dem Vater und sprach dabei die Hoffnung aus, daß denn das Geld doch noch gefunden werden könnte. Es sei doch nicht recht, meinte sie, einen Menschen eines Verbrechens zu verdächtigen, bevor man bestimmt wisse, ob dieses Verbrechen überhaupt verübt worden sei. In der wunderlichen

Angſt vor Feuersbrünſten habe ja der Vater ſchon oft das Geld außer dem Hauſe und ſo gut verſteckt, daß es nur zufällig wieder gefunden worden ſei. Nun könnte es leicht auch dieſes Mal ſo gegangen ſein. Der Barthle aber hatte keine Luſt gehabt zum Suchen. „Dieſer Schandbrief," ſagte er, „dieſe Spitzbubenfahne mit dem Bilde eines Lümmels beweiſt gar nichts als den trotzigen Sinn des Schreibers, der eine teufliſche Freude daran haben muß, wenn er dem Vater recht viel Kummer machen kann. So ein harter gefrorener Menſch wie der iſt zu gar allem fähig, zum Lügen und zum Stehlen. Das Geld ſei, wo es wolle, aber das iſt hart, das ſtößt einem faſt das Herz ab, daß man nichts mehr Gutes glauben, nichts mehr hoffen kann."

Mariann redete vergebens dagegen, der Vater war nicht einmal zum Suchen zu bewegen, denn wer log und ſpielte und ſolche Streiche machte wie Klausmelker, der war ein Dieb, mußte ein Dieb werden, das war dem Barthle eine ausgemachte Sache. Mariann aber konnte den Bruder nicht für ſo ſchlecht halten, und in Augenblicken, wo ſie zu zweifeln anfangen wollte, milderte das Mitleid mit dem Verſtoßenen ihr Urteil: „Es wäre ja ſchrecklich, wenn er ganz mittellos fort ins Elend hinaus hätte gehen müſſen, während ich daheim behaglich lebe. Welch ein jämmerlicher Erſatz wären die harten, kalten Kronentaler für die Liebe des Vaters und alles das, was er nicht mitnehmen konnte!"

So beſchäftigten ſich ihre Gedanken tagelang mit Klausmelkern und ſeinem Briefe. Zuweilen dann ſchien ihr der Vater doch gar zu hart geweſen zu ſein. Hart — war er wirklich hart? O, er war die Liebe und Güte ſelbſt; nur gewiſſenhaft war er und das konnte ihm doch nicht als ein Fehler ausgelegt werden. Gewiſſenhaftigkeit und Gerechtigkeit leiteten ihn bei allem, was er ſagte und tat. Streng war er geweſen gegen den Fehlenden, aber mild

und freundlich, meinte Mariann, würde er gegen den reuig Zurückkehrenden sein, wie er auch gegen sie jetzt immer war.

Nicht alle Dorfbewohner dachten so gut vom Barthle wie seine Tochter. Viele meinten, dessen Freundlichkeit gegen sie sei nur Verstellung. Er suche ihr dadurch nur zu beweisen, daß es auch früher nicht an ihm gefehlt habe. Er wolle auf diese Art wieder gutmachen vor Gott und ihr, was er durch seinen Jähzorn verdorben habe.

Wer vom Barthle so etwas vermutete, der mußte ihn schlecht kennen. Gewalt antun konnte er sich, wo er es für Pflicht hielt, aber sich solcher Berechnungen wegen verstellen, das war nicht seine Sache. Nach seiner Ansicht hatte ein Vater den Kindern gegenüber nichts gutzumachen und er schon gar nicht. Er war nur gerecht und ging, ohne sich um die Urteile der Welt und um das Zucken des Vaterherzens bei dem Worte Gerechtigkeit zu kümmern, auf seinem Wege vorwärts, mochte dieser führen, wohin er wollte. Mußte es denn gerade Verstellung sein, wenn er jetzt gegen Mariannen freundlicher war als früher? Was war wohl natürlicher, als daß er die Tochter, der jetzt so vieles allein überlassen blieb, die tausend Gelegenheiten hatte, ihm ihre Liebe durch Taten und durch Entsagung zu beweisen, nicht mehr nur höher schätzte als den Bruder, sondern bald auch von ihrer hingebenden selbstlosen Liebe ein wenig erwarmte? Ja, er gab sich sogar Mühe, sein leidenschaftliches Wesen zu beherrschen. Nicht daß er etwa dann und wann zu weit zu gehen meinte, er erklärte sich's wenigstens so, als ob er nur dem gutherzigen Tröpfle nicht wehtun wolle. Mochte das nun sein, wie und warum es wollte, für den Barthle sowohl als für Mariannen war's jedenfalls ein großes Glück, denn jedes harte Wort des Vaters rief die im Herzen des Mädchens schlummernden Anklagen gegen denselben wieder wach. Mariann fühlte sich dann so verlassen, daß sie im-

mer wieder an den unglücklichen Bruder denken mußte, dem sie sonst ihre Leiden, Sorgen und Hoffnungen hatte mitteilen können.

Auch heute war das der Fall, und um wieder von ihren „sündhaften" Gedanken abzukommen, ging sie in ihr stilles Kämmerlein, um da zu beten. Doch da kam sie immer tiefer hinein. Plötzlich stand sie auf, suchte ein Buch und fing an zu lesen. Man hätte ihr aber leicht ansehen können, daß es ihr auch jetzt nicht gelang, sich zu zerstreuen, oder gar auf andere Gedanken zu bringen.

Etwa nach einer halben Stunde kam Barthle heim und zu Mariannen auf die Kammer, um seinen tropfnaß gewordenen Regenschirm zum Trocknen auszuspannen. Er sah in des Mädchens Hand ein Buch, welches, nach dem Einbande zu schließen, nicht für die Kirche bestimmt war.

„Was hast?"

„Ein Buch vom Sepp — und in dem lese ich nur, wenn ich sonst gerade nichts zu tun weiß, zum Zeitvertreib. Es ist doch nicht kurzweilig so mutterseelenallein und ich hab' schon vielmal gedacht — —"

Erst jetzt sah sie den zornigen Blick des Vaters und wagte nicht mehr auszureden. Barthle aber fragte rasch: „Was, was hast du vielmal schon gedacht?"

„Wir sollten uns auch einige Bücher anschaffen," antwortete Mariann ganz leise. Sie hätte von Herzen gern geschwiegen, wenn der Vater sie nicht geradeheraus zum Reden aufgefordert hätte. Doch da das nun einmal geschehen war, mußte sie folgen, mußte enden; und lügen wollte sie auch nicht, obwohl sie voraussah, daß sie mit ihrer Bitte ganz zur Unzeit kommen werde.

„So —" sagte der Vater, „und das hast also schon oft gedacht? Nun ja, ich glaub's! Klausmelker hat das

auch haben wollen, genau das. Bücher? Dummes Zeug! Es ſind ja Gebetbücher da, ein ganzer Haufen, die ſchon meinem Vater und meinem Großvater gut genug geweſen ſind, und eine Legende iſt da, die ich ſelbſt gekauft hab' für drei bare Gulden; aber gelt, das ſchmeckt euch nicht, da mögt ihr die Naſe nicht hineinſtecken, und ſchleppt lieber weiß der Teufel was für Sachen ins Haus herein. Das erſte Buch, das ihr mir ins Haus brachtet, hätt' ich euch auf den bloßen Händen verbrennen ſollen zu Staub und Aſche, das hätt' ich, dann ſäh' es jetzt bei uns ganz anders aus, dann ſtünd' es beſſer, das weiß ich; aber nun will ich einmal aufräumen, daß aufgeräumt bleibt für immer!"

Barthle ging, während er das ſagte, raſch einige Schritte gegen Mariannens Bett, ſo daß das vor Schrecken und Angſt zitternde Mädchen das Buch auf den Boden fallen ließ. Schnell hob er es auf, preßte es krampfhaft mit den Händen zuſammen und ſagte: „Ich hätt' Luſt, den verdammten Fetzen ins Feuer zu werfen; aber ſo einer wie der Sepp ſoll mir nicht nachreden können, daß ich ihn um etwas gebracht habe und wenn's auch nur ein weltliches Buch iſt. — Nein, das ſoll er nicht!"

Verächtlich warf er den zu einem Ballen zuſammengedrückten Band wieder auf den Boden, ſtieß ihn mit den Füßen gegen Mariannen und rief: „Wenn der Fetzen morgen um dieſe Zeit noch unter meinem Dach iſt, ſo werf' ich euch beide hinaus, dich und das Buch." —

„Aber Vater," ſagte das Mädchen kaum hörbar, „redet doch nicht ſo laut, wenn ein Menſch vorbeigeht, ſo muß er Euch ja hören."

„Hör' es, wer wolle!" eiferte Barthle, „ich will keine Bücher im Haus, mögen ſie dann vom Kaiſer oder vom Landrichter kommen; von dieſem gottvermaledeiten Freimaurer will ich ſchon durchaus keine, von ihm will ich

gar nichts — verſtanden? Ich will's, kurz und gut, nicht haben, daß du mir eine Büchermaus abgebeſt!"

Die letzten Worte hatte Barthle etwas leiſer geſprochen und mit einem Blicke begleitet, den man beinahe freundlich hätte nennen können. Ja, er fing wirklich an, das zitternde Mädchen zu bemitleiden und ſich zu erinnern, daß das gute Kind noch gar nichts von dem wiſſe, was ihn ſo ſehr ärgere. Er bereute ſeine Heftigkeit; aber um ſich vor dem Mädchen nicht ſchwach zu zeigen, verließ er ſo ſchnell als möglich und ſcheinbar noch zornig die Kammer.

Die noch an allen Gliedern Zitternde ſtarrte dem Vater nach, horchte eine Zeitlang auf jeden ſeiner Tritte, und brach dann in lautes Weinen aus. Jetzt hatte alſo auch ſie ihn erzürnt, und zwar ſo, daß er ihr ſchon mit „Hinauswerfen" drohte! Ein kalter Schauer hatte ſie überlaufen, als ſie dieſes Wort hörte.

Und was hatte ſie denn getan?

Noch nie kümmerte ſich der Vater um ihre Bücher, fragte nie, wem ſie gehörten. Er ſchien es gern zu ſehen, daß ſie jetzt an Sonntagen daheim blieb und las. Daheimbleiben ſei ihm das liebſte, ſagte er oft, und Mariannen kam es gar nicht hart an, ihm dieſen Wunſch zu erfüllen, wenn ſie nur etwas hatte, womit ſie ſich beſchäftigen und die Zeit verkürzen konnte. Zuerſt, nach der Flucht ihres Bruders, hatte ſie mehrere Sonntage nacheinander einige ihrer Schulkameradinnen zu ſich eingeladen, um von ihnen Stricken, Nähen, Häkeln uſw. zu lernen. Die ärmeren Häuſern angehörenden Mädchen waren dann ſchon beim Kaffeetrinken und zuweilen auch noch beim Nachteſſen da, ſie redeten, lachten und ſangen, daß die Vorübergehenden vor dem ſonſt immer ſtillen Hauſe ſtehen blieben und erſtaunt horchten. Den Barthle, der gewöhnlich am Tiſche ſaß und in alten Schreibkalendern blätterte, beachteten die

Fröhlichen gar nicht und ſchienen überhaupt nie daran zu denken, daß ſie ſich im Hauſe eines Gemeinderats befänden. Doch es währte nicht lange, bis Barthle, der die Mädchen ſehr ſcharf beobachtet hatte, der ganzen Herrlichkeit ein Ende machte, indem er einſt zu Mariannen ſagte, wenn ſie ſich raten laſſe, ſo ſolle ſie mit ſolchen Mädchen nichts mehr zu tun haben; wenn das nicht freche Dinger wären, dann dürften ſie in einem rechten Hauſe nicht ſo ſelbſtherr ſein wie daheim. Das folgſame Kind lud nun die Mädchen nie mehr ein, und als ſie auch ungeladen kamen, ging es etliche Sonntage nacheinander fort. Später wollte Mariann dann das allein lernen, was ſie nun einmal angefangen hatte, aber der Vater ſagte: „Überlaß du derlei Arbeiten lieber denen, die ſonſt auf der Welt nichts können und nichts mögen. An Werktagen haſt du dazu nicht Zeit, und an Sonntagen brauchſt du nicht gegen das Gebot Gottes zu arbeiten. Zur Unterhaltung kannſt du ja die Legende oder ſonſt ein gutes Buch nehmen und darin leſen.“

Schon als Werktagſchülerin hatte Mariann dem Vater oft aus der Legende vorleſen müſſen; aber für ſich hatte ſie keinen großen Nutzen und auch keine angenehme Unterhaltung dabei gehabt. Beim Leſen der vielen ſchrecklichen Märtyrergeſchichten ſchauderte es ihr oft ſo, daß ſie auch nachts im Bette keine Ruhe hatte, weil es ihr im Traum vorkam, man wolle ſie um den wahren Glauben bringen und ein böſer Heide plage ſie, ihrer Standhaftigkeit wegen, auf jede nur erdenkliche Art. Sie hatte daher keine beſonders große Freude, als ſie vom Vater wieder zur Legende verwieſen wurde, doch fand ſie dann darin mehr und Beſſeres, als ſie erwartet hatte. Es kam da manche beherzigenswerte Lehre, manches Beiſpiel, worüber ſie wieder wochenlang nachdachte und das Geleſene auf ihre eigenen Verhältniſſe anzuwenden ſuchte. Die Martergeſchichten jedoch las

ſie nicht mehr, und als der Vater ſie auch dieſe leſen hieß, da ſagte ſie: „Daß ſie grauſam litten, alles litten, alles opferten, um ſich das Köſtlichſte zu bewahren, weiß ich, und das iſt das Wichtigſte, leſen und dabei faſt ohnmächtig werden, würde mir doch nichts nützen.“

„Und ich höre ſolche Schindereien ganz beſonders gern: da geht's gehörig drunter und drüber, da kann man ſehen, wie wenig, wie blutwenig das eigentlich iſt, was Gott unſereinem zu tragen gibt. Mitleid braucht man keins mehr zu haben, denn nun iſt alles vorbei und die Geplagten ſind glücklicher als wir, viel glücklicher als wir. Und ſie haben's auch verdient, das haben ſie! Es ſind Leut' geweſen, vor denen man Reſpekt haben muß. Lieber wollten ſie Haar und Kopf laſſen, als nachgeben. Das ſind Beiſpiele, daß es einem an Leib und Seele wohl tut, davon zu hören.“

„In der Ausdauer im Guten iſt uns aber Jeſus das ſchönſte Vorbild,“ erwiderte Mariann.

Barthle hatte nichts dagegen einzuwenden, aber wenn er in der Stube war und Zeit hatte zuzuhören, mußten nachher wie früher Martergeſchichten geleſen werden.

In den langen Abenden des letzten Winters war nun Mariann mit der Legende fertig geworden, und als der Frühling kam, und der Vater nur ſelten einmal an einem Sonntag in der Stube war, ging Mariann — nicht heimlich, doch ohne dem Barthle etwas davon zu ſagen, zum Sepp und bat ihn, ihr etwas zum Leſen zu leihen, aber etwas von der jetzigen Welt und für die jetzige Zeit, denn alte Geſchichten von Leuten, die ſie nicht begreifen, ſich nicht vorſtellen könne, habe ſie nun in der Legende genug geleſen.

„Das Mädchen denkt klug,“ murmelte Sepp. „Es mag dem Himmel danken, daß der Alte nicht alles weiß, ſonſt würde er, das würde er —“

Er ging in Franzens Zimmer und kam bald mit einem ziemlich gebraucht aussehenden Band wieder zurück. „Zwar," sagte er, „ist es nicht extra für Weibsbilder gemacht, aber die Legende eigentlich auch nicht, gelt?"

Es war das „Goldmacherdorf" von Zschokke. Mariann hatte dann fleißig jede freie Minute zum Lesen benützt und war eben zu dem Kapitel gekommen, wo die Goldmacher vom Oswald das Hexen lernen wollen, als der Vater mit dem Regenschirm kam und auch diesem Sonntagsvergnügen für immer ein Ende machen wollte.

Hätte Mariann den Sepp und alles, was von ihm kam, für schlecht und verführerisch gehalten, so würde sie ihm das Buch noch heute zurückgebracht, ja dann würde sie es nie von ihm entlehnt haben. Aber sie glaubte den Sepp besser zu kennen, als ihr Vater, der heute so über ihn hergezogen war. Daß nicht das Buch, welches Barthle ja gar nicht angesehen, denselben so zornig gemacht, hatte das Mädchen bald herausgebracht. Es mußte also der Eigentümer desselben sein, an welchen das Buch ihn jetzt wieder erinnert haben mochte. Aber was konnte ihn denn gegen diesen auf einmal so aufbringen? Bisher, das hatte Mariann wohl bemerkt, war ihm Sepp gar nicht zuwider gewesen, wenn er auch immer etwas an ihm zu tadeln wußte. Das Tadeln konnte der Vater nun einmal nicht lassen, und gerade die pflegte er am schonungslosesten durchzunehmen, welche ihm eigentlich die liebsten waren und die er eben deshalb ganz fehlerfrei gewünscht hätte. Es war nie bös gemeint und oft, wenn der Vater einen seiner Freunde recht unbarmherzig herabsetzte, sagte Mariann lächelnd: „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er!" Sie wußte wohl, daß er jeden andern, der es gewagt hätte, so wie er selbst, seine Freunde zu tadeln, zum Hause hinausgejagt haben würde. Nun aber galt es ernst! Das hatte sie dem Vater wohl

angesehen und angehört. Sie entschloß sich zu folgen, obwohl ihr seine Forderung hart und unbillig vorkam. Sie dachte: „Wenn der Vater auch einmal ein Opfer von mir fordert, so bin ich es ihm zu bringen schuldig. Ich weiß ganz gut, daß es sich nicht bloß ums Buch handelt und die vergnügten Sonntage, die ich damit gehabt hätte, sondern daß von nun an die Freundschaft mit Sepp zu End' ist. Die Freundschaft mit der einzigen Haushaltung im ganzen Dorfe, zu der ich gehen durfte, gehen mochte. Aber in Gottes Namen und dem Vater zulieb will ich nun einmal das tun, was mich hart ankommt, will nun auch seine Launen geduldig ertragen, nachdem ich mich solange seiner Liebe erfreut habe; er ist eben auch nur ein schwacher Mensch. Noch bei weitem besser ist er doch als hundert andere."

Es war noch selten oder nie vorgekommen, daß Mariann Entschuldigungen für die Fehler ihres Vaters oder für sich Beweggründe zum Gehorsam suchen mußte. Denn immer hatte sie ihn für den Besten und das, was er wollte und tat, für das Klügste gehalten, so daß ihr Gedanken, wie die heutigen, als die traurigsten und sündhaftesten vorgekommen wären.

Mariann hatte aber ebensowenig eine Ahnung davon, daß von nun an das bisherige Verhältnis zwischen ihr und dem als eine Art von höherem Wesen angesehenen Vater aufhören müsse, als dieser daran dachte, welch eine Reihe von Gedanken und Empfindungen er durch Nichtbeherrschen seines Zorns in seinem Kinde wachgerufen habe.

Fünftes Kapitel.

In Feld und Haus.

Am andern Morgen, als noch kaum der Tag sich sehen ließ, war im Dorfe schon alles in Bewegung. Viele Bauern hatten die ganze Nacht nicht ruhig schlafen können, denn immer wieder hatte es sie aus dem Bett ans Fenster getrieben, um zu sehen, was der Nebel mache. Und nun, als man noch bei Licht den Kaffee trank, erzählten sie genau, wie der Himmel jede Stunde ausgesehen, bis endlich um zwei Uhr der letzte Nebel über die Berge hinausgezogen sei.

Nach dem Frühstück ging es ans Mähen „was gibst, was hast". Überall hörte man das Klingen der Sensen und das Singen der Mäher, die im Takte des Liedes die Sense schwangen. Es war ein herrlicher Morgen und allgemein behauptete man, die nahen Berge hätten schon jahrelang nicht mehr so goldig geglänzt, die Vögel in den Wäldern nicht so schön gesungen als heute. Die unfreundlichen Tage der letzten Wochen waren vergessen und wohl die meisten im Dorfe, die sich an dem herrlichen Morgen erfreuend, mit Lust an die schon so lang verzögerte Arbeit gingen, schickten ein fröhliches Dankgebet hinauf zum Allgütigen, der den gestrigen Psalter so gnädig aufgenommen hatte.

Doch bald verstummten die Sänger und immer langsamer ging das Mähen, welches heut' kein gar kleiner Spaß war, weil Wind und Regen das an vielen Orten fast mannshohe Gras niedergeworfen und ineinander verwickelt hatten,

ſo daß das Feld faſt ausſah, als ob es ein Hexenplatz geweſen ſei.

Zuerſt wollte es nun beſonders denen, die ſich rühmten, gute Mäher zu ſein, nicht in den Kopf, daß man heute Viertelſtunden lang faſt auf dem gleichen Plätzchen bleiben, und, wie die Katze um den heißen Brei, um dasſelbe herum laufen müſſe. Jeder fuhr zuerſt etlichemal mit der Senſe über die liegenden Halme hinweg, oder bohrte die Senſenſpitze in den Boden, ehe er es aufgab, in gewohntem Takte fortzumähen. Man tröſtete ſich zwar einigermaßen mit dem Gedanken: Anderen geht es auch nicht beſſer! Aber ärgerlich war es doch für die beſſeren Mäher, welche ſtolz darauf ſind, recht viel wegzubringen. Man darf ſich daher nicht wundern, daß dieſen die Luſt zum Singen bald verging.

Doch was dem einen übel kommt, das kommt dem andern wohl, ſagt ein altes Sprichwort, welches ſich auch heute beſtätigte. Während die guten Mäher ſich ärgerten, daß ſie beim beſten Willen nicht vorwärts kommen konnten, gab es dagegen andere, die ſich darüber freuten. Sie brauchten diesmal wenigſtens das Ausmähen nicht zu fürchten, welches ſonſt immer die Angſt und Not der ſchlechten Mäher war. Wenn man nämlich zu mähen anfängt, geht der voran, welcher ſich für den flinkſten hält, die andern aber folgen ihm nach, ſo ſchnell ſie können, und jeder mäht nun eine „Mahdo“ ſo lang, als die Wieſe iſt. Iſt der Vorangehende nun wirklich ein beſſerer Mäher, als die ihm folgenden, ſo kann er lange vor dieſen wieder zurück, um die zweite Mahdo anzufangen, und kommt ſo immer mehr in Vorteil. Bald hat er die Heuerinnen eingeholt, die auch willig den Weg räumen, da ausgemäht zu werden für ſie keine Schande iſt; wohl aber für die Heuer, auf die es nun mit Rieſenſchritten losgeht, bis ſie völlig eingeholt ſind. Dann wird noch einmal gewetzt und dabei durch einen mit dem Wetzſtein auf dem

Rücken der Sense hervorgebrachten schrillen Ton der bereits errungene Sieg allem Volke verkündet. Nun geht es wieder auf den Vormann los, welcher sich fast zu Tode abmüht, dem Dahereilenden zu entrinnen, oder doch noch wenigstens eine Zeitlang Arbeit zu machen! Aber endlich erlahmt seine Kraft; er muß einmal wetzen, das Halstuch aufknüpfen und sich ein wenig verschnaufen, denn er ist so müde und „hin", daß er nicht mehr vorwärts könnte, wenn ihm das ganze Wuthas*) nachstürmte. Indessen schreitet der Nachkommende, noch gestärkt durch den Gedanken: „Soviel Ohren das Wetzen hörten, soviel Augen sehen uns jetzt zu!" immer näher und näher, bis endlich der erste, müde und von Schweiß triefend, das Feld räumen muß. Das Kämpfen und Schwitzen ist aber damit noch nicht zu Ende, denn es kann einem passieren, daß er an einem Morgen zwei- bis dreimal ausgemäht wird, wenn man ihn recht drangsalieren will.

Heute war aber an solche Neckereien nicht zu denken, alles mähte friedlich nebeneinander her, man wetzte fleißig und nahm Zeit zum Plaudern, mehr als den Bauern lieb sein mochte. Diese glaubten nämlich, man sollte um so fleißiger arbeiten, da man auch dann noch nicht viel wegbringen würde. Doch mochten sie heute nichts sagen, um nicht schon den ersten Tag als Nöter und Treiber bei ihren Leuten unbeliebt zu werden. Sie versuchten zum bösen Spiele gute Miene zu machen, stellten sich zu den Heuern und plauderten mit ihnen von dem gestrigen Streite des Freimaurers mit Barthle, welcher jetzt das neueste und wichtigste Ereignis des Dorfes war. Den Schnäpslern, die überall davon erzählten, war über Nacht das, was Sepp und was Klaus gesagt hatten, untereinandergekommen, und noch viel

*) Wuthas — das wütende Heer.

dazu, was keiner gesagt hatte. Doch das war nicht so gefährlich; vom Sepp konnte und durfte man überall sagen, was man wollte; alles wurde geglaubt, nur das Gute nicht. Wenn so ein armer Teufel einem sechskrippigen*) Bauern von seiner Not erzählt, und wie er daheim ein krankes Weib und hungrige Kinder habe, da kann er sich heiser schwätzen, bis endlich der Sechskrippige den Mund auftut und sagt, es wäre traurig, wenn's so wäre, aber es ist alles nicht wahr, was die Leut' lügen; item, wenn ein Schnäpsler im Wirtshause mit einem vierschrötigen Weintrinker ein vertrauliches Gespräch vom guten oder schlechten Wetter anfangen will, dann bekommt der Vierschrötige ein so gewaltiges Husten, daß er sogleich aufstehen und sich an einen andern Tisch setzen muß; — schimpft aber der arme Teufel über die, welche auch der Vierschrötige nicht leiden kann, und lügt von denen etwas, welchen auch der Sechskrippige folgen muß, dann findet er Zuhörer genug, wenn er nur nicht so dumm ist, sie auf dem Kirchweg, im Wirtshaus oder auf öffentlichen Plätzen zu suchen. Heute hatte jeder, der etwas wußte, das Recht zu reden und seine Meinung zu sagen.

Von den Freimaurern im allgemeinen und von Sepp insbesondere wurden Dinge erzählt, daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können, und dann, wie gewöhnlich bei solchen Veranlassungen, über Schule und Regierung geschimpft. Über die Schule, weil dort so wenig Religion, dagegen so viele weltliche Sachen gelehrt würden, wie z. B. die Sprachlehre, die schon halbes Hexenwerk sei, für keinen Schüler zu verstehen, der nicht schon den Teufel im Leib hab'; über die Regierung schimpfte man, daß sie solche gott- und meisterlose Menschen, wie den Sepp, nicht zu den Soldaten und bis zu unterst nach Afrika hinab stecke. In frühe-

*) Einer, der wenigstens sechs Kühe hat.

ren Zeiten ſei das viel geſchickter und beſſer eingerichtet geweſen. Da habe man alle, die man im Lande nicht habe verbrauchen können, zu den Soldaten geſchickt und ſo alle Jahr aufgeräumt in den Dörfern, daß es eine Luſt geweſen. Ja, damals ſei noch Ordnung im Land geweſen und Frömmigkeit. Die Schlechten habe man ſelbſt ſtrafen können, und in Au ſeien einmal mehrere Haushaltungen des neuen Glaubens wegen fortgejagt worden, es wiſſe kein Menſch, wohin*). Jetzt aber ſei es ganz anders. Jeder Stutzkopf**) glaube, was er gern möge, alles wolle gleichberechtigt ſein und oft fänden ſogar die ärgſten „Bettler" auf dem Gerichte Rat und Hilfe. So kam man von einer Landplage zur andern und wäre vermutlich noch weit gekommen, wenn nicht auf einmal einige der dem Dorfe Zunächſtſtehenden gerufen hätten: Seid ſtill und luget! Man war ſtill, lugte, ſah zwei Gendarmen gemütlich durchs Dorf ſpazieren, und fing dann in Gottes Namen wieder zu mähen an.

Am fleißigſten waren dieſen Morgen die Heuer Sepps geweſen, wozu vielleicht die zwei Kreuzer, die ſie über den gewöhnlichen Taglohn erhielten, ſehr viel beitrugen. Nur einer hatte ſich zu den Arbeitern auf des Nachbars Wieſe geſtellt, und als man dann um acht Uhr überall zum Morgeneſſen heimging, erzählte er den anderen, daß man heute an Sepp wieder einmal kein gutes Haar ungerupft laſſe. Da fingen die anderen an aufzubegehren: ob er ſich denn nicht geſchämt, dabei zu ſein und mitzureden? Er ſollte doch wiſſen, daß man vom Sepp nichts höre, als was der Haß der Großen und der Neid der Kleinen zuſammenlüge. Daß die Reichen und Großen ihn vor Haß zerreißen möchten, ſei ganz begreiflich, denn er frage ihnen nichts nach,

*) Es waren Wiedertäufer, die 1585 nach Mähren auswanderten. (A. d. H.)

**) Eigenſinniger Menſch; vgl. ſtutzig werden, ſtutzen. (A. d. H.)

dürfe herzhaft widerſprechen und habe ſchon allerhand an den Tag gebracht, das ſie wohl lieber im Dunkeln gelaſſen hätten; aber daß auch die Armeren ſo dumm ſeien und ihren alten Götzen zu Lieb' und Ehr' den einzigen, der auch wiſſe, wie einem armen Teufel zumut ſei, ſo herabſetzen, das könne man faſt nicht glauben. Sepp ſei doch der einzige, der es wahrhaft gut mit ihnen meine; er ſei mitleidiger und dienſtbarer, als alle, die den Kopf voll Glauben hätten. Und das ſei für ſie das beſte; das übrige müſſe man Gott und dem Pfarrer überlaſſen. — Nun dürfe man das freilich vor niemand ſagen, man müſſe dafür ſorgen, daß die Kirche im Dorf bleibe, aber wahr ſei doch wahr, und ein Lauskerl ſei, wer etwas anderes hören möge, wenn er doch ſo wenig müſſe, wie da der Hans. Oder was er denn anderes gehört habe, das ſoviel wert wäre, als die Arbeit, die er unterdeſſen hätte tun können?"

„Ja geltet, jetzt kommt der Wunder (die Neugier)?" rief Hans, raſch den Kopf aufrichtend, den er während der Predigt hatte hängen laſſen, wie ein armer Sünder. „Ihr ſeid mir die," fuhr er lachend fort, „welche nichts hören mögen. Ich hätt' faſt Luſt und tät auch nichts ſagen. Man muß nicht mit Prügeln werfen, wenn man Vögel fangen will!"

Die anderen ſagten, er ſolle nur ſchweigen ihretwegen; aber das war von Hans zuviel gefordert. „Der Adlerwirt," erzählte er, „ſoll geſtern abends bei ihm geweſen ſein, von wegen der Sägemühle. Doch ihr habt ſicher ſchon von dem Handel gehört?"

„Noch kein Dämpfle."

„Nun, ſo will ich denn berichten, was ich weiß. Ihr dürft mich ſchon reden laſſen, denn einſtweilen hat Sepp Ruhe, und ihr ſchimpft nur die, welche von ihm etwas hören mögen. — Doch was hab' ich da ſagen wollen? —

Der Adlerwirt war früher ein armer, heuchelnder, ſchmeichelnder Schlucker, liſtig wie der Teufel. Er iſt weit in der Nähe herumgekommen, hat in Dornbirn ſtädtiſche Bräuche gelernt und einen neuen Rock gekauft. Dann, als der alte Adlerwirt in den Himmel mußte, hat er das ſchöne Pöſtlein erſchwätzt und ertänzelt mitſamt der Wirtin. Jedermann weiß, daß er glücklicher verheiratet iſt als ſie. Vom Rösle, dem armen Stiefkind, wollen wir gar nicht reden."

Die Heuer wurden ungeduldig. „Das alles ſei ſchon etwas Altes."

„Schon gut," ſagte Hans, ohne ſich aus ſeiner Ruhe bringen zu laſſen. „Eben aus dem Alten entwickelt ſich das Neue, behauptet der Doktor. In kurzer Zeit wird das Rösle volljährig. Dem nun gehört von Rechts wegen die Wirtſchaft und der größte Teil des Vermögens. Da könnte dann der Katze das Haar ausgehen wollen*), wenn etwa das Mädchen Luſt kriegte zum Heiraten, denn es tut nicht gut, wenn mehr Ehepaare in einem Hauſe ſind als Ofen. Der Adlerwirt will's nun machen wie der ungerechte Haushälter." —

„Du redeſt viel, Hans."

„Aber nicht zu viel. Jedermann ſagt, von ſeinem eigenen Vermögen könnt' er keinen Sauſtall machen laſſen, und doch wird nun gebaut. Das heißt nun doch auf deutſch nichts anderes, als er will das reiche Mädchen an ſich und in ſeine Schulden, ſeinen Wirrwarr hinein verwickeln, daß es ſich dann gar nicht mehr herauszappeln kann, wenn es nicht das und jenes abzerren oder abhauen laſſen will. Man hat auf dieſer Welt ſchon mehr Wunder von der Art erlebt."

---

*) Die Sache wird ernſt, kommt zur Entſcheidung; es geht hart her. (A. d. H.)

„Hat denn das Rösle keinen Vormund, welcher ſich für das Kind wehrt, wenn es die Geſchichte nicht merkt oder nichts ſagen darf?“

Hans ſchaute die Fragenden lachend an. „Wenn der Teufel einen Vormund gehabt hätt', wär' er ſchon längſt um die Hölle gekommen. Meint ihr, er hätt' bisher ſtill zuſehen können, dieſer Vormund, wenn ihm das nicht am meiſten eintrüge? Nein, der ſagt nichts, das Rösle weiß nichts, die Mutter darf ſich nicht regen und niemand würde ſich wehren, wenn der Fink nicht wäre. Der aber wehrt ſich wie die Katz' auf dem Rücken. Der Adlerwirt will nämlich die Säge neben dem Haus an den Dorfbach bauen, der weiter unten auch des Finken Sägemühle treibt. Dieſer nun behauptet, der Dorfbach — oder eigentlich nur der gute Verdienſt — gehöre nur ihm allein. Der Vorſteher ſteht natürlich zum Finken, ſeinem künftigen Töchtermann. Für den Adlerwirt nun iſt das nicht gut, wenn's ernſtlich Streit geben ſollte, denn ‚was der Vorſteher tut, iſt wohlgetan,' meinen die Gemeinderäte mitſamt allem, was drum und dran hängt. Nun ſoll geſtern der Adlerwirt beim Sepp geweſen ſein, um ſich guten Rat und vielleicht auch noch etwas mehr von ihm zu holen.“

Die Heuer meinten, da werde der Wirt wohl nicht viel ausgerichtet haben. Die beiden hätten ſich nie leiden können und wegen dieſem für Sepp nicht beſonders einträglichen Handel werde das auch nicht ſo ſchnell anders werden. Es ſei aber gut, wenn der Wirt nicht noch ein Mittel in die Hände bekomme, ſein ſchlechtes Geſöff an ſchlechte Leute zu bringen.

So redeten und werweißeten*) die Heuer, bis ſie vor Sepps Wohnung angelangt waren.

---

*) Vermutungen aufſtellen, eigentlich oft „wer weiß“ ſagen.

Marie hatte bereits den Tiſch gedeckt und begann zu beten, ſobald die Stubentür hinter dem letzten Heuer zugefallen war.

Sepp kam erſt nach dem Tiſchgebet aus einem Nebenzimmer. Man muß aber darum noch nicht glauben, daß er gar nie gebeiet habe. Jeden Sonntag ging er wenigſtens zur Meſſe und auch in ſeinem Hauſe wurden die täglichen Andachten verrichtet. Alles, was die Kirche ſtreng befiehlt, wurde von ihm beobachtet, nicht weil er das ſich ſelbſt, wohl aber der Weltordnung ſchuldig zu ſein meinte. „Wie die Menſchen juſt ſind, müſſen ſie auf dieſe Art äußerlich gebändiget und innerlich befriediget werden," meinte der Freimaurer, der noch ganz gut wußte, wie wohl ihm ſelbſt einſt geweſen war, wenn er ſich ſo recht in „den Meſſias" hineingeleſen hatte.

Das Haus eines Bauern, der wohlhabend genug iſt, ſich alles nach Wunſch richten und machen zu laſſen, kann einem nur ein wenig aufmerkſamen Beobachter weit mehr andeuten und beſtätigen, als einige Heuer, die beim Morgeneſſen ſitzen. Wir verſäumen daher nichts, wenn wir, während Sepp mit ſeinen Taglöhnern aus der rieſigen Schüſſel Suppe löffelt, uns in ſeinem Hauſe ein wenig umſehen.

Es iſt noch beinahe neu, wie der Wohlſtand ſeines Beſitzers. Wenn ein Einheimiſcher es mit den andern Häuſern vergleicht, ſo kommt es ihm vor, es ſei gerade, wie wenn man den Sepp mit den übrigen Dorfbewohnern vergleichen wollte. Auch ein Fremder, wenn er die großen, freundlichen Zimmer voll altmodiſchen und neuen Hausgerätes ſähe, an deren getäfelten Wänden Landkarten und Kuhſchellen nebeneinander hängen, würde ſich gleich einbilden, dieſes Haus gehöre dem ausländiſch gekleideten Manne, deſſen ſonnverbranntes Geſicht, deſſen Gang und Redeweiſe aber doch, trotz fremder Kleidung und fremden Gedanken, den Bauer

nicht verkennen laſſen. Daß Sepp am Schein keine Freude habe, mußte ſich jeder geſtehen, der ſeine ſchönſten Kühe hinten im Stall ſtehen ſah, und beim Eintritt in die ſchmuckloſen Wohn- und Schlafzimmer wurde man überzeugt, daß er vor keiner Konſequenz zurückſchrecke. Die alte Redensart: „Wer Geld hat, läßt bauen, und wer es recht dick hat, läßt malen und anſtreichen auch noch," iſt ſchuld, daß mancher Bauer in ſeinem Hauſe, beſonders da, wo ſelten fremde Leute hinkommen, vieles ungemacht läßt, um dafür die Wände rot und die Fenſterläden grasgrün zu verſchmieren. Sepp aber wollte es lieber bequem als ſchön. Um Formen hat er ſich nie viel bekümmert. Er überließ es ganz der Sonne, die neuen Wände braun zu färben. Die Wohnſtube war einfacher und öder als die des ärmſten Tagwerkers. Den Bauern war nie recht wohl in dieſer Stube. Allerdings ſah ſie ihnen nicht zu vornehm, wohl aber zu unchriſtlich aus. Sogar der Ehrenplatz im Herrgottswinkel war faſt ganz mit weltlichem Zeug beſetzt, mit Äpfeln, Blumen, weltlichen Bildern und dergleichen wie beim Doktor. Ein Kruzifix war zwar zu ſehen und noch dazu ein ſehr fein gearbeiteter Heiland, „aber ſo erbärmlich klein, daß es eigentlich nicht viel beſſer war als gar nichts". Die Leute meinten, wenn Sepp ſich um Gott und Erlöſung etwas kümmerte, würde er einen größeren Heiland machen laſſen. Er aber pflegte darauf zu erwidern: „Eben weil ich mich darum kümmere, weil ich den Erlöſer und der Menſchheit größten Lehrer noch viel mehr ſchätze und verehre als ihr, tät ich mich ſchämen, ein ſo ſchlechtes Bild von ihm zu haben, wie ich es da und dort ſchon geſehen habe. Um euern Herd aber kümmere ich mich nicht, und wenn euch meine Hauseinrichtung nicht gefällt, ſo iſt das Liebhaberei, wie wenn ſie mir gefällt."

Es gibt nicht viele Bauern, die ſo denken wie Sepp,

und gar nichts tun, gar kein Opfer bringen des lieben Scheines wegen; aber noch viel seltener sind Weiber, die zu solchen Sonderlingen passen.

Nicht nur reiche Bäuerinnen, die, ohne daß die Männer es merken, hier und da ein halb Dutzend Taler aus dem vollen Geldstrumpf herausnehmen können, wollen wenigstens die Wohnstube und sich selbst mit allem möglichen schmücken und überhängen; sondern auch Mägde, die im einsamen Kämmerlein in stillen Nächten sich aus dem Überzug eines alten Regenschirmes ein Hemd zusammenschneiden, kaufen sich auf der Kirchweih einen silbernen Rosenkranz mit schwersilbernem Glauben (Medaillon) und eine seidene Schürze für den so mühevoll erworbenen Lohn. Marie aber gehörte jetzt ebensowenig zu den erstern, als sie früher zu den letztern gehört hatte. Nicht an Sachen, die, wie sie zu sagen pflegte, weder nähren noch warm halten, sondern an ihren Kasten voll Weißzeug hatte sie ihre größte Freude und konnte daher nicht begreifen, wie man daran ein Vergnügen finden könne, alles, was man auf- und anbringe, an sich oder vorn ins Haus zu hängen. Ebenso lächerlich erschien ihr die Sucht vieler Weiber, als recht ordnungsliebend zu gelten, und die Mittel, wodurch sie diesen Zweck zu erreichen suchen. Es kam ihr recht närrisch vor, wenn sie ihre Nachbarinnen den ganzen Tag mit Besen im Hause und hauptsächlich vor demselben herumfahren sah. Trat sie dann einmal in die Wohnstube einer dieser „Ordnungsliebenden" ein, so sah es da freilich aus wie in einem Pfarrhof, und das Weib stand mit dem Waschlumpen in der Hand vor der Haustüre und rief, wie Gott dem Moses, jedem Eintretenden zu: Ziehe aus deine Schuhe! In den übrigen Zimmern und Winkeln dagegen war eine Ordnung, die eigentlich einen ganz anderen Namen verdient hätte, so daß Marie es den gar so säuberlichen Nachbarinnen und

Basen nicht verargen konnte, wenn sie dieselben jahrelang nie zu betreten wagten. Marie hielt gewiß soviel auf Ordnung als eine, aber es war ihr weniger um den Schein, als um die Sache zu tun. Das Pharisäertum in der Haushaltung war ihr ebenso zuwider, als ihrem Manne das andere.

Nach dem Essen gingen die Heuer mit Rechen und Gabeln wieder aufs Feld. Marie räumte den Tisch ab und Sepp fing an, die heute gebrauchten Sensen zu dengeln.

Mancher Bauer darf seine Leute nie allein aufs Feld lassen, immer und überall muß er selbst voran sein, als ob er von Wespen gejagt würde. Wenn einer recht faul ist und ihm sein Geiz daheim doch keine Ruhe läßt, so geht er wenigstens mit dem Rechen hintennach. Sepp aber meinte, wer arbeiten wolle und könne, werde es auch tun, wenn's schon der Arbeitgeber nicht gerade sehe, gezwungene Katzen mausen nicht. Früher war er auch hinten und vorn dabei gewesen, weniger um andere zu treiben, als um selbst voran zu gehen; jetzt blieb er ohne Sorge daheim und schickte statt seiner die Erinnerung an den ungewöhnlich hohen Taglohn mit den Arbeitern ins Feld und hatte dabei noch nie Ursache gehabt, mit ihnen unzufrieden zu sein. — Stolz darauf, daß ihnen alles überlassen wurde, taten sie, soviel sie konnten, um den höheren Lohn und das ihnen geschenkte Vertrauen zu verdienen. Sepp war aber auch daheim nicht müßig, immer kam ihm wieder eine Arbeit in den Sinn, die notwendig verrichtet werden sollte. Seine Taglöhner und andere Leute mochten noch so vielmal sagen, er solle doch ruhig bleiben und sich wohl sein lassen, er habe ja genug getan sein Lebtag und dürfe sich jetzt schon gute Tage anschaffen, das nützte alles nichts. Er hatte es ähnlich, wie viele alte ernsthaft gewordene Leute es haben, wenn sie wieder einmal ins Wirtshaus kommen und Tanzmusik hören.

Da erwacht in ihnen die Erinnerung an die schönste Zeit ihres Lebens. Gerne lassen sich Männer, die schon ihre Enkel bei sich auf dem Tanzplatze haben, bereden, wieder einmal zu probieren, ob es noch gehe, und tanzen dann mit weißhaarigen Großmütterchen, daß die jüngeren Tänzer, sich dadurch geehrt fühlend, ihnen gern „drei allein" lassen und ihre Kunstfertigkeit bewundern. Und wirklich, sie verdienen es! Wie eine Spindel drehen sie sich und gedenken dabei der Zeit, wo sie als fröhliche Buben und Mädchen auf allen Tanzplätzen waren.

Dem Sepp nun, der sein Lebtag nie getanzt hatte, ging es gerade so, wenn er an einem schönen Tage alles um ihn her sich regen und bewegen sah. Er hatte stets bei der Arbeit die vergnügtesten Stunden gehabt, sie war ihm die dankbarste Freundin gewesen und die beste Trösterin, der es immer gelang, den Aufgeregten zu beruhigen, und bei ihm traf's niemand schlechter, als wer ihm mit der Behauptung kam, es sei eine Strafe Gottes, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen müsse.

Wer die Arbeit wahrhaft und um ihrer selbst willen liebt, der hält sie nicht bloß für ein Mittel, sich Fett zu sammeln, um dann ruhig seinen Winterschlaf halten zu können, sondern ihm ist sie auch Zweck, Beruf, ja sein einziges Vergnügen. Wie der Gärtner mit der reifen Frucht alle Freuden des Säens, Pflegens und Pflückens noch einmal genießt, aller seiner Pfleglinge wegen gehabten Sorgen sich lächelnd erinnert, ebenso kehrt dem Greise, wenn er die durch seinen Fleiß fruchtbar gewordenen Felder sieht, die Erinnerung an die schönsten Jahre seines Lebens und mit ihr auch ein Teil der Kraft derselben wieder zurück.

Sepp hatte das schon oft erlebt, wenn er, vor der

Haustüre ſitzend, ſeine ſchönen Güter*) überſchaute; heute erlebte er es wieder. Er ſaß auf dem großen Dengelſtock im Schopf**) und hämmerte auf die Senſen ſo flink und kräftig wie ein Zwanzigjähriger. Nur hier und da hielt er ein wenig inne und ſchaute lächelnd in den ſchönen Tag hinaus. Marie, die, von ihm unbemerkt, hinter der Haustür ſtand, hörte ihn halblaut reden. „Das iſt wieder einmal ein wahrer Prachttag, der nicht mit Geld zu bezahlen wäre," ſagte er; „wie doch alles ſo froh ſich wieder aufrichtet, die Pflanzen und die traurig gebückten Köpfe der Menſchen, die geſtern noch verzweifeln wollten, weil ihnen nicht alles nach Wunſch ging. Nun, die Leute ſind einmal ſchon ſo: fromm, wie die Kapuziner, wenn's der Pfarrer ſieht und hört, ſonſt aber, und beſonders in der Stunde der Prüfung, iſt es mit ihren Tugenden, zum Beiſpiel mit der Ergebung in den Willen Gottes — von der man ſo ſchön zu reden weiß, wenn in Haus, Stall und Feld alles gut ſteht — nicht beſonders wichtig. Ich kann's eigentlich auch niemand verargen, wenn man ſo iſt, nur ſollte man dann auch nicht beſſer und heiliger ſcheinen wollen. Ich weiß wohl und hab' ſchon genugſam erfahren, daß einem das am ſchwerſten aufliegt, was ſich mit dem beſten Willen und aller Kraft nicht anders machen läßt."

„So etwas kommt aber oft vor im Leben und man ſollte es doch auch ertragen lernen!" ſagte Marie, indem ſie etwas näher zu ihm hintrat.

Sepp hatte ſich raſch umgewendet. Es ſchien ihm im erſten Augenblicke unangenehm, von Marie gehört und verſtanden worden zu ſein. Doch bald wurde der Ausdruck ſeines Geſichts wenigſtens wieder ſo freundlich als gewöhn-

*) d. h. Wieſenſtücke.
**) offener Vorbau am Hauſe.

lich. Er tat noch ein paar kräftige Schläge, legte dann Senſe und Hammer neben ſich auf den Boden und ſagte: „Das Ertragenlernen, gute Marie, iſt nicht jedermanns Sache. Mir iſt es leichter geworden, mich aus der Armut herauszuarbeiten, als ſie zu ertragen; mein Vater dagegen war ein wahrer Meiſter im Dulden. Man iſt aber ungleich g'naturt! Der Meiſter, bei dem ich in der Fremde arbeitete, pflegte zu ſagen, die Leut' im Ganzen ſeien ſo dumm und ſchlecht, daß es ſchad' wäre, wenn man etwas Vernünftiges zu ihnen ſagte. Ich aber meinte, eben weil ſie ſo — ſo unerträglich ſeien, ſollte man tun, was man könnte, um ſie beſſer zu machen und vernünftiger."

„Jetzt geſteh mir aber einmal, was haſt du denn ausgerichtet?"

„Nichts — rein ſauber nichts!" ſagte Sepp, indem er ſchnell aufſtand, um eine andere Senſe zu holen. Als er ſich wieder geſetzt hatte, fuhr er fort:

„Eben das liegt ſo hart auf mir, daß ich mich dadrein fügen ſoll, wie beim ſchlechten Wetter, daß ich gar nichts dagegen tun kann."

„Gegen was?"

„Gegen was? —!" rief Sepp heftig, „gegen Dummheit, Aberglauben und leeres Formenweſen ſtatt Religion, gegen die Allmacht der Reichen, die Schneckennatur der Armen und gegen — —"

„Den Roſenkranz und das Benedizieren und den Skorpion," fügte Marie ſchnell bei.

„Haſt auch ſchon davon gehört?"

„Wie ſollt' ich nicht? Alles redet davon und fängt an, vor dir das Kreuz zu machen. Iſt's dir denn noch nicht genug am Alten. Du haſt ſchon lang' leben müſſen faſt wie ein von allen Gemiedener. Du mußt erfahren haben, wie weh das tut, und haſt doch noch nicht genug, machſt's

immer noch ärger. Wir kennen uns ſchon länger," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und du kannſt wiſſen, daß das Einreden nicht meine Sache iſt; aber wenn du ſo redeſt, wo es ſich um die alten frommen Bräuche und um Franzens Glück handelt, da kann, da darf ich nicht länger mehr ſchweigen."

„Ja, ich merk's," ſagte Sepp mit einem Lächeln, welches ſeinen Unmut nicht ganz zu verbergen imſtande war.

„Ich möchte einen Unparteiiſchen es ausſprechen laſſen," fuhr Marie eifrig fort, „ob mein heutiges Reden unnötiger und närriſcher ſei, oder deines geſtern beim Adlerwirt. Du haſt dem Barthle einen Stein in den Garten geworfen, den er wohl nie wieder herausbringt. Franz wird dir gewiß nicht dafür danken und — was Mariann tut, weiß ich nicht."

„Aha! Steckt es da?" ſagte Sepp heiter; „nun wegen dem mach' du dir nur keine Sorgen; Franz iſt einer, der an jeden Finger zwei Mädchen bekommt, lauter von den ſchönſten, bravſten und hübſcheſten, wenn er nur will. Es gibt in unſerm Ländchen noch ganze halbe Kirchen voll und nur wenige würden ihm Nein ſagen!"

Wo iſt wohl die Mutter, der ſo eine Rede nicht wohl täte und die dem Redenden nicht wieder gut würde, auch wenn es derſelbe wäre, der noch vor kurzem einen Strich durch ihre Lieblingsrechnung machte? Freilich kann ſie ſo wenig als eine Glocke auf einmal ſchweigen, aber ihre Rede iſt nicht mehr Sturmgeläute, ſondern nur noch das Verklingen des letzten Tons, welches dann allerdings zuweilen etwas lange währt. Wie um ſich zu entſchuldigen, ſagte Marie, ſie würde nichts geſagt haben, wenn es ſich nicht um Franzens Glück handelte, aber eine wie die Mariann gebe es weit und breit nicht mehr; ſie meine nicht wegen dem Vermögen oder der Hübſche allein, ſondern hauptſächlich we-

gen der Gutheit. Die ließe ſich um einen Finger wickeln, ſo geduldig und fügſam ſei ſie, wie ihre Mutter ſelig, die mit Barthle auch ſo muſterhaft friedſam gelebt hab', wie es mit dem nicht die hundertſte imſtand geweſen wäre. Und dann das müſſe ſie ſchon auch ſagen, da ſie nun einmal im Reden ſei, ſie dünke es närriſch, wenn man immer ſtreiten tue über das, was man glauben ſolle, denn ſie meine, in dem Stück mache jeder ſo gut er könne. Durch ſolche Streite komme man in böſen Ruf, mache ſich bei vielen verhaßt, und ausrichten und beſſer machen könne einer gar nichts, wenn er nicht Pfarrer ſei; dafür habe ſie Beweiſe, wenn er allenfalls, wie ſonſt immer, noch Beweiſe haben wolle. So ſei zum Beiſpiel der Barthle ſchon vielmal ausgelacht worden wegen der hohen Haustürſchwelle, über die man mehr klettern als gehen müſſe. Aber alles umſonſt, denn Barthle ſage, wenn er die Schwelle anders machte, würde wieder die Türe nicht paſſen, ſo aber füge ſich alles prächtig zuſammen und das ſei das ſchönſte. Solche Flickereien möge er nicht; denn ihm, wie früher ſeinen Vätern, ſei es ſo gut und recht, und ſonſt geh' das niemand etwas an. — Wenn man nun nicht einmal imſtande ſei, einem ein Stück von der unbequemen Türſchwelle wegzuſchwätzen, dann dürfe man ſich nicht einbilden, daß man von ſeinem Glauben etwas wegnehmen, oder etwas an demſelben flicken könne. Das ſei aber noch nicht das ärgſte; denn wenn einen das am beſten freue, was er habe, ſo ſei es ja recht; das ärgſte ſeien die böſen Folgen ſolcher Streite, die noch nie ausgeblieben ſeien. Gewiß mache auch heut der Adlerwirt dem Pfarrer wieder ein langes und breites. Dann wiſſe kein Menſch, was man am Sonntag in der Predigt wieder alles hören müſſe.

So ging es noch lange fort und Sepp wußte, um ſein Weib auf andere Gedanken zu bringen, kein beſſeres Mittel, als demſelben etwas Neues mitzuteilen. Als daher Marie

einmal etwas länger als einen Augenblick innehielt, benützte er ſchnell die vielleicht lange nicht wiederkommende Gelegenheit und ſagte: „Den Adlerwirt brauchſt du einſtweilen nicht mehr zu fürchten, heut bin ich ihm ſicher der liebſte Mann.“

„Oha, das wäre ja noch ärger als das andere!“ ſagte Marie erſchrocken. „Was habt ihr denn gehabt geſtern abends?“

„Er will eine Säge bauen.“

„Und das Geld dazu — woher nimmt er es?“

„Wo er's überkommt. Ich zum Beiſpiel hab' ihm einige hundert Gulden verſprochen.“

„Du dem Adlerwirt? — Aber nun glaub' ich bald, man müſſe nicht nur zwei, ſondern zwanzig Zentner Salz miteinander eſſen, bis man ſich kennen lernt. Du dem Adlerwirt Geld leihen! Was man doch alles erleben kann.“

„Es iſt für die ganze Gegend ein Nutzen, wenn der Fink den Wurf nicht mehr allein in den Händen hat.“

„Aber für den Adlerwirt ſelbſt iſt es gewiß kein Nutzen, ich habe ſchon oft gehört, für einen nichtsnutzigen Mann ſei jedes Geſchäft ein Loch im Hausweſen. Je mehr Geſchäfte alſo, deſto mehr Löcher, und deſto bälder werde es leer und gehe zugrunde!“

„Der Adlerwirt mit ſeinem Hausweſen geht mich gar nichts an und dich auch nicht,“ ſagte Sepp ruhig; „er iſt nie mein Mann geweſen und iſt es auch jetzt nicht.“

„Und doch willſt du ihm Geld anvertrauen, dich zu ihm ſtellen?“

„Das Geld werd' ich ſchon ein wenig anzubinden wiſſen, daß es mir nicht ſo ſchnell davonläuft; es iſt eigentlich nicht meine Abſicht, den Adlerwirt zu unterſtützen, aber der guten Sache will ich vorwärts helfen mit allen Kräften.“

„Das iſt recht und ſchön, du biſt doch immer ein guter,

ja der beſte Mann, wenn's doch nur die Leut' um Gottes willen einmal einſehen täten!"

„Vielleicht," ſagte Sepp lächelnd, „bin ich diesmal nicht gar ſo gut als du wähnſt, doch ich ſollt' dir eigentlich nichts davon in den Sinn geben."

„Von was ſollteſt du mir nichts in den Sinn geben?"

„Davon, daß ich dem Vorſteher und ſeinem Anhang einen gewaltigen Poſſen ſpiele, wenn ich dem Adlerwirt ſeinen Handel gewinnen helfe."

„Welchen Handel?"

„Der Fink, oder eigentlich der Vorſteher hat einen ganzen Haufen Gründe gegen eine Säge am Dorfbach ausfindig gemacht. Zum Beiſpiel, das Waſſer komme ſpäter auf des Finken Säge, wenn es der Adlerwirt zuerſt brauche, und dergleichen. Der Fink meint kurzweg, der Bach gehöre ihm, und doch iſt es ihm noch nie eingefallen, den Bachwuhr allein zu machen, oder einem den Schaden zu erſetzen, den ſein Bach auf den Gütern anrichtete. Du verſtehſt das freilich nicht, aber glaub's auf mein Wort: von einem Rechte des Finken iſt vernünftigerweiſe keine Rede; doch mein Gott! Vernünftigerweiſe! Was geht das ſolche Männer an? Die ſchreiben gemütlich ein paar Bogen voll ſolcher Gründe zuſammen und ſchicken ſie zur Schande unſeres Ländchens in die Welt hinaus, damit man auf dem Gericht und überall mit und ohne Brille ihr gutes Recht einſehen und ihre Weisheit bewundern könne. Kurz, der Fink will einen Prozeß anfangen."

„Behüt' uns Gott! Gar einen Prozeß und du willſt dich auch darein miſchen? Nein, um Gottes willen tu' doch das nicht! Es koſtet da recht grauſam viel Geld und Ständ' und Gäng'. Die Gerichtsherren ſind ja auch noch da; kann man denn nicht zu dieſen?"

„Jawohl, man kann; aber die Gerichtsherren meinen,

die Vorsteher und gesalbten Häupter seien die Klügsten und Besten in den Gemeinden, drum helfen sie zu diesen, und wer keinen Titel hat, der hat auch kein Recht."

„Ja, ja, das versteh' ich halt nicht und du wirst wohl recht haben, wirst wohl wissen, was du willst. Mir wäre es freilich am liebsten, wenn du dich nicht soviel um fremde Sachen kümmertest. Wie wär' uns so wohl jetzt, wenn du nur die Leute machen ließest, was sie wollten, sie würden dich doch auch ruhig deinen Weg gehen lassen. Gott hat dir soviel verliehen, doch die Gabe hat er dir nicht gegeben, es wär' uns sonst zu wohl auf der Welt. Wir dächten nie an seinen Himmel, wenn wir immer Frieden im Haus und in der Gemeinde hätten. Nun in Gottes Namen! Ich will jetzt dem gar nicht mehr nachsinnen."

Marie ging wieder in die Küche, aber ihren Vorsatz, „dem Gesagten nicht mehr nachzusinnen", hielt sie nicht. Ein Prozeß und ihr Mann darin verwickelt! Das war doch gar zu schrecklich, um es so mir nichts dir nichts wieder aus dem Sinn schlagen zu können. Schon oft hatte sie von Prozessen und dem daraus entstandenen Unheil und Elend erzählen gehört; jetzt sollte dieses alles verschlingende Ungeheuer in ihr Dorf, ja bis in ihr eigenes Haus kommen! Sie sah in Gedanken schon alle Kommoden, Tische und Bänke mit unleserlichen, überstempelten Schriften bedeckt, ihr schönes Geschirr zu Tintenfässern benützt; magere Schreiber sah sie auf den Säulen ihrer Füße im Dorfe herumrennen, Weiber und Mädchen ängstigend mit unverschämten Blicken und Reden, und fette Herren mit Brillen hörte sie lateinisch reden, daß ihr dabei himmelangst wurde. Denn das alles geschah auch wegen ihrem Mann, der es einst vor Gott verantworten und für den Adlerwirt bezahlen mußte. Ein Prozeß, hatte sie schon oft gehört, sei das Schlechteste, es sei eben eine ungewisse,

ungerechte Sache, ſonſt gäbe ſie keinen Streit unter den G'ſtudierten. Daß aber ihr Mann, nur um dem Vorſteher und deſſen Anhang einen Poſſen zu ſpielen, dem Adlerwirt helfe, glaubte ſie nicht und blieb dabei, daß er es nur der guten Sache wegen tue, das war noch ihr einziger Troſt. Fraglicher erſchien ihr, ob Sepp dabei nicht auch den Adlerwirt im Auge habe. Sie meinte nämlich, wenn einer, den man lang als Feind angeſehen habe, daherkomme und Rat und Hilfe ſuche, ſo ſei für einen Mann wie ihr Sepp die Verſuchung, aus einem Feind einen Freund zu machen und ſo auf die edelſte Weiſe ſich zu rächen, ſo groß, daß man es ihm eigentlich nicht verargen könne, wenn er dem Herzensdrang nachgebe und etwas Unüberlegtes tue. Sie hielt das freilich für eine ſeltene Schwäche ihres Mannes, doch fühlte ſie, daß ſie in dieſem Fall ſo gehandelt haben würde, und was hätte ihn anderes auch zu dieſer Handlungsweiſe veranlaſſen ſollen? Sie mochte ſeine Reden umkehren, ſo oft ſie wollte, ſie fand nichts heraus, als daß er ihr eigentlich die Wahrheit gar nicht ſagen möge, ſonſt würde er nicht in einer Minute zwei Gegenteile behauptet haben. Das tat ihr zwar weh, doch nahm ſie ſich feſt vor, geduldig zu ſein, es ihm zu überlaſſen und nie mehr weiter darüber zu fragen.

Während Marie ſo ſann und Vorſätze machte, dengelte Sepp eine Senſe nach der anderen. Er redete nicht mehr mit ſich ſelbſt und war ſo mit der Arbeit — oder vielleicht mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er gar nichts von dem gewahrte, was um ihn her vorging. Barthles Mariann, die, ohne von ihm bemerkt zu werden, bis hart neben ihn herangetreten war, hatte ſchon zweimal die beim Dengeln übliche Frage: „Macheſt's ſcharf?“ wiederholt und noch keine Antwort erhalten. Endlich als ſie das drittemal fragte, richtete er ſich auf und ſagte: „Ein wenig! — Aha, grüß Gott, Mariann, hätteſt etwas wollen?“

„Dir das ‚Goldmacherdorf' wiederbringen," antwortete das Mädchen, indem es mit weggewandtem Geſicht das Buch neben den erſtaunten Sepp auf den Dengelſtock legte.

„Haſt du Zeit," fragte er, „jetzt mit Büchern in der Welt herumzulaufen?"

Mariann ſchwieg eine Zeitlang und ſah auf den Boden, als ob ſie dort die Antwort leſen wolle; endlich ſagte ſie: „Eben weil ich jetzt keine Zeit mehr bekomme zum Leſen, hab' ich dir das Buch gebracht."

„So — dann wirſt du jetzt wohl kein anderes mitnehmen wollen?"

„Nein, nein! Ich ſag' vergelt's Gott für das und nun muß ich wieder gehen. — Seid nicht gar zu ſtreng und b'hüt Gott!"

Das alles ſagte Mariann in einem Atemzuge und — fort war ſie.

Sepp nahm das Buch, legte es neben ſich und fing dann langſam wieder zu dengeln an. „Das iſt nun noch einmal der tauſends Skorpion!" murmelte er; „man will mit dem Freimaurer nichts, gar nichts mehr zu tun haben — verſtanden! Drum wirft man ihm ſeinen Plunder ſo vor die Tür; das iſt alles. Sonſt iſt Mariann nie ſo gekommen und nie ſo gegangen. Was ſie wohl denkt jetzt? Doch — bah! Es kümmert ſich auch niemand darum, was ich denke. Froh bin ich nur, daß Marie nichts davon gehört hat, die würde mir ſonſt noch einmal eine Predigt halten."

Sechſtes Kapitel.

Wie es beim Barthle zugeht.

Wie ein Kind, das ſich eines Unrechts bewußt iſt, eilte Mariann heim. Erſt als ſie des väterlichen Hauſes hohe Schwelle überſchritten hatte, ſtand ſie aufatmend ſtill und ſchaute wehmütig zu dem ſchönen Hauſe auf der andern Seite der Gaſſe hinüber, welches ſie ſoeben verlaſſen hatte, gerade als ob ſie erwarte, es werde nun dort etwas ganz Beſonderes vorgehen. Sie ſah und hörte aber nichts, als daß Sepp nicht mehr ſo ſchnell bengelte wie vorher, was ſie ſich leicht erklären konnte. Die einſam Lebende, die ſchon oft tagelang über ein unbedeutendes Ereignis, eine einzige Rede nachgedacht hatte, bildete ſich ein, es werde dem Sepp nun lange Zeit Kopfarbeit machen, daß ſie ihm ſo zur Unzeit das Buch gebracht habe. Vielleicht erriet er, daß ſie es auf Befehl des Vaters habe tun müſſen, und das wäre ihr auch das liebſte geweſen. Als Sepp ſie fragte, ob ſie jetzt Zeit habe, mit Büchern in der Welt herumzulaufen, fehlte nicht mehr viel, ſo hätte ſie ihm den ganzen Hergang erzählt; doch den Vater vor einem Fremden — und wenn es auch Sepp war — anklagen, um ſich ſelbſt dadurch zu entſchuldigen, das durfte und wollte ſie nicht. Etwas aber mußte ſie ſagen und da entrann ihr dann in der Verlegenheit eine Antwort, die ſie gleich danach für ſo grob, ſo ungeſchickt hielt, daß ſie ſich zu ſchämen anfing, und daher fortmachte, ſo ſchnell ſie konnte. Im Gehen hatte ſie noch einmal hineingeſchaut in das ihr immer ſo liebe Haus, in welchem ſie ſo manchen

frohen Tag verlebt hatte. Sie nahm in Gedanken Abſchied vom Sepp, der faſt mehr als der eigene Vater für ihre und Klausmelkers Erziehung getan hatte, von Marien, die ihr eine zweite Mutter geweſen war, und von dem ſtillen, ernſten Franz, der ſie ſo oft ihrem wilderen Bruder gegenüber verteidigt, mit dem ſie immer ſo gern und ſo leicht gelernt hatte. Der Gedanke, daß nun die gute Nachbarſchaft mit dieſen ihr ſo lieben Leuten zu Ende ſei, wollte ſie nicht mehr verlaſſen. Als ſie daheim angekommen war, fing ſie an zu fragen: „Was wird nun Sepp von mir denken? Was wird er dem Franz erzählen? Mein Betragen muß ihnen wohl ſonderbar vorkommen!“ Mariann war nicht eitel, aber vor ihrem Erzieher mochte ſie doch nicht gern ungezogen, vor ihrem Wohltäter nicht undankbar erſcheinen. Sie war froh, daß endlich der Vater kam, vor dem ſie ſich nun doch wieder mit gutem Gewiſſen ſehen laſſen durfte; es erinnerte ſie auch an ihre Hausarbeit, an die ſie gar nicht mehr gedacht hatte.

Unter dem Eſſen erzählte der Hansmichel, welcher mit dem Weberle beim Barthle als Heuer angeſtellt war, mit etwas unſicherer Stimme, er habe geſtern dem Sepp ſeinen Wald, hinter dem Dorf, zu kaufen gegeben.

„Was?“ fuhr Barthle auf, „ſchämſt du dich nicht ins blutig Herz hinein?“

„Armut iſt keine Schand!“ ſagte Hansmichel.

„Wo willſt du aber das Holz für deinen Gebrauch hernehmen? Du Schafskopf!“

„Aus der Gemeindewaldung; es liegt Abgehendes und Faulendes genug dort.“

„Tröſt Gott deinen Vater ſelig! Der kann nun froh ſein, daß er im Himmel iſt! Was er doch wohl ſagen würde, wenn er das noch erlebt hätte,“ ſagte Barthle wehmütig. „Es war ein ſchöner Wald, nun wird er niedergemacht

werden. Es iſt ſo ſchön geweſen, wenn im Frühling dort die Vögel ihr Morgenlied ſangen, nun aber wird man dann dort nichts mehr hören als das Krachen der Lauinen, die werden den Weg bald finden, den man ihnen auftut. Um den Wald iſt's wahrhaft ſchade!"

„Aber meine Kinder kann ich doch nicht verhungern laſſen."

„Hätteſt du nicht geheiratet!"

„Ja geltet!" rief das Weberle, „wenn man ſo etwas ſich ausreden ließe! Mir hat man die Bärbel auch ausreden wollen, Jeſus, Maria! Aber Bärbel hat geſagt: ‚Du wirſt ſehen, Jakob, wir kommen beſſer durch als der Hansmichel, obwohl er eine beſſere Wiege gehabt als wir, denn der hat nichts als Einbildungen, und kann nichts als fürnehm leben.' So hat ſie geſagt. Und jetzt? Jetzt ſieht man's!"

Das Weberle war eigentlich eines jener Männchen, die niemand zu nahe treten, jedermanns guter Freund ſein möchten, dabei aber konnte es keine Gelegenheit unbenützt vorbeigehen laſſen, ſeine Klugheit und die Einſicht ſeiner Bärbel gehörig hervorzuheben, wobei es dann oft alle andern Rück- und Vorſichten vergaß.

Es entſtand eine lange Pauſe. Der Hansmichel wagte nichts zu ſagen. Barthle konnte den ſchönen Wald, welcher eines ſeiner größten Berggüter vor Lauinen ſchützte, nicht ſo ſchnell wieder vergeſſen. Daß Sepp den Wald zum Abholzen gekauft habe, wußte Barthle gewiß, da derſelbe ſchon viele Waldungen hatte und nicht der Mann war, welcher aus bloßer Liebhaberei einige hundert Gulden auslegte. Man würde jedoch dem Barthle ſehr unrecht tun, wenn man glaubte, er habe nur aus Eigennutz, weil ſeinem Berggut dadurch Gefahr drohte, den Verkauf des Waldes ſo ungern gehabt. Dem Manne, der ſich ſogar an die unbe-

queme Türſchwelle ſo gewöhnt hatte, daß er ſie trotz allem Auslachen nicht anders machen ließ, tat es ſehr weh, daß ſein Dorf die herrlichen Wälder, die dasſelbe wie ein Kranz umgaben und vor manchem Sturm ſchützten, immer mehr verlor. Ein bißchen Neid war auch dabei, denn der Wald war einer der ſchönſten, hatte ſeinem Vetter, dem Kleber, gehört, und wenn es nun für ihn, den Verwandten, ſchon unangenehm war, daß ihn Hansmichel verkaufen mußte, ſo war doch der Umſtand, daß Sepp ihn gekauft hatte, für den Barthle noch ärgerlicher. „Muß denn dieſer Freimau— die Naſe in allem haben?“ rief er endlich aus. „Er iſt immer ſo armenväterlich; hätteſt du nicht von ihm Geld entlehnen und den Wald ihm als Pfand verſchreiben können? So leihen ja ſogar die Juden aus.“

Des reichen Klebers Hansmichel mochte nicht ſagen, daß er ſchon vor langer Zeit Geld aufgenommen, und daß er den Wald verkaufte, weil er die Zinſen nicht mehr aufzubringen imſtande war. Er fragte alſo dagegen: „Hättet Ihr mir Geld gegeben, Barthle?“

Das Weberle merkte wohl, daß die Luft immer heißer wurde. Ihm war nicht mehr recht wohl bei der Sache, und es ſuchte daher das nahende Wetter noch geſchwind auf eine andere Seite zu treiben. „Der Sepp,“ ſagte es, „kann jetzt den Wald ſchon brauchen. Der Adlerwirt will eine Säge bauen und ſoll darum ſchon mehrmals bei ihm geweſen ſein. Ich und Bärbel haben geſagt zueinander: die werden vermutlich gemeine Sach' machen.“

Barthle fuhr bei dieſen Worten ſo heftig auf, daß das Weberle vor Schrecken den ſoeben gefüllten Löffel auf den Tiſch fallen ließ, war dann aber gleich wieder ruhiger und ſagte: „Ja, ich glaub' ſelbſt, ſo etwas ſei im Gang; Sepp iſt grad' der rechte Hummel, um auch noch als Holzhändler unſer Land auszuſaugen.“

„Die Holzhändler," meinte Hansmichel, „bringen aber doch viel Geld ins Land."

„Den Teufel bringen sie," rief Barthle heftig. Nach einer Pause fuhr er aber wehmütig fort: „Am frömmsten und am häuslichsten und am reichsten ist man damals gewesen, als man noch kein oder nur wenig Geld gehabt hat. Die jetzig Welt, die nicht mehr zu leben weiß ohne Kaffee und Tobak und derlei Modetand, kann das freilich nicht begreifen. Aus allem muß jetzt Geld gemacht werden — aus gar allem! Unsere Väter haben uns Kirchen gebaut, Pfründen gestiftet, Weg' und Steg' gemacht und alles ordentlich hergerichtet, die Menschen von heut sollten sich schämen vor ihnen und vor der Nachwelt, an die sie aber gar nicht mehr denken in ihrer Geld- und Genußsucht. Wenn es noch einige Jahre so stark geht mit dem Holzhandel, so kann man unser Ländchen nicht mehr Bregenzerwald, sondern nur noch Bregenzerloch heißen — das kann man! Doch wir wollen beten, den Narren kann man doch nichts sagen, alles ist umsonst."

Nach dem Tischgebet schickte Barthle die Heuer rechts, die Heuerinnen links, um das gemähte Gras zu „wenden". Er selbst wollte dem Platz vor dem Hause, der sogenannten Hofstatt abwarten, denn es war seine Gewohnheit, allein irgendwo zu arbeiten, mit den andern ging er nur, wenn es durchaus nicht anders zu machen war. Auch seine Heuer und Heuerinnen verteilte er immer soviel er konnte; denn er meinte, je größer der Hause sei, desto größer werde das Geschwätz, wo man aber viel rede, da werde wenig getan. Das fröhliche Reden und Lachen bei der Arbeit war ihm zuwider; wer es gar gewagt hätte, wie viele andere Heuleute, zu jauchzen und zu singen, der hätte beim Barthle bald Feierabend bekommen. Er mochte daher keine jungen Heuer und Heuerinnen; denen gebe das ledige G'schäft (gegen-

ſeitige Neckereien) vielzuviel Arbeit, ſagte er, und hatte daher ſchon mehrere Jahre den Hansmichel und das Weberle als Heuer angeſtellt, zwei Männer, die allerdings mit dem „ledigen G'ſchäft" nichts mehr zu tun hatten, aber deswegen doch nicht meinten, daß den ganzen Tag ohne Aufhören gearbeitet werden müſſe.

Dem Hansmichel konnte man es auf den erſten Blick anſehen, daß ihm die Arbeit gar nicht in die Hände paſſe. Natürlich; des reichen Klebers Hansmichel hatte nicht viel gelernt. In den Jahren, als die Lederhoſen noch nicht ſo an ihm herumlotterten, war er immer mit zwei Stieren im Dorf herumgefahren, daß man meinte „wunder was", und ihm jedermann, am meiſten aber ſeine Brüder, die guten Händel mißgönnten, weil alle ſtrengeren Arbeiten ihnen aufgebürdet wurden. Später waren die Brüder, die etwas gelernt hatten, dann aber doch viel beſſer daran als Hansmichel, der zwar den Stolz des Vaters ganz, von ſeinem Vermögen aber nur den fünften Teil erbte. Wie viele reiche Bauern, hatte der alte Kleber ſeinen Buben nie mehr als einige Batzen in die Hände gelaſſen; was ſie brauchten, war immer da, ſie lernten daher nicht ſparen und nicht rechnen. Es währte nicht lange, bis Hansmichel, der auch nicht arbeiten gelernt hatte, den größten Teil von ſeinem und dem Vermögen ſeines Weibes verbraucht hatte und zu den ſogenannten Hausarmen gehörte. Weil ſeine Verwandten ihm und den Seinigen wenigſtens das Häuschen und den Wald erhalten, auch ihn in der „eigenen Gemeinde" nicht betteln laſſen wollten, verſchafften ſie ihm immer das Nötigſte, und Barthle, der, wie bereits erwähnt, auch zu ſeiner Freundſchaft gehörte, hatte ihn, der ſonſt ſicher nirgends Verdienſt gefunden hätte, als Heuer angeſtellt.

Auch das Weberle war nicht einzig wegen dem bei Barthle, was es als Heuer zu leiſten imſtande war. Aber

es war ein pfiffiges Männchen, das ſich überall und beſonders beim Barthle ſehr beliebt zu machen gewußt hatte. Als das Kind armer Leute war es überall herumgeſchoben worden, hatte bald die Launen eines jeden kennen und ertragen gelernt. Mit ſeiner Bärbel, die wohl jedem andern zu „geſalzen" geweſen wäre, lebte es im ſchönſten Frieden, denn es hielt ſie für ein Muſter der Klugheit und hatte nie etwas dagegen einzuwenden, daß ſie alles regierte. Es ſelbſt hatte ſeine größte Freude am Leſen und daran, den Bauern aus den geleſenen Büchern und den Zeitungen, die es vom Pfarrer holte, zu erzählen. Daß es ſich auf ſeine Gelehrſamkeit viel einbildete, war ganz natürlich, denn noch ſein Lebtag hatte ihm niemand im Ernſt widerſprochen als Sepp und um den kümmerte es ſich gerade nicht viel, da es wußte, wie unbeliebt er war. Von allem wußte das Weberle zu berichten, von Geiſtlichem und Weltlichem. Was es las, erzählte es, und was es erzählte, war gewöhnlich aus entlehnten alten und neuen Büchern Geleſenes. Den Bauern gefiel am beſten, daß es nicht, wie andere, aus erlogenen Büchern das Lügen gelernt habe. Und das war auch richtig; von dem, was es erlebte, ſah und hörte, tat ſeine Einbildungskraft nie etwas hinweg und nie kam etwas dazu, außer vielleicht hier und da, wenn es von ſeiner Bärbel erzählte. Dem Barthle, bei dem es manchen Tag im Jahr arbeitete, hatte es ſchon viele vergnügte Stunden gemacht und war ihm ſo lieb, als ihm ein Taglöhner nur werden konnte.

Langſam ſchritten die beiden Männer dem Heuplatze zu, und Hansmichel, der unter dem langen Tiſchgebet die Vorwürfe des Barthle noch nicht vergeſſen hatte, machte jetzt ſeinem gepreßten Herzen Luft; von ſo einem möge er ſchon gar nichts hören, der habe noch nie erfahren, wie es in einem Hauſe ſei, wo Schmalhans den Küchenzettel mache.

Gar nichts habe der erfahren! Wenn er ſein Vermögen auch mit einem hätte teilen müſſen, ſo wäre er jetzt ein armer Teufel. Von dem, was er eigentlich können und verſtanden hab', ſei der nicht fett geworden, und mit dem, was er verdient, hätt' ſich keine hungrige Kirchenmaus erhalten können. Den gehe es nichts an, was andere machen, er ſolle nur zufrieden ſein, daß er es ſo gut habe und nichts zu verkaufen brauche. So maulte der Hansmichel, bis ſie auf dem Heuplatz angekommen waren. Unter dem Wenden ſagte das Weberle: „Ja, Not leiden iſt hart. Ich weiß es auch noch vom Vater her, wie das ein Elend iſt, wenn man nichts daheim hat als hungrige Leute und nichts im Sack als Löcher. Aber wer es daheim dann ſonſt in der Ordnung hat, kann immer noch zufrieden ſein. Ich und Bärbel haben jetzt auch nichts übrigs, aber mit dem Barthle täten wir doch nicht tauſchen. An meinen Buben werden wir dann etwa mehr Freuden erleben, als er an ſeinem. Beſonders mein Jüngſter iſt ein abſonderlich Geſcheiter, der wird grad' wie ich. Er hätt' mir freilich ſtudieren müſſen, wenn ich das Geld dazu gehabt hätt', aber nun, in Gott's Namen! Ein guter Kopf kommt am End' überall leicht durch ..."

„Meine Mutter," entgegnete Hansmichel, „hat manches Vaterunſer gebetet, daß doch keines ihrer Kinder einen guten Kopf überkomme. Sie hat gemeint, ſolche Köpfe ſeien ein Unglück für jede Haushaltung, ſie taugten kurzum gar nichts. Seit der Klausmelker da fortgelaufen, iſt mir dieſe Rede ſchon viel und vielmals in den Sinn gekommen."

„Mit dem iſt es etwas anderes; der iſt zuerſt durch Sepp verderbt worden," ſagte das Weberle.

„Ei Weberle, erzähl' mir einmal, wie es geweſen ſei! Du biſt viel beim Barthle um und an, du mußt den ganzen Hergang wiſſen. Das Heu da kann trocken werden ohne uns,

Mittag iſt's noch lang' nicht — dort wär' prächtiger Schatten unter dem Apfelbaum — komm!"

Das war nun einmal eine Aufforderung, gegen die das Weberle nichts einzuwenden hatte. Im Schatten ſitzen und erzählen, das war ſein Gaudium, auch wenn es nur einen Hansmichel zum Zuhörer hatte. Eigentlich erzählte es doch am liebſten Selbſterlebtes oder Geſehenes. Da zog während dem Erzählen ein Stück Leben an ihm vorüber; es begriff da alles, hatte darüber mehr oder minder nachgedacht und konnte daher nicht ſo leicht mit Fragen in Verlegenheit gebracht werden. Wenn es dagegen erzählte, was es geleſen oder von „glaubwürdigen Männern" gehört habe, ſo war es ganz anders. Es begriff nicht alles, erzählte daher auch nicht ſo deutlich und wußte auf manche Frage keine andere Antwort, als daß ein Dummkopf in einer Minute mehr fragen, denn ein kluger Mann in einem ganzen Tage beantworten könne.

Nachdem ſich die beiden Heuer in den prächtigen Schatten geſetzt und die Pfeifen angezündet hatten, fing das Weberle an: „Klausmelker gehörte im ganzen zu denjenigen, die am liebſten viel verdienen und viel brauchen möchten."

„Und das," fiel Hansmichel ein, „ſind die ſchlechteſten. In der Jugend arbeiten ſie ſich zu Krüppeln, gewöhnen ſich ans Wohlleben und im Alter haben ſie nichts und ſind nichts. Das hab' ich ſchon vielmal ſagen hören. Ich weiß auch noch ganz gut, wie unſer Vater den Kleinen damals ſchlug, als er ſich für eine ganze Woche wie ein armer Teufel auf den Taglohn verdingte, nur um Geld zur Kirchweih zu überkommen."

„Barthle", fuhr das Weberle fort, „hat auch gedacht, wie du da ſagteſt; zwar ſchlug er den Buben nicht oft, aber dafür dann tüchtig, wenn er einmal recht erwildete; Klausmelker überkam daher einen mächtigen Reſpekt und tat ver-

ſtohlen vor dem Alten, was er nur immer konnte. Auch Mariann fürchtete den Vater und wär' durch ein Feuer geſprungen, wenn er etwas ſagte. Die Magd, welche nach dem Tode der Mutter ins Haus gekommen war, richtete den beiden Kindern manches Mal Schläge an und davon kam es, daß ſie ſo ungern zu Hauſe waren. Man ſollte doch nicht zu ſtreng ſein beim Erziehen, damit die Kinder nicht ſcheu würden. Ich habe ſchon ſchauderhafte Geſchichten geleſen von böſen Stiefmüttern und Vätern, wie der Adlerwirt einer iſt. Sein Stiefkind, das Rösle, war auch nie daheim und trieb ſich mit denen des Barthle im Dorf herum, bis es daheimbleiben mußte, um ſeine jüngeren Stiefgeſchwiſter zu bewachen und der Mutter bei der Arbeit zu helfen. Barthles Kinder aber behielt niemand daheim. Dem Vater, der noch dem Tode des Weibes nachſann, war ihr Frohſinn, ihre Heiterkeit zuwider und die Magd konnte ſie gar nicht leiden. Nun werden ſie dann hier und da auch zum Sepp gekommen ſein und da iſt es dann kein Wunder, daß ſie immer wieder hingingen, wo ſie ein eigenes Zimmer, Bilderbücher und was ſonſt Kinder freut, mit Franzen gemein haben konnten. Du kennſt den Sepp! Wie über alles, ſo hat er auch über die Erziehung des Menſchen ganz eigene Anſichten. Ich fürchte faſt, er glaube nicht einmal an die Erbſünde. Ich hab' ihn wenigſtens mehr als einmal ſagen gehört, der Menſch ſei von Natur aus gut und werde nur durch die Welt verdorben. Man kann wahrhaftig faſt nicht begreifen, warum Gott Kinder zu ſo einem Mann ins Haus läßt. In früheren Zeiten hätte Gott ſolche Männer furchtbar geſtraft. Ich habe im ‚Prugger' mehr als ein Beiſpiel geleſen. Dem Sepp aber geht's immer gut und er meint jetzt, er wiſſe das Rechte und nicht wir. Weil er nun das ſchon damals feſt im Kopf hatte, ſo wollte er ſeinen Buben und unglücklicherweiſe auch Barthles Kinder

ihm ähnlich machen. In ſeinem Hauſe ließ er ſie tun, was ſie wollten, ſogar ſpielen mit Karten. Er hatte es eben wie der Teufel, der auch keine größere Freude kennt, als andere unglücklich und ihm ſelbſt ähnlich zu machen."

„Warum behielt denn aber Barthle ſeine Kinder nicht lieber daheim?"

„Ich hab's ſchon geſagt: weil ſie, beſonders der Bub', zu lebhaft waren. Barthle hat es freilich nicht ganz recht gemacht, aber du glaubſt gar nicht, wie der Klausmelker eine Unruhe geweſen iſt, gerade als ob er Queckſilber im Leib habe. Auf alles kletterte er, alles hatte er in den Händen und immer mußte man ihm etwas wehren, ſo daß es dem Barthle eigentlich nicht zu verargen iſt, wenn er ihn gern täglich eine Zeitlang fortließ."

„Da muß es dann aber zugegangen ſein beim Sepp, wenn drei ſolche Wildfänge beieinander geweſen ſind!"

„Ja man ſollte das wähnen, aber ich kann dir ſagen, es war ſtiller als in der Schule. Da ſind Bücher geweſen und tagelang haben die drei geleſen und gelernt, mitten im Sommer ſogar. Da hat Klausmelker eine Freude gehabt und von der Welt draußen geleſen und weiß Gott von was allem. Da iſt der Teufel in ihn gefahren. Mir iſt es nur wunderlich vorgekommen, daß die beiden Geſchwiſter im gleichen Hauſe ſo Ungleiches gelernt haben. Mariann wurde immer ſtiller und ernſter. Stundenlang konnte ſie ruhig ſitzen, eine Blume, einen Berg, den ſie doch ſchon hundertmal geſehen hatte, betrachten, oder gar nichts tun als ſinnen; Klausmelker aber war wie das Geld überall und nirgends. Nur wenn er irgendwo an einem Spieltiſch ſaß, konnte er ruhig ſein. Du wirſt wohl ſelbſt noch wiſſen, daß der zwölfjährige Junge ſchon von Herzen gern mit jedem ſpielte, welcher Luſt und Zeit dazu hatte."

„Das weiß ich noch ganz gut, man ſagte überall da-

von. Aber das Geld dazu? Er wird's wohl dem Alten geſtohlen haben?"

„Dem Barthle ſtiehlt man nicht ſo leicht, der hat's hinter ſieben Schlöſſern. Der Spitzbub' iſt in der Kirche Miniſtrant*) worden, nicht aus Frömmigkeit, ſondern eben weil er bei jeder Meſſe einen halben Kreuzer hat verdienen können. Das ging nun freilich langſam, aber der Kerle wollte durchaus Geld haben, und in einem Jahr hatte er doch ſchon einige Gulden beiſammen."

„Barthle muß es aber doch gemerkt haben; tat er denn nichts dagegen?"

„Wohl freilich! Er ſchlug ihn braun und blau, er betete für ihn, und ſonſt, meinte er, könne man nichts tun als dafür ſorgen, daß er daheim kein Geld in die Hände bekomme. Ich an Barthles Platz hätte es anders gemacht und ich wär' gewiß weiter gekommen."

„Was hätteſt du getan?"

„Ich hätt' ihm ein paar Taler gegeben und dann zugeſehen. Er war im ganzen gar kein ſo übler Junge, nur lebhaft und unruhig. Geld wollte er haben, denn er brauchte vielerlei, und da ihm der Vater keins gab, fing er manches an, das er ſonſt nicht getan hätte. Ich hab's nie recht erkopfen können, was er eigentlich für ein Heiliger ſei. Vielmal hat er für einige Kreuzer ſein Leben gewagt mit Springen und Klettern. Dennoch war er kein Geizhals und konnte das leicht einem armen Kind ſchenken, was er ſo mit Lebensgefahr verdiente."

„Ein wunderlicher Heiliger!"

„Ja, wunderlich. Und ſo gern hätt' er gearbeitet, doch der Vater hat ihm nichts Rechtes überlaſſen. Da iſt Mariann ſchon beſſer dran geweſen. Barthle hat die jungen

*) Meſſediener. (A. d. H.)

Mägde gar nicht leiden können, drum hat er froh sein müssen, daß sie alles so schnell und so geschickt in die Hände nahm. Klausmelker hätte gern studiert, aber Barthle hat den einzigen Buben natürlich nicht fortgelassen. Da ist dann ein eigensinniger Teufel in den Buben gefahren; er hat allerlei angestellt, daß sogar Sepp ihn ernstlich tadelte."

„Aber," drängte Hansmichel, dem das Weberle gar zu ausführlich erzählte, „wie hat er denn mit Ziegenfellen handeln können, wenn er vom Alten kein Geld bekam?"

„Zuerst haben wir ihm ausgeholfen. Die Bärbel hat sich nicht wenig darauf eingebildet, ja in ihrer Unschuld es sogar weiter erzählt. Ich bin fast krank geworden vor Schreck, als der Barthle mich einmal fragt: ‚Ist's wahr, daß du meinem Buben Geld leihst zum Handeln und ihn verstohlen seine Ware bei dir aufhängen läßt?' — ‚Ja.' ‚Und warum hast du mir nichts gesagt?' — Jetzt, Hansmichel, jetzt galt es meinen Dienst und meine Ehre! Ich sagte: ‚Man könnt' oft viel sagen, wenn man dürfte.' ‚Was weißt du noch mehr?' ‚Daß dein Bub' den Schleichhändlern ihre Waren verkauft.' Mich reute gleich, das gesagt zu haben, denn Barthle wurde zuerst bereits (beinahe) rasend. Doch es lief dann gut ab. Barthle nahm den Jungen ins Verhör, und da der alles ordentlich gestand, schien der Vater alles zu vergeben. Ob's ihm Ernst war, weiß ich nicht, denn Barthle kann sich grausam Gewalt antun, wenn er das für seine Pflicht hält. Er sagte zum Buben: ‚Warum tust du denn alles verstohlen vor mir? Was recht ist, was sich schickt für unsereriei Leute, das hat man dir noch nie gewehrt, überdies wärst du auch zum Folgen lang noch nicht zu alt — verstanden! Den Schleichhandel gibst du mir auf, sonst aber will ich's nun einmal mit Güte versuchen.' So endend ging er fort, kam dann mit dem Hausgeldbeutel wieder in die Stube, zählte zehn Krontaler auf

den Tiſch und ſprach: ‚Da nimm und mach' damit ſo gut als möglich, daß du mir dann ordentlich alles wieder zurückgeben kannſt.' Ich hab' gedacht, es ſei denn doch ein guter Barthle, wenn er einmal ſeine ſchwache Stund' habe. Was Klausmelker dachte, weiß ich nicht, aber geſehen hab' ich, daß ihm Waſſer in die Augen kam, als er das Geld einſteckte.

Gehandelt hat er nun wie beſeſſen und fröhlicher hab' ich ihn ſein Lebtag nie geſehen. Es iſt ihm aber nicht gut gegangen, dem armen Tropfen. Die Felle kamen plötzlich in Abſchlag, ſo daß er ſolche, die er um einen Gulden gekauft hatte, jetzt um ſechs Batzen wieder hergeben mußte. Wenn er nur auch da dem Vater alles geſagt hätte! Doch zu dem fehlte Klausmelkern, der den Barthle zu gut zu kennen meinte, der Mut. Barthle iſt es denn aber doch inne worden, bevor der Junge ſoviel zuſammenbrachte, um ihn zu bezahlen. Im ſelben Frühling hat er nämlich einmal Händel bekommen mit Klauſen, dem Zimmermann, wegen einer Kleinigkeit; du weißt, daß man damals auf Gemeindekoſten das Feld ausmauſen ließ. Da drunten am Sägebach neben Barthles großem Platz hat auch der Klaus ein kleines Stück Gut, welches du wohl kennen wirſt. Nun an einem ſchönen Morgen kommt der Mauſer an den Sägebach, hat nur noch eine einzige Mausfalle bei ſich und ſtellt die herzhaft auf Klauſens kleines Gut."

„Der Dummkopf!"

„Barthle ſieht's, geht hin und wirft die Falle weg. Klaus war nahe dabei geweſen und kommt nun und fragt: ‚Warum iſt dir dort die Falle nicht am rechten Ort?' Sie gehöre auf ſein Gut, denn er müſſe dem Mauſer mehr zahlen als Klaus, hat Barthle geſagt, und da iſt denn der Streit angegangen. Nun weißt du den kleinen Handel der großen Händel. Du weißt aber wohl, wie der Barthle gegen ſolche

Leut' ist. Wenn ihn einer einmal recht erzürnt, so fängt er gleich über seine ganze Verwandtschaft zu schimpfen an, als ob kein guter Faden an ihr wäre. Zum Klaus hat er unter anderem gesagt, wenn er ein unverschämter, ehrvergessener Taugenichts sei, so dürfe man sich nicht wundern und über sein böses Maul auch nicht, denn aus so einer Freundschaft heraus könne nicht wohl etwas anderes kommen, wenn Gott kein Wunder wirke. Wunder aber tue Gott keine wegen so einem lumpigen Bettler."

Dem Hansmichel gefiel diese Rede ungemein wohl und er meinte, da werde dann Klaus wohl still geworden sein.

„Klaus wird nicht so schnell still; der hat ein Maul, es sticht und haut. — Wenn er auch ein Lump sei, sagte er, und aus einer Bettlerfamilie obendrein, in seinem Hause habe er doch keine so verfluchte Ordnung, wie beim Barthle eine sei. Der Klausmelker, müsse er wissen, sei der heimtückischeste Spitzbub', ein Spieler, ein Schwärzer und alles, was zu einem Lumpen gehöre. Er solle daher seine Besen nur wieder mitnehmen und vor der eigenen Tür sauber machen. Darauf ist Barthle still geworden und heimgegangen, als ob man ihn an den Kopf geschlagen hätt'. Er hatte da zwar nichts Neues vernommen, aber ‚sich so etwas von einem sagen lassen,' murmelte er, als er bei mir vorbeiging, ‚und dabei stehen müssen wie stumm — nein, nein, das ist zu viel!' Unter dem Mittagessen fragt' er Klausmelkern, wo er das Geld habe. ‚Da,' sagte der und legte einige Gulden auf den Tisch. ‚Und das andere?' Ganz leise sagte der Spitzbub', der Tiroler, dem er verkauft, hab' ihm noch nicht alles gezahlt. Da kommt zum Unglück nachmittags, als der Junge nicht auf dem Handel, wie der Alte meint, sondern auf dem Taglohn ist, der Tiroler und will wieder Felle. ‚Er soll nur zuerst die alten zahlen,' sagt Barthle. Nun aber schwört der Mann bei Jesus, Maria und Josef

und allen Engeln und Heiligen, er habe alles bei Kreuzer und Heller bezahlt; der Adlerwirt und alle im Haus könnten es bezeugen. — Hansmichel! Das war ein langer Nachmittag für unſereinen und ein warmer auch. Ich leſe gern Geſchichten, in denen es recht unter und über hergeht; aber zum Erleben iſt ſo etwas kein Spaß. — Mit einem Prügel in der Hand erwartete Barthle hinter der Haustür Klausmelkers Heimkehr. Mariann war nirgends zu ſehen. Ich ſollte Holz ſpalten, aber ich konnte keinen rechten Streich mit der Axt tun und es war mir immer, als ob ich im Keller drinnen jemand weinen höre. Endlich oder eigentlich ſchon kommt Klausmelker. Wie der Hund im Kalender auf den Mörder ſeines Herrn, fährt Barthle auf ihn heraus. Was er dabei ſagte, weiß ich nicht, es war mehr gebrüllt als geredet. Doch er war zu raſch geweſen; der Junge kam ungeſchlagen davon, denn er hatte flinkere Beine als der Alte. Aber noch jetzt läuft mir das Grauſen den Rücken hinauf, wenn ich daran denke, wie der Vater dem Sohn den Prügel nachwarf und ſchrie: ‚Du verdammter Lümmel du! Lauf dir die Füße ab bis ans Knie herauf und ſo weit der Himmel blau iſt, aber komm nie mehr unter mein Dach, du Lügner! Nie, nie mehr!‘ — Unter dem Nachteſſen war es ſo ſtill, ob eine Leiche im Hauſe liege und die Totenuhren hörte man gehen in den Wänden und die Fenſter klappern und raſſeln im Abendwind und Mariannen weinen im Keller und überall tönte es nur: ‚Nie, nie mehr!‘ Das war ein Abend! Aber Hansmichel, mich friert, wir wollen wieder ans Heuen!“

„Erzähl‘ nur noch aus!“ ſagte dieſer, „wenn’s dir hier am Schatten zu kühl wird, ſo iſt dort Sonnenſchein.“

„Ich kann’s ja beim Heuen auch erzählen,“ meinte das Weberle. Es ſtand auf, wiſchte ſich verſtohlen mit dem Hemdärmel die Augen und fing wieder zu wenden an.

Als auch Hansmichel nachgekommen war, fuhr es in ſeiner Erzählung fort: „Als ich heim kam, war Klausmelker in der Stube und ſagte, er wolle ſeine Geige holen. Er war ein ungemeiner Liebhaber der Muſik und ſpielte, ſoviel ich kenne, nicht ſchlecht, faſt beſſer als ſein Lehrmeiſter, der Klaus. Die Geige hatte er um etliche Batzen gekauft und ſie immer bei mir gehabt, da er ſie daheim nicht ſehen laſſen durfte. Ich ſagte zu ihm, er ſolle heut das Geigen eine gute Sache ſein laſſen und bei mir über Nacht bleiben; aber er wollte die Geige, wollte hinaus; er werde ſchon unterkommen, ſagte er, er möchte noch einmal im Hauſe ſeiner Mutter ſchlafen und wenn es auch nur in der Streue wäre. So ging er mit der Geige hinaus und bald hörte ich ihn vor dem Hauſe aufſpielen, aber Hansmichel! ſo traurig, ſo wie in der Kirche beim Seelenamt, und doch wieder nicht ſo. Es war gerade, als ob er die ganze Geſchichte, das ganze Elend dieſes Tages aufſpielen tät. Bisher hatte ich am ganzen Leib gezittert, wie ein naſſes Kind, aber als ich ſo dem Geigen zuhörte, wurde mir merkwürdig warm und bis er aufhörte, ſo heiß, daß ich ſicher gleich zum Barthle gegangen wär', um ihm einmal die Meinung zu ſagen, wenn Bärbel es mir nicht ausgeredet hätte. Sie hat eigentlich recht gehabt, es würde wohl nichts genützt haben."

„Du wirſt ſehen, Barthle läßt dem närriſchen Lümmel keinen Kreuzer zukommen," bemerkte Hansmichel.

Das Weberle meinte: „Er ſäh es doch gern, wenn er wieder käm'. Ich hab' ihm Klausmelkers Kleider abkaufen wollen für meine Buben; aber er hat geſagt, wenn er wieder heim komme, müſſe er auch Kleider haben. Das iſt das einzige Mal geweſen, daß er von ſeinem Buben geredet hat."

„Aber hat er die Kleider nicht mit?"

„Nur mit einem kleinen Bündel hab' ich ihn am Morgen nach jenem Abend aus dem Kammerfenſter heraus-

klettern geſehen, als der Alte im Stall war. ‚Wo aus?‘ habe ich ihn gefragt. ‚Luſtenau zu,‘ hat er geantwortet wie immer, wenn er nicht gern ſagte, wohin er gehe.“

„Und ſeitdem hat man nie etwas gehört?“

„Er hat einmal geſchrieben.“

„Ei was? Wo iſt er? Was tut er?“

„Man ſollt' eigentlich nichts davon ſagen.“

„A bah! Mir darfſt du's ſchon ſagen; ich meine nicht, daß alles geplaudert ſein müſſe. So hab' ich zum Beiſpiel noch keinem Menſchen geſagt, wie ſchlecht der Adlerwirt ſtehe und daß er bald alles verkaufen müſſe.“

„Aber ich weiß es jetzt doch, hä hä hä!“ lachte das Weberle. „Nun,“ fuhr es dann fort, „im Grunde iſt nicht viel dahinter und über alles ſchon lange Gras gewachſen. Ja, an einem Morgen — Sonntag iſt es geweſen — bin ich in Barthles Haus kommen. Da ſitzt Mariann am Fenſter, hat ein geſchriebenes Blatt Papier vor ſich und wiſcht die Augen. Was hat jetzt die da? dachte ich, und als Mariann hinausging, nahm ich's und las, und es iſt vom Klausmelker ein Brief geweſen. Er ſchrieb nichts Gutes. Nur achtzehn Kreuzer — der Lohn vom vorigen Tag — hab' er bei ihm gehabt, daher bald ſeine Geige verkaufen müſſen, wenn ſchon daraus nicht viel zu löſen geweſen ſei. Er habe dann einen Dienſt geſucht in Dornbirn und Feldkirch und dazu gebettelt. Es ſei ihm ſchlecht gegangen, bis er ſich entſchloſſen und einen Bauern gefragt habe, wo man ſich melden müſſe, wenn man Grenzjäger werden wolle. Der Bauer hab' ihm das aber ausgeredet und geſagt, wenn er nichts Beſſeres wiſſe, ſo ſolle er zu ihm kommen bis am Herbſt. Bei dem ſei er nun und der Vater wiſſe jetzt ſeine ganze Geſchichte, wenn er ſich allenfalls noch ein wenig um ihn kümmere. Hinten dran ſtand: ‚Laſſet mir den Franz grüßen und ihm ſagen: Er ſoll meiner im Unglück nicht vergeſſen und nicht

mehr ſpielen. Geſchrieben in Luſtenau am 16. Juni.' Das war im vorigen Sommer und ſeitdem hat man nichts mehr von ihm gehört."

„Ja, da hat er es nun, wär' er daheim geblieben!" ſagte Hansmichel trocken.

„Wär' nichts geweſen, zwei harte Steine mahlen nicht," meinte das Weberle.

Jetzt läutete es Mittag. Die beiden Heuer beteten laut und langſam den engliſchen Gruß und gingen dann mit mächtigen Schritten, die Heugabeln hoch aufrichtend, dem Hauſe Barthles zu, wo die andern bereits auf ſie warteten.

Siebentes Kapitel.

Wie Sepp den Franz beſucht und was er dabei erfährt.

Die ganze Woche war das Wetter geweſen, wie es die Heuer nur wünſchen konnten. Ein ſchöner Tag folgte dem andern, die Sonne ſchien alles wieder einbringen zu wollen, was ſie die letzten Wochen verſäumt hatte, kein nahendes Gewitter brachte die Leute in Angſt und Schrecken, kein Wölklein ließ ſich ſehen; aber laufen und ſpringen mußte man doch die ganze Woche, beinahe als ob immer ein Donnerwetter das dürre Heu wieder zu durchnäſſen gedroht hätte. Am Samstag machte alles ſpät Feierabend und nur wenige kamen am Sonntag morgens zur Frühmeſſe. Einer aber war da, den ſo früh gewiß niemand in der Kirche geſucht hätte, nämlich der Sepp. Alle Anweſenden bemerkten ihn und alle verwunderten ſich darüber, bis ſie ihn in etwa einer halben Stunde mit Hut und Stock zum Dorf hinausſchreiten ſahen und ſich nun leicht einbilden konnten, daß er zu ſeinem Franz auf die Alp gehe. Wenn ein anderer Mann an einem Sonntag in die Frühmeſſe und dann zu ſeinem Buben auf eine Alp wäre, ſo würde das wohl keinem Menſchen als etwas Auffälliges, Unrechtes vorgekommen ſein; aber was Sepp tat, war unrecht, und wenn aus einer ſeiner Handlungen nichts Böſes herauszufinden war, wurde etwas hineingedacht. „Der Mann wird immer noch ſchlechter!“ hieß es faſt überall, wo man ihn fortgehen ſah. „Es iſt doch ein wahres Elend mit dieſem Freimaurer! In den Nach-

mittagsgottesdienſt geht er ſchon lange nie mehr und nun fängt er auch noch an in ſeinen alten Tagen, Predigt und Amt zu verſäumen. Was wohl der Pfarrer dazu ſagen wird? Der wird wieder tun! Aber eigentlich iſt er närriſch, daß er ſich immer noch mit dieſem harten Klotz abgeben mag, an dem doch Tauf und Chriſam verloren iſt."

Sepp kümmerte ſich nicht viel um die Reden der ihm Nachſehenden. Ihn beſchäftigten ganz andere Gedanken, während er auf ſeinem Wege langſam dem neugekauften Walde zuſchritt. Er war keine poetiſche Natur, jubelte nicht auf mit der neuerwachenden Schöpfung, wenn die dämmernde Eos mit Roſenfingern emporſtieg; aber es war ihm doch wohl bei ſeinem Morgengange, wenn er ſchon mehr die ſchönen Tannen beachtete, als die Vögel, die, auf den Äſten derſelben ſich wiegend, ihr Morgenlied ſangen. Es iſt ſo einem Sepp eigentlich auch nicht zu verargen, wenn er, die Gold- und Silberſtücke berechnend, welche er für die nun ihm gehörenden Rieſentannen zu erhalten hoffte, kein Auge mehr hatte für das goldige Leuchten der von der Morgenſonne beſtrahlten Berge und die wie Silber funkelnden Tautropfen, die an den Gräſern hingen. Sepp rechnete viel und gern, aber er war doch kein Geizhals und noch viel minder ein Neidhammel, der alles für ſich will, nie an andere denkt; er bedauerte den Hansmichel und noch mehr deſſen Kinder, die an ihrer Armut gar nicht ſchuld waren. „Doch," dachte er dann wieder, „ihr Unglück iſt eigentlich nicht ſo groß, als es zuerſt ſcheint. Wäre Hansmichel als armer Leute Kind auf die Welt gekommen, ſo wäre er ſicher ein beſſerer Menſch geworden. Seine Kinder ſind am Ende gar nicht ſo übel dran. Arbeit findet man in der Welt draußen genug, wenn man will; ſogar hier herum gibt's jetzt für ſtarke Hände oft etwas zu tun, und das hat man größtenteils dem Holzhandel zu verdanken." Wenn Sepp

einmal auf den Holzhandel kam, dann saß er fest und hatte zu sinnen genug. Da konnte er erst zusammenrechnen, um wieviel Tausende das Land durch denselben bereichert werde; hernach ärgerte er sich eine Zeitlang über die Dummköpfe, die ihren und des Landes Vorteil nicht einsehen und aus Liebe zum Gewohnten sogar ihre Wälder völlig unbenützt lassen wollten, weil auch die Väter es so gemacht hätten; zuletzt aber tröstete er sich damit, daß er am Ende auch hier, wie bei allem auf der Welt, die Aussicht auf Gewinn den Sieg davontragen werde.

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich Sepp, bis er etwa drei Stunden später, müde und von Schweiß triefend, auf der Höhe des Berges ankam, über dessen Rücken die Alp wie ein Sattel zu beiden Seiten hinunterhing. Am Fuße des Felsens, welcher gegen Mittag den Kopf in die Höhe streckte, waren noch die letzten Spuren des Winters, einige Lauinen, zu sehen, während in der Alp der Frühling, welcher sich schon längst aus dem Tal geflüchtet hatte, seine schönsten Feste feierte. Die Alp mit den vielen, blumengeschmückten, von Alprosen umkränzten Hügeln, auf die über Nacht ein Regenbogen gefallen zu sein schien, lag zwischen noch von Schnee bedeckten Tobeln*) und ernsten dunkeln Tannenwaldungen wie die Freuden der Weihnachtszeit zwischen den unfreundlichen, traurigen Tagen des Winters. Der Gesang der Vögel war oft begleitet vom Krachen zusammenstürzender Lauinen und dem Rauschen des Wassers, welches, durch die gestürzten eingesperrt, sich wieder einen Weg durchbrechen mußte.

Doch die Schönheiten der Alpenwelt sind schon oft und unübertrefflich geschildert worden, es wird daher hoffentlich genügen zu sagen, daß sogar Sepp alle seine Rech-

*) tief eingeschnittene, schluchtenartige Täler.

nungen vergaß und laut ausrief: „Aber das iſt ſchön, großartig, herrlich!“ Und das war ſicher viel von dem Manne, der ſonſt immer nur das Nützliche für ſchön hielt und an dem ſeine Freude hatte. Als er aber das Schellengeläute ſeiner Kühe hörte, da hatte er keine Ruhe mehr; ſo ſchnell er konnte, eilte er dem Hirten und der Herde entgegen. Franz mußte ihn geſehen haben, plötzlich laut aufjauchzend ſprang er von einer Anhöhe herunter und ſtand einige Augenblicke ſpäter neben Sepp, der dem Daherſtürzenden ſtaunend zugeſehen hatte. „Nun, grüß Gott, Küher,“ redete er ihn an und ſchüttelte ihm mit Heftigkeit die Hand, „du haſt dich ſchon bedeutend verändert in den drei oder vier Wochen. Früher hat mich Marie oft ausgelacht wegen meiner ſchwarzen Haut und ich habe dann geſagt, Schwarz ſei allerdings nicht ſchön, aber doch dauerhafter als Weiß. Jetzt würde die gute Mutter ſtaunen, wenn ſie ſähe, wie es die Hitze der letzten Woche deiner ſchönen weißen Haut gemacht hat. Wenn das ſo fortgeht bis am Herbſt, wirſt du deinen Mädchenkopf ganz verlieren und nur noch an den blauen Augen wird man dich als den Sohn deiner Mutter erkennen.“

„Wenn ich nur ſonſt ihr ähnlich bin im Guten und Rechten!“ erwiderte Franz. „Aber wie geht es ihr? Iſt ſie geſund und wohlauf?“

„Ja, alles in der Ordnung, nur wegen deiner hat ſie bei dem ſchlechten Wetter grauſam viel Kummer gehabt.“

Die beiden gingen nun zu den Kühen, die, faſt bis an die Knie im Gras ſtehend, friedlich nebeneinander weideten. Sepp fragte beinahe jeder derſelben beſonders nach, wieviel Milch ſie gebe und wie ſie ſich halte. Dann wollte er auch erzählen, wie ihm mit Heuen gehe, aber das hatte Franz von der Alp aus immer geſehen; er fragte daher ſogleich, was es denn ſonſt Neues gebe. So ein Alpknecht

meint immer, die aus dem Dorfe Kommenden müſſen Neuigkeiten bei ſich haben alle Taſchen voll. Sepp aber wußte von nichts zu berichten, als von ſeinem Streit mit Barthle und von dem Plan des Adlerwirts, eine Säge zu bauen. „Heute," ſchloß er ſeine Mitteilung, „geht derſelbe vermutlich mit einem Bogen im Dorf herum, auf dem er ſich jeden unterſchreiben läßt, daß eine zweite Sägemühle für die ganze Gemeinde — den, welcher die erſte beſitzt, natürlich ausgenommen — von großem Nutzen wäre."

„Es wird ihm ſicher gut gehen, denn bei den Bauern geht nichts leichter, als das Unterſchriftenſammeln, wenn es nichts koſtet. Jeder unterſchreibt, wenn man ihn daheim anſpricht, beinahe was man will, wie überhaupt der einzelne nur ſelten herzhaft zu widerſprechen wagt. Einer allein iſt in der Regel immer ſo weich, ſo fügſam wie Erlenholz, die Menge aber ſtarr wie ein Buchwald. Ein deutlicher Beweis dafür, daß der Menſch eigentlich ganz gut wäre, ein grundgemütlicher Kerl, der nur durch die Menge und wegen dem großen Haufen zurückhält, vorwärts geht und tut und läßt, was er einzeln nie tun und laſſen würde. Es wäre ſicher ein leichtes, den und jenen zu einem vernünftigen Menſchen zu machen, wenn man ihn nur allein hätte; mit dem Haufen aber iſt nichts anzufangen, da iſt's, ob man Bohnen aufbeigen*) wollte."

„Vielleicht," entgegnete Franz, „hat's aber auch ſein Gutes und iſt unſer und anderer Glück, daß der einzelne nicht alles zuſtande bringt, wie er möchte. Der Senn begegnet meinen Weltverbeſſerungsplänen ſtets mit der bekannten Redensart: Jeſus wählte darum zwölf Apoſtel, weil er als Gott wohl wußte, daß ein einziger nicht alles ausrichten und verſtehen kann."

---

*) zu Haufen aufſetzen wie Scheite.

„Viele Köpfe, viele Sinne!“ meinte Sepp.

„Aber es gibt doch keine dümmeren Tiere als die Schafe, die dem überallhin nachlaufen, der eine Schelle trägt.“

„Mit deiner Sprichwörter- und Altweiberweisheit laß ich dich nicht obenauf. In den meisten Fällen haben's die guten Bauern gerade wie die Schafe, die sie so dumm schelten. So hassen sie beispielsweise schon der Spur nach jeden, der nicht des Herrn Pfarrers Freund ist.“

„Wißt Ihr, warum?“

„Allerdings: Weil der Pfarrer eben der Pfarrer ist und —“

„Der Hirt,“ fiel Franz ein, „der Hirt, dem sich die Gemeinde anvertraut. Es ist daher kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung —“

„Laß mich um Gottes willen gehen mit dem Unsinn!“ rief Sepp. „Es gibt gar keine öffentliche Meinung. Was der Pfarrer, oder der Vorsteher, oder der Adlerwirt sagt, ist öffentliche Meinung, das heißt: es hallt in den gedankenleeren Schädeln nach, bis einer kommt, der noch mehr Einfluß hat, noch ärger lärmt und etwas anderes sagt.“

„Ich meine, so entstehe nur das Tagesgeschwätz.“

„Es ist das nämliche.“

„Nein, Vater, bei weitem nicht.“

„Gut, gut! Glaub' du, was du kannst, ich glaube nur, was ich muß, und um das, was Hans oder Gret etwa sagen werden, bekümmere ich mich gar nicht. Darum kümmern sich nur erbärmliche Heuchler und Spitzbuben. Vernünftige Menschen leben, glauben und hassen für sich selbst, denn sie wissen, daß im allgemeinen keiner ungerupft durchkommt. Dir hat der Senn den Kopf verdreht. Schäme dich! Ist's etwa besser, wenn man nach den Grundsätzen anderer handelt als nach den eigenen? Sicher nicht. Das Allerärgste,

Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, würde der Lohn dafür ſein. Du kannſt meinetwegen dem Sennen das ſagen, wenn du ihm ſelbſt gar nichts zu entgegnen weißt. Himmel, ich wollte dir den frommen Schwätzer, der mit ſeinen Sprüchen und Kraftſchlägen alles vor ſich hertreibt, mit Vernunftgründen und Erfahrungsſätzen kitzeln, daß er ſich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen könnte! Noch keiner iſt wahrhaft, das heißt innerlich beſſer geworden, wenn er ſich um die ſogenannte öffentliche Meinung kümmerte. Aus dem Unfrieden mit ſich ſelbſt kann unmöglich etwas Gutes entſtehen. Doch laſſen wir das, du kannſt ſelbſt darüber nachdenken, wenn du das Denken noch nicht verlernt haſt, was ich nicht hoffen will, wenn ich ſchon den Sennen als einen ungeſunden Patron kennen gelernt hab'. Ich bring' dir noch etwas Neues mit von einem, der bei deiner öffentlichen Meinung auch nicht im beſten Ruf iſt, den du aber doch noch nicht ganz vergeſſen haben wirſt. Da iſt ein Brief vom Klausmelker."

„Ei und was ſchreibt der?"

Indem Sepp Franzen den Brief übergab, ſagte er: „Mach' ihn ſelbſt auf. Mir hat er nur auf den Umſchlag geſchrieben, ich ſollte dir den Brief uneröffnet geben und keinem Menſchen ſonſt etwas davon ſagen."

„Ein großmächtiger Brief das," bemerkte Franz, indem er ihn haſtig aufriß.

Die beiden ſetzten ſich auf ein Hügelchen und Franz las:

„Hopfenbach, den 16. Juni 1859.

Geliebteſter Freund!

Du biſt mir immer lieb geweſen. Auch fern von Dir hab' ich oft und oft an Dich gedacht und gewünſcht, daß auch Du und Mariann mich nicht ganz vergeſſen täten. Du haſt's jetzt recht gut bei Vater und Mutter! Wenn auch

meine Mutter noch leben tät, dann wär's ſchwerlich ſo weit gekommen mit mir. Nun, ich will niemand anklagen als mich. Ich hab mich nicht nach denjenigen gerichtet, mit denen ich hätte leben ſollen. Man wird doch alle Jahre auch ein wenig klüger und die Erfahrung beſchneidet dem Knabenmut die Flügel. Wenn ich mein Leben noch einmal vom vierten Jahre an durchmachen könnte, nein, Bruderherzerl, der Klausmelker würde nicht mehr Bauernknecht in Hopfenbach. Mein Vater wird vielleicht von mir noch nichts hören wollen, drum ſchreib' ich an Dich. Die wenigen Kreuzer Botengeld für einen Brief von mir werden Dich doch nicht reuen, wie ein verbregenzerwälderter Menſch Du auch geworden ſein magſt.

Vor allem will ich Dir erzählen, wie es mir gegangen iſt ſeit meiner Abreiſe aus dem Vaterhauſe.

Geld hab' ich keines gehabt, daß es des Nennens wert wäre, das Betteln iſt ſchlecht gegangen, und als ich einen Mann antreffe, der ſchon oft Kühe von uns zum Wintern annahm, da frag' ich ihn, wo man ſich melden müſſe, wenn man Grenzjäger werden wolle. Ich hatte wahrhaft ſo etwas im Sinn. Der Mann aber hat mir's ausgeredet und es iſt ihm gelungen, da er ſelbſt mich anzuſtellen verſprach. Der Spitzbube! Er meinte, mit dem Klausmelker könne man machen, wie man wolle. Arbeiten mußte ich unermüdet, Hunger leiden dabei wie eine Kirchenmaus und der Lohn war kaum groß genug, mir das Schuhwerk zu erhalten.

Da ſitzt er auf einem umgekehrten Melkkübel und beißt an den Fingernägeln herum, der ſtolze Schüler Deines Vaters. Ergreift ihn Tatenluſt, ſo kann er Stroh aufladen, und ſeinen Zorn kann er am harten Brot auslaſſen. Ja, Du frommes Bregenzerwäldergemüt! Die Welt iſt groß und ſchön, aber man ſollte auf etwas hinaufſtehen können, um das alles oder nur etwas davon zu ſehen. Doch was nützt

es, Dir von den Erfahrungen zu erzählen, die einer machen muß, wenn er wie ich ohne Freunde, ohne Kredit, ohne Geld, ja ohne einen anständigen Rock, nur mit stolzen Plänen in der Welt draußen steht. Du kennst mich Starrkopf gut genug, um zu wissen, daß ich den Mut nicht gleich sinken lasse. Du kannst Dir denken, wie ich mich regte und rührte, nachdem ich dem Bauern fortlief, und Du kannst Dir meine Wege selbst vorstellen, wenn ich Dir sage, wohin sie mich führten. Der Vater hat mich nichts lernen lassen, ich wollte dies und jenes, konnte aber nichts tun als froh sein, da ich endlich in einer Fabrik Arbeit fand. Jetzt war ich so frei, wie ich's nur wünschen konnte. Ich war für mich allein da und niemand kümmerte sich um mich als die, denen ich etwas schuldig wurde, und das waren wenige. Unsereinem glaubt keiner, traut keiner; überall ist er fremd, und es wär' schon zum Verrücktwerden, wenn man nicht zuweilen eine Lumperei*) hätte. Warum nicht? Du gutes Mädchenköpfchen! Es stößt einem dann und wann was auf, das nicht hinuntergewürgt werden kann wie trockenes Brot, so was muß man hinunterschwemmen, und wenn man darüber den Verstand verliert, so ist nichts hin, er kommt mehr als früh genug wieder.

Bei unsern Lumpereien sind einige gewesen, die haben schwätzen können wie Briefträger, die haben uns denn vorgepredigt vom Kumismus, oder wie das Ding heißt. Dann und wann hat die Polizei einen geholt und dann hat's geheißen, das seien soziale Zustände, man sollte nach Amerika, wo es keine solchen Zustände gebe. Ich hab's nicht recht begriffen mit diesen Zuständen und der Polizei, aber

*) lustige Liederlichkeit.

nach Amerika gehen hätt' ich schon mögen. Schlechter wär's nicht geworden, und da hätt' ich doch die Abwechslung profitiert. ‚Wenn ich das hätt', was mir der Vater vom mütterlichen Vermögen schuldig ist, dann könnt' ich die Spazierfahrt machen, aber der würde mir nichts geben wollen,' sagte ich, und ‚er muß!' sagten die andern und redeten und schwätzten, bis ich an einem schönen Morgen meine besten Kleider, auf die ich aber nicht sehr stolz war, anlegte und mich auf den Weg zum Barthle machte.

Zuerst war's mir, ob ich einen Rausch hätte, doch das verging lange, bevor ich unser Dorf erreichte. Glaub' mir, es steckt etwas gar Wunderliches in der Luft Deiner Heimat, etwas, von dem einem zuerst beinahe die Augen übergehen; doch der Tabakrauch trägt das bald wieder weg. Ich sah die alten Berge, hörte die bekannten lieben Alpenlieder und wurde wieder angeredet mit der Sprache der Meinigen. Früher habe ich oft erzählen hören, wie das einem so wohl tue, ich aber habe davon nichts als das Gegenteil empfunden. Zuweilen hätt' ich jedem Fröhlichen, der mir begegnete, Ohrfeigen geben mögen, dann wurde mir wieder fast weibisch zumute; ich nahm mir vor, daheim zu bleiben und ordentlich zu tun, wenn der Vater ordentlich mit mir rede. Sonst aber — tausend Element! — sonst wollte ich auch noch einmal recht mit ihm aufbegehren und ihm sagen, was er für einer sei.

An einem Samstag abends kam ich in unser Dorf. Ich war froh, daß ich meines handwerksburschenmäßigen Aussehens wegen nicht fürchten mußte, von jemand erkannt zu werden. Ich hätte mich wahrhaftig vor allen Leuten geschämt, nur vor dem Barthle nicht. Vor den wollte ich hinstehen in meiner Erbärmlichkeit und zu ihm sagen: Da sieh, du frommer Mann, was du aus deinem einzigen Buben gemacht hast!

Doch zu dem kam es nicht. Da ich nicht heim wollte, bevor es dunkel war, ging ich zum Adlerwirt. Ich traf das Rösle vor der Tür mit Aufräumen beschäftigt. Wie doch das unterdessen so groß und schön und ernst geworden ist! Es wird einem ordentlich angst, wenn man sich so anblicken lassen muß und ich sag' Dir: Ich armer, geldnötiger Teufel hätte nicht hundert Gulden genommen dafür, wenn es mich erkannt hätte. Mir war spitzbubenangst und ich machte mich in die Stube, so schnell ich konnte. Da war kein Mensch, und draußen hörte ich das Rösle rufen: Vater, es ist einer drinnen, dem ich nichts Gutes traue und zu dem ich doch nicht hinein mag. Der Wirt kam und brachte mir, was ich verlangte. Die kleineren Kinder guckten scheu zum Fenster herein und riefen dann im Fortspringen einander zu: Er nimmt dich, er frißt dich! Manches Mal würde ich darüber gelacht haben, heut aber war mir ganz anders zumute. Ich ging früher ins Bett und verschob das Heimgehen auf morgen, geschlafen aber hab' ich nicht. Was wird Mariann denken und der Vater und das Rösle? Wer bin ich eigentlich? Kann ich die Schuld von allem auf andere schieben? O, wie könnte ich's gut haben und glücklich sein, wenn ich nur klug gewesen wäre!

Doch ich mag nicht versuchen, Dir zu schreiben, was ich in jener Nacht gedacht habe, der Brief wird sonst schon lang und breit genug. Ich will kurz berichten, was aus dem Gedachten entstand.

Der Vater und die Schwester sollten mich so nicht sehen, drum ging ich noch, bevor es hell war, zum Dorfe hinaus und lief den ganzen Tag wie ein Verfolgter. In die Fabrik aber wär' ich nicht mehr gegangen, wenn ich auch nicht auf dem Wege in einem Wirtshaus als Stallknecht ein Unterkommen gefunden hätte. Das Spotten und Lachen mag hören, wer es lieber hört, als ich. Es reut mich, daß ich nicht

länger an jenem Dienſte blieb, denn hier in Hopfenbach hab' ich nichts Beſſeres gefunden.

Ich bitte Dich, von dieſem Briefe keinem Menſchen etwas zu ſagen, dem Rösle und der Mariann ſchon gar nicht. Schreibe mir, wie es daheim ſteht und was für Geſichter man wohl machen würde, wenn ich auf einmal käme. Wenn man mich nur hineinließe. Eigenen Boden wollte ich mir ſo leicht ſchaffen, als der Bauer im Himmel; der ſetzte ſich auf ſeinen Hut, ich aber ſetzte mich auf die Eigenheiten des Vaters. Bruder, ich bin nicht mehr der alte, ich will der nicht mehr ſein. Ich habe dulden, tragen, mich fügen gelernt. Ich kann alles, wenn ich weiß warum. —

Drei Wochen hab' ich jetzt zu ſchreiben gehabt, jeden Sonntag, das verdient doch eine Antwort. Schreibe aber entweder bald oder einſtweilen gar nicht mehr, da ich doch bald einen andern Dienſt ſuche oder in eine Fabrik gehe.

In der Hoffnung, daß Du bald ſchreibeſt, verbleibe ich

Dein Freund

Niklaus Melchior Kleber,

Dienſtknecht bei N. N. in Hopfenbach."

„Das iſt ein ernſthafter Brief," rief Sepp nach langer Pauſe.

Franz hatte noch einmal zu leſen angefangen, plötzlich fragte er:

„Und Ihr meint nun, Klausmelker ſei ein Heuchler?"

„Bisher nicht."

„Oder ein Dummkopf?"

„Ich glaube nicht. Aber warum jetzt dieſe Fragen?"

„Weil er gegen die Urteile und Meinungen anderer noch nicht gleichgültig iſt."

„Ja ſo — nun ich denke darüber anders. Unter dem Leſen iſt mir eine Rede des Seilers oben im Dorf ein-

gefallen, über die ich oft lachte und die ich heute zum erstenmal recht nachempfand. Man redete einmal von mir, und fand noch einiges an mir zu loben. Der Seiler sagte unwillig: ‚Fleißige Arbeit, aber spottschlechter Hanf! Das hält nicht, ihr mögt's anfangen, wie ihr wollt. Mit dem Sepp nimmt's kein gutes Ende, ihr werdet sehen, er reißt, wie fest er auch scheine, denn er ist im Grund gar nichts.' Diese Seilerrede hab' ich nie vergessen; wenn sie auch nicht feindlicher war als hundert andere, so hat sie doch mehr Eindruck auf mich gemacht. Sie gab das Gefühl der Verachtung so ganz, daß ich sie seitdem immer brauche, um dieses Gefühl auszudrücken. Auch vorhin ist sie mir eingefallen. Dieser Klausmelker mit seinem ohnmächtigen Zorn und seinem dummen Stolz, den liebevolle Gemüter Scham nennen würden, zeigt sich überall erbärmlich. Warum ist er nicht zu mir gekommen? Er rechnet vielzuviel und man könnte glauben, er hab' immer beim Barthle gelebt. Ich sehe wohl, du denkst anders — gut, mein Mann ist so ein scheuer Lump nicht."

„Wo keine Scham ist, da ist auch keine Ehre," bemerkte Franz.

„Laß mich einmal gehen mit dieser Altweiberweisheit!"

„Die Sprichwörter sind öffentliche Meinungen und ich habe dieselben in letzter Zeit zu sammeln und zu studieren angefangen."

Jetzt hörte man den Sennen jauchzen; das war für Franzen der Ruf zum Heimfahren. Der fing auch gleich an, die Kühe zusammenzutreiben, während Sepp sinnend auf seinem Platze sitzen blieb. „Zum alten Barthle," murmelte er, „wird der Klausmelker doch nicht mehr passen, er mag sonst sein, wie er will. Der starre Vater und der leicht bewegliche Sohn sind zu weit auseinander gekom-

men. Und," fuhr er nach einer Pauſe fort, „faſt fürchte ich, daß das auch ſchon von mir und Franzen gelte. So wie ſich der mir heute zeigt, hab' ich ihn nicht wollen; doch ſo wird er auch nicht bleiben. Was iſt's, wenn er ſich an die anſchließt, mit welchen er leben muß? O, im Dorf drunten wird's bald wieder anders werden! Von den Alpen aus erblickt man alles ſchöner, als es iſt. Die Häuſer ſtehen friedlich nebeneinander, die Kirche mitten im Dorf und ſonſt ſieht man wenig und hört gar nichts von dem, was da drunten vorgeht."

Sepp ſtand nun auf und ging den heimeilenden Kühen ſo ſchnell nach, als es dem etwas Ermüdeten möglich war. Als er zu Franzen kam, fragte er denſelben: „Wie gefällt dir denn der Oberſte, der Senn?"

„Er iſt mir ungemein lieb," antwortete Franz; „o, wenn alle Leute ſo wären, dann wär's eine Freude, mit ihnen zu leben!"

„Der Senn iſt gerade, wie die meiſten Leute ſind," ſagte Sepp, und es war ihm anzuſehen, daß er dabei recht gleichgültig ſcheinen wollte.

„Ich bin froh, wenn die meiſten ſo ſind," bemerkte Franz und wollte nun wieder vom Klausmelker anfangen. Der Mariann, meinte er, ſollte man den Brief doch ſehen laſſen. Die wiſſe am beſten zu antworten und könne ſagen, wie es daheim ſtehe. Sepp dagegen ſagte, dazu ſei noch lange Zeit. Dann fing er wieder vom Sennen an. Dieſen aber mochte Franz vor dem demſelben ſehr abgeneigten Vater weder loben noch tadeln. Jeder überließ ſich nun ſeinen Gedanken und Sepp murmelte: „Wenn ich gewußt hätte, daß uns der Käshändler dieſen Brummbär heraufſchickte zum Sennen, dann wäre Franz nicht Küher geworden, das weiß ich."

Zuerſt ging Sepp zu den Melkern in den Stall und

blieb nicht nur dort, bis ſeine eigenen, ſondern bis alle Kühe gemolken waren. Der Bauer will nicht nur wiſſen, wieviel Milch er ins Maßbuch bringt, ſondern er will auch vergleichen mit anderen, deren Kühe neben den ſeinigen weiden, und er iſt ordentlich ſtolz darauf, wenn ſeine Kuh einen Schoppen mehr gibt, als die des Nachbarn.

Nach dem Melken ging Sepp ſinnend vor der Hütte auf und ab, bis er vom Sennen zum Eſſen gerufen wurde.

„Kommt der Sonntag auch bis da herauf?“ fragte der Eintretende erſtaunt, als er die Alpknechte in ihren beſten Kleidern am Tiſche ſitzen ſah.

„Allerdings,“ ſagte der Senn, „nur bleibt er allemal nicht lange da. Es muß dir, der nie Alpknecht war, etwas wunderlich vorkommen, daß wir uns da anziehen, als ob wir zur Kirche gehen wollten. Uns wird viel ſonntäglicher zumute, wenn wir den Staub der Woche wieder einmal abſchütteln.“

Sepp hielt dieſe Rede nur für das heuchleriſche Geſchwätz eines eiteln Frömmlers. Er wußte aber nicht, wie lang ſo einem Alpknecht ein Sonntag werden kann, wenn er nicht Zeit hat, in die Kirche zu gehen, die ihm nicht nur ein Bethaus, ſondern auch ſein Kunſttempel iſt und der einzige Ort, wo er die Arbeiten und Sorgen des Lebens für einige Stunden vergeſſen kann. — In der Kirche probiert der Bauer alle Wochen, ob er noch leſen könne, da ſieht und hört er das Schönſte ſein Lebtag. Drum muß ihm auch ſtets das in der Kirche Geſehene zum Vergleich dienen, wenn er etwas Schönes, etwas Erhabenes beſchreiben will. Eine Muſik iſt ſchön wie eine Orgel, ein guter Redner kann's wie ein Pfarrer, und in großen, wichtigen Augenblicken wird dem Bauer zumute, als ob er allein in der Kirche wäre. Kann er einmal nicht mit der Gemeinde dieſen ihm ſo lieben, ſo heiligen Ort beſuchen, ſo will er doch

den Sonntag mit den andern feiern und ist schon zufrieden, wenn er nur durch ein äußerliches Zeichen seinem Wunsche zu Hilfe kommen kann, wie es auch den Ausgewanderten freut, wenn es ihm gelingt, die Lieblingsblume seiner Heimat auch auf frembem Boden groß zu ziehen.

Sepp, der überall die Schattenseiten sah, hielt so etwas nur für leeres Formenwesen. Ihm galt immer die Arbeit, die treue Berufserfüllung als das Höchste, daher sagte er zum Sennen: „Ich für meine Person halte von derlei Äußerlichkeiten nicht viel und meine, wenn einer in einer Alp völlig wie ein Einsiedler lebe und seine Sache gehörig mache, sei Gott mit ihm zufrieden, wenn er auch das ganze Jahr in keine Kirche kommen sollte."

„Ich hoffe auch, er soll zufrieden sein," sagte der Senn ernst, „aber wenn man die ganze Woche kaum einen guten Gedanken hat, sollte man doch in Predigt und Amt gehen können, man wird sonst gar zu zeitlich."

„Ist aber nicht treue Erfüllung seines Berufes der schönste Gottesdienst?"

„Ich hab' das immer gemeint, bis vor zwei Jahren; da hat der Pfarrer einmal eine Predigt gehalten, die hat mir viel Kopfarbeit gemacht. Er hat gesagt, für die zeitliche Arbeit erhalte der Mensch auch zeitlichen Lohn; aber der Mensch sollte bei den Sorgen fürs Zeitliche auch den Dienst seines Erschaffers nicht vergessen, sollte etwas Besseres sein wollen als die Ameise und andere Arbeiten und andere Sorgen haben als sie! So hat er gesagt."

„Und was hast du dann gedacht?"

„Damit meine er mich und habe recht!"

Sepp sah den Sennen erstaunt an. Er mußte sich wider Willen gestehen: der Mensch ist besser als du. Seine Selbstliebe kämpfte jedoch mit dem Gefühl der Achtung, das für diesen Menschen in ihm sich regte. „Willst auch

du wie Franz dich überschwätzen lassen und in den alten Tagen blinden Glauben zu achten anfangen? Nein, für einen Mann ist Demut keine Tugend!" Das waren die Gedanken, womit Sepp seine „Schwäche" bekämpfte, und als er Sieger zu sein glaubte, rief er dem Senn lachend zu: „Der Pfarrer hat für seinen Gottesdienst zu essen, er hat gut reden, aber uns gibt dafür niemand etwas."

„Das wäre doch keine Antwort auf so eine Predigt," sagte der Senn.

Das hatte Sepp nur zu gut gefühlt. Es reute ihn, sich so schwach, so leidenschaftlich gezeigt zu haben. Aber gesagt war gesagt und nun mußte dem Sennen gezeigt werden, daß er ein Recht habe, über den Pfarrer böse zu sein und alles, was von ihm kam, zu tadeln. „Dem Sennen," sagte er scheinbar ganz gleichgültig, „dem Sennen geht es mit dieser Predigt wie mir mit einer andern von den falschen Propheten."

„Das sollt' einer wieder vergessen, wenn's auch nicht ganz recht war; wir sind alle Menschen mit Fehlern und der Pfarrer auch," sagte der Senn.

„Aber," sagte Sepp, „hast du, hat sonst jemand im Dorf es vergessen?"

Eine Minute lang war es so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören. „Niemand hat es vergessen, gar niemand," rief Sepp und fuhr dann wehmütig fort: „Als ich vor etwa dreißig Jahren in unser Ländchen zurückkam, wollte ich den Leuten nur Gutes tun, wollte vor allem der Freund jedes Armen, jedes Unterdrückten sein, denn ich selbst hatte erfahren, was diese Leute ausstehen müssen. Ich glaubte auch zu wissen, woran es fehle; ihre Religion war Form, heuchlerisches Wesen, träge Ergebenheit in Gottes Willen und dummer Aberglaube. Nun glaubte ich dagegen kämpfen zu dürfen, ohne daß ich dem wahren Christen-

tum ſchaden werde, und noch jetzt halte ich es für ein ſchlechtes Zeichen, daß der Pfarrer anderer Meinung war. — Mit jener Predigt hat er mich ausgeſtoßen aus der Gemeinde, das Band zerriſſen, welches mich an die andern knüpfte, an die, von denen ich Gutes empfangen, denen ich auch Gutes tun wollte. Es war ein Glück für mich, daß ich bei der Arbeit meine Unterhaltung fand."

Der Beiknecht, der bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, ſtand plötzlich auf und ſagte: „Nicht der Pfarrer, ſondern du ſelbſt haſt dich verfeindet gemacht. Warum haſt du unſere geiſtlichen und weltlichen Vorgeſetzten nicht geachtet, warum achteſt du ſie noch nicht?"

„Ich achte jeden, der mir achtungswert ſcheint."

„Der nach deinem Kopf iſt," fiel der Beiknecht ein; „meinſt du denn, es ſei niemand recht, als wer dir gefällt?"

„So haben es aber ich und auch du und faſt alle Menſchen," ſagte Franz, welcher, die Natur des Beiknechts kennend, einen heftigen Streit fürchtete und womöglich verhüten wollte.

Es war wieder ſo ſtille in der Stube, daß man aus dem Dorfe herauf läuten hörte. „Jetzt läutet's zur Wandlung," ſagten die Knechte, knieten mitten in der Stube nieder und beteten. Sepp aber ging zur Türe hinaus und ſchlug dieſe ſo heftig hinter ſich zu, daß im Stall neben der Stube mehrere Kühe, die ſich ſchon gelegt hatten, wieder aufſprangen und im ganzen Stall alle zu brüllen anfing.

„Allegro!" ſchrie der Beiknecht, „ihr Himmeltauſendſakraments-Krüppel, wollt ihr ruhig werden oder ſoll ich euch buchene, ungebrannte Aſche einreiben?"

„Jetzt wird wohl die Wandlung zu Ende ſein," dachte Sepp, während der Beiknecht im Stalle herumpolterte. Als einige Minuten ſpäter Franz mit zwei Waſſerkübeln zum

Brunnen lief, hörte Sepp den Beiknecht zum Sennen ſagen: „Meinſt du nicht auch, die Kühe wären ruhig blieben, wenn Sepp gebetet hätt'? Es hat mir faſt geſchaudert, daß ſogar unvernünftiges Vieh ſich ob ihm entſetzt. Er iſt aber auch einer danach! Der ging das ganz' Jahr nie in die Kirche, wenn ſein Weib nicht wäre."

Der Senn ſagte: „Mir kommt es vor, er ſei im Allerinnerſten nicht ſo ſchlecht, als er ſich zeigt. Aber er haßt den Pfarrer, und ein Sprichwort ſagt: Wer den Kaufmann nicht mag, der tadelt auch ſeine Ware. Ich glaube, er tut manches Unrechte nur dem Pfarrer zum Trotz und ſeiner Lehre."

Sepp mochte die beiden nicht länger belauſchen. Er ſtand auf und ging zum Brunnen hinaus. Franz wollte noch das Waſſer heimtragen und dann mit ihm in der Alp herumlaufen, aber Sepp hatte wenig Luſt dazu. Die Alp habe er ſchon oft geſehen und geredet habe er heute ſchon mehr als genug; er könne ſelbſt nicht begreifen, warum er mit dem Betbruder etwas angefangen habe. Franz aber lief mit dem Waſſer heim und gab dann nicht nach, bis der Vater ſich wenigſtens zu einem kleinen Spaziergang bereden ließ. Doch die beiden redeten nicht mehr viel. Sepp war ärgerlich und unzufrieden mit ſich ſelbſt, mit Franzen, mit dem Sennen und mit allem. Franz erhielt immer nur halbe Antworten, er mochte anfangen, von was er wollte, ſo daß er zuletzt beinahe froh war, als Sepp vom Heimgehen zu reden anfing.

Auf dem Heimwege ſann Sepp nicht mehr dem Holzhandel nach. Den ganzen ſchönen Wald Hansmichels hätte er darum gegeben, wenn Franz nie zum Sennen gekommen wäre. Dieſer Sommer, meinte er, werde der unglücklichſte ſeines Lebens, weil er ihn um die ſchönſte Hoffnung bringe. Er hielt ſich für unglücklicher als den Barthle, der doch

noch ein Kind habe, während er ſtatt ſeines Franz am Herbſt eine Kreatur des Sennen ins Haus bekomme.

Sepp verargte es ſeinem Sohn, daß dieſer den Sennen achtete und liebte, „dieſen ungebildeten, dummen Bauern, der nur wie das Vieh einen Inſtinkt hatte;“ und doch bewies der Umſtand, daß Sepp alles, was er an ſeinem Franz verändert fand, demſelben zuſchrieb und auch für die Zukunft ſeinen Einfluß fürchtete, wie ſchwach er ihm gegenüber in gewiſſen Stücken ſich ſelbſt gefühlt haben mußte.

Der Senn war als einer der ruhigſten, leidenſchaftsloſeſten Männer bekannt, den gar nichts aus der Faſſung bringen konnte und der bei den wichtigſten Ereigniſſen ruhig zu ſagen pflegte: die Welt hängt nicht an einem Nagel. Er gehörte zu keiner Partei, weder zu den Reichen noch zu den Armen, und war doch bei allen beliebt, nur beim Sepp nicht; der konnte ſolche leidenſchaftsloſe Menſchen noch weniger leiden als ſeine Gegner. Nun fürchtete er, der Senn werde Franzen ſo gleichgültig machen gegen alles, was um ihn vorgehe, wie er ſelbſt ſei, und mithin ſeinen Racheplan vereiteln, nach welchem er einſt als Wahrheitsgeiger hätte auftreten ſollen. Sein einziger Troſt war noch die Hoffnung, daß es dem zwanzigjährigen Franz unmöglich ſein werde, nach den Grundſätzen eines mehr als Dreißigjährigen zu leben. Daß dem Grunde, welchen Sepp mit ſeiner Erziehung legte, nicht viel zu trauen ſei, hatte er heute erfahren. „Da auf der Alp mag er ſich alles einbilden, wie er will,“ ſagte Sepp, als er heimgekommen war, „es iſt ihm recht närriſch wohl dabei; wenn er aber wieder etwas erlebt, ſo wird er, will's Gott, ſeine Spruchweisheit wieder verlieren, und ſtatt zu träumen und zu ſinnen, handeln lernen.“

Achtes Kapitel.

Ein Sonderling als Küher.

Den im Lärm einer großen Stadt Lebenden erfaßt oft ein unwiderſtehliches Sehnen nach ländlicher Einſamkeit und Ruhe; ja, er beneidet wohl zuweilen den von ſo vielen Naturſchönheiten umgebenen Älpler, während dieſer nur ſelten an der bekannten Umgebung ſich erfreut, mit welcher er zu ſehr verwachſen iſt, um ſich ihr noch betrachtend gegenüberſtellen zu können. Gewöhnlich muß ein Küher zuerſt den Kelch der Langeweile bis auf die Hefe geleert haben, ehe er etwas anfängt, womit er Kopf und Hände beſchäftigen kann, aber nicht der Hundertſte wird ein Beobachter der Natur. Der eine vertreibt ſich die Zeit mit Kopfrechnen, ein anderer trägt Steine zuſammen und baut Hütten und Kirchen, oder ſchneidet ſich aus Holz Heiligenbilder und Kreuze; hier und da verkürzt ſich einer die Zeit mit Zuſammenzählen aller in ſeinem Dorfe vorkommenden Taufnamen, ſo daß er jeden Herbſt genau wie des Pfarrers Taufbuch ſagen kann, wie viele Joſeffe und Hansmichel, Marien, Annen und Thereſen in ſeiner Heimat leben. So ein Alpknecht wird in der Regel ein wahrer Originalmenſch und erfreut ſich einer Gedächtniskraft, um die ihn mancher paragraphenbeißende Juriſt beneiden könnte.

Franzen aber war bisher der Tag noch nie zu lang geweſen. Wie alle neuen Küher war er ungemein ängſtlich, machte beſonders anfangs oft unnötige Gänge und Sprünge, weil er ſeinem Berufe unmöglich genug tun zu können

meinte. Der Sohn des reichen Bauern hatte zwar sein Lebtag mit dem Vieh umgehen müssen, aber nur mit eigenem; es war ihm daher die Versorgung desselben nie so wichtig vorgekommen als hier, wo nur etwa der vierte Teil der ihm anvertrauten Herde sein Eigentum war. Es ist gewöhnlich viel leichter, dreißig aus einem Stalle kommende Kühe in Ordnung zu erhalten, als zwanzig aus mehreren Ställen zusammengetriebene; und Franz hatte beinahe hundert Kühe beisammen, die etwa zwanzig Bauern gehörten. Da gab es dann immer und überall aufzupassen und abzuwehren, bis die vielen Schellkühe es ausgekämpft hatten, welcher von ihnen das Recht des Vorangehens gehöre, und des Sennen Schellkuh mit lautem Brüllen ihren Sieg verkündete. Franz würde daheim, wo es den Sommer hindurch außer dem Heuen nicht viel zu tun gab, bei weitem ruhigere und bessere Tage gehabt haben, als auf der Alp, wo das Leben nicht gar so angenehm ist, als diejenigen sich einbilden mögen, die nur hier und da einen Küher jauchzen hören und dann am Heiligenkreuztag die Alpknechte mit Backen heimkommen sehen, die fast so rot sind als die Rosen auf ihren Hüten. Mancher Maurer und Handlanger würde nicht tauschen mit einem Alpknecht, dessen Kost zwar besser und dessen Arbeit viel weniger streng ist, der aber nie einen freien Tag hat und gerade beim schlechtesten Wetter am meisten im Felde sein muß. Sepp und besonders die Mutter hatten das und Ähnliches viel und vielmals gesagt, um Franzen die Lust zum Küherleben zu nehmen, jedoch dieser ließ nicht nach mit Bitten und Betteln, bis man ihm endlich erlaubte, sich zu verdingen, um, wie er sagte, einmal aus dem ewigen Einerlei herauszukommen und etwas Neues zu erleben, wenn es auch nur Arbeit und Naßwerden wäre." Dem Sepp war es recht, daß Franz auch die Arbeiten eines Kühers lernen wollte und er nun seine vierundzwanzig

Kühe nicht mehr lauter fremden Leuten anvertrauen mußte. Er wähnte, auch Franz habe hauptſächlich darum auf einmal ſo Luſt, Küher zu werden, und hatte ſich nur ſolange gewehrt, weil er ihn ungern zu den andern Alpknechten ließ, die er „ſelbſt unter Bauern für die dümmſten und roheſten Leute" hielt. Doch er glaubte, daß er Franzen nun gut und feſt genug erzogen habe, um ihn unter die Leute laſſen zu können. Er ahnte nicht, daß gerade dieſe Erziehung Urſache war von Franzens heißem Wunſch, aus dem Dorfe wenigſtens eine Zeitlang fortzukommen.

Von früheſter Jugend an hatte Franz nichts ſo oft gehört als Klagen über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menſchen. Nie durfte er fort von daheim, wenn es nicht durchaus ſein mußte, um, wie der Vater laut vor ihm ſagte, von den andern nicht verderbt und ſo ſchlecht wie ſie zu werden. Er war daher ſchon in der Schule nicht wie die andern Kinder, wurde ſchon da als Sonderling verlacht und gemieden. Wenn er einem Mitſchüler etwas zeigen, etwas machen helfen wollte, ſo hieß es: „Ja, man weiß ſchon ſonſt, daß du der Geſcheiteſte biſt!" Klagte er dem Vater ſeine traurigen Erlebniſſe, ſo ſagte dieſer trocken: „Ja, ja, ſo ſind ſie alle, die Großen und die Kleinen; es iſt ein Glück für dich, daß du ſie ſchon früh aus eigener Erfahrung kennen lernſt." Marien ging ein Stich ins Herz, ſo oft ſie ſolche Reden hörte, aber ſie hatte ſchon erfahren, daß Sepp ſich hier nicht widerſprechen laſſe, und nur, wenn er es nach ihrer Anſicht gar zu arg machte, widerſprach ſie ihm, obwohl ſie wußte, was das für Folgen hatte. Im ganzen lebte ſie recht friedlich mit ihm, denn ſie kannte ihn und wußte alle Steine des Anſtoßes zu meiden. Sie wußte zum Beiſpiel, daß ihr Mann auf Palmen, Amulette und dergleichen nichts hielt und ärgerlich wurde, wenn er irgendwo ſo etwas brauchen ſah, und ſie hatte daher nie ge-

wagt, an die Wiege des kleinen Franz ein Amulett zu nageln, wie gerne ſie das auch getan hätte. Die Nachbarinnen machten ihr oft wegen ihrer Liederlichkeit Vorwürfe, worauf ſie, da ſie den Mann nicht verklagen wollte, kein Wort erwiderte, ſich ſelbſt aber mit dem Gedanken tröſtete, Gehorſam ſei beſſer als Opfer; der Allmächtige, Allesſehende wiſſe ihren guten Willen und werde daher auch ihr Kind vor allem Böſen bewahren. So gab ſie in allen Stücken nach, ſoviel ſie konnte, obwohl ihr manches, beſonders Franzens Erziehung gar nicht gefiel. Dieſer hatte, nachdem auch Klausmelker nicht mehr kam, keinen einzigen Freund. Von ſeinen Altersgenoſſen und von allen im Dorf wurde er verſpottet oder gehaßt. Sogar die Taglöhner, die beim Sepp arbeiteten, machten ſich über ihn luſtig und ſagten: Einen dümmern Menſchen als den hätten ſie noch nie geſehen. Der wiſſe nichts zu reden, als von dem, was er aus den Büchern des Vaters geleſen habe, er kümmere ſich mehr um die ſchwarzen Leute in fremden Weltteilen, als um die ſchwarzen Kühe ſeines Nachbarn, immer wolle er belehren und geſcheiter ſein als die andern, und doch verſtehe er von dem, was um ihn her vorgehe und was jeder Bauer verſtehen ſollte, nicht mehr als eine Kuh von einer Muskatnuß. Die gute Marie, die nur zu oft Gelegenheit hatte, ſolche Reden durch die Wände hindurch zu hören, konnte ſich oft und beſonders an langen Sommertagen nicht enthalten, zu ihrem Manne zu ſagen: „Aber Sepp, du machſt doch aus unſerm Buben einen recht ſtolzen, eigenſinnigen, daher unglücklichen Menſchen. Schau nur, wie alle jungen Leute ſo froh ſind beiſammen, wie jeder Hafen einen Deckel findet, nur unſer Franz hat keinen Freund; ſtarr und knorrig ſitzt er bei ſeinen Büchern oder ſteht vor der Haustür wie eine einſam aufgeſchoſſene Buche. Natürlich! er hält ſich für braver und klüger als die, über die du

ſein Lebtag nur geſpottet und geſchimpft haſt. Aber Mann! wie ſoll einer für die Mitmenſchen etwas Gutes tun können, die er nicht kennt und nicht liebt?“ Auf ſolche Vorwürfe pflegte Sepp, zuweilen ruhig, zuweilen etwas heftiger zu erwidern: „Man kann ſich an alles gewöhnen und gewöhnt ſich an alles. Wer eine Stunde in einem Zimmer iſt, merkt's nicht mehr, wenn es darin auch noch ſo ſehr nach Knoblauch riecht. Franz ſoll aber nicht gleichgültig werden gegen die Fehler anderer, indem er ſich daran gewöhnt; erſt wenn er feſt ſteht auf ſich ſelbſt, ſoll er unter ſie treten. Zu lieben braucht er ſie gar nicht. Wenn er das Gute nur um ihretwillen tät, dann wär's ſchlecht. Nicht ſein Vergnügen wird es ſein, das Wohl des Nebenmenſchen zu fördern, aber ſeine Pflicht, denn dazu hab' ich ihn erzogen.“

Marien kamen dieſe Reden grauſam hart vor, doch wagte ſie ſelten etwas zu erwidern und ging gewöhnlich hinaus, um ihre Tränen zu verbergen.

Franz hatte ſchon oft bemerkt, daß Vater und Mutter uneins waren und daß er, wiewohl ohne ſeine Schuld, die Urſache kleiner Streite ſei. Er gab zwar dem Vater ganz recht, da er ſeine Urteile über die Bauern immer beſtätigt fand, aber die Spottreden desſelben taten ihm doch weh. Er ſelbſt konnte über erlittenes Unrecht nie lachen, ſondern nur klagen und hatte daher, da er doch mehr oder weniger mit den Leuten umgehen mußte, nur ſelten eine fröhliche Stunde. Da war es nun nichts Wunderbares, daß er ſich fortſehnte aus einem Dorf, in welchem er in den freundſchaftsſüchtigſten Jahren keinen einzigen Freund hatte finden können, aus einem Hauſe, in dem er die letzte Zeit ſo vieles, das ſeinem kindlich zart fühlenden Herzen weh tat, hatte ſehen und hören müſſen. Der Wunſch, aus dem Dorf und von den Leuten fortzukommen, war ſo lebhaft in ihm

geworden, daß er ſich als Küher verdingte, ohne recht zu bedenken, welch einen wichtigen Dienſt er damit übernehme und wie wenig er demſelben gewachſen ſei. Erſt nachdem er verdingt war, fing er an, ſich zu fragen: Werd' ich wohl den unbedachtſam übernommenen Dienſt ſo zu verſehen imſtande ſein, daß man mit mir zufrieden iſt? Er wagte nicht, ſeinem Gewiſſen auf dieſe Fragen zu antworten. In ſeinen Träumen ſah er die Mutter jammernd neben Kühen mit zerſchmetterten Köpfen und gebrochenen Füßen ſtehen, hörte arme Witwen und Waiſen ihn verfluchen, weil er ſie durch ſeinen Unverſtand, ſeine Nachläſſigkeit um ihre einzige Kuh gebracht hatte, und die ganze Gemeinde ſtand dabei und rief ihm wie aus einem Munde mit donnerähnlicher Stimme zu: Vorher getan, hernach bedacht, hat manchem großes Leid gebracht! Das war eine ſchreckliche Zeit für ihn und er durfte ſich vor niemand ſeinen Kummer anmerken laſſen, nicht einmal ſeinen Eltern durfte er ihn klagen, weil er glaubte, daß ihm dieſe nicht helfen, ſondern nur Vorwürfe machen würden, die Mutter wegen ſeinem Leichtſinn, der Vater wegen ſeinem ſchlechten Vertrauen auf ſich ſelbſt.

Endlich war der ſolange ſchon gefürchtete und doch ſo heiß erſehnte Tag der Alpfahrt gekommen. Wohl noch ſelten war ein Küher ſeiner Herde ſo ſtill und traurig nachgegangen wie Franz. Faſt auf jedem Hügelchen blieb er ſtehen und die vielen ſchwarzen, weißen und gefleckten Kühe überſchauend und zählend, fragte er ſich: Ob du wohl die alle am Herbſt geſund und in der Ordnung wieder heimbringen wirſt? O dann könnteſt du dir auch wohl ſein laſſen und jauchzen und ſingen wie jetzt der Beiknecht. Wenn das wirklich mir von Gott verliehen würde! Dann fing er ein Vaterunſer zu beten an, mit dem er aber nie fertig wurde, weil der ängſtlich Beſorgte ſogleich wieder etwas anderes zu tun und zu ſinnen hatte. Wo zwei Kühe ein-

ander nur anſahen, fürchtete er einen auf dem ſchlechten Wege gefährlichen Kampf und ſprang dazwiſchen, ſo ſchnell er konnte. Ja, er war ſo beſchäftigt, daß er, obwohl ein Liebhaber des Rauchens, nicht einmal Zeit hatte, ſich eine Pfeife zu ſtopfen, bis er endlich, nach vier Stunden langer angſtvoller „Fahrt" auf der Alp angekommen war.

Nachmittags ſtand er bei den weidenden Kühen, er ſann darüber nach, wie er es anfangen müſſe, daß er mit ſeinen Mitknechten gut auskomme und kratzte dabei ſeiner Schellkuh am Halſe. Da kam, ein kleines Bündelchen auf dem Rücken und die großmächtige Käskelle in der Hand, der Senn herauf und rief Franzen ſchon von weitem entgegen: „Ah! Grüß Gott, Küher, wirſt auch einmal probieren wollen, wie Alpkoſt und Bergluft dir anſchlagen?"

Franz konnte nicht anders, als gleich von dem anfangen, was ihm juſt am ſchwerſten auf dem Herzen lag. Er ſei noch nie Küher geweſen, ſagte er, man werde daher anfangs mit dem Neulinge Geduld haben müſſen.

„Das muß man immer und mit allen Menſchen," antwortete der Senn. „Du mußt das, ich und alle, die friedlich und froh auf der Welt leben und mit den Mitlebenden gut auskommen wollen. Es iſt überhaupt dumm, durch Eigenſinn und Ungeduld ſich und andern das Leben hart zu machen, am dümmſten aber wäre das auf einer Alp, wo nur wenige beiſammen leben und alle aufeinander angewieſen ſind. Ja, da wäre der Unfriede etwas Trauriges! Doch ich hoffe das nicht zu erleben, mit dir ſo wenig als mit andern. Lug, Küher, es kann und wird uns ſo wohl werden wie Vögeln im Hanfſamen, wenn wir wacker zuſammenhalten, uns die Arbeit gegenſeitig ſo leicht als möglich machen und Belehrung und guten Rat einander geben und voneinander annehmen, ſo oft es nötig iſt."

Als nun Franz verſicherte, er werde es ſtets mit Dank

annehmen, wenn man ihm einrede, ſagte der Senn: „Nun, dann will ich damit gleich den Anfang machen! Die Kuh, die du da ſtreichelſt und koſeſt, wird wohl deinem Vater — oder wenn du lieber willſt — dir ſelbſt gehören! Nun wollte ich dir nur ſagen, daß du das für die nächſten zehn Wochen vergeſſen mußt. Als Küher gehört alles Vieh dein, alles hat gleichviel Recht auf deine Sorgfalt und Liebe. Du biſt nicht hier, um etwa nur die Kühe deines Vaters zu verſorgen, ſondern du ſtehſt, wie wir, auch im Dienſte der armen Witwe, die uns mit ihrem einzigen Kühle beinahe all ihr Hab und Gut anvertraut hat.“

Franz ſah den Sennen ernſt und erſtaunt an; dieſer aber fuhr nach einer Pauſe fort: „Ich merke, daß du gern etwas erwidern möchteſt und es doch nicht tuſt, vermutlich dem Frieden zulieb'; das iſt aber nicht recht, denn ein geladenes Gewehr iſt oft gefährlicher als der Schuß, vor dem man ſich in acht nehmen kann. Wir haben zwar einander in dieſem Stücke nichts einzureden; aber ich bitte dich — und gerade um des lieben Friedens willen bitte ich dich — trage doch nie heimlich geladene Gewehre mit dir herum, red' immer, wie du es meinſt, ſag', was du auf dem Herzen haſt, damit man dir offen, wie du redeſt, widerſprechen oder deine Meinung annehmen kann!“

„Du haſt recht!“ rief Franz, „und du wirſt ſehen, wir werden, bis es Herbſt iſt, ganz gute Freunde werden.“

„Ja, ich wünſche und hoffe es,“ ſagte der Senn und eilte der Hütte zu, wo es heute für ihn noch ſo manches zu ordnen und herzurichten gab.

Sinnend ſchaute Franz dem Davoneilenden nach. So frei und offen hatte er außer ſeinem Vater noch nie einen Menſchen reden gehört. Dem reichen Bauernſohn mochte ſonſt niemand einreden, er wurde nur ſcharf beobachtet und die Leute hatten ihre größte Freude, wenn ſie wieder etwas

nach ihrer Anſicht recht Dummes von dem Sonderlinge zu erzählen wußten. Als nun der Senn, kaum zu Franzen gekommen, ihm verboten hatte, ſich mit ſeiner Schellkuh die Zeit zu vertreiben, war ihm das ſo dumm und unverſchämt vorgekommen, daß er gewiß etwas dagegen geſagt haben würde, wenn nicht die Liebe zum Frieden und der Gedanke, daß er den Rat des Sennen noch manches Mal nötig haben werde, ihn davon abgehalten hätten. Als ihn dieſer aber gleich hernach aufforderte, ebenfalls immer zu ſagen, was er auf dem Herzen habe, da ſchien es ihm eine ausgemachte Sache, daß der Senn nur meine: „Du mußt jetzt vergeſſen, daß du reicher biſt als wir, ſonſt würde mit dir nicht auszukommen ſein.“ Franz meinte, der Senn fürchte ſeinen Bauernſtolz, und das wär' ihm eigentlich gerade das Rechte geweſen, weil er ihn dann durch ſeine Bereitwilligkeit, jedem ſeiner Befehle zu gehorchen, um ſo leichter für ſich gewinnen konnte. Auch noch auf andere Weiſe hoffte Franz aus dieſem Vorurteile Nutzen für ſich ziehen zu können. Wenn nämlich der Senn ihn für einen recht geld- und kuhſtolzen Bauernkerl hielt, ſo konnte es für ihn gewiß kein größeres Vergnügen geben, als dem Reichen bei jeder Gelegenheit ſeine Einſicht und ſeine Überlegenheit als Alpmann zu zeigen, ſo daß Franz dann nie gezwungen war, durch Fragen ſeine Unwiſſenheit zu zeigen, ſondern bloß durch beſtändiges Gehorchen ſich beim Sennen beliebt machen konnte.

So rechnete Franz und zeigte ſich dadurch als ein gelehriger Schüler ſeines Vaters, welcher immer und vor allem die Schwächen und Fehler des ihm Gegenüberſtehenden herauszufinden ſuchte. Nur ſeine eigenen Fehler bemerkte Sepp gewöhnlich nicht. In dieſem Stücke war Franz, welcher ſchon ſo oft Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, viel gewiſſenhafter als ſein

Vater, dem es an ſeinem Platze gewiß zu ſehr an Demut gefehlt hätte, um ſich ſo ganz der Anſicht und dem Willen eines anderen unterwerfen zu können. Franz kam daher mit ſeinen Mitknechten, von denen er ſich willig weiſen und leiten ließ, viel beſſer aus, als dieſes der Fall geweſen wäre, wenn er dem Grundſatze ſeines Vaters gefolgt hätte, welcher zu ſagen pflegte: „Nicht vom Hörenſagen, ſondern durchs Tun kann man etwas lernen und nur durch ſelbſterlebten Schaden wird man klug.“

Der Beiknecht bildete ſich nicht wenig darauf ein, daß er nun auch einmal einem Reichen einreden und befehlen konnte. Ihm war das Befehlen immer Zweck, nicht Mittel, wie dem Sennen, welcher die Ordnung über alles liebte und nie etwas zu befehlen hatte, wenn nicht ſeine Ordnungsliebe ihn dazu drängte. Ihn mußte es daher freuen, daß Franz ſo willig und tätig war, und wenn auch die Freude am Befehlen ihn nicht blind machte für deſſen Fehler, wie den ſtolzen Beiknecht, ſo ward ihm Franz doch immer lieber, weil er ſah, wie ſehr dieſer ſich bemühte, ein tüchtiger Küher zu werden, und wie er faſt von Tag zu Tag ſeinem Ziele näher kam.

Dem guten Franz kam dann aber doch zuweilen ſein kindiſches Gehorchen recht lächerlich, ja verächtlich vor. Der Gedanke, daß er jetzt ſeine Lehrzeit habe und nur gehorche, um das Befehlen zu lernen, war bald nicht mehr imſtande, ſein immer mehr erwachendes Selbſtgefühl zu befriedigen. Er mußte doch wenigſtens zeigen, daß er ſonſt auch nicht gerade der Dümmſte ſei. Er fing daher an, mit den andern über Dinge zu reden, die ihnen ſicher noch viel neuer und fremder waren, als ihm in den erſten Tagen das, was ein Küher notwendig wiſſen und können ſollte. Aber trotzdem zeigten ſie ſich bei weitem nicht ſo gelehrig wie er und ſeine Geduld hatte manche harte Probe zu beſtehen, indem er die

derbſten Widerſprüche und den ſchonungsloſeſten Spott anhören mußte. Da trug keiner „ein geladenes Gewehr mit ſich herum" und ſicher würde Franz, der an Widerſpruch nicht gewöhnt war, mit ſeinen Mitknechten bald nicht mehr gut ausgekommen ſein, wenn nicht die gemeinſame Arbeit aller das Gefühl der Zuſammengehörigkeit in ihnen erhalten hätte. Unter dem Eſſen gab es oft die heftigſten Streite, nachher aber mußte gemeinſam beraten werden, was nun wieder zu tun ſei, und bis man dann an die Arbeit kam, war der Friede vollſtändig hergeſtellt.

Die Arbeit war das Band, welches die drei immer feſter aneinander knüpfte. Es war gar nicht anders möglich, als daß diejenigen, die hier Franzen ſo ganz beherrſchten, auch ſonſt Einfluß auf ihn gewinnen mußten, ſo daß er, als einmal die vom Vater ihm eingepflanzten Vorurteile gegen die „dummen Bauernkerle" überwunden waren, ſich oft geſtand: „Sie haben eigentlich bei weitem nicht ſo unrecht, als mir bisher die Selbſtliebe hat einreden wollen; ich merke wohl, daß man von ihnen auch außer der Arbeit noch manches lernen kann."

Als einſt ein furchtbares Gewitter über die Berge heraufzog, eilte der Senn in die Hütte, um geſegnete Kräuter (ſogenannte Palmen) zu verbrennen. Franz konnte ſich nicht enthalten, hierüber zu ſpotten. „Ein kurioſes Hausmittel das!" ſagte er, als er zum Sennen in die Hütte kam; „ich möchte doch wiſſen, was ſolcher frommer Plunder nützt. Ei, ſei ſo gut und ſag' mir, wie es möglich ſei, daß dieſe Kräuter ein Wetter vertreiben können?"

„Du biſt mir auch noch auf manche ähnliche Frage die Antwort ſchuldig," verſetzte der Senn ganz ruhig. „Vorgeſtern zum Beiſpiel haſt du uns erzählt, bis in fünfzig Jahren werde man Schiffe haben, mit denen man in der Luft umherfahren könne, fliegen könne, wie die Vögel. Und

als wir nun fragten, wie denn das zugehe, da — ja du lieber Gott! da wußteſt du nichts zu ſagen, als du habeſt es geleſen und der, welcher es habe drucken laſſen, der werde das Ding wohl verſtanden haben. Auf deine Frage kann ich dir jetzt auch erwidern: Ich habe es bei der Mutter und Großmutter geſehen, wie ſie Palmen verbrannten und einen frommen Spruch dazu beteten. Was aber dieſe Kräuter und das Wetter miteinander zu tun haben, das weiß ich freilich nicht viel beſſer als du weißt, wie man es machen wird, wenn man fliegen will. Ich glaube und tue das, was ich von denen lernte, die mich erzogen haben, die meine Wohltäter und mir in allem Muſter und Vorbild ſind, du aber und dein Vater verachten, verlachen dieſe, denn euch ſind die Bücher alles; das Fremde und das Neue dünkt euch das beſte. Wir ſind alſo nicht gleich, daher tun wir am leichteſten, wenn jeder dem andern ſoviel Platz gönnt, als er braucht, um ſeinen Purzelbaum ſchlagen zu können. Ja, Franz, ich kann's dir ſagen, du kommſt unſereinem oft wenigſtens ſo dumm und lächerlich vor als wir dir, und ich möchte wahrhaft gern hören, was ein Unparteiiſcher zu meinem Aberglauben und deiner Gelehrſamkeit ſagen würde; was die Leute hier herum dazu ſagen, wirſt du wohl ſchon mehr als genug gehört haben."

Noch ſelten hatte Franzen etwas ſoviel Kopfarbeit gemacht, als dieſe Predigt des Sennen. Jetzt fing er allmählich an zu begreifen, warum die Leute ſein Büchergeſchwätz immer ſo langweilig, ſein Reden überhaupt ſo dumm und ſtolz gefunden hatten, während ſie ſonſt jeder alten Plaudertaſche ſtundenlang mit Vergnügen zuhören konnten. Wie viel das den Leuten unglaublich, unſinnig vorkommen mußte, hatte er ſchon erzählt und dann jede weitere Frage mit den ſtolzen Worten „ich hab's geleſen", oder „der Vater hat's geſagt" zurückgewieſen, wodurch dann ſeine Be-

hauptungen freilich nichts gewannen bei Zuhörern, die niemand als den Pfarrer, den Vorsteher und einige reiche oder „vornehme" Vettern und Vasen als Autoritäten anerkannten. Der Senn hatte recht. Die Leute hatten bereits über Franzen geurteilt und ihn einen hoffärtigen, leichtgläubigen Bücherwurm genannt, worüber er sich schon manches Mal ärgerte. Doch jetzt nahm er sich vor, einmal der Unparteiische zu sein, dessen Urteil der Senn zu hören gewünscht hatte, und er fand nun, daß er diesen Tadel schon manches Mal verdient habe. Er schämte sich und errötete bei dem Gedanken, daß er z. B. von der Luftschiffahrt eigentlich nicht mehr wisse und verstehe als die anderen. „Du hochmütiger Tropf du!" sagte er zu sich selbst, „andere willst du lehren und bist selbst so blitzdumm; über anderer Leute Fehler willst du spotten und dich kennst du noch gar nicht! Das ist doch zu arg, das muß anders werden, Franz. Wenn du noch einmal über Sachen redest, die du nicht verstehst, oder anderen nicht erklären kannst, dann ist's mit deinen Vorsätzen und deinem ganzen Wollen und Können nichts, dann ist's, wie die Leute schon lang' sagten, wahrhaft schad' um das teure Mehl, welches du im Jahr siebenundvierzig gegessen hast. Du hohle Rübe du."

Franz hielt diesen Vorsatz wenigstens besser, als sonst die meisten Vorsätze gehalten werden. Zuweilen vergaß er sich wohl noch, aber wenn dann die anderen über seine Gelehrsamkeit spotteten, so war das genug, ihn wieder daran zu erinnern, und bald brachte er es so weit, daß er ungezwungen mitlachen konnte. Um so mehr aber zog er jetzt gegen solche Ansichten und Meinungen los, die er mit Gründen zu widerlegen imstande zu sein meinte. Als etwa vierzehn Tage nach jenem Palmenstreit der Veiknecht einer Kuh, die ein böses Euter bekommen hatte, geweihtes Dreikönigsalz eingab, fragte Franz lachend: „Wie hängt nun

das zuſammen: Dreikönigſalz und eine Eutergeſchwulſt? Vor zwei Wochen habt ihr ſelbſt euren Aberglauben mit meinem Bücherglauben verglichen, den ihr dann lächerlich nanntet. Ich habe mir das gefallen laſſen und habe mich zu beſſern mir feſt vorgenommen. Ihr aber ſeid immer die alten. Ich dürfte wetten: wenn wieder der Himmel ſchwarz würde, ſo ſpränget ihr mit Palmen zum Feuer, wenn ihr ſchon ſo wenig einen vernünftigen Grund dafür hättet als damals."

„Ich glaube, ich hätte einen," ſagte der Senn, „aber einem Gelehrten wie dir wird wohl nicht ausgedacht genug ſein, was ſo einem Käsmacher wie mir in den Sinn gekommen iſt."

„Das werden wir hören, fang nur an."

„Die Palmen, das Dreikönigſalz und ähnliche Sachen werden vom Pfarrer geweiht —"

„Ja, leider!"

„Es ſind alſo an und für ſich keine Hausmittel, wie etwa Brombeeren, Wegwurzeln oder ſolche Sachen."

„Ich glaube auch, ſie nützen ungeweiht als ein Vertreibungsmittel gegen Wetter und gegen Euterkrankheiten nichts, aber du wirſt eben meinen, der Geiſtliche könne ihnen dieſe Wunderkraft geben?"

„Nein, das nicht; aber dennoch können ſie etwas nützen."

„Ei was?"

„Du haſt ſelbſt oft ſchon geſehen, wie ſchrecklich ſo ein Gewitter iſt. Der Hagel, der die Arbeit eines Jahres in ein paar Minuten vernichtet, kracht ſo auf dem Dache, daß man nichts mehr hört als den Donner, der das Haus erſchüttert, und keinen Augenblick iſt man vor dem Einſchlagen ſicher. Da fühlt dann der Menſch ſeine Armſeligkeit, der Dumme und der Kluge. Wenn der ſchnelle Blitz das Haus durch-

leuchtet, dann ſiehſt du den Stolzen demütig und den Starken ſchwach. Draußen iſt Hab und Gut der Wut der Elemente überlaſſen. Hilflos, wenn Gott nicht hilft, ſteht der ſchwache Menſch jammernd da und kann nichts tun."

„Als Palmen ins Feuer werfen und dadurch den zündenden Strahl heranziehen," fiel Franz ein.

„Der Strahl geht, wohin Gott ihn ſchickt," ſagte ernſt der Senn; „ſeit Vaters und Großvaters Denken iſt nie ein Haus auf dieſe Weiſe zugrunde gegangen. Wo iſt wohl ein Menſch, der, wenn er in ſo einer ſchrecklichen Minute Palmen ins Feuer wirft, nicht an den Allwaltenden, Gütigen denkt, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt? Ich wenigſtens muß allemal beten, wenn ich Palmen ins Feuer werfe. Es iſt allerdings wahr: Gott weiß meine Not, ohne daß ich ſie ihm klage; aber du wirſt hoffentlich nicht ſo hölzern ſein, daß du nicht aus eigener Erfahrung weißt, wie einem ſelbſt das Beten in ſolchen Augenblicken wohltut und wie man dadurch wunderbar geſtärkt und ermutigt wird, allenfalls auch das Ärgſte zu ertragen."

„Aha," ſagte Franz, nachdem er, wie er beim Nachdenken zu tun pflegte, mit geſchloſſenen Augen eine Zeitlang ruhig neben dem Sennen geſtanden war, „nun glaube ich dich zu verſtehen. Du meinſt, dem Gebrauche der Palmen habe man manche fromme Erhebung des Herzens zu verdanken. Aber nun möchte ich doch fragen: Kann man denn nicht auch ohne Palmen beten? Wozu denn immer dieſe Äußerlichkeiten?"

„Allerdings kann man auch ohne Palmen beten, und für ſo geſcheite Leute, wie dich und deinen Vater, wären vielleicht ſolche Äußerlichkeiten gar nicht nötig; aber darum nennt man euch eben Sonderlinge, weil ihr nicht ſeid wie der große Haufe, welcher, wenn er ein Kreuz erblickt, an die Kirche, und wenn er ein Glas ſieht, ans Wirtshaus

denken muß. Ich will dir nun noch von einem alten Brauch erzählen, der dir dann am beſten erklärt, wie ich's eigentlich gemeint habe. Du weißt ſelbſt, was für eine gefährliche Arbeit das Heuziehen iſt, beſonders wenn Branntwein und Übermut die jungen Leute alle Vorſicht vergeſſen laſſen. Pfeilſchnell treibt es ſie oft mit der ſchweren Laſt an todrohenden Klippen und Abgründen vorüber; die kleinſte Nachläſſigkeit wäre ihr Untergang, und kein Wunder iſt's, wenn die daheim beſorgt ſind um Gatten, Söhne, Brüder und Liebhaber. Da iſt denn, wie mir der Großvater noch erzählt hat, vor uralter Zeit ein gar wunderlicher Brauch aufgekommen. Die Eltern, die Schweſtern oder die Schätze der Heuzieher haben dieſen nämlich Äpfel, Birnenbrot oder Lebkuchen auf den Heuzug mitgegeben. Dieſe Sachen wurden dann beim Beſteigen der Berge an den gefährlichſten Stellen hart neben den Fahrweg in den Schnee gelegt. Auf der Rückfahrt war es nun Ehrenſache für jeden, das was er von ſeinen Lieben bekommen hatte, wieder mitzunehmen und hernach, ſobald man auf der Ebene angekommen war, zu eſſen. Hierdurch wurde jeder zum langſamen, vorſichtigen Fahren gezwungen und auf dieſe Weiſe ſicher manches Unglück verhindert. Du wirſt vielleicht über das Ganze lachen wie über alles, was nicht aus Büchern, ſondern aus dem Gemüte kommt, ich aber finde es recht ſchön, daß die Liebe und Sorgfalt der Seinigen ſo den Heuzieher bis auf die höchſten Berge begleiten und an jeder gefährlichen Stelle warnen konnte."

Franz geſtand, er habe immer gelacht, wenn man von dieſem wunderlichen Brauch erzählt habe, den er ſich gar nicht zu erklären imſtande geweſen ſei.

„Das glaub' ich gern," ſagte der Senn, „wärſt du nur einmal mit auf dem Heuzug oder hätteſt du dir alles recht vorgeſtellt, dann würde die Erklärung von ſelbſt ge-

kommen ſein, aber wenn einer immer ein Buch vor dem Geſicht hat und über alles mit geſchloſſenen Augen nachdenkt wie du, dann iſt's nicht möglich, zu erfahren und zu begreifen."

Solche Nutzanwendungen würde Franz noch vor kurzem ſehr übel aufgenommen haben. Jetzt aber kam ihm ſein bisheriges Leben zuweilen gerade ſo unnatürlich, ſo traurig vor wie dem Sennen. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm der Vater den Umgang mit den Menſchen ſo ängſtlich gewehrt habe. Wenn er etwas für ſie tun ſollte, mußte er ſie doch erſt kennen und lieben lernen. Oder wußte etwa der Vater nicht, wieviel Schönes und Gutes ſein Franz von ſeinen Landsleuten noch lernen könne?

Wie viele traurige Erfahrungen mußte der Vater gemacht haben, daß er, der doch ſo gut und freundlich war gegen jedes Tierle, gegen die meiſten Menſchen ſo hart und ungerecht hatte werden können! So z. B. hatte er im letzten Frühling, als Franz ihn fragte, was denn eigentlich der Senn für ein Menſch ſei, kurzweg geantwortet, er ſei nicht beſſer als hundert andere, ein ganz gewöhnlicher Menſch. Nun der Senn hatte auch wirklich nicht viel Beſonderes; aber was war das für ein Mann, und hundert andere waren nach des Vaters Urteil wie der Senn! — Franz konnte es dem Vater kaum noch verzeihen, daß der ihn immer in ſeinen vier Wänden einzuſperren geſucht hatte.

„Weg mit der traurigen Vergangenheit!" rief er ſich vielmal zu. Nur noch mit der Zukunft wollte er ſich beſchäftigen, die er ſich und den Seinigen ſo ſchön zu machen gedachte. Es mußte ihm ein leichtes ſein, den Vater, der die Menſchen im Grunde doch liebte, doch ihr Beſtes wünſchte, mit Leuten, die dem Sennen ähnlich waren, wieder zu verſöhnen.

Als Sepp ihn auf der Alp beſuchte, wollte er damit den Anfang machen.

Nun aber erfuhr er, daß es viel leichter iſt, ſich ſelbſt als ſeine bisherigen Geſinnungsgenoſſen mit einem Gegner zu verſöhnen.

Der Senn und der Beiknecht hatten ihn anfangs gewonnen, indem ſie ihn auf mancherlei Weiſe zur Dankbarkeit verpflichteten. Bald war ſein gutes Herz ihr Lobredner geworden. Als aber Franz nun auch den Vater bekehren wollte, hatte er es einzig mit dem Verſtande zu tun. Hätte er alles Liebe und Gute von ſeinen Mitknechten erzählen können, ſo würde er den Vater doch nur von ſeiner Dankbarkeit überzeugt haben. Wieviel ſich Franz an jenem Sonntag auch zu ſagen vorgenommen hatte, er kam nicht recht zum Reden, denn er fand einen ganz anderen Mann, als der war, für welchen Franz in langen Wochen ſeinen Vortrag über den Umgang mit Menſchen zuſammengeſtellt hatte. Es ſchien ihm, der Vater habe ſich, ſeit er das letzte Mal mit ihm geredet, noch mehr verändert als er. Er kam ihm ſo kalt und herzlos vor, daß es ihm beinahe recht war, als Sepp ihn und die Alp wieder verließ.

Die dieſem Sonntag folgende Woche wäre ſicher für Franzen die langweiligſte geweſen unter allen, die er auf der Alp erlebte, wenn nicht der vom Vater ihm überbrachte Brief Klausmelkers ihm neuen Stoff zum Denken gegeben hätte. Es war keine K[illegible]keit, alle Stellen dieſes Briefes mild und gut auszu[illegible], und doch meinte Franz, er könne ſich nicht mehr beruhigen, bis ihm das gelungen ſei. Wenn ihm auch Klausmelker nie beſonders lieb geworden war, ſo war ihm doch Mariannens Bruder keineswegs gleichgültig. Zuweilen nahm er ſich vor, ſobald als möglich ins Dorf hinabzugehen, um dem gewiß eine Ant-

wort ſehnlichſt Erwartenden zu ſchreiben; aber er ſagte ſich, wenn die Antwort nicht ſchneller befördert werde als der Brief, den er bekommen, ſo werde Klausmelker dieſelbe nicht mehr erhalten, da er ja ſchon vor einem Monat ſeinen damaligen Dienſtort zu verlaſſen beabſichtigte. Zudem ſollte er erſt etwas zu ſchreiben wiſſen. Man mußte vorher vorſichtig beobachten und womöglich für den Verſtoßenen, der ſich nun zu beſſern verſprach, ein gutes Wort einlegen. Franz war nicht Klausmelkers Meinung, daß es ſchon genug ſei, wenn er nur einmal unter dem väterlichen Dache ſich befinde; ſo ein wichtiger Schritt, meinte er, dürfe nicht übereilt werden. Franz wünſchte Klausmelkers Heimkehr und deſſen Ausſöhnung mit dem Barthle, denn er wußte wohl, wie glücklich das die gute Mariann machen würde. Darauf, daß auch er an Klausmelkern einen Freund finden werde, hoffte er gerade nicht. Doch es war noch viel Unverhofftes möglich. Er und Klausmelker ſtanden ſich vielleicht jetzt näher als früher. Klausmelker hatte in der Welt Schlimmes, er daheim Gutes erfahren; beide waren zu der Einſicht gekommen, daß es mit den Bregenzerwäldern ſchon zu machen ſei, wenn man ſich nur recht zuſammennehme und ihre Eigenart, in der doch auch viel Gutes ſtecke, ertragen lerne. Jedenfalls war jetzt eher zu erwarten, daß Klausmelker und ſein Vater gut miteinander auskommen werden als früher, da der unerfahrene, tatenluſtige Junge noch die ganze Welt mit ſeinen Einbildungen füllte und meinte, nur der Vater ſtehe ſeinem Glück im Weg. Damals hatte er geglaubt, wenn er einmal frei wäre und an einem Orte, wo gar nichts der Brauch ſei, dann werde es ihm an nichts mehr fehlen. Nun aber hatte er ſeine Kräfte verſucht, hatte geſehen, daß man keine Fauſt machen kann, wenn man keine Hand hat, und gewiß kam er beſſer, erfahrener, demütiger zurück, als er einſt

fort war. So legte Franz jene Stellen in Klausmelkers Brief aus, die der Vater für Beweise erbärmlicher Schwäche genommen hatte.

Lächelnd erinnerte sich Franz an eine Erzählung des Sennen:

Ein Bäuerlein haderte des schlechten Wetters wegen so lange mit unserm Herrgott, bis der zu ihm kam und sagte: „Ist dir mein Wetter nicht gut genug, so mach' dir besseres. Auf ein Jahr lang unterordne ich dir alle Elemente." Das Bäuerlein regierte nun zur Zufriedenheit aller anderen. Gute und schlechte, klare und trübe Tage wechselten nach Wunsch, und doch war das Jahr das unfruchtbarste, seit die Welt steht, gar nichts war gewachsen, denn das Tröpflein hatte den ihm in seiner baufälligen Hütte unangenehmen und doch so nötigen Sturmwind vergessen.

So geht es dem kurzsichtigen Menschen mit seinen Wünschen, sagte Franz. Diese einfache Fabel hätte Klausmelkern so viel lehren können, als eine ganze Reihe von Erfahrungen; aber der Mensch ist eben nur fähig, Beispiele zu verstehen, wenn er auch etwas erlebt hat. Man muß selbst mit auf den Heuzug, wenn man die dabei vorkommenden Bräuche verstehen will. Klausmelkers Brief ist freilich hart und eckig wie eine neugemachte Erfahrung, aber wenn der erste, herbste Schmerz vorüber ist, wird er ruhig werden. Schwach freilich auch, da hat der Vater recht, aber unter Mariannens Pflege würden seine Kräfte schnell wachsen und bald wird er genesen sein.

„Ja, auch der Sturmwind ist nötig, und es ist ein Glück, daß er ungewünscht kommt," rief Franz manches Mal, wenn er sich an das erinnerte, was er im letzten Winter hatte erleben müssen. Damals hatte er die ersten, seinetwegen zwischen den Eltern vorkommenden Streitig-

keiten bemerkt. Die Entdeckung, daß er nun nicht mehr für die Mutter ſein könne, ohne gegen den Vater zu ſein, hatte ihn ſo traurig gemacht, daß er's daheim gar nicht mehr aushalten zu können meinte. Da, wo der Boden, in welchem er bisher ſo feſt wurzelte, zu wanken begann, da mußte er fliehen. Ihn, wie Klausmelkern, hatte ein furchtbarer Sturm aus der Heimat fortgetrieben. Sie beide waren ſcheinbar unglücklich, aber beiden hatte das Unglück Segen gebracht. — Bald, o bald konnten ſie beide nun einſichtsreicher und beſſer in die Heimat zurückkehren und Glück und Frieden mitbringen in die Häuſer ihrer Lieben.

Ungleich iſt das Schickſal der Menſchen und der Bäume, ihr Beruf aber iſt der nämliche: ſich vollſtändig zu entwickeln und Früchte zu tragen. Franzen hatten angenehme, Klausmelkern trübe Erfahrungen die Augen geöffnet ....

Ja, Franz war glücklich, ſeit er den Sennen und in ihm alle ſeine Landsleute kennen und lieben gelernt hatte. ....

Wenn er einſam ob den friedlich weidenden Kühen auf einem Felſen ſaß, ſo hoch über den Dörfern, daß auch die Kirchenglocken ſein Ohr nicht mehr erreichten, — dann war's ihm wie dem Hirten, welcher immer das Schellengeläute des Tieres, das er ſucht, zu hören meint. Von den Bergen, den Wäldern, den Strömen — überallher glaubte er ſich das zuflüſtern, rauſchen, jubeln zu hören, was er leider nur in des Vaters engem Hauſe, in ſeinen Büchern geſucht hatte. Er war zu weit von anderen Alpen entfernt, um die frohen Lieder ihrer Küher zu verſtehen, aber es war ihm, ob alle ſängen: „Wir ſind frei, nur liebevoll wie eine Mutter zwingt uns die Natur, den Willen Gottes zu erfüllen!“ — Jubelnd ſtimmte er dann ein in die frohen Weiſen der anderen, daß es weithin widerhallte. O,

Franz hörte droben in den ſtillen Bergen ſo viel, daß er ſeine Bücher, die er zum Zeitvertreib auf die Alp gebracht hatte, ſtets mitzunehmen vergaß.

Von den Menſchen, mit denen er lebte, wollte er lernen; jeder von ihnen mußte einige von den Wahrheiten erfaßt haben, die die Welt Gottes predigt. Daß das ſo war, bewieſen ſchon die herrlichen Sprichwörter und Redensarten, mit welchen der Senn und der Beiknecht und wohl alle Bauern ihre Erzählungen „auszutäfeln *) pflegten. Franz ſammelte dieſelben mit einem Fleiß, daß der Senn ſein Staunen darüber nicht verbergen konnte. Es war ihm faſt unbegreiflich, wie ein Menſch in Franzens Alter ſo wenig von der Heimat wiſſen könne. Doch ohne auf ſeine Überlegenheit in dieſer Beziehung nur im geringſten eitel zu werden, erzählte und erklärte er Franzen ſo viel und ſo gut er konnte. Wenn er dann allenfalls einmal nichts auszulegen wußte, ſo legte Franz etwas unter, obwohl er noch ſein Lebtag nie im Goethe geleſen hatte.

Der Senn war wirklich ein merkwürdiger Mann, ein wahrer Tauſendkünſtler: Schuhflicker, Tierarzt, Wäſcher, Zimmermann, Schneider, Philoſoph und ſonſt noch vieles war er, und zwar nicht bloß für den Fall der Not. Mit wahrhaft bewunderungswürdiger Geduld arbeitete er im Winter zuweilen tagelang an etwas, das ihm ſein Nachbar, der Handwerker, für einige Kreuzer gemacht haben würde. Der größte Meiſter im Handwerk wäre vielleicht nicht imſtande geweſen, mit dem Handwerkszeuge, welches dem Sennen zur Verfügung ſtand, einen Gegenſtand zu verfertigen, der dem, was er ſein ſollte, ſo ähnlich ſah wie das,

*) Die Zimmer ſind dort zu Lande oft mit Täfelwerk künſtlich „ausgetäfelt". — In Felders Werken finden ſich viele ſolche Sprichwörter und Redensarten, am meiſten in ſeinem früheſten Büchlein: „Rümmamüllers und das Schwarzokaſpale." (A. d. H.)

was des Sennen zu allem geschickte Hand zu leisten imstande war. Als Franz einmal darüber seine Verwunderung aussprach, sagte der Tausendkünstler: „Ja, ihr verwöhnten Dorfkatzen hinterm warmen Ofen haltet das freilich für unmöglich, ihr müßt nur mit eurem Geldstrumpf rasseln und dazu schreien: Schneider sitz! Maurer geh! Schreiner komm! Wäscherin lauf! Doktor spring! dann sitzt, geht, kommt, läuft und springt man für euch, daß es eine Lust ist; ein alter Alpmann aber, der auf alles gefaßt ist und schon so mancherlei erlebte, hat sich selbst helfen gelernt. Er kann und mag nicht wegen jeder Kleinigkeit zu seinem nächsten, etwa zwei Stunden weit weg wohnenden Nachbarn laufen, um seinen Rat oder Beistand zu holen. Du wirst das schon auch noch erfahren, bis du etwa anderthalbhundert Wochen Küher gewesen bist."

Diese Rede machte auf Franzen einen merkwürdigen Eindruck. Erst in den letzten Wochen war er zu der Überzeugung gekommen, daß er im ganzen genommen doch nicht viel klüger und besser sei als andere, jetzt aber kam er sich auf einmal recht schrecklich klein vor, der Senn dagegen stand so groß da, wie vorher noch nie. Dieser Senn und tausend andere, die fast alle ihre Bedürfnisse durch sich selbst befriedigen konnten, und anderer Leute Arbeit so wenig zu danken hatten, wie stolz durften sie sich hinstellen vor ihn, der auf sich selbst allein angewiesen, jämmerlich umkommen mußte, und anderen für ihre Tätigkeit nichts als das vom Vater und seinem Glück zusammengebrachte Geld bieten konnte. War es denn ein Verdienst, im Hause des Vaters oder irgendwo zu sitzen und nachzurechnen, wieviel sein Vermögen sich von Jahr zu Jahr vermehre? Franz kam sich in diesem Augenblicke beinahe vor wie ein Hummel in einem Bienenkorbe. Das mußte anders werden, er mußte etwas Rechtes können und sein. Aber was?

Mit seinen Aufklärungs- und Weltverbesserungsplänen wenigstens war es nichts, das wußte er jetzt gut genug, und er gestand sich, daß all sein Wissen und Können den Leuten um ihn herum nicht so viel wert sei als das desjenigen, der eine kranke Kuh zu behandeln verstehe und im Notfall einen Schlitten zu flicken imstande sei.

Franz wurde ungewöhnlich stille. Als er abends beim Sennen auf dem Heuboden lag, sagte er leise, damit es der Beiknecht im Stalle nicht höre: „Du, nun habe ich einen neuen Grund, die Bauern hochzuachten."

„Was für einen?"

„Ich muß dieselben jetzt auch darum achten, weil sie mich bisher verachtet haben."

„Warum nicht gar!"

„Es ist schon so. Was bin ich für sie und was ist der ärmste Handwerker für mich? Ich habe heute ernstlich über diese Frage nachgedacht und dir nun gesagt, worauf ich endlich kam. Nicht wahr, nun bin ich demütig genug?"

„Halteſt du den Adlerwirt für demütig, der fast vor Gift und Galle erkrankte, weil er sich vor Jahren bei den Wahlen für unfähig zum Vorsteher hielt? Ich heiße das nur sich selbst zu kennen anfangen. Du fühlst jetzt, daß du nicht der bist, für den du dich hieltest und gern noch halten möchtest. — Nun, das ist schon recht, aber der Demut gleicht es noch so wenig, als ein neuer Käs einem alten."

„Aber Hoffart kann man denn doch das wohl auch nicht nennen!?" —

„Ich meine, es ist so zwischen beiden. Aber mußt du denn durchaus demütig oder hoffärtig sein? Kannst du denn gar nie Maß halten und zum Gewöhnlichen kommen? Du mahnst mich gerade an ein junges Rind, welches das erste Mal zum Ziehen eingespannt wird. Entweder läuft und zerrt ein solches wie verrückt, oder es steht ganz still."

„Und ich?“

„Und du — nun, es fällt mir gerade kein beſonderer Fall ein, der hier paßte; aber im ganzen biſt du mir ſchon oft gerade wie ſo ein Rind vorgekommen. Laß doch einmal das ewige Grübeln über dich ſelbſt. Man hat Hände und Füße nicht, um ſie nur anzuſehen, ſondern zum Arbeiten und zum Gehen. Du haſt da ausgerechnet, es gehe nicht viel mit dir; morgen, wenn es dir gelingt, einen Hoſenträger zu flicken, hältſt du dich wieder für einen Kerl wie Salomon. Tue du, was der Tag fordert, dann merkſt du ohne viel Kopfzerbrechen, wer du biſt und was du kannſt und ſollſt!“

„Ja, Senn, du haſt recht, es muß anders mit mir werden,“ ſagte Franz kurz, als er den Beiknecht die Stiege heraufklettern hörte.

Am anderen Tage blieb Franz nicht mehr mit gehängtem Kopfe bei den Kühen ſitzen, ſondern er kletterte faſt immer auf den Bergen herum, wo er die Kühe ſtets im Auge behalten konnte. Abends brachte er ſeine Hirtentaſche voll ſeltener Kräuter und Wurzeln heim, welche er ſogleich dem Sennen zeigte, um von ihm zu hören, wie man ſie nenne und wozu ſie gut ſeien. Zugleich teilte er dem überraſchten mit, daß er ſich nun entſchloſſen habe, wenigſtens für den Fall der Not, ein Tierarzt zu werden. Dem Sennen machte Franzens Entſchluß *unverkennbar große* Freude; er verſprach, ihm alles treulich mitzuteilen, was er ſein Lebtag in dieſer Beziehung erfahren und gelernt habe.

„Zwar,“ meinte er, „werde ich dir hier nur von den Zeichen, an denen man eine Krankheit erkennt, und von den Mitteln dagegen ſagen können, da wir hoffentlich keine kranken Kühe bekommen; aber auch die ſtudierten Tierärzte lernen anfangs nicht viel mehr, das Tun iſt auch hier wie ſonſt überall das Wichtigſte und Lehrreichſte. Einſtweilen will ich dir ſagen, was ich weiß, und im Winter wird es

dir nicht an Gelegenheit zum Lernen fehlen. Sobald es dir nicht mehr zu gemein ist, in den Ställen der Bauern zu sitzen, sobald du nicht mehr den ganzen Tag sauber geleckt und gestriegelt daheim bei den Büchern sitzest, wird jeder dich um Rat und Hilfe ansprechen im kleinsten Notfall, und du wirst dir in kurzer Zeit viele und gute Freunde gewinnen, denn durch den Stall geht, wie du weißt, der Bauer in die Stube. Ein bißchen Stallgeruch wird dich bei den Leuten, mit denen du es zu tun hast, nicht unbeliebt machen und dir viel weniger schaden, als wenn du etwa wie Wein und Zigarren riechen würdest."

Nun kletterte Franz fast täglich, Wurzeln und Kräuter suchend, auf den Bergen herum; seine Begierde, das Gelernte nun auch zu üben, war so groß, daß es ihn sichtbar freute, als zwei seiner eigenen Kühe krank wurden. Er behandelte dieselben mit Glück und nun wuchs Lust und Liebe zum Ding immer mehr. Der Senn kannte bei weitem nicht alle Pflanzen, welche Franz heimbrachte, und dieser beschloß daher, sich über die Pflanzen Vorarlbergs und über die Behandlung kranker Haustiere einige Bücher von Bregenz hereinkommen zu lassen. Der Senn hatte nicht viel dagegen einzuwenden; er meinte nur: Die, welche Bücher machen, würden von so etwas wohl nicht viel verstehen. Franz sagte nun, daß die Büchermacher nicht etwa eine besondere Klasse von Leuten seien, sondern Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen hätten schon durch Bücher ihre Ansichten und Meinungen, oder was ihnen sonst im Kopfe herumgegangen sei, zur Belehrung oder Unterhaltung anderer und zum Unterhalt ihrer selbst veröffentlicht. Der Senn meinte, das beste Buch sei Erfahrung, doch würde er die Sachen nicht gerade ungern lesen, nur um zu sehen, was die Herren verstanden hätten.

Die Tage waren schon bedeutend kürzer geworden und

immer lauter widerhallten die Berge, wenn Franz seine frohen Lieder sang. Der Septembernebel machte seinen Wanderungen ein Ende und zwang ihn, nahe bei den Kühen zu bleiben, die er jetzt nur zu bald aus den Augen verlor.

Jetzt dachte er oft wieder an seine Heimat. Er war gern auf der Alp gewesen und doch war er froh, daß der Heiligkreuztag nahte. Er gedachte, im Dorfe drunten nun ein ganz anderes Leben anzufangen. Früher hatte er überall nur dummen Bauernstolz, Aberglauben und Geiz gesehen. Jetzt erwartete er lauter Sennen anzutreffen; der Bauernstolz war edles männliches Selbstgefühl, der Aberglaube hatte einen tiefen geheimnisvollen Grund, der Geiz war weise Sorgfalt für das Glück und Wohl der Angehörigen. Kurz, alles war herrlich und prächtig und gut. Ihn aber erwartete die allerschönste Aufgabe, nämlich die, dem Vater die Augen zu öffnen und dem Durstenden die vielen Quellen rings um ihn her zu zeigen; dann auch in Mariannens Hause dem Frieden und dem Glücke die Türe wieder zu öffnen. Franz malte sich das Dorfleben jetzt so schön aus, daß man es ihm nicht verargen darf, wenn er den Heiligkreuztag fast nicht mehr erwarten konnte.

Je mehr er nach Mitteln und Wegen suchte, um für Klausmelkern etwas zu tun, desto mehr mußte er die gute Mariann bemitleiden, denn er sah sie unter dem Alten das leiden, was sich ihm vermutlich als Hindernis in den Weg stellte. Sie sollte ja alle Launen ertragen, hatte nie einen freien Augenblick und mußte leben wie in einem Kloster. Wieviel besser hätte sie es, wenn einmal der Bruder ihr einen Teil ihrer Arbeiten und Sorgen abnahm. Franz konnte kaum noch begreifen, warum er an das nicht früher gedacht, nicht früher Schritte getan habe, um dem Bruder eine erwünschte Antwort schicken zu können.

Am Tage vor der Heimfahrt brachte der Beiknecht die

Kleider der Alpknechte, den ſogenannten Alpſaum ins Dorf hinab und kam mit einem ganzen Sack voll natürlicher und künſtlicher Blumen wieder zurück. Abends nach dem Melken wurden nun die Hüte der Alpknechte und die Schellenbänder und Köpfe der ſchönſten Kühe, ſowie auch derjenigen, welche den Knechten die liebſten waren, mit Kränzen umgeben, während man ſich gegenſeitig geſtand, daß man ſich in der letzten Woche in Gedanken mehr mit der Heimat beſchäftigt habe, als in den neun vorherigen.

Dann legte man ſich zum letztenmal für dieſes Jahr ins Heu. Vom Schlafen jedoch war noch lange keine Rede. Das Scheiden von Menſchen, mit denen man monatelang im ſchönſten Frieden lebte, weckt in jedem ein wehmütiges Gefühl, welches den frohen Gedanken an die Wiederkehr zu den Seinen eine Zeitlang gar nicht mehr aufkommen läßt. In ſolcher Stimmung teilt man ſich noch manches mit, was man ſonſt immer ſorgfältig verheimlichte. Franz und die anderen geſtanden ſich gegenſeitig, daß ſie ſich ſehr viel zu verdanken hätten, obwohl ſie anfangs nicht beſonders viel Gutes voneinander erwartet. Der Beiknecht bemerkte, man ſollte ſich das zur Lehre nehmen und nie mehr urteilen, bevor man ſelbſt geſehen und gehört habe. Er wenigſtens nehme ſich feſt vor, dem allgemeinen Geſchwätz allein nie mehr zu glauben. Da ſagte Franz: „Wenn ich anders bin, als die öffentliche Meinung urteilte, wenn ich eure Zufriedenheit verdiene, ſo hab' ich das nur euch zu verdanken; früher war ich wirklich der erbärmliche verbiſſene Sonderling, für den ihr mich hieltet."

Nun verſprach man einander, ſich nur Gutes nachzureden, und wenn man ſich ſpäter da oder dort wieder antreffe, daran zu denken, daß man einen Sommer friedlich und froh mitſammen gelebt habe.

Am Morgen in aller Frühe wurden noch die letzten Kränze gewunden und dann den Kühen die geschmückten Schellen angelegt. Dann nahmen Franz und der Beiknecht Abschied vom Sennen, der noch in der Hütte bleiben und alles in Ordnung bringen mußte. Wohl sah man sich im Dorfe drunten bald wieder, aber darum erfaßte die drei doch ein eigentümlich wehmütiges Gefühl, als sie in der engen dunkeln Stube einander die Hände reichten.

Im Stalle war große Bewegung, als die Kühe die bekannten Klänge der Alpzugsschellen hörten. Fröhlich muhend und brüllend sprangen die losgelassenen Tiere dem Beiknecht nach zum Stalle hinaus.

Es war ein fröhlicher Alpzug. Alle Kühe, die Franz vor zehn Wochen da heraufgetrieben hatte, konnte er wieder mitnehmen. Keiner der Alpbesetzer mußte ihm traurig oder gar mit Vorwürfen entgegenkommen. Lächelnd gedachte er jetzt des Vorsatzes, den er beim Alpzuge gemacht hatte, und fing nun an zu singen und zu jauchzen, daß es fünf- und sechsfach in den nahen Bergen widerhallte. Etwa eine halbe Stunde mochte Franz auf dem Weg sein, als ihm die Eigentümer der Kühe schon entgegenkamen, die nun alle auf einmal mit ihm reden und ihren Kühen nachfragen wollten, wie sie sich gehalten und wieviel Maß dieselben beiläufig auf die Milchtafel gebracht hätten. Franz gab allen Auskunft, so gut er konnte, und sah dann lächelnd zu, wie jeder von ihm weg zu seinen Kühen eilte, um dieselben streichelnd und liebkosend wieder zu begrüßen. Nur Sepp blieb bei Franzen zurück. Er lobte ihn, daß er, wie der dem Alpsaum von ihm beigelegte Pack beweise, für die lange Weile Kräutersammler geworden sei. Zwar, sagte er, halte er nicht viel auf Hausmittel und solche auswendig gelernte Pfuschereien, „aber es ist doch ein Weg zu den Leuten, da man die ungemein hoch schätzt, welche so

etwas treiben. Der Senn wäre ohne dieſen Hokuspokus gewiß nicht bei jung und alt ſo beliebt geworden. Er hat dir alſo den Weg doch gezeigt, den er ſelbſt geht und immerhin iſt das mehr, als ich von ihm erwartet hätte.“ Franz wollte nun anfangen, die Hausmittel und den Glauben an dieſelben zu verteidigen; ſie ſeien wie die Sprichwörter aus der Erfahrung entſtanden und daher ....

„Gut, gut!“ fiel Sepp ein, „ſpare deine Abhandlung nur für die Mutter, der wird ſie beſſer gefallen. Ich halte jeden Hausmittelbraucher für einen Betrüger oder einen Betrogenen. Aber ſalbe du meinetwegen, bis du genug haſt. Wenn du mich nur mit deinen Lobreden gehen läſſeſt, will ich dich gern machen laſſen; ja ſogar loben will ich dich — wie im Evangelium der Herr den ungerechten Haushälter lobte.“ Franz beteuerte, daß er nicht betrügen, die Liebe und Dankbarkeit der Mitmenſchen nicht mit Liſt gewinnen, ſondern verdienen wolle. „Dann iſt's ganz recht,“ ſagte Sepp, „deine Abſicht iſt alſo gut, kurz, für dich iſt alles gut, und um andere ſich zu kümmern, iſt jetzt nicht mehr Mode.“ Franz ſah wohl ein, daß er und der Vater noch nicht ſo ſchnell eins werden könnten, doch tröſtete er ſich damit, daß er bald Beweiſe für ſich haben werde, und ſagte, er kümmere ſich ſchon auch um andere und möchte zum Beiſpiel ungemein gern wiſſen, wie es jetzt beim Barthle zugehe, da er im Sinne habe, dem Klausmelker ſo bald als möglich zu ſchreiben. Sepp wußte nicht viel zu berichten; er vermutete, daß der Alte jetzt nicht bei guter Laune ſei, da man ihm vor kurzem eine kranke Kuh aus der Alp heimgebracht habe.

Jetzt kam der Zug ins Dorf. Stolz ſchritten die bekränzten Kühe voran, als ob ſie wüßten, daß ihretwegen die Leute zu allen Türen und Fenſtern herausſchauten.

Franzens Mutter, die heute den ganzen Morgen nir-

gends Ruhe fand, war die erste gewesen, die das Schellengeläute gehört und den Zug gesehen hatte. Glücklich wie ein Mädchen, dessen Geliebter siegreich aus blutigem Kriege heimkehrt, stand sie unter der Haustür. Zuerst war es ihr, daß sie Franzen entgegen hätte eilen und ihn auf der Gasse begrüßen und umarmen mögen; doch sie sah den Sepp, sah die vielen anderen Leute nun auch und jetzt war sie ganz ruhig und wischte sich die Augen mit zitternden Händen.

Marie war übrigens nicht die einzige, welche den Zug mit nassen Augen ansah. Das frohe Jauchzen der Alpler, das Muhen und Schellen der glücklich und gesund heimkehrenden Kühe dünkt den Bauer und die Bäuerin schöner, feierlicher als Orgelton und Saitenklang. Keiner, der den Bauern und sein Fühlen und Denken kennt, wird es unbegreiflich finden, daß zu Schwarzenberg *) noch vor wenigen Jahren stets mit allen Kirchenglocken geläutet wurde, wenn der Alpzug aus der der Gemeinde gehörenden „Gräsalp" ankam.

Auf dem Marktplatze des Dorfes hielt der Zug stille. Sepp und die anderen Bauern suchten jetzt mit Hilfe der Alpknechte die ihnen gehörenden Kühe heraus und trieben dieselben in ihre Vorsasse — niedriger gelegene, eine bis einundeinhalb Stunden vom Dorfe entfernte Alpen, wo die Bauern mit ihrem Vieh sich aufhalten, bevor die Hochalpen bezogen werden und nachdem dieselben verlassen worden sind.

*) dem Heimatsort der Angelika Kaufmann (1741—1807).

Neuntes Kapitel.

Der Alpsonntag.

Am ersten Sonntag nach Heiligkreuztag — dem sogenannten Alpsonntage — morgens hatte Franz gleich den anderen Alpknechten gebeichtet, dann mit der Mutter den Kaffee getrunken und spazierte nun sonntäglich gekleidet vor dem Hause auf und ab. Während er dichte Wolken aus der wieder hervorgesuchten, porzellanenen Sonntagspfeife blies, dachte er daran, wie mißvergnügt, wie unzufrieden mit sich selbst und mit der ganzen Welt er den letzten Sonntag gewesen war, den er daheim zugebracht hatte. Hätte er damals gewußt, wie frohe Tage auf der Alp ihn erwarteten, so würde er den kurios angeschaut haben, der imstande gewesen wäre, ihm vorauszusagen, daß er dennoch hernach das Leben in seiner Heimat für das angenehmste auf der ganzen Welt halten werde.

Wie ganz anders war er geworden seit damals, und wie ganz anders kamen ihm auch Welt und Menschen vor, da er sie nun mit heiterm Lächeln ansah! Jetzt schien es ihm beinahe unbegreiflich, daß er sich früher an so manchem schönen Sonntage in seine vier Wände einsperren und über das frohe Reden und Lachen der Vorübergehenden hatte ärgern können, weil ihn das zuweilen beim Lesen störte. Er war niemals ein Freund und Liebhaber von Unterhaltungen gewesen, wie sie in seinem Dorfe am häufigsten vorzukommen pflegten. Den Bauern, meinte er, seien ihre

Kühe ihr Alles und so würden auch sie selbst mehr als halb zum Tiere, das von nichts wisse, als von seiner Nahrung und von seinem Nest. Auch der Bauer wisse von nichts, als vom Nutzen oder Schaden, den er mit seinem Vieh gehabt. Es gebe doch auf der Welt nichts Langweiligeres, als die Geschichte einer Kuh von A bis Z anhören zu müssen: an welchem Wochentage und in welchem Kalenderzeichen sie zur Welt gekommen sei, wie die Mutter ausgesehen, wie alt dieselbe damals gewesen, was das Weib, der Schwager und der Nachbar über das Kalb gesagt, wieviel Milch es getrunken und ähnliches; dann auch noch, wie man später lieber Geld entlehnt als das stattliche Rind verkauft habe, und so weiter bis auf den heutigen Tag. Das seien doch Unterhaltungen, daß es schade wäre um die verplauderte Zeit sowohl, als um die Gabe der Sprache. So hatte Franz früher über die Unterhaltungen der Bauern geurteilt, daher dieselben soviel als möglich gemieden; heute aber war ihm jeder Vorübergehende willkommen. Er kannte beinahe alle Verhältnisse und Angelegenheiten derjenigen, die er antraf, wie das bei jedem Dorfbewohner der Fall ist, der, wie man zu sagen pflegt, allen anderen in Stall, Küche, Wohn- und Schlafstube hineinsehen kann. Es war ihm daher leicht möglich, mit jedem ein Gespräch über sein Lieblingsthema — seine Angelegenheiten — anzufangen, wobei sicher jeder sich am besten unterhielt, obwohl oder vielmehr weil Franz ihn fast immer allein reden ließ und nur den Zuhörer machte.

Es nahm dann auch bald hier und da einen wunder, warum heute die Leute so lange bei Franzen stehen blieben und immer mehrere kamen, um zu hören, was es denn da Besonderes gebe, so daß er sich bald von etwa zwanzig Bauern umgeben sah. Bisher hatte Franz nichts aus Berechnung getan, jetzt aber wollte er den guten Leuten, die

heute so freundlich und mitteilend waren, doch auch ein Opfer bringen, wollte ihnen zeigen, daß er nicht der sei, für den sie ihn bisher hielten.

Sobald er unter den Anwesenden einige Mitbesetzer seiner Alp erblickte, fing er mit denselben von ihren Kühen zu reden an und nun waren — wie er vermutet — wenigstens für den Augenblick auch die letzten Vorurteile gegen den Sonderling beseitigt, welche bisher noch den Redestrom zurückgehalten hatten. Franz mußte beinahe lachen, als es auf einmal so laut wurde, daß man kaum noch einen der Redenden verstehen konnte. Unwillkürlich dachte er wieder an sein früheres Urteil über solche Unterhaltungen, aber er merkte bald, daß die Geschichte einer Kuh bei weitem nicht so uninteressant sei, wie er früher gewähnt hatte. In solchen Geschichten zog immer auch ein Abschnitt aus dem Leben des Erzählers an Franzen vorüber, ja oft wurde die ganze Familie mit ihrem Wollen und Können um die Kuh herumgestellt. Wenn zum Beispiel Christian von seiner „Blaßköpfigen" erzählte, erfuhr man so nebenbei auch, daß er seinem Weibe und ihren Verwandten sehr viel nachfragen müsse, und daß erstere, obwohl alle Jahre reicher und wohlhabender werdend, dennoch jeden Gulden zweimal umkehre, ehe sie dem Mann denselben in die Hände lasse. Franz fand das auch ganz natürlich, als Christian zuletzt erzählte, wie es gegangen sei, als er im letzten Winter beim Adlerwirt das Geld für das Kalb der „Blaßköpfigen" vom Metzger eingenommen habe. Ja, nicht nur die Erzählenden, sondern, wie gesagt, oft auch alle ihre Angehörigen konnte man durch solche Geschichten kennen lernen, und zwar oft besser, als wenn man vielleicht wochenlang bei ihnen gewesen wäre. Der alte Martin erzählte: „Am nämlichen Tage, an welchem der heil. Klaus ihm seinen jüngsten Buben gebracht habe, sei ihm auch ein

Kalb zur Welt gekommen. Das Kalb mußt du dem Jungen aufziehen! habe er zu ſich ſelbſt geſagt. Es ſei denn auch eine wahre Prachtkuh geworden, bis der Junge ins ſechſte Jahr gekommen. Dann aber ſei das gute Tier auf dem Eiſe gefallen und habe ein Bein gebrochen, ſo daß man es habe forttun müſſen. Ihm nun habe das damals ſchon ſo weh getan, daß ihm das Weinen nahe geweſen; ſein Weib aber habe geſagt, da ſehe man es wieder, wie Glück und Unglück nebeneinander komme und ſich die Wage zu halten ſuche; der Vater komme um eine Kuh und der Junge finde — ein Vogelneſt — alles an einem Tage; ihm ſei dieſe Rede ſo — ſo, er wiſſe nicht wie, vorgekommen, daß er darüber gelacht und ſeinen Kummer bald vergeſſen habe.

Der immer aufmerkſamer zuhörende Franz dachte bei dieſen und ähnlichen Erzählungen oft an die Behauptung des Sennen, daß man bei den Bauern durch den Stall ins Haus gehe. Jetzt war es nicht mehr bloß Berechnung, was ihn an dieſe ihm ganz neue Unterhaltung feſſelte, ſondern die Liebe zu den einfachen, glücklichen Menſchen, die er dabei kennen lernte.

Man unterhielt ſich ſo gut und ſo lange, daß man beinahe zu ſpät in die Kirche gekommen wäre.

Franz vergaß in der Eile ſogar, ſeinen Hut mit einem Blumenſtrauße zu ſchmücken oder ſchmücken zu laſſen, was außer ihm heute wohl ſonſt im Bregenzerwald kein einziger Alpknecht vergeſſen hatte. Erſt als er in der Kirche die mit Blumen faſt ganz bedeckten Hüte der anderen Älpler ſah, erinnerte er ſich an den alten Landesbrauch, und ſeine Vergeßlichkeit ärgerte ihn jetzt ſo ſehr, daß er der Predigt nur wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte und unter der Meſſe ſein Gebetbuch verkehrt in den Händen hielt. Er dachte, heute ſehe alles auf ihn, und wenn man dann bemerke, daß er

wieder nicht getan habe wie die anderen, so werde man kopfschüttelnd, achselzuckend und handumdrehend sagen: „Er ist doch immer der alte Sonderling!“ Was ihm jetzt bei weitem weniger gleichgültig gewesen wäre als früher, wo er die Leute noch zu wenig achtete und liebte, um sich um ihr Urteil über ihn zu kümmern. Nach dem Gottesdienste eilte er heim, so schnell er konnte. Dem guten Tropfen fiel es nicht ein, daß das den auf dem Platze vor der Kirche versammelten Alpknechten sowohl als den anderen, welche an diesem Tage jeden Älpler wieder einmal von oben bis unten betrachten wollen, noch viel mehr als sein unbekränzter Hut auffallen und ihn von neuem in den Ruf eines unverbesserlichen Sonderlings bringen werde.

Auf die überall laut werdende Frage: „Warum ist der Franz nicht da?“ konnte man die verschiedensten Antworten hören. Da hieß es, er sei zu stolz, sich neben sie zu stellen, dort, er müsse heimeilen, um die im Sommer versäumten Zeitungen zu lesen, es sei für ihn schon merkwürdig viel, daß er sich habe Zeit nehmen können, in den Gottesdienst zu gehen. Einige meinten, er müsse sich von den Worten des Pfarrers besonders getroffen gefühlt haben, denn er habe unter der ganzen Predigt einen Kopf gemacht wie eine gelbe Rübe; dagegen aber wollten andere wissen, daß er von der Predigt kein Wort, ja keine Silbe gehört habe. Solche gescheite Köpfe brauchten ja das nicht zu hören und hätten Wichtigeres zu sinnen als das. Habe doch der Tölpel unter der Messe nicht bemerkt, daß das Gebetbuch in seinen Händen so „unter und über“ sei, wie die Welt alle Nächte. Der Franz sei und bleibe gewiß ein Sonderling von der ungehobeltsten Art, man möge ihn hinbringen, wo man wolle. Auf Zeitlosenstengeln würden auch im Paradiesgärtlein keine Kirschen wachsen.

Einige der Beherztesten wagten nun gegen den Strom

zu ſchwimmen. Erſt leiſe und dann, als ſie ſahen, daß es ihnen nicht an Zuhörern fehle, immer lauter erzählten ſie, heute vor dem Gottesdienſt ſeien ſie lange bei Franzen geweſen, und er habe ſo ordentlich mit ihnen geredet und ſo vernünftig, als ein Menſch in ſeinen Jahren nur imſtande ſei, ſo daß ſie dann hernach beim Kirchengehen ſich hätten geſtehen müſſen, der Franz wäre denn doch im Grunde gar nicht ſo übel, und es ſei nur jammerſchade, daß er dem alten Freimaurer gehöre. Ja, es tät's kein Menſch glauben, wie der ſo anders ſei als der Sepp. Man könne mit ihm ſchwätzen von was man wolle, und ſo liebſam ſei er und ſo freundlich —

„Wie eine Katze, die juſt einen Braten riecht," fielen die anderen lachend ein. „Meint ihr," ſpotteten einige, „man werfe mit Prügeln drein, wenn man Vögel fangen will? Die Kinder lockt man mit Zucker und die Narren mit freundlichen Worten. Ihr ſolltet nur hören, wie Vater und Sohn heut noch lachen über euere Redereien, die ihnen ſicher wenigſtens ebenſo dumm vorkommen als uns ihr Zeitungsgeſchwätz. Konntet ihr Tröpfe denn ſo alt werden, ohne die beiden Spitzbuben, die wie die Füchſe wohl die alten Haare, aber nie die alte Tücke laſſen, beſſer kennen zu lernen?"

Die Geſichter derjenigen, welche Franzen zu verteidigen verſucht hatten, verlängerten ſich immer mehr, denn nun wurde ihnen das Unbegreifliche klar, und mit wahren Sündermienen hörten ſie die Vorwürfe derjenigen an, welche ſie Wetterfahnen und erbärmliche Schwächlinge nannten, die der Freimaurer in fünf Minuten jüdiſch und ſein Franz in gleicher Zeit lutheriſch zu machen imſtande wäre.

„Die Stimme der ganzen Gemeinde iſt die Stimme der Wahrheit." Das iſt ein Sprichwort, an welches der

Bauer wenigſtens ebenſo glaubt, als an ſeinen Katechismus. Nichts auf der Welt achtet und fürchtet der gewöhnliche Dorfbewohner mehr als die öffentliche Meinung, ihr gelingt auch das, was aller geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit unmöglich wäre; die Eigenſinnigſten kann ſie umſtimmen, und der Stolzeſte unterwirft ſich endlich dem harten Urteile, welches die Allmächtige über ihn gefällt hat. Wenn jetzt die Lobredner Franzens noch mit den anderen ſtritten, ſo taten ſie das nicht mehr, um den Sonderling zu verteidigen, ſondern alles, was von ihnen geſagt wurde zu ſeiner Verteidigung, war nur noch der Notſchrei der geſchlagenen Eigenliebe, der letzte Verzweiflungskampf gegen den Vorwurf der Dummheit und Schwäche, den ihnen die öffentliche Meinung, wie früher den Verbrechern die Schandtafel, anzuhängen drohte. Doch ihre Niederlage war leicht vorauszuſehen, denn wenn Bauern, ſei es nun im Scherz oder Ernſt, über Unwichtiges oder Wichtiges, miteinander ſtreiten, entſcheidet faſt immer die Mehrheit der Stimmen, weil ſich die Streitenden nicht mit Gründen zu widerlegen, ſondern einfach — zu überſchreien ſuchen.

Während das eben Erzählte auf dem Kirchenplatze vorging, ſaß Franz auf der Bank vor der Haustüre neben der Mutter, die ſeinen Hut mit Blumen ſchmückte. Eine Zeitlang hatten beide geſchwiegen und nur den Vorübergehenden Red' und Antwort gegeben; als es aber auf der Gaſſe leer geworden war, ſagte Franz: „Der Vater muß heute Wichtiges zu verhandeln haben mit dem Adlerwirt; ſchon mehr als eine Viertelſtunde ſehe ich die beiden am Hag drunten ſtehen und plaudern.“

„Ja, der gute Mann ſcheint in ſeiner Freude ganz vergeſſen zu haben, daß das Mittageſſen erkaltet und daß wir auf ihn warten,“ ſagte die Mutter.

„In ſeiner Freude — worüber?“

„Haſt du denn das Neueſte noch nicht gehört vom Sägenprozeß?“

„Vom Sägenprozeß?“ ſagte Franz ſich beſinnend, „ja richtig! Im Sommer hat mir der Vater davon erzählt.“

„Seit damals,“ fiel die Mutter lächelnd ein, „hat der Handel ein ganz anderes Geſicht bekommen und wird nun hoffentlich wohl bald zu Ende ſein.“

„Und wer wird gewinnen? Was glaubt man?“ fragte Franz ein wenig gähnend.

„Nun, der Adlerwirt und der Vater; doch den Vater freut es jetzt viel weniger, da er doch dem Vorſteher keinen Poſſen mehr ſpielt,“ antwortete die Mutter und das bisherige Lächeln war plötzlich aus ihrem Geſichte verſchwunden.

Franz bemerkte das und mit etwas mehr Teilnahme, als er vorher gezeigt hatte, fragte er: „Wie iſt es denn mit dem Handel worden ſeit dem Sonntage, wo der Vater mich beſuchte?“

„Daß der Vater dir noch nichts erzählte, nimmt mich faſt wunder,“ ſagte die Mutter, „er erzählt ſonſt ſehr gerne davon; doch iſt er eben, ſeitdem du von der Alp gekommen biſt, faſt nie mehr zu Hauſe geweſen. Der Vorſteher und ſein Anhang hätten, wie du dir wohl einbilden kannſt, keinen Grund gehabt, ſich auf die Seite des Finken zu ſtellen und ſo hitzig für ſeine Sache zu kämpfen, wenn das Oberhaupt unſeres Dorfes nicht von der Hoffnung, der Fink werde ſein Töchtermann werden, beſeſſen geweſen wäre. Die ganze Gemeinde wußte von der Liebſchaft und nun hatten ſelbſtverſtändlich die Gemeinderäte nichts Wichtigeres zu tun, als dem Vorſteher ſich gefällig zu zeigen. So ſtanden die Sachen noch am letzten Kirchweihtag, an welchem der Fink mit der Suſanne tanzte, daß es ſtob. Zum Unglück ſind auch einige Fremde auf dem Tanzplatz ge-

weſen, die haben ſo nobel getan, wie die vornehmen Vergnügungsreiſenden, denen nichts gut genug iſt. Sogar Glühwein haben ſie ſich machen laſſen. Nun was denkſt, wie wird einem Finken zumute, wenn er mit einer Vorſteherstochter tanzt und ſo etwas vor ſich ſehen muß? Du weißt wohl, daß man ungern hinter anderen ſteht, man will eben auch kein Knicker ſein und will zeigen, daß man ſchon kann, wenn man mag. Kurz, der Fink war ſo gut als einer imſtande, Glühwein zu zahlen, und gleich mußte eine Halbe auf den Platz. Dadurch bewies er nun freilich, daß er kein Geizhals ſei und wohl auch einmal den Zapfen ſpringen laſſen könne; aber er bewies auch, daß er noch nicht wiſſe, wie eine Vorſteherstochter von altem Schrot und Korn denke, eine, die zu ſtolz iſt auf ſich ſelbſt, um ſich noch durch ſolche Äußerlichkeiten ein erkauftes Anſehen geben zu wollen. Ums Leben hätte Suſanne keinen Tropfen getrunken. Das ſei ihr zu teuer, hat ſie laut geſagt. Das ſei ein Geſöff ſo für Leute, denen der Bach das Geld bringe. Ihm als dem Sägmüller bringe der Bach das Geld, hat er lachend erwidert, und der Wein, fiel ſie ein, nimmt dir's wieder fort. Noch eine Zeitlang haben die beiden zur Unterhaltung der anderen Anweſenden geſtritten und ſind alsdann unwillig miteinander heim. Was es da noch gab, habe ich nicht gehört; am anderen Tag aber hat der Vorſteher dem Finken berichten laſſen, ſein Mädchen ſei kein Weinfaß; wenn er alles verpraſſen wolle, ſo ſolle er es nur allein tun, er, der Vorſteher, wenigſtens werde ſeine Suſanne und ſein Vermögen nie und nimmermehr dazu hergeben. So hat auf einmal alle Lieb' und Freundſchaft ein Ende gehabt und auch der Sägenprozeß hat, wie geſagt, ein ganz anderes Geſicht bekommen; denn der Vorſteher und natürlich mit ihm ſeine Anhänger machten kehrum, weil ſie nun über Nacht zu der Einſicht kamen,

daß dem guten Adlerwirt grauſam unrecht geſchähe, wenn ſie ihren Einfluß auf dem Gericht gegen ihn gebrauchen würden. Zeiten ändern die Menſchen! Früher hat das keiner im Dorf öffentlich zu ſagen gewagt als dein Vater und der Pfarrer und der Adlerwirt."

Franz hatte der Erzählung der Mutter ruhig zugehört; als ſie ſchwieg, ſprang er auf und lief eine Zeitlang heftig hin und her. Dann plötzlich vor der Mutter ſtehen bleibend, fragte er: „Aber wie haben denn die Herren ihre ſchnelle Sinnesänderung den Leuten erklärt, wie ſich vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung gerechtfertigt?"

„Ja, du lieber Gott! Da hat es geheißen, der Pfarrer, der beim Adlerwirt ſo viel aus der Gemeinde und aus den Haushaltungen heraus inne werde, ſei eben darum dem Adlerwirt ſehr geneigt und er würde daher grauſam zornig werden und es recht auf die hohe Achſel nehmen, wenn man den Wirt nicht machen laſſen wollte. Das hat man in der letzten Zeit jedem erzählt, der es hören wollte, geglaubt hat's aber im Grunde kein Menſch, weil ja jeder den wahren Sachverhalt wußte."

„Alſo der Pfarrer ſollte am Ende die Suppe eſſen, die die anderen einbrockten?" eiferte Franz.

„Die Suppe war jetzt ſchon zu eſſen. Es iſt ja allen recht, daß eine Säge gebaut wird — etwa den alten Barthle ausgenommen — und ſicher macht ſich heute die ganze Gemeinde mit der Sache nicht mehr ſo viel Kopfarbeit *als du.*"

„Was ſagen denn die Leute, die, wie Ihr mir vorhin erzähltet, den Ausreden unſerer Regenten keinen Glauben ſchenken?"

„Sie lachen."

Wieder ſchritt Franz eine Zeitlang haſtig auf und

ab, dann plötzlich laut auflachend, rief er aus: „Sie haben gut lachen, so gut als der alte Martin an dem Tage, da er um eine Kuh kam und sein Bub' ein Vogelnest fand. Glücklich, wer über so etwas noch lachen kann! Und doch," sagte er nach einer Pause, „doch möchte ich nicht so glücklich, nicht so einfältig sein. Haben denn die Schafsköpfe keinen Funken von Rechtsgefühl in sich, daß sie bei so etwas gleichgültig bleiben können? Wenn die Kirchweihgeschichte nicht dreingekommen wäre, so hätte alles einen anderen Ausgang gehabt und so wenig als jetzt würde es einem in den Sinn gekommen sein, etwas gegen die Urteile der Gesalbten einzuwenden. Wunderliche Welt!"

„In die Kirche gehen, wenn's läutet," sagte die Mutter — „und zahlen, was man gebietet!" fiel Franz ein, „das würde mir auch der Senn gesagt haben. Und wirklich, das ist das Wahre! Gott und der Kaiser könnten sich diese Leute kaum anders wünschen, als sie sind. Sie passen bei weitem besser auf die Welt, wie sie hier herum ist, als ich und der Vater."

„Aber nun laß einmal sehen, wie du ausschaust," sagte die Mutter, die unterdessen Franzens Hut mit Blumen umkränzt hatte.

„Prächtig!" rief sie, als Franz den Hut aufgesetzt hatte, und ihr Wohlgefallen an dem wirklich schönen Sohne selbst vor ihm nicht verbergend, fuhr sie, ihren Liebling mit mütterlichem Stolze betrachtend, nach einer Pause fort: „Nun darfst du dich neben jedem Älpler sehen lassen. Man sieht's jetzt, daß nur deine Lebensart, nicht deine schwache Natur schuld gewesen ist an deinem gottserbärmlichen Aussehen. Wie du jetzt so gesund und kräftig vor einem dastehst, daß es einem wohl tut, dich zu sehen! Es wäre wahrhaftig schade, wenn du andere als Wälderkleider trügest. Weißt du's auch noch, wie ich mich um deine Leder-

hosen habe wehren müssen gegen den Vater? Der hat immer gelärmt, er wolle aus dir einen Menschen, keinen eingezwängten, verbauerten Bregenzerwälder machen, und um das, was Brauch sei, kümmere er sich gar nicht. Nun ich glaube, du darfst dich jetzt neben jedem verbauerten und jedem nicht verbauerten Menschen sehen lassen."

„Mutter," sagte Franz lächelnd, „Ihr macht mich wieder stolz wie damals, als Ihr mir noch beinahe täglich Lederhosenpredigten hieltet und mir sagtet, ich werde doch nicht in der Welt herumlaufen wollen wie die Schneider und die fechtenden Handwerksburschen, an denen ihre langen Fetzen herumlottern, wie ein alter Strumpf an einem Rechenstiel. So macht Ihr mich stolz, das ist wohl nicht recht!"

„Nein, das mache ich nicht," eiferte die Mutter, „und du brauchst es auch nicht zu werden, wenn du schon weißt, daß du etwas besitzest, was nicht dein Verdienst ist. Schönheit und Gesundheit sind Gaben Gottes, für die man ihm danken soll; aber nicht stolz darauf werden, denn das wäre sündhaft. Übrigens habe ich nur gesagt, daß dir deine Kleider gut passen und das kann mir niemand anstreiten; auch der Hut steht dir jetzt staatsmäßig und den Blumen sieht es wohl kein Mensch an, daß nicht ein Schätzchen, sondern die Mutter sie zusammengebunden hat."

Bei diesen Worten tat Franz unwillkürlich einen Blick zu Mariannens auf das sorgfältigste gepflegtem Garten hinab, wo noch mancher Strauß zu pflücken gewesen wäre.

Die Mutter, die das bemerkt hatte, sagte wehmütig lächelnd: „Da drunten ist's für dich schon Winter und das letzte und schönste Röslein ist für dich zugrunde gegangen, wenn's nicht auch unterm Schnee sich erhalten und den Frühling erwarten kann, der doch hoffentlich bald allen Aprilstürmen der Laune ein Ende machen wird."

„Jetzt endlich kommt der Vater," ſagte Franz errötend und eilte in die Stube.

„Aber heut' hab' ich ſtaunen müſſen," rief Sepp ſchon unter der Türe. „Steht dir der gelehrige Schüler des Sennen in einem Haufen Bauern wie einer, der etwas in einem Kaſten für Geld ſehen läßt, und erzählt von Weißfüßen und Schellkühen, daß auch Barthle mitſamt Halbenbauers Thereſen daneben ſich hätt' ſchämen müſſen. Ja, Franz, auf die Art gewinnt man die Leute; doch auf die Art wird man auch ein erbärmlicher Tropf. Iſt das noch dein Franz, der freie mutige Trotzkopf? hab' ich mich fragen müſſen, als ich, aus dem Vorſaß kommend, dich des Sennen Kunſtſtücke machen ſah, und ‚nein' hab' ich antworten müſſen, das iſt ein Schüler eines anderen, das iſt —"

„Zum Davonlaufen," fiel Marie ein. „Meinſt du denn, Franz müſſe ein Schüler ſein, entweder deiner, oder der eines anderen?"

„Es wär' traurig, wenn das heutige Früchtlein auf ſeinem eigenen Acker gewachſen wär'," warf Sepp etwas rauh ein, „er wird doch nicht ſchon wie die ärgſten Frömmler wähnen, der Zweck heilige das Mittel? Wer ein Gewiſſen hat, iſt zu redlich, wer männlich denkt, zu ſtolz, um ſo den Komödianten zu ſpielen. Das ſagt der gottloſe Freimaurer und läßt dazu den Sennen ordentlich grüßen."

Franz wollte nun dem Vater erzählen, wie er mit den Bauern ins Reden gekommen und wie wohl ihm dabei geworden, Sepp aber mochte davon nichts hören. Er kenne das ganz gut, ſagte er, man könnte darüber lachen, wenn man recht weit weg wäre; aber im eigenen Hauſe das erleben, ſelbſt ſo ein Weſen Sohn nennen zu müſſen, das könne man faſt nicht ertragen. Er habe ſchon im Sommer bemerkt, daß es mit Franzen ſtark abwärts gehe, doch daß er ſo bald auch ihm gegenüber den Falſchen und den

Fremden machen werde, das wäre ihm auch im allerpeinlichſten Traum nicht eingefallen. „Mir gegenüber,“ ſchloß der bisher ungewöhnlich haſtig Redende auf einmal wehmütig, „mir gegenüber, der auf der ganzen weiten Welt nur noch dich hat, nur noch dich will, mache keine ſolchen Dummheiten. Sieh, dein Vater ſteht vor dir und bittet dich: ſei mir gegenüber der alte gute offene Franz, daß mein Alter nicht gar zu freudenlos werde.“

„O redet doch nicht ſo,“ bat Franz, „ich kann's nicht mehr hören, wie Ihr unnötig Euch ſelbſt und mir weh tut. Gewiß hab' ich an nichts Böſes gedacht. Eure Abneigung gegen die Leute hat Euch unbillig gegen mich gemacht.“

„Nein, Franz! Wenn ich zu raſch war, ſo hat das der Kummer gemacht, dich auf einem Abweg zu ſehen. Warum kümmerſt du dich um das, was andere von dir fordern oder wünſchen? Steh du feſt auf eigenen Füßen, daß der Schwache ſich halten kann an dir, ſtatt mit ihm hinzufallen und ſo ihm das Gefühl der Scham zu erſparen wegen ſeiner Erbärmlichkeit. Auch wenn man gradaus geht auf dem Weg, den man als den rechten erkennt, findet man zuweilen einen Anhänger, der einem auf Abwegen entgegeneilt und ſich nun zu allem willig zeigt. Auch ich hab' einen ſolchen gefunden; ei rat einmal wen!“

„Nun den Adlerwirt,“ ſagte Franz verächtlich.

„Nein, um Gottes willen nein! Unſern alten Pfarrer wie er leibt und lebt. Nicht wahr, es geſchehen doch auch noch Wunder? — Die Erklärung des Wunders iſt freilich ſo lächerlich einfach wie hundert andere vielleicht auch. Haſt du noch nichts vom Sägenprozeß gehört?“

„Nun, mich freut's, wenn ihr nun Freunde werdet, nachdem euch dieſer wunderliche Streit zuſammen auf ein Brett getrieben,“ ſagte Franz lächelnd.

„Von Freundſchaft iſt hier keine Red',“ erwiderte

Sepp kalt, „der Pfarrer hat nur vor meiner Menſchenkenntnis Reſpekt bekommen. Natürlich! Die iſt ihm alles bei ſeiner Amtsführung und drum kann er es faſt nicht leiden, daß ein noch Größerer gegen ihn arbeiten ſollte. Ich hab's ſchon früher geſagt, ſeine Beliebtheit ſei zu Ende, ſobald er nicht mehr nur Freimaurer vernichte, ſondern gegen allgemeine Fehler auftrete, ſtatt wie bisher dazu jedesmal einen Kapuziner kommen zu laſſen. Daß der Pfarrer ſo lang im Gemeindeausſchuß bleiben konnte, daß er die Bauern erſt heuer kennen lernt, und daß das beim Sägenprozeß Erlebte ihm gar ſo weh tut, beweiſt klar und deutlich, wie oft er gegen die hier ſich breit und ſchwer machenden Übelſtände kämpfte, und was von ihm zur Hebung des Volkes getan wurde. Der gute Mann hatte halt erwartet, wenn er ſich auf Adlerwirts Seite ſtelle, werde der ganze Ausſchuß ihm folgen, aber diesmal handelte ſich's um die Sache des Finken, die auch die des Vorſtehers war, drum pfiff's eben anders und ich glaub' nicht, daß er in dreißig Jahren ſo viel Widerwärtiges erfahren hab', als dieſen Sommer, da er ſich zum Adlerwirt ſtellte. Jetzt ſtehen ſeine Rüben freilich wieder ganz ſchön und wachſen, daß es eine Art hat, aber ich glaub' doch nicht, daß er dieſe Geſchichte ſo bald vergeſſen könne."

„Wachſen denn deine Rüben nicht ſo ſchön, als die des Pfarrers, neben dem du doch geſtanden biſt?" fragte Marie.

„Ihr guten Leut'!" rief Sepp wehmütig lächelnd, „der Soldat kämpft und wagt ſein Leben; der Herr General gewinnt die Schlacht und wird penſioniert. Mit mir iſt die Welt fertig und ich mit ihr auch. Ich fordere, ich erwarte keine Anerkennung; das Selbſtbewußtſein hat mir immer genug ſein müſſen. Auf mein einziges Kind aber hab' ich gehofft, auf dich, du teurer Franz, hoff' ich noch.

Die ganze Welt könntest du mich vergessen machen. Werde du, was ich erwarte, wünsche, dann bin ich trotz allem und allem der glücklichste Mann weit herum."

„O Vater!" rief Franz, „gewiß will ich das und von Herzen gern. Oft und oft schon hab' ich gewünscht, Licht und Freud' in Euer trauriges Leben bringen zu können, Euch zu versöhnen mit der Welt und —"

„Mich mit der Welt versöhnen? Als ob mir die Welt nicht recht wäre? Hab' ich doch schon vielmal gesagt: es sei jammerschade, daß sie von so erbärmlichen Wesen bewohnt werde. Soll ich etwa Freundschaft schließen mit diesen?"

„Essen und vergessen solltet Ihr," antwortete Franz. „Wohl oft habt Ihr, da Ihr das Alte nie ruhen ließet, auch andere wieder an das erinnert, was man Euch vorwirft. Nie seid Ihr den Leuten auch nur einen Schritt entgegengegangen, einzig wo es etwas aufzubegehren gibt, seid Ihr dabei, so daß man das allgemeine Urteil über Euch immer aufs neue bestätiget findet. Kommt, Vater, geht auch einmal zu den Leuten, wenn Ihr ihnen nichts vorzuwerfen habt, und seid fröhlich mit ihnen. Geht nach dem Gottesdienst mit zum Adlerwirt. Der Senn hat mir oft erzählt, wie lustig es am Alpsonntage da zugehe, und wie alles friedlich und froh sei."

„Das also," sagte Sepp bitter lächelnd, „das also wär' die Nutzanwendung deiner Predigt? Nun, du redest, so gut du es verstehst, und mehr tut kein Gelehrter. Eigentlich ist's recht, daß du selbst erfahren willst, und wenn ich nicht zu den Kühen ins Vorsaß gehen müßte, so tät ich wirklich kommen, um zu sehen, was du mit den Leuten anfangen werdest."

Als nun Marie sogleich den Antrag machte, die Arbeit im Vorsaß zu verrichten, damit Sepp den Abend frei habe,

lachte er: „Da ſcheint ja ſchon alles gehörig abgekartet zu ſein zwiſchen euch beiden. Nachgeben iſt da wohl das Klügſte, denn ich hätte nun doch keine Ruhe mehr, bis auch du genug erfahren haſt. Sicher wird's bis dahin nicht beſonders lang währen, drum gebet dem Alpſonntag, was des Alpſonntags iſt. Das meine will ich tun; doch erwarte nicht, daß ich anderen zu Lieb, Ehr, Kurzweil und Erbauung meinen Humor verleugnen werde, wie du heute morgens. Nein, Fränzchen, mit Heucheln und Schmeicheln mag ich keine Freunde gewinnen."

Nach dem Eſſen ſpazierte Franz wieder vor dem Hauſe auf und ab. Er bemerkte es nicht, daß die Vorübergehenden ſcheu an ihm vorbeieilten und es abſichtlich vermieden, mit ihm ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Er hatte, ſobald er vor das Haus gekommen war, Barthles Mariannen in ihrem Garten ſorgfältig die noch nicht verwelkten Blumen begießen ſehen, und nun entfernte er ſich im Auf- und Abgehen immer mehr vom Vaterhauſe, um ſo nach und nach wie zufällig zum Garten zu kommen. Früher zwar hatte er beſchloſſen, einmal Barthles Abweſenheit zu einem Beſuche ſeiner Tochter zu benützen, jetzt aber kam ihm das „tummle dich Maus! die Katz' iſt außerm Haus" ſo unmännlich vor, daß er mit Erröten an jenen Entſchluß dachte. Warum ſollte er Schleichwege ſuchen? Er brauchte den Alten, dem er nie etwas in den Weg legte, gar nicht zu fürchten. Der Streit ſeines Vaters ging ihn ja nichts an, und wenn dennoch Barthle ſich allenfalls geneigt zeigte, die Sünden des Vaters am Sohne zu ſtrafen, ſo durfte Franz nur ſeiner kranken Kuh nachfragen. Das war gewiß das beſte Mittel, ihm ſogleich alles andere aus dem Kopfe zu bringen. So rechnete Franz, während er immer ſchneller auf und ab lief. Er erinnerte ſich wohl noch an die Worte des Vaters: „Suche nicht, dich bei anderen be-

liebt zu machen, ſondern ihre Liebe zu verdienen!“ Und er nahm ſich auch vor, in Zukunft dem Vater zu folgen und ſich nie mehr verbauerter zu zeigen, als er wirklich ſei. Aber diesmal mußte er ſich zu helfen ſuchen, ſo gut er konnte, mußte im Fall der Not ſeine tierärztlichen Kenntniſſe und alles benützen, denn unmöglich konnte hier eine kleine unſchuldige Liſt ſo viel Böſes anrichten, als ſie vielleicht verhinderte. Franz glaubte ſich ſogar vor ſeinem in dieſem Stücke ungemein ſtrengen Vater rechtfertigen zu können. Er kümmerte ſich ja wirklich um die kranke Kuh und hätte ſie von Herzen gerne geſund gemacht. Vielleicht hätte ſich dann auch hier das Wort des Sennen beſtätigt, indem der Weg durch den Stall in Mariannens Haus und ſogar zur Verſöhnung mit dem alten Barthle führte.

„Ah, grüß Gott, Alpknecht!“ rief jetzt Mariann dem hart zum Garten Gekommenen heiter entgegen, „du mußt heuer einen beſſeren Sommer gehabt haben, als die Erdäpfel, denn du ſiehſt wirklich gut aus und trägſt bei weitem kein ſo ſchullehrermäßig mageres Kreidegeſicht mehr in der Welt herum wie früher.“

Wenn der alte Barthle — mit Prügeln in beiden Händen — zum Hauſe heraus und auf Franzen losgeſprungen wäre, ſo würde ihn das nicht ſo ſehr überraſcht haben, als dieſe Anrede derjenigen, die er für ſo grenzenlos unglücklich, ſo ſehr ſeines Troſtes bedürftig hielt. Der mitleidsvolle Jüngling hatte es ſich ſo wunderſchön ausgedacht, wie er nun der Verlaſſenen, Bekümmerten als tröſtender Engel erſcheinen könne. Vor allem wollte er ihr den Brief Klausmelkers geben, dann eine Antwort auf denſelben mit ihr ausdenken und — ſo nebenbei auch ſagen, wieviel Kopfarbeit ihm dieſer Brief, und beſonders ihr jetziges trauriges Leben ſchon gemacht habe. O, er

hatte in der letzten Zeit wunderschöne und ungemein lange Reden zusammengestellt, die er bei dieser längst ersehnten Gelegenheit zu halten gedachte, um sein volles Herz ein wenig zu erleichtern; jetzt aber stand er mäuschenstill da, und seine Sonntagspfeife an der Gartenmauer ausklopfend und in Stücke zerschlagend, sagte er zu sich selbst: „Das also ist der Humor eines Mädchens, welches einen verlornen Sohn zum Bruder und einen Barthle zum Vater hat. Ist das möglich? Nein, das ist nur Verstellung. Sie hat vom Alten erst den Haß gegen uns, noch nicht auch den Mut geerbt, ihn zu zeigen, darum jetzt dieses Durcheinander von Warm und Kalt. Von der frühern Zeit ist ihr nur noch die Erinnerung an mein Aussehen geblieben."

So urteilte Franz über die gute Mariann, die sich so herzlich gefreut hatte, da sie ihn immer näher zum Garten herankommen sah, und als er, nur noch wenige Schritte von demselben entfernt, wieder umkehrte, da hätte sie von Herzen gern ihm zugerufen, er solle nur kommen, der Vater sei heute fort, um nicht zu den Fröhlichen beim Adlerwirt gehen zu müssen. „Komm nur!" hatte sie schon gerufen; dann aber hatte sie, erschrocken über sich selbst, geschwiegen und war froh gewesen, daß Franz noch nichts gehört hatte. Was hätten sie denn einander Wichtiges zu sagen gehabt? Mariann wußte, obwohl ihr vieles ungemein schwer auf dem Herzen lag, doch nichts, das sie ihm hätte anvertrauen dürfen. Nein, alles lieber als ein vertrautes ernsthaftes Gespräch über etwas ihr am Herzen Liegendes! Reden wollte sie, mußte sie mit ihm, aber nicht um ihm etwas zu sagen, sondern bloß um zu reden und dadurch zu zeigen, daß sie an der Abneigung ihres Vaters gegen Sepp und die Seinigen keinen Anteil nehme. Aber durfte sie das tun? Durfte sie öffentlich zeigen, daß sie in diesem Stücke mit dem Vater nicht einverstanden

ſei? Es war ihr immer, ob ſie vom Zimmer des Vaters her jenen grellen, weithinſchallenden Pfiff höre, deſſen Bedeutung ſie ſchon als kleines Kind nur zu gut kennen gelernt hatte. Sie hielt das nicht für eine leere Einbildung, ſondern für die Stimme ihres Gewiſſens, oder ihres Schutzengels, der ſie warnen wollte, ja nichts hinter dem Rücken ihres Vaters zu tun, was er nie und nimmer geſchehen laſſen würde, wenn er da wäre; lieber, um der Verſuchung zu entgehen, ſogleich den Garten zu verlaſſen. Und doch ging ſie nicht, denn auch etwas anderes regte ſich mächtig in ihr und hieß ſie bleiben. Sie wollte ja nichts Unrechtes tun, nur ein wenig reden mit einem Nachbarn, und zwar von den gleichgültigſten Dingen, um ihn ja durch nichts an das zwiſchen den Vätern Vorgefallene zu erinnern. Während Mariann ſo noch zwiſchen Sollen und Wollen ſchwankend bald einen Schritt gegen ihr Haus, bald zwei Schritte gegen die Gaſſe ging, war Franz wieder hart zu ihr herangekommen. Als Mariann, die bisher ihr Geſicht dem Hauſe des Vaters, ſelbſt wenn ſie gegen die Straße ſchritt, zugewendet hatte, das Köpfchen wieder drehte, um ſich verſtohlen nach Franzen umzuſehen, erblickte ſie ihn hart neben ſich und den jetzt ſo geſund und kräftig Ausſehenden mit Wohlgefallen betrachtend, ſagte ſie, um nur etwas zu ſagen, jene Worte, die dann Franzen ſo ſehr aus der Faſſung brachten. Mariann, die eine ſcherzende Antwort erwartet hatte, ſah ihm ſtaunend zu, wie er die Scherben der in der Erregtheit zerſchlagenen Pfeife zuſammenſuchte. Sie wollte es noch einmal ſcherzend verſuchen, ein Geſpräch mit ihm anzufangen und ſagte: „Du haſt's wie die Weiber: wenn die eine Schüſſel zerſchlagen, ſo ordnen ſie die Scherben wieder ſorgfältig zuſammen und ſagen, ſo wär's geweſen!“

Als aber Franz, der ſich zu ſchämen anfing, noch

immer auf den Boden ſah und ſchwieg, ſagte das ängſtlich werdende Mädchen wehmütig: „Aber Franz, ich habe dich doch nicht erzürnen wollen! Noch von früher her ſollteſt du wiſſen, wie ich zuzeiten eine Plaudertaſche bin. Offenherzigkeit habe ich ſchon von deinem Vater gelernt und zuweilen wird ſie ſogar zur Schwatzhaftigkeit. Ich glaube bald, es ſei nur ein Glück für mich, daß ich nicht mehr oft zu den Leuten komme, wenn ich ſie ſchon erzürne, ſobald ich nur einige Worte mit ihnen rede."

„Du haſt mich nicht erzürnt", entgegnete Franz.

„Wenigſtens wollte ich's nicht," ſagte ſie. „Schon vormittags in der Kirche" — Mariann errötete und fuhr erſt nach einer kleinen Pauſe wieder fort — „ſchon vormittags hab' ich mich über dein gutes Ausſehen wundern müſſen, faſt noch mehr als darüber, daß du keinen Maien auf dem Hut hatteſt. Soll ich dir einen geben?"

Franz hatte noch nicht geantwortet, als ſie ihm ſchon ein Sträußchen überreichte. Seine Hand zitterte, da er es ihr abnahm. Dann ſagte er kurz und kaum hörbar: „Vergelt's Gott!" und ging.

Um alles in der Welt hätte er nicht mehr länger bleiben können, ſo ſehr ſchämte er ſich vor Mariannen und vor ſich ſelbſt. „Biſt du," ſagte er, indem er das noch ganz gebliebene Pfeifenrohr in den Sägenbach warf, „biſt du nicht gerade ſo dumm, launenhaft und kindiſch, wie der ſechsjährige Toni des Adlerwirts, der geſtern hier auf dieſem Platze ſeinem Hündchen einen Stein an den Kopf werfen wollte, weil es ſich von ihm nicht ſtreicheln ließ? Und hätteſt du nicht noch weit mehr Ohrfeigen verdient, als das einfältige Kind? Alſo das wäre dein Mitleiden geweſen!"

Franz war froh, als er zum Nachmittagsgottesdienſt läuten hörte. In der Kirche hoffte er ſeiner peinigenden

Vorwürfe los zu werden. Das von Mariannen erhaltene Sträußchen ſteckte er nicht auf ſeinen Hut, weil er ſich für unwert hielt, mit demſelben geſchmückt zu ſein. „Da ſteh!“ ſagte er, indem er das lieblich duftende Geſchenk in einem Glas voll Waſſer auf das Tiſchchen in ſeinem Zimmer ſtellte, „da ſteh und erinnere mich morgen, übermorgen und noch lange Zeit an meine Hoffart und Selbſtſucht! Der Senn hatte recht; nur die Sucht, eine Schellkuh*) zu werden, und dabei das Gefühl, dazu zu klein, zu ſchwach zu ſein, das iſt's, was mich unglücklich macht. Ich habe das wohl ſchon länger an mir bemerkt, habe Vorſätze gemacht und alles mögliche, und doch war ich wieder der Narr und merkte die Dummheit, die ich wochenlang ſorgfältig groß zog, nicht eher, als da ſie mir eine der Stunden verdarb, die ich ſonſt jetzt wohl unter die ſchönſten meines Lebens zählen würde. Wie viel beſſer, als ich ſelbſt, kennt der Vater mich und meine Sucht, etwas zu gelten! O, was bin ich gegen ihn, was gegen andere, gegen die, die ich ſo oft verſpottete! Dem Vater ſteht's nicht ſo übel an, wenn er tadelt und die Fehler anderer beim Namen nennt, ich aber gleiche dem, der auf einem gefährlichen Wege nur auf die Mitgehenden acht gibt, bis er ſelbſt ſtolpert und fällt. Das muß doch noch anders werden! Was Vorſätze nicht vermögen, werden Erfahrungen tun, wer nicht gutwillig geht, wird an den Ohren geführt, ſagen die Kinder.“

Unter der Veſper betete Franz — und zwar ſo inbrünſtig, wie ſchon lange nie mehr — um Selbſtkenntnis, damit es ihm möglich werde, mit ſich und der Welt im Frieden zu leben.

---

*) der die anderen Kühe folgen; alſo ein Anführer. (A. d. H.)

Als nach dem Gottesdienſte Sepp und Franz miteinander zum Adlerwirt kamen, fanden ſie ſchon alle Bänke und alle Stühle beſetzt. Die Bitte des Wirts, den beiden doch noch ein wenig Platz zu machen, ſchien kein Menſch gehört zu haben als der Senn, der ſogleich die neben ihm Sitzenden mit einem mächtigen Ruck ſo nahe aneinander ſtieß, daß es für ihrer vier genug Platz gegeben hätte, und dann die beiden einlud, ſich zu ſetzen. Sepp und Franz folgten der Einladung, ohne ſich um das am Tiſche laut werdende Gemurmel nur im geringſten zu bekümmern.

„Da geht's ſchon zu, wie vor der Himmelstür, ſo drängt und ſtößt man und iſt fröhlich," ſagte Franz, nachdem er dem Sennen Beſcheid getan hatte. „Adlerwirt! Eine Maß auf den Tiſch, damit man ſich feſtſetzen kann; da iſt's wahrhaftig eine Luſt dabei zu ſein und zuzuſehen. Nur ungeniert vorwärts unſertwegen!"

„Für uns iſt es gerade keine beſondere Luſt, wenn du ſchon auch dabei biſt und zuſiehſt", bemerkte einer der Bauern, mit denen ſich Franz am Morgen ſo gut unterhalten hatte.

„Heut ſitzt niemand nur zum Zuſehen da, wie etwa die vornehmen Reiſenden, die unſere Dummheiten in ihre Bücher hineinſchreiben; alles muß mitmachen, jeder ſeinen Kübel voll in den Keſſel leeren, dann erſt iſt's der Mühe wert, ein Feuer darunter zu machen", ſagte der Senn. Dann ſang er:

Luſtige Leut, ledige Leut,
Sieht man ſie nicht, hört man ſie weit,
Dominus vobiscum,
Heut iſt's mir drum.

Während der Senn ſang und die anderen leiſe mit-

ſummten, ſagte Sepp zu Franzen: „Gelt du, der, welcher vorhin das Maul offen hatte, war einer der guten Freunde von heute morgens? Ja ja, Undank iſt eben der Welt Lohn!“

„Warum ſingſt du nicht?“ fragte der Senn vorwurfsvoll. „Heut iſt's gut, wenn's auch nicht nach Noten geht, wie du wohl ſchon bemerkt haben wirſt.“

„Mich nimmt's nur wunder, wie man ſo luſtig ſein kann, ſobald man ins Wirtshaus kommt,“ ſagte Franz.

„Das iſt gar nichts Wunderbares,“ erwiderte der Senn und ſang:

Luſtig bein Leuten
Und traurig allein,
So kann ich noch länger
Ein Lockvogel ſein.

Dann ſich wieder an Franzen wendend, ſagte er lachend: „Immer den Hut nach dem Winde drehen! das iſt eine alte Bauernregel. Am Ende tut's jeder, nur tun einige, auf die man mit Fingern zeigen könnte, zuerſt vornehm und altklug und machen Umſtände. Ja, Franz, ſo iſt's; oder biſt du auch ſchon luſtig worden auf einem Friedhof?“

„Nein.“

„Und ich noch nie traurig im Wirtshaus. Hellauf und geſchwind wieder eins geſungen, bevor die Fabrik erkaltet!“

So hatte Franz den Sennen noch nie geſehen. Er, der ſonſt ſo ſparſam, trank einen Schoppen nach dem anderen und von der Vorſicht, mit der er ſonſt jedes Wort auf der Goldwage wog, war nichts mehr zu bemerken. Wäre der Senn in einem Kreiſe gewählter Freunde ſo heiter geweſen, ſo würde Franz das ganz natürlich gefunden haben,

aber hier war ja eigentlich von einer zuſammengehörenden Geſellſchaft gar keine Rede. Franz konnte ſich das Betragen des Sennen nur erklären, wenn er annahm, die Macht der Gewohnheit über dieſen Menſchen ſei ſo groß, daß er, ſich ſo manches frohen Alpſonntags erinnernd, gar nicht anders könne, als wie früher, der Froheſte unter den Frohen zu ſein. Bis zum Abend ſang er ein Lied nach dem anderen, und als er endlich heiſer zu werden anfing, wollte er auch noch tanzen, was aber der Wirt, noch ehe man eine Zither herbeigeholt hatte, unterſagte, weil er ja keine gerichtliche Tanzbewilligung im Hauſe habe und daher geſtraft werden und in Mißkredit kommen könnte.

Ruhig ſetzte ſich nun der Senn, der ſchon Platz zu machen angefangen hatte, neben Franzen auf die Bank und ſagte lächelnd: „Da ſiehſt du nun, wie viel vernünftiger es iſt, die Gelegenheit zu benützen, als dem Humor etwas nachzufragen, wie verwöhnte Kinder. Wenn einer tanzen will, ſo iſt nicht nur Humor, ſondern Gelegenheit und auch Bewilligung nötig, das Gericht hat ganz meine Meinung. Nimm, wenn's da iſt. Die Zigeuner eſſen, wenn ſie Speiſe haben, die Schwaben aber möchten eſſen, wenn ſie hungert, und gerade das iſt auch der Unterſchied zwiſchen uns beiden."

„Glücklich der, der in alles ſich zu fügen weiß!" ſagte Franz, welcher hoffte, nun endlich mit dem heute Unermüdlichen ein vernünftiges Geſpräch anfangen zu können. Der Senn aber ſchien das gar nicht zu bemerken und forderte Franzen immer wieder zum Singen auf, wozu dieſer jedoch nicht im geringſten aufgelegt war.

„Siehſt du denn gar nicht," ſpottete Sepp, „daß dein guter Freund heut' nicht eine Minute übrig hat für dich? Du armer Nothelfer kannſt dann wieder zu ihm, wenn's niemand ſieht!"

„Ich bin ja heut' auch bei ihm und viele ſehen es," ſagte Franz ärgerlich.

„Ja, wir müſſen ihm dankbar ſein, denn er hat uns wenigſtens Platz gemacht."

„Das iſt aber wirklich ein ſchönes Lied!" ſagte Franz, nachdem er eine Zeitlang den Sängern zugehört hatte.

„Ja ſchön, aber fremd," bemerkte Sepp.

„Iſt das ein Fehler?"

„Ja und nein. Ein fremdes Lied laß ich mir gern gefallen; aber man ſingt lauter fremde, lauter ſolche, deren Gegenſtände und Schilderungen den hier Anweſenden fremd ſind. Wiener Späße und Tiroler Schützenlieder und ‚ſa ſa geſchmauſet' mit den lateiniſchen Brocken, die doch kein Menſch verſteht, das iſt ſo faſt die ganze Herrlichkeit. Es wäre erſtaunlich, daß wir ſo wenig Eigenes haben, wenn man nicht wüßte, wie neu hier herum die weltlichen Lieder ſind. Alte Leute erinnern ſich noch, wie die erſten durch Fremdler ins Land kamen und wie damals die Frommen die Zeit des Antichriſt gekommen glaubten."

„Davon hat der Senn da gewiß auch ſchon gehört", ſagte Franz, erfreut ein Thema gefunden zu haben, mit dem er den Sennen ſicher zu fangen hoffte. „In ſo etwas iſt der zu Hauſe und weiß uns wohl auch jenes erſte Lied noch zu nennen, dann gibt es doch zur Abwechſlung einmal einen Diskurs. Du, Senn! hörſt?"

„Genießt das Leben, ſingt man jetzt!" erwiderte dieſer.

„Ich mag aber nicht ſingen."

„So höre doch wenigſtens zu und ſei ſtill!"

Franz gehorchte. Auch der Vater ſagte nichts mehr. Beide hörten den Sängern zu, wobei jedoch der Vater ſein ſpöttiſches Lächeln ſo wenig, als Franz ſeinen Ärger ganz zu verbergen imſtande war. So blieb es, bis man ſang:

„Bald blühen Roſen an einer Lanz,
Bald ſtehn ſie welk und von Blättern leer."

Jetzt aber brachen beide in ſchallendes Gelächter aus, ſo daß die Singenden erſtaunt ſchwiegen und fragten, was es denn nun auf einmal gebe.

„Etwas aufzuſchreiben für einen Vergnügungsreiſenden", ſagte Sepp.

Franz erklärte: „An einer Lanze blühen keine Roſen, wohl aber an einem Lenze und ſo ſollte es auch im Lied heißen."

„Ah bah, das ſind nur Schneckentänze!" bemerkte ein Alpknecht. „Wer hat denn je was davon gehört oder geſehen, daß Roſen blühen an unſerem Gerichtsdiener, dem Herrn Lenz in Bezau?"

Sepp und Franz lachten über dieſen Einfall ſo laut als die anderen. Als es endlich wieder ſtiller wurde, fragte letzterer: „Wißt ihr denn wirklich nicht, was Lenz iſt?"

„Allerdings!" hieß es, „der Gerichtsdiener iſt es."

„Ja," erklärte Franz, „Lenz iſt deſſen Geſchlechtsname und zwar ein ſehr ſchöner, denn er heißt ſo viel als Mai oder Frühling."

„Warum ſagt man denn aber das nicht lieber deutſch, daß es auch weniger Hochſtudierte verſtehen können?" fragten einige.

„Ich und der Vater haben uns eben auch darüber gewundert, daß ihr da faſt lauter Lieder ſingt, die ihr nicht verſteht. — Und nicht wohl verſtehen könnt", fügte er mildernd hinzu, als ihm der Senn mit dem Ellenbogen einen ſo heftigen Rippenſtoß verſetzte, daß er beinahe laut aufgeſchrien hätte. „Seid doch ſo gut und ſingt — wenn es denn geſungen ſein muß — einmal etwas Deutſches,

Vaterländiſches, das jeder verſtehen und ſich einbilden*) kann."

Nach einer leiſen, ziemlich lange währenden Unterredung fingen die Alpknechte ein Liedchen an, das aber hier nicht wiedergegeben werden kann.

„Da haſt du nun einmal etwas Vaterländiſches," bemerkte Sepp.

Franz war feuerrot geworden. Eine Zeitlang ſah er ſtarr die Singenden an, dann ſagte er zum Sennen, welcher diesmal nicht ſingen half: „Kannſt du das leiden? Treibt es nicht auch dir alles Blut und alle Kraft in die Fäuſte zuſammen?"

„Ich muß es leiden, wenn du nicht gehſt und nicht ſtill biſt," antwortete der Senn unwillig; dann ſagte er etwas freundlicher: „Mußt du denn immer den Gelehrten ſpielen? Meinſt du, die alle ſeien Bettler, daher gekommen, um von deiner Weisheit ein Almoſen zu empfangen? Hier iſt ein Wirtshaus, keine Schule. Kannſt du denn nicht eine Stunde deine Weisheit vergeſſen, fröhlich ſein und tun wie die anderen?"

„Nein!" ſchrie Franz, „das kann ich nicht und will ich nicht; kein anſtändiger Menſch kann und will das."

„Um deines geſunden Kopfes willen ſei ſtill!" flüſterte Sepp mit ſeltener Ängſtlichkeit.

„Nein, reden will ich!" fuhr Franz auf. „Iſt nun das euere Religioſität? Schämen ſolltet ihr euch, ſolches Sauſtallgeſchrei zu machen mit dem Munde, mit dem ihr ſonſt Roſenkränze und Litaneien plappert. Und dabei nennt ihr den einen ſchlechten Menſchen, der nicht ſo viel Weihwaſſer verbraucht als ihr."

Man hieß die Sänger ſchweigen, „des Freimaurers

*) ſich deutlich vorſtellen.

Freimaurer wolle predigen." Der solle es nur sich selbst tun, sie hätten an dem, was der Pfarrer sage, genug, murrten sie und wollten ihr Liedchen wieder fortsingen. Da schrie Franz: „Ihr müßt den Pfarrer so schlecht verstehen als das Wort Lenz, sonst..." Ein Glas flog ihm an den Kopf und dann gleich fühlte sich Franz von des Sennen kräftiger Hand gepackt und zum Hause hinausgeführt.

„Tut dir etwas weh?" fragte Sepp, den man ohne Widerrede ungehindert hatte nachgehen lassen.

„Ja, alles!" seufzte Franz.

Jetzt sprang auch der Wirt heraus und jammerte, daß so etwas in seinem Hause habe geschehen müssen, an seinen besten Freunden, doch er wolle nicht mehr lang hier plaudern, sondern hineineilen und den Doktor holen, der glücklicherweise schon seit einer Stunde im Herrenstüble sitze.

„Nein, nein," sagte Franz heftig, „jetzt kann der mir nicht mehr helfen."

„Ist es so bös?" fragte der Wirt erschrocken.

„Was?"

„Ei nun! die Wunde."

„O, die hab' ich schon fast vergessen."

„So, so, dann ist alles gut, dann entschuldige, daß ich wieder hineingehe."

„Von Herzen gern."

Der Wirt war schon fort, die letzten Worte hatte er nicht mehr gehört. Schweigend schritten Vater und Sohn der Heimat zu. Kein Mensch sah sie, wie hell auch der Vollmond schien, denn die jüngeren Dorfbewohner befanden sich noch beim Adlerwirt, während sich die älteren schon in ihre Häuser eingesperrt hatten.

Während Sepp die Haustüre aufschloß und Licht

machte, ſagte Franz: „Es iſt ein Glück, daß die Mutter nicht daheim iſt, die würde faſt zu Tode erſchrocken ſein.“

„Und ich wollte, ſie wär' da,“ entgegnete Sepp, „ſie könnte dich wenigſtens ordentlich pflegen und warten.“

„Das wird nicht nötig ſein; bringt mir nur ein Glas Waſſer!“

Als Franz das Geſicht gewaſchen hatte, warf er ſich ſeufzend auf das Kanapee und klagte: „Das war ein böſer Tag und ich hatte mir ihn ſo ſchön gedacht!“

„Aber gelt,“ ſagte Sepp, nachdem er ſich von der Ungefährlichkeit der Wunde überzeugt hatte, „es iſt immer gut, einen Freund bei ſich zu haben im Wirtshaus, der einen allenfalls durch Hinauswerfen vor Schlägen zu bewahren ſucht.“

„Ich begreife jetzt vieles ebenſowenig, als das Betragen des Sennen, doch ich werde dieſe Nacht Zeit haben, darüber nachzudenken; laßt mich ins Bett und habt wegen meiner Wunde nur keinen Kummer, die wäre bald wieder geheilt. Gute Nacht.“

Zehntes Kapitel.

Folgen des Alpſonntags.

Wohl mit Recht nennt man den einen Unglücklichen, vor deſſen ſchlechter Hütte immer die Armut Wache geſtanden und allen, den Kindern des Glücks unentbehrlichen Freuden und Genüſſen den Eingang verwehrt hat; aber ſo unglücklich iſt er doch nie, als derjenige, der plötzlich aus dem ſtolzen Palaſte, in welchem er ſeine ſchönen Träume einer freuden- und genußreichen Zukunft träumte, hinausgeſtoßen wird auf die weite Gaſſe. Was der Arme in Jahren tragen muß, das alles drängt ſich dem Verarmten zuſammen zu einer einzigen ungeheuren Laſt.

Ja, Mangel läßt ſich viel leichter ertragen als Verluſt. Das erfuhr nun auch Franz, der ſeine Wunde völlig vergaß bei dem heftigern innern Schmerz, welchen ihm das Gefühl des Ausgeſtoßenſeins aus dem ihm vom Sennen eröffneten Himmel verurſachte. Zwar war er aus dieſem Himmel, deſſen Freuden er in den letzten Wochen mehrmals gekoſtet hatte, nicht in die Hölle geſtürzt, wie er in ſeinem aufgeregten Zuſtand beinahe glaubte, ſondern nur wieder zurückgekommen auf die Welt, auf der er früher gelebt hatte. Aber jenes Leben kam ihm jetzt viel trauriger vor als vorher. Während er mißvergnügt in ſein Zimmer ſchritt, plagte er ſich mit dem Gedanken, der auf der Alp geträumte ſchöne Traum von einem frohen, friedlichen Zuſammenleben mit der ſeine Achtung und Liebe verdienenden Gemeinde ſei nur ein neues Mittel ſeines ihn auf jede

Weiſe quälenden Schickſals, ihm die Wirklichkeit noch trauriger erſcheinen zu laſſen. „Muß mir denn alles, gar alles zu Gift ſich verwandeln!“ rief er, als er die ihm von Mariannen geſchenkten Blumen auf dem vom Monde beleuchteten Tiſchchen am Fenſter erblickte, wehmütig aus. „Es ſcheint, daß ich ſo wenig fähig ſei, Gutes zu empfangen, als Gutes zu tun. Wie furchtbar muß ich jetzt den Ernſt einer Redensart empfinden, über die ich ſonſt immer gelacht habe: ‚Er hat niemals einen Hut auf, als wenn's Glück regnet.‘ Vor dem ſo freundlich, ſo liebevoll mir entgegenkommenden Mädchen ſtand ich ſo ſtarr und ſtumm, wie eine geſchloſſene Haustür, und eilte fort, um beim gedankenloſen Haufen Hahn im Korbe zu werden. Nun, wie die Tat, ſo der Lohn. Die Dornen dieſer Roſen verwunden tiefer und ſchmerzlicher, als rohe Alpknechte es können, denn ihre Stiche habe ich verdient.“

Bei der Erinnerung an das im Wirtshaus Erlebte war Franzen immer noch der Gedanke: „Ich habe recht gehabt“ ein Troſt geweſen; ſchmerzlicher noch war ihm daher jetzt das Gemahntwerden an eine Zuſammenkunft, bei welcher einzig ſeine Selbſtſucht und ſein dummer Stolz ihm ſelbſt und vielleicht auch einem lieben Mädchen die ſchönſte Freude verdarben. Warum hätte Barthles Kind ihm, dem Sohne Sepps, auf alle Weiſe ſchon entgegenjammern ſollen, da es ja noch nicht einmal wußte, was der beiden Väter Streit auf ihn für einen Eindruck gemacht habe? Mariann hatte doch deutlich genug bewieſen, wie ſie denke, da ſie ihm, dem ſcheinbar ängſtlich ſich Nahenden, ſo freundlich entgegenkam, und ihn nicht ſchon durch den erſten Blick, das erſte Wort an das Vorgefallene erinnerte. Franz errötete vor ſich ſelbſt, als er ſich alles wieder lebhaft vorſtellte und ſprang von dem Bette, auf welches er ſich, noch vollſtändig angekleidet, geworfen hatte. Ihm war

es immer unmöglich geweſen, bei einer unangenehmen Erinnerung ruhig an einem Platze zu bleiben. Lange Zeit ſchritt er in dem nur vom Scheine des Mondes erleuchteten Zimmerchen auf und ab, lauſchte dem Picken der Totenuhr in den neu übertäfelten Wänden, zählte die Schläge ſeines ungewöhnlich laut pochenden Herzens und verſuchte alles, was er ſchon je mit gutem Erfolg angewendet hatte, wenn er ſich durchaus aus einem ihm unangenehmen Gemütszuſtand herausarbeiten und auf andere Gedanken bringen wollte. Doch heute ſchien alles vergebens zu ſein. Immer wieder blieb er vor dem Tiſchchen ſtehen und ſtarrte Mariannens Blumen an, bis er, durch frohes Singen und Jauchzen hart vor dem Hauſe aus ſeinem Sinnen aufgeſchreckt, das Fenſter öffnete und den nun vom Adlerwirt Heimgehenden traurig nachſah. Bald hörte er das Knarren der ſich öffnenden Haustüren, ſah in den Häuſern ringsherum Lichter entſtehen und verſchwinden, und überall war es wieder ſtill. Alles ſchlief, nur die Kranken wachten jetzt noch und vielleicht hier und da zwei Verliebte und Franz, der eigentlich beides war, krank und verliebt.

Einſam ſtand der Mond am ſternenleeren, faſt überall von Wolken bedeckten Himmel und beleuchtete traurig die herbſtlich gelben Bäume und die düſtern Tannenwälder, vor denen die Schatten der vom immer heftiger werdenden Herbſtwinde bewegten Wipfel bald langſamer, bald ſchneller auf und ab krochen, während die nahen Berge düſter und geiſterhaft ins Tal herunterſchauten. Es kam Franzen vor, als ob die zackigen Felſen droben ob ſeiner Alp das Geſicht verzögen zu einem ſchrecklichen ſchadenfrohen Lachen, als der bald zum Sturm gewordene Wind das reichlicher als ſie von der Natur beſchenkte Tal ſeines Schmuckes beraubte, die letzten noch ſtehenden Denkmale des Frühlings,

die längſt verdorrten Blumenſtengel und Halme brach und die Bäume entblätterte. Ein kalter Schauer durchfuhr den Lauſchenden, da er die Äſte in den Wäldern krachend brechen, die Fenſter klippern und den Sturm mit immer mächtigerer Stimme das Ende der ſchönen Jahreszeit verkünden hörte. Allen Weſen nahte jetzt wieder die kalte ſtürmiſche Zeit, den Vorbereiteten ſowohl, als den nicht Vorbereiteten, denn unerbittlich iſt der Lauf und der Wechſel der Zeit, wie der Gang einer Sägmühle, die ſich nicht darum kümmert, was der Blockwagen ihr entgegentrage. „Ja, ja!" rief Franz aus, „das Leben iſt etwas ganz anderes, als das junge Vögelein, ein Kind des letzten Frühlings, wähnte, weil ihm die Alten nichts haben erzählen können. Wenn es jetzt ſchreiend von Aſt zu Aſt flieht und vergebens ſein zerſtörtes Neſt ſucht, gleicht's dann nicht gerade mir, dem der heutige Tag alles zerſtörte, was ich in vergangenen Tagen baute und was ich für die Zukunft hoffte? O, daß man doch auf der Welt gar nichts wäre als klug, klug wie die Biene, die im Frühling alles ſingen und blühen und ſchön ſein läßt, bis es genug hat, während ſie unermüdet Blumen zerſtört und Honig ſammelt! Iſt das nicht auch bei den Menſchen ſo? Unſchuldige, ſich dem Gefühle hingebende Schmetterlinge gehen zugrunde; andere aber, die das, was jenen ſchön, groß, heilig iſt, mit Füßen treten, leichtfertig Freundſchaften ſchließen und löſen, wie es Eigennutz oder Liebe zur Bequemlichkeit fordern, das ſind die Männer des Tages. Ja, Eigennutz und Liebe zur Bequemlichkeit, das waren ſtets die Bande, die Menſchen und Gemeinden und Staaten zuſammenbrachten, das waren der Vater und die Mutter aller Geſetze und faſt aller menſchlichen Handlungen. Wenn ein inneres Sittengeſetz, ein Gewiſſen in jedem Menſchen lebte und herrſchte, oder nur nach Herrſchaft ſtrebte, ſo würden die

beim Adlerwirt die Sprache der Wahrheit errötend gehört und verstanden haben, wie früher die Predigten der Apostel von allen Nationen verstanden worden sein sollen."

„Bin ich denn betrunken, oder verrückt, oder ist's die ganze Welt?" fragte der über sich selbst erstaunte Franz, indem er das Fenster heftig zuschlug. „Freilich hab' ich zu viel des mir seltenen Weins getrunken, aber noch brennt ja die erhaltene Wunde, noch fühle ich's, wo der Senn mich packte, und gewiß hab' ich noch nie so klar und wahr gedacht als jetzt, obwohl mir das Heilige lächerlich und das Schlechte klug vorkommt. Die größten Taten derjenigen, die ich für die Besten der Menschen und meine Vorbilder hielt — was sind sie anderes als kühne Seiltänzersprünge einzelner Sonderlinge, die die Mitwelt belächelt, die Nachwelt bewundert, aber nur etwa ein Sonderling wieder nachzuahmen trachtet, den Stolz, Dummheit oder sonst etwas dazu treibt. Wie wahr hat doch der Senn gesagt: Wenn dem Menschen wie er ist, der, der er zu sein wähnt, begegnete, so würden die beiden einander gar nicht kennen. Mein ganzes Leben war ein Beweis der Wahrheit dieser Worte, doch heute haben sich einmal zwei solche Halbmenschen erkannt und über ihre nahe Verwandtschaft gestaunt. Schade doch, daß man mit dem Glauben an sich selbst auch so viel, viel verliert, daß man sich an nichts mehr halten kann. Nicht mehr an den strengen Vater, nicht mehr an die fromme Mutter und nicht mehr an ihn, den ich für so treu und stark hielt. O, wie ist der jetzt so anders als auf der Alp; aber auch ich habe mich schon gewaltig verändert und brauche ihm darum keine Vorwürfe zu machen. Wenn vor acht Tagen einer mir auf dem Heuboden gesagt hätte, wie es am Alpsonntag abends sein werde — doch jene Träume und Hoffnungen sind nun vorbei! —"

Auf einem Stuhle neben dem Tiſchchen am Fenſter ſitzend verlor ſich nun Franz allmählich in Erinnerungen an die auf der Alp verlebten glücklichen Tage. Seine Vorſtellungen wurden immer unklarer, verſchwammen immer mehr ineinander, wie die Farben eines Bildes, welches dem Auge des Beſchauers immer ferner gerückt wird. Das Toſen des Sturmes, der noch das Haus erſchütterte, hielt er für das Rauſchen des weit unter ihm über Klippen ſtürzenden Bergſtroms. Er ſelbſt kletterte Kräuter ſuchend auf den höchſten Bergen ſeiner Alp, die er jetzt wieder ganz deutlich vor ſich ſah, herum, ohne daß es ihm gelang, die für Barthles kranke Kuh geſuchte Pflanze zu finden. Plötzlich erblickte er nicht weit von ihm entfernt etwa zwanzig alpenroſenbekränzte Bauern beiſammen, wovon einige jauchzend gefüllte Schnapsflaſchen und Kautabak in die Höhe hielten, während andere ruhig ſaßen und ſangen:

Bald blühen Roſen an einer Lanze,
Bald ſtehn ſie welk und von Blättern leer.

Die fröhlich Zechenden hatten ihn kaum erblickt, als ſie ihn ſchon einluden, zu ihnen zu kommen und fröhlich zu ſein. Er aber, durch dieſe Einladung ſich beleidiget fühlend, rief ihnen verächtlich zu: „Wenn ihr etwa gar wähnt, mir wäre das nicht zu gemein, dann kennt ihr Franzen noch ſchlecht.“ Jetzt fuhren die Bauern wütend auf, ergriffen ihre langen Stöcke und verfolgten ihn bis zu einer Schlucht, wo er ihnen nicht mehr entfliehen, ſondern ſich nur noch in der Spalte einer Lauine verbergen konnte. Aber der vor Schrecken und Angſt Zitternde glitt aus, und fiel — und ſtürzte — immer tiefer und tiefer, als ob die Erde ein Loch bekommen hätte, durch welches er nun bis zu den Gegenfüßlern hinunterfahren müßte. Da-

bei zog in furchtbarer Schnelle alles, was er im Leben getan hatte, an ihm vorüber und jedes stolzen, selbstsüchtigen oder lieblosen Gedankens konnte er, mußte er sich wieder erinnern. Die Luft wurde immer heißer, immer drückender und er fühlte, wie seine Kraft ihn immer mehr verließ. Jetzt schloß er die Augen und öffnete sie nicht mehr, bis er eine donnerähnliche Stimme ihm zurufen hörte: „Nicht nach dem Erfolg, nach dem Willen und der Absicht wird hier geurteilt. Dir sei, was du dir wünschtest!"

Franz, der nun wußte, daß er vor dem Richterstuhl Gottes war, wagte nicht emporzuschauen und erwartete zitzernd, was da kommen werde.

Nach einer Weile öffnete sich eine der vielen Türen, die Franz rings um ihn herum bemerkt hatte, und eine Kraft, wie die eines ungeheuern Sturmwinds, trieb ihn in einen Saal, der wenigstens so groß war als sein Heimatsdorf, und der dem Himmel, wie Franz ihn als Knabe sich vorgestellt hatte, ganz ähnlich sah. An langen bunt bemalten Tischen saßen ganze Scharen alter Weiber, krank scheinender Greise und kleiner Kinder mit Rosenkränzen und prachtvoll eingebundenen Gebetbüchern in den Händen. Etwas von den Tischen entfernt erblickte der neugierig Umherschauende mehrere ungewöhnlich beleibte Männer, die gerade den Bildern glichen, die er sich früher von Königen gemacht hatte. Sie waren wenigstens um einen Kopf höher, als die anderen. Ihre Kopfbedeckung glich der der österreichischen Gendarmen, nur daß sie noch größer war und glänzte und funkelte, wie die Berge im Scheine der aufgehenden Sonne; ihre langen Röcke waren fast ganz bedeckt mit aus Kronentalern gemachten Knöpfen, deren liebliches Klingen Franz hörte, so oft die Hoheiten die Hände vor den Mund hielten, um das Gähnen zu verbergen. Sonst blieb alles still, bis eine Menge geistlich und weltlich gekleideter

Herren von den hintern Tiſchen, wo ſie von Franzen unbemerkt geſeſſen, mit Geigen und Pfeifen, Klarinetten und Hörnern hervorkamen, den an den Tiſchen Sitzenden kleine Notenhefte vorlegten und dann das Dreimalheilig zu ſingen begannen. Franz ſah die Muſikanten erſtaunt an; manches Geſicht kam ihm ganz bekannt vor, er mußte dasſelbe ſchon in irgendeiner Zeitung oder einem Kalender geſehen haben. „Das iſt eigentlich mehr laut als ſchön", dachte er, als er dem Geſang eine Zeitlang verwundert zugehört hatte, und wendete ſich, um in einen anderen Saal zu gehen. Ein hinter ihm ſtehender Engel, deſſen liebliches Geſicht ihn an Barthles Mariannen erinnerte, ſagte ihm, daß er nach Gottes Urteil immer hier zu bleiben habe.

„Aber was iſt denn das für eine Geſellſchaft?" fragte Franz erſchrocken.

„Menſchen, wie du ſie dir immer gewünſcht haſt," antwortete der Engel, „willenloſe Weſen, die ſich der Führung des Nächſtbeſten ohne weiteres anvertrauen. Die dort einſam Sitzenden ſind auch Menſchen von dieſer Art, denen aber eine Krone in die Wiege gefallen iſt. Auch ſie können, wie die anderen, nicht für alles belohnt und beſtraft werden, was ſie getan haben. Die mit den Inſtrumenten ſind Weltverbeſſerer wie du. Ihr drittes Wort iſt immer Aufklärung geweſen. Sie haben wiſſentlich und unwiſſentlich ſehr viel Gutes bewirkt, aber hier wird nach der Abſicht gerichtet, und hier iſt ihr Platz. Einige ſind ſchon Jahrhunderte da und bemühen ſich, dieſen Haufen das Dreimalheilig ſingen zu lehren."

„Das," ſagte Franz ärgerlich, „das alſo wären die Freuden, die noch kein Auge geſehen, kein Ohr gehört und —"

„Das iſt die unterſte Reihe der Seligen," erwiderte der Engel.

„Und hier der Platz für die, die ihr ganzes Erdenleben dem Wohl der Mitmenschen opferten?"

„Von Stolz oder sonst einer Nebenabsicht getrieben opferten," ergänzte der Engel. „Hier haben sie nun, was sie sich wünschten: einfältige Bewunderer und Gelegenheit, ihre Künste zu zeigen. Hier ist ihr, hier ist auch dein Platz. Und nun leb' wohl, ich verlasse dich!"

Franz fuhr erschrocken auf und erwachte.

Es war heller Tag, die Sonne stand schon lang am Himmel und blickte traurig zwischen den Wolken hervor, die lieben Kinder suchend, welche ihr die Sturmnacht noch am Leben gelassen hatte. Franz erinnerte sich bald wieder an alles in ihm und um ihn in den letzten Stunden Vorgegangene und suchte dieses nun mit dem wunderlichen Traum in Zusammenhang zu bringen, was ihm ohne viel Kopfzerbrechen ziemlich gut gelang. Ein wehmütiges Lächeln überflog sein Gesicht, als er an die traurige Rolle dachte, die er in seinem Himmel hatte spielen sollen, und doch gestand er sich jetzt, daß er eigentlich nichts Besseres verdient hatte. War es nicht Torheit gewesen, wegen einem Liede den Leuten ihre Freude zu verderben? Was hatten denn die unklugen Bemerkungen über die Rosen an einer Lanze und den Wälder Volksgesang im allgemeinen für einen Zweck? Und was hätte im besten Falle Gutes dadurch entstehen können? Wie recht hatte der Engel, als er ihm sagte: „Das sind die Leute, die du dir wünschtest, bei ihnen ist dein Platz!"

Sonst, wenn Franz einen Fehler an sich bemerkte, pflegte er jedesmal zu sagen: „Das muß anders werden," jetzt aber sagte er: „Also das bist du? Wenn du kein Esel wärst, hättest du es schon gestern beim Garten merken müssen, daß dir das gute Kind nur zu wenig schwach, daß

es dir zu glücklich, zu gut ist. Ja ‚einfältige Bewunderer', das sind Leute nach deinem Herzen." Dann nach einer langen Pause fuhr er wieder laut fort: „Das müßte wohl ein glücklicher Mensch sein, der alle Falten und Winkel und Spinnwebenecken seines Herzens kennen gelernt hätte. So einer würde sich nie mehr ärgern, weder über sich selbst noch über andere. Wie richtig hat doch der Senn den Unterschied zwischen Selbstkenntnis und Demut bezeichnet, indem er ihn dem Unterschied zwischen einem alten und einem neuen Käs gleichstellte. Selbstanklage — das hab' ich nun erfahren — ist in den meisten Fällen gar nichts anderes als ein schönes Wort für den Ärger, den man hat bei der Entdeckung, daß man bei weitem noch nicht der Prachtkerl ist, für den man sich gern gehalten hätte. Wie so manche schöne Stunde hat mir doch dieser Ärger schon nutzlos verdorben, indem ich dadurch, wie in einer Kinderschaukel, nur auf die Höhe der entgegengesetzten Seite geworfen wurde, ohne vom alten Mittelpunkt wegzukommen. Wenn der Senn mich die letzten vierundzwanzig Stunden hätte beobachten können, so würde es ihm nicht mehr an Beweisen fehlen für seine Behauptung, daß ich gerade einem Rind zu vergleichen sei, welches man das erstemal einspannt. Wunderbar, daß nicht auch er mir im Traum erschienen ist und mir einige seiner Sprichwörter vorsagte! Doch wozu auch? Ich hörte ihn den ganzen Sommer, und doch geschah, was geschah. Ich habe viel verloren: die Freundschaft Mariannens, die Liebe des Sennen und wohl auch die Achtung aller Vernünftigen; aber das alles war der nicht wert, der nur sich selbst liebte; mir geschieht recht und wem recht geschieht, dem geschieht hart. Kurios, daß es mich noch beinahe freuen kann, mir selbst alle Schuld am Unheil des gestrigen Tages zuzuschreiben! Aber es ist jedenfalls besser, wenn ein einzelner

ſich krank fühlt, als wenn im ganzen Lande die Peſt ausgebrochen wäre."

Mit einer Art von Leidenſchaft ſuchte jetzt Franz die geſtrige Wirtshausgeſellſchaft nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu rechtfertigen, obwohl ihm das nur auf eigene Unkoſten möglich war. Dann plötzlich ſprang er auf, trat heftig vor ſein Bücherbrett, auf welchem eine in Bauernhäuſern ſeltene Menge meiſtens älterer, vom Vater ſchon aus der Fremde heimgebrachter Bücher unter einem Haufen Zeitungen bunt durcheinander lagen. Franz ſuchte lange, bis er endlich mit einem kleinen Bändchen in der Hand zu ſeinem Stuhl zurückging. Eine Zeitlang ſchien er aufmerkſam zu leſen, dann auf einmal klappte er das Buch zu, ſchob es in die Taſche und verließ das Zimmer.

„Verſchlafen heißt nicht immer lang ſchlafen, aber gut", rief der noch in der Küche beſchäftigte Vater Franzen froh entgegen, als er dieſen ſo raſch die Stiege herunterkommen ſah.

Franz eilte ſchweigend zum Herd, auf dem durch ein kleines Feuer das Morgeneſſen warm erhalten wurde, und das aus dem Zimmer mitgenommene Buch wieder aus der Taſche ziehend, fragte er: „Iſt die Mutter noch im Vorſaß?"

„Ja, ſonſt wär' ich nicht in — was haſt? Was willſt?" fragte Sepp ſich unterbrechend und eilte zum Herd, als er Franzen das Buch gegen das Feuer halten ſah.

„Das Goldmacherdorf hab' ich und will's verbrennen," antwortete Franz.

„Und ſonſt iſt's doch immer dein Lieblingsbuch geweſen."

„Ja leider! Es hat in meinem Kopf genug Unheil angerichtet."

„Mach' keine Dummheiten!" sagte Sepp, indem er Franzen das Buch entriß. „Im letzten Frühling hast du deine ersten Schuhe gefunden und im Kasten aufbewahrt; nun wenn dir das Buch da just nicht paßt, so lege dasselbe nur einstweilen zu den Schuhen!"

Franz ging in die Wohnstube, wohin ihm der Vater bald mit dem Kaffee nachfolgte.

Zum Tisch beten ließ man die Kapuziner; Sepp schenkte ein und setzte sich neben Franzen auf einen Stuhl.

„Es kommt Euch also doch auch vor, jenes Buch sei nur ein Kinderschuh gewesen, der jetzt für mich nicht mehr passe?" fragte Franz, nachdem er seine „Schüssel" zweimal rasch nacheinander geleert hatte.

„Ich fange wahrhaft an der Möglichkeit eines Menschen wie jenes Oswald zu zweifeln an; die Geschichte kann unmöglich wahr sein."

„Ja, unmöglich!" fiel Franz ein, „wie sollte ein einzelner eine so schlechte Gemeinde so emporbringen können?"

„Es ist eine Schande für mich, daß wir beide, wie's scheint, in derselben Nacht auf die Frage gekommen sind", sagte Sepp.

„Wir sind also nun eins?" fragte Franz freudig.

„Ich hoffe, wir werden es," war die ruhige Antwort des Vaters; dann, nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Die Irrtümer und Fehler anderer hab' ich nie geschont, drum ist's wohl billig, daß ich nach dem Tage, an dem wir beide die ersten Früchte meiner Erziehung kosteten, auch von mir selbst in der gleichen Sprache rede. Weißt du, wozu ich dich erzog, oder hast du noch nie darüber nachgedacht?"

Franz sah verlegen auf den Tisch nieder und schwieg.

„Gut, gut; du hast nachgedacht, ich sehe das und

ſehe auch, daß du nichts Erfreuliches dabei erkopfet haſt. Nun Gedanken ſind frei; aber da du zu den Menſchen gehörſt, denen die Einbildungskraft alles vergrößert oder verkleinert, ſo will ich nun durch Mitteilung der Wahrheit ihr das Handwerk oder Kopfwerk für immer legen. Ich hab' dir ſchon oft von meiner Vergangenheit erzählt, doch wirſt du heut' neben dem Alten, das ich dir täglich wiederholen möchte, auch Neues finden mehr als genug. Ein Leben, wie ich es lebte, iſt kein Spaß. Ich hab' erfahren, wie der Hunger bindet und lähmt und die beſten Kräfte raubt und Leidenſchaften weckt. Ja mehr, bei weitem mehr als die Kinder des Armenhauſes habe ich erfahren und ausſtehen müſſen. Der Bettler findet Wohltäter, der Schmeichler Freunde und der Heuchler Gönner; aber das Kind eines armen Handwerkers, der ſich noch nicht, alles wegwerfend, auf den Boden gelegt und dabei geſagt hat: ‚Ich kann nicht mehr und mag nicht mehr!' ſo ein Kind findet keinen Freund, wenn es nicht ſchon von Grund aus ſchlecht iſt. Als ich mich vom Hansmichel nicht mehr geduldig abſchneeballen ließ, als ich ihm zeigte, welcher von uns der Stärkere ſei, da gab mir ſein Vater keinen Kreuzer mehr zu verdienen und das Weberle kam wegen ſeiner Erbärmlichkeit an meinen Platz. Solche Beiſpiele könnt' ich tagelang erzählen, wenn ich möchte. Es ſchien alles dazu eingerichtet, die Armen durch die Reichen und die Reichen durch die Armen zu verderben. Einſt wollt' ich vom Armenvater einen Gulden entlehnen, aber der fuhr mich an, ich ſolle nur gehen, wenn ich zu ſtolz ſei zum Betteln. Zu dem war ich aber zu ſtolz, und dieſe Menſchen verachtete ich zu ſehr, um noch etwas von ihnen anzunehmen. Ja, Franz, ich wär' fort, wenn ich keinen Vetter gehabt hätte, fort wär' ich, und wenn's Federmeſſer gehagelt hätt', alle mit den Spitzen voran. Ich wurde was Rechtes, denn

ich wollte. Ich kam reich zurück und nun galt es, mich an den Reichen zu rächen und den Armen zu helfen. Der kleine Bauer ist vom großen abhängig im Handel und Wandel. Nun gedachte ich's anzurichten, daß wir alle in den Sack bekämen. Sie sollten dabei nicht zu klagen haben. Ich erfuhr ihr trauriges Los zu sehr, um nicht von Herzen ihr Bestes zu wollen. Manchem half ich, daß er sein Gütlein behalten konnte, manchem, wie dem Klaus, ein Handwerk zu lernen. Dadurch schon hab' ich die Reichen erzürnt, denn sie fürchteten, daß dadurch die Löhne in die Höhe getrieben werden könnten von den Tagwerkern. Du kannst dir nun denken, wie das Geheul erst anging, als ich auch von einer billigern Verteilung der Gemeindelasten öffentlich redete. Das nun würde gefährlich worden sein, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Blitz von der Kanzel getroffen und auch meine Anhänger ohnmächtig geschlagen hätte. Später hätt' ich wohl wieder eingegriffen ins öffentliche Leben, aber ich würde es ganz allein mit Hohen und Niederen, mit Studierten und Unstudierten zu tun gehabt haben und dazu hat es mir an Bildung gefehlt. Drum solltest du, der nicht wie ich, in den besten Jahren fürs tägliche Brot sorgen mußte, mein Amt, wie mein Vermögen erben, solltest wie im Hause, so auch in der Gemeinde dort anfangen, wo ich aufgehört hatte. Niemanden, als Barthles Klausmelkern, sah ich gerne neben dir in unserm Haus. In ihm konnt' ich dir vielleicht einen Freund, einen Anhänger erziehen. So wurde der zu frei von den Fesseln der öffentlichen Meinung, denn er war zu schwach, sich selbst zu beherrschen. Immer beim Barthle wär' er vielleicht glücklicher, immer bei mir tüchtiger geworden, wir beide aber haben ihn verdorben."

„Es ist noch nicht aller Tage Abend", unterbrach ihn Franz.

„Es liegen zwei Keime in ihm, die ſich aufheben," behauptete Sepp.

„Vater," ſagte Franz kleinlaut, „es kommt mir zuweilen faſt vor, ob Ihr den Menſchen für einen Blumentopf haltet."

„Es iſt das auch nicht ganz unrichtig."

„Da bin ich nicht dabei. Sogar im Traum wehrt ſich meine Natur —"

„Gut, ich weiß das," fiel Sepp ein, „du haſt etwas vom Wachsgemüt der Mutter und biſt zu warm, um das feſt machen zu können. In deinem Blick ſtarrt eine Klage mich an, das will ich nicht. Erſt die Zukunft ſoll zwiſchen uns richten. Wir werden ſehen, welcher weiter kommt. Daß ich Seitenwege einſchlage, brauchſt du bei der Wette nicht zu fürchten, denn weder Tod noch Teufel hält mich zurück. Ich will groß ſein oder fürchterlich. Einſt, guter Tropf, einſt bin ich auch weich geweſen, aber ich bin hart worden, und nur gleichgültig zu ſein will mir nicht gelingen, und doch wär' das das Klügſte, behaglich leben das Schönſte. Das hab' ich in der letzten Nacht ausgedacht, das dir heut' ſagen wollen, wenn ich ſchon vorhin, von der Erinnerung erhitzt, ganz anders geredet habe. Deine gute Mutter — wenn man vom Wolf redet, iſt er nahe", unterbrach Sepp ſich plötzlich, als Marie atemlos zur Türe hereinſtürzte.

„Gott Lob und Dank!" rief dieſe aufatmend. „Er iſt da und ſie haben mich nur angelogen — die Unmenſchen. Aber nein, ich will gar nichts mehr ſagen und nur Gott danken, daß es nicht wahr iſt. Halb tot, ſagten ſie, hätte man dich geſchlagen."

„Nein, mir iſt wohl," ſagte Franz, das Geſicht der Mutter zuwendend.

„Jeſus, Maria und Joſef!" ſchrie dieſe, aber du ſiehſt blaß und dort — großer Gott! ſo hart am Auge. Nur

ein Wunder hat dich gerettet. Aber Gott kann ja jetzt sowohl Wunder geschehen heißen als zur Zeit, da die Heiligen wegen ihrer frommen Lehre verfolgt worden sind von bösen Heiden. O Sepp, wie recht hast du immer gehabt und ich glaubte dir nicht! Alles, was du je über diese Ungeheuer sagtest, war bei weitem noch nicht schlecht genug. Aber sie haben uns doch kein Leid antun können. Deinen Leib hat Gott beschützt und aus einer solchen Gesellschaft gestoßen zu werden, ist keine Schande. Jeder Biedere wird dich achten, wenn man ihm die Geschichte ordentlich erzählt."

Das war sie, die liebe herz- und seelengute Mutter, die nichts als ihre Liebe zu Franzen zu einem vielleicht allzu harten Urteil über andere Menschen bringen konnte. Doch nur für einen Augenblick; denn nichts war imstande, den reinen Himmel ihres Gemüts zu bewölken, daß sie das Vertrauen auf Gott und den Glauben an gute Menschen, diese Leitsterne in des Lebens Kummernächten, gänzlich verlor. Ja, das war eine derjenigen, denen es nichts schadet, wenn sie etwas Giftiges trinken, weil für Reine alles rein ist. Franzen war noch gar nicht eingefallen, wie gefährlich der Wurf mit dem Glas war. Hätte er daran gedacht, so würde das wohl nur noch seinen Ärger über die ungehobelten Alpler und alle Bauern vermehrt haben; die gute Mutter aber, obwohl ihr sicher Franzens Wunde und das erlittene Unrecht viel mehr Schmerz und Kummer machten, als ihm selbst, dachte schaudernd daran, wie viel schlimmer es hätte gehen können, und ihr Herz wurde dabei so weich, daß sie sogar den Feinden ihres Lieblings alles verzieh. Sie schien zu hoffen, daß nun jedermann einsehe, wie grausam unrecht man Franzen getan habe, so daß alles mit Freuden ihm die Hand zur Versöhnung reichen werde.

„Ja, für Reine iſt alles rein," dachte Franz. „Die Gute hält mich beinahe für einen Märtyrer einer heiligen Sache, die anderen für ſchwache Menſchen, die leicht zum Böſen, aber auch wieder ſo leicht zum Guten zu bringen ſind. O, wenn ſie wüßte, wie viel ich zu bereuen habe und wie wenig die anderen, wenn ſie mich und alles andere genau kennte, dann würde ſie nicht mehr unter Tränen lächeln, ſondern weinen — bitterlich weinen über ihren ihr ſo unähnlichen Sohn. Und doch iſt es meine Pflicht, offen gegen ſie zu ſein. Ja, ich muß ihr ſagen — alles, alles!"

So redete Franz mit ſich ſelbſt, bis endlich der Vater ſagte: „Es geht immer gut auf der Welt, wenn man's nur ſo auszulegen weiß. Mir kommt's faſt vor, als ob aus dem Wirtshausſtreit der Hausfriede herauswachſen werde; ſieht doch endlich jedes von uns ein, daß und worin es unrecht hatte. Ja, Marie, als du kamſt, war ich eben daran, Franzen zu geſtehen, daß die ihm von mir gewordene Erziehung eine verfehlte geweſen ſei. Du nun haſt vorhin eingeſtanden, daß — —"

„Franzens Erziehung?" fiel jetzt die Mutter haſtig ein, „nein, die laß ich mir nicht ſchimpfen. Gut und recht muß ſie geweſen ſein, denn er iſt ein Mann worden, dem, wie der Pfarrer ſagen würde, keiner im Dorf die Schuhriemen aufzulöſen würdig iſt."

Jetzt mußte Franz reden. „Es kommt mir vor," begann er huſtend, „es kommt mir vor, ob Ihr den Verlauf der ganzen Geſchichte ſehr ungenau gehört habet. Ich verdiene Euer Lob wahrhaftig nicht!"

„Ja, viel eher das meinige," meinte Sepp. „Ich ging mit zum Adlerwirt, nicht nur, um ſeinen Wunſch zu erfüllen, ſondern auch darum, weil ich ihn dem Sennen nicht ganz allein überlaſſen wollte, denn dieſen hielt ich für die Urſache der Veränderung, welche ich in der letzten Zeit an

Franzen zu bemerken glaubte. Doch bald ſah ich zu meiner Freude, daß in dem guten Jungen, obwohl unbemerkt von ihm ſelbſt, noch immer der alte Adam ſtecke. Aber — ihr Lieben — ich habe noch etwas geſehen und zwar etwas, das mir noch faſt die ganze Nacht im Kopfe herumging; Franz wird nie imſtande ſein, das zu tun, was ich von ihm erwartete, weil er zu genau ſo worden iſt, wie ich ihn wollte. Ihm fehlt trotz aller Gemütlichkeit, wie mir in den letzten Jahren, die Liebe, ſie, die, wie die Sonne dem Feld, dem Wirken des Menſchen Fruchtbarkeit und Gedeihen gibt. Er iſt — das hat er nun bewieſen — kein Heuchler, der ſich mit Liſt Herzen und Stimmen zu gewinnen ſucht, aber auch kein geduldiges Lamm, das die Sünden der Welt aus Liebe zu ihr trägt. Nein, mein Franz darf den Leuten bei ihren Dummheiten ſo herzhaft ins Geſicht lachen als ich, und beobachtet zu ſcharf, um ſie noch lieben zu können; er iſt weder Spitzbub noch Dummkopf, und ihn würde, das ſeh' ich nun ein, mein trauriges Schickſal treffen, wenn er meine Pläne ausführen wollte. Bloß darum, weil man das Gute, Rechte will, wird man nicht gehört, man müßte befehlen, herrſchen können; beherrſchen aber laſſen ſich die Leute freiwillig nur von denen, die es tun, indem ſie zu dienen ſcheinen."

„Du guter alter Tropf!" fuhr Sepp nach einer Pauſe wehmütig fort, „es waren ſo ſchöne Träume, die du träumteſt, wenn du deinen kleinen Schreihals auf den Knien wiegteſt. Es ſollte ſo viel, viel werden, dieſes Fränzchen, und alles durch den Freimaurer. Er wollte ſich dann hinter dieſes Wundertier von Sohn ſtellen und Erſatz nehmen für alles durch den Gedanken: das iſt mein Werk! Ja, ihr Guten, es waren ſchöne Pläne, aber nur Pläne. Ich hätte eigentlich den Leuten folgen und dich zu den Studenten ſchicken ſollen."

„Wunderlicher, ehrgeiziger Mann!“ zürnte Marie, „haſt du denn gar keinen Sinn für das frohe Zuſammenleben daheim?“

„Wunderliches, ſelbſtſüchtiges Weib!“ ahmte Sepp Mariens Redeweiſe nach, „haſt du denn gar keinen Sinn für das Glück deines Kindes? Der Sonderling paßt nicht zu den Bauern in die Stube, der Bauernſohn mit ſeinem Stallgeruch nicht zum Doktor ins Herrenſtüble. So, Mutter, ſo ſteht dein Franz nun immer zwiſchen Tür und Angel.“

„Ich brauche aber gar nicht im Wirtshaus zu ſtehen,“ ſagte Franz, und indem er aufſtand, ſich zwiſchen Vater und Mutter ſtellte, ihre Hände haſtig erfaſſend und drückend, rief er feierlich: „Hier, in euerem Hauſe und zwiſchen euch iſt mein Platz, da laßt mich glücklich ſein und auch euch glücklich machen!“

„Nun wären wir denn endlich alle beiſammen!“ ſagte Sepp heiter. „Die Mutter hat lang die auf Abwegen Herumirrenden erwarten müſſen; aber nun ſind wir da, matt und müd' von der Laſt der Erfahrungen, die wir mitſchleppen mußten. Häusliches Glück iſt gewiß das Schönſte, das Einzige, da hat die Mutter recht. Zum geſchloſſenen Fenſter hinausſehen und lachen über die wunderlichen Menſchenkinder, das iſt das Klügſte, nicht wahr, Franz?“

Sepp mußte lange auf eine Antwort warten; Franz hatte über die Torheiten und Verirrungen des Nebenmenſchen nie lachen können, jetzt aber wäre er dazu noch weniger aufgelegt geweſen als je. Er hatte in den letzten Stunden an ſich ſelbſt ſo manches, was er nicht einmal entſchuldigen konnte, gefunden. Warum ſollte er ſich nun ſtolz über andere erheben, ſie tadeln oder verſpotten, da es vor der eigenen Türe noch ſo viel zu kehren gab? Aber auch der Fehlerloſe könnte gewiß nicht ſeine Freude haben

an den Fehlern anderer. Der Vater hatte freilich viel Schlimmes von den Mitmenſchen erfahren, aber damit war ſeine jetzige Denkungsart nicht zu rechtfertigen, ſondern nur zu entſchuldigen. Der gute Sohn mochte zwar in dieſem Augenblicke dem Vater nicht widerſprechen, mochte nicht geſtehen, daß die letzten Erfahrungen ihn faſt näher um den Glauben an ſich ſelbſt, als den an die Menſchen um ihn herum gebracht hätten. Aber wenn er's auch nicht übers Herz bringen konnte, den Vater dadurch verſöhnlich gegen ſeine Umgebung zu ſtimmen, daß er ihm die eigenen, vor wenigen Minuten geſtandenen Fehler vorwarf, ſo hätte er ihm doch eine Antwort geben mögen, die ihn daran erinnern mußte. Er beſann ſich eine Weile, dann ſagte er: „Wer über Torheiten und Fehler lachen könnte, der fände Stoff genug in ſich ſelbſt und bei anderen!"

„Ja genug," fiel Sepp ein, „und es iſt auch wirklich zum Lachen, wie die Leidenſchaften um die guten Menſchen zanken. Jede nimmt der anderen die Kraft, drum ſind die am ſchlimmſten dran, die nur eine haben. Doch ſolche Leute ſind ſo ſelten, daß man ſie Sonderlinge nennt. Nun wirſt du wohl merken, daß ich dich verſtand; dennoch tät ich bitten, in Zukunft ein wenig deutlicher zu reden, da man denn doch nicht immer mit der Goldwage dabei ſein kann."

Marie meinte, Sepp rede jetzt auch nicht beſonders deutlich. Sie wenigſtens verſtehe noch nicht, warum die am ſchlimmſten dran ſein ſollten, die nur einen böſen Trieb hätten.

„Das iſt ganz einfach," erklärte Sepp. „Wer ganz von einer Leidenſchaft beherrſcht wird, den hält nichts mehr zurück. Man ſollte, um glücklich zu ſein und gewöhnlich, nicht nur getrieben, ſondern auch zurückgehalten werden. Schaut euch um! Da bekämpft der Geiz die Trunkſucht

und die Begierde den Geiz, während dort Stolz, Trägheit, Unzucht und noch viele miteinander hadern. Dieſer Kampf macht eben das Leben, das Gleichgewicht aller Triebe die Weltordnung."

„Mann," rief Marie plötzlich, „warum gehſt du denn noch in die Kirche?"

„Die," antwortete Sepp ruhig, „iſt in der jetzigen Zeit eine ſehr nützliche Anſtalt. Dem Paßunweſen müſſen ſich jetzt auch die anſtändigen Leute unterordnen und mit der Kirche iſt's mir auch ſo. Es ſtünde ſchlecht mit dem Eigentumsrecht und der perſönlichen Sicherheit, wenn dieſe Bildungsanſtalt ihr Anſehen verlöre."

„Vater," rief Franz, „da kann ich nicht mehr mit! In der Kirche lernt man nicht nur meiden, ſondern auch tun."

„Ja, man geht zu Gott auf den Taglohn; er ſoll ſehr gut zahlen."

„Machen wir uns an die Arbeit," ſagte Marie aufſtehend.

Franz wollte mit der Mutter die Stube verlaſſen; dieſe hielt ihn aber zurück und ſagte ſtreng: „Wenn du daran denkſt, dich in dieſer Woche nur einmal der kalten Herbſtluft auszuſetzen, ſo werd' ich bei dir bleiben und dich bewachen müſſen bis am nächſten Sonntag."

Wenn Marie auch nie etwas vorbringen konnte, wodurch ihr Mann auf „chriſtlichere Gedanken" kam, ſo hatte ſie ihn doch daran gewöhnen können, von ſeinen wunderlichen Auseinanderſetzungen ſchnell wieder zur Tagesordnung überzugehen. Lächelnd ſagte er: „Das, was deine Sorge für Franzen dir eingab, ſchickt ſich ſchlecht zu dem Plan, den ich heut' vormittag gemacht habe."

„Ich laſſe keinen Plan gelten, der dem guten Jungen

nicht einmal eine Woche Ruhe und Wärme gönnt," verſetzte Marie mit ungewöhnlicher Haſt.

„Davon iſt auch nicht die Rede," beruhigte Sepp. „Ich weiß eben auch, daß Franz morgen nicht nach Dornbirn kann auf den Markt. Jemand aber muß doch hinaus und da hab' ich dann gedacht: Übernimmt Marie die Arbeit im Vorſaß, damit wir ins Wirtshaus können, ſo wird ſie wohl auch die Güte haben, in Gottes Namen noch zweimal hinaufzugehen, damit ich meine Geſchäfte beſorgen kann. Franz leidet darum noch keine Not; er befindet ſich ebenfalls ſo wohl, daß man ihn getroſt ſich ſelbſt überlaſſen darf."

Marie ſagte nicht viel dagegen. Seufzend packte ſie zuſammen, was notwendig mitgenommen werden mußte. Nebenbei ſchärfte ſie Franzen wiederholt ein, doch das Haus nicht zu verlaſſen und ruhig in der warmen Stube zu bleiben, bis ſie wiederkommen werde.

Als die Mutter fort und der Vater wieder hinter dem Hauſe bei den Baumäſten war, ſuchte Franz die im Sommer erſchienenen Zeitungen, die ihm natürlich nicht auf die Alp geſchickt worden waren. Er überflog von Nummer zu Nummer die Nachrichten vom italieniſchen Krieg, bis der heute ganz ungewöhnlich früh und ſchnell kommende Abend ihn am Leſen hinderte.

Der Vater hatte das Nachteſſen gebracht und alle Fenſterläden geſchloſſen. Jetzt ſaßen die beiden zuſammen am Tiſche, und Sepp ſprach eben ſeine Befürchtung aus, daß er dem Anſchein nach morgen einen recht ungeſunden und langweiligen Tag bekommen werde, als draußen zuerſt leiſe, dann aber immer lauter und heftiger an die Türe geklopft wurde. Sepp eilte mit dem Licht hinaus und war nicht wenig erſtaunt, den Sennen und einige ſeiner Freunde zu erblicken.

„Das iſt mein Haus!" rief er etwas ärgerlich.

„Dann haben wir alſo doch trotz Nacht und Nebel das rechte getroffen," ſagte ruhig der Senn und ſchob den erſtaunten Sepp ein wenig auf die Seite, um ſich und den ihm Folgenden Platz zum Eintreten zu machen. Sepp ſah die Eindringlinge zuerſt mit zornigen Blicken an, dann aber lächelte er wieder und murmelte: „Der Menſch hat eine hinreißende Beredſamkeit. Was er wohl anfangen wird, um nun Franzen von ſeiner treuen Freundſchaft zu überzeugen? Gott ſei den ſchwachen Rippen des armen Jungen gnädig!"

Im erſten Augenblick hätte Sepp den Unerwarteten die Türe vor der Naſe zuſchlagen mögen; jetzt aber war er froh, daß er nicht dazu gekommen war und nun Gelegenheit bekam zu hören, was heute die Freunde ſich zu ſagen haben würden. Spöttiſch lächelnd ging er dem voraneilenden Sennen mit dem Licht in die Stube nach und war über Franzens freundlichen Gruß viel erſtaunter, als der Senn zu ſein ſchien. Dieſer erkundigte ſich ſogleich ſorgfältig nach Franzens Befinden, und nachdem er vernahm, daß derſelbe oft lange Zeit gar nie an ſeine Verletzung denke, ſagte er: „Dann haſt du es wenigſtens heute beſſer gehabt als ich. Wenn es mir auch möglich geweſen wär', die heilloſe Geſchichte zu vergeſſen, ſo würde man mich gleich wieder daran erinnert haben mit dem ewigen Fragen nach deinem Befinden. Ich hab' mich wahrhaftig faſt geſchämt, nicht einmal etwas Beſtimmtes von dir zu wiſſen."

„Sonderbar, daß du dennoch deinen Freund nicht früher beſuchteſt," ſpottete Sepp.

„Da könnt' ich wohl Auskunft geben; aber die Wahrheitsgeiger ſind keine beliebten Muſikanten."

„Ich hör' es gern, wenn man trotzdem die Wahrheit geigt."

„Nun," ſagte der Senn trocken, „ich bin erſt jetzt da,

weil ich dich nicht mehr anzutreffen wünſchte. Du wirſt auf den Markt nach Dornbirn wollen; daß du noch hier biſt?"

„Ja, das will ich," antwortete Sepp etwas gereizt. Die Rede des Sennen ärgerte ihn weniger als das Gefühl der Achtung, das ſich wider Willen immer mächtiger in ihm regte.

Eine Zeitlang blieb es in der Stube ganz ſtill; endlich bemerkte Sepp: „Vermutlich würdeſt du es Franzen auch geſtern nicht gar ſo ſpitzbübiſch unfreundſchaftlich gemacht haben, wenn ich nicht dabei geweſen wäre."

„Wer nicht tut wie andere, dem geht auch nicht wie anderen," verſetzte der Senn.

„Franz hätt' alſo mitſingen ſollen? Singen oder ſich ſchlagen laſſen — Vogel friß oder ſtirb!"

„Ja, mitſingen hätt' er ſollen!"

„Auch das letzte Liedchen?"

„Damals hatte der Keſſel ſchon ein Loch," antwortete der Senn, welcher wohl merkte, daß Sepp ihn nur auf die Äſte hinaus treiben wollte. „Aber das iſt nicht zu leugnen, daß alles anders gegangen wär', wenn Franz allein gekommen ſein würde. Solche Gelehrtheiten mag niemand, alſo laßt ſie daheim. Unterhaltet uns beſſer, wenn euch unſere Unterhaltungen nicht gefallen, aber lacht keinen aus wegen ſeinem einzigen ſchlechten Rock, wenn ihr ihm nicht einen beſſeren gebt. Leeres Reden iſt nur Papiergeld; wir aber ſind nicht da, um uns bloß vor eurem Geſchwätz zu ſchämen, dazu braucht es mehr, meine gelehrten Herrn!"

„Du haſt ja recht," fiel Franz ein, „noch länger von der Sache zu reden iſt unnötig; ich weiß, daß ich an allem ſchuld bin."

„Nein, das biſt du nicht," entgegnete der Senn. „Aber wie geht's? Zwei harte Steine mahlen nicht, und wenn

zwei Narren an einem Strick zerren, so reißt er; wär' ein Kluger dabei, so blieb er ganz."

„Da wärst eben du der Mann!" spottete Sepp.

„Wenn Franz meinem Rate gefolgt hätte, würde der Abend ganz friedlich abgelaufen sein."

„Du bist also wenigstens ein guter Ratgeber, drum muß man dir wohl verzeihen, wenn du dich auch als einen schlechten Helfer zeigtest," bemerkte Sepp.

„Die Leute waren über eure Bemerkungen so erbittert, daß eine schreckliche Schlägerei entstanden sein würde, wenn ich ihm beigestanden wäre; denn sicher habe ich nicht soviel Freunde, als er in jenem Augenblick Feinde hatte. Man mußte also in Gottes Namen dem Haufen die armselige Freude gönnen, stärker zu sein, als ein ihnen allein Gegenüberstehender. Das war wirklich alles, was Franzens Gegner gewannen. Die Geschichte hatte einen ganz anderen Ausgang, als deine Freunde und deine Feinde erwarteten. Wenn deine Welt- oder Menschenverbesserungspläne dir alle gelungen wären, so hätte dich das nicht beliebter machen können als der gestrige Tag."

„Wie ist das möglich?" fragte erstaunt Franz, an den die letzten Worte des Sennen gerichtet waren.

„Ja, das ist ein eigenes Ding," antwortete der Senn langsam. „Ich sage nicht gern, was ich nur so beiläufig herauskopfen kann. Gedanken sind zollfrei, aber nicht höllfrei, sagt das Sprichwort; doch da meine Gedanken — oder eigentlich unsere, denn auch meine Freunde sind meiner Ansicht — auch wenn sie unwahr sind, nicht viel schaden können, so darf ich dir wohl sagen, daß wir die Weiber für die Ursache einer so schnellen Sinnesänderung halten zu müssen glauben."

„Die Weiber?" fragten Vater und Sohn zugleich.

„Ja, sie, oder eigentlich ihre Abneigung gegen solche

Lieder und ſolche Sänger. Du mußt nicht glauben, guter Franz, daß nur du Sinn habeſt für das, was ſich ſchickt und nicht ſchickt. Heut' hat wohl drei Stunden weit alles davon erzählt, daß man geſtern beim Adlerwirt Schandlieder geſungen und den einzigen, der ſich dagegen gewehrt, halbtot geſchlagen und zum Hauſe hinausgeworfen habe. Bettlerinnen, die mit dem Sack auf dem Rücken von Tür zu Tür gingen, haben lange und zum Teil wunderſchöne Predigten hergeſagt, die du gehalten haben ſollteſt; alles was ihnen Kluges und Erbauliches einfiel, war darin enthalten. Dann zuletzt hieß es jedesmal: Kurz, er hat geredet, der Pfarrer hätt's nicht ſchöner und nicht beſſer können; ſie aber haben ihm ein Glas an den Kopf geworfen, ihn geſchlagen und verſchimpfiert, wie die Juden unſeren Herrgott, und ihn dann zum Hauſe hinausgeworfen. Solche Reden gehen heut' überall im Dorf herum, und zwar ſo ſtark, daß auch die, welche dir geſtern dein Unheil gönnten, ſich jetzt ſchämen und viel darum gäben, wenn ſie zu Hauſe geblieben wären. Wenn du weißt, was es heißt, das Schamgefühl aller Weibsbilder in einer Gemeinde zu beleidigen, ſo kannſt du dir auch denken, wie du jetzt beinahe als Märtyrer für ihre Religion verehrt und bemitleidet wirſt."

„Wunderbar merkwürdig," ſagte Sepp ſinnend, „heut' glaubte ich mein Weib ſeit langer Zeit das erſtemal wieder gegen die öffentliche Meinung reden zu hören, und nun kommt's heraus, ob nicht nur Marie, ſondern auch die öffentliche Meinung kehrum gemacht habe. Wo wohl das Rad ſein mag, von dem alles ſo gleichmäßig getrieben wird?"

„Das," fiel Franz begeiſtert ein, „das iſt das allgemeine Sittengeſetz im Menſchen, welches ich geſtern leugnen wollte und ihr heute. Ihr habt bei eurer Abhandlung über die Leidenſchaften die Weiber ganz vergeſſen; ihre

Liebe zum Guten und Schönen, ihren Einfluß auf die Erziehung und — die Macht ihrer sanften Natur über die Starrköpfigkeit der Männer," setzte der Errötende nach einer Pause hinzu.

Sepp lächelte. „Wie schwach doch der Mensch sein kann," dachte er, „und wie willig, ein Anhänger seiner Anhänger zu werden! Nein, Fränzchen, du kannst nicht führen, sondern nur mitgehen. Das Betrachten ist deine Neigung, das übrige an dir ist mein Werk. Wenn," sagte er dann laut, „wenn auch Barthles Mariann diese Macht hätte, dann würde vieles anders sein, dann würde sie z. B. dem Alten heute nicht beim Holzsägen geholfen, sondern ihm dazu einen Taglöhner angeraten haben."

„Habt ihr sie gesehen?" fragte Franz hastig.

„Den ganzen Nachmittag."

„O, das hätt' ich auch sehen mögen!" rief Franz, die Anwesenden gänzlich vergessend, aus. „Das ist ein Beweis, daß auch ein Mädchen stark werden kann, wenn es gilt, dem Vater zu folgen, zu helfen. Sich selbst beherrschen ist größer als herrschen über andere. Ich hätte sie sehen mögen!"

Jetzt sah Franz den Sennen und seine Freunde, die er im Eifer gar nicht mehr beachtet hatte, erschrocken an, seine Unvorsichtigkeit, die, was er so sehr geheim zu halten wünschte, verraten haben konnte, bereuend und verwünschend. Glücklicherweise aber hatte der Mischmasch, welchen die beiden Sonderlinge aus dem Ereignisse beim Adlerwirt zu kochen begannen, dem Sennen und seinen Freunden gleich anfangs so wenig gefallen, daß sie, um sich die Zeit zu vertreiben, die auf der Bank liegenden Zeitungen zu durchblättern angefangen hatten.

Erst nachdem der italienische Krieg zu Ende war, fanden die Bregenzerwälder, welche als Kaiserjäger dienend

denſelben mitgemacht hatten, Zeit und Gelegenheit, den Angehörigen in der Heimat zu berichten, was ſie in den letzten Monaten ſahen, hörten und erlebten. So ein Soldatenbrief iſt immer ein Ereignis für die ganze Gemeinde. Die, welche ihn erhielten, geben ihn ihren Verwandten, die Verwandten ihren Freunden, dieſe ihren Nachbarn und ſo kommt er im ganzen Dorfe herum von einem zum andern. In der letzten Zeit nun waren faſt alle Wochen ſolche Briefe ins Dorf gekommen und von Haus zu Haus geleſen oder doch beſprochen worden. Davon kam es, daß im Herbſt des Jahres 1859 die Bregenzerwälder viel mehr vom italieniſchen Krieg redeten als im Frühling, wo man die unglücklichen Zeitungsnachrichten nur eitles Geſchwätz ſchalt, dem bloß die Vorbereitungen zur Errichtung einer Landwehr einigen Glauben verſchafften. Die Bauern, die überhaupt am liebſten „gedruckt leſen", was ſie ſchon anderwärts gehört haben, wurden daher erſt durch die vielen Soldatenbriefe begierig, die in den „Lügenzetteln" enthaltenen Schlachtenberichte zu leſen. Jetzt warfen ſie in den Wirtshäuſern die neuen, d. h. nur drei Wochen alten Zeitungen verächtlich weg, um auf einem alten ſchmutzigen Packpapier von der Schlacht bei Solferino zu leſen. Neben den im Herbſte gewöhnlichen Geſprächen über den Käſe- oder Kuhhandel hörte man beinahe von nichts, als vom Garibaldi und vom italieniſchen Kriege. Als daher Franz ſeinen Freunden ſagte, es ſeien jene Zeitungen ſchon längſt gekommen und er leſe ſie nur noch, weil er gerade Zeit habe, das auf der Alp Verſäumte wieder einzubringen, fragten alle auf einmal, ob auch etwas vom letzten Krieg drinſtehe, und als Franz bejahte, ließen ſie nicht mehr mit Bitten ab, bis er ihnen einige Schlachtenberichte vorlas.

Wie glücklich würde das Franzen erſt vor kurzem noch gemacht haben! Sicher würde ſein Eifer, eine ſolche Bitte

zu erfüllen, ſo groß geweſen ſein, daß ſie nachher wohl nie mehr an ihn gerichtet worden wäre; jetzt aber hielt er mit Leſen inne, ſo oft er wieder mit einem Satze fertig war, teils um die Zuhörer nicht zu ermüden und ihnen Zeit zu laſſen, das Gehörte zu beſprechen, mit anderwärts Vernommenem zu vergleichen oder in Zuſammenhang zu bringen, hauptſächlich aber, weil er ſich zu lebhaft die holzſägende Mariann vorſtellte, um ſeine Aufmerkſamkeit dem Inhalte alter, ſchon einmal geleſener Zeitungen zuwenden zu können. Sepp hatte nicht unrecht, wenn er Franzen vorwarf, noch nie ſo ſchlecht vorgeleſen zu haben wie heute, unrecht aber hatte er, da er meinte, das müſſe für einen Bauer gerade zum Davonlaufen ſein. Freilich, wenn einer ſagte: „Das hat auch Thereſen Tonis Joſefs Leonhards Buben Bub heimgeſchrieben," ſo mußte Franz noch einmal nachleſen, um zu wiſſen, wovon denn eigentlich die Rede ſei. Doch das ſchadete gar nichts, denn unterdeſſen hatten die anderen Zeit, über das Gehörte zu reden, und gerade dieſes war das Kurzweiligſte. Drum blieb man auch bis nach 10 Uhr ſitzen.

Als nun der Senn vom Heimgehen zu reden anfing, baten alle, recht bald wieder einmal kommen, auch noch einige ihrer Freunde mitbringen zu dürfen.

Gleichgültiger, als der Vater erwartete, ſagte Franz: „Mir iſt's lieb, wenn ihr kommen möget, das Haus iſt immer und jedem offen. Machet ihr da, wie ihr könnt oder möget."

„Nun endlich wird er dann doch noch kuriert werden von ſeiner wunderlichen Sucht, immer und überall Rädleführer ſein zu wollen," dachte der Senn.

„Die Leute, welche dem Franz vorwerfen, er wolle gar alles verſtehen, gönne niemand Zeit zum Wort und wolle immer Schellkuh ſein, die kennen ihn gar nicht, oder

ſie ſind feindſelige unverſchämte Lügner," dachten die anderen.

Franz hatte alles, was dieſen Abend geredet worden war — das von Mariannen ausgenommen — ſchon vergeſſen, als der Vater, welcher den Gehenden die Türe öffnete, mit dem Lichte wieder in die Stube zurückkam und zu ihm ſagte: „Faſt hab' ich gefürchtet, dieſe Lockvögel würden dich ſchon wieder wegbringen von dem Platze zwiſchen der Mutter und mir; doch wenn du dich immer ſo hölzern ſtellſt wie heut', ſo wird ihnen das Locken bald vergehen, hahaha!"

Franz erzählte nun gähnend, wie merkwürdig ſchläfrig er heute geweſen ſei. Das Hin- und Herwiegen zwiſchen dem Gedachten und Gehörten, der Zwang, den er ſich hab' antun müſſen, das Leſen der enggedruckten Blätter hab' ihn ſo müd gemacht, daß er jetzt gern gleich ins Bett gehen möchte. Er glaube, auch der Vater werde froh ſein, wenn er vor ſeiner Reiſe noch einige Stunden ruhen könne.

„Das," lachte dieſer, „würde nun, ins Senniſche überſetzt, etwa ſo lauten: Für heut' haſt du nun das Maul zu halten! Nun, ich hab' nichts mehr zu ſagen, da ich überzeugt bin, daß du mein gehören willſt, und dich nicht mehr abgeben mit dem großen Haufen."

„Vater —"

„Ja, ich will ſtill ſein — gute Nacht!"

„Schlafet wohl!" ſagte Franz und verließ die Stube.

Er war wirklich ſchläfrig; doch bevor er ins Bett ging, ſchnitt er noch die langen Stengel an Mariannens Blumen ein wenig kürzer und ſtellte ſie in friſches Waſſer, um ſie auf dieſe Weiſe ſo lang als möglich zu erhalten. Jetzt bemitleidete er das liebe gute Anneli nicht mehr; das, was der Vater von Barthles Kind erzählte, hatte ein Gefühl

in ihm geweckt, welches ſchon oft mit dem Worte Anbetung bezeichnet worden iſt.

„Ich Einfalt," ſprach er halblaut, „ich Einfalt glaubte das Mädchen unglücklich, meinte helfen zu ſollen, tröſten zu müſſen. O, ſo ein Weſen, ſo ein Engel iſt auch in der Hölle nicht unglücklich! Mariann hat ja den Himmel im Herzen."

Franz erinnerte ſich nicht mehr an das Durcheinander der letzten Tage. Lieblichere Bilder umſchwebten ihn, und „Marianna, Anneli" hauchte er leiſe, als der Engel des Schlafes ihm die Augen zudrückte.

Elftes Kapitel.

„Das Blatt hat ſich gewendet!“

Eine wahre Gnadenzeit für den Bauer darf man wohl die kurze Friſt im Frühling und Herbſt nennen, die ihm in ſeinem Vorſaß zuzubringen vergönnt iſt. Schlecht und zuweilen ſogar gefährlich ſind die Pfade, die durch Tobel und Wälder zu dieſen Paradieſen führen, und wollte man die Wege beſſer machen, ſo würden ſie ſchon im nächſten Winter von den Lauinen zerſtört werden, als ob nur der es verdiente, das Vorſaßleben zu genießen, der auch ungebahnte Pfade zu betreten wagt. Nur zum Teil verbergen Legföhren und Tannenwälder dem Wanderer die ihm entgegengähnenden Abgründe, doch der blickt lieber empor zu den dieſe Wohnungen des Friedens umgebenden Bergen, auf deren Felſenſpitzen die blaue Himmelsdecke zu liegen ſcheint und zwiſchen denen die Sonne ſo freundlich herunterſchaut, als ob ſie einzig für ſo ein Tal da wäre. Und wie ihr Licht, ſo gehören auch Wald und Weide allen den glücklichen Bewohnern jener einfachen Holzgebäude, die von den Bauern ſelbſt nur Hütten genannt werden; denn noch iſt es dem Eigennutz einzelner nicht gelungen, ſeine ſteinernen Runzeln — Mauern genannt — durch dieſe lieblichen Fluren zu ziehen.

Das Vorſaß gehört ſo recht der Jugend, den Geſunden und Lebensfrohen, die auf der Welt noch etwas Höheres

ahnen als das Einmaleins. — Das hörst du, wenn der Gesang froher Hirten mit dem Schellengeläute weidender Kühe das Tal erfüllt, das siehst du, wenn du in eine dieser kleinen, reinlichen Hütten eintrittst und deren Bewohner kennen lernst, und auch der einfache Holzschnitt erzählt es dir, der neben dem viereckigen Tragtischchen an der Stelle aufgenagelt ist, wo im Bauernhause der lange Rosenkranz und die breite Rechentafel hängen.

Frei von alles Zwanges Fesseln herrscht hier das Gemüt. Die, die jede Stunde, welche nicht ordentlich den Batzen bringt, für eine verlorene halten, verwöhnte und kränkelnde Leute, die die kräftige Milchkost nicht mehr vertragen können, versauerte Tugendbündlerinnen, die täglich zur Messe müssen, um dort das Neueste zu erzählen und zu hören, und kurz, alle Quäler und alle Gequälten schaudern zurück beim Anblick der schlechten Hütten, in denen kein Handwerkszeug, kein ordentliches Bett, kein Porzellangeschirr und nichts von dem ihnen so Nötigen Platz hätte, und sie wagen daher in dieses Reich der reineren Lüfte gar nicht einzudringen.

Auch Sepp war nie gern in seinem Vorsaß gewesen, wo er so manche Stunde unausgebeutet wegschleichen lassen mußte. Er konnte gar nicht begreifen, daß man so dumm werden könne, nicht einmal einzusehen, wieviel vorteilhafter es für jeden einzelnen Vorsaßbesitzer wäre, wenn man ihm seinen Teil herausgäbe, damit er ihn bearbeiten und brauchen könnte, wann und wie er wollte. Oft jammerte er um die vielen schönen Tage, die da verloren gingen, und erklärte sich bereit, ärmeren Leuten, die neben der kleinen Bauerschaft auch noch ein Handwerk betreiben mußten, ihren Teil am Vorsaß abzukaufen, damit sie so für ihr Handwerk mehr Zeit, er aber für seine Zeit mehr Arbeit bekäme. Aber die Leute wollten „keinen Verstand an-

nehmen" und es hieß: Unsere Sommerresidenzen geben wir um den höchsten Preis nicht her; reich kann uns der Freimaurer doch nicht machen, und wenn er auch noch den Sonntag abschaffen tät.

Franz hatte stets weniger um die im Vorsaß verlorene Zeit gejammert, als über das freie, zügellose Leben, das dort die Jugend roh und sittenlos machen müsse. Am meisten aber, und wirklich fast ärger als die eifrigsten Kapuziner, begehrte er auf über die altmodischen nächtlichen Zusammenkünfte junger Leute, die jetzt nur noch im Vorsaß stattfinden. Er meinte, eine aus Leuten, wie sie hier zu Lande seien, zusammengesetzte Gesellschaft ohne Aufsicht müsse etwas für jeden edlere Vergnügen Kennenden Unausstehliches sein. Der Senn aber hatte dieses Urteil ohne weiteres einen Beweis von Franzens stolzer Selbstüberhebung genannt. „Dem landsfremden Geistlichen," sagte er, „der nur angelernte Urteile über uns mitbringt, ist's nicht zu verargen, wenn er alles Bäuerische für zwillichgrob und viehwild hält, bei dir aber ist's purer Stolz, wenn du so redest. Du hast noch nie lang und innig genug mit einem Menschen zusammengelebt, um zu wissen, was alles in ihm ist und was er kann und will. Was weißt du von einem Musikstück, wenn du erst ein Horn einmal daran herumtuten und schmettern hörtest? Oder ich will's dir auf deine Art sagen, daß du es greifen und schmecken kannst: Denke dir die Mitglieder einer Gesellschaft als Mehl, Salz, Pfeffer und was du willst. Das alles zusammen gibt etwas ganz Ordentliches, wenn's gehörig durcheinandergerührt wird. Die Wärme kommt von selbst, solang man lebt und sich regt."

Einem Manne, der sich immer so entschieden ausspricht wie der Senn, ist es leichter als viel Gelehrteren, einen Gegner wie Franzen weniger zu überzeugen, doch

mit ſich fortzureißen. Franz bekam wirklich Luſt, dieſe Bettelmannsſuppe, in die jeder einbrockt was er hat, ein wenig kennen zu lernen.

„Kennen lernen" — fuhr der Senn auf, „meinſt du denn, die Welt ſei nur für dich da, um dir und deinem Vater etwas zum Belächeln und etwas zum Nachdenken zu geben?"

„Aber was denn ſonſt ſollt' ich tun?"

„Geh zuerſt hin, und wenn's dir dann nicht von ſelbſt in die Glieder fährt, ſo ſchleich nur wieder heim und bleib da wie ein gefrorner Eisklumpen liegen."

Sepp meinte, das am Alpſonntag Erlebte werde Franzen nun wohl wieder zur Ruhe bringen, und wirklich hatte ſich der anfangs vorgenommen, nie mehr eine Bauerngeſellſchaft zu beſuchen. Doch das war ein Vorſatz, der ſeltſamerweiſe nicht das Ergebnis einer Rechnung, ſondern das Echo der in ihm tobenden Leidenſchaftlichkeit war. Es gelang ihm aber nicht, erlittenes Unrecht, wie Sepp, als einen Beweis der Erbärmlichkeit ſeiner Gegner lächelnd hinzunehmen. Man weiß von Menſchen zu erzählen, die ein Schlag an den Kopf ganz anders gemacht hat. Auch Franz ſchien zu dieſen zu gehören. Alle ſeine Lebensgeiſter waren erwacht, es wär' ihm nicht mehr möglich geweſen, wie ein Beſchämter und Ergrämter daheim zu ſitzen. Etwas vorher nie Gekanntes drängte ihn, ſeinen Gefühlen wie jene Alpknechte durch die Tat Ausdruck zu geben, ſtatt ſeine Gedanken fortzuſpinnen und ſich dann wie in jener wunderlichen Nacht in ſein eigenes Netz zu verwickeln.

„Und jetzt geb' ich erſt gar nicht nach, mit einem Streich jagt man Haſen fort, ich geh' nicht heim, wie ein erſchrecktes Kind. Krieg oder Frieden — ich will dabei ſein!"

So ſagte Franz am Dienstag nach dem Alpſonntag;

er war feſt entſchloſſen, dieſen Herbſt an allen nächtlichen Zuſammenkünften in ſeinem Vorſatz teilzunehmen.

Der Mittwoch iſt bekanntlich ſeit Judas Iſchariots ſchändlichem Handel mit den Judenprieſtern ein verworfener Tag. Dem geſtern ſo Entſchloſſenen kamen wieder Bedenken.

„Aber," ſagte er, „man wird mich wunderlich anſehen. Wenn ich der Geſellſchaft etwas mitbringen könnte! Der iſt ein Spaßmacher, der ſonſt etwas, aber ich bin der Garnichts. Wenn ich etwa ein Inſtrument ſpielen gelernt hätte, oder ein guter Sänger wäre! So wie ich bin, wird's ſchwerlich gehen; ich hab' eben nichts einzubrocken in die große Suppe."

Früher würde das genug geweſen ſein, Franzen wieder alle Luſt zum Ding zu nehmen, und mit etwa einer Zeitung oder einem Buch würde er ſich auf andere Gedanken zu bringen verſucht haben. Jetzt aber lief er trotz der Warnung der Mutter, ſich der grellen Herbſtluft nicht auszuſetzen, zum Sennen, um dieſem ſeine Bedenken mitzuteilen.

„Hoffartsnarr," ſpottete dieſer, „kannſt du denn immer noch nicht von deiner Schellkuhſucht los werden! Bildeſt du dir denn wirklich ein, du ſeieſt der Mann, den man lange wunderlich und ſcheu anſieht? Hinauswerfen wird man dich allenfalls, wenn du dich nicht zu den Leuten fügen kannſt. Da triffſt du keine Strohmänner an, die immer nur wollen und meinen, ſondern Burſche, die ſich und dir zu helfen wiſſen werden."

„Was gehn dich meine Suchten an?" fuhr Franz, der heute den Spott des Sennen nicht ertragen konnte, heftig auf.

„Deine Suchten gehn mich gar nichts an, du hätteſt mir meinetwegen mit denſelben nie kommen müſſen," ſagte

der Senn ganz ruhig. Er verzieh Franzen seine Heftigkeit von Herzen gern und um so lieber noch, da Franz nicht sogleich wieder bereute. „Es fängt sich doch in ihm zu regen an! Gar so ein Strohmann ist er nicht mehr," dachte er.

„Wenn alles das Rauhe gegen mich kehrt, so will ich mich schon auch wehren," murrte Franz beim Heimgehen. „Wenn man Holz spalten will, so soll man sich nur um einen anderen Block umsehen. Dieser Senn da ist im Grund ein unerträglicher Mensch. Der soll mich nicht mehr am Band haben. Ohne ihn muß es gehen oder gar nicht. Der soll mich nicht mehr führen, und zur Abendgesellschaft ging ich, wenn hundert Fäuste sich gegen mich aufrichteten!"

Daheim angekommen, packte Franz hastig zusammen, was er schon heut' ins Vorsaß mitnehmen zu müssen glaubte, doch hatte er noch immer soviel mit dem „eigensinnigen Käsemacher" zu tun, daß er darüber seine Zeitungen mitzunehmen vergaß.

Er verließ das Dorf, so schnell er konnte, um der Mutter nicht mehr lange Kummer und Sorgen zu machen, nachdem er ihr hatte berichten lassen, er werde heut' ins Vorsaß kommen, da ihm ja gar nichts fehle, als daß die Langeweile ihn zu quälen anfange.

Ermüdet und von Schweiß triefend, saß er etwa eine halbe Stunde später auf einem Hügel ob Hansmichels Wald und überschaute, so weit er's konnte, den in großen Krümmungen sich heraufwindenden Fußpfad. Unter der Last des Packes, auf dem er jetzt ausruhte, hatte er seinen Ärger über den Sennen gänzlich verschwitzt und lächelnd sandte er seinem Dorfe, das er nun bald aus den Augen verlieren sollte, seine Grüße zu und lauschte dann dem lieblichen Mittagsgeläute, welches jetzt die Arbeiter in Feld und Wald

zur Ruhe und zum Gebete aufforderte. Er, der ſonſt für die Andacht auf Meßners Befehl „keinen Kreuzer gegeben“ hätte, fing jetzt unwillkürlich den engliſchen Gruß an, wie die Arbeiter drunten im Dorf, die ſich noch mit dem letzten Heu beſchäftigten. Da, ob dem ſtillen Wald ganz ſich ſelbſt überlaſſen, verſtand er zum erſtenmal recht, was die Kirchenglocken dem ermüdeten, von Sorgen gequälten Menſchen zurufen, und aufrichtig bedauerte er alle die, die dieſe heiligen Klänge nur für einen polizeilichen Warnungsruf halten.

Die Heuer drunten im Dorf hatten ihre Strohhüte längſt wieder aufgeſetzt und zu arbeiten angefangen, Franz aber ſaß noch immer mit der Kappe in der Hand auf ſeinem Tragſack. Es war ſo friedlich und ſchön da drunten, die vor kurzem abgemähten Felder *) hatten wieder zu grünen angefangen, von den dünnen, nur ein wenig in den Boden geſteckten Lättchen, die die Marken bezeichnen, war hier nichts zu ſehen und ſo kam es denn Franzen vor, als ob eigentlich das ganze Dorf etwas Ganzes, die Bewohner aus einer Familie ſeien.

„Guten Tag!“

Franz fuhr erſchrocken auf. „Guten Tag, Herr Doktor!“

„Schon wieder hergeſtellt?“

„Ja, ja, vollſtändig.“

„Tut Ihnen jetzt nichts mehr weh?“

„Es war auch anfangs ganz unbedeutend.“

„Sie ſagten aber doch, alles, gar alles tue Ihnen weh!“

„Ich meinte nur —“

„Ich meine eben auch, es ſchmerze nicht nur an der verletzten Stelle, wenn man ſo behandelt wird. Doch über

*) d. h. Wieſenſtücke.

ſo etwas läßt ſich ſitzend am beſten plaudern und ich bin wirklich müd'. Unſereiner muß laufen wie ein Poſtgaul und kann dann noch vom Glück reden, wenn man ihm nicht auch den Haber mißgönnt. Immer und überall iſt etwas los."

„Was hat's wieder gegeben?"

„Ein Holzhacker iſt von einem Stein getroffen — das iſt alles!"

„Gefährlich?"

„Eben das iſt ſo ärgerlich, daß ſie mich wegen dieſer unbedeutenden Kleinigkeiten da hinaufgeſprengt haben."

„Nun, das iſt doch ein Glück, wenn's nur eine Kleinigkeit iſt."

„Allerdings! So was könnte gefährlich werden. Sie dürfen nur an den letzten Sonntag denken; auch Ihnen iſt's nahe geſtanden, und ich hab' mir vorgenommen, einmal wenn ſich's ſchickt, mit Ihnen von der Geſchichte zu reden."

„Nun, jetzt ſchickt ſich's ganz gut, es ſieht uns niemand," ſagte Franz, der ſich in dieſem Augenblicke daran erinnerte, wie ängſtlich der Doktor bisher jede Unterredung mit ihm gemieden hatte.

„Iſt das denn notwendig?" fragte der Doktor.

„Es ſcheint." —

Beide ſchwiegen. Franz, der ſelbſt beinahe über ſeine Kühnheit erſchrocken war, wagte kein Wort mehr zu ſagen, obwohl ihm die Stille mit jedem Augenblicke peinlicher wurde; der Doktor aber ſchwieg, weil er Franzens Verlegenheit bemerkte und erwartete, der Junge werde nun gleich mit etwas Unüberlegtem herausplatzen und ſich ſo zeigen, wie er ſei. Der Zweck des Doktors bei dieſer Unterredung war ja doch nur der, den Sonderling etwas genauer kennen zu lernen, da er ſeit dem Alpſonntag ſich nicht mehr recht erklären konnte, was der eigentlich ſei und

was er wolle. „Wenn man bedenkt," hatte er geſtern beim Adlerwirt geſagt, „daß der Junge nie eine andere Schule als die dieſes Dorfes beſucht hat, ſo muß man geſtehen, daß er nicht ſo übel iſt. Der hätte einen famoſen Studenten abgegeben, als Bauer aber wird er nie glücklich. Überhaupt ſcheint er mir zu ſehr vernarrt in ſeine Bücherwelt, um noch zu einer Alpſonntagsgeſellſchaft zu paſſen. Muß doch einmal ſehen," hatte er dann ſich ſelbſt unterbrechend beigefügt, „wie der Tropf ſo zwiſchen Tür und Angel ſchon plattgedrückt worden ſei."

Der Doktor ſah Franzen zuerſt ernſt, dann aber immer freundlicher an. Er hatte über die letzten Worte nachgedacht und geſtand ſich, den in denſelben liegenden Vorwurf verdient zu haben. Man mußte dem guten Jungen ſeine Heftigkeit verzeihen, wenn man bedachte, daß er wirklich viel zu leiden habe, da er vom alten Sepp wohl ſeine Einſicht, nicht aber ſeine Starrheit erbte. Freundlich, mitleidig wie einen Schwerkranken fragte er Franzen plötzlich: „Was haben Sie gedacht, als es ſo derb auf Sie losging?"

Franz fuhr erſchrocken auf. Eben hatte er, um ſeine Grobheit vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, daran gedacht, wie der Doktor, der ihm vielleicht mit einem einzigen Wort hätte helfen können, ihn ruhig ſeinem Schickſal überließ, und nun glaubte er ſich erraten und durchſchaut.

„Ich dachte an Sie," ſagte er plötzlich den Kopf aufrichtend.

„An mich — und warum?"

„Weil der Adlerwirt mir ſagte, daß Sie ſich im Herrenſtüble befänden."

„Ja, durch die halb offene Tür hab' ich alles geſehen und gehört."

„Ich hab's gedacht."

„Nun, Sie haben wacker gekämpft und brauchen ſich nicht zu ſchämen.“

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Schämen ſollten ſich meine Gegner und die, die ſich nicht auf meine Seite ſtellten, obſchon ſie mir recht gaben. Ich glaube, die Wahrheit ſollte man immer ausſprechen.“

„Das,“ lächelte der Doktor, „iſt ſehr ſchön gedacht, und doch zweifle ich, ob jemand, ob ſelbſt der Pfarrer Sie dafür beſonders loben würde.“

„Ich will nicht gelobt werden, aber reden muß ich.“

„Das iſt gefährlich und Sie tun klüger, künftig zu mir ins Nebenſtüble zu kommen; da kann man ungeſtört reden, lachen und Bemerkungen machen.“

„Ich hab' nun bemerkt genug; ich will dabei ſein, will etwas tun, etwas nützen!“

„Es iſt wenig damit gewonnen, wenn es auch gelingt, den Strom aus ſeinem Bett zu leiten. Laſſen Sie ſich von den Bücherhelden nicht allzu warm machen. In früheren Zeiten, wo der freier Denkende nie ſicher war vor Folter und Scheiterhaufen, da war es ganz natürlich, daß er die Mitmenſchen von ihrer gefährlichen Unwiſſenheit zu heilen ſuchte; jetzt aber kann jeder behaglich leben, wenn er's nur anzugehen weiß.“

Franz hatte erſtaunt zugehört. Das war auch einmal ſeine Meinung geweſen; aber nur einmal und in der „mißlichſten“ Stunde ſeines Lebens. Gleich hernach hatte ſich wieder alles in ihm gegen eine ſolche Herabwürdigung der Menſchheit gewehrt. Auch jetzt mußte er ſich ordentlich Gewalt antun, um dem Doktor nicht noch einmal grob zu begegnen. „Sagen Sie mir aber,“ fing er endlich an, „iſt denn alles nur Schein und Lüge, was man von denen erzählt, die nicht nur ganze Dörfer, ſondern die Welt umgeſtalteten?“

Der Doktor verstand Franzens Frage nicht richtig, aber Franz erfuhr nun doch, wie der Doktor über den Charakter seiner Lieblinge denke, als dieser antwortete: „Zu so etwas gehört vor allem Kenntnis und kluge Berechnung aller Leidenschaften und Schwächen, mit denen man es zu tun hat, dazu gehört auch meistens eine Ruhe und Herzlosigkeit, die Ihnen gänzlich fehlt. Und was ist da verloren? Es geht doch, wie es geht. Auch die Mächtigsten, denen der Beichtstuhl und alles zur Verfügung steht, auf die Menschen zu wirken, richten — wenigstens in unserm Ländchen — erbärmlich wenig aus. Ja, sehen Sie mich nur nicht so erstaunt, so ungläubig kopfschüttelnd an, ha, ha! Die Schale gewinnen sie freilich, in die können sie ihre Figuren zeichnen, aus dem Kern aber wird wieder, was aus ihm werden und wachsen muß."

Franz schüttelte noch immer den Kopf.

Der Doktor setzte sich näher zu ihm und ganz leise, als ob er fürchte, es könnte ihn auch sonst noch jemand hören, erzählte er: „Gleich von Wien her kam ich als unerfahrener Tropf in ein Dorf im Bregenzerwalde, aus welchem der damalige Kaplan mit Gewalt ein Kloster machen wollte. Man hätte den Herren auslachen sollen dafür, daß er einmal sagte, mit dem Alten sei er bald fertig, wenn es ihm nicht gefalle. Mir aber kam das damals gar nicht lächerlich vor, denn ich erschrak zu sehr über das dafür hergebrachte Neue. Ich erfuhr zwar bald, daß der Arzt nur dem Kranken eine Größe ist, daß aber das auch mit den Seelenärzten der Fall ist, wußte ich damals noch nicht und ärgerte mich daher oft fast krank darüber, daß den guten Leuten auf den ohnehin so beschwerlichen Weg zum Himmel noch so vielerlei Sachen und Sächelchen aufgepackt werden sollten. Da gab's bald Jungfernbünde und Bruderschaften und dergleichen, daß die Leute nicht einmal mehr zur Ar-

beit, geſchweige denn zur Beſinnung kommen konnten. Jetzt war die Scheinheiligkeit Mode; die lieben Weiblein und die immer vom Wind herumgetriebenen Männlein wurden ſo fromm, daß ſie jeden verabſcheuten, der nicht mit ihnen ſprang, und die Beſonneneren wurden unbeſonnen im Widerſtand, was ihnen auch gar nicht zu verargen war. Man hätte den Kopf verlieren können! Ältere Frauen ließen das einzige Kind pfleglos daheim und gingen zur Meſſe. Wenn ich als Arzt etwas dagegen ſagte, hieß es: man könne nichts Beſſeres tun, als für das Kind beten; drohte ich, um die Mutter aus ihrer unnatürlichen Ruhe herauszubringen, einmal mit dem Tode des Lieblings — hol mich der und jener! dann wurde mir erwidert, das wär' eben das Rechte, dann wär' das Tröpfle wenigſtens ſicher vor der ewigen Verdammnis. Wenn doch wir alle als kleine Kinder geſtorben wären! — Da haben Sie es! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter ſagt: ‚Wenn die großen Leute große Philoſophen würden, dann gäb's bald keine kleinen Philoſophen mehr;' die ‚gelehrten Frauen' dieſes Dichters hab' ich erſt bei den Bregenzerwälderinnen für möglich zu halten angefangen. Was die Nachläſſigkeit ſolcher Mütter verſchuldete, wurde weiſe, unerforſchliche Fügung Gottes genannt, und wer ihnen die Wahrheit ſagen wollte, der verdiente als gottloſer Ketzer gar nicht gehört zu werden. Wie nun ſolche Weibsbilder ihren Männern als Gehilfinnen zur Seite ſtanden —"

„Und das," unterbrach Franz den Doktor, „das nennen Sie nur in die Schale gezeichnete Figuren?"

„Ja!"

„Wenn aber die Weiber ſo dachten, ſo fühlten, ſo mußte das Einfluß haben auf die Erziehung und auf alles?"

„Fühlten? — fühlten?" ſpottete der Doktor.

„Ja, Sie haben recht; von Gefühl iſt hier keine Rede.

Der gedankenlos geplapperte Rosenkranz ist ein Tagwerk wie ein anderes. Zu fühlen braucht man nicht mehr, denn das ganze religiöse Leben wird zum Knechtesdienst beim lieben Herrgott, weil — ‚der am besten bezahlen soll,' davon sagt, darüber klagt der Vater auch."

„Ja, aber erst später zahlt Gott. Wenn das Weib die Arbeit versäumte, wurde sie von keinem Engel verrichtet, das Wunder der Notburga wiederholte sich nicht mehr, und zweimal zwei blieb vier wie vorher. David war einer nach dem Herzen Gottes und hütete die Schafe seines Vaters; jetzt geht das nicht mehr. Drum gab's zuerst Händel in einzelnen Haushaltungen, dann in der ganzen Gemeinde. Die Frommen und die, welche der Kaplan in der Kirche als die Schlechten ganz kenntlich zeichnete und der öffentlichen Verachtung preisgeben wollte, um frei von den lästigen Krittlern das Ruder zu führen, quälten und plagten sich auf jede Art und ein Geklatsch war und eine Aufpasserei, daß ich oft hätte davonlaufen mögen. Der Spruch: trenne und herrsche! schien sich zu bestätigen; aber wie gesagt: zweimal zwei blieb vier. Die Forderungen des Lebens ließen sich nicht überschreien. Eine Überschwemmung, die großen Schaden tat und noch viel größeren hätte tun können, machte plötzlich dem Unfug ein Ende, der durch das Dorf gehende Riß war gleichsam mit Schlamm und Steinen ausgefüllt, die guten Leute traten darauf zusammen, reichten sich die Hände, als ob sie sagten: Sind wir doch Narren gewesen! Jetzt war wieder einer für alle, waren wieder alle für einen, wie vorher."

„Plötzlich," zweifelte Franz, „plötzlich wäre das so gekommen? Vielleicht hat die allgemeine Not nur einem schon vorher vorhandenen Gefühl zum Ausdruck verholfen. Sonst würden ja die Frommen alles nur für eine gerechte Strafe Gottes gehalten haben."

„Das ist zum Teil auch geschehen; im allgemeinen aber sah man ein, daß alles nur aus dem herrschenden Unfrieden entstand. Zu anderen Zeiten würde man früh genug dem Unglück vereint entgegengearbeitet haben."

„Sie meinen also, nur Berechnung wecke im Menschen den Wunsch, friedlich mit dem Nebenmenschen zu leben?"

„Allerdings. Wo das nicht der Fall ist, da gibt's gleich Streit und Krieg," antwortete der Doktor, der, wie die meisten Menschen seiner Art, wenn ihnen ihre Verhältnisse nur selten sich auszusprechen erlauben, durch den nach seiner Ansicht so tief unter ihm Stehenden sich mehr herauslocken ließ, als ihm in diesem Augenblicke lieb war. Doch von des Freimaurers Franzen, dem Freundlosen, war wohl nichts zu fürchten. Der schätzte sicher das ihm vom Doktor geschenkte Vertrauen zu hoch, um es zu mißbrauchen, und letzterer glaubte daher, herzhaft fortreden und erst so nach und nach umlenken zu dürfen. „Der Wille der Macht," sagte er, „die uns ins Dasein rief, und die ganze Bestimmung des Menschen ist ausgesprochen in den Forderungen der Verhältnisse. Das sind die Gesetze, denen die Gesellschaft folgt und folgen muß."

„Ganz die Weltordnung oder Unordnung, die einst auch mich der Unmut sehen ließ. Glück und Unglück, Tugend und Laster, alles Zufall; Himmel, so sagen Sie mir doch schnell, wie denn so ein Haufen — Gesellschaft kann man das nicht nennen — zusammenhalten kann."

„Ein Volk muß zusammenhalten."

„Ein Volk ist ja nichts als eine Menge Pflanzen —"

„Nur eine einzige Pflanze ist es, ein Baum, dessen Stamm, tausend und tausend Jahresringe zählend, im Boden der Geschichte, der Erfahrung wurzelt. Stolz und fest steht er da, dieser Baum, trotzend allen Stürmen, die statt ihm zu schaden, ihn verjüngen, indem sie nur das Er-

ſtarrende, Sterbende und Faulende von ihm entfernen. Wohl täuſcht ſich das einzelne Blatt und hält ſich für ein Ganzes, weil es die Form des Ganzen an ſich gewahr wird, aber — nun, da ſeh' ich Ihre Mutter kommen und der würde wohl faſt ſchwindlig werden, wenn ſie uns gar ſo hoch oben fände."

„Der Sturmwind der Mutterliebe wird dieſes Blatt aus dem Vorſaß herausgetrieben haben, um zu ſehen, warum denn Franz gar ſo lang ausbleibt," ſpottete Franz.

„Das Gehörte bleibt natürlich unter uns," ſagte der Doktor aufſtehend.

Franz meinte, es werde wohl niemand ſtark danach verlangen.

„Alſo auf Wiederſehen im Herrenſtüble!" rief der Doktor noch zurück.

Er mußte nun ſchon ein wenig freundlich tun gegen den Grobian, der eigentlich noch gar nicht „platt gedrückt" war und den abhängigen bei den frommen Bauern in ſehr üblen Geruch hätte bringen können.

„Da ſchreiten jetzt etwa zwölf Studierjahre und faſt ein Zentner Büchergelehrſamkeit hinab", ſagte Franz dem Forteilenden lachend nachſehend. Das war nun einer der Gebildeten, deren Umgang er ſich längſt wünſchte. Ein Menſch, der ſich wirklich nur durch die Forderungen der Verhältniſſe zu etwas bewegen ließ, ein Baumblatt! Mit einem Ruck hatte Franz ſich den Zwerchſack wieder aufgeladen, wie wenn er ſich dabei überzeugen wollte, daß er noch vollſtändig Herr ſeiner Bewegungen ſei. „Es lebe die Tätigkeit," rief er, „und der gute Humor, der genießt, ſtatt nach der Zubereitung zu fragen, und alles lebe, was gut iſt, wenn man kein Baumblatt werden will!"

Und auf einmal fing er zu jauchzen und zu ſingen an, daß Berg und Tal ſeinem Jubelruf antworteten. Die

Vögel in den Wäldern ſchwiegen erſtaunt und horchten, bis ſich der letzte leiſe Widerhall im Rauſchen der nahen Bergſtröme verlor.

„Gott Lob und Dank!“ rief die Mutter, die nun zu ihm herangekommen war.

„Daß es endlich wieder ſtill wird, nicht wahr?“

„Nein, das iſt ſchöner als Kirchenmuſik.“

„Das Echo iſt wahrhaft herrlich — ſiebenfach wenigſtens — juhu! Nun zählt!“

Die Mutter horchte eine Weile, dann wieder mit Franzen auf dem Vorſaßweg vorwärts ſchreitend ſagte ſie: „Wenn ich einen vom Beichtſtuhl kommen ſeh, denk' ich jedesmal: Gottlob! dem iſt wohl, nichts drückt und quält ihn mehr, denn des Menſchen größte Angſt und Not, die Sünd' iſt von ihm genommen. Nun fühlt er ſich wieder eins mit Gott und ſich ſelbſt. Ein recht herzhafter froher Juhzer in die ſchöne Gotteswelt hinaus — du mußt mich aber nicht auslachen — ſo ein Juhzer kommt mir faſt wie ein Beichtſchein vor und ich denke jedesmal: O, dir iſt wohl! Ja, ich freue mich mit ihm und über ihn wie die Berge, die es immer lauter und immer weiter erzählen, je mehr ſie im Jahr ſchon ſolche Jubelrufe ſchuldloſer, mit ſich und der Welt zufriedener Menſchen gehört haben. Ein Juhzer im Wirtshaus gibt kein Echo; da luſtig und froh ſein kann faſt jeder, der Geld und Zeit hat dazu. Die, denen die Berge antworten, ſind keine Kinder des Glücks, arme Arbeiter ſind's, ermüdete Wanderer, ausruhende Laſtträger und arme Hirten, doch gute, zufriedene, neidloſe Menſchen. So denk' ich und drum hör' ich das Juhzen und Singen auf den Bergen ſo gern. Heut' aber hab' ich's beſonders gern gehört, denn ich muß dir ſagen, ich erſchrak faſt mehr darüber, dich beim Doktor ſitzen zu ſehen, als ich mich freute über dein gutes Ausſehen, und daß

die Wunde ſchon wieder am Zuheilen iſt, die dir nicht übel ſteht, wenn man weiß, wie du ſie bekommen haſt. Es hätt' mich freuen ſollen, daß er ſich mit dir abgeben mag und vielleicht noch gar dein guter Freund wird; aber die Sorg' für dein zeitlich und ewig Glück iſt halt doch noch größer als der Stolz. So ein Studierter, iſt mir eingefallen, könnte den närriſchen Jungen bringen, wohin er wollte, auf die gefährlichſten Abwege. Und der Doktor, das hab' ich mir ganz laſſen müſſen, der iſt keiner von den Beſten; Leuten, denen es an der Glaubensgnad' fehlt, ſolchen trau' ich nun einmal nicht mehr. Einen von der Art muß ich bedauern und für ihn beten, mit den anderen möcht' ich aber nichts zu tun haben. Daß auch der Doktor zu dieſen Bedauernswerten gehört, wiſſen nicht nur die, die ihn in ihrer Unſchuld einmal in der Kirche ſuchen, ſondern auch die Kranken, die ihn zu ſich kommen laſſen. Mit denen redet er in gutgeſetzten und wohl auch gutgemeinten Worten von der Geduld, aber der Sinn ſeiner Rede iſt ſo, daß man damit allenfalls eine kranke Kuh zu tröſten verſuchte, wenn die etwas davon verſtehen tät, aber nicht einen Chriſtenmenſchen, der die vier letzten Dinge erwartet. Gut meinen tut er's wohl, aber Gutes ſtiftet er nicht und iſt zu bedauern, wenn er ſelbſt keinen beſſeren Troſt hat auf ſeinem Lebensweg als den, den er anderen gibt. Da heißt's immer: Entwickeln laſſen, abwarten, zuſehen! Nun, er mag oft recht haben, aber ich kann ſolche Abwarter und Zuſeher und Entwickelnlaſſer nicht leiden. Mit der Ruhe ſolcher Leute iſt's nicht viel. Dein Vater hat auch ſolche Tage, Wochen, Monate und Jahre gehabt, in denen er nur zuſah, und das waren die traurigſten für ihn und für mich. Da grübelte und griffelte er heraus und hinein, es weiß kein Menſch wie viel. Beſſer war's in den Zeiten, wo er alles mit ſtarker Fauſt packte und ge-

hörig zerriß, was er nicht entwickeln konnte. Drum sag' ich jetzt, wie's mir drin ist: Ich säh dich viel lieber bei den Bauern im Wirtshaus, als beim Doktor in der Kirche."

„O, Mutter!" rief Franz, der aufmerksam zugehört hatte, „hier unter Gottes heiterem Himmel muß ich Euch um Verzeihung bitten, daß ich mich zu gelehrt wähnte, um auf jedes der Worte zu achten, die Ihr mir schon gesagt habt. Ich fühle die Wahrheit Eurer Worte und sage nicht mehr: das muß anders werden; denn vorhin hab' ich's den Bergen verkündet, daß es anders geworden ist in mir. Statt noch länger und bis zum Schwindeln den Tanzenden zuzusehen, will ich selbst mithüpfen, und meinetwegen mögen andere untersuchen, warum das denn so ein Vergnügen sei."

„Das war nun einmal vernünftig," sagte die Mutter; „in letzter Zeit seid ihr, du und Sepp, mir oft vorgekommen, wie der Mann auf dem alten Bilde neben der Stubentür, der die Weltkugel trägt und ein Gesicht dazu schneidet, daß es zum Erbarmen ist. Weißt du noch, wie du als kleines Büblein mich einmal gefragt hast, warum er denn die Kugel nicht dort ablege, wo er selbst stehe, da er sie doch nicht vom Platze bringe?"

„Ja, und dann sagtet Ihr, er werde vermutlich seine Freude am Tragen haben, es gebe schon solche Tollköpfe."

„Zu diesen nun", fuhr Marie fort, „hab' ich auch euch zu zählen angefangen, hab' euch verglichen jenem Reisenden, welcher einen Fuhrmann ersuchte, nur ihn aufsitzen zu lassen, sein Gepäck wolle er von Herzen gerne selbst tragen. Doch warum kamst du vorhin gerade aufs Tanzen? Dazu hab' ich dich wohl noch nie aufgefordert."

„Das gerade nicht; aber Ihr meint doch, man sollte immer tun wie andere. Was würdet Ihr nun sagen, wenn ich im Vorsaß die Abendgesellschaft besuchen wollte?"

„Nun da würde ich's machen, wie die meiſten Mütter. Ich würde ſagen: Geh' in Gottes Namen! Man wird dich wohl nicht einſchließen dürfen, wenn man das Hüttendach ganz zu erhalten wünſcht."

„Ihr erlaubt mir's alſo?"

„Ließeſt du es dir verbieten?"

„Ungern."

„Nun, einmal hat jeder geſunde Menſch ſeine närriſche Zeit, und ein Jahr erwehren heißt nur die Narrheit vermehren. Man ſollte in deinem Alter ungeführt gehen können, ſonſt nützt alles nichts."

Franz wurde ſehr ſtill und ſah die Mutter mit wehmütigen Blicken an. Dieſe erwartete, daß er nun allmählich — ſo wie zufällig — ſie kannte das — von Barthles Mariannen anfangen werde; aber Franz blieb ſtill. Er hatte ſo ſehr gewünſcht, zur Abendgeſellſchaft gehen zu dürfen, und nun wurden ihm beinahe die Augen naß. Die Worte der guten Mutter klangen ihm wie eine Abſchiedsrede. Sie, die bisher jeden ſeiner Schritte bewacht und geleitet hatte, geſtand ihm zu, daß er nun alt und vernünftig genug ſein ſollte, um ſich ſelbſt überlaſſen werden zu dürfen. Wie würde er ſtolz den Kopf aufgerichtet haben, wenn ihm ein Mann dieſes Zugeſtändnis gemacht hätte; die gute liebe Mutter aber ſah er traurig an und ſagte: „Wolltet Ihr lieber, ich bliebe daheim?"

„Nein, geh' nur," ſagte die Mutter lächelnd, „lebe und lerne! Einmal muß die Haſelnuß herunter, um ein eigenes Leben anzufangen. Nur am verdorrten Stamme bleibt ſie hängen."

Alſo auch die Mutter betrachtete das wie eine Trennung. Ihre Worte waren mehr an ſie ſelbſt als an Franzen gerichtet. Nur ſich ſelbſt befahl ſie ſtets mit Sprüchen

und allgemeinen Redensarten, für ihren Liebling hatte sie immer eigenes genug. —

Dieser Tag war für Franzen ungewöhnlich lang, und doch kam ihm der Abend noch zu früh.

Als er nach dem Nachtessen der Mutter „gute Nacht" gesagt und die Hüttentüre hinter sich zugemacht hatte, blickte er noch einmal in die hellerleuchtete freundliche Stube; seine Kindheit, sein ganzes Leben zog an ihm vorüber, und immer und überall sah er die Mutter liebevoll sorgend, warnend und leitend ihm zur Seite. „Die Erinnerung an sie", sagte er, „soll mich überallhin begleiten als mein Gewissen und mein Schutzgeist." Franzen ging es gerade wie einem, der sein Elternhaus verläßt und sich in die weite fremde Welt hinauswagt. Vergebens sucht er sich einzureden, daß er ja jung und kräftig sei, umsonst sich zu beruhigen mit dem Gedanken, daß er's immer so gewünscht habe, wie es nun gekommen. Franzens Gefühle waren in dieser Stunde viel ähnlicher denjenigen dieses Scheidenden, als denen eines jungen Nachtbuben, der seinen Eltern soeben zum erstenmal entrann. — Doch auch einem solchen wird wohl ein wenig wunderlich zumute werden, wenn er noch einmal ans Fenster zurückkehrt, nur um zu lugen, wie es denn da in der Stube drinnen aussehe, wenn er fort sei ... und er dann die Eltern allein das Abendgebet beten und noch besonders ein Vaterunser für ihn beten hört, damit doch sein heiliger Engel ihn leite und begleite. Ja, da wird ihm, als ob es auf einmal ungewöhnlich warm aus der Stube herauskomme, und die Nacht kommt ihm recht entsetzlich dunkel vor. Er kann nicht weg vom Hause, alles zieht und stößt ihn in die warme Stube zurück, wo das helle Licht brennt, welches die Mutter angezündet, während sie ihm die und die gute Lehre gab und sich verstohlen die Augen wischte ... Da aber

hört er einen Juhſchrei, dreht ſich nach der Gegend, von welcher er zu kommen ſchien ... „dort iſt Licht ... dort regt ſich's“ ... und fort iſt er für heute und für immer. —

Das war ein Staunen und Fragen, als Franz ein wenig errötend in die Stube eintrat, in der ſich ſchon faſt alle jüngeren Leute im Vorſaß zuſammengefunden hatten. Eine Stickerin fragte geradezu: „Was um Gottes willen fehlt, daß du kommſt?“

„Geſellſchaft fehlt mir,“ ſagte Franz, feſt entſchloſſen, nun das Ärgſte über ſich ergehen zu laſſen.

Und es kam auch wirklich bunt genug. Geſellſchaft, hieß es, finde er hier allerdings, aber eine andere Frage ſei, ob ſie ihm gefalle. Franz mußte nun alles wieder hören, was er je gegen ſolche Zuſammenkünfte geſagt hatte. Die tragen auch keine geladenen Gewehre mit ſich herum, wie der Senn, dachte er und nahm die wohlverdiente Predigt ziemlich geduldig auf, denn er merkte wohl, daß die Leute gerade keine böſe Abſicht hatten und daß es nur von ſeiner eigentümlichen Denkungsart komme, wenn ihm dieſe Art, Freude und Erſtaunen über ſein Kommen auszuſprechen, nicht gerade angenehm ſei. Der Schneider, der Franzen ſogleich Plaß gemacht hatte, ſchien ſeine Verlegenheit zu bemerken, denn plötzlich ſagte er: „Fürs Anderswerden kann keiner. Hier iſt jedermann willkommen. Im Vorſaß haben ſeit Großvaters Zeit alle die gleichen Rechte; der Luſtigſte iſt der Bravſte und der Ärmſte iſt der, dem es an Humor fehlt. Geld haben wir alle keins.“

„Aber doch Tobak?“ fiel Franz ein; „mit einer Pfeife voll könnte mir einer eine große Gefälligkeit tun.“

„Aha, darum iſt der Spißbub da!“ lachten einige, indem ſie ihre gefüllten Beutel aus den Taſchen zogen.

Wenn Franz jedem Burſchen ein Dutzend Zigarren geſchenkt hätte, würde er ſie damit nicht ſo gewonnen haben,

als da er ſie zuerſt um etwas bat. Und doch muß ihm nachgeſagt werden, daß er darauf nicht gerechnet hatte. Das im ganzen doch freundliche Entgegenkommen dieſer Leute tat ihm ſo wohl, daß er mit ſeinem Wunſche heraus war, bevor er nur recht daran dachte. Er fühlte ſchon etwas von der Wärme, von der ihm der Senn geſagt hatte, daß „ſie von ſelbſt kommen werde."

Bald ſaß er behaglich in einem Winkel und blies dichte Wolken aus ſeinem Pfeifchen, während die Mädchen ſtickten und die Burſchen plauderten. Zuerſt erzählte man von der Jeſuiten-Miſſion in Andelsbuch und bedauerte die von Herzen, die dabei ſich hinterſinnet*) haben ſollten. Der Hausvater, ein freundlicher Greis, bemerkte, es ſei doch wunderlich! Alle Verrückten hätten es in jetziger Zeit mit der Religion und mit dem Glauben zu tun, während geſcheite Leute gar nichts mehr glauben, alles mit den Händen greifen wollten. Doch das ſei etwas Altes, daß die Weltkinder klüger ſeien als die Frommen, und denen könne leicht etwas über den Kopf hinauswachſen, während jene vom Zeitlichen wie von einer harten Rinde umgeben ſeien.

Daß Franz bei dieſen Worten nicht auffuhr, hatte ſeinen Grund nicht in der Berechnung, daß es ſchlimme Folgen für ihn haben könnte, wenn er ſich mit dieſen Leuten ſchon jetzt in einen Streit einließe. Er hatte nicht den alten Hausvater, ſondern ein höheres Weſen zu hören geglaubt, von dem ihm ins Gedächtnis gerufen wurde, wie er früher dieſen Bibelſpruch nur als einen Fiſchergedanken hatte gelten laſſen. Jetzt aber kam ihm das ganz anders vor, da faſt jede, auch die harmloſeſte Rede ihn an ſeinen

*) durch angeſtrengtes Nachdenken wirr, närriſch werden.

Hochmut und an gedachte und gemachte Dummheiten erinnerte.

Er ſchien auch nicht der einzige zu ſein, der des Hausvaters Rede auf ihn und ſeinen Vater bezog. Eine Stickerin trat plötzlich ans Fenſter, öffnete es und ſagte dann: „Beim Frei — beim Sepp droben iſt auch noch ein Licht.“

„Dann iſt er auch ein Kind des Lichtes,“ bemerkte der Schneider.

„Ich rede von dem Licht, welches niemand anzündet und niemand löſcht“, ſagte der Hausvater ernſt verweiſend. „Fünfzig Jahre vermag ich zurückzudenken und in dieſer Zeit hab' ich Menſchen kennen gelernt, die nur glaubten, was auf der Rechnungstafel herauszubringen war, und ſolche, die gar nicht rechnen konnten. Nun welche meint ihr waren glücklicher? Ich will nicht ſagen: Lernt nichts! Die Zeiten ſind anders als früher, aber das helliſte Licht für den Menſchen iſt das von Gott gegebene, und wer am hellen Tag die Läden ſchlieſst und die Fenſter verhängt, um ſich ſelbſt ein Licht anzuzünden, den nenne klug, wer will. Mein Gott, wie hat man mir armen Teufel vorgerechnet, als ich heiraten wollte. Ich aber rechnete gar nicht, ſondern liebte, vertraute auf Gott und mich ſelbſt und hatte Kraft für ihrer drei. Andere fragten und rechneten: Wo geht's am beſten und wie gibt's am meiſten? Mir aber war ein Blick in die ſchöne Gotteswelt und ein Blick auf meine Lieben genug und ich kam ganz gut fort, ich weiß ſelbſt nicht wie, denn ich hab' nie Zeit zum Rechnen gehabt.“

Erſt jetzt erinnerte ſich Franz, daß der Erzähler ja der nämliche gute Vater Martin ſei, der ſein Weib mit der frohen Nachricht vom glücklichen Vogelfang des Jüngſten über den Verluſt ſeiner Kuh zu tröſten ſuchte. Er

verglich nun das Leben dieſes Mannes mit dem ſeines Vaters und ſtimmte dem Alten von Herzen bei, als dieſer, Franzen noch immer nicht beachtend, nach einer Pauſe fortfuhr: „Nicht, daß ich etwa jemanden ein Unglück gönnen tät; aber ſehen möcht' ich doch, was jetzt der Sepp da droben machte, wenn er auf einmal faſt um alles käme, was er hat, daß er nicht mehr beſſer ſtünde, als unſereiner — dann würde ſich ſeine Weisheit erproben. Auf ſeine Art ließe ſich's in jetziger Zeit, da noch mehrere rechnen können, wohl nicht mehr ſo leicht machen als früher."

„Jetzt iſt's Feierabend!" rief der Schneider aufſtehend den Stickerinnen zu. „Eine Fleißige hat nun das Ihrige getan und eine Faule kann doch nicht mehr viel einbringen; alſo aufgeräumt!" Und ohne weiteres räumte er die Stickkugeln ſowie alles, was ihm dabei in die Hände fiel, aus der Stube, gerade als ob nur er da zu befehlen habe.

Franz ſah erſtaunt zu. „Das hätt' ich um viel nicht tun dürfen*)," dachte er, „alſo minder als ein Schneider!"

„Nun wohlauf und wer ein gutes Gewiſſen hat, der ſtelle ſich!" riefen die Burſchen, während der Schneider die Zither ſtimmte.

Und alle ſchienen ein gutes Gewiſſen zu haben. Sogar Franz ſtand auf und reichte einem Mädchen die Hand. „Aber nein," ſagte er dann wieder einen Schritt zurücktretend, „ich kann ja nicht tanzen."

„Sei ſtill, ſchäm dich und lern's!" rief man ihm von allen Seiten zu.

„Eben ſchäm ich mich, von euch zu lernen."

„Hoffartsnarr du! Meinſt du etwa, wir ſollten glauben, du ſeieſt ſo groß und ſo ſchön und ſo geſcheit, wie du

---

*) d. h. mir zu tun getraut.

da vor uns ſtehſt, auf die Welt gekommen mitſamt dem Spitzhut und der ſchönen Tobakpfeife? Flink, auf und um!"

Wenn dieſe derbe Ermahnung es war, die Franzen anfangs auf der Diele herumtrieb, ſo waren es dagegen gar bald des Schneiders luſtige Stücklein, die ihn nicht mehr zur Ruhe kommen ließen. Bald war es ihm, als ob er auf den Wellen der Töne fortſchwimme und jubelnd ſang er mit:

A luſtiga Buo,
Der braucht oft a Paar Schuoh,
Und a tappiga Narr,
Der hat lang an am Paar.

Bei den der Tanzunterhaltung folgenden Pfänderſpielen ſchienen die Anweſenden ihre witzigen Einfälle aus den Taſchen herausnehmen zu können und ihre Schlagfertigkeit würde noch andere als Franzen in Erſtaunen geſetzt und beſchämt haben. Der Sammler von Sprichwörtern und treffenden Redensarten hätte dieſen Abend ganze Wände überſchreiben können, wenn er dazu noch Zeit und Luſt gehabt hätte. Nein, das war nicht die kalte, willenloſe, nur vom Druck der Verhältniſſe bewegte Welt des Doktors. Jeder der Anweſenden wußte ſeine Eigenart zur Geltung zu bringen, indem er das, was ihm zuſagte, dem Ganzen gab und entnahm, nirgends aber zeigte ſich der gemeine Eigennutz, der aus allem für ſich Kapital zu machen ſucht, nirgends die Sucht zu gefallen und bevorzugt zu werden — eine Sucht, die ſich nicht einen ganzen Abend hätte verbergen können, wenn nur irgendwo ein Funke davon vorhanden geweſen wäre.

„Das iſt doch ein rechter Griesgram," dachte Franz beim Heimgehen, „ein Feind, ein Verächter unſerer wackern Landsleute iſt der, welcher meint, es gehe nur ordentlich

zu, wo der Pfarrer und der Vorsteher auch dabei seien.“ Lächelnd gedachte er der guten Vorsätze, die er vor einigen Stunden gemacht hatte, gerade als ob er zu den listigsten Verführern kommen würde. „Ja, das Tun ist das Wichtigste!“ rief er, als ob er dem Vater hätte predigen wollen. „Ich und der Doktor und alle Grübler und Griffler hätten keine solche Gesellschaft zusammendenken können und die, die dabei sind, gewiß auch nicht.“

Franzen war so wunderbar wohl, daß er gar nicht ans Schlafen dachte. So aufgeregt war er nur als kleines Kind gewesen, nachdem ihm der heilige Klaus auf einmal und unerwartet eine ganze Menge schöne Sachen gebracht hatte. Da ahnte er dann ein ganz neues Leben; sein Spielzeug war fast um die Hälfte vermehrt, neue Kleider warteten auf den Sonntag, alles wurde jetzt anders und das Schönste war: das alles kam vom Himmel herab als ein Beweis, daß man dort oben mit ihm ganz zufrieden sei. Wie hatte der Vater damals ihm die schönste Freude verdorben mit den wenigen Worten: „Die Mutter hat dich zum Narren und will dich abergläubisch machen, doch das will ich nicht!“ Und später hatte er ihm auf diese Art jedes Vergnügen verleidet, hatte ihn daran gewöhnen wollen, nie mehr zu jubeln, nie mehr zu trauern, sondern alles als das hinzunehmen, was es eigentlich sei. Heute aber zeigte Franz, daß dem Vater das doch noch nicht gelungen sei, und seine Freude über das Erlebte war um so größer, weil ein gewisses Etwas ihm sagte, daß da der Vater nicht mehr mit einer trockenen Erklärung kommen und alles wieder zerstören könne. Er sah, er ahnte ja nichts vom Licht im Menschen, welches der weder anzünden noch löschen kann; das alles war so wenig zu begreifen und zu erklären als tausend andere Wunder der herrlichen Gotteswelt, in die der Mensch nicht kam, um zu

zählen und zu wägen, sondern sich zu erfreuen und zu genießen.

Langsam schritt Franz über den grasbewachsenen Weg hinauf einem Hügelchen zu, um da das Aufgehen des Mondes zu erwarten, der schon die Bergspitzen zu beleuchten begann. Die Lichter ringsum waren gelöscht, die Mitglieder der frohen Gesellschaft hatten sich längst „Schlafwohl" zugerufen und die Stille wurde nur noch zuweilen durch das Brummen der ernsten Tannen unterbrochen, die den neben ihnen vom Herbstwind entblätterten jungen Buchen wohl vom kommenden Frühling erzählen mochten. In solchen stillen glücklichen Stunden, wenn unsere Einbildungskraft allen Wesen Leben und Bewußtsein gibt, da begreifen wir, wie ein Antonius, erfüllt von heiliger Begeisterung, den Fischen predigen konnte. Auch Franz hätte in diesem Augenblick predigen mögen von dem wahrhaftigen Lichte, welches jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt. So hatte er sich früher nie den Umgang, die Freundschaft eines Gebildeten gewünscht, wie er sich jetzt nach einem Wesen sehnte, das fähig gewesen wäre ihn zu verstehen. Unwillkürlich blickte er zu Barthles Hütte hinüber. Dort — halt! Ja, dort war noch Licht. Sollte der Alte noch seinen Rosenkranz beten? Nein, der war ja mit Heuen noch nicht fertig und die kranke Kuh würde er schwerlich einem anderen Menschen haben überlassen dürfen. Was aber ums Himmels willen hatte denn Mariann jetzt noch zu tun? Wenn jetzt — doch es konnte keiner bei ihr sein, sonst würde sie wohl die Fensterläden zugemacht haben.

Das war ein so richtiger Schluß, daß Franz sich früher wohl damit beruhigt hätte. Doch das war vorbei. Schneller, als wenn's zu einer Feuersbrunst gegangen wäre, sprang er die Anhöhe hinunter dem Lichte zu. Und

merkwürdig! Die Weſen um ihn her waren nicht mehr ſo feierlich ſtill wie noch vor einer Minute. Überall regte ſich's, raſſelte, flüſterte wie leiſes Kichern und Hohnlachen. Rings um ihn herum ſchwirrte und knarrte es, immer wieder ſtolperte er an etwas, daß es nicht anders möglich war, als die Leute in den umliegenden Hütten mußten erwachen, über das ungewöhnliche Geräuſch erſchrocken ans Fenſter ſpringen und ihn vorbeieilen ſehen. Aber wenn morgen auch alles ihn auslachen und die neugierige Eiferſucht nennen ſollte, wiſſen mußte er jetzt doch, ob das Mädchen, welches den Leuten gegenüber immer tat, wie wenn es nicht fünfe zählen könnte, ob Mariann, die er ſchon oft ſowohl wegen ihrer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit als wegen der Strenge ihres Vaters bedauerte, ſich da eine Kurzweil anſchaffe, während der abweſende Vater für ſie betete. Wiſſen mußte er auch, wer der Glückliche ſei, dem es gelang, Mariannen die Geſellſchaft zu erſetzen und ſie zu einer Betrügerin zu machen. Betrügerin? Wen betrog ſie denn? Barthle war vielleicht herzlich froh, den Sohn des Freimaurers verdrängt zu ſehen, und er, Franz, durfte ſich kaum für einen Betrogenen halten. Wohl hatte ſie ihn oft Freund und Bruder genannt, aber jene Zeit war vorüber.

Mariann war ſozuſagen neben Franzen aufgewachſen. Marie hatte manchesmal ſtillächelnd zugeſehen, wenn die beiden Kinder gemeinſam ihre Spiele ſpielten, oder ſich gegenſeitig gegen den wilden Klausmelker verteidigten, den ſie eigentlich nur der Schweſter zulieb im Hauſe duldete. „Gott gebe ſeinen Segen dazu!" hatte ſie oft gebetet, ohne dabei auch nur im entfernteſten an Barthles ſchönes Anweſen zu denken. Ob auch Sepps Freundlichkeit gegen Mariannen ſo ganz ohne Hintergedanken war, iſt eine andere Frage. Er ſelbſt hatte freilich ein armes Mädchen

zum Weibe genommen, aber je älter er ward, deſto weniger traute er der eigenen Kraft ſowohl als dem guten Willen anderer und deſto mehr ſchätzte er ein ordentliches Vermögen, welches den Menſchen in den Stand ſetzte, die Früchte der Arbeit zu genießen, ohne ſich ſelbſt lange abzuquälen. Doch in zweifelhaften Fällen ſollte man lieber das Beſte annehmen, und nachgeſagt muß dem Sepp werden, daß ihm das talentvolle Mädchen auch als Kind einer Bettlerin lieber geworden ſein würde, als den anderen reichen Bauern des Dorfes.

Mariann war alſo beim Freimaurer faſt wie ein Kind vom Hauſe gehalten und Franz hatte ſie oft ſein liebes Schweſterlein genannt. Später wurden ihre Beſuche freilich immer ſeltener; doch Franz ſchrieb dies nur ihrer Furcht vor den übeln Nachreden böſer Leute zu. Sie war und blieb darum doch ſeine Mariann, die Gute, Liebe, Einzige! Daß ſie älter werde, daß ihr Fühlen und Denken anders werden könnte, fiel Franzen nie ein. Auch der Wirtshausſtreit der beiden Väter machte ihm viel minder Sorgen als der Mutter. Das Mädchen war zu verſtändig, um mit dem alten Barthle haſſen zu können. Sein Vater hatte ja damals ganz recht gehabt, jeder denkende Menſch, alſo auch Mariann, mußte das zugeſtehen, und das war damals genug für Franzen, ſeinen das Herz beherrſchenden Kopf nicht weiter damit zu beſchäftigen. Jetzt aber war auf einmal alles ganz anders. Er hörte den Streit der beiden Väter, ſah Mariannen das entlehnte Buch bringen, erinnerte ſich an ſein Zuſammentreffen mit ihr am Alpſonntag und ahnte überall ungünſtige Vorzeichen für das, was er jetzt erfahren ſollte. Zitternd nahte er ſich, ſeinen Schritt immer mehr mäßigend, der Hütte, lauſchte eine Weile und kletterte dann, da er nichts hörte, ſo leiſe als es ihm in der Aufregung möglich war, an der Wand

hinauf und sah, wie Mariann des Hansmichels Ältestem, dem nämlichen, den der Doktor heute besucht hatte, einen kühlenden Umschlag auf die Wunde legte. Er sah dann, wie sie das eigene Kissen aus dem Nebenzimmer holte und es ihm unterschob, und er hätte in diesem Augenblick tausendmal lieber verwundet und krank wie jener da drinnen liegen, als wie ein von erbärmlichem Mißtrauen herumgetriebener Horcher da am Fensterladen hangen mögen, wo er nicht einmal seinen Gefühlen Worte geben durfte.

Wie ein Kirchenräuber, der plötzlich vor der beabsichtigten Untat zurückschaudert, sprang Franz auf den Boden, sich nicht mehr kümmernd um das Geräusch, das dadurch entstehen mußte.

Jetzt wurde ihm begreiflich, warum sie am Alpsonntag sich so gar nicht hatten verstehen können. Wie weit war ihm das gute Mädchen vorangeeilt, dessen Führer er noch wie früher hatte sein wollen. Was war all sein Sinnen und Klügeln gegen diese Tat der Liebe! „O, Gott Lob und Dank!" rief er, während er langsam heimschritt, „daß ich dich noch nicht ganz aus den Augen verlor. Noch leuchtet mir dein Licht und soll mir immer leuchten in der Nacht meines Daseins."

Am anderen Tage erzählte Marie dem wieder von Dornbirn zurückgekommenen Vater mit freudestrahlendem Gesichte, wie Franz einen so merkwürdig guten Humor von der Nahtstubat heimgebracht habe. Sepp schien hierüber nicht besonders erfreut, doch da er jetzt selbst viel zu erzählen hatte, sagte er ganz kurz: „Nun, wenn er am Alpsonntag noch nicht genug hat, so geschieht ihm ganz recht, wenn er noch länger am Narrenseil herumgeführt wird. Unter dem," fuhr er dann, ohne Marien und Franzen zum Antworten Zeit zu lassen, in ganz anderem Tone fort, „unter dem, was ich erlebte, ist wohl das wichtigste, daß

ich auch Klausmelkern auf dem Markte angetroffen habe. Er hatte eben eine tüchtige Wälderkuh gekauft und freute ſich, wie er mir ſagte, noch mehr als über den guten Handel darüber, daß er noch von keinem ſeiner Landsleute erkannt worden ſei. Gewundert hat das mich nicht. Auch ich würde gleichgültig neben ihm vorbeigegangen ſein, wenn er mich nicht angeredet hätte. Er iſt nicht nur größer und älter, im ganzen iſt er ein anderer geworden. Wenn er das blaſſe Geſicht euch zukehrt und euch anſieht, ſo wird's euch ganz eigentümlich, und wenn ihr neben ihm vorbei müßt, haltet ihr unwillkürlich die Rocktaſchen zu. Das iſt kein Bregenzerwälder mehr. Es iſt ſchrecklich zu ſehen, wozu Ungunſt der Verhältniſſe einen Menſchen machen kann."

„Wenn er nicht die Kraft hat, ſich über die Verhältniſſe zu erheben."

„Ja, er iſt ein bedauernswerter Menſch. Mir iſt wieder des Seilers Rede eingefallen. Hier iſt nicht nur ſchlechter Hanf, ſondern auch ſchlechte Arbeit. Seit er jenen wunderlichen Brief ſchrieb, in dem der, der er iſt, und der, der er ſein möchte, noch miteinander ſtritten, hat er etwa viermal den Dienſt gewechſelt."

„Jetzt iſt's gefehlt!" riefen Mutter und Sohn zugleich.

„Eben iſt's," eiferte Sepp. „Sein jetziger Dienſtherr iſt nur aus Liebhaberei Bauer. Er hat's bei ihm nicht ſchlecht und doch möchte er wieder weg."

„Fremdes Brot eſſen iſt immer hart," ſagte die Mutter, „wer will es dem Bedauernswerten verargen, wenn er ſich in der fremden weiten Welt nicht wohl fühlt und ſich heim ſehnt?"

„Zum wohlbeſetzten Tiſche," fiel Sepp ein. „Allerdings möchte er heim, aber den erſten Schritt will er nicht

tun, weil das ihn ganz abhängig machen würde. Knecht, hat er gesagt, wollte er lieber bei fremden Leuten sein."

„Und was habt Ihr darauf gesagt?" fragte Franz.

„Ich hab' ihm eine Banknote geschenkt."

Franz verließ hastig die Stube. Er hätte sogleich ins Dorf hinauseilen und an den Unglücklichen schreiben mögen, dann wollte er wieder zu Mariannen und ihr alles erzählen? Alles? — Nein, er durfte ihr doch nicht sagen, wie er über ihren Bruder denke, was er für ihn fürchte, wenn er fortbleibe, und was für sie, wenn er heimkomme.

Nach dem Nachtessen blieb Franz beim Tische sitzen. „Gehst du heute nicht mehr fort?" fragte die Mutter, als Sepp sich zur Ruhe begeben hatte.

Franz sagte, er möchte lieber mit Mariannen darüber reden, was jetzt für ihren Bruder zu tun sei.

„Das tät ich nicht," sagte die Mutter. „Ist er der, für den Sepp ihn hält, so verdient er's nicht; ist er besser, so wird's ihm auch besser gehen. Was nützt es, wenn du ihr das Herz schwer machst? Rede du lieber mit dem Barthle."

„Und was soll ich dem sagen? Er will ja nicht heim."

„Drum laß ihn gehen und befiehl ihn Gott, der ein Vater der Verirrten ist."

Es gelang Marien wirklich, ihren Sohn zu beruhigen und er lächelte, als sie sagte: „Die Menschen könnt ihr nicht zusammen, voneinander und herumführen, wie die Figuren auf dem Schachbrett. Jeder hat auch noch etwas Eigenes, und wohin das ihn treibt, da ist sein Platz, wenn ihr's auch nicht ganz in der Ordnung finden solltet. Willst du die unreife Frucht vom Baume reißen, nur damit du sie deinen Lieben bringen könnest?"

„Nein," sagte Franz aufstehend und verließ die Stube.

An der Unterhaltung der Nahtſtubat nahm er allerdings zuerſt nicht mehr ſo lebhaften Anteil, wie den erſten Abend. Immer wieder dachte er an Mariannens unglücklichen Bruder, doch ſagte er ſich auch, daß es grauſam wäre, alte Wunden durch eine zweckloſe Mitteilung wieder aufzureißen. Er konnte Mariannen ſich nicht unter einem Dache mit dieſem vom Vater ſo kalt und herzlos geſchilderten Menſchen denken und bald dankte er im ſtillen der Mutter, daß ſie ihn den unüberlegten Schritt nicht hatte tun laſſen.

Am folgenden Sonntag, als Franz mit mehreren Burſchen aus ſeinem Vorſaß fröhlich plaudernd beim Adlerwirt ſaß, klopfte ihm jemand auf die Achſeln, und als er ſich umdrehte, lud ihn der hinter ihm ſtehende Doktor freundlich ein, „mit ins Nebenſtüble zu kommen".

„Nein," ſagte Franz entſchloſſen und fügte dann, als der Doktor ihn erſtaunt anſah, lächelnd bei: „Das Blatt hat ſich gewendet!"

Zwölftes Kapitel.

Mariann.

Unter Mariannens sorgfältiger Pflege war Hansmichels der Große bald wieder so weit hergestellt, daß er sich kräftig genug fühlte, ins Dorf hinauszugehen. Wie liebevoll er auch behandelt worden war, er ging doch gerne heim, weil ihm selbst der im Hause seines Vaters herrschende Unfriede nicht ärger zuwider war, als das Gefühl, anderen Leuten lästig zu fallen. Er würde sich wohl weniger angestrengt haben, um zu den zänkischen, selbstsüchtigen Schwestern zurückzukommen, wenn er gewußt hätte, wie gern Mariann ihm jeden freien Augenblick opferte und wie froh sie war, einen Menschen um sich zu haben, mit dem sie sich beschäftigen, von dem sie Dank verdienen konnte.

Wie abgeschlossen von der Welt Mariann auch lebte, sie hatte doch nie erfahren, wie wohl der Einsame sich fühlt, der sich selbst genug ist. Immer ja lebte sie und arbeitete sie nur für die lieben Ihrigen; dem Bruder und dem Vater Freude zu machen, war stets ihre größte Freude gewesen. Auch einsam war sie nie allein. In allen Fällen, bei allem, was sie redete und tat, hatte sie sich vor allem gefragt, was wohl der Vater dazu sagen werde, und sie erschrak, sobald der ihr immer Gegenwärtige ihr nicht mehr freundlich zulächelte, wie Barthle in seinen besten Stunden zu tun pflegte.

Auch noch nach Klausmelkers — Abreise war es so

geblieben und erſt nach dem Wirtshausſtreite war es anders geworden.

Dem Barthle war das nicht entgangen, und oft fragte er ſich, warum denn das Anneli auf einmal ſo anders, ſo ſtill und ernſt geworden ſei. Zwar folgte es ihm noch aufs Wort wie früher, ja es machte weniger Einwendungen gegen das, was er ſagte, als ſonſt, doch das ehemalige „Aber Vater" hatte viel lieblicher, herzlicher geklungen als das jetzige: „Ja, ja, ich weiß wohl, daß Ihr's immer gut meint." Er ſah Mariannen herumgehen ohne Gefühl und eigenen Willen wie ſeinen Schatten, jedem Wunſche, jeder Bewegung folgend, ohne ein Wort zu ſagen und — wie er glaubte — auch ohne alle Teilnahme an dem, was um ſie her vorging.

„Auch ſie! — Gerechter Gott, auch ſie!" klagte der verlaſſene Mann vielmal, wenn er ihr traurig nachblickte, und eine Weichheit, ja man darf ſagen Schwäche, zeigte ſich in all ſeinen Reden und Handlungen, daß ſogar die bei ihm aus und ein gehenden Taglöhner ſagten, er ſei ganz nicht mehr der Alte und ein Sterbzeichen zeige ſich nach dem anderen.

Ein Sterbzeichen nennt man die Rede oder die Tat eines Menſchen, die man von ihm am wenigſten erwartet hätte, und die Taglöhner hatten daher wohl ſo unrecht nicht. So z. B. hatte Mariann, die ſich ſonſt doch ſehr viel erlauben durfte, es früher nie gewagt, vor dem Vater auch nur ein Wörtlein vom Bruder zu ſagen, jetzt aber fing der ſelbſt oft von ihm zu reden an. Wenn er von der Arbeit ermüdet heim kam, warf er ſich auf die um den ungeheuren Ofen herumgehende Bank und ſeufzte: „Wo doch Klausmelker ſein mag, während ich ſchwitze und friere und ſorge und bete? Für ihn will ich das alles tun und doch iſt's nicht ſo. Durfte ich vergeſſen, daß ich

ſein Vater, da er ſeine Kindspflichten nicht mehr erfüllte? Der Pfarrer hat gut von Strenge predigen, aber man ſoll nur ſehen, wie er ſein liebes Hündchen ziehen kann. Wohl ſoll man den Samen des Böſen nicht aufgehen laſſen in ſeinem Hauſe und Gott mehr lieben als Sohn und Tochter. Aber Klausmelker hat nicht meine und nicht der Mutter Art, entweder hat ihn der Freimaurer ſo verderbt oder Gott ſelbſt hat mich prüfen wollen, und in beiden Fällen hätt' ich's anders machen ſollen. Sagt ja der Pfarrer ſelbſt, ein Unglück auf der Welt ſei entweder Prüfung oder Strafe. Ich ſollte nur geprüft werden, jetzt aber werd' ich geſtraft — furchtbar geſtraft dafür, daß ich die Früchte ohne Arbeit, die Roſen ohne Dornen wollte." Aber, ſagte er dann ſich wieder aufrichtend, den Herzensleidenſchaften dürfe ein Chriſt nicht nachgeben — durchaus nicht, und wer der Stimme des Gefühls folge, der gleiche den Heiden... „Der Pfarrer hat recht, es wär' einem dann viel zu wohl auf der Welt und Übermut tut kein gut. Warum auch bereuen? Nein, ſtolz darf ſein, wer über ſich ſelbſt ſiegte! Iſt der Lümmel doch als Lügner und als Dieb fortgegangen, und ſo lang ich ihn von dieſen Flecken nicht rein weiß, kann ich nichts tun, als um ein ſeliges Ende für ihn bitten!"

Es gelang dem Barthle faſt jedesmal, mit dieſem Gedanken die in ihm ſich regenden Vorwürfe zum Schweigen zu bringen. „Lügner und Dieb", an dieſen zwei Worten hielt Barthle ſich feſt, wenn der Strom der Empfindung ihn fortreißen wollte, wie ein ins Waſſer Gefallener an den am Ufer ſtehenden Dornbüſchen ſich zu halten, zu retten verſucht. Doch als er ſich auch Mariannen faſt wie eine Fremde gegenüberſtehen ſah, da gelang es ihm immer weniger, Klausmelkers Fehler der Ordnung nach herzählend ſich zu beruhigen. Bald kam es ihm un-

begreiflich vor, wie es ihm nur möglich gewesen sei, seinen Sohn so bestimmt für einen Dieb zu halten, daß er sogar dort nicht mehr nach dem seit seiner Flucht vermißten Gelde suchte, wo er früher oft einige hundert Gulden versteckte. In dem nicht weit vom Hause entfernten Stadel, welcher zum Aufbewahren der verschiedensten Gegenstände diente, wurde plötzlich alles durchsucht, das Unterste zu oberst geworfen und kein Loch und kein Winkel unberührt gelassen, so daß Mariann wohl merkte, wieviel mehr noch es dem Vater um einen Beweis für Klausmelkers Unschuld als um das Geld zu tun sei.

Die Nachbarn, die den Barthle kopfschüttelnd beobachteten, wußten sich dieses Rumoren nur durch die Annahme zu erklären, der gute Mann habe die Aufräumwut bekommen — eine Krankheit, welche ältere launische Leute zuweilen befällt, wenn sie, aus welcher Ursache es auch sei, nicht mehr bei den Ihrigen in der Stube bleiben mögen und doch ebensowenig Lust haben, im Felde zu arbeiten. Mariann aber hielt das alles nur für eine Folge der vielen Reden, die sie jetzt zur Verteidigung des Bruders zu halten wagte. War es ihr doch oft gewesen, als ob eine höhere Macht ihr den Mut zum Reden gebe, und von dieser hoffte sie nun auch, daß sie den Vater das Gesuchte finden lassen werde. Dennoch erschrak sie fast zu Tode, als Barthle an einem nebligen Augusttag auf einmal ganz bleich in die Stube hereinstürzte und einen Geldbeutel emporhaltend mit halb erstickter Stimme endlich, als Mariann schon alles erraten hatte, die Worte hervorbrachte: „Ich hab's — gerechter Gott, ich hab's!"

Klausmelker war also kein Dieb! Doch das hatte sie sich längst gesagt; jetzt aber war es bewiesen und noch größer, noch unglücklicher stand das Bild des Unschuldigen vor ihrer Seele. Da neben ihr aber saß zitternd und bleich

der Vater des Unglücklichen. Der harte, ſtarre Mann, der im Zorn und ohne zu wiſſen warum, den Sohn verſtieß und verdammte. Und dieſer — Ungerechte — war ihr Vater!

Ach, auch dieſer Name, auch das Wort Vater hatte ſeine Macht über ſie verloren! Sie fand keinen Gedanken, gar nichts mehr, woran ſie ſich hätte feſthalten können. Am ähnlichſten war ihr Gemütszuſtand dem eines Menſchen, der eben das erſte Erdbeben erlebte und nun nirgends mehr ſicher gehen und ſtehen kann, nachdem er das erſchüttert, wankend ſah, was er für feſt, unbeweglich halten zu dürfen glaubte. Sie konnte es nicht mehr aushalten neben dem immer wieder ſeufzenden, von tauſend Vorwürfen gequälten Vater. Es war ſo furchtbar ſtill, daß man jeden Atemzug hören konnte. Sie mußte reden oder gehen; reden aber konnte, durfte ſie nicht und ſo verließ ſie denn die Stube.

Als ſie wieder zurückkam, hatte ſie Mut zum Reden. Der Vater ſaß am Tiſche, ſah ſie lächelnd an, und bevor ſie das rechte Wort zum Anfangen gefunden hatte, ſagte er: „Unſereiner paßt gar nicht mehr herein in die jetzige Welt. Hat doch alles ſich umgedreht und auf den Kopf geſtellt, ſo daß es einem, der ſich nicht von jedem Wind umkehren läßt, nicht zu verargen iſt, wenn er ſich nicht mehr zu raten und zu helfen weiß. Früher ging der verlorene Sohn zum Vater und bat demütig um Verzeihung — du lieber Gott und Heiland! Jetzt ſollte der Vater zum Sohn gehen und zu ihm ſagen: Klausmelkerle, ſollt' er ſagen, lieb's, gut's Klausmelkerle, ich hab' geſündigt wider den Himmel und wider dich; ich bin wohl nicht mehr wert, dein Vater zu heißen, aber nimm mich doch noch an als den, der viele Jahre für dich gearbeitet und geſorgt."

Dieſe Rede kam Mariannen ſo unerwartet, daß ſie lange nichts darauf zu erwidern fand. Sprachlos vor Erſtaunen ſah ſie den Vater eine Weile an, und als ihr durch die Tränen, die ihr dabei in die Augen traten, ſein Geſicht noch ſtarrer und kälter vorkam, blickte ſie traurig zu Boden. Endlich ſagte ſie: „Das, Vater, das wäre gewiß nicht nötig. Er käm' wohl von Herzen gern, wenn er nur wüßte, daß er freundlich aufgenommen würde."

„Freundlich aufgenommen!" eiferte Barthle, „das juſt iſt das rechte Wort. Alſo freundlich aufnehmen ſollte man einen, der ſeiner Natur nach dann immer auf das hin trotzen würde, was er unſchuldig habe ausſtehen müſſen?"

Jetzt wurde Mariann beredt, und wer will es ihr verargen, daß ſie nicht mehr Zeit hatte, ihre Worte auf der Goldwage zu wägen. „O," rief ſie, „Klausmelker iſt nicht der, für den Ihr ihn haltet; ſchon hundertmal hab' ich's geſagt und jetzt iſt's erwieſen. Auch glaub' ich nicht, daß er in der Welt draußen — wohin auch immer ihn der Kummer getrieben habe — ſo ſchlecht geworden ſei. Glaubt mir, Vater — er würde alles — gar alles vergeſſen und Euch verzeihen!" —

„Verzeihen?" — fuhr Barthle auf. „Ei, wie doch ſo grundgütig! Mir meine Strenge, meinen Eifer in Erfüllung meiner ſchwerſten, furchtbarſten Pflichten verzeihen!"

„Ihr könntet aber doch in Eurem Zorn, Eurem Eifer", fügte Mariann ſich verbeſſernd bei, „etwas zu weit gegangen ſein."

„Warum aber hat er mich ſo zornig gemacht? Der Spitzbube!" polterte Barthle und fing dann an, Klausmelkers Fehler in gewohnter Ordnung herzuzählen.

Wäre Barthle den ganzen Tag ſich ſelbſt und den Vorwürfen ſeines Herzens überlaſſen geblieben, ſo würde

er ſchwerlich zu dem gekommen ſein; gegenüber der Tochter aber, die, ohne es zu ahnen, ihm als ſeine Richterin erſchien, regte ſich gleich der Geiſt des Widerſpruchs. Es gewährte ihm etwas faſt wie Troſt, Mariann das ausſprechen zu hören, was er ſich ſelbſt nicht zu widerlegen vermocht hatte, weil er ſich nun doch endlich einmal ganz mit ſeiner Verteidigung beſchäftigen konnte. „Im erſten Augenblick," ſagte er unter anderem, „hab' freilich auch ich an mir ſelbſt zu zweifeln angefangen. Schwarz und weiß iſt es mir geworden vor den Augen und kein Menſch weiß, was für dumme Streiche ich da zu machen imſtand geweſen wär'; aber unſereiner hat mehr zu bedenken und zu fragen, als ſo ein Mädchenkopf erfaſſen und begreifen kann. — Kurz und gut! Es iſt noch nie Brauch geweſen, daß der Vater beim Sohn bettelt und ich werde das auch nicht anfangen — ſchon der Leute wegen, wenn es dabei auch ſonſt nichts — gar nichts zu bedenken gäb'."

Obwohl Mariann jetzt nicht in der Verfaſſung war, die lange Verteidigungsrede des Vaters zu zerlegen und Schlüſſe aus ihr zu ziehen, ſo mußte es der ſcharfen Beobachterin aus Gewohnheit doch auffallen, daß er ſich auch auf die öffentliche Meinung berief. Um die hatte er ſich ſonſt noch nie bekümmert. Was ging die Welt ihn an? Feſt und ſtarr wie ein Fels im Meer ſtand er immer da und nur das zarte Grün, welches ihn in ruhigen Zeiten zu umgeben begann, hatten die Stürme des Lebens von ihm wegzureißen, nie aber ihn ſelbſt zum Wanken zu bringen vermocht. Was er tat, was einen Gotteslohn eintrug, das war das Rechte, das ſollte und mußte für das Recht anerkannt werden von jedem Rechten. Mariann, die mehr als genug Zeit hatte, über einen der traurigſten Tage ihres Lebens nachzudenken, kam bald zu der Überzeugung, jenes vom Vater dem Urteile der Leute gemachte Zuge-

ſtändnis ſei ein Beweis, daß ihm das frühere Selbſtbewußtſein fehle.

In den darauffolgenden Wochen würde ein Fremder Mariannen für eine arme — Erbſchleicherin gehalten haben, wenn nicht der in ihrem lieblichen Geſichte doppelt rührende Ausdruck tiefſten Kummers von etwas ganz anderem erzählt hätte.

Das Mädchen war aber früher zu innig mit dem Vater verwachſen, um das Alleinſein mit den quälenden Gedanken lange ertragen zu können. Früher hatte der Drang ſich mitzuteilen immer die Sehnſucht nach dem verſtoßenen Bruder geweckt, jetzt aber hätte ſie ſich auch vor ihm nicht mehr auszuſprechen gewagt. Ja, gerade er brauchte am wenigſten zu wiſſen, wie ſie über den Vater urteilen mußte — er hätte ſie vielleicht jetzt überhaupt gar nicht mehr verſtanden. Er war ja immer ein lauter, etwas derber Spaßmacher geweſen, über alles hatte er gewitzelt oder aufbegehrt und ihr Fühlen und Empfinden hatte er viel weniger begriffen als der gemütliche Franz. Mariann errötete oft, wenn ſie ſich wieder bei einer Unterredung mit dem Jugendgeſpielen fand, der jetzt hoch auf der Alp droben bei den Kühen ſich wohl ſein laſſen konnte. Daß ſie aber den Bruder darum noch nicht vergaß, bewieſen die vielen Gebete, die ſie in ſtillen Stunden für ihn zum Himmel ſchickte. Nicht mehr um ſeine baldige Heimkehr betete ſie; das Bild eines frohen, innigen Zuſammenlebens und Wirkens, wie ſie früher es ſich ſo oft und gern ausgemalt hatte, kam ihr jetzt wie ein entſchwundener Kindertraum vor, deſſen Verwirklichung ſie jetzt nicht mehr hoffen durfte. Des Vaters Fluch konnte den Unſchuldigen nicht getroffen haben und ſo mußte es dem Talentvollen ja überall ein leichtes ſein, in Ehren durchzukommen.

Unfreundlicher hatte das Mädchen wohl noch nie einen Menſchen angeſehen, als den Sepp in der Woche vor dem Alpſonntag, wenn ſie ihm etwa auf dem Weg ins Vorſaß begegnete, oder wenn ſie ihn vor ſeiner Hütte erblickte. Warum ließ der nicht Franzen, der den ganzen Sommer auf der Alp hatte bleiben müſſen, beim Vieh, jetzt auch — zu den Kühen ins Vorſaß ziehen?

Endlich, am Alpſonntag, ſah ſie den Lieben allmählich näher und näher kommen. Wohl hatte ſie ſich gewöhnen müſſen, ihre Gedanken zu verbergen, aber ſie war noch nicht ſtark genug, auch ihre Gefühle zu beherrſchen, und es wäre ihr daher unmöglich geweſen, dem einzigen gegenüber, dem ſie noch glaubte und traute, ihrer Freude über ſein Kommen jeden Ausdruck zu verweigern.

Franzens Betragen war ihr freilich etwas wunderlich vorgekommen, aber wer war ſchuld daran als ſie? Man ſollte ſich doch nie verſtellen müſſen, klagte ſie, als er wieder fort war. „Was man nur mit Gewalt vom Platze bringt, geht leicht zu weit, wenn's einmal geht. Aber mußte ich mich denn auch vor ihm verſtellen? Warum mich denn gerade als das ſorgloſe, übermütige Kind zeigen wollen, das er einſt ſo liebte? Wer ſagt mir denn, daß er auch noch daran denkt, daß er gar meinetwegen gekommen iſt?“

Im Vorſaß war abends alles vor den Hütten fröhlich beiſammen. Die Eltern warteten auf die Söhne, die Mädchen auf ihre Liebhaber. Nur Mariann ſaß ſtill und traurig vor der Stalltür und wartete auf niemand.

Am folgenden Tage aber, da jubelte ihr ganzes Weſen auf, als ſie, aus dem Vorſaß kommend, allüberall von Franzens Heldenmut erzählen hörte. Die Freude über das, was ſie vernahm, war bei weitem größer, als das Mitleid mit dem ſo roh Behandelten, den Gottes heiliger Engel

ſichtbar beſchützt hatte. Wie herrlich und groß erſchien ihr der verläſterte, von Geiſtlichen und Weltlichen als unchriſtlich, als gottlos verſchriene Sohn des Freimaurers gegenüber einer rohen, ſittenloſen, nur in der Kirche ſich fromm gebärdenden Menge! Jetzt war's zu Ende mit allen Gewiſſensqualen und Zweifeln, ſie wußte nun, was ſie von ſolchen formſtrengen Roſenkränzlern zu halten habe und was von denen, die dagegen auftraten, wie Chriſtus gegen die Phariſäer. O, jetzt jubelte ſie, daß ſie nie mit dem Vater hatte haſſen können.

Von jetzt an wurde das auch gewiß nicht mehr von ihr verlangt. Auch der Vater mußte nun zur Einſicht kommen. Der ſo Gewiſſenhafte konnte dem heldenmütigen Kämpfer für Anſtand und Sitte ſeine Achtung nicht mehr verſagen... Ohne ſich lange zu beſinnen, eilte ſie heim und erzählte dem Barthle faſt in einem Atemzug, was ſie ſoeben vernommen.

Der ſagte darauf kurz: „So, da hat er's nun!"

„Wer und was hat er?" fragte Mariann erſtaunt, erſchrocken.

„Nun, Franz hat den Lohn dafür, daß er immer der Klügſte und Beſte ſein will; aber daß der Alte nicht auch etwas mitbekommen hat, das iſt ſchade — jammerſchade."

Haſtig und ohne auch nur ein Wort zu ſagen, verließ Mariann die Stube.

Nachmittags, als ſie dem Barthle Holz ſägen half, bat ſie ihn um die Erlaubnis, die ganze Woche ruhig im Vorſaß bleiben zu dürfen, da es doch täglich Gelegenheit geben werde, ihm die Milch zu dem ſo unentbehrlichen Kaffee herauszuſchicken, ſo lange er noch bei der kranken Kuh bleiben müſſe.

Jetzt wollte ſie einmal eine Woche allein ſein. Doch

ſchon einen Tag ſpäter war ſie beinahe froh, daß ihr die Verpflegung von Hansmichels dem Großen überlaſſen wurde, und ſie hätte ihn nicht ins Dorf hinaustragen laſſen, wenn das auch nicht vom Doktor ausdrücklich verboten worden wäre. Ihr, die ſich jetzt immer viele und ſtrenge Arbeit wünſchte, gab die Pflege des Verwundeten Unterhaltung und Troſt. Lange ſchon hatte ihr nichts mehr ſo viel Freude gemacht, als die von Tag zu Tag fortſchreitende Beſſerung eines Menſchen, der ihr bisher ziemlich fremd geblieben war, obwohl er — wie alle ihre ärmeren Verwandten — öfter in ihr Haus kam, als dem Barthle lieb war. Sie hatte nun doch wieder einen Menſchen, für den ſie arbeiten und ſorgen konnte. Die Tage, die ſie ihm faſt gänzlich opferte, gingen ungewöhnlich ſchnell vorüber, und als er ſie verließ, war es ſo öd und geiſterhaft ſtill in der Hütte, daß Mariann herzlich froh war, als ihr Vater, der die kranke Kuh einem alles kaufenden Viehhändler gegeben hatte, am Sonntag abends mit ihr ins Vorſaß ging.

Hatte ihr die Verpflegung eines ihr ſonſt ferner Stehenden ſo manche ſchöne Stunde gemacht, ſo mußte es doch noch viel ſüßer ſein, dem Vater ihre Kräfte zu opfern und ihm das Schwere, ſo viel als möglich, zu erleichtern. Sie ſuchte ſich zu bereden, es hab's auf der Welt nur ſelten ein Menſch beſſer als ſie. War ſie doch geſund und ſtark, und während viele Tauſende hungern und Kummer haben mußten, brauchte ſie nur zu gehorchen, ohne weiter denken zu müſſen. Und der von ihr Gehorſam forderte, war er, der gewiß immer nur ihr Beſtes wollte. O, er liebte ſie mehr, als ſie verdiente, mehr als andere Väter ihre Kinder lieben, das bewies ja gerade die Strenge, mit der er ſie auf dem rechten Weg zu erhalten ſuchte. Sie malte ſich ihr künftiges Verhältnis zum Vater ſo ſchön

als möglich aus; jedes frohe Stündlein, das ſie ihm machen konnte, war ja auch ein frohes für ſie. Das gute Mädchen machte einen Vorſatz nach dem anderen, ſeine Kindespflicht getreulich zu erfüllen und dem ſie ſo Liebenden die alten Tage recht froh zu machen. Dennoch fand ſie dabei jene ſüße Ruhe nicht mehr, die ſonſt immer ihre guten Vorſätze belohnte. Stundenlang lag ſie ſchlaflos droben auf dem Heuſtock hart unterm Schindelbach, wo ſie ihr Bett gemacht hatte, als der Vater ihr kleines Kämmerlein bezog. Ringsum war alles ſtill, nur zuweilen hörte ſie das leiſe Schellen der wiederkäuend im Stalle liegenden Kühe, dann das Jauchzen der von der Nahtſtubat heimgehenden Burſchen, und — was war das? Wurde nicht ihr Name gerufen?

Sie hielt den Atem an.

„Mariann, ſchläfſt?“ hörte ſie fragen.

Die Stimme ſchien von ihrem Zimmerchen herzukommen, doch war es nicht die des dort ſchlafenden Vaters. Die Horchende erinnerte ſich nicht, je eine ähnliche gehört zu haben.

Im Stall unter dem Heuſtock war's plötzlich laut geworden. Schellend und mit den eiſernen Halsbändern raſſelnd gaben die erſchrocken aufgeſprungenen Kühe noch lange ihren Unwillen über die Ruheſtörung zu verſtehen. Als es endlich wieder ſtiller wurde, konnte Mariann jedes Wort verſtehen, obwohl der Redende etwas leiſer ſprach als vorher.

„Wenn du da biſt, ſo reg' dich endlich, und wenn du nicht da biſt, ſo ſag's nur herzhaft und ohne Scheu heraus, damit ich wieder gehen kann, bevor es mich gar zu ſehr an die Schuhſohlen friert.“

Mariann war noch zu erſchrocken, um dieſe und andere Reden lächerlich zu finden, und zu unerfahren, um

ſich gleich mit dem Gedanken zu beruhigen — oder noch mehr zu beunruhigen, daß nun der erſte Nachtbube ſich vor ihr Fenſter gewagt habe.

Lange lauſchte ſie den wunderlichen Einfällen des Burſchen, der ſie damit zum Lachen und dann ſelbſtverſtändlich auch zum Reden bringen zu wollen ſchien. Als ihr endlich alles klar wurde, zog ſie lachend die Decke über die Ohren und ſagte: „Der hat's ſchlecht getroffen, aber es geſchieht ihm ganz recht dafür, daß er alles aus dem Schlafe aufſchreckte.“

Das Anklopfen des erſten Burſchen am Fenſter eines Mädchens iſt denn aber doch ein zu wichtiges Ereignis für dasſelbe, um ſich ſo mir nichts dir nichts wieder unter die Decke vergraben und ruhig ſchlafen zu können. Neue Gedanken und nie geahnte Gefühle erwachen, wenn der erſte Nächtler vor dem Hauſe jauchzt und das Fenſterlein öffnet.

Nun iſt das Mädchen zur Jungfrau erklärt. Der Knabe, der einſt die Gefährtin zum frohen Spiele rief, ſteht wieder da; aber es iſt Nacht. — Dunkel und unſicher iſt auch das ernſtere Spiel, zu dem er ſie jetzt ruft, wie die Zukunft. — Noch fragt ſie nicht: „Wer iſt's, der ſeine Vorzüge den meinen gegenüber auf die Wagſchale legt?“ Dieſe Frage überläßt ſie einſtweilen den Eltern, noch entſcheidet nicht der wahre Wert, nicht der eingebildete des Ruheſtörers, ſondern ſeine Beredſamkeit darüber, ob und wie ſie ihm antworten wird. — Die verſtellte Stimme läßt den Redenden nicht erkennen, der alles anwendet, die Zuhörerin zum Lachen zu bringen.

Ob ſie wohl den gleichen Einfall lächerlich finden werden?

Ihre ganze Zukunft hängt vielleicht davon ab.

Mariann hatte das Köpfchen bald wieder erhoben,

doch ſie ſtrengte ſich vergebens an, den jetzt ganz leiſe Redenden zu verſtehen.

Aber was war das? Die Stimme hatte ſich ganz verändert — ſo redete nur Franz.

Haſtig kroch Mariann über den Heuſtock bis hart an die Wand, wo ſie nun jedes Wort verſtehen konnte.

„Ich muß einmal mit dir reden um jeden Preis,“ flüſterte Franz, „du wirſt mir hoffentlich nicht zürnen, wenn ich's mache, wie es hierzulande nun einmal Brauch iſt. Jeder Weg, der zu dir führt, iſt mir der rechte. Hätt' ich ſonſt je beſtimmt hoffen dürfen, dich allein anzutreffen, ſo wär' ich längſt gekommen; aber ich weiß nie, wo der Barthle ſteckt und was er dann allenfalls meinen würde. Heut' nun, es iſt ein ſo lieblicher warmer Abend, hat's mich nirgends mehr Ruhe finden laſſen. Nun, da bin ich und meine, dem ehemaligen treuen Freund ſollte man doch auch noch ein Wörtlein gönnen.“

„Allerdings“ — hörte die Erſchrockene den Vater ſagen — „ich danke dir für die vielen Butterbrote, die ihr, du und die anderen, meinen Kindern gegeben habt. Wenn du mir ſagſt, was ſie koſten, ſo werd' ich ſie zahlen am nächſten Sonntag, denn hier im Vorſaß hab' ich kein Geld — ſonſt aber laß mich mit Ruh! Ich hab' nichts und will nichts mit dir zu tun haben.“

„Nun, ich mit Euch auch nichts,“ ſagte Franz trocken. „Aber da Ihr nun einmal da ſeid, wollen wir doch wenigſtens ordentlich miteinander reden.“

Dieſe herzhafte Antwort ſchien Barthle nicht erwartet zu haben. Er ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Nun, ſo rede meinetwegen.“

„O, daß Ihr die wahre Sprache des Herzens verſtündet!“ rief Franz.

Barthle lachte.

„Dann," fuhr jener fort, „dann würdet Ihr nicht zwischen mich und Mariannen werfen wollen, was zwischen Euch und meinem Vater liegt."

Mariann hörte, wie der Vater sich unwillig auf dem Laubsack herumwarf.

Sie zitterte und vermochte kaum mehr sich aufrecht zu erhalten.

„Ich habe nicht erwartet, Euch anzutreffen," schloß Franz, „doch bin ich dadurch nicht in Verlegenheit gekommen. Was ich wünschte, was ich sagte, durftet Ihr so gut hören als die, mit der ich eigentlich zu reden wünschte!"

„Kerl!" drohte Barthle, setzte dann aber etwas milder bei: „Ich hab's längst gesagt, ich mag mit euch gar nichts mehr zu tun haben."

„Aber ich mit euch, das heißt mit Mariannen, so lang nicht auch sie so redet."

„Für dich geht der Weg in mein Haus nur über meine Leiche; das hab' ich hoch und teuer verschworen."

„Soll denn ein leidenschaftlicher Augenblick über meine und vielleicht auch Mariannens Zukunft entscheiden? Euch, dem Vater, sag' ich nur so viel: Ich bin wohlhabend und kein Mensch braucht sich meines Umgangs zu schämen, das übrige überlaßt nur ihr und mir!"

„Du Trotzkopf du, man wirft nicht mit Stöcken, wenn man Vögel fangen will, verstanden!"

Jetzt war auch Franzens Geduld zu Ende: „Wenn das, was ich gesagt hab', dir trotzig vorkommt, so hab' ich entweder ungeschickt geredet oder du hast schlecht gehört. Die Absicht zu trotzen hatte ich nicht, obwohl ich auch nicht ans Vogelfangen denke. Ehrlich und nach altem Landsbrauch, wie einst auch du und deine ganze Verwandtschaft es übten, bin ich hergekommen mit der unschuldigen Absicht, einmal mit Mariannen zu plaudern, mich zu über-

zeugen, daß ſie den treuen Gefährten von ehemals noch nicht ganz vergeſſen habe, und zu verſuchen, ob wir jetzt auch noch immer ſo gut übereins kämen, wie früher —"

„Das geht dich bei Gott rein gar nichts an!" fuhr Barthle auf. „Den ärgſten Bettler, der doch wenigſtens noch ein ordentliches Vaterunſer beten könnte, wollt' ich lieber bei ihr ſehen als dich, und ſo wahr Gott und ſein heiliger Engel mir helfen ſollen im letzten verzweiflungsvollen Kampfe mit dem Tod und dem Teufel —"

Mariannen wurde es kalt und heiß.

„Halt, Barthle!" fiel Franz ein. „Mariann hätte denn auch noch ein Wort mitzureden. Ich liebe meinen Vater auch, gewiß ſo innig, als ſie dich lieben kann, aber er würde doch vergebens mich wegzubringen ſuchen von ihr; das kann kein Menſch als ſie ſelbſt."

„Dummes Büchergeſchwätz!"

„Ja, ſo dürfte man das alles nennen, was man ſingt und ſagt von der Liebe Macht, wenn ſie ſich beugen müßte einem Gewaltſpruch oder einer Rechnung. Aber Barthle, dieſe der armen Menſchheit von Gott geſendete Tröſterin ſteht zu hoch, um von jedem beworfen werden zu können. — Doch, wem erzähle ich das! Den Lüften und den Wänden. Ich hab' nun lang genug geſtört; gute Nacht."

„Ja, geh nur, du elendes Tier, das Mädchenliebe für das Höchſte hält!" rief Barthle dem langſam Gehenden nach.

Franz hatte nicht nur den Lüften erzählt; Mariann hörte und verſtand jedes Wort und die verſchiedenartigſten Gefühle drückten, erhoben, durchzitterten und überglühten ſie. Bald erſchrak ſie über ſeine Herzhaftigkeit, bald bewunderte ſie ſeine männliche Rede und dann vergaß ſie den Vater und die ganze Welt und nur noch er und ſie waren da und nur noch ſeine Worte hörte ſie, Worte, die

wie Himmelsmuſik alle Erdenklagen in ſich verſchlangen zu einem namenlos ſchmerzvoll ſüßen Hymnus, der zu Tränen rührte, wie der Sterbliche ſie nur in den größten Augenblicken ſeines Daſeins weint.

Sogar die letzten Worte Barthles waren nicht imſtande geweſen, ſie in dieſes Jammertal zurückzubringen.

Sie durchwachte die ganze Nacht.

„Was wohl der Vater darüber ſagen wird?“ fragte ſie ſich, aber erſt, als ſie am andern Morgen die Wohnſtube betrat.

Er erwähnte mit keinem Worte das ihr ſo wichtige Ereignis, er ſagte überhaupt gar nichts. Erſt nach dem Morgeneſſen, als er ſchon den Türriegel in der Hand hatte, ſpottete er: „Man wird nun bald ein Schild neben deiner Schlafſtelle aufhängen und ein Licht dazu ſtellen müſſen, das wird man.“

Barthle hatte, während er das ſo gleichgültig als möglich ſagte, Mariannen ſcharf beobachtet, dann ſchnell die Stube verlaſſen.

Er hätte gern gewußt, ob das Mädchen den Ruheſtörer hörte und verſtand, und ihr Erröten hatte ihm mehr erzählt, als ihm lieb war.

„Was nun?“

Als er, Barthle, etwas über dreißig Jahre zählte, hatte ihn ſein Vater einmal abſeits genommen und zu ihm geſagt: „So, Burſche, jetzt denk' ich, hat denn das Flauſenmachen doch ein End' und der Pfarrer meint's auch. Du biſt nun alt genug, den Hof zu übernehmen und reich genug, um mit Anſtand und Ehren des Halbenbauers Thereſe darauf zu führen als dein Weib.“ Barthle hätte nun, wie Sepp, lieber die Magd haben wollen. Er war ungemein zäh, aber man machte ihm die Hölle furchtbar heiß, und als endlich gar der Pfarrer dem Unfolgſamen mit Verwei-

gerung der Abſolution drohte, da mußte er nachgeben und mit der Thereſe machen, ſo gut er konnte.

Dieſer Franz ſchoß daher wie eine blinde Bremſe, und beinahe ſein erſtes Wort war, dem Vater werde er nichts nachfragen und er hoffe, daß auch Mariann ſo denke.

Wenn es gleichgültig wäre, ob man der Neigung folge oder dem Gewiſſen, dann wären die Frommen die größten Toren, daß ſie nicht auch ſich wohl ſein ließen.

Ja, wenn zwei Himmel aufeinander kommen könnten!

Franz hatte es ſogar ausgeſprochen, daß er nicht Gehorſam, ſondern Liebe für das Höchſte halte.

Schauderhaft, die ſogenannte Liebe das Höchſte — alſo gar eine Tugend!

Und dieſer Heide, dieſes Tier in Menſchengeſtalt wollte ein Verhältnis mit ſeiner Tochter anknüpfen, wollte vielleicht gar der Vater, der Erzieher ihrer Kinder werden — hatte die Schwache möglicherweiſe ſchon halb gewonnen! — Wie hätt' er ſonſt ſo trotzig auftreten dürfen?

Es war zum Raſendwerden.

„Aber halt, Barthle!" rief er ſich plötzlich zu. „Um dein und deines Kindes Glück handelt es ſich; um nichts Geringeres. Ruhig! Mit meiner Heftigkeit hab' ich ſchon genug Strafe verdient. Ruhig jetzt, du wildpochendes Herz! Wie oft ſchon hab' ich Gott und meinen Eltern zulieb und weil es mir ſo befohlen wurde, mich ſelbſt gebunden, bis ich ſtarr wurde und nichts mehr fühlte! Nun will ich mir einmal ſelbſt befehlen. Sollt' ich nicht auch für mein Kind mich einmal beherrſchen, verſtellen können? Es gilt mein Vermögen, welches ich doch nicht für dieſen Ketzer ſo ordentlich zuſammengehalten habe, es gilt mein Wort, dem Freimaurer öffentlich gegeben, gilt meine Ehre und das Anſehen einer chriſtlichen Verwandtſchaft, meine Zukunft gilt's und das Seelenheil meines einfältigen Kindes. Nicht von

ihm trennen darf ich mich da am Scheideweg, um meinen eigenen Pfad zu gehen. Mit ihm vorwärts ſchreitend, kann ich es denn doch allmählich über Abwege auf meine, auf die rechte, aber enge Straße bringen. Das kann ich — will ich, muß ich!"

Während Barthle ſo ſann und Pläne machte, war Mariann mit der Hausarbeit fertig geworden und ſie ſetzte ſich nun zu ihrer Stickerei. Doch heute kam ſie mit dieſer Arbeit nicht vorwärts; der Faden war zu groß und die Nadel zu klein.

Sie ſtand auf und ging in der Hütte herum; ordnend, aufräumend, Arbeit ſuchend.

Sie holte den aus Zweigen junger Tannen gemachten Beſen und dachte dabei an den Wald, an Blätterrauſchen und Vogelſang. Ein Spaziergang da hinaus und hinauf hätte ihr ſo wohl getan — der Beſen war ohnehin alt und ſtumpf; alſo hinaus in den grünen duftenden Wald!

Die weidenden Kühe auf der Wieſe, ihre ſeitherige Pflegerin erkennend, ſprangen ihr fröhlich brüllend entgegen und folgten ihr, während die muntern Kälber voraushüpften, dem kühlen Walde zu.

Die Reiſer zu einem Beſen waren bald gebrochen, aber der Winter iſt lang, Beſen brauchte man alle Tage und — im Wald war's ſo herrlich. Dort, noch weiter oben, ſah Mariann wieder mehr Reiſer und immer ſchönere.

Die Kühe hatten ſich unter die ſchattigen Tannen gelegt, die Kälber kletterten mit den Ziegen um die Wette und ſuchten die beſten Kräuter. Mariann ſaß auf ihrem Reisbündelchen und dachte an den geſtrigen Abend, ſich jedes Wort wiederholend, was er geſprochen hatte. Jetzt wurde ihr begreiflich, wie es dem Pfarrer möglich ſei, über eine ganz kurze Bibelſtelle die längſte Predigt zu halten.

Was alles konnte ſie nicht in Franzens Worte hineinlegen und aus denſelben herausnehmen!

Dummes Büchergeſchwätz wäre alles, was man ſingt und ſagt von der Liebe Macht, wenn ſie ſich beugen müßte einem Gewaltſpruch oder einer Rechnung.

Sie überwindet alles, duldet alles, trägt alles.

Sie iſt „die der armen Menſchheit von Gott geſendete Tröſterin."

Noch vor kurzem hatte Mariann ihre Zuneigung zu Franzen als etwas der Liebe zum Vater Entgegengeſetztes vergebens zu bekämpfen verſucht, jetzt waren ihre Gefühle verſöhnt. Hätte ſie an die Zukunft gedacht, dann würde ſie gezittert haben, aber ſie dachte an gar nichts.

Sie hatte einige Brombeerſtauden erblickt, niedergezogen von der ſchweren Frucht und ſchon eilte ſie, dem Vater ſeine Lieblinge zu pflücken.

Das gute Kind füllte ſchnell die ſaubere Schürze, während die wieder zurückgekommenen Kälber die ordentlich zuſammengebundenen Reiſer mutwillig auseinander warfen.

Lächelnd tadelte ſie die unartigen Tiere, die ſich, ſtolz auf dieſe Tat, neben ſie hinſtellten und ihr zuſahen, als ſie die auseinandergeworfenen Zweige wieder zuſammentrug. Ihr Schelme ſeid halt auch gerade ſo närriſch als unſereins und meint, es ſei alles euretwegen da. Nun, es iſt ja genug für uns alle.

Hatten dieſe nur leiſe geſprochenen Worte die um ſie her ſchlummernden Tiere ſo erſchrecken können? Auch die ältern Kühe ſtanden auf und ſtellten ſich vor ſie hin.

Alle blickten auf dieſelbe Stelle.

War es der Wind, der dort die ſchlanken Haſelſtauden bog, die dahin, jene dorthin? Jetzt ſah man auch etwas Weißes und die Kühe fingen wild zu brüllen an.

Einen Augenblick ſpäter kam Franz mit einem Grastuch voll Wurzeln und Kräuter aus dem Gebüſch hervor.

Mariann lief ihm entgegen, doch plötzlich ſtand ſie ſtill, ſah ihn ſcheu, faſt ängſtlich an und wurde über und über rot.

Das war nicht mehr der frühere Spielgenoſſe — und doch war er's.

Wie wunderbar; ſo fremd und doch ſo bekannt — ſo eigen!

Eine Zeitlang ſtanden ſich die beiden ſchweigend gegenüber; dann ſagte Franz: „Ich hab' heut' nicht gefunden, was ich ſuchte, dafür aber nun etwas, das mir lieber iſt als jenes."

„Dann — iſt dir beſſer gegangen als geſtern," wollte Mariann ſagen, doch ſie erſchrak über das, was dieſe Rede verraten hätte und ſchwieg. Er ſollte noch nicht wiſſen, daß ſie ihn hörte. — Sollte er nicht? —

„Magſt auch Brombeeren?" fragte ſie nach einer Weile.

Franz war ſonſt nicht Liebhaber; doch alles war gut, was ſie ihm gab.

Im Schatten einer Tanne ſetzten ſie ſich zuſammen aufs Moos.

Die Kühe ſahen Franzen ernſt und fragend an, als aber Mariann, während ſie Franzen Beeren reichte, freundlich mit ihnen redete, ſchüttelten ſie verwundert die Köpfe, ſchlichen langſam weg und begannen wieder zu graſen und zu ſchellen.

„Was macht der Vater heut'?" fragte Franz und bereute dann gleich wieder gefragt zu haben.

„Nichts Beſonderes," antwortete Mariann.

„Was hat er geſagt von geſtern?"

„Er hat gelacht."

„Es war auch lächerlich; obwohl es mir anfangs gar nicht so vorgekommen ist. Ja, zuerst hätt' ich am liebsten gleich fortlaufen mögen, dann aber ist's in mich gefahren, ich weiß nicht wie, und um alles in der Welt wär' ich nicht mehr weg. Ja, ja, Anneli, da hab' ich gemerkt, daß ich alles, gar alles könnte für dich, daß mir da nichts zu groß und nichts zu klein wäre. Ich hätt' eigentlich daran denken sollen, daß ich dir und mir böses Spiel mache; doch woran denkt man noch, wenn man einmal recht im Zug ist?"

„Du hast prächtig geredet, ich hätt' dich noch lang hören mögen, wenn mir auch dabei nie recht wohl gewesen wäre."

„Hast du mich gehört?" fragte Franz schnell.

„Ja."

Noch vor wenigen Minuten hatte sie nicht verraten wollen, daß sie ihm nahe gewesen, jetzt gestand sie freiwillig, daß sie gelauscht, jedes Wort gehört habe und Franz konnte es dabei aus ihren Augen herauslesen, wie glücklich sie dadurch geworden.

Franz hatte gewünscht, von ihr gehört zu werden, um nicht noch einmal von vorn anfangen zu müssen; doch jetzt sagte er von Herzen gern alles noch einmal, und noch viel, viel.

Die Glücklichen hatten schon mehrere Male andere Plätze suchen müssen, um im Schatten zu bleiben, Stunde um Stunde verging, und sie merkten es nicht, bis endlich der Schatten aus dem Vorsaß herauskroch und sie ernstlich ans Heimgehen erinnerte.

Mariann bemerkte das zuerst.

„Und hier wär's noch so schön und warm und sommerlich!" klagte Franz.

„Es ist wohl drunten auch schön, wenn man so herauf-

ſchaut und alles wieder ſieht und wieder erlebt," ſagte Mariann. Dann nach einer Pauſe fuhr ſie fort: „So ein ſchöner Tag, wie viel ſäet und zeitiget er. Wohl ſind die Stunden bald und die glücklichſten am ſchnellſten vorbei; aber was ſie uns geben, das geben ſie für immer. Ja, eigentlich vergehen ſolche Stunden gar nicht, ſolang man lebt."

„Du redeſt, ob wir voneinander müßten für lange Zeit," ſagte Franz wehmütig.

Aber gleich erheiterte ihn wieder das holdſelige Lächeln, welches Mariannens Antwort begleitete. „Wir müſſen gar nicht voneinander. Immer und überall biſt du bei mir und ſagſt mir, was ich tun ſoll, oder nein, du brauchſt mir's nicht zu ſagen, ich weiß es, ich fühl's. Wir ſind ja ganz eins, wenn wir das Beſte tun wollen, gelt Franz?"

„Ja."

Dem ſonſt ſo beredten Franz ſchien dieſe Antwort zu trocken, doch er fand augenblicklich keine andere. „Und wann ſehen wir uns wieder?"

„Immer und überall."

Das Jauchzen der beiden verkündete den Bergen ringsum ihr Glück und der Widerhall gab's, ihre Stimmen zu einem Jubelrufe verſchmolzen, wieder zurück.

Die ringsum weidenden Kühe richteten die Köpfe auf und ſprangen dann vor Mariannen zur Hütte hinab, während Franz, um von niemand ſchief angeſehen zu werden wegen ſeinem Kräuterſammeln, auf einem Umweg ins Vorſaß zurückging.

„Brombeeren vertreiben alles Böſe, ſagt der Vater, doch heute werden ſie ſchwerlich alles vertreiben, was daheim auf die ſo ungewöhnlich lang Ausgebliebene wartet."

Mariannen war himmelangſt, als ſie die Stubentür öffnete.

Es lief dann aber ganz gut ab.

Barthle ſchien überhaupt ein anderer geworden zu ſein. Der Franz, ſagte er mit eigentümlichem Lächeln, habe ihn daran erinnert, daß das Anneli kein Kind mehr ſei. Ein altes Weib aber ſei es auch noch keines. Jung müſſe hüpfen und Alt liefere den Sauerſtoff zum großen Käs. Er, Barthle, wiſſe ſchon auch, was jedem gehöre. Und um das zu beweiſen, lud er jetzt oft junge Mädchen zu Mariannen ein, ja er hatte nicht einmal etwas dagegen, als die ſein Anneli mit zur Nahtſtubat nehmen wollten. Man wiſſe wohl: die Alten klagen und die Jungen wagen. Er gebe freilich nicht viel für ſolcherlei Narrenwerk, aber wenn man die Roſſe ziehen lehren wolle, ſo müſſe man ſie zuerſt neben anderen einſpannen. Den Kindern ſage man: Komm und geh; ältere Leute aber ließen ſich heutigestags nicht mehr gern einreden, drum müßten ſie eben ſelbſt erfahren, was Schlag und Lauf ſei. Luſtig in Ehren, könne niemand wehren; ſogar der Pfarrer eifere jetzt bei weitem nicht mehr ſo gegen das Tanzen, wie damals, als er in die Gemeinde gekommen ſei.

Anfangs war Mariann über ſolche Reden beinahe erſchrocken. Sie ſollte nun Geſellſchaften beſuchen, tanzen und dergleichen! Es war ihr ordentlich angſt, doch das verlor ſich, ſobald ſie daran dachte, daß ſie nun Franzen jeden Abend ſehen und hören, zuweilen vielleicht ſogar ein Wort mit ihm reden könne.

Franz wußte gar nicht, was er denken ſollte, als ſein Anneli noch in der letzten Woche, die man im Vorſaß verbrachte, auf der Nahtſtubat erſchien. Sobald es ſich ihm ſchickte, machte er ſich zu ihr und flüſterte: „Um Gottes willen, was iſt denn daheim vorgegangen?“

„Gott," ſagte ſie, „es kommt dir auch vor, ich gehöre eigentlich gar nicht hierher? Mir iſt's auch ſo und ich hätt' in dieſem Stück dem Vater ſo ungern gefolgt als in einem, wenn ich nicht hätte hoffen können, auch dich hier anzutreffen."

„Gefolgt," wiederholte Franz, „hat er dich denn hergeſchickt?"

„Völlig."

„So, alſo geſchickt — richtig! Ja, ja, du ſollſt nicht mehr allein ſein mit deinen Gedanken und mir. Weißt du, jetzt ſollen auch andere ſich an dich anſchließen, dich nach Landsbrauch heimbegleiten und deine Freunde werden!"

„Du denkſt doch immer nur Böſes vom Vater! Das iſt nicht ſchön und tut mir weh."

„Wie ſollte der ſich ſo geändert haben? Glaub's mir! Das iſt nur ein Trumpf gegen mich."

„Der wäre verloren," antwortete Mariann und ein warmer Händedruck ſagte Franzen, daß ſie wiſſe, was ſie mit dieſen Worten ausſprach.

Und Franz glaubte ſeinem Anneli und hatte nie eine unruhige Nacht, obwohl er ſah, wie ſich die erſten Burſchen im Dorf plagten um die Ehre und das Glück, es einmal heimbegleiten zu dürfen.

Er vermied ſcheinbar den Umgang mit dem Mädchen, um den Barthle, der ſicher überall ſeine Horcher hatte, nicht von einem Plane abzubringen, der es oft in ſeine Nähe brachte.

Ein Wort, ein Blick, ein Händedruck konnte immer wieder gewechſelt werden, und das war beiden genug.

Dreizehntes Kapitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Sobald Sommer und Herbst ihre Gläubiger, die fleißigen Bauern, befriedigt oder sich doch mit ihnen abgefunden haben, wird den freundlichen Gästen der Aufenthalt im Bregenzerwald vom rauhen Nordwestler, dem unfreundlichen Gesandten des Winters, untersagt. Nur ungern und erst nach wiederholten Ermahnungen verlassen sie diese Gegend, wo ihnen alles so freundlich entgegenkam. Oft scheint es, als ob sie sich noch einmal zurückwagen würden, aber gleich kommt der unfreundliche „Nördler", ruft ihnen sein mächtiges Halt! entgegen und wirft den erschrocken Fliehenden murrend und polternd nach, was von dem auf den Bergen und in den Wäldern Zurückgebliebenen etwa noch ihnen gehören mag. Nur noch zuweilen überschicken die Vertriebenen durch ihre Freundin, die Sonne, einen freundlichen Gruß, während auf der Schattenseite, den gegen Mittag liegenden Bergen, schon jede Tanne einer vom Winter aufgepflanzten Siegesfahne gleicht, und auch diese Grüße werden immer seltener, bis endlich der schon alle Berge Beherrschende auch die Täler im Sturm erobert und mit seinen Geschossen bedeckt.

„Jetzt ist's fertig," sagen die Bauern, wenn sie eines Morgens Feld und Wald die Uniform des Winters tragen sehen, und nun geht's an ein Aufräumen und Ordnen, wie wenn ein Gast das Haus verläßt, dem da alles zur Verfügung stand. Der letzte Heuwagen wird auseinandergerissen

und zu den ordentlich aufgebeigten Teilen der anderen Wagen in einen Winkel gelegt, Sensen, Rechen und Gabeln werden in die Rumpelkammer getragen, der sonnverbrannte Strohhut findet am Nagel neben dem Steinfaß einen Platz. Wenn endlich der Hausvater dem Sommer und dem Herbst aufgeräumt hat, kommt er mit einem im letzten Winter schon angefangenen Strumpf in die Stube, denn jetzt hat er wieder einmal Zeit zum Stricken und zum Rechnen. —

Das Verhältnis des Bauern zu den Jahreszeiten ist durch den ersterem häufig beigelegten Namen Landwirt sehr treffend bezeichnet, denn es hat wirklich sehr viel Ähnlichkeit mit dem des Wirts zu den im Sommer das Land besuchenden Gästen. Ihre Launen und Eigenheiten kennen zu lernen hatte der Arme schon mehr als genug Gelegenheit; sein Bestreben geht nun vor allem dahin, aus denselben Vorteil zu ziehen. Ihre Befehle sucht er ihnen schon aus dem Gesichte herauszulesen, und sie auszuführen opfert er mit Freuden die eigene Bequemlichkeit, Ruhe und Schlaf; ja er tut, was ihm ohne die lockende, ziehende und treibende Hoffnung auf ein schönes Trinkgeld rein unmöglich wäre. Muß er doch von seiner Wirtschaft „Herren und Bettler, Pfarrer und Meßner" erhalten! Wer will daher dem Geplagten, Mühebeladenen seinen Ärger verargen, wenn die so seltenen Gäste seine Hoffnung auf Trinkgeld unerfüllt lassen, oder wenn sie, auf's nächste Jahr vertröstend, ihn gar nicht einmal schadlos halten? Ja, dann bekommen allerdings die zähesten Geduldsäcke Löcher, daß alles Erdenkliche hinein- und herauskann. Verächtlich sieht der Enttäuschte den Scheidenden nach, aller Mühen und Entbehrungen erinnert er sich wieder, und diese Erinnerungen, noch drückender gemacht durch die wachsende Sorge für die Zukunft, ermüden und entkräftigen ihn noch weit mehr, als ihn je die Arbeit ermüdete und entkräftigte.

Doch der Bregenzerwälder Landwirt zeigt ſich den nur kurze Zeit bei ihm Weilenden ſo dienſtbar, kennt und umgeht ihre Launen ſo gut, daß ſie den Unermüdlichen nur höchſt ſelten einmal unbelohnt laſſen. Lächelnd ſieht der Zufriedene den Scheidenden nach und kehrt dann fröhlich in die Stube zurück, um da nun, umgeben von den Seinen, leichtere Arbeiten verrichtend, auszuruhen und die Früchte ſeines Fleißes zu genießen.

Eine Zeitlang kann er ſich nun mit Ausbeſſern der im Sommer beſchädigten Werkzeuge, mit Stricken, Rechnen und Erzählen ganz gut unterhalten; aber bald iſt alles durchwühlt, was Beſchäftigung und Unterhaltung gab. Die Jahresrechnung iſt unfehlbar gemacht, den neuen Kalender kann ſchon alles auswendig, die Betrachtung der vom Winter aufs Fenſter gezeichneten Figuren und das Herausfinden ihrer Bedeutung für des Hauſes Zukunft nimmt nur wenige Minuten des Tages weg, um ins Wirtshaus zu gehen, fehlt's an Geld, zum Stricken an Wolle, zum Schlafen ſind die Nächte lang genug, und etwas muß der Menſch haben, womit er ſich beſchäftigen kann.

Wer ſucht, der findet. —

Man tut dem Winter ſehr unrecht, wenn man ihn einen faulen Kerl ſchilt, der ſich, nachdem ſein Diener, der Sturmwind, ihn ins Land getragen, mir nichts dir nichts aufs Ohr lege und ſchlafe, bis er im Sonnenſchein jämmerlich zugrunde gehe. Wer ſo etwas behaupten kann, der muß ihn wohl noch nie recht beobachtet haben, ſonſt würde er ganz andere Dinge von ihm zu erzählen wiſſen. Sobald er nämlich die Leute in die Häuſer, die Tiere in die Neſter eingeſperrt, den von ſeinen Dienern verwüſteten Boden bedeckt und die Felſen ſelbſt mit ſtolzen Säulen geſchmückt hat, ſo glänzend hell, daß des Mondes Bild ungetrübt aus ihnen ſtrahlt, vermählt er ſich mit der Langweile und zeugt und

erzieht mit ihr eine Menge ſehr verſchiedener Kinder, deren Namen man aus den auf den Kanzleien liegenden Prozeßakten und den eifrigen Faſtnachtspredigten nur erſt im kleinſten Teile kennen lernt.

Im Sommer kann man den Bauern arbeiten und ſchwitzen ſehen, auch von ſeinen äußeren Verhältniſſen iſt manches zu erfahren; wer aber ſehen und hören möchte, wozu dieſe Verhältniſſe ihn ſelbſt machen konnten, der muß in den kurzen und doch ſo langen Winterabenden die eingeſchneite Wohnung betreten, in dieſen Tagen der Prüfung, wenn in der Stubenwärme Gutes und Böſes ſo ſchnell großwächſt und auch die verborgenſte Leidenſchaft erſtaunlich ſchnell Rieſenpflanzen emportreibt. Es gehört nicht viel dazu, während der Zeit der Arbeit und der Hoffnung mit Gleichſtrebenden ordentlich auszukommen, da man ſich ja faſt jede Stunde gegenſeitig unterſtützen und helfen muß; aber wer einen Winter lang mit Weib, Kind und Geſind, mit Nachbarn und Verwandten, mit Vorgeſetzten und Untergebenen im Frieden lebt, der iſt geprüft wie das Gold im Feuer; der darf glücklich und ſelig geprieſen werden, wie der Mann, der Gott fürchtet.

Einem ſolchen iſt im Winter immer am wohlſten und die dunkeln Dezembertage ſind ihm lauter Sonntage, in denen er ganz ſich und den Seinen gehört und auch den Bedürfniſſen des Gemüts Rechnung tragen darf. Gäbe es keinen Winter, ſo würden bald noch weniger Gemütsmenſchen unter den Bauern anzutreffen ſein; rohe Kraft und Liſt, die jene auszubeuten ſuchte, würden die einzigen Mächte. Jedes edlere Gefühl würde „verwerchet“ *) werden, und der Wunſch, einmal ſoviel zuſammenzubringen, um ſich Ruhe gönnen zu dürfen, würde keinen anderen mehr

*) durch das Arbeiten aufgebraucht, beſeitigt.

neben ſich aufkommen laſſen. Im Winter lernt der Bauer den Menſchen als Menſchen ſchätzen und lieben, während er im Sommer nur als Kapitaliſt oder Arbeiter gilt. Sogar die vielen im Winter entſtehenden Streitigkeiten und Feindſchaften haben ihren Grund meiſtens darin, weil da des einzelnen Eigenart zur Geltung zu kommen ſtrebt, weil er anfängt Idealiſt zu werden. — Man hat da Zeit, über vielerlei nachzudenken und zu reden, und daraus entſteht denn manches Gute, aber auch mancher Hauskrieg zwiſchen Eheleuten, die, als ſie ſich ewig banden, nicht an den — Winter dachten, ſondern nur prüften, ob Hofſtatt ſich zu Hofſtatt *) finde, und denen nun das Gemüt mit dem tränennaſſen Schnupftuch durch all die ſchönen Verſtandsrechnungen hindurchfährt.

Franz, der früher die Bauern faſt immer nur außer dem Hauſe, bei der Arbeit, auf dem Kirchenplatze und ausnahmsweiſe einmal im Wirtshauſe ſah und hörte, hatte jetzt als angehender Tierarzt öfters Gelegenheit, auch in die eingeſchneiten Häuſer einzutreten. Und wie anders fand er da die Leute, als er ſie früher ſich vorgeſtellt hatte! Jetzt erſt begriff er den guten Vater Martin und die Freude ſeines Weibes über des Jungen glücklichen Vogelfang. Oft dachte er beim Heimgehen: Wie ums Himmelswillen kann der Doktor die Menſchen ſich als gänzlich von den Verhältniſſen beherrſcht denken? Er mußte doch auch geſehen haben, wie ſo viele ſich darüber zu erheben und in die ärmſte Hütte einen Himmel zu zaubern vermögen! Zuweilen erwachte dann auch der Wunſch in ihm nach einem ſo ſtillen herzlichen Zuſammenleben im eigenen Hauſe, wie er's da oder dort geſchaut hatte. Daheim war jetzt nicht mehr alles, wie es ſein ſollte, der Friede war daraus verſchwunden,

*) Hofſtatt — das zum Hauſe gehörende Gut.

und Mariens ſanftes Weſen vermochte nur noch den Schein von Frieden zurückzuhalten.

Der Senn und ſeine Freunde, welche Franzen vom Alpſonntag an öfter zu beſuchen verſprachen, hielten redlich Wort, und erſterer fand Franzen, dem die Nahtſtubat im Vorſaß Knigges Buch über den Umgang mit Menſchen vollſtändig erſetzt hatte, ſehr, und zwar zu ſeinem Vorteile verändert. Das war nicht mehr der eitle Bücherwurm von ehemals, der keine Geſpräche führen, ſondern nur Vorträge halten und ſich dabei ſtillſchweigend immer den ungebildeten Bauern gegenüberſtellen konnte. Auch die anderen Burſchen ſchienen zu denken wie der Senn, denn bald ſah Franz faſt allabendlich die talentvollſten jüngeren Leute in ſeinem Hauſe verſammelt. Der Sonderling von ehemals würde ſeine Freude daran gehabt haben, ſo viele talentvolle und lernbegierige Jünglinge, ſozuſagen die Zukunft des Dorfes, in der ſonſt beinahe ängſtlich gemiedenen Stube mit dem kleinen Kruzifix im Herrgottswinkel zu ſehen. Der aber, der jetzt plaudernd oder zuweilen auch vorleſend in ihrer Mitte ſaß, konnte es oft recht bedauern, daß ſo viele brave Leute ihm nachfolgten auf einem Weg, auf dem er ſie ſich nicht mehr zu führen getraute.

Als er das dem Sennen geſtand, ſagte der lachend: „Das juſt iſt die rechte Höhe. Wir brauchen keinen Führer, wohin wir auch kommen, wir werden alle miteinander uns gehörig durchſchlagen. Siehſt du denn nicht, daß die Geſellſchaft immer größer wird, je mehr du zurücktrittſt? Du haſt dir da gar keine Kopfarbeit zu machen. Wir haben uns nun einmal zuſammengefunden, und wenn du anders, denn als Führer, nicht dabei ſein magſt, ſo kannſt du uns ja das Haus verbieten.“

Das nun war Franzen freilich nie eingefallen; ſeine Bedenken waren ganz andere, doch auch ſie wurden durch

dieſe und ähnliche Reden des Sennen und ſeiner Freunde beſeitigt.

Je mehr ſich nun aber die Abendgeſellſchaft im Hauſe des Freimaurers vergrößerte, deſto ſtiller und ruhiger wurde es in der Gaſtſtube des Adlerwirts. Es war wohl nicht zum Verwundern, daß der zuweilen ſehr fromme Mann in grauſamen Zorn geriet über die gottloſe Dorfjugend, die ſich jetzt im Hauſe des ſchlechteſten Mannes in der Gemeinde zuſammenfand, um da alle nur erdenklichen Schlechtigkeiten zu lernen und zu treiben. Das allerärgſte für den Adlerwirt aber war, daß er dem gepreßten Herzen nicht einmal mehr Luft machen konnte, weil ihm mit den vom Sepp zum Bau der Sägmühle erhaltenen Talern der Mund geſtopft worden war. Nur noch dem Pfarrer durfte er ſeine Sorgen für die liebe Jugend anvertrauen, ihn erſuchend, ja in einer recht ſcharfen Predigt Kinder und Eltern aufmerkſam zu machen auf den Abgrund mitten im Dorf, der alles zu verſchlingen drohe. Der Pfarrer hätte dem Adlerwirt von Herzen gerne gefolgt, aber er ſah ein, daß er es jetzt nicht mehr einzig mit den Sonderlingen zu tun habe. Ein Schlag, der eine halbe Gemeinde treffen mußte, war gewagter als das Auftreten gegen einen einzelnen. Achſelzuckend erwiderte er daher dem Adlerwirt: „Ich weiß ſchon ſelbſt, was ich zu tun habe, und wenn ich fremden Rat brauche, ſo weiß ich auch, wohin ich mich zu wenden habe.“

Gähnend ſaß nun der gute Adlerwirt abends im Kreiſe der wenigen Getreuen, die ſich noch regelmäßig einzufinden pflegten, weil ihnen die jetzt herrſchende Ruhe viel beſſer zuſagte als ihm. Seit auch das ſchwatzhafte Weberle — wohl wiſſend, daß ihm niemand mehr die Zeche bezahlen würde — daheim blieb, konnten ſogar Männer wie der Hansmichel eine gewiſſe Bedeutung bekommen, wenn ſie

einmal Leib und Seele zusammennahmen, um recht kurzweilig zu sein. Da konnte er denn eines Abends der Versuchung nicht mehr widerstehen, das mitzuteilen, was ihm das Weberle im letzten Sommer anvertraut hatte, nämlich wie der Klausmelker fortgekommen sei und wie er einen so trotzigen Brief hergeschickt habe.

„Dann wird es wohl der gewesen sein, den ich an jenem Streitsonntag dem Sepp gegeben; ich glaubte die Schrift zu kennen," sagte das Rösle hastig.

„Kann wohl sein," sagte Hansmichel etwas verlegen, erzählte dann noch zu Ende, was ihm das Weberle unter dem Apfelbaum mitteilte und ging mit dem erhebenden Bewußtsein heim, heute doch auch einmal der Wichtigste unter allen gewesen zu sein. Hatte ihm doch sogar das Rösle aufmerksam zugehört, welches sonst immer auf der Ofenbank einzuschlafen pflegte.

Und wirklich, das war einmal eine Neuigkeit!

Dem Rösle machte sie eine schlaflose Nacht.

Der Adlerwirt erzählte am anderen Tage den ihn Besuchenden, der Spitzbub, der Klausmelker, habe doch auch einmal geschrieben, aber nicht an den Barthle, sondern an den Sepp, der vermutlich nun dem jetzt Volljährigen sein mütterliches Vermögen erheben und überschicken müsse. — Da sehe man nun einmal, was aus den Leuten werde, die sich im Hause des Freimaurers bilden ließen.

Sicher würde man nun im ganzen Dorfe die nächsten acht Tage überall und immer von Barthle und den Seinigen geredet haben, wenn nicht die Gemeinderechnung für das laufende Jahr die allgemeine Aufmerksamkeit jetzt zu sehr in Anspruch genommen hätte. Beinahe jedes Jahr wird eine Zeitlang wegen unbilliger Verteilung der Gemeindelasten in den Winkeln herum furchtbar aufbegehrt und besonders laut ging es immer in unserem Dorfe zu,

wenn Sepp den Unzufriedenen die Köpfe noch wärmer gemacht hatte. Doch selbst da war es nie so laut gewesen wie heuer und die Zahl der Aufbegehrenden war von Tag zu Tage größer.

Nicht — wie einige meinten — die nächtlichen Zusammenkünfte beim Freimaurer hatten das zuwege gebracht; der Sägenprozeß, oder um offen zu sein — die, welche denselben veranlaßten, waren an allem schuld. Derselbe hatte, nachdem sämtliche Gemeinderäte, Unparteiische und Sachverständige auf dem Gericht ihr Gutachten, wie der Vorsteher zu Papier gegeben, einen für den Finken ungünstigen Ausgang genommen. Es handelte sich jetzt nur noch um die Frage: Wer soll die Kosten bezahlen? Wer die Herren Gemeinderäte und sämtliche Unparteiische und Sachverständige für Gang und Zehrung nach Bezau und — wieder zurück nun schadlos halten?

Die richtige Antwort auf diese Frage war um so schwerer zu finden, da sich unterdessen der Fink mit des Vorstehers Tochter wieder ausgesöhnt hatte und fest entschlossen war, sich gleich nach seines Vaters Tod mit ihr verkünden zu lassen. Daß dem durch den Streit schon sonst unberechenbar geschädigten Finken die Zahlung der daraus erwachsenen Kosten *nicht* zugemutet werde, schien dem Vorsteher recht und seinen Anhängern billig zu sein.

Also der streitsüchtige Adlerwirt — dem geschähe schon ganz recht.

Doch da gab es zwei sehr bedenkliche Aber.

Erstlich war von dem unmöglich etwas zu bekommen. Er hatte eben alles zu wenig und Geld gar keins. Ohne Sepps Unterstützung hätte er bald mit Schanden abziehen müssen. Da nun aber Sepp ihm einmal half, war zweitens anzunehmen, daß er ihm nicht nur Geld, sondern auch guten Rat geben werde, und mit dem hätten sich dann die

Herren ſo einer Kleinigkeit wegen doch nicht gerne eingelaſſen.

Da war denn in einer ſchlafloſen Nacht dem Vorſteher eingefallen, daß, da die ganze Gemeinde, den Bau der neuen Säge wünſchend, das Geſuch des Adlerwirts unterſchrieb, ſich ſo alle gleichſam als ſeine Mitſtreiter bezeichnet hätten, daher es denn wohl am billigſten war, wenn die, denen ſo viel an der Sache lag, auch die aus ihr erwachſenen Koſten tragen halfen. Die Gemeinderäte fanden dieſen Gedanken prächtig, die übrigen Dorfbewohner aber wollten dieſem Lob nicht beiſtimmen und aus dieſer Meinungsverſchiedenheit entſtand denn das erwähnte ungewöhnlich laute Aufbegehren, das nur gewiſſe Leute gern als ein Echo aus dem Hauſe des Freimaurers bezeichnet hätten.

„Laßt ſie ruhig murren, wenn ſie nur bezahlen," tröſtete der Vorſteher. „Aufs Gericht kommt der Handel ſicher nicht und dann muß es gehen, ſolange wir alle einig ſind."

Aber die Regierenden wurden nicht eins. Barthle hatte auch noch ein Wort mitzureden, und zwar ein ſehr lautes, wie leiſe die anderen auch zu Werke zu gehen wünſchten. Der mit ſeinem Anneli ſo abgeſchloſſen Lebende hatte noch nichts gehört von dem Lärm, der das Dorf durchſchwirrte. Er ſaß während der Gemeinderechnung nur ſo hart neben dem Angeber und paßte auf wie ein Uhrmacher, weil ihm wirklich daran lag, ſeine Pflichten als Gemeinderat gewiſſenhaft zu erfüllen, auf daß durch ſeine Schuld kein Menſch auch nur um einen Kreuzer zu kurz komme. Um ſo erſtaunter fuhr er nun auf, als er angeben zu hören wähnte: „Dreißig Gulden für den Sägenprozeß."

„Noch einmal leſen!" befahl er. „Dreißig?"

„Gulden — für den — Sägenprozeß."

„Des Adlerwirts nämlich mit dem Finken," erklärte

der Vorſteher. „Durch zahlreiche Unterſchriften hat die Gemeinde die Sache zu der ihren gemacht und nun ſoll ſie dafür auch zahlen helfen. Wer riechen will, muß blechen, ſagt der Apotheker.“

„Und ſoll dafür auch zahlen helfen,“ wiederholte Barthle. „Wofür? Etwa gar Strafe? Da würdet ihr ja jenem Lehrer gleichen, der dem Schüler zur Strafe für ſeine Naſchhaftigkeit das Brot genommen hat und ſelbſt gegeſſen. Macht doch keine Flauſen und macht, daß wir vorwärts kommen!“ —

„Ja, ſchreibt nur dreißig Gulden,“ ſagte der Vorſteher.

„Wa — was? iſt's Ernſt?“

„Wir ſind nicht zum Spaßmachen da.“

„Und bei Gott ich auch nicht!“ ſchrie Barthle, indem er aufſprang und ſeinen Stuhl weit von ſich ſtieß.

„Das wiſſen wir.“

„Wißt ihr aber auch, daß ihr die ſchlechteſten und niederträchtigſten und erbärmlichſten Schufte ſeid, ſo weit man warm kocht?“

„Nein.“

Dieſe Ruhe ſeiner Gegner brachte den Barthle etwas aus der Faſſung. „Nun,“ fing er langſam an, „ich will's euch beweiſen; aber ihr habt es ja ſelbſt ſchon bewieſen. Was geht die arme Witwe, den Taglöhner, was geht den dritten Teil der Gemeindsleute die Säge an?“

Das war denn dem Vorſteher doch faſt zu arg; da er aber jetzt keinen Streit anfangen wollte, ſagte er ſo ruhig als möglich: „Du magſt zum Teil nicht unrecht haben, aber fang jetzt doch keinen Lärmen an. Das Dorf iſt ohnehin ſchon voll von der Sach' und ich ſchätze den Frieden über alles. Beſſer als Zank und Streit iſt's immerhin,

wenn einer oder der andere um etliche Batzen zu kurz kommt."

„Wie uneigennützig doch der friedliebende Mann da mit den Batzen armer Witwen und Waisen umſpringt!" ſpottete Barthle, aber dann gleich wieder ernſter werdend, fuhr er fort: „Das Dorf ſei ſonſt ſchon voll, ſagt er, und ich glaub's von Herzen gern. Immer noch voller wird es werden. Bei keinem rechten Mann mehr werdet ihr etwas gelten, aber wer Ungehorſam prediget und Verachtung der Vorgeſetzten, der wird von Tag zu Tag einen größeren Anhang haben — das wird er! Ihr beklagt es als ein traurig Zeichen, daß die, ſo unſere und der alten heiligen Ordnung Feinde ſind, heimlich und öffentlich, daß die immer mächtiger werden, ihr bedauert's, daß ihre Häuſer beſuchter ſind als die Wirtshäuſer, und ihr habt recht; aber unrecht habt ihr, wenn ihr das den guten oder böſen Eigenſchaften des Freimaurerpacks zuſchreibt, denn ihr ſelbſt — müßt ihr wiſſen — ihr ſelbſt ſeid an dem allem ſchuldig — ſo iſt's! Wer euch heut' reden hörte, wird's nicht mehr über ſich bringen, dem Sepp unrecht zu geben, wenn der ſagt, euer Anſehen ſei zu einer Mauer geworden, hinter der ihr nun getroſt und ſicher euere ärgſten Schelmenſtückle machen könnet. So ſagt Sepp, und er macht's noch zu gnädig mit euch, viel zu gnädig! So erbärmlich hat er euch nie dargeſtellt, wie ihr jetzt vor mir ſtehet. Die Mauer, von der Sepp ſagte, hat aber ein Loch bekommen, und zwar ein großmächtiges, ſo daß nicht nur ich hineinſehen kann. Und immer noch größer wird das Loch werden, denn — ſchämt euch, ihr Dummköpfe! — ihr ſelbſt zerſtört die Mauer und Sepps Anhänger brauchen nur die abgefallenen Steine zu nehmen, um damit euch wegzujagen aus euerem Neſte. Der Sepp iſt auch gewiſſenlos, aber ſo dumm iſt er nicht als ihr — ſicher nicht!"

„Machest jetzt du einen Lärmen," murrten die Gemeinderäte; „wer als du zerstört und verteufelt die Mauer? Du Schafskopf, du alter! Meinst du, man werde es jedem alten Weiblein unter die Nase halten, wofür es soundsoviel zahlen muß?"

„Aber Tröpfe wären es, unbeholfene, wenn sie einen Kreuzer zahlen täten, das wird ihnen Sepp schon sagen, und er tut ganz recht."

„Der Vorsteher hat noch nie umsonst gerichtliche Hilfe gesucht. Jedermann weiß das und wird schon an der Drohung mit dem Gerichte genug haben."

„Und das ist dann genug Wasser für euere Mühle," fiel Barthle ein. „Wenn's nur geht, ob mit Lieb' oder Gewalt, mit Recht oder Unrecht, das ist gewissenlosen Leuten ganz gleichgültig. Was man kann, darf man; das ist die Lehre der jetzigen selbstsüchtigen Zeit. Der Sepp hat recht; an Tugend und Gerechtigkeit sollen nur die noch glauben, denen ihr die Haut über die Ohren ziehen möchtet. O, der Sepp hat ganz recht — das hat er!"

Es wäre schwer zu sagen, ob die in dieser Rede enthaltenen Vorwürfe oder das Lob, das in derselben dem Freimaurer gespendet wurde und das fast eine Versöhnung der beiden Männer, ja sogar eine Vereinigung ihrer Kinder fürchten ließ, den auf reiche Töchtermänner ungemein erpichten Hausvater und Gemeindevorsteher noch mehr ärgerte; beides zusammen aber ärgerte ihn so, daß er seine beinahe sprichwörtlich gewordene Ruhe und Selbstbeherrschung völlig verlor. Aufspringend und dem Barthle die geballte Faust vorhaltend, schrie er: „Wenn du nicht mehr bei uns sein magst, so geh; schimpfen lassen wir uns von dir nicht, du —"

„Und wenn ich jetzt nicht gehe? Willst etwa gar den Streit mit der Faust ausmachen?"

„Nein, nicht anrühren mag ich dich, aber hören mußt du mich auch noch.“

„Ich höre.“

„Du geh nur heim und kehre vor der eigenen Tür und erſt die Beſen bring uns, die du dabei nicht brauchſt. Wo iſt der Vater, der ſich ſeines eigenen von ihm ganz allein erzogenen Sohnes ſchämt und ſo ſehr ſchämen muß, daß er ihn fortjagt wie einen hergelaufenen Bettler? Da vor uns ſteht aus der Gemeinde der einzige dieſer Art und will uns lehren, wie man regieren ſoll. Um die armen Witwen kümmert er ſich und um den verlaſſenen Waiſen, ſeinen Sohn aber läßt er herumziehen im Elend und weiß nichts und will nichts wiſſen von ihm, ſo daß der Verſtoßene nur noch am Sepp einen Freund findet, an den er ſchreiben darf. Einen Freund, der ihn bald mit Rat und Tat noch ganz zugrunde richten wird. Ja, Barthle, dein Bub wird auch meinen, der Sepp habe ganz recht, und wird darum jetzt immer an den ſchreiben.“

Barthle war kreideweiß geworden. „Iſt das euere Antwort?“ fragte er.

„Ja.“

„Und euer letztes Wort?“

„Das letzte.“

„Und mein letztes iſt: — Gute Nacht, Schinderhannes! — Das iſt mein letztes,“ ſagte Barthle mit heiſerer Stimme und verließ die Verſammlung.

Man ſah ihm lachend nach. „Der hat genug für heute,“ hieß es. „Ja der Vorſteher, der kann's nach Noten, daß es klappt.“

Dann ſetzte man ſich wieder an den runden Tiſch und beſchloß nun einſtimmig, den Prozeß diesmal nicht in die Rechnung zu nehmen, da das nur Öl in das nun einmal nicht zu löſchende Feuer ſein würde.

Barthle ſchritt langſam durch das Dorf hinauf. Er beachtete nicht die Neugierigen, die ihm aus allen Häuſern heraus verwundert nachſahen, bis er im Schneegewirbel verſchwand. Ja, er ging keinen Tritt ſchneller, wie erbarmungslos auch der Sturm die zu Eis erſtarrten Flocken ihm ins Geſicht treiben mochte; nur wenn hie und da an einer Hausecke auch der Boden lebendig zu werden ſchien und es ihm von unten und von oben ins Geſicht ſtob, zog er den Hut etwas herunter und ſtand atemholend einen Augenblick ſtill. —

„Nur zu!“ rief er, „ich merke doch nichts davon. Nur recht heule ſie an, die verdammte Welt, damit ich einen Baß habe für mein Lied. So, nur noch ärger, damit ich ſchreien kann und mich doch nicht verſtehe und nicht höre. Das alles iſt noch nichts. Das wär nur ſo, um Blätter von den Bäumen zu reißen. Jetzt iſt's aber Winter, die Leute ſitzen in den Stuben und lachen über dich. — Reiß die Neſter über ihren Köpfen nieder, wirble fort das wärmende Holz hart neben den Ofen, ſei neumodiſch und wirf die Welt über den Haufen. So, da lieg! Geſchieht dir recht, warum warſt du eine ſtolze Tanne und wollteſt ſchön grün da oben ſtehen mitten im Winter — mitten in der neuen Zeit.“

Barthle ſchwieg, auch der Sturm hatte aufgehört — wenigſtens für einige Minuten, droben in den Bergen aber toſte und krachte es noch immer wie beim Nahen eines Gewitters, welches ſchon die von dort herabſtürzenden Wildbäche zu ſchwellen anfängt.

Schnell und immer ſchneller ſchritt er jetzt hinauf, dem Hauſe des Freimaurers zu — des einzigen Mannes, der die Wahrheit immer zu ſagen wagte, und daher der Feind aller Feinde der Wahrheit wurde. Das war jetzt der einzige im Dorf, der ihn verſtehen konnte. Und Barthle mußte ſo

einen haben, mußte das volle Herz ausleeren und um Verzeihung bitten dafür, daß er nicht längst zur Einsicht kam; sie beide sollten immer miteinander gehen. Mochte der Pfarrer sagen, was er wollte, es war doch für ihn keine Schande, herauszutreten aus einem Kreise, in dem man auf seine entehrendsten Vorwürfe keine andere Antwort hatte als die, es sei auch bei ihm nicht alles wie es sein sollte; und dabei erinnerte man ihn an etwas, das er bisher gerade für den sprechendsten Beweis seiner Gewissenhaftigkeit gehalten hatte. War es ihm doch in letzter Zeit manches Mal schwer genug geworden, seinen Klausmelker ruhig dem Schutz und der Vorsehung Gottes zu überlassen und nicht — aller göttlichen und menschlichen Ordnung zum Trotz — ihm den ersten Schritt entgegen zu tun. Nein, über so etwas durfte ihm niemand Vorwürfe machen, denn er litt oft wohl mehr dabei als Klausmelker selbst. Und doch — vielleicht hatte auch der so auf Abwege gekommene Tropf seine Hilfe sehr nötig. Jedenfalls mußte man beim Sepp, der ja Briefe von ihm erhalten hatte, etwas Bestimmtes zu erfahren suchen. Es konnte alles mit der Hilfe Gottes noch ganz gut werden, und Mariann, — die den — Sepp immer so richtig beurteilte — durfte dabei auch nicht zu kurz kommen. „Ja, Einsicht kommt auch spät noch zur rechten Zeit."

Als Barthle vor Sepps Hause ankam, schien er ganz ruhig geworden zu sein. Auch der Sturm hatte sich gelegt, der Himmel war völlig heiter und die Sonne beleuchtete die verschneite Welt, daß man kaum die Augen offen halten konnte.

Das Volk nennt so schnellen Wechsel wildes Wetter. —

Marie konnte sich nicht enthalten, ihre Freude darüber auszusprechen, daß Barthle wieder einmal ihr so lange gemiedenes Haus betrat. „Grüß Gott!" rief sie, „grüß

Gott, Barthle! Ja, gib nur die Hand, denn du biſt bei uns ein gar ſeltener Gaſt.“

„Ja, es iſt ſchon lang — ſchon ſehr lang, ſeit ich auch da geweſen,“ ſagte Barthle.

„Mir iſt die Zeit nicht beſonders lang vorgekommen,“ murmelte Sepp, ruhig auf ſeinem Stuhl ſitzen bleibend.

„Die alte Zeit iſt nun vorbei,“ ſagte Barthle langſam.

„Du glaubſt das aber doch nie.“

„Ich hab's erfahren und bin gekommen, um dir zu ſagen, daß nun auch der alte Haß vorbei ſei.“

„Das,“ ſpottete Sepp, „iſt eine große Gnad' für mich — ſo groß, daß ich ſie gar nicht zu ſchätzen weiß.“

„Es iſt doch ein Elend!“ rief Marie unwillig und verließ die Stube.

„Von Gnaden,“ ſagte Barthle etwas gereizt, „von Gnaden iſt hier gar keine Rede. Du brauchſt mich ſo wenig als ich dich, wir haben einander gar nichts einzureden, und ich komme nur, um dir zu ſagen, daß ich dich nicht mehr für ſchlechter halte als andere. Wenn ich was auf dem Herzen hab', muß es heraus; das war immer ſo meine Art, drum bin ich dein offener Gegner geworden und darum bin ich heute da, dir die Hand zu reichen zur Verſöhnung.“

„Und wie biſt du dazu gekommen?“

Barthle erzählte kurz, was er heut' hab' erleben müſſen. „So iſt's geweſen, und das iſt die Urſache, daß ich mich nun auf die Seite desjenigen ſtelle, der dieſe Männer bekämpft, er mag dann ſonſt ſein wer er will.“

„Auch wenn es der Freimaurer wäre?“ fragte Sepp, durch die letzten Worte ſich beleidigt fühlend.

Barthle ſchwieg.

„Ihr ſeid bedauerliche Menſchen, du und der Pfarrer. Jedem glaubt und traut ihr, den ihr fromm ſein und vor

jedem hölzernen Kreuze den Hut abziehen seht. Da ist dann groß Wehklagen in Israel, wenn man den Unterschied zwischen Schein und Sein bemerkt. Das ist natürlich und könnte euch nicht verargt werden, wenn ihr euch dann in einen Winkel setzen, euch mit euerem Bravsein trösten und allenfalls auch jammern tätet über die böse Welt; erbärmlich aber ist's, wie ihr dann daherkommt, gleich abgeohrfeigten Schulbuben, und zagt und klagt und mich euere Rechnung fertigmachen lassen wollt. O, geht nur und lernt mit euch selbst auskommen ohne Anhang und ohne Freunde, wie ihr auch mich gezwungen habt, es zu lernen!"

„Ohne Anhang?" fuhr Barthle auf. „Ist's ein Vorwurf dem Pfarrer, daß man ihm mehr glaubte als dir, wenn du im Wirtshause predigest? Oder ist's mir vorzuwerfen als etwas Schlechtes, daß ich meinen Buben fortjagte, den du zu deinem Anhänger machen und an Leib und Seele verderben wolltest? Ja, du Verführer, jetzt bin ich da, um ihn von dir zurückzufordern!"

Sepp kritzelte hastig Klausmelkers Adresse auf ein Blatt, dann, dasselbe dem Barthle überreichend, sagte er: „Da hast du ihn, wie ich dir ihn geben kann; ich mag dir nichts mehr schuldig sein."

Das Blatt ungelesen in die Tasche schiebend, sagte Barthle: „Wir sind noch nicht wett; oder wähnst du, ich könne nicht auch sein und mein zerstörtes Lebensglück von dir fordern?"

„Für seine Lümmeleien bin ich gewiß weniger verantwortlich als sein Vater. Wahr ist's, ich wollte aus den beiden Buben was Rechtes machen, aber es muß eben am Holze sein, wenn's spalten soll."

„Mein Bub ist also doch nicht nach deinem Wunsch? Nun, für die Meldung dank ich von ganzem Herzen und

ſonſt hoff' ich, dir nie mehr für etwas danken zu müſſen," ſagte Barthle, indem er nach dem Türnagel*) griff.

„Hoffe gleichfalls."

Barthle verließ murmelnd das Haus: „Starr wie Eis — kälter als Eis. Es wird einem neben ihm wie einem halb Erfrorenen und das muß wohl der Grund ſein, daß ich ihm nicht Ohrfeigen gab. So war er früher doch nicht. Der frühere Sepp würde mir freudig die Hand gereicht haben. Aber es wär' mein Unglück, wenn er's getan hätt', und mein Verderben. Wir zwei gehören nicht zuſammen — in Ewigkeit nicht — und das beſte iſt, daß auch Klausmelker ihm nicht gefällt. Das macht mir ordentlich Luſt, neben ihm zu leben. Man könnte ja verſuchen."

Er zog das ihm vom Sepp gegebene Blatt aus der Taſche.

„Bauernknecht — großer Gott! Er Bauernknecht draußen im Schwabenland, und ich weiß mir oft nicht zu raten und zu helfen vor lauter Arbeit. Wenn das jemand wüßte — und es iſt doch ſo, wenn's auch niemand weiß, aber nicht mehr lang." —

Mariannen war nicht recht wohl, als ſie den Vater mitten im Vormittag heimkommen ſah. Und er kam vom Sepp ... wenn jetzt Klausmelker — doch der könnte noch ſchneller heimlaufen als der Vater. Jedenfalls war es nichts Schlimmes, was den Vater ſo ſchnell dahertrieb, ſonſt würde er nicht bei aller Eile jeden Vorübergehenden freundlich anreden.

„Mariann!" rief Barthle ſchon unter der Türe, „wärſt du wohl imſtand, etliche Täg allein hauszuhalten? Ich möchte doch einmal ſehen, was der Klausmelker macht."

*) Hölzerner Nagel, der durch die Türe in den Seitenpfoſten geſteckt wird und ſo zum Verſchließen der Türe dient. (A. d. H.)

„O, geht nur, ich könnte noch viel, viel mehr!“ jubelte Mariann. „Alles muß in der schönsten Ordnung sein, wenn ihr beide mitsammen heimkommt. Mitbringen tut Ihr ihn jedenfalls, wenn Ihr ihn findet.“

„Ich hab' — ihn erfragt.“

„Ja, ich hab's immer gesagt, Ihr seiet so gut, aber er —“ sie hielt erschrocken inne und eilte in ihr Kämmerlein, um da in einem Dankgebet ihrem Gefühl Ausdruck zu geben, während Barthle sich zu der Reise vorbereitete, die er, auch wenn der Himmel nicht heiter bleiben sollte, doch heute noch anzutreten entschlossen war.

Das von Mariannen aufgetragene Mittagessen wurde von Barthle, der nicht so ruhig war, als er zu scheinen sich Mühe gab, kaum angerührt.

Auf seine Fragen erhielt das Mädchen keine Antwort. Dagegen wurde es auf alles aufmerksam gemacht, was es nun zu tun haben werde.

Nach dem Tischgebet verließ Barthle das Haus, ohne noch auf die vielen Grüße zu hören, die das Mädchen ihm an den Bruder übergeben wollte.

Als Mariann im Nachmittag beim Wasserholen Franzen vor seiner Haustür erblickte, rief sie ihn, ohne an die erstaunten Gesichter in der Nachbarschaft zu denken, zu sich und erzählte ihm das Geschehene.

Das war nun wieder einmal ein Sonnenblick an diesem für Franzen so traurigen Nachmittag. Hätte er doch fast toll werden mögen, als die Mutter ihm von der Unterredung der beiden Männer erzählte. Nun schien denn doch noch etwas Gutes daraus zu entstehen, wenn auch nicht für ihn.

Er freute sich herzlich über Mariannens Freude, obwohl er sich nicht mit ihr der Hoffnung hingeben konnte, daß nun in ihrem Hause bald alles recht und gut werden

müſſe. Barthle war und blieb denn doch trotz der vielen von Mariannen bemerkten Veränderungen immer noch Barthle. Der konnte ſich nicht mehr umkehren, und wenn Klausmelker ſich ſo aufführte, daß der keine Klage hatte, ſo mußte er ſelbſt den Zwang bald läſtig finden. Zwei harte Steine mahlen nicht und Eiſen auf Stein gibt Feuer. Doch geſtand Franz zu, es wäre immerhin gut, wenn die beiden noch einmal zuſammenkämen, ſich noch einmal die Hände reichen könnten. Im ſchlimmſten Falle ſei für ſie nichts verloren, ſie müßten ſich dann doch nicht mehr für voneinander Geriſſene, ſondern nur noch für voneinander Gewachſene halten.

Daß Franz während Barthles Abweſenheit ſeinem Anneli nicht alle Arbeit allein überließ, braucht wohl kaum geſagt zu werden. Die ſcharf aufpaſſenden Nachbarn hatten täglich zweimal Gelegenheit, ſich ihr ſpottendes: „Tummle dich Maus, die Katz iſt aus dem Haus“ zuzurufen. Die beiden Verliebten würden in ein böſes Gerede gekommen ſein, wenn nicht noch alles mit der Gemeinderechnung beſchäftigt geweſen wäre.

Franz erzählte jetzt der Geliebten auch von dem Zuſammentreffen ſeines Vaters mit Klausmelkern am Dornbirner Markt und geſtand, er hab' ihr das im Herbſt nur darum nicht geſagt, weil er fürchtete, ihr damit ohne Not das Herz ſchwer zu betrüben.

„Bin ich denn noch ein ganzes Kind, das man nur mit Zucker und ſüßen Sachen zu gewinnen ſucht?“ fragte das Mädchen im Tone zärtlichen Vorwurfs.

„Ich glaubte eben früher, die Liebe ſei nur Folge gegenſeitigen Gebens und Empfangens.“

„Und was glaubſt du jetzt?“

„Jetzt weiß ich, daß das Gefühl beſſer wählt und prüft, als der rechnende Verſtand. Ich hab' unrecht getan, dir

etwas zu verſchweigen. Denn ein Kummer, den man mit einem lieben Weſen teilt, ſchmerzt und macht auch wieder Mut zum Tragen, indem er ſtets an unſer Glück uns erinnert."

Mariann lächelte. „Bei dir muß es Gefühlsſache oder was du willſt ſein, daß du mich gern haſt, dein Verſtand würde da nicht viel zu berechnen finden. Ich bin ſo ſchwach und einfältig dir gegenüber. Mit dir iſt's was anderes, da käm auch eine Rechnerin nicht zu kurz. Drum haſt du recht: Vom gegenſeitigen Geben und Empfangen iſt keine Rede."

„Sag doch das nicht, liebs Anneli! Erſchrecke mich nicht mit der Frage, was ich wäre ohne dich. Früher tat ich faſt alles nur aus Ehrgeiz oder Liebhaberei, ſeit aber der Gedanke an dich mein Gewiſſen geworden, kann und muß ich wieder dem Gefühl folgen."

„Mein Vater klagt faſt täglich: Ja, wenn man nur dem Gefühl folgen dürfte! Und ich denke dann: Wenn er es nur täte! O, dann iſt er allemal ſo lieb, ſo gut, ſo gerecht."

„Unſere Väter," ſagte Franz, „ſind ſich ähnlicher als ſie ſelbſt meinen, ich wenigſtens finde nur einen Unterſchied."

„Welchen?"

„Ich ſag's nicht gern."

„Du — Bäschen mit dem Zuckerhut für Kinder!" —

„Na — das Ganze iſt: Dein Vater ſchachert mit Gott, der meine mit der Welt."

Nach einer Pauſe fragte Mariann: „Sieht's dein Vater gern, daß du zu mir gehſt?"

„Nein," ſeufzte Franz, „aber," fuhr er ſich ſtolz aufrichtend fort, „was Menſchen, die nie liebten, gegen die Liebe ſagen und ſpotten, hat keine Gewalt über mich!"

„Dein Vater meint's gar nicht bös. Spotten tut er

immer gern. Daß er niemanden liebt, darf man ihm nicht nachreden und du schon gar nicht. Warum hätt' er denn die arme einfache Magd geheiratet, wenn er nicht liebte? Freilich sagen böse Leute allerlei darüber und nennen es Stolz und Trotz, drum will ich dich noch erinnern an das viele, das er dir selbst getan hat."

„So viel, als manches eitle Mädchen für schöne Kleider."

„Franz, das ist nicht schön."

„Aber wahr!"

„Ich kenne deinen Vater schon auch."

„Du bist viel zu gut, um das Böse zu ahnen; für dich ist allüberall nur Frieden und Glück."

„Du Zuckerbase! Ich glaubte nicht, daß du mich nicht besser kennst, aber mein Unglaube würde dich zu einem Lügner machen. Jeder Mensch hat seine Fehler, du, ich und alle."

„Was für Fehler hast du?"

„Ich bin stolz! Es ist ein ganz heimlicher, aber ein großer Stolz," sagte das Mädchen, sein Köpfchen an Franzens Brust verbergend, „ich — ich bin stolz auf dich!"

„O, daß du auch glücklich würdest durch mich!" stammelte Franz, die Geliebte umschlingend.

„Ich bin's," flüsterte sie, mit feuchten Augen zu ihm aufblickend.

Minutenlang saßen die Glücklichen Arm in Arm schweigend da, dann machte sich das Mädchen sanft los und sagte: „Ich beschäftige mich jetzt immer mit dir, wie früher mit mir selbst. Auch das war Stolz. Damals hatte ich nichts zu tun, als die Launen des Vaters zu studieren, um ihm alles recht zu machen. Wenn ich's dann doch nicht traf, dann tat mir das weh, ich hielt mich für unglücklich und bemitleidete mich selbst und betete. Es ist wunderbar,

aber wahr: Mein Verhältnis zu Gott glich gerade dem zum Vater. Ich ſtudierte die Gebote und glaubte auch ihm jede Freude abſchmeicheln zu müſſen. Jetzt iſt das anders. Wenn ich abends beim Schlafengehen etwas auf dem Herzen hab', ſo ſtell' ich mich zum Kammerfenſter und überſehe unſer Dorf. Da wird's dann lebendig um mich herum. Ich höre jeden ſeine Klagen vortragen. Viele haben ihr Unglück verdient, andere hat es vor dem und jenem bewahrt und mein kleines Bündelchen wird, während ich ſo ſtehe und ſinne, immer kleiner und leichter und mir iſt bis zuletzt ganz wohl und ich weiß nicht wie. Kurz, ich befehle mich oder überlaſſe mich dem Schutze Gottes, lege mich ins Bett und träume von dir."

So unterhielten ſich die beiden jetzt jeden Abend und erſt der zwölfte Glockenſchlag mahnte Franzen ans Heimgehen. Lächelnd erinnerte er ſich dabei, wie er früher, als die Mutter ihm heimlich Schatzgräbergeſchichten erzählen mußte, ſo ängſtlich unter die Decke ſich verkroch, wenn er die die Geiſterſtunde kündenden zwölf Schläge zählte. Jetzt hatte er ſelbſt einen Schatz gefunden. Jeden Abend kam er noch reicher, noch glücklicher nach Hauſe zurück.

Mariann ſah der Rückkehr des Vaters weniger beſorgt entgegen als Franz, denn ſie hoffte, daß nun bald alles ins rechte Geleiſe komme. Glückliche Menſchen ſind am meiſten befähigt, die in roſigem Lichte vor ihnen liegende Zukunft ruhig zu erwarten.

Vierzehntes Kapitel.

Erzählt von Leuten, die dem Barthle vor- und nachzugeben wiſſen und ſchließt mit dem Faſchingsdienstag.

An einem Mittwoch — alſo einem verworfenen Tage — hatte ſich Barthle, alle Rück- und Vorſicht vergeſſend, auf den Weg gemacht, um ſeinen Klausmelker aufzuſuchen, und am Sonntag abends kam er mit einem ganz fremd gekleideten Menſchen zurück, deſſen ſchwarzen trotzig aufgerichteten Krauskopf Mariann ſogleich als den ihres Bruders erkannte.

„Grüß Gott, Mariann," redete er die keines Wortes mächtige Schweſter an, aber er ſagte das ſo ruhig, ſo trocken, wie er früher als Miniſtrant ſein Latein hergeplappert hatte.

Mariann reichte ihm zögernd die Hand, die er dann, ſcheu zu dem Vater hinüberblickend, haſtig erfaßte und drückte.

Barthle ſtand noch immer hart neben der Stubentür und ſah ſeine Kinder wehmütig an. Eine Zeitlang ſchien er zu beten, dann plötzlich, ſeinem Sohn entgegengehend und ihm die ſchrundenvolle Rechte reichend, ſagte er: „Mariann! Klausmelker! Ich hab' in Gottes Namen einen wichtigen, den allerwichtigſten Schritt meines Lebens getan. Ich weiß nicht, was Gott und was die Welt dazu ſagen wird, aber er iſt nun einmal getan und ich hab' ein

Recht, von euch zu fordern, daß ihr ihn mich nie und nimmer bereuen laſſen werdet. Ihr ſollt, ihr müßt euren zeitlichen und ewigen Nutzen einſehen. Um das bat ich, das hoff' ich und reiche drum Klausmelkern, dem verlornen, wiedergefundenen Sohne fröhlich die Hand zum Gruß."

Klausmelker beugte den Kopf auf den erhobenen linken Arm, um ſich verſtohlen die Augen abzuwiſchen.

„Es iſt grauſam lang, ſeitdem wir in einer Stube, bei einem Tiſch geweſen ſind," fuhr Barthle nach einer langen Pauſe fort, „lange genug, daß dir unterdeſſen mancherlei Flauſen haben vergehen können. Ja ja, Bürſchle, unſereiner iſt auch nicht im Schlaf alt und grau worden, aber wer nicht hören will, muß fühlen. Der Notwind wird jetzt wohl auch dir den Staub aus den Augen geblaſen haben, daß du nun deine Heimat für das anſiehſt, was ſie iſt, für den Ort, wo man am glücklichſten und am frömmſten leben und ſterben kann. Da haſt du zu arbeiten und zu eſſen und was willſt du mehr auf der Welt? Für unſer Land iſt arbeiten das beſte, dazu hat Gott jeden, beſonders aber dich, hierher geſtellt, denn zum närriſchen Studieren biſt du zu alt und zu reich."

„Aber Vater —"

„Nichts da! Wohin bringt's ein Studierter? O, da iſt man nicht ſo ſelbſtherr wie du. Frag' nur den Pfarrer, der hat's ſchon manchmal geſagt und geklagt, wie man oft wider Willen getrieben und geſchoben werde von oben und unten, daß man ſozuſagen das ſündhaft zuckende Herz in beide Hände nehmen, mit Gewalt zuſammendrücken müſſe."

„Aber —"

„Nein — ſo ein Weltherr — geh mir! Da unſer Doktor muß der Diener aller ſein. Er ſelbſt weiß gut genug, was er dann davon hat, und erſt vor kurzem hat er geſagt, ein Arzt habe gar nichts als ſein Anſehen und allenfalls

Hoffnung auf eine reiche Heirat. Nun das haſt du auch und des alten Vorſtehers Iſabell hätteſt du ihm wohl auch weggeſchnappt, wenn du etwas früher gekommen wäreſt."

„Wie," fragte Klausmelker, „hat er denn eine Liebſchaft mit der Gans?"

„Am Sonntag werden die beiden verkündet."

Klausmelker ſtarrte eine Weile auf den Boden. „Es iſt halt ſchon ſo und überall ſo," rief er dann, ſich wieder aufrichtend.

Das Geſpräch wurde immer lebhafter. Anfangs war es dem Barthle leicht anzumerken geweſen, daß er ſich Zwang antun mußte und faſt nicht ſagen konnte, was er wollte, jetzt aber plauderte er ſo behaglich, wie es Mariann noch ſelten gehört hatte.

Klausmelker wünſchte nun auch die Kühe zu ſehen und Barthle lief mit freudeſtrahlendem Geſichte voran in den Stall.

Klausmelker ging von einer Kuh zur anderen, lief dann auch in den Heuſtadel und ſprach dabei ſeine Freude darüber aus, nun auch daheim arbeiten und dem Vater viele Mühen und Sorgen abnehmen zu können. Zwar habe er in letzter Zeit keinen beſonders ſchlechten Dienſt gehabt, aber fremd ſei fremd. So ganz mit Kopf und Hand ſei man nirgends dabei wie daheim.

„Ja, ja," lächelte Barthle behaglich, „ein Erfahrener iſt über einem Gelehrten. Alle — gar alle jungen Trotzköpfe ſollte man ſich die Hörner ein wenig abſtoßen laſſen. In der Welt draußen wartet man nicht auf die Herlaufenden und am beſten geht der Batzen da, wo er geſchlagen wurde. Es iſt doch was ganz anderes, wenn man ſo gleichſam ſeine ganze Vergangenheit und Zukunft ins Wirtshaus und in die Kirche mitnehmen kann, als wenn man ſo landsfremd und ungekannt im Winkel ſitzt, wie ein Fechtbruder. Ja, Ma-

riann, ich hab' nun auch erfahren, wie wunderlich es in der Welt zugeht — das hab' ich!"

„Und," fiel Klausmelker lächelnd ein, „wenn ihr an dem in einigen Tagen Erlebten etwa nicht genug haben solltet, so werde ich noch nachhelfen können."

„Glaub's gern," sagte Barthle trocken; „doch stolz brauchst du darum nicht zu werden und das klügste wär', in dem Stück das Maul zu halten; verstanden!"

Klausmelker lief ungewöhnlich schnell in die Stube zurück und fing an, sein Bündelchen auszupacken, während seine Schwester in die Küche eilte, um das Nachtessen zu bereiten.

Barthle blieb im Stalle zurück. Der sonst für seinen Sonntagsstaat so besorgte Mann hatte heute wohl zum erstenmal vergessen, die Kleider zu wechseln.

Alle drei waren froh, voneinander gekommen zu sein und eine eigene Beschäftigung gefunden zu haben.

Und doch tat es Mariannen fast weh, als Barthle gleich nach dem Abendrosenkranz das Licht löschte und sie und den Bruder zur Ruhe schickte.

Sie warf sich angekleidet aufs Bett und war bald so sehr damit beschäftigt, sich die vielen Fragen über das sonderbare Betragen der beiden einander wohl noch Fernstehenden so befriedigend als möglich zu beantworten, daß sie das leise Öffnen ihrer Kammertür gar nicht bemerkte und erschrocken auffuhr, als ihr Bruder sie plötzlich anredete: „Endlich ist die Mauer weg, die sich zwischen uns stellte, jetzt grüß Gott, lieb's gut's Anneli!"

„Grüß Gott!" jubelte das Mädchen, alle Vorsicht vergessend und suchte seine Hand.

„Wie lebst du?" fragte er, die Hand noch immer festhaltend.

„Ich hab' lang' auf dich warten müssen."

„Aber jetzt bin ich da und hoffe, daß wir ganz gut miteinander auskommen werden.“

„Natürlich,“ sagte Mariann, der diese Rede wunderlich vorkam, „wir sind ja keine Dienstboten, sondern wir dürfen uns freuen, uns nun alle drei gegenseitig helfen und glücklich machen zu können.“

„Rede doch nicht so laut, daß der Vater uns am End' noch gar hört. Hast du nicht gesehen, wie ich mich vor ihm verstellen mußte?“

„Warum hast du müssen?“

„Weil ich nun einmal dableiben und im Frieden leben will.“

Jetzt entzog Mariann dem Bruder die Hand und sagte wehmütig: „Das also wär' der Dank dafür, daß der gute Vater dir mit offenen Armen entgegeneilte, dich in sein Haus zurückführte und —“

„Nicht soviel auf einmal, gutes Anneli! Vom Entgegeneilen könnt' ich nicht viel sagen; in sein Haus hat er mich allerdings geführt und mir auch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß es sein Haus sei. Weißt du, warum er das alles tat?“

„Weil er dein Vater ist.“

„Richtig, sagt der Lehrer. Jeder Vater muß etwa viertausend Gulden opfern für die Erziehung eines Kindes; dieses Geld will man dann selbstverständlich wieder zurück.“

„Hast du denn gar kein Herz mehr?“

„Wohl freilich und auch ein gutes Gedächtnis, so daß ich's, wie du hörst, noch ganz gut weiß, wie man in der Kirche einmal das vierte Gebot Gottes erklärte.“

Noch nie hatte Mariann so über das Unglück ihres Bruders geweint, wie sie jetzt über den Unglücklichen weinte. Einen Augenblick hätte sie den harten Menschen zum Zimmer hinausschicken, hinausstoßen mögen, dann aber gleich

regte ſich wieder die Stimme des Mitleids für den ſo tief Geſunkenen, und wie um ihn zu entſchuldigen, ſagte ſie: „Nein, ſo rechnet der Vater nicht, wenn es auch wahr ſein mag, daß er zuweilen rechnet. Uns zu erziehen hielt er für ſeine Pflicht, und die wär' ihm um ſo ſchwerer geweſen, wenn die Liebe ſie ihm nicht erleichtert hätte. O, dann wär' er zu bedauern geweſen."

„Ich bedaure zuerſt mich ſelbſt, denn mich hat er nie geliebt, nie, wie die Mutter mir ſagte, ſeit man mir den Namen ihres ihm ſo verhaßten Vaters, des Haldenbauers, beilegte. Darum hat die Mutter an nichts mehr ſich gefreut und ſich zu Tode geweint darüber, daß ich immer ſcheuer gegen ihn, er immer härter gegen mich wurde. — Doch das ſind Sachen! Ich will die Welt jetzt nehmen, wie ſie iſt, und aus ihr machen, was ich kann. Ich hab' jetzt mehr Mut als früher und wäre nicht mehr ſo leicht abzuſchrecken geweſen, wenn ich das zweitemal gekommen wäre, um das mütterliche Vermögen zu holen."

„Haſt du, großer Gott? haſt du das einmal wollen? Für immer von uns gehen und ſo?"

„Ich war ſchon auf dem Weg," ſagte Klausmelker, und erzählte dann, wie er ins Dorf gekommen ſei ungekannt und ungegrüßt, und wie ihm dann das Rösle gar alle Luſt genommen habe, ſich auch noch vor der Schweſter ſehen zu laſſen in ſeiner Erbärmlichkeit. „Du glaubſt gar nicht, wie mir war, als ich mit dem guten Kinde meine ganze, trotz allem und allem doch ſchöne Vergangenheit mit all ihren ſtolzen Plänen und Wünſchen vor mir ſtehen ſah. Herrgott, das war eine Minute, wie wenn ein Strom unſer Haus und unſer Gut und uns ſelbſt mit fortriſſe. Ich glaubte auf einem Ried*) zu ſtehen und faſt noch wäre ich

*) Moorboden.

froh geweſen, wenn mich das Rösle doch erkannt hätte, nur um etwas tun, trotzen, lügen zu können. Doch das ſind Sachen! Sag' du mir lieber, was jetzt das gute Mädchen mache."

„Es iſt allen im Hauſe alles," antwortete Mariann ernſt.

„So — dann ſäh man's wohl recht ungern, wenn's heiraten tät?"

„Das Rösle würde durchaus nicht von der Mutter zu bringen ſein."

„Die könnte ſich ſchon helfen, ſie hätt' ja noch ein Gretle und ein Bäbele und weiß Gott was alles."

„Aber das Rösle mag ſie ganz beſonders gern."

„Das glaub' ich, wenn es ſoviel für alle iſt. Auch weiß ich ganz gut, wie lieb einem das Tröpfle werden kann, wenn's noch iſt wie früher."

„Es iſt ungemein ernſthaft worden und ſtill, wenn man auch nicht ſagen kann, daß es den frühern Mut ganz verloren habe."

„Hat's noch keine Liebſchaft?"

„Nein."

„Weißt du das ſo beſtimmt?"

„Wenn ich und es ſo herumpoſten*) müſſen, kommen wir dann und wann zuſammen und ſind ſo ganz vertraut gegeneinander worden."

„Das ſind Sachen, man ſagt ſich, was man will."

„Aber denk' dir nur, wieviel Elend es aus der Heirat ſeiner Mutter ſchon entſtehen ſah, dann wirſt du mir glauben. Letzthin redeten wir vom Doktor und von der Iſabell, da ſagte es: Man braucht's der nicht zu verargen, wenn ſie ſtolz wird auf ihren Mann. Das iſt am Ende ja eben das,

*) mit Aufträgen laufen.

was ein Mädchen zum Heiraten treibt: Hochachtung anderer und das Gefühl seiner Schwäche. Manches Mädchen glaubt aber dem äußern Schein und wird unglücklich, denn nur wenige sind unter den Burschen, die das sind, was sie scheinen, oder noch mehr, — wie etwa der Senn."

„Also den hätte das Rösle gern?"

„Das war nur so geredet und ein Beispiel gegeben. Neben dem erbärmlichen Adlerwirt kann man einen wie den Sennen schon schätzen lernen. Sonst aber denkt das gute Kind mehr an die Mutter als an sich selbst und seine Zukunft. Doch wir sind ins Blaue gekommen. Was wolltest du noch?"

„Ich hab' gemerkt, daß unsere Welt nicht mehr die gleiche ist, wenigstens in gewisser Hinsicht. Du umblümelst alles und umnebelst das Unheiligste mit Weihrauch, daß ein entfernt Stehender meint wunder was. Ich aber hab' lernen müssen klar sehen und herzhaft dreingreifen. Doch suchen wir lieber unser Gleiches herauszubringen, das andere wird sich schon zeigen. Siehst, Anneli, wir sind Kinder des gleichen Vaters und für uns beide ist es ebensogut als für ihn, wenn wir ihn zufrieden machen können in seinen alten Tagen. Wir wollen daher treulich zusammenhalten und alles vermeiden und fernhalten, was ihm unangenehm sein könnte. Vereint ist uns das leicht und dabei können wir dann denken, was wir wollen. Bist du einverstanden?"

Mariann schwieg.

„Sobald du ja sagst, geh ich."

„Nun ja, ich will's versuchen."

„Gute Nacht, Anneli!"

„Schlaf wohl!"

Bald hörte Mariann Klausmelkers schon vor drei Tagen mit dürrem Buchenlaub gefülltes Unterbett rauschen,

dann war wieder alles still im Hause, denn still betete und weinte die Schwester des verlorenen Sohnes.

Doch nun hatte es der Vater gut und sie — nicht schlecht — und Klausmelker — wie er sich's ja wünschte. Mit diesem Gedanken suchte sie sich zu beruhigen.

Und dann konnte es ja auch noch anders, besser werden. —

Die folgenden Wochen brachten für Barthle lauter Tage, die er rot im Kalender angestrichen hätte, wenn ihm zu so etwas noch Zeit geblieben wäre, aber jetzt saß er nicht mehr tagelang rechnend und brummend in der Stube. Der alte unwillige Barthle saß überhaupt gar nirgends mehr, Klausmelkers Vater aber lief überallhin, um dem tausendsappers Jungen zu helfen, zu raten und zu befehlen. Ja, man mußte schon mit dem Blitzkerl hinaus, denn die Arbeit ging ihm aus der Hand, ob er noch nie an was anderes gedacht habe, und mitten im Vormittag wäre er auch heimgekommen, wenn man nicht bei ihm gewesen wäre und ihm wieder neue Wege gewiesen hätte. Freilich wurde Klausmelker von keinem Dorfbewohner so gelobt und bewundert, wie von seinem Vater, dem in den letzten Jahren die Arbeit schwer und langsam aus der Hand gegangen war; aber was kümmerte ihn der Spott und die von bösen Leuten gewöhnlich mit dem Worte Klatschsucht bezeichnete — Teilnahme der öffentlichen Meinung? Ihm galt es vor allem, den Vater zu gewinnen, und das gelang ihm besser, als er selbst erwartet hatte. Jeden Wunsch Barthles schien der Schlaukopf ihm aus den Augen herauszulesen, ja bald gelang es dem klug Berechnenden, den Vater gewissermaßen zu beherrschen und seine Leidenschaften spielen zu lassen, wie die Register einer Orgel. Fast alles, was er wollte, wußte er zu erreichen; so wurde z. B. noch im Januar Holz zu einem neuen Stubentäfel hergerichtet und im Februar

fing man ſogar an, ſtark von einer neuen Türſchwelle zu reden, da es denn doch faſt eine Schande ſei für einen Gemeinderat, wenn ſich ſein Haus nur noch mit dem Armenhauſe vergleichen laſſe, ſo daß man glauben könnte, der müſſe ſchlecht verwalten, da er nicht einmal mit Handwerkern Schritt zu halten vermöge.

Der Hausfriede ſchien alſo vollkommen hergeſtellt, aber Mariannen war nie recht wohl dabei. Oft machte ſie dem Bruder Vorwürfe, daß er nur auf Schleichwegen zu ſeinem Ziel gelangen wolle und nannte es unwürdig eines Mannes, immer, faſt täglich, gegen ſeine Überzeugung zu handeln.

„Der Hausfriede iſt alles wert," ſagte er.

„Ja, du hältſt dich eben für einen Knecht des Vaters; wähnſt du aber nicht, du dienteſt ihm beſſer und kämeſt ihm näher, wenn du offener wäreſt?"

„Nein. Man dient dem Menſchen am beſten, wenn man ihm tut, was er will, und dafür ſorgt, daß er nicht will, was man nicht kann. Alſo gebet dem Vater, was des Vaters iſt."

„Das wäre vor allem Offenheit und Liebe, das wäre das Herz."

„Weit gefehlt! Das alles mag er nicht," ſagte Klausmelker und vergebens zwang er ſich zu lächeln, indem er fortfuhr: „Man muß da mit ſich und mit ihm auf andere Art fertig werden, man muß —"

„Aber darfſt du mit den heiligſten Gefühlen ſo herzlos ſpielen?"

„Gutes Kind, ſo wird jetzt häufig mit den ſogenannten heiligen Gefühlen geſpielt. Dem Pfarrer fängt die Geſellſchaft beim Freimaurer an läſtig zu werden; er möchte von daher alles ſchnell erfahren, Zwietracht ſäen und die Gemeinde wieder in den Sack ſtecken, daher errichtet er jetzt eine Betſchweſterei. Vor acht Tagen hat er von einer neuen

Bruderſchaft gepredigt und dabei geſagt, das ſei wohl eine der vorteilhafteſten Bruderſchaften, indem nur ſehr wenig gebetet werden müſſe und man doch dabei ungemein viel Abläſſe gewinnen könne. So berechnet man ſeinen Vorteil und anderer Leute Berechnungen. Und nicht nur in der böſen Welt draußen tut man das, auch hier geſchieht's, und zwar noch von ganz anderen Leuten, als ſo dahergelaufenen Fabriklern. Schau um dich! Wer ſind die Braven und Guten, die man allgemein hochſchätzt? Sind's etwa Leute, die immer das Herz auf der Zunge haben und das Gewiſſen als Handſchellen mit herumtragen?"

„Auf offenem Markte kauft man ſelten das beſte," erwiderte Mariann.

„Aber ſehen kann man, was juſt zur Mode gehört. Hansmichels der Älteſte ließ den Vater faſt verhungern, aber man lobt ihn und das ganze Haus. Warum? Der Alte iſt ein Lump, die Kinder fromm und ſparſam. Nun, das iſt den Leuten genug. Lieber einen jungen Laffen, der ſein Geld auf Zinſen ausleiht, als einen, der einem verachteten Vater gegenüber ſeine Kindspflicht erfüllt."

„Der Vater hat auch darüber aufbegehrt."

„Allerdings. Der Hansmichel iſt ihm auch eine Laſt, da man den armen Vetter doch nicht auf die Gemeinde kommen laſſen will."

„Es iſt ein Elend mit dir!" ſagte Mariann, die Stube verlaſſend. Sie mochte nicht mehr widerſprechen, da es, wenn ſie das tat, ſtets noch ärger wurde und ſie ſich immer mehr überzeugte, ſie werde gar nicht verſtanden.

„Es iſt ein Elend mit ihm," klagte auch das Rösle, nachdem es den ehemaligen Geſpielen einige Male geſehen und gehört hatte. Dem guten Mädchen tat es grauſam weh, den Knaben, den es voll Mut und Tatkraft, als Mann zu finden hoffte und ſich freute, ſo ſchwach, ſo charakterlos wiſ-

sen zu müssen. O, traurig, wenn er, um behaglich daheim am runden Tische sitzen zu können, sich so verstellte, und noch trauriger, wenn er wirklich der war, für den er gelten wollte!

„Und es ist ein Elend," dachte auch Franz, vor dem Klausmelker offener als vor dem Rösle und beinahe so offen als der Schwester gegenüber seine Urteile über Welt und Menschen aussprach. Aus seinen Büchern lernte Franz nur bedeutendere Menschen und Ereignisse kennen und hatte daher immer geglaubt, ein junger, noch für alles empfänglicherer Mensch müsse durchaus von einer oder der anderen Zeitströmung fortgerissen werden und dann gewandter und kräftiger wieder ans ruhige Ufer zurückkommen. Franz hatte auch schon Gelegenheit gehabt, den herausfordernden Trotz einzelner Fabrikler kennen zu lernen und Klausmelkers erbärmliche Fügsamkeit war ihm daher unter allem, was der aus der Welt herein hätte mitbringen können, das Allerunbegreiflichste.

Als Sepp im letzten Herbst erzählte, in Dornbirn habe ihn eine Gesellschaft studierter und halbstudierter Herren mit Spott und Gelächter aus dem Lesezimmer getrieben, weil er nur ein Bregenzerwälder Bauer gewesen, da hatte Franz gesagt, die meisten, ja alle Übelstände im Bauernleben würden dadurch erklärt, daß der Mann mit dem verbrannten Gesicht und der schrundenvollen Hand sich zuerst an nichts Besseres, Höheres anschließen könne und dann aus Trotz, oder weil seine Kraft gebrochen, nicht mehr möge.

Jetzt aber fiel es Franzen gar nicht ein, auch seinen ehemaligen Freund mit diesen Worten zu entschuldigen. Er war ungerechter gegen ihn, als gegen seine übrigen Landsleute, die er jetzt viel mehr bedauerte als tadelte, weil sie durch ihre Berge und sonst noch durch vieles gar zu sehr

von aller Kultur abgeschlossen seien, weil man da nie von etwas wahrhaft Großem höre und fortgezogen werde, so daß rohe Kraft, List und geerbtes Geld alles beherrschten, während der Triebkraft des Talents gar keine Bahn offen stehe.

Nur selten kam Franz mit Klausmelkern, von dem er sich ungern „lieber Freund" anreden ließ, zusammen, und wenn die Mutter ihn tadelte, daß er den Tropfen so ganz wegwerfe, so sagte er kurz, er möge ihn eben nicht mehr sehen und nicht mehr hören.

Einmal aber hörte er ihn denn doch ungemein gern, das war an dem Tage, als er ihm sagte, die Frommen im Dorf wollten, da des Doktors Isabell eine vornehme Hochzeit ohne Feuer und Licht halte, einmal einen lustigen Fastnachtstag halten, um die Burschen aus dem Hause des Freimaurers herauszulocken und neues Leben ins Dorf zu bringen. Man wisse aus Erfahrung, wie so ein Faschingstag, fast einer Lauine ähnlich, alles Bisherige über den Haufen werfe, alte Freundschaften zerstöre und neue schaffe. Das alles nun habe er, Klausmelker, auch dem Vater zu Gemüte geführt und ihm noch besonders zu beherzigen gegeben, daß es eine schöne Sache wäre, wenn Barthle dadurch, daß er mit den Seinen den Faschingsdienstag mitmachte, der Welt zeigte, wie in seinem Hause alles so froh und einig sei. Das habe denn auch gezündet, und wenn Franz wolle, könne er den ganzen Tag bei Mariannen sein, da wahrscheinlich das Rösle Zeit finden werde, mit ihm zu tanzen. Den Vater brauche man gar nicht zu fürchten, denn der wolle eben zeigen, daß man ihn nie zu fürchten brauche.

Diesmal kam Klausmelker von Franzen weg, ohne daß dieser ihm eine Strafpredigt hielt, denn Franz fing an zu glauben, Barthle sei, wie sonst noch viele, ein ganz an-

derer, gemütlicher Kerl, als er, durch des Vaters graue Brille blickend, gewähnt hatte. Nur lächelnd, meinte er, gebe Barthle den unschädlichen Tollheiten des Jungen nach und kein anderer würde wie der jenen an der Nase herumführen können.

Mariann, der Franz diese Vermutung mitteilte, schüttelte traurig den Kopf und bald sollte durch den für unsere Freunde und Bekannten später noch verhängnisvollen Streich einer Zigeunerin der Beweis geliefert werden, daß Mariann den Vater doch noch besser kannte als Franz.

Unter all dem „erbärmlichen Gesindel", welches sich zuweilen im Dorf herumtrieb, waren die Zigeuner dem Barthle am meisten zuwider und oft tadelte er den Hansmichel, daß er auch diesen Kreaturen, von denen man nicht wisse, ob man sie mehr fürchten oder verachten müsse, Unterkunft gebe und sich vielleicht gar mit ihnen des Gebettelten und Gestohlenen freue.

Als daher Klausmelker an einem Sonntage beim Mittagsessen von so einer halben Hexe erzählte, die jetzt im Dorfe herumschwätze, alles Vergangene und Künftige wissend, und sich viel Geld zusammenbringe durch ihre List, fuhr Barthle auf: „Und so etwas leidet man in einer christlichen Gemeinde? Kann man denn dem gottlosen Unfug nicht ein Ende machen?"

„Wer soll's tun?"

„Ja, ja, das ist's — nur das. Man mag denn doch mit solchem Gesindel nicht allzuviel zu schaffen haben, wenn man nicht muß."

Als er nun etwa eine Stunde später ein Weib ohne Kopfbedeckung mit wirr herunterhängenden, rabenschwarzen Haaren, die auch das braune Gesicht fast ganz bedeckten, auf sein Haus zukommen sah, bereitete er sich vor, das widerwärtige Geschöpf in den vielen buntfarbigen Fetzen so zu

begrüßen, wie man es nach seiner Ansicht in jedem Hause tun sollte.

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief die Eintretende feierlich und setzte sich dann ohne weiteres aufs Kanapee.

„In Ewigkeit," murmelte Barthle; aber erst, als er sich von Staunen und Schrecken über das, was er sah und hörte, wieder ein wenig erholt hatte.

„Meinst du etwa, ich hätte nicht auch Glauben und Hoffnung und Liebe?" fragte die Alte, während sie den von neuem Erschrockenen wie eine Wahnsinnige anstarrte. „Meinst du, wir, die ewig Pilgernden, hätten nicht auch euere christliche Wissenschaft? O, wir haben noch viel mehr als das, denn im Ägyptenland, aus dem wir abstammen, hat's Gott geschehen lassen zum Wohl der ganzen Welt und gewiß auch zu deinem, daß einer von den Unsern das längst verlorene sechste Buch Mosis fand und das enthält allerlei geheime Kunst und Wissenschaft zum Heil und Nutzen aller, die vom Teufel oder von bösen Leuten geplagt werden."

Während die Zigeunerin so schwätzte, hatte sich Barthle wieder etwas zusammengenommen, und als sie fertig war, donnerte er sie an: „Geh, du alte Wetterhex, wenn du nur prahlen willst! Bettler, die ein Vaterunser bringen vor jede Tür und dafür ein Almosen fordern, die laß ich mir gefallen — das laß ich; recht und willkommen ist der, den Gott schickt, wen aber der Teufel hertreibt —"

Barthle hielt erschrocken inne, denn die Alte stand plötzlich und ohne daß er wußte, wie sie ihm so nahe gekommen, ganz hart vor ihm. Sie schien mit jedem Worte größer zu werden, als sie die kleinen Augen wild rollend mit einer Stimme, die einem Manne zu gehören schien, langsam und feierlich sagte: „Ist's etwa nicht Gottes Wille, daß ich da bin? Ist nicht alles, was geschieht, sein Wille? Er könnte

mich erſchlagen laſſen vom Blitz, oder mich hinunterdonnern zwanzig Fuß unters Meer, wenn er nicht wollte, daß ich da wär' und dich befreite von dem Unſtern in deinem Stall, der dich ja ſchon einzig im letzten Jahr um zwei ſchöne braune Kühe gebracht hat und gar bald auch die Schellkuh fordern wird."

„Weib — wer hat dir das geſagt?"

„Für dich iſt's wichtiger zu wiſſen, was dagegen zu tun iſt."

Das war einmal vernünftig geredet. Jedenfalls mußte die Alte mehr können als Brot eſſen, ſonſt würde ſie nichts von ſeinen Kühen gewußt haben. Bequem — ungemein bequem wär's nun freilich geweſen, ſo ein Hausmittel gegen derlei Unfälle zu bekommen, aber Hexerei war halt doch Hexerei und zweifelhaft blieb's immer und mißlich, ob Gott ſo ein Weſen, vor dem es einem ordentlich grauſete, wie die Apoſtel in der Welt herumſende. Sein Lebtag hatte er gehört, ſolche Leute hielten es mit dem Teufel, und da Schutz und Hilfe ſuchen gegen Gottes Fügung, konnte nicht recht ſein. Zwar ſtand in dieſem Augenblick die liebe, ſelbſterzogene Schellkuh, der Stolz ſeines Stalles, in aller Schönheit und Größe vor ihm — aber unſer Herrgott iſt am Ende doch der Größte und der Mächtigſte, dachte er und ſagte entſchloſſen: „Wenn du wähnſt, mich ſo mir nichts dir nichts hinüberſchwätzen zu können auf den breiten Weg des Verderbens, dann kennſt du den Barthle noch nicht ſo gut als ſeine Zukunft, du Wetterhexe du!"

Noch nie hatte Mariann des Vaters Donnerſtimme ſo gerne gehört als in dieſem Augenblicke. Sie erwartete, die Betrügerin werde ſogleich das Haus verlaſſen; die aber ſetzte ſich wider alles Erwarten auf den ihr zunächſt ſtehenden Stuhl und ſagte ruhig: „Ich kenn' den Barthle wohl beſſer, als er mich kennen und ſchätzen will. Er ſoll übri-

gens den Kopf täglich zweimal mit Weihwaſſer waſchen, um das ſchlechte Gedächtnis zu kräftigen, welches ſchon vergaß, daß ich auch glaube und hoffe und liebe."

Jetzt war's etwas ganz anderes. Die Perſon redete vom Weihwaſſer und eine Hexe würde das nie und nimmermehr getan haben. Auch war im Grund nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Kommen eine Schickung Gottes ſei.

Die Zigeunerin fuhr nach einer Pauſe fort: „Habt Ihr nie gehört von der Geſchichte Jobs? Er war unglücklich und ſein Unglück iſt gekommen vom Teufel. Wer auch ſonſt hätt' ihn plagen ſollen, dieſen frommen Mann! Auch aus der jetzigen Zeit wären mehr als tauſend ſolche Fälle zu erzählen. Gott ſtraft den nicht, der betet und Almoſen gibt und die Fremden beherbergt und treu bleibt im Glauben und Hoffen; aber dem Teufel und böſen Leuten iſt ſo einer ein Dorn im Auge, ſie plagen ihn und entziehen ihm den Nutzen, die Frucht ſeiner Arbeiten und Sorgen. Gott läßt das zu, wie beim Job, aber er hat nichts dagegen, wenn man ſich durch Mittel, deren Wert jeder gute Chriſt kennt, zu helfen ſucht."

„Hier iſt ein Mittel," fuhr ſie dann, ein kleines Päcklein aus der ſchmutzigen Strohtaſche ziehend, fort, „ein Mittel gegen künftiges Unglück im Stall. Wenn man es gehörig braucht, lernt man auch den Böſewicht kennen, durch den das bisherige Unglück entſtand."

Mariann, die bald den Bruder, bald den Vater unwillig fragend angeſehen hatte, verließ ſchnellen Schrittes die Stube.

„Was iſt denn da drin?" fragte Klausmelker lächelnd.

„Da iſt geriebene Johanniswurzel, junger Herr!" ſagte die Zigeunerin feierlich und dann ſich wieder an Barthle wendend, fuhr ſie fort: „Davon muß man unter dem Melken im Stalle verbrennen und das Johannisevangelium da-

zu leſen oder beten. Iſt ein Stück Vieh wirklich verhext, oder fürchtet man ſich, wie du bei der Schellkuh, ſo nimmt man auch Haar und Blut vom Tier und verbohrt es in eine Tanne. Dann wird eine Woche und fünf Tage ſpäter jemand aus dem Hauſe des Zauberers kommen und etwas entlehnen wollen, was ihm aber durchaus nicht gegeben werden darf, wenn mein Mittel helfen ſoll. Jetzt aber muß ich gehen, denn ich hab' noch vielen zu raten und zu helfen. Bitte, mir noch geſchwind das Geld zu geben, für welches ich in Einſiedeln drei Meſſen leſen laſſen werde zu Eurem zeitlichen und ewigen Heil."

„Und den Lohn für die Mühe," ſpottete der Klausmelker.

„Dafür verlang' ich nichts, wenn man mich unbeſchenkt gehen laſſen will."

Barthle gab der Alten einen Kronentaler, worauf dieſe dankend das Haus verließ.

Das, was die Zigeunerin ſagte, war doch nicht ſo uneben und nichts Unheiliges kam dabei vor. Ein Verſuch mußte jedenfalls gemacht werden und Barthle lief gleich mit Meſſer und Bohrer hinaus, um die bedrohte Schellkuh zu retten, wobei er murmelte: „Alſo am Freitag nach dem Faſchingsdienstag — will doch gern ſehen, das will ich!"

Klausmelker eilte in die Küche, um, wie er ſagte, ſich recht auszulachen über die dumme Geſchichte.

„Kannſt du noch lachen?" fragte Mariann ſtreng. „Ich kann es nicht und vor der erbärmlichen Schwätzerin hab' ich mich noch ſchämen müſſen für ihn."

„Alle Menſchen haben ihre Schwächen. Der Sepp vertraut dem Adlerwirt, was er auf- und anbringt, und doch weiß er ſo gut als die ganze Gemeinde, was das für ein Mann iſt. Aber es ſoll eben eine Sägmühle gebaut werden. Dagegen iſt die Dummheit unſeres Vaters noch klein. Der

fromme Mann darf nicht denken, drum muß er jedem frommen Geſchwätz glauben. Ich wette, er iſt nicht erſt der zwanzigſte dieſer Art in unſerem Dorfe. Doch man erzählt ſo etwas nachher nicht mehr gern."

„Ja, Klausmelker, und auch wir wollen's keinem Menſchen ſagen."

„Ich hätte dabei wenig Freud', wenn nur auch du Franzen gegenüber ſchweigen kannſt."

„Ich kann's, denn es tut mir immer weh, wenn er über den Barthle lacht."

In Barthles Hauſe ſogar redeten die beiden kein Wort mehr von der Zigeunerin. Der Faſchingsdienstag war nahe und Mariann hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn ſie ohne Herzklopfen die Tage bis dahin zu zählen imſtande geweſen wäre.

Auch Franz, der ſeit Klausmelkers Heimkehr nur noch ſelten einen Augenblick mit der Geliebten ein vertrautes Wort hatte reden können, mochte den Dienstag faſt nicht erwarten. Er war der erſte, der ſich beim Adlerwirt einfand, und vertrieb ſich dann die Zeit ganz gut, indem er dem im engen Hauſe herrſchenden Treiben zuſah.

Der Wirt ſchoß wie ein Verrückter im Hauſe herum, während der Aufwärter einige kleine Fäßchen vor die Kammer hinauftrug, die heute zum Tanzſaal ausgeräumt worden war. Jetzt kam das Rösle, erfaßte den Wirt bei der hinten umgebundenen Schürze und flüſterte ihm zu, der Kreuzwirt habe geſagt, diesmal helfe er noch aus, das nächſte Jahr aber werde er ſchon ſelbſt Tanzmuſik halten, wenn der Adler doch keinen eigenen Wein mehr habe. — Das könn' er, ſagte der Wirt und ſprang in den Keller. Franz ging nun dem Rösle nach auf die Kammer, wo die Muſikanten eben die anſtandshalber mitgenommenen Notenhefte

zurechtlegten, während der Aufwärter kleine Brettchen aus den eben weggeräumten Bettſtellen herausriß und ringsum an den Wänden befeſtigte, damit die Gäſte wenigſtens Bänke hätten, um dort ihre Gläſer aufzuſtellen. —

Jetzt kam auch der Adlerwirt, immer zwei Stufen auf einmal überſchreitend, und kreidete auf die drei Fäſſer die Buchſtaben b, r und w, dem ſcharfſinnigen Aufwärter zum Zeichen, daß hier weißer oder roter Wein, dort Bier zu bekommen ſei. Dann hieß er den Waldhorniſten mit der Stimme eines Oſſianiſchen Feldherrn, welcher Selmas Schild geſchwind zu ſchlagen und die Krieger aus Buſch und Wald zu rufen befiehlt: „Nun tute ſie nur zuſammen, die Eſel, die nicht anzufangen und nicht aufzuhören wiſſen!“

Mit dieſer Grobheit ſchien der ſonſt ſo höfliche Wirt dem heute ſchon zuſammengelebten Ärger ein wenig Luft laſſen zu wollen. Das war gleichſam der Tribut, welchen er ſeiner Bauernnatur zu entrichten hatte, um dann wieder recht ſchön katzenglatt zu ſein und jedem der nun kommenden Gäſte etwas Liebes und Gutes ſagen zu können.

Franz ſtand im untern Winkel, wo die ſonſt immer von einer Bettſtelle bedeckte Wand noch völlig neu zu ſein ſchien. Lächelnd beobachtete er die Ankommenden, deren Eigenart ſich ſogleich in Blicken und Gebärden verriet. Wie war jetzt in dieſer kleinen Kammer ſo vieles für ſo viele! Dort ſchritt einer zu den Muſikanten und flüſterte ihnen einige Worte zu, nur um ſo unbemerkt noch einmal in den neben ihnen an der Wand aufgehängten Spiegel ſehen zu können; da wurden die Kleider gemuſtert und nach der Zeit gefragt, um die neuen Taſchenuhren herausziehen und zeigen zu dürfen; vielſagende Blicke wurden den drei Fäßchen zugeſandt, auf denen jetzt auch die Preiſe angeſchrieben waren, und dabei fuhren breite Hände unwillkürlich ungemein ſchnell in enge Taſchen, durch liebliches Talerklingeln, das

in der ganzen Kammer gehört wurde, allerlei Gedanken und Absichten verratend.

Klinglinglingling! Der Fastnachtsschlitten hielt wieder vor dem Hause und brachte neue Tänzerinnen. Alles eilte ans Fenster. Nur Franz blieb noch in seinem Winkel und sah den Burschen zu, die nun hinabeilten, um ihre Mädchen zu holen. Während der eine beinahe den unter der Türe stehenden Aufwärter niederrannte und der andere jauchzend und singend durch die Kammer tanzte, zündete dort ein dritter ruhig eine Zigarre an, bestellte eine Halbe und schritt dann, den Hemdkragen ordnend, langsam hinaus. Immer reger wurde es und immer lauter, so daß die zärtlichsten Paare in den Winkeln herum ungestört flüstern und sich die Hände drücken konnten, während in der Mitte der Geldsack sich zum Geldsack fand und breitmachte.

Jetzt war's aber mit Franzens Beobachtungen zu Ende. Das Klingling hatte ihn ans Fenster getrieben und die Frage: Wird sie kommen? ließ ihn nicht mehr in seinem Winkel zurück. Was alles konnte in den letzten Tagen vorgefallen sein und sich als wichtige Zahl auf des alten Mannes wunderliche Rechnungen gestellt haben? So ein Rechner war gar nicht zu berechnen; das wußte Franz und schon fing er an, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, Mariann werde gar nicht kommen.

Und dann? Darum war und blieb sie doch sein liebes, gutes Anneli.

Die Paare ordneten sich, die Musik begann und wie ein mächtiger Strom schien sie alle zu erfassen und zu drehen. Man muß ein Dorfbewohner sein, um die Macht der so seltenen Musik zu kennen und zu wissen, wie man da noch mit Leib und Seele tanzen kann. Niemand blieb ruhig, alles hüpfte, drehte und wand sich, sogar Franz begleitete den lustigen Walzer mit Händen und Füßen, walzte end-

lich gar mit dem unter der Türe ſtehenden Rösle in den Kreis der Tänzer und ließ es nicht mehr los, bis es etwa eine Viertelſtunde ſpäter in die Küche gerufen wurde.

Jetzt glaubte Franz Barthles hölzerne Stimme zu hören und wenigſtens ebenſo ſchnell als die Burſchen, denen er vorhin lächelnd zugeſehen hatte, eilte er aus der Kammer und hätte den ihm auf der ſchmalen Stiege begegnenden Sennen beinahe umgeſtoßen. „Halt," rief dieſer, „morgen kommt auch ein Tag!"

„Ja, der Aſchermittwoch."

„Geh nur!" lachte der Senn und ließ ihn vorbei.

Franz ging, aber immer langſamer. „Morgen kommt auch ein Tag," wiederholte er, „und zwar ein Tag, an dem der nun zum Sehen und Hören gekommene Barthle alles bis aufs kleinſte wiederkäuen wird. Er könnte da wohl etwas von einer kleinen Verſchwörung gegen ihn merken." — „Aber," ſagte er dann, die drei letzten Stufen mit einem Satz überſpringend, „ich hab' nichts zu ſcheuen; wer ſich immer fürchtet, iſt nie ſicher, würde der Senn ſagen."

„Ah, grüß Gott, Klausmelker!" redete er dieſen, den Barthle nebenbei ſcharf beobachtend, fröhlich an. „Wärſt du auch ſo gut, mir gelegentlich eine Zeitlang deine Tänzerin zu leihen?"

Barthle hatte den Verwegenen erſtaunt angeſehen.

„Allerdings und gleich, wenn du willſt," ſagte Klausmelker und führte Franzen ſeine Schweſter zu, die ihm etwas zögernd auf die Kammer folgte.

Ein eigenes Gefühl durchzitterte die beiden, als ſie Arm in Arm durch die Reihe der Zuſchauer ſchritten. Sie hatten noch nie miteinander getanzt und Mariann errötete, ſo oft ſie ein Auge auf ſich gerichtet ſah; doch es währte gar nicht lange, bis es ihr und ihm war, als ob ſie ganz allein da ſeien. Sie gaben auf keinen Menſchen acht und hatten ſchon

beinahe eine Stunde getanzt, als Mariann ſagte: „Jetzt hat der Klausmelker das Rösle. Das hab' ich gedacht; das Mädchen iſt ihm immer im Sinn und doch würden die beiden gar nicht gut zuſammen paſſen."

„Es wird vielleicht ſein guter Engel, wie du der meine."

„Klausmelker iſt halt kein Franz," flüſterte Mariann.

Die Kammer war ſo voll Gäſte geworden, daß die Tanzenden abwechſeln mußten, um ein wenig Platz zu bekommen. Einige Burſchen ſchimpften über die erbärmliche Wirtshütte, in der nicht einmal alle miteinander luſtig ſein könnten; der Senn aber ſagte: „Recht iſt's, daß zuweilen einige Tänzerinnen frei werden. Leute, wie ich, die nur vom Gnadenbrot leben, müßten ſonſt hungrig wieder heimgehen." Dabei erfaßte er eins der neben der Türe ſtehenden Mädchen, warf den Muſikanten einen Guldenzettel zu und rief: „Nun, drei Offene extra für den Sennen."

Der ſogenannte Offene iſt in neueſter Zeit von den Polkas und Mazurkas faſt gänzlich verdrängt worden, ſo daß dem in ſeiner Heimat ſchon beinahe Fremden alle jüngeren Leute ſcheu ausweichen, wenn er wieder einmal zu ſeinem guten Rechte kommt. So traten auch diesmal alle zurück und ſahen murrend oder bewundernd zu, wie die beiden von den Wellen der Töne hinausgetragen wurden und in verſchiedenen Kreiſen ſich hin und her bewegten, bis endlich dieſe Kreiſe ſich ineinander verſchlangen und das Paar in der Mitte zuſammenbrachten.

Es war ſo ſtill, daß jedermann den Sennen verſtand, als er der Tänzerin die Hand reichend, fröhlich ſagte: „Ich hab's längſt behauptet, mir werde noch einmal eine nachlaufen und mich faſſen und nicht mehr laſſen. Das, hab' ich gemeint, ſei dann die Meine, wenn ſie auch niemand beſonders hübſch nennen werde."

„Aber ich laſſe dich," rief die Tänzerin und verſchwand unter den lachenden Zuſchauern.

Der Senn wollte nun das Rösle aufführen, das aber trat einen Schritt zurück und ſagte ungewöhnlich aufgeregt: „Wenn du durchaus einen Narren haben mußt, ſo laß dir beim Herrgottmacher einen aus Holz ſchneiden, ich wenigſtens mag's nicht ſein."

„Wißt ihr was? Ich mag auch nicht," murrte der Senn.

„Komm und mach keine Dummheiten!" ſagte Mariann, ihm entgegengehend.

„Ja, ich komme, wenn ihr, du und Franz, eine Halbe mittrinken wollt."

Die drei gingen miteinander ins Nebenſtübchen hinab und ſetzten ſich zuſammen an einen Tiſch.

„Mir und dem Rösle dürfte einer ein ſchönes Hochzeitsgeſchenk verſprechen," ſagte der Senn.

Mariann meinte, Liebe müſſe zanken. Sie wußte gar nicht, was ſie getan hätte, wenn ſie an Rösles Platz geweſen wäre, und gerade an Franzen wäre es ihr am meiſten zuwider geweſen, wenn er getan hätte wie der Senn.

„Nun," ſagte der letztere, „ich weiß nun doch, was ich wiſſen wollte. Ich hörte, wie der Klausmelker dem Mädchen vom Heiraten vorſchwätzte, und mir kam es vor, es hab' keine rechte Freude dran. Aber irren iſt menſchlich. — Ja ſo, Mariann, ich mach' da eine Dummheit nach der andern."

„Nur zugeredet," ſagte Mariann lächelnd, „darum tanz' ich doch noch mit dir, bis du genug haſt."

„Nun, ſo komm nur gleich!"

Die beiden gingen auf die Kammer. Sie ſahen das Rösle neben der Stiege in einem Winkel ſtehen und ſich die Augen wiſchen. Der Senn ſagte mit eigentümlich weicher

Stimme: „Dem guten Tröpfle ſollte man etwas Unüberlegtes nicht verargen; in ſo einem Durcheinander kann einem die Geduld ſchon einmal ausgehen.“

Franz war im Nebenſtüble zurückgeblieben und hatte geſehen, wie Barthle, der ſich den ganzen Abend da befand, ſo merkwürdig luſtig wurde, als der Senn mit Mariannen auf die Kammer ging. So ſtolz und laut mußte dieſer Mann vor dreißig Jahren in ſeinen beſten Stunden geweſen ſein. Jedem Vorübergehenden hielt er das immer friſch gefüllte Glas entgegen, für alle hatte er einen Spaß oder ein freundliches Wort, und als die neben ihm ſitzenden älteren Bauern ſich entfernten, rückte er zu Franzen herab und plauderte mit dem Erſtaunten über alles mögliche, bis Mariann und der Senn wieder zurückkamen. Dann ſtand er auf, zahlte dem Paar noch eine Halbe Roten und ſagte: „So, jetzt geht unſereiner heim, kommt bald nach!“ Dabei warf er dem Sennen einen vielſagenden Blick zu, der aber nicht verſtanden worden ſein mußte, ſonſt würde Mariann kaum gewagt haben, Franzen mit heimgehen zu laſſen.

Bis zwölf Uhr wurde ununterbrochen geſungen und getanzt, gegeſſen und getrunken, dann aber machte der Gemeindediener mit dem Machtwort „Aſchermittwoch“ der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Die zwar ganz bezahlten, aber erſt halb gegeſſenen Braten und Würſte erkalteten auf den ſchnell verlaſſenen Tiſchen und eine Viertelſtunde ſpäter war das Wirtshaus dunkel und ſtill.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie den Sonderlingen selbstgehauene Späne weh tun.

Wer am Faschingsdienstag ins Wirtshaus geht, muß am Aschermittwoch in die Kirche. Auch Franz ließ sich den Kopf mit Asche bestreuen, obwohl ihm noch fastnachtsmäßiger zumute war als gestern. Er war mit Mariannen heimgegangen und nun wiederholte er sich heute wohl zehnmal jedes Wort, das sie gesprochen hatten bis um drei Uhr. Ja, so lang hatte sie Barthle beisammen gelassen und auch da hatte er ihn noch nicht fortgeschickt, sondern nur etwas unwillig gehustet hatte er und sich im Bette herumgewälzt wie einer, der Lust hat aufzustehen. Vom Barthle konnte man sicher nicht mehr verlangen, aber auch von Mariannen nicht; so ein Mädchen gab's im ganzen Bregenzerwald, ja auf der ganzen Welt nicht mehr.

Als er aus der Kirche kommend an Adlerwirts Hause vorüberschritt, fiel ihm die Bemerkung der Geliebten ein, Klausmelker und das Rösle würden nicht gut zusammenpassen und — wunderbar! — jetzt dachte er sich das Anneli zum erstenmal im Hause waltend neben der Mutter, sah es bei sich am Tische sitzen, im Hofe herumgehen, helfend und um Hilfe bittend, und zum erstenmal freute er sich seines Reichtums, der ihn, wie er bisher meinte, in die Heimat „niedergedrückt hatte." „Wenn man's recht betrachtet," murmelte er, als er in der frohesten Stimmung von Barthles Hause hinausschritt, „so ist's schön und ehren-

haſt vom Barthle, daß er einen ſo reichen Burſchen wie mich zurückweiſen wollte, weil ihm einer von meiner Art zu ſchlecht und zu herzlos ſchien für ſein liebes Anneli. Hundert anderen iſt ein wohlhabender Bauer das erſte, ein großer Hof das zweite und der Menſch ſelbſt das letzte. Der Mann verdient wahrhaftig Achtung, und daß man ſeine Art auch etwas gelten laſſe."

Sepp war heute nicht in der beſten Stimmung und Franz hatte daher nicht Luſt, den ganzen Tag zu Hauſe zu bleiben. Er ſagte, er wolle Holz ziehen, müſſe aber zuerſt einen Schlitten vom Barthle entlehnen, da der ſeine letzthin ein Bein gebrochen habe.

„Und juſt vom Barthle muß der Schlitten ſein?" fragte Sepp, der ſchon oft darüber gelacht hatte, daß die Freundſchaften bei den Bauern in der Regel mit gegenſeitigem Entlehnen eingeleitet würden. „Ja," fuhr er dann bitter lachend fort, „ſo einem reichen, beſitzſtolzen Barthle muß es an Leib und Seele wohltun, ſich ſo fein geſchmeichelt zu ſehen. Man kommt dann auch wieder, um Gelegenheit zu Gegendienſten zu geben, und die gute Nachbarſchaft, Schwägerſchaft und ich weiß nicht was iſt eine ausgemachte Sache."

Franzens Erröten verriet, daß Sepp den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Ja, Franz war entſchloſſen geweſen, das Eiſen zu ſchmieden, da es warm ſei. Barthle war in der beſten Stimmung und dieſes Frühlingswetter kam ſo ſelten, daß der Verliebte es ſich und dem Anneli ſchuldig zu ſein glaubte, da zu ſäen, ſoviel ihm nur immer möglich ſei. Durch Sepps Rede nun war er daran erinnert worden, daß dieſen Weg auch des Vorſtehers Bub, ja jeder herzloſe Burſche gehen würde, wenn es ſich darum handelte, Mariannen zu gewinnen. „Nein, Barthle kann mir das Anneli, wie ich es will, weder geben noch nehmen,"

dachte er und wäre ſicher nicht mehr zu ihm, wenn er auch nicht in dieſem Augenblick den Sennen geſehen hätte, der wie gewöhnlich mit großen Schritten langſam auf ſein Haus zukam.

„Gut geſchlafen?“ fragte Franz den Eintretenden.

„Gottlob, und —?“

„Verſteht ſich, es war doch luſtig geſtern.“

„Alles gut abgelaufen,“ ſagte der Senn ausweichend. „Kein Pfarrer und ſogar keine Pfarrersköchin hätt' etwas zu tadeln gefunden. Nur ein einziger kleiner Streit.“

„Doch einer?“ fragte Franz.

Der Senn ſetzte ſich und erzählte, es ſeien einige Holzhacker aus der Nachbargemeinde dageweſen und die hätten dann durchaus Schnaps auf dem Tanzplatz haben wollen. Der Adlerwirt aber, der wohl lieber Wein verkauft haben würde, habe geſagt, daß das noch nie und nirgends der Brauch geweſen ſei, und viele hätten ihm beigeſtimmt. Etwa ein Dutzend Stöße, hundert Flüche und einige Ohrfeigen hab's gegeben, und dann ſei der Doktor gekommen, vor dem ſich gleich alle geſchämt hätten.

„Ich hab' von dem allem nichts gemerkt,“ ſagte Franz.

„Ich wohl und hab' dabei gedacht, das wär' auch wieder etwas zu dem Kapitel über den Holzhandel, der unſere beſten kräftigſten Leute, wenn ſie nicht zufällig reich ſind, zu ſo gemeinen Menſchen und bald auch zu Krüppeln macht. Den traurigen Verdienſt des Holzhackens hätten unſere Burſchen wie früher den Tirolern überlaſſen und dafür in der Fremde was Ordentliches werden ſollen. Unſere Fremdler haben dem Land faſt immer Ehre gemacht.“

„In der Welt draußen ſieht und hört und lernt man grauſam viel Schlechtes,“ bemerkte die Mutter.

„Viel mehr Schlechtes und mehr Gutes als bei uns,“

entgegnete Franz; „aber warum geht Ihr wohl am liebſten in einen recht großen Tuchladen, wenn Ihr einkaufen wollt?“

„Weil ich da eher das finde, was mir juſt paßt.“

„Und was Euch nicht paßt, nehmt Ihr natürlich nicht. Ich nun denke mir die Fremde als großen und unſer Ländchen als kleinen Tuchladen.“

„Warum warnen denn aber unſere geiſtlichen und weltlichen Lehrer und Vorgeſetzten immer vor der böſen Welt?“

„So warnt auch der Kleinhändler und glaubt wohl ſelbſt alles zu haben, was man braucht,“ verſetzte Franz.

Sepp hatte ſchweigend den beiden zugehört. Der Mann war in der letzten Zeit, da er Franzen und die Mutter ſo einig ſah, ungemein mürriſch geworden. Fühlte er ſich doch ſogar in ſeinem eigenen Hauſe fremd, er mochte allein ſein mit den Seinen, oder abends, wenn die Stube voll war, ſchweigend im Ofenwinkel ſitzen. Stundenlang konnten Marie und Franz reden, ohne daß er nur ein Wort ſagte. Auch heute ſchien er gar nicht zu hören, wovon man rede, bis endlich Franzens eigentümlicher Vergleich ihn zum Lachen und zum Sprechen brachte. „Immer,“ ſagte er zu Franzen ſich wendend, „immer willſt du es mit dieſem Großhändler zu tun haben und ſchimpfſt dabei doch auch über den Holzhandel, ohne zu bedenken, daß jener gar nichts umſonſt gibt. Eben nur durch den Handel, durch Eiſenbahnen und beſſere Straßen wird das Neue auch da hereinkommen. Wo ſonſt Geld hernehmen, um die Macht, welche die Welt bewegt, die Selbſtſucht, etwas Neuem zuzuwenden? Oder willſt du Genügſamkeit predigen und das Faſtenpatent für das ganze Jahr einführen?“

„Nein, Vater, aber unſere Bedürfniſſe ſollten uns nicht zu Schmarotzern und Räubern, ſondern zu tätigen

Menſchen machen. Würde die in uns lebende Kraft nicht ſchon früh unſern erbärmlichen Verhältniſſen untergeordnet, glaubten wir ſelbſt noch an unſere Fähigkeiten und ſuchten wir dieſe zu verwerten, ſo würden wir ganz andere Menſchen werden, die dann nicht mehr vom Raub leben müßten."

„Als ob wir jetzt alle miteinander gar nichts wären!" murrte Sepp. „Iſt nicht jeder Gulden, den ich beſitze, ein Stück verwertete Fähigkeit?"

Jetzt konnte ſich der Senn nicht mehr halten. Kerzengerade ſtellte er ſich vor Sepp hin und fragte: „Baut der Adlerwirt eine Säge, um ſein Holz ſelbſt zu verarbeiten, oder um anderer Leute Arbeit und Holz abzuſchaben? Nicht einmal mit eigenem Geld kann er das, ſondern nur mit dem ſogenannten Kredit ſpekuliert er auf die Tröpfe, die die Löcher im Hausweſen mit den jungen Waldungen ihrer Kinder ausfüllen. Dummheit! Er hat ja bei keinem Menſchen Kredit als bei dir, und niemand kann begreifen, wie der ſonſt ſo kluge Sepp auf einmal ein ganzer Narr worden iſt. Man weiß es überall, daß der Adlerwirt ſchon manches Hundert von da wegholte, und doch hat er noch nichts tun laſſen, als ein wenig Bauholz fällen von Schnäpslern, die ihm ſicher umſonſt arbeiten mußten."

Sepp war etwas nachdenklich geworden. In letzter Zeit hatte der Adlerwirt beinahe jede Woche Geld gefordert und dabei geſagt, die ganze Gemeinde ſei wieder gegen ihn. Man hab' ihn in Verruf gebracht und alle ſeine Schulden unruhig gemacht. Rösles Kapitäler würden ſorgſam verwaltet, daß man's noch nie ſo geſehen habe, und daß ihm nichts gehöre als ein Haufen Kinder, wiſſe jeder.

„Und doch muß gebaut werden!" hatte dann Sepp geſagt, hatte immer wieder gegeben und ſogar ſeinen Kredit für den Wirt benützt, ſo daß dieſer in kurzer Zeit nicht nur

manches Hundert, ſondern ſogar mehrere Tauſende aus Sepps Haus getragen hatte. Aber warum ſollte nicht auch der Senn zu des Finken Anhängern gehören? Ja, das war's, warum alſo dieſem mehr glauben als anderen? „Es muß gebaut werden, trotz allem und allem," fuhr Sepp plötzlich auf.

„So tu' es ſelbſt, ſtatt dieſem gewiſſenloſen Menſchen alles zu überlaſſen."

„Gewiſſen" — wiederholte Sepp, „ſein Weib, ſeine Kinder, ſein Anweſen, das iſt ſein Wiſſen oder Gewiſſen."

„Jetzt verſteh' ich dich, und wem nicht zu raten iſt, dem iſt auch nicht zu helfen," ſagte der Senn und verließ mit Franzen die Stube.

Franz mochte nicht mehr in die Stube zurück; er legte ſich auf den Heuſtock und ſann darüber nach, was wohl der Barthle heut' mache. Die Zeit wurde ihm ſchrecklich lang und er ging zum Wagner, der ihm ſeinen Schlitten erſt am Freitag zu machen verſprach, da bei ihm alles der Ordnung nach gehen müſſe wie im Beichtſtuhl.

Hätte Franz am Donnerstag im Feld arbeiten können, ſo würden ihm Barthle und Mariann weniger Kopfarbeit gemacht haben. Eben weil er ſo gern in Barthles Haus gegangen wäre, wollte er nicht daran denken, daß er überall einen Schlitten bekommen könnte.

Am Freitag ſtand Barthle ungewöhnlich früh auf. Er war mit der Stallarbeit bereits fertig, als auch in den Nachbarhäuſern Feuer und Licht ſichtbar wurde. Als er nach dem Morgeneſſen wieder in den Stall wollte, um die Kühe zu tränken, befahl er, es ihm zu ſagen, wenn heute jemand komme. Und kaum hatte er das geſagt, als Franz, der ihn noch nicht in der Stube vermuten mochte, hereinſchlich und bat, ihm einen Schlitten zu leihen.

„Richtig," ſagte Barthle mit eigentümlichem Lächeln, „alſo darum ſeid ihr ſo reich!"

Franz wußte nicht, was er aus dieſen Worten machen ſollte. „Gute Nachbarn helfen ſich oft aus, wenn ſchon beide Teile wohlhabend ſind," verſetzte er.

„Es muß ſchon ſo ſein," ſagte Barthle wie zu ſich ſelbſt. „Jahrelang hat man die Nachbarſchaft nichts gelten laſſen, nie als heute, gerade heute."

„Man muß einmal den Anfang machen," ſtotterte Franz.

„Heut' macht man nicht den Anfang, ſondern den Schluß macht man und den Marſch, verſtanden?" Und indem er ſich hart vor Franzen hinſtellte, erzählte er ihm von der Zigeunerin, und was die geſagt habe.

Jetzt mochte Franz wieder lachen: „Das iſt ein wunderliches Zuſammentreffen."

„Ja, ſehr wunderlich, ſo daß ich es für einen wahren Fingerzeig Gottes anſehe, den ich auch nicht unbenutzt laſſen will. Mag doch die Hexe ſein, wer ſie will, du geh und komm mir nie mehr unters Dach — nie mehr!"

„Vater, laßt doch reden mit Euch," bat Mariann und ſchrie dann laut auf, als Barthle einen Stuhl ergriff und gegen Franzen erhob.

„Mach' uns nicht Händel ins Haus, denn ausrichten tuſt du doch nichts," flüſterte Klausmelker, dem Vater entgegentretend, Franzen zu, der dann, da er Mariannens Bruder nicht unrecht geben konnte, ſchnell die Stube verließ.

Im erſten Zorn hätte er zum Pfarrer laufen mögen, um dem die Geſchichte zu erzählen, aber gleich darauf kam ihm das als das Dümmſte vor. „Warum blinden Glauben mit blindem Glauben vertreiben? Mariann iſt mein und das iſt genug." Die letzten Worte vermochten aber heute

nicht mehr, wie ſonſt ſchon hundertmal, Franzen zu beruhigen und über alles zu erheben. Ja, in ihnen lag für ihn etwas wie ein Vorwurf. Wenn Mariann doch ſein war, warum dann noch, Klausmelkern ähnlich, um den Alten herumſchleichen wie einer, der das Kind vom Vater kaufen möchte?

Ja, er hatte eine Dummheit gemacht, das geſtand er ſich, aber keine ſolche wie Barthle. „Gehen wir denn zurück?“ rief er, froh den Ärger auf einen Punkt zu bringen. „Wenn der Vater über die dummen Bauern ſpottete, durfte ich ihm entgegnen, daß unſere Väter uns wenigſtens keine Hexenprozeſſe *) überliefert hatten, und jetzt im Jahre 1860 ſollte das noch angehen? Nun, leeres Glauben und blinder Haß haben immer dieſelben Folgen!“ Franz verſuchte über ſich und über Barthle zu lachen, wie zuweilen Kinder ihre Furcht wegzuſingen ſuchen; aber er liebte Mariannen zu ſehr, als daß ihm hätte gleichgültig werden können, was ihr ſicher viel Kummer und Herzleid machte. Freilich war's eine dumme Geſchichte, aber Franz, der, wie bereits erwähnt, auch an die Zukunft zu denken anfing, mußte ſich geſtehen, daß ſie doch wichtige Folgen haben könnte. Er wußte, daß die vielen Bücher im Hauſe des Vaters und ſein ſchnelles Reichwerden längſt manchen auf wunderliche Gedanken brachten, die im Namen Freimaurer, welcher einen durch unerlaubte Künſte und Verbindungen reich Gewordenen bezeichnet, ziemlich deutlich ausgeſprochen waren. Und Barthle hatte ja Beweiſe. —

Als er heimkam, hörte er des Adlerwirts Rösle mit dem Vater reden. Das Mädchen war ihm begegnet, als er den Schlitten haben wollte. Schon da hatte er zu be-

*) Es hat auch im Bregenzerwalde Hexenprozeſſe gegeben. (A. d. H.)

merken geglaubt, daß es weine, und da auch jetzt seine Stimme nicht so voll klang wie sonst, ging er neugierig in die Stube, wo es noch so dunkel war, daß er von den dort Anwesenden gar nicht bemerkt wurde.

„Ja, Sepp, alles, gar alles ist hin!" klagte das Rösle; „sogar noch den Wein für den Dienstag hat er entlehnt, um sich Geld in den Sack zu machen. Es ist ein Elend, und doch wollten wir gern von allem nichts sagen, aber die Schand', die er auf uns ladet, und die Sünd', die er mitnimmt. Die Mutter —" heftiges Schluchzen erstickte seine Stimme.

Endlich nahm es wieder alle Kraft zusammen und fragte: „Aber um Gottes willen, Sepp, was sollen wir tun?"

Sepp sagte etwas rauh: „Da frag' einen, der gerade mehr guten Rat bei sich hat. Keine der Schulden also, von denen mir der Spitzbub vorschwätzte, ist bezahlt?"

„Nein," hauchte das Rösle.

Eine Zeitlang war alles still, dann plötzlich schrie das Mädchen auf: „Und der Vater ist fort und hat die Mutter verlassen, hilflos, schutzlos, in Not und Verzweiflung."

„Verzweifeln" — sagte Sepp bitter — „verzweifeln tu' nicht einmal ich, obwohl ich mehr an dem Kerl verliere als ihr."

„Mehr!" fiel das Rösle hastig ein, „mehr als den Vater und Ehr' und guten Namen?"

„Dich geht ja die ganze Geschichte gar nichts an," tröstete Sepp das laut weinende Kind. „Noch vor wenigen Tagen ist mir gesagt worden, daß man ihn auf deinen Namen hin gar nicht sündigen lasse. Du stehst der ganzen Geschichte so fern, daß weder die Gläubiger noch andere Folgen dir schaden können."

Das Rösle hatte sich schnell die Augen getrocknet und

ſchien auf einmal um vieles größer zu werden, als es ſagte: „So gut, beſſer als die Meinen will ich's nicht. Ich gehöre der Mutter und den Geſchwiſtern, wie ſie mir, und lieber will ich das Meine und das Ihre mit ihnen gemein haben und als Magd mein Brot verdienen, denn mich von ihnen trennen und wohlhabend bleiben."

„Das iſt nicht nötig, was euch gehört, wird euch niemand nehmen."

„Dann wär' aber der Vater meiner lieben Brüderle und der Mann der Mutter ein Dieb."

„Man kann's nennen, wie man will."

„So ſoll man's aber nicht nennen, ſolang wir es anders machen können."

„Geh," ſagte Sepp rauh, „du weißt nicht, was du redeſt, und ich hab' Wichtigeres zu tun, als dir zu beweiſen, daß nur ich der Geſchlagene bin."

Rösle verließ weinend die Stube. Franz, dem die Härte des Vaters gewiß ſo weh getan hatte als ihm, ging ihm nach. Er wollte das gute Kind nicht ungetröſtet fortlaſſen, aber es war ſchon nirgends mehr zu errufen. Und wer hätt' ihm auch mehr Troſt geben können als das eigene Gewiſſen! Es war alſo doch nicht wahr, daß im Bregenzerwald gar nichts Großes mehr geſchah. Dieſes Rösle war eine Heldin ſo gut als eine. Opferte es doch der Ehre der Seinen ſeine ganze Zukunft. Mariann tat freilich noch mehr, indem ſie ſich dem Barthle täglich von neuem opferte, aber auch das Rösle tat viel, tat mehr, als Franz von einer Wälderin — das Anneli ausgenommen — erwartet hätte.

Franz eilte zur Mutter in die Küche, aber nicht um ihr, wie es ſeine Abſicht geweſen war, vom Hexenprozeß zu berichten, ſondern um ihr das eben Gehörte mitzuteilen. Er erwartete, daß auch ſie Röslés Entſchluß bewundern werde;

aber die Mutter fand das alles nur in der Ordnung, nachdem einmal das Unerhörte geſchehen ſei.

Die folgenden Tage beſchäftigte ſich in Sepps Haus jedes auf ſeine Weiſe mit der Flucht des Adlerwirts. Franz lief zum Vorſteher und forderte den auf, Schritte zu tun, um des Durchbrenners noch habhaft zu werden, und als der alles für vergeblich hielt, da der Bote erſt nach einigen Tagen wieder nach Bezau gehe, eilte Franz ſelbſt aufs Gericht, um den Fall anzuzeigen. Da aber das Rösle erſt am dritten Tage nach der Flucht beim Sepp geweſen war, ſo blieb alles umſonſt und der Adlerwirt kam nimmer in die Heimat zurück.

Sepps Weib, welches die unglückliche Familie nicht genug bedauern konnte, hatte es erraten, als ſie ſagte, es wär' ein Unglück geweſen für die ganze Haushaltung, wenn man den Lümmel zurückgebracht hätte. Der Adlerwirtin würde unter anderen Verhältniſſen der Abſchied von dieſem Manne, von dem ſie und die Ihren ſchon ſo viel hatten ausſtehen müſſen, nicht beſonders ſchwer geworden ſein.

Sepp ſaß jetzt immer in der Stube und ſtarrte ganze Stunden auf die vor ihm auf dem Tiſche liegenden Rechnungen. Wenn Marie oder Franz ihn fragten, wieviel er denn verloren habe, ſo begehrte er fürchterlich auf über die Schlechtigkeit der Welt und ſchalt ſich einen Narren, daß er je einem Menſchen getraut habe. „Wir leben darum doch noch," tröſtete Marie, „und waren nicht verzagt, da wir noch weit weniger beſaßen als jetzt. Ich muß noch beinahe lachen, daß du den Merks bekommen haſt, du, der ſich ſo groß tut auf ſeine Klugheit und über meine Leichtgläubigkeit und Gutherzigkeit lacht."

„Nun, ſo lach' nur," ſagte Sepp. „Die Freud' gehört ganz uns, denn ich muß ſie teuer bezahlen."

„Du könnteſt es leichter als die verlaſſene Wirtin und das unglückliche Rösle, die doch alles übernehmen wollen.“

„Sie wollen ſicher nicht, und wenn ſie auch wollten, ſo könnten ſie nicht. Allerdings iſt das Rösle bereits volljährig, aber die Wirtſchaft verkaufen und ſo alle arm machen läßt es die Gemeinde doch nicht. Zudem würde das kaum reichen, mich zu befriedigen, und es wären auch noch andere, die etwas möchten.“

„Großer Gott! Haſt du dich denn gar ſo überſchwätzen laſſen?“

„Ja, ſo iſt's, und nun kannſt du dich freuen über den Merks.“

So maulte Sepp mit den Seinen, ſo oft ſie vom Adlerwirt redeten. Aus jedem ihrer Worte ſuchte er den böſen Sinn, nur um mit ihnen aufbegehren zu können. So glaubte er ihnen am eheſten alle Luſt vertreiben zu können, ferner noch an die Geſchichte zu erinnern. Es gelang ihm auch bald, Mutter und Sohn, wenigſtens wenn er dabei war, zum Schweigen zu bringen.

Deſto mehr aber redeten jetzt die übrigen Dorfbewohner davon, und niemand ſuchte ſeine Freude darüber zu verbergen, daß der Spitzbube auch noch ein Stück vom Freimaurer mitgenommen habe. Das hatte Sepp ſich gleich anfangs gedacht, hatte ſchon, als das Rösle noch bei ihm war und klagte, das ſchadenfrohe Gelächter des Vorſtehers und der Seinen zu hören geglaubt, was ihn faſt noch mehr ärgerte als der erlittene Verluſt. Indeſſen machte ihm dann aber auch dieſer bald mehr zu ſinnen, als er anfangs gewähnt hatte. Früher hatte ſich Sepp, wenn man vom Bau der Sägmühle redete, mit ſeinem Kredit großgetan; den werd' er einſpannen, bis Zeug genug auf dem Platze ſei, und wenn dabei alle Stricke zerreißen ſollten. Jetzt waren aber alle Stricke zerriſſen und noch kein Zeug auf

dem Platz. Kein Menſch glaubte, daß die Wirtin die vom Manne hinterlaſſenen Schulden bezahle, und alles machte ſich nun an den Sepp, der es bitter büßen mußte, daß er früher ſeinen Gegnern damit trotzte, er werde alle ſeine Truppen ins Feld ſchicken, der Adlerwirt müſſe ſich nur melden, wenn er Geld wolle.

Dem guten Sepp war es diesmal bei weitem nicht gleichgültig, was Hans und Grete zu der Geſchichte ſagten, aber ſo weh tat ihm der Jubel der Leute darüber, daß „nun auch dem Freimaurer einmal ein ſelbſtgehauener Span an den Kopf geflogen war," doch ſicher nicht als Franzen, dem begeiſterten Lobredner der öffentlichen Meinung. Wenn die Leute von einer weiſen Fügung Gottes ſprachen, unter der eben die unſchuldige Wirtin mit dem ſchuldigen Sepp leiden müſſe, wie das ja immer zu gehen pflege, ſo konnte Franz das beim beſten Willen nicht anders als gemeine Rachſucht nennen, die in ihrer Dummheit das Widerſprechendſte zuſammenſtelle, und er geſtand dem Vater, daß ſeine Freude an der Abendgeſellſchaft immer kleiner werde und daß er zuweilen faſt Luſt habe, den Sennen und die Beſten herauszunehmen und die anderen ihre Wege gehen oder kriechen zu laſſen.

„Das hab' ich immer wollen," ſagte Sepp freudig. „Wenn du endlich doch noch darauf kommſt und darauf bleibſt, ſo iſt Adlerwirts Streich kein gar ſo großes Unglück für mich."

Aber Franz blieb nicht darauf. Er ſuchte Gründe, ſeine Landsleute zu entſchuldigen, und er fand überall. An einem Sonntag kam er ganz zornig heim und ſagte: „Es iſt doch ſchad' für unſere lieben jungen Burſchen, daß ſie mit Fleiß zu Sklaven erzogen werden. Wird's doch von allen Seiten in ſie hineingepreßt, überall am Ende und am Anfang nur Belohnung und Strafe zu ſehen. Haben ſie in

der Kirche gehört, daß Gott wie ein zorniger Holzhacker dreinſchlägt, ſo werden gleich darauf die gerichtlichen Bekanntmachungen verleſen, an deren Schluß gewöhnlich mit Gefängnis und Geldſtrafe gedroht wird. Wahrlich, die Mißlaute in der Stimme des Volkes gleichen dem Klaggeſchrei eines mißhandelten Kindes, und wer darum unwillig würde, weil das einmal auch ſein Mittagsſchläfchen ſtört, der müßte ein grauſam herzloſer Menſch ſein."

Sepp ſagte, er ſei nie unwillig geweſen, ſondern hab' immer den Leuten ihre Ketten abnehmen wollen.

„Um ihnen dafür die Eurigen aufzuladen. Ihr wolltet ein Rädelsführer werden, und verlangtet eigentlich nur Gehorſam wie die anderen."

„Und was willſt du?"

„Gemeinſamkeit; der Menſch kann nichts aus ſich ſelbſt."

„Wenn du meine Erfahrungen gemacht hätteſt —"

„So tät ich dem Vetter täglich danken, der mir aus des Vaters Nagelſchmiede heraushalf."

„Aber, Franz, das Mädchen, das du für das erſte hältſt auf der ganzen Welt, iſt doch alles einzig durch ſich ſelbſt worden."

„Nein, Vater! Geht nur zum Barthle hinüber und der wird Euch ſagen, daß Ihr und ich deſſen böſe Engel geweſen ſeien, und Ihr tadelt, das das Anneli ſchon viel zu viel von dem alten Dummkopf an ſich habe, um noch —" Franz ſtockte.

„Nein, nimm ſie nur, ihre Taler könnten wir jetzt ganz gut brauchen. Wir hätten dann nicht mehr nötig, des Hansmichels Wald abzuholzen, um die Säge bauen zu können."

„Ihr werdet doch nicht mehr bauen wollen?"

„Allerdings will ich das! Der Sepp ſteht auf mehr

als einem Fuß und er will nun einmal ſein Denkmal haben um jeden Preis.“

Von jetzt an war Franz täglich am Vater, um ihm ſeinen Plan auszureden. Sepp gab auch wirklich nach, was aber der Fink wohl mehr dem ungeduldigen Drängen der Gläubiger, als Franzens Beredſamkeit zu verdanken hatte.

Faſt noch mehr Kopfarbeit als dem Sepp hatte des Adlerwirts Flucht Barthles Klausmelkern gemacht. Der war nicht aus der Fremde heimgekommen, um ſein Lebtag das willenloſe Werkzeug jeder Laune des Vaters zu bleiben. Nicht nur Barthles wohlbeſetzter Tiſch, ſondern hauptſächlich das Rösle hatte ihn in die enge Heimat zurückgelockt. Seine Abſicht war, ſich zuerſt mit dem Vater in gutes Einvernehmen zu ſetzen, dann da oder dort mit dem reichen, daheim nur wenig geſchätzten Rösle einen eigenen Hausſtand zu gründen und ſich das Leben ſo angenehm als möglich zu machen. Vor allem hatte er daher den Barthle zu gewinnen getrachtet, hatte ihm in allem vor- und nachgegeben und alle Mittel angewendet, durch die nach ſeiner Anſicht auch Mariann die Liebe des Vaters und die Achtung aller Dorfbewohner gewann. Er glaubte mit der Schweſter nur darum nicht beſſer übereins kommen zu können, weil ſie, verblendet durch die ſchönen Namen, die ſie ihren Gefühlen und Handlungen gebe, ſich für beſſer halte als ſie eigentlich ſei. Der oft von ſeinem Wunſch, „der Unerfahrenen die Augen zu öffnen,“ allzu ſehr Hingeriſſene mußte ihr daher bald noch herzloſer und verbitterter vorkommen, als das der Fall geweſen wäre, wenn ſie ihn nie zum Widerſprechen gereizt hätte.

Auch mit dem Rösle war es Klausmelkern ſo gegangen. Es war ihm der Engel ſeines Paradieſes, die geliebte Mitgenoſſin der glücklichſten Stunden ſeines Lebens geweſen. Mit ihm hatte er ſeine Spiele geſpielt, mit ihm

ſeine ſtolzen Zukunftspläne entworfen, und als er im vorigen Jahr unerkannt vor ihm ſtand und dann ſein Urteil über ihn hörte, da war es ihm, wie er ſelbſt geſtand, gerade als ob ſeine ganze Vergangenheit neben dem Mädchen ſtehe und ihm Vorwürfe mache. Bis dahin hatte ſeine Erinnerung Rösles Bild gerade ſo feſtgehalten, wie es ihm vor Jahren erſchienen und ſo lieb worden; nun war er ſehr überraſcht, das gute Kind ſo viel ſtolzer und demütiger, ſtärker und ſchwächer, gläubiger und mißtrauiſcher, kurz, als Jungfrau wiederzufinden. Es wurde ihm immer wunderbar angſt neben dem ſonderbaren Weſen, das ihn ganz zu durchſchauen ſchien und vor dem er ſich, wie ſtolz er auch auftreten mochte, recht erbärmlich klein vorkam. „Doch das wird ſchon anders werden," meinte er, „ſie iſt eben eine ſtolze Wälderin, die ſich nicht wie ein Kind von jedem führen läßt, und das iſt recht. Kann ich nur einmal ungeſtört mit ihr reden, ſo wird alles anders, denn ſie iſt zu klug, um mich nicht gleich zu verſtehen."

Eben um das zu können, hatte er Vater und Schweſter auf den Faſtnachtsdienstag geſchwätzt. Der Tag hatte dann aber für ihn nicht ſo viel Gutes gebracht, als er erwartete. Je mehr er redete, erklärte und auseinanderſetzte, deſto eigenſinniger, ſcheuer und ſtrenger ſchien das Mädchen zu werden, und bald ſtanden die beiden ſich ferner als je vorher.

Nun aber, nach des Adlerwirts Flucht, mußte denn doch in ſeinem Hauſe alles anders werden. — Jetzt war Klausmelkers Zeit gekommen. Der alte Barthle, der dem Sepp ſeine „Strafe" von Herzen gönnte, und das Aufhören ſeines beinahe ſprichwörtlich gewordenen Glückes für eine Wirkung ſeines Gegenzaubers zu halten begann, freute ſich wohl ſchwerlich mehr über den Streich des Adlerwirts als ſein Sohn, welcher meinte, das Rösle und die Seinigen

würden nun mit beiden Händen zugreifen, um ſo einen reichen und geſchickten Burſchen wie ihn auf die verwaiſte Wirtſchaft zu bringen. Es war das von ihm auch nicht gar ſo herzlos, als es wohl ſcheinen mochte; denn wie er den Wirt und die Seinen kannte, glaubte er annehmen zu dürfen, alle würden Gott von Herzen danken, daß er nun fort ſei, wenn ſie einmal aus den ihnen von ihm bereiteten Verlegenheiten heraus wären. Das liebe Stiefkind, das Rösle, hatte ihm früher ſo viel vom Adlerwirt erzählt, daß er ihn herzlich verachtete und deſſen Flucht für ein recht glückliches Ereignis hielt. Er konnte ſich daher nicht erklären, warum das Rösle faſt jeden Sonntag in der Kirche weine, und fing ſogar an, das Jammern der Wirtin für halbe Verſtellung zu halten. Wie konnten die beiden im Ernſt ſo wehleidig tun über den Verluſt eines Mannes und Vaters, der ſie oft ſogar mißhandelt hatte?

Als er einſt an einem Sonnabend, an welchem er das Rösle allein anzutreffen hoffte, in des Adlerwirts Stube kam, fing das gute Mädchen ihm ſogleich von ſeinem und der Seinen Kummer und Herzleid zu erzählen an. Es ſei traurig, ſagte es zu dem ehemaligen Freund, den auch jetzt es noch nicht ganz vergeſſen zu haben ſchien, ein Angehöriges durch ſchnellen Tod zu verlieren, aber noch viel ſchrecklicher ſei es, wenn eins mit Sünd' und Schande beladen von dannen geh' und kein Menſch wiſſe wohin. Der ſchlechteſte Troſt aber ſei der, daß man dadurch auch von mancher Plage frei worden ſei, denn dadurch werde man immer daran erinnert, wieviel ſchon längſt anders hätte ſein ſollen. Man müſſe fürchten, daß dem Geſchiedenen der Segen und die Gnade Gottes nicht folgen werden, und könne ſich doch ſelbſt auch nicht von aller Schuld freiſprechen. Traurig ſei der Gedanke an den Geſchiedenen, traurig aber auch die Zukunft der Zurückgebliebenen. Da

ſei ein Haufen Kinder, von denen das älteſte, das Margretle, am unglücklichen Aſchermittwoch gerade ſiebzehn Jahre alt worden ſei. Wohl ſeien alle ſchon recht fleißig und arteten in allem der Mutter nach, aber die unſchuldigen Tröpfle hätten nun ihr Lebtag zu tragen an der Laſt ihres Vaters und lange werde man ihnen nicht recht trauen und ſie um ſeinetwillen ſchief anſehen. Und die gute Mutter, die in einem ordentlichen Hauſe erzogen worden ſei, müſſe ſich nun immer ſchämen, wenn man vom Vater ihrer Kinder rede. Sie ſei noch tauſendmal ärger betrogen als alle anderen. Hinter ſich ſehe ſie eine freudenloſe Vergangenheit, vor ſich ein Leben voll Schande, Not und Elend.

„Euere Vergangenheit," unterbrach Klausmelker mitleidig die Klagen des Mädchens, „iſt eben die Vergangenheit des Adlerwirts. Die iſt fort mit ihm und ich traue euch zu, daß ihr die Leute bald alles vergeſſen machen werdet. Die Wirtſchaft iſt dein und der Mutter; ſie trägt viel und auch ein Wirt hat ſich bald gefunden, wenn du ihm nur den Platz neben dir gönnſt. Ich hätt' wohl ein ſchönes Anweſen daheim, aber doch tät es mich glücklich machen, wenn du ſagteſt, daß ich zu dir ziehen dürfe und bei dir bleiben für immer, kurz, wenn du mich heiraten möchteſt."

Das Rösle ſah den Redenden erſchrocken, erſtaunt an. Jetzt fiel ihm der Faſchingsdienstag wieder ein und erſt nach einer längeren Pauſe ſagte es ausweichend: „Jetzt liegt die Vergangenheit ſo ſchwer auf mir, daß ich kaum noch an das Zukünftige zu denken wage."

„Eben ſollteſt du dich mit der Zukunft beſchäftigen, um die Vergangenheit los zu werden."

„Du tätest eigentlich genug," ſagte das Rösle ſinnend, „ja mehr als ich von dir erwartete. Schwerlich gäb's noch einen reichen Bauern, der die Bettlerin jetzt nehmen möchte."

„Bettlerin," wiederholte Klausmelker erſtaunt, „ich hab' dein Vermögen längſt ſo ziemlich ſchätzen können. Ich liebe dich und mag dich, wenn du auch nicht ſo reich biſt als ich."

„Die Sach' iſt wichtig; ich tät gern mit den Eigenen*) reden."

„Sag du mir lieber, was du willſt?"

„Willſt — willſt —" wiederholte das Mädchen mit zitternder Stimme. „Mir kommt alles das faſt vor wie — wie ein Handel. Aufs Handeln aber hat ſich das Margretle immer beſſer verſtanden als ich."

„Warum nennſt du das einen Handel?"

„Man ſollte da geben und nehmen; doch plag' mich heut' nicht weiter. Ich will nachſinnen und dir bald eine ſo offene Antwort geben, als dein gutgemeinter Antrag verdient."

„Dann wirſt du ja ſagen."

„Ich glaube — vermutlich," ſtotterte das Rösle. „Dann könnt' ich all dem Elend ein End' machen. Gewiß wär' es keinem der Gläubiger ſo lieb als uns, wenn wir ſie befriedigen könnten —"

Jetzt erſt ahnte Klausmelker, wo das Tröpfle hinaus wollte. Er ſollte ſein Vermögen opfern und ſein Lebtag ſchinden und ſchaben und mangeln und ſorgen, um des Adlerwirts Schulden zu bezahlen. Das war denn doch gar zu arg und „ſo?" platzte er heraus; dann aber ſchnell ſich beſinnend und das andere, was noch nach wollte, mit Gewalt zurückdrängend, ſagte er aufſtehend: „Ja, du haſt recht, wir können ſpäter noch davon reden," und verließ die Stube.

Alſo auch das Rösle rechnete!

---

*) Angehörigen.

Wunderbar war's, daß Klausmelkern gerade an ihm so gar nicht gefiel und so fremd vorkam, was er sonst bei jedem Menschen suchte und fand.

Aber wie rechnete das Kind! Es wurde von ihm und den Seinen ja gar nicht verlangt, für den Adlerwirt einzustehen. Was hatte denn es davon, wenn seine Schulden bezahlt wurden? „Ich begreife das Rösle nicht mehr," sagte er, und da hatte er ganz recht.

Als das Rösle der Mutter am Sonntag seine Unterredung mit Klausmelkern erzählte, sagte diese, das sei ihr schönster Tag; diese Opferwilligkeit zeige ihr, wie reich sie noch sei. Man beschloß, dem Klausmelker eine abschlägige Antwort zu geben, wenn er wiederkomme, doch der ließ sich beim Adler lange nicht mehr sehen.

Das Rösle war froh gewesen, als die Mutter, der es all seine Gedanken und Wünsche mitteilte, ihm den Klausmelker ausredete; vergebens aber war's, dem Mädchen auch seinen Entschluß, nun, da das Margretle schon so geschickt sei, als Magd etwas zu verdienen, ausreden zu wollen. Da nützte alles nichts und schon in der folgenden Woche lief es dienstsuchend bei den reicheren Verwandten herum.

Die Bauern standen überall vor den Häusern und sahen zu, wie die von Sepps Taglöhnern gefällten Tannen aus Hansmichels Wald ins Tal herunterstürzten. Barthle war heute nicht der einzige, der über den Freimaurer aufbegehrte; viele, die des Abholzens wegen keinen Lauinengang über ihre Grundstücke zu fürchten hatten, nannten ihn einen Räuber und sagten, das Krachen der Tannen komme ihnen wie ein donnernder Wehruf der Natur vor. Beim Rauschen der Sägen, dem Schallen der Axtschläge, dem Krachen der brechenden Stämme und dem Schreien der erschreckt fliehenden Vögel war keinem recht wohl; jeder fand

etwas zu beklagen, woran er vielleicht sonst nie gedacht hatte. „Hört doch die armen Vögel, die, kaum angekommen, schon wieder fliehen müssen!“ „Ja, jetzt geht dann für das Ungeziefer die gute Zeit an und für uns die schlechte.“ „Gott beschütze meinen dummen Buben, er hätt' ein Handwerk gelernt, wenn er da nicht gar so guten Verdienst fände. Wenn er in einer ordentlichen Werkstatt wär', müßt einem doch nicht ein Stich ins Herz gehen beim Fallen jedes Stammes.“ „Ja, und so oft man das Schnapsfäßlein durchs Dorf tragen sieht!“ ergänzte die besorgte Mutter.

Das Rösle hörte von dem allem nichts. Nur selten einmal, wenn zischend und donnernd eine Tanne gegen das Dorf herfauste, als ob sie alle Häuser zerschmettern wollte, fuhr es erschrocken auf. Doch es stand kaum einen Augenblick still. Jedermann, meinte es, müsse ihm seine Gedanken und Gefühle ansehen, und die hätt' es so grausam gern verborgen vor aller Welt. Es fällt einem gar allerlei ein, wenn man so um Arbeit und Brot bittend zu denen kommt, die sich mitgenießend oder tadelnd so gern unsere Verwandten nennen, und dann überall so kalt und herzlos abgewiesen wird, wie das gute Rösle. Alle seine Basen und Bäschen sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite tadelten es, daß es wegen dem Lumpenwirt und seinem Gesindel sich zu einer Bettlerin machen lasse und daß man sich nun wegen der Magd in der Verwandtschaft gar noch schämen müsse. Da wär's klüger, wenn man brennen ließe, was nun einmal brenne, als wenn man, um zu retten, auch noch die eigenen Hände dran wage. Der Mutter geschehe nur ganz recht. Der erste Mann, der Philipp, sei ihr immer zu altväterlich gewesen. Wohl schwerlich hätte die Hochmütige den guten stillen Vetter selig genommen, wenn nicht alles sie dazu gezwungen hätte. Als dann der gestorben sei, da habe man gesehen, was sie selbst verstehe.

Der erſte glattgeſtriegelte Schwätzer, der ſich ihr genaht, ſei ihr recht geweſen mit ſeinem Fremdlertum. Das ſei ein Mann für ſie und ſein Talent ſei mehr wert für ihren Platz als das größte Vermögen. Seit alle Jahre mehr vornehme Reiſende kämen, müßten die Wirte ſich auf den Abſätzen zu drehen verſtehen und mehr können als Wein auftragen. So habe die Wirtin geſagt und ſich weder raten noch wehren laſſen. Nun ſolle ſie ſelbſt ſehen, wie ſie ſich an den Spitz gewöhne, den ſie ſich zwiſchen die Finger ſtieß. Das Rösle ſei noch dümmer als einſt die Mutter, wenn es da dabei ſein möge. Selbſt der Sepp verlange das nicht, ſonſt würde er nicht Hansmichels ſchönen Wald niederhauen laſſen, um Geld zu bekommen.

„Der Sepp," ſagte das Rösle traurig, „der Sepp muß gleich zahlen und das können wir allerdings nicht. Er verlangt's auch nicht und iſt wohl zufrieden, wenn wir ordentlich zinſen. Um das nun zu können, bin ich da und bitte um nichts als einen Dienſt."

„Nun, wenn du der Narr ſein willſt, ſo ſei. Wir aber täten uns ſchämen, eine Verwandte ſo herabgekommen vor uns zu ſehen. Geh lieber zu Leuten, die dich nicht kennen."

Mit dieſen und ähnlichen Worten wurde das Rösle überall abgewieſen.

Es war ihm im Leben ſicher noch nie eingefallen, ſich für klüger und beſſer zu halten als andere, und beſonders ſeine Verwandten von väterlicher Seite hatte es immer ſehr hoch geſchätzt; jetzt aber kamen ihm auf einmal alle ſo erbärmlich und gemein vor, wie ihre Begriffe von Ehre und Recht.

Wieder ſtand es vor der Haustür eines Vetters, der jedes Jahr eine Magd brauchte. Im Garten ſpielten und ſchrien ein Häuflein Kinder. Wehmütig ſah es ihnen zu und mußte dabei an ſeine eigenen Kinderjahre und an

Klausmelkern denken, der damals für es durch ein Feuer gelaufen wäre, jetzt aber nur noch sich selbst lieben zu können schien. Ja, die Erfahrungen machen eben hart. Das Mädchen konnte jetzt das sonderbare Wesen des Spielgenossen schon viel besser begreifen als vor einer Woche. „O," rief es aus, „o wie wohl ist einem, solang man nur mit Talern und Batzen aus Erlenrinden spielt, an denen kein Schweißtropfen und keine Träne und kein Fluch klebt!" „Doch," sagte es dann, sich wieder der Haustür zuwendend, „unsereins ist eben nicht zum Wohlleben auf der Welt."

Jetzt wurde hastig ein Fenster aufgeschlagen und eine grelle Weiberstimme schrie heraus: „Schämt euch, hart an der Gasse so ungezogen zu lärmen, ihr Nichtsnutze!"

Die spielenden Kinder fuhren kaum erschrockener auf als das Rösle. Es kehrte schnell um, während die Kinder auf die andere Seite des Hauses eilten. Hier, wo die Furcht vor dem Schein sogar das frohe Kinderspiel störte, würde ihr sicher nicht besser gegangen sein als anderwärts. „Und ist's eigentlich nicht überall so? Hört man nicht aus jedem Hause herausschreien: Man sieht's, man hört's! Es trägt nichts ein!?"

Da — auf einmal, wie oft plötzlich in finsterer Sturmnacht aus düstern Wolkengestalten der Mond hervortritt und dem verirrten, verzweifelnden Wanderer den Weg zeigt — stand das Bild des Sennen vor des Mädchens kummerumnachteter Seele. Er hatte großmütig sein ganzes Leben und Wirken seinen jüngern Geschwistern geopfert. Mehr als brüderlich hatte er für alle gesorgt, bis sie sich selbst helfen konnten. Die einzige Schwester, die noch bei ihm war und seit dem letzten Herbst immer kränkelte, trug er sozusagen auf den Händen. Kein Mensch wußte, was er alles tat im Haus, Stall und Krankenzimmer. Doch lange

konnte er es so sicher nicht aushalten. Er mußte eine Magd anstellen und „das wär' eine Lust, mit so einem Manne zu arbeiten, so einem zu dienen, wenn man auch nie an den Lohn dächte!"

Das Mädchen war vor des Sennen Haus gekommen, es wußte selbst nicht wie; doch vor der Haustür wurde es plötzlich von einer ihm selbst unerklärlichen Scheu zurückgehalten. Es hatte schon manchen vornehmen Herrn bedienen müssen und dabei war ihm denn auch immer ordentlich angst worden, aber noch nie so merkwürdig angst wie heute. Der Senn war doch ganz der Mann, es zu verstehen. Hatte er ja, um sich und seinen Geschwistern den Kredit zu erhalten und keines derselben in Armut und Selbstsucht verkommen zu lassen, das Vermögen der Eltern ungeteilt zum Wohl aller verwaltet. Er war immer und überall für das Gemeinsame, daher denn das Rösle von ihm gewiß kein unfreundliches Wort zu gewärtigen hatte. Und doch — wenn er wieder den Narren machte, wie an jenem Dienstag, wenn er zeigen wollte, daß man mit so einem Tröpfle nur spielen möge ...? Das Rösle drehte sich schnell und wollte wieder gehen. —

Jetzt öffnete sich die Tür und „wie der Wildfang doch zahm worden ist, daß er so vor den Türen stehen bleibt," sagte der Senn, sichtlich erfreut, das Rösle so unerwartet anzutreffen.

Dem aber klangen diese Worte wie ein Vorwurf, und es hätte sich jetzt weggewünscht zu einer aufbegehrenden Base oder wohin es auch immer gewesen wäre. Wie sollte es seine Angelegenheit vorbringen? Es wäre so gern beim Sennen Magd gewesen und doch konnte — durfte — mochte es nicht.

„Was hättest du wollen?" fragte dieser.

„Ich — du — wie befindet sich deine Schwester?"

„O, die wird nie mehr ganz recht, es fehlt ihr in den Gliedern.“

„Kannſt du alles im Hauſe allein verrichten? Täteſt du mich nicht als Magd anſtellen?“

Der Senn beſann ſich. Zwar nicht lange; aber dem Mädchen ſchien jeder Augenblick eine Stunde. Was konnte er nicht alles denken, während er ſo ſtill vor ihm ſtand. Das Mädchen wurde auf einmal geſprächiger: „Du weißt,“ ſagte es, „wie wir dran ſind, und da mein' ich halt, ich könn' auf die Art der Haushaltung am beſten vorwärtshelfen.“

„Möchteſt du bei mir bleiben?“ fragte der Senn mit unſicherer Stimme.

„Von Herzen gern.“

„Ich muß dir aber vor allem eins ſagen: Ich könnt's nicht leiden, wenn der Klausmelker oft herkommen tät.“

„So ſchick ihn fort, mich geht das in deinem Hauſe nichts an.“

„Nichts?“

„Nein.“

„Rösle,“ ſagte der Senn nach einer Pauſe und ſeine Stimme klang gar nicht ſo wie ſonſt.

„Was?“

„Willſt du nicht lieber mein Weib werden, als meine Magd?“

„Um Gottes willen, tu mich doch nicht plagen und auslachen ſchon am erſten Tag!“ rief das Mädchen in Tränen ausbrechend.

„Mir iſt's heiliger Ernſt,“ verſicherte der Senn. „Wegen meinen jüngeren Geſchwiſtern hab' ich lang warten müſſen mit dem Heiraten; doch du biſt noch da und das iſt mir genug. Noch nie hat mir eine gefallen wie du. Aber bei dem langen Warten auf dich bin ich ein bißchen alt

worden; vielleicht faſt zu alt. Doch nun ſag du deine Meinung: Ja oder Nein?"

„Du — ich —" ſtotterte das Mädchen und verbarg das glühende Geſicht, „ſo wie du biſt, gerade ſo biſt du mir lieb und recht. Ja, ich will!"

„So iſt mir denn die Meine doch noch nachgegangen, wie ich's immer ſagte!" jubelte der Senn, „und gerade die iſt gekommen, die mir die Liebſte war und der ſogar i ch einmal nachgehen wollte."

Jetzt dachte auch das Mädchen wieder an die Vergangenheit und an die Eigenen; aber es fiel ihm doch nicht ein, dem Sennen Bedingungen zu machen wie Klausmelkern. Das war eben ein Mann, dem man getroſt gar alles überlaſſen durfte.

„Aber komm doch herein!" ſagte der Senn behaglich lächelnd, „wir werden viel erleben in dem Hauſe, unter deſſen Türe ſchon ſo Wichtiges geſchehen iſt."

Die kranke Schweſter begrüßte freudig das ihr vom Sennen als Schwägerin vorgeſtellte Rösle und bedauerte nur, nicht mit ihm im Hauſe herumgehen und alles ordentlich zeigen zu können. Es treffe da eine ſchon eine Hauseinrichtung an, an der man ſeine Freude haben könne.

Der Senn fürchtete, ſolche Worte möchten dem jetzt ſo armen Mädchen weh tun, und um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſagte er: „Aber gelt, Schweſter, das haſt du nicht erwartet, daß ich das Rösle als Weiblein ins Haus bringe?"

„O," ſagte die Gefragte lächelnd, „als du mir in deinem Unmut vom Faſtnachtsdienstag erzähltеſt, da hab' ich etwas läuten gehört, wie zu einem Hochzeitsgottesdienſt."

Der Senn ſagte, er habe damals gedacht, jetzt ſei es für ihn aus für immer und der Gedanke habe ihm grau-

ſam weh getan, wenn er ſich das liebe Rösle vorgeſtellt habe.

„Und mich hat's geärgert, daß du mich nur ſo zum Spaßmachen vor die Leute reißen wollteſt. Ich glaubte, ich werde dir nie mehr ein gutes Wörtle geben," ſagte das Rösle.

„Das iſt nun vorbei," fiel die Schweſter ein. „Geht jetzt nur und ſeht euch unſern Tuchvorrat*) an, ihr werdet noch Betten und allerlei brauchen."

„Hat man denn nie Ruhe vor dem Knarren der Tuchſchubladen?" fragte der Senn lachend. Doch er und das Rösle waren heute zu glücklich, um der auf ihre Vorräte ein wenig Eiteln ihren Wunſch unerfüllt zu laſſen, als ſie ſagte, es ſei doch klüger, ſich mit ſo etwas zu beſchäftigen, als ſich zu erzählen, wie zornig man ſchon übereinander geweſen ſei.

Noch äußerſt ſelten ſind Eheverträge, die hinter verſchloſſenen Türen mitten in der Nacht gemacht wurden, ſo lange unbekannt geblieben, als das, was der Senn mit dem Rösle vor der Haustüre ausgemacht hatte. Aber auch als nach Oſtern die beiden von der Kanzel verkündet wurden, hatte man bei weitem nicht ſoviel an ihnen zu tadeln, als ſich ſonſt Brautleute gefallen laſſen müſſen. Nur hier und da meinte einer oder eine kopfſchüttelnd, das ärgſte ſei doch, wenn ſo ein altes Strohdach noch Feuer fange. Da wiſſe dann gar kein Menſch, wohin die Flamme fahre. Der Senn müſſe in des Freimaurers Schule ungemein gleichgültig worden ſein gegen Ehr' und Anſehen, daß er ſich an ſo eine Verwandtſchaft noch während des Falles anſchließen möge.

Es gab dann aber überall Leute, die den Sennen ver-

*) Tuch, d. i. Leinwand.

teidigten, und zu dieſen gehörte, wie ſich leicht erwarten ließ, auch Franz, der immer ordentlich warm wurde, wenn er von ſeinem Freunde redete. Auf Reden, wie die oben erwähnten, pflegte er in des Sennen eigentümlicher Redeweiſe, die er, ohne es zu merken, ſich immer mehr angewöhnte, herzhaft zu erwidern: „Wer Ehr' und Anſehen ſich nur ſo umhängt, wie einer anderen gekauften oder geerbten Hoffartsfetzen, der muß ſich freilich vor jeder Staude in acht nehmen, wie ein vornehmes Fräulein im Reifrock; der aber, dem ſie ſind wie ein ſelbſtgewobenes Kleid, in dem er ſicher und warm ſteht, der darf ſich vor einem unbedeutenden Stoß nicht allzuſehr fürchten."

Während der Senn mit ſeiner Braut im Dorf herumging und zur Hochzeit einlud, mochte Franz ſich wohl fragen, wie lang es etwa noch währe, bis er mit Mariannen ſo in Hut und Rock herumſtieſeln werde. Als dann das Paar auch zu ihm kam, ſagte er, ihn hab' ſchon lang nichts mehr ſo gefreut, wie dieſe unerwartete Hochzeit. Noch vor wenigen Wochen ſei ihm wie ein unentwirrbarer Knäuel vorgekommen, was ſich nun, ohne zerſchnitten zu werden, ſo glücklich gelöſt habe. Es mache einem ordentlich Mut, wieder einmal zu ſehen, daß für gute Menſchen alles gut ende. Wenn Schickſalsſtürme alles niederzureißen ſchienen, ſtünden ſie felſenfeſt aufrecht und reichten ſich froh die Hände über die geſtürzten Mauern, die ſie bisher trennten.

Bevor der Senn das Haus des Freimaurers verließ, übergab er Franzen, den heute abweſenden Vater ihm recht freundlich zu grüßen und ihm zu ſagen, jetzt ſei weder er noch die Adlerwirtin imſtande, das ihm ſchuldige Geld zuſammenzubringen; doch wenn man ſie ungeſtört machen laſſe, brauche wegen dem Zins niemand zu ſorgen, bis man einmal anders miteinander ſchwätzen könne.

Als Franz dem Vater das mitteilte, meinte der, ver-

ſprechen ſei leicht, wenn man heiraten wolle, ob man es dann aber auch halten wolle und könne, ſei wieder eine ganz andere Frage.

„Ihr glaubt und traut doch gar keinem Menſchen mehr,“ klagte Franz und verließ unmutig die Stube.

Ihm war es unbegreiflich, wie der Mann, der ſelbſt ein armes Mädchen geheiratet und es doch ſo ungewöhnlich weit gebracht hatte, ſo mutlos, ſo mißtrauiſch gegen andere habe werden können. Franz ſah den Vater noch immer als den Mann, der aus Liebe heiratete und nur im Kampfe für das, was ihm das Heiligſte, ſo verbittert worden war. Er glaubte nicht, daß die meiſten Fehler und Vorzüge des Vaters aus ſeiner Liebe zum Geld oder ſeinem Stolz entſtanden und daher jetzt ſich zu Geiz und Menſchenverachtung zu verknöchern begannen.

Der gute Franz hätte das keinem Menſchen geglaubt, wenn er es auch faſt täglich fühlte. Zuweilen meinte er wohl, er könne ſo es nicht länger mehr aushalten und gern hätte er alles verlaſſen und wäre fortgegangen, aber es wäre ihm noch weniger möglich geweſen, ohne ſeine Lieben, die Mutter und Mariannen zu leben, als dieſelben mitzunehmen. Wenn er einmal recht im Ernſt ans Fortgehen dachte, dann zuckte es überall und tat ihm weh, dann fühlte er, wie feſt, wie innig er jetzt in ſeine Heimat hineingewachſen war.

Franz liebte. Nicht nur ſein Anneli liebte er, ſondern alle ſeine Landsleute, deren Beſtes und Schönſtes ihn immer an ſein Mädchen erinnerte. Je mehr er ſich den übrigen Dorfbewohnern näherte, deſto näher fühlte er ſich auch Mariannen und deſto höher erſchien ſie ihm, in der ſich alle Gaben und Talente ſeiner Landsleute vereinigt zu haben ſchienen. Wo er auch immer ſein mochte, umgaben ihn liebe Zeugen glücklicher Stunden. Dort beim Brunnen hatte Mariann ihm erzählt, wie es den Barthle gefreut habe,

daß gerade er die Prophezeiung der Zigeunerin bestätiget, und daß er nun alles für eine Fügung Gottes halte. Auch sie glaube, daß es nicht ohne Gottes Zulassung geschehen sei und hoffe daher das beste. Da auf dem Kirchweg hatte sich ihm ein kummervolles Herz erschlossen und dort hatte ihm ein feuchtes Auge, ein warmer Händedruck für empfangene Wohltaten gedankt. O, die Liebe hatte sein Leben so reich, so glücklich gemacht, seit sie, nicht mehr Stolz und Herrschsucht ihn zum Handeln trieb.

In dem schönen großen Hause seines Vaters aber wurde ihm nie recht wohl. Nur einer im Dorf hatte dem Sennen wehmütiger nachgeschaut als er — und das war Barthle, welcher den Sennen viel lieber mit Mariannen auf Hochzeitswegen gesehen hätte. Es war nun wieder mit einer Lieblingsrechnung null. Vergebens hatte er Mariannen in Gesellschaften geschickt, die er nicht für die besten hielt, und gebetet, daß Gott ihm doch diese Sünde vergebe; umsonst hatte er am Fastnachtsdienstag dem dummen Sennen mit allem möglichen gewinkt, alles vergebens. Dieses Rösle mit dem Stumpfnäschen und den dicken Backen wurde seinem freilich etwas bläſſeren, sonst aber viel schöneren Kinde vorgezogen. Doch der Senn hatte gewiß nicht mit den Augen gewählt. Der war ja kein junger Laffe und sicher war der Freimaurer an allem schuld; denn der hatte Mariannen auf seinen Weg gelockt und verdorben. Wenn es auch nicht wahr sein sollte, daß der Sepp sein Vieh verzauberte — es gab Stunden, in denen er sehr zweifelte — ein Unglücksvogel blieb er doch, vor dem Gott ihn durch die Alte hatte warnen wollen.

Klausmelker tat, ob ihn Rösles Hochzeit gar nichts angehe. Er beneidete den Sennen um so mehr, da er sich bald einbildete, wenn er so ganz unabhängig gewesen wäre wie der, so würde er das herrliche Mädchen durchaus kei-

nem andern gelaſſen haben, aber in ſeinen Verhältniſſen hätte er mehr tun müſſen, als man billigerweiſe von einem Menſchen, der auch Vernunft habe, verlangen könne. Es muß ihm nachgeſagt werden, daß ſeine Eiferſucht und ſein Unmut ſich nie durch liebloſe Reden Luft machten. Da er keinen Menſchen hatte, dem er ſich ganz anvertrauen durfte und mochte, mußte er alles in ſich ſelbſt verwerchen, was ihn quälte und drückte. Die Ruhe, die er am Hochzeitstage des Sennen zeigte, war nur eine äußerliche und Mariann konnte nicht genug ſtaunen, daß er ſoviel Gewalt über ſich ſelbſt habe und ſo ganz ſich zu beherrſchen vermöge. Ungeheuchelt aber war die Hochachtung, mit der er immer von dem Brautpaar redete; er gab der Schweſter von Herzen recht, als dieſe tröſtend zu ihm ſagte: „Ihr wäret doch nicht glücklich worden. Zwei, die recht zuſammenpaſſen, können und müſſen jedes Opfer bringen. Mir würde für Franzen keines zu ſchwer ſein.“

Auf des Sennen Hochzeit ging es ſtiller her, als dieſer früher zu prophezeien pflegte. Er hätte gern Tanzmuſik und alles mögliche gehabt, aber die tiefgebeugte Wirtin hätte ſo etwas um alles in der Welt nicht hören mögen. Es war doch ein recht kurzweiliger Tag, obwohl der Senn ſeiner Schwiegermutter nachgab, und Klausmelker war der einzige, welcher behauptete, noch nie einen ſo öden Hochzeitstag erlebt zu haben.

Da er ſonſt nie etwas tadelte, was ſich auf die eine oder die andere Art auf das Brautpaar bezog, ſo iſt anzunehmen, daß es ihm wirklich ſo vorgekommen ſei.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Jahr ſpäter.

Ein Jahr bezeichnet eine ſehr bedeutende Strecke auf dem Lebenswege des einzelnen. Beſonders wenn derſelbe von mächtigeren Zeitſtrömungen erfaßt und fortgetrieben wird, kann ſich unterdeſſen in ihm und um ihn ſehr viel verändern. Wo aber, wie in unſerem Dorf, ſich beinahe alle nur an ihre Scholle anklammern, ſo daß nur ein Sturm, ſtark und mächtig genug, die von der Natur und den Menſchen gegen die „Welt" aufgerichteten Schanzen zu durchbrechen, ihn zu heben und vom Fleck zu bringen vermöchte, da gleicht ſo ziemlich ein Jahr dem anderen und der Unterſchied beſteht hauptſächlich darin, daß man nun wieder um ein Dutzend Monate älter geworden iſt. Das Gerede von einer Hochzeit, einem Todesfall, einer Wirtshausſchlägerei oder einer neuen Bruderſchaft iſt ſo ziemlich alles, was den behaglich auf dem breiten Laubſack ſeiner Väter die freie Zeit Verbringenden in ſeinem Schlummer ſtört. Niemand mag das leugnen; aber gewiſſe Leute behaupten, dieſe Ruhe und Stille ſei eben das beſte, denn das, was zuzeiten denn doch aus der Welt ſich hereinfinde, wäre nicht von der Art, daß man ſich noch mehr Ähnliches wünſchen dürfte. Sie haben da auch wirklich nicht ſo unrecht, als mancher aufgeklärte Kopf wohl glauben mag; denn da, wie geſagt, nur Stürme etwas in dieſen abgeſchloſſenen Monarchiewinkel zu treiben vermögen, ſo kann man ſich leicht denken, daß man gewöhnlich nur Trümmer des anderwärts Beſtehenden

und Untergehenden bekömmt, die von Müßiggängern irgendwo gefunden und in faſt oder ganz unbrauchbarem Zuſtande weiter gegeben worden ſind.

So iſt's — und wenn es nicht ſo wäre, ſo würde man mit dem ewigen Schreien und Klagen wegen der ungeſunden Luft da draußen keinen Hund mehr zum kalten Ofen zurücklocken können.

Franzens Freunde und Anhänger bewieſen, was bei beſſerem Wetter aus ihnen hätte werden können. Der Sohn des Freimaurers ſtaunte oft, daß dieſe Leute, denen der Vater und früher auch er gar nichts Gutes zugetraut hatte, ſo ſchnell aneinander hinauſwuchſen; doch war er beſcheiden genug, das zum mindeſten ſich ſelbſt, viel mehr der großen Stube zuzuſchreiben, in der ſo viele nebeneinander ſitzen und plaudern konnten.

Franz hatte ſeit des Sennen Hochzeit manchen trüben Tag erlebt. Die ſchönſte Zeit im ganzen Jahr war ihm der Sommer geweſen, den er wieder auf der Alp zugebracht hatte. Allerdings kam er dort nie mit Mariannen zuſammen, aber er konnte immer wieder an ſie denken, mit ihr ſich beſchäftigen, und das war faſt erfreulicher, als im Herbſte nachher zu ſehen, wie das gute Mädchen, das ſeine beſten Kräfte im Streite mit ſich ſelbſt verbrauchen mußte, ſo blaß geworden, zu hören, wie es der Vater plage und ſchelte, weil es ſeine Neigung zu ihm offen bekenne und ſie durchaus nicht aufzugeben, zu unterdrücken verſpreche. Gewiß hatte es Franzen viel Kummer gemacht, Tränen und Kränkungen, Pfarrer und Meßner gegen ſich aufziehen zu ſehen; aber er glaubte an die Treue der Geliebten, und daheim, wo Vater und Mutter einander immer weniger verſtanden und jedes ihn gegen das andere zu gewinnen ſuchte, hatte er ſoviel Widerwärtiges zu erleben, daß er ſich viel weniger um den Barthle kümmerte, als das ſonſt der Fall geweſen ſein

würde. Zuweilen dachte er ſich und Mariannen als Kinder des Unglücks, die nicht zur rechten Zeit und nicht am rechten Ort auf die Welt gekommen ſeien; nach und nach aber gewöhnte er ſich etwas mehr an das, was nun einmal nicht zu ändern, oder doch nicht beſſer zu machen war. In dieſem Zuſtande verdankte er jedenfalls der im Oktober wieder zuſammenkommenden Abendgeſellſchaft mehr als dieſe ihm. Der warme Druck kräftiger Freundeshände weckte ihn wieder auf aus ſeinem Halbſchlummer und neues Leben, neue Kraft regte ſich in ihm, wie in dem, den die Bemühungen ſeiner Freunde vom erſten betäubenden Schlag wieder zum Bewußtſein gebracht haben.

Die älteren Leute im Dorfe hatten bisher gerechnet, Franz werde bald wieder aus der Mode kommen. Vor der Jeſuitenmiſſion, tröſteten ſie ſich, ſei das Tanzen und Fröhlichſein Mode geweſen, dann das Beichten und Beten, dann das Saufen und Spielen und jetzt — die Franzenſucht. Wo immer etwas einen Haken herausſtrecke, da hätten ſich von jeher junge Windbeutel daran gehängt, bis man ſich wieder an etwas anderes habe hängen können, und ſo werde auch dieſe Geſellſchaft nur zuſammenhalten, bis irgendwoher ein Wind ſie auseinanderblaſe.

Aber denen, die ſich trotz allem Spott noch einſtellten, war's ſchon nicht mehr bloß um Unterhaltung zu tun. Franzens Feuer in ſeinen Reden gegen die drückendſten Übelſtände hatte auch ſie erwärmt, und überdies wurde ſo eine Geſellſchaft im Jahre 1860 nicht mehr ſo leicht auseinandergeblaſen, wie zwölf Jahre früher. — Ja, Anno 48, da waren die Bregenzerwälder ordentlich ruhig geblieben. Außer den Zeitſchriften, die die Geiſtlichen beſorgten, waren nur einige ſchlechte Blättchen ins Land gekommen, die ſogleich allen Kredit verloren, und jeder roch nach Schnaps und erbettelten Kupferkreuzern, der nicht über die gottloſen

Studenten fluchte, welche da Unfug anzetteln und die alte heilige Ordnung über den Haufen werfen wollten. Jetzt aber fing man an, ſich an das zu erinnern, was verſprochen worden war und nachzuſinnen, wie es wohl ſtünde, wenn alles gehalten worden wäre. Jetzt bemitleidete man nur noch ſich ſelbſt, während man vor zwölf Jahren mit der beinahe unterliegenden Obrigkeit über die ſchwere Not der Zeit gejammert hatte. Die Frommen im Dorf waren, wie das zuweilen vorkommt, ſehr ungerecht in ihrem Eifer, indem ſie meinten, des Freimaurers Sohn allein ſei an dem allem ſchuld und nur ihn ſollte das Gericht auf ein Jahr einſtecken laſſen. Auch da, wo man Franzen weder geſehen noch gehört hatte, fing ſich's zu regen an. Arme Taglöhner und reiche Bauern richteten plötzlich die Köpfe auf und verſuchten einmal ins Land hinauszuſehen, aus dem die dicken Geſetzbücher, die teuren Stempel, der ſchlechte Tobak und die hohen Steuern hereinkamen, und in welches ſie dafür die Banknoten und die lieben Söhne hinauswandern laſſen mußten zum Kampfe für Gott, Kaiſer und Vaterland. Das Unerhörte wurde gehört, denn da und dort wagte einer zu fragen, wie und warum? Die aus dem italieniſchen Kriege Heimgekommenen erzählten Wunderdinge von ihren Befehlshabern ſowohl als ihren Feinden, und da bei dieſen von dem ſonſt faſt ſprichwörtlich gewordenen Soldatenſtolz gar nichts mehr zu bemerken war, ſo fanden ſie, wie auch andere Unzufriedene, in allen Dörfern gut und ſchlecht gekleidete Zuhörer, ſo viele ſie ſich nur wünſchen konnten. Das Kritiſieren war nun einmal an der Tagesordnung, und Spötter behaupteten, eine billigere Mode ſei noch gar nie dageweſen; der Menſchenfreund aber beklagte die traurigen Folgen dieſer Mode, die denn auch die Spötter bald zum Schweigen brachten. Es liegt in der derben, raſchen Wälder Art, das Kind mitſamt dem Bad auszuſchütten. Warum

ſollte man die Geſetze einer Obrigkeit noch achten, die den und dieſen Fehler hatte? Warum ſolchen Herren noch länger dienen? Der Bauer hält die Geſetze, denen er gehorchen muß, nicht für den Willen der Geſamtheit und weniger für eine Wohltat als für eine Laune ſeines Gebieters. Er kann nicht mehr gehorchen, ſobald er aufhört zu fürchten und zu bewundern.

Seit Mannesdenken war es im Bregenzerwalde bei den Bauern von alter Art nie ſo ungeſetzlich zugegangen wie in dieſem Winter. Schimpfend gingen die Aufgeregten ohne Laternen, mit offenen Lichtern in die Ställe, kauften bayriſchen Tobak und ungeſtempelte Schweizer Kalender mehr, als ſie brauchten, und übertraten trotzig manches zu ihrem Wohl erlaſſene Geſetz, nur um der Regierung — einen rechten Poſſen zu ſpielen.

Noch im letzten Winter war das Dorf, in welchem der junge Freimaurer den Leuten die Köpfe warm machte, als das unruhigſte und aufgeklärteſte verſchrien worden; jetzt aber ging es wohl nirgends ordentlicher und ſtiller zu als hier, denn während anderwärts jeder gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen blieb und von ſeinen plötzlich zur Herrſchaft gelangten Leidenſchaften hin und her geworfen wurde, war man da ſchon mehr daran gewöhnt, nur vereint, alſo langſam, aber deſto ſicherer vorwärtszukommen. Das Haus des Freimaurers war der Mittelpunkt, in dem ſich alle jüngern Kräfte des Dorfes treibend oder zurückhaltend berührten.

Wenn das Weberle dem Pfarrer, von dem es alle Wochen die „Tirolerſtimmen“ holen durfte, getreulich berichtete, was Franz und ſeine Freunde wieder geſagt hätten, ſchloß es faſt jedesmal mit den Worten: „Ja, ja, wunderliche Dinge hört man heutzutag', ſo daß man faſt fürchten muß, die Schreckenszeiten ſeien da, welche die alten Bücher

verkünden. Die Zeiten der grünen und roten Hüte, von denen ich im Büchlein vom Untersberge gelesen. Und wenn man so aus anderen Dörfern erzählen hört — mein Gott! — dann ist's noch heilig bei uns und man merkt's wohl, was wir für einen Pfarrer haben."

Gewöhnlich brachten solche Worte den Pfarrer bald wieder zum Lächeln, einmal aber fuhr er das Weberle an: „Was geschieht denn in anderen Pfarreien ärgeres als hier?"

„In anderen Dörfern? Ja, da tut halt jeder just, was er will, hier aber tun sie einander doch noch einreden und sich zur Ordnung halten. Gottlob, hier ist noch Fried' und Einigkeit."

„Schöner Friede das!" eiferte der Pfarrer. „Der Friede des Diebes mit dem Einbrecher und mit dem, der den Sack hält. Wir Seelenhirten wollten von diesem Frieden des Bösen lieber nichts wissen."

„Mit Verlaub — warum?"

„Warum? — Dumme Frage! Weil dann alle sich bald so verlaufen würden, daß sie herzlich gern der Stimme des Rufenden wieder folgten. So aber weiß man gar nicht, wie es noch gehen könnte. Schlimme, schlimme Zeiten das; du hast recht, Weberle!"

„Ja, schlimme Zeiten!" Da stimmte das Weberle von Herzen bei und kein Mensch konnte es ihm verübeln, wenn er daran dachte, wie das Männchen früher „der Mann" gewesen war. Abendelang hatte es ganze Gesellschaften unterhalten mit der prachtvollen Schilderung eines Hoffestes, und wenn dann die Staunenden all das Gold und die Edelsteine funkeln sahen und die Schüsse donnern hörten, die man „hatte abfeuern müssen" — dann sagte wohl da oder dort einer: „Das tausendsappers Weberle kann einem den Schlaf und alles rein vertreiben. He, bringt ihm wieder

einen Schoppen, daß es uns noch eine Zeitlang erzählt!“ Ja, so war es früher gewesen und nun war alles hin, der Schoppen und die Ehre. Das Weberle galt nur noch soviel als ein alter Webstuhl neben einer Fabrik. Einzig noch dem Pfarrer konnte es erzählen und für den wußte das unstudierte Männchen natürlich nichts als Dorfereignisse und was man beim Adler wieder ausgemacht habe.

Die Stube Sepps war nämlich schon anfangs November nicht mehr groß genug gewesen, um alle zu fassen, die dort Platz zu finden wünschten, und der Vorschlag des Sennen, in Zukunft beim Adler zusammenzukommen, wurde mit Freuden angenommen. Böse Leute behaupteten, der Senn habe das nur so angezettelt, um seinen Verwandten ein wenig Arbeit zu machen in den langen Winternächten. Was aber der Senn eigentlich dachte, haben sich solche Leute nur einbilden müssen, denn gesagt hat er, beim Sepp wäre die Stube zu klein; auch sei sein Haus eben nicht im besten Ruf, so daß es in mancher Familie Händel gebe, wenn jemand auch dorthin gehen wolle. Die Gesellschaft dürfe sich schon sehen und hören lassen, für das Licht werde er sorgen, und trinken dürfe man nichts, wenn man nichts möge. So sagte der Senn; Franz hatte nichts dagegen und schon ein Blick in die von Woche zu Woche voller werdende Wirtsstube mußte jeden überzeugen, wie gut es der Senn bei den meisten Dorfbewohnern getroffen habe.

Sogar Barthles Klausmelker kam jetzt wöchentlich zweimal wie die anderen und hatte seinen Platz unten am obern Tisch hart neben der breiten Ofenbank, auf welcher das Margretle zu sitzen pflegte, wenn ihm die vielen Gäste einmal eine ruhige Viertelstunde ließen. Klausmelkern waren die Dezemberabende daheim doch gar zu lang und er schlich daher eine Zeitlang verstohlen fort. Doch das tat nicht lange gut. Bald kam Hansmichel und erzählte dem

Barthle, ſein Bub ſei ſchon mehrere Male in Franzens Geſellſchaft geſehen worden. Nun habe er, Hansmichel, geglaubt, Barthle würde das durchaus nicht geſchehen laſſen, wenn er davon wüßte und habe es ihm daher ſagen wollen. Hansmichel, der ſich durch dieſe Mitteilung den Barthle ſehr zur Dankbarkeit verpflichtet zu haben wähnte, richtete ſich nun ſtolz auf und ſah den erſtaunten Vetter fragend an. Dieſer konnte unmöglich begreifen, daß Klausmelker ſo etwas wage, aber noch mehr als das ärgerte ihn, daß Hansmichel ihm den Streich mitteilen konnte — mitteilen durfte. Nein, dieſer erbärmliche Wicht brauchte ſeine Haushaltung nicht in den Sack zu ſtecken, der durfte nicht ſehen, welchen Eindruck ſeine Mitteilung mache, um dann heimgehen und über den genarrten Vetter lachen zu können. Wäre Barthle ſelbſt dahinter gekommen, daß der Spitzbube nach dem Abendroſenkranz nur eine Zeitlang auf dem Laubſack herumtrommle und dann die Kammer verlaſſe — ja, dann würde er allerdings fürchterlich aufbegehrt haben; ſo aber fuhren die von Hansmicheln aufgeblaſenen Wolken des Unmuts hart ob ſeinem ſpitzigen Haupte zuſammen und abgewettert wurde der arme Kläger, daß er es in ſeinen zweiundfünfzig Jahren noch nie ſo erlebt hatte. Vetter Hansmichel ſolle ſich zuerſt um ſich ſelbſt kümmern, fing Barthle an. Seine Kinder ſeien auch nicht immer, wo ſie ſein ſollten, und von ſo einem Hausvater laſſe man ſich nur ungern einreden — ſehr ungern.

„Ach Vetter, tuſt doch du jetzt wieder!“ klagte Hansmichel. „Schlechte Kleider, harte Arbeit, Hitz' und Kälte, Hunger und Durſt erinnern mich oft genug daran, daß auch bei mir nicht alles iſt, wie es ſein ſollte, aber —“

„Und dein Gewiſſen? Erinnert das dich nie daran?“

„Hätt' ich nur Mittel gehabt, meine Buben, ſtatt ſie Taglöhner werden zu laſſen, ein ordentliches Handwerk zu leh-

ren, ſo daß ſie noch an mich gebunden wären," ſagte Hansmichel ausweichend und fing dann zu klagen an, ſeine Buben täten allerdings hübſche Löhne verdienen, aber ſie brauchten auch grauſam viel für Kleider und Schnaps. Zudem rede man ſie noch auf gegen die frömmeren und den Leuten faſt zu frommen Schweſtern ſowohl als gegen ihn und es gebe Streit im Hauſe, ſo oft man einen Batzen haben ſollte.

„Das iſt dein Beiſpiel," predigte Barthle. „Sie machen es gerade wie du, wenn ſie nur an ſich ſelbſt denken. Ihr alle miteinander ſeid ſchlecht und neidiſch und verlogen. Nun kommt die Strafrute des erzürnten Vaters im Himmel und der kann man nicht entrinnen — gar nicht."

Das war aber dann Hansmicheln doch zuviel. Zornrot fragte er: „Schlecht, ſagſt du? Wer betet fleißiger als meine Mädchen?"

„Und wer ſchwätzt und zankt und lügt mehr als ſie?"

„So, das will ich dem Pfarrer ſagen, daß du auch noch in eine Predigt kommſt wie der Sepp."

„Meinetwegen," ſagte Barthle ruhig.

„Bei mir," fuhr Hansmichel in ſeinem Selbſtlob fort, „in meinem Hauſe findet jeder Bettler Herberge."

„Weil das eben eine Bettlerhütte iſt."

„Weißt du die Geſchichte vom armen Mann, den der Teufel geholt haben würde, wenn er über die vielen Päcke der bei ihm übernachtenden Bettler hätte zu ihm in die Kammer kommen können?"

Barthle ſchwieg eine Weile, dann aber plötzlich brach ſein Zorn los über den Frömmler wie ein Wetter, welches die grasbewachſenen Fluren kahl wäſcht, die reinſten Waſſer trübt und den Menſchen ſeine Schwäche einmal recht empfinden läßt. Hansmichel erſchrak ſo, daß ihm gar nicht mehr

einfiel, er könnte gehen und brauchte nicht mehr länger zuzuhören, bis er endlich von Barthle nicht gerade auf die höflichſte Weiſe daran erinnert wurde.

Dann ſtürmte letzterer durch das ganze Haus, und als er Klausmelkern endlich fand, fragte er ihn ohne Vorwort und Einleitung: „Iſt's wahr, daß du verſtohlen zum Adler hinabgehſt?“

Das war eine Frage auf Leben und Tod. Klausmelker fürchtete, der Vater ſei darauf gekommen, wie gern er neben — der breiten Ofenbank ſitze, und da er ſich noch ganz gut an das erinnerte, was der Vater früher über ſeine Neigung zum Rösle geſagt hatte, ſo ſah er jetzt auf einmal alles verloren, wenn er die Wahrheit geſtand. Und doch mochte er nicht lügen. Was hatte er bisher mit aller Verſtellung, mit allem Dulden und Zwängen erreicht? Nichts, rein gar nichts, als das tägliche Brot. Schlimmer konnte es kaum kommen, es mochte geben, was es wollte. „Ja,“ ſagte er herzhaft, „das iſt wahr; ich gehe hinunter und werde hinuntergehen, ſo lang' ich in dieſem Dorf bin.“

So entſchieden hatte Barthle ſeinen Klausmelker noch nie reden gehört und beinahe erſtaunt ſagte er: „Ich hätte geglaubt, das Aufbegehren wäre diesmal an mir.“

Dieſe Antwort kam Klausmelkern gewiß noch unerwarteter als dem Vater die ſeinige. Er hatte ſich auf das Ärgſte gefaßt gemacht und ſeine Stimme klang ungewöhnlich weich, als er jetzt ſagte: „Ihr habt mir ſonſt ſo ſelten ein Freudle gelaſſen!“

„Das weißt du gar nicht!“ grollte der Barthle. „Du haſt mir nie das Wort gegönnt zum Fragen. Iſt's nicht eine Schand' und ein Spott, wenn man ſo etwas von fremden Leuten inne werden muß? Kein Freudle? Ich bin auch einmal jung geweſen und weiß wohl noch, wie es einem da zuweilen iſt; aber nein, verſtohlen hätt' ich nie fortgehen

mögen — nie dürfen und du ſollſt mir das auch nicht mehr — durchaus nicht!"

Klausmelkern war ungemein leicht. Er bereute nachher nur, daß er dem Vater nicht auch gleich geſtanden hatte, wie lieb ihm das Margretle ſei. Später wagte er nie mehr davon anzufangen, obwohl er jetzt weniger ängſtlich zu rechnen pflegte als früher. Beim Adlerwirt z. B. ſprach er ſeine Anſichten immer offen aus, ohne ſich darum zu kümmern, was andere nun über ihn denken werden, und wenn er einmal geſprochen hatte, war es dann Ehrenſache für ihn, ſich von ſeinen Gegnern nicht ſo leicht aus dem Sattel werfen zu laſſen. Am liebſten und auch am häufigſten disputierte er mit dem eigenſinnigen Margretle, wohl ſtundenlang ſann er bei der Arbeit nach, wie er den Trotzkopf wieder gehörig abzahlen könne, wobei ihm dann das Mädchen immer noch lieber wurde.

Hart neben Klausmelkern auf dem Kanapee unter der Uhr war des Doktors Platz. Der hatte nicht lange Leid getragen um ſein ſchon ein halbes Jahr nach der Hochzeit verſtorbenes Weib, was ihm auch nur von wenigen verargt wurde. Er war durch ſeine Heirat nicht nur um manchen Gulden, ſondern auch um manche Erfahrung reicher geworden, und als er das erſtemal zu der Abendgeſellſchaft in die Wirtsſtube kam, brauchte Franz ihn nicht mehr zu fragen, ob er noch immer an die Allmacht der Verhältniſſe glaube. Franz hatte genug von des Doktors unglücklicher Ehe gehört, um ſich einbilden zu können, derſelbe habe unterdeſſen auf andere Gedanken kommen müſſen. Und es war das auch wirklich der Fall geweſen. Als er heiratete, da rechnete er ſo: Aus Stolz nimmt ſie mich, auch wird ſie aus Stolz mir in vielen Stücken nachgeben und manches von mir lernen; ich aber, der arme Teufel, mit meinen teuern Gewohnheiten, kann mir für ihre Taler ſchon auch

etwas gefallen laſſen und ſo muß es gehen.“ — Daß ſie dann mit ihm haderte, wenn er ein neues Buch kaufte, für welches ſie ein neues Kleid hätte haben können — daß ſie gegen Fremde und Arme erzgrob war und ihm durch ihr unvorſichtiges Geſchwätz da und dort böſes Spiel machte, hätte er ſich auch wirklich noch — gefallen laſſen; aber daß ſie alle ſeine Gewohnheiten bekämpfte, ihm z. B. abends, wenn er ausruhen und leſen wollte, die Zeitung wegnahm, das Licht, zu dem ja ſie das Öl bezahlt, auslöſchte und einen Roſenkranz zu beten anfing, das und viel Ähnliches wurde ihm dann doch gar zu arg. Er begehrte einmal, bald nach der Hochzeit, fürchterlich auf; zwar war nur der dritte Teil davon der Neuverehelichten verſtändlich, doch die hatte ſchon an dem genug. Wütend lief ſie zuerſt zum Pfarrer und dann heim, um ihre Not zu klagen. Daheim redete man ſie tüchtig auf gegen den Bettler, und der Pfarrer ſagte, in geiſtlichen Dingen wie mit Beten dürfe ſie durchaus nicht nachgeben. Daraus könnte nie und nimmer der wahre Frieden entſtehen. Der wahre Frieden iſt dann aber durch dieſen Rat und durch das Dreinreden der Eltern auch nicht ins Haus gekommen, bis etwa vier Monate ſpäter die „Frau Doktorin“ erkrankte und ſtarb. — „Der Kummer habe ſie umgebracht,“ meinten ihre Verwandten; andere Leute aber ſagten, ſie ſei am Gallenfieber geſtorben und vor lauter Freude darüber habe dann der Doktor ihrem Vater freiwillig einen Teil des ihm ſchon vor der Hochzeit verſchriebenen Vermögens wieder zurückgegeben. Der Doktor nahm aber die Geſchichte doch nicht gar ſo leicht. Er hatte ſich ſelbſt doch auch mancherlei vorzuwerfen; er war nicht mehr gern daheim und es freute ihn, zuweilen beim „Adler“ eine Geſellſchaft friſcher junger Leute anzutreffen, in der man ſich ordentlich erwärmen und auf andere Gedanken kommen konnte. Hier lebte er nun auf, war bald

einer der geſprächigſten und hatte ſeine Freude an „dieſen merkwürdig gelehrigen Bauernburſchen, bei denen das ſo leicht Erfaßte ſo ſchnell in Fleiſch und Blut überging.“

Zuweilen blieb auch der Pfarrer, dem die Berichte des Weberle nicht mehr genügten, wie zufällig im Herrenſtüble ſitzen. Auch an dem Abende war er da, an welchem als wichtigſte Neuigkeit das ſogenannte Februarpatent von Franzen vorgeleſen und vom Doktor erklärt wurde.

Franz war heute ungewöhnlich aufgeregt. Nachdem er die Zeitung auf den Tiſch gelegt hatte, ſtand er auf und ſagte: „Nun tät ich gerne eine kleine Red' halten; ihr nennt's gewöhnlich eine Predigt!“

„Das kannſt du,“ ſagte der Beiknecht, der ſchon zwei Sommer neben Franzen auf der Alp geweſen war. „Aber eins dingen wir uns aus: dreinreden tun wir dir, wann wir wollen, und kannſt du das nicht leiden, ſo fang lieber gar nicht an.“

„Redet nur,“ ſagte Franz lächelnd und fuhr dann lauter fort: „Das eben iſt das Gute und in ſeinen wohltätigen Folgen gar nicht Berechenbare der endlich heraufdämmernden Zeit, daß nun nicht mehr immer einer befiehlt und redet ohne Unterbrechung und bis er genug hat, daß nun uns und allen Gelegenheit gegeben wird, durch die Beſten und Einſichtsvollſten uns öffentlich auszuſprechen und ſo von allen auch wieder zu lernen.“

„Das wird einen Durcheinander geben, wenn alle reden,“ meinte der Beiknecht.

„Viel minder, als wenn ſie nicht redeten. Ihr da kommt oft mit verſchiedenen Gedanken über etwas zuſammen, dann ſtreitet man, die Schwächeren unterliegen und ihr geht jedesmal einiger fort, als ihr hergekommen ſeid.“

„Allerdings, aber wer, he was! wer kümmert ſich um unſer Urteil?“ fragte das Weberle.

„Bisher niemand.“

„Richtig, das mein' ich, und in Zukunft auch niemand. Wir müſſen Steuern zahlen und folgen und —“

„Und nun auch einſehen lernen, warum wir folgen,“ fiel Franz dem Weberle in die Rede, welche dem Anſchein nach etwas lang hatte werden ſollen.

„Warum wir folgen — das weiß ja jeder Schulbube.“

„Alſo warum?“ fragte der Doktor lachend.

„Weil — he was? Nun, weil man ſonſt des Teufels iſt, hähähä!“

„Aber,“ fragte Franz, „warum darf man denn nicht mit offenem Licht in den Stall? Warum darfſt du keinen bayriſchen Schnupftobak kaufen für dein Weib? Hat da der Teufel auch etwas zu ſagen?“

Das Weberle lachte: „Dumme Frage, wenn man ohne Laterne in den Stall geht, wird man zwei Gulden geſtraft.“

„Warum?“

„Warum zwei Gulden? Dumme Frage! Damit beide etwas bekommen, der Anzeiger und die Armenkaſſe.“

„Das kennt das Weberle ganz gut, es hat halt auch ſchon zahlen müſſen,“ lachte der Beiknecht.

Der Doktor verſuchte zu belehren: „Nicht um die zwei Gulden handelt es ſich bei dieſem Geſetze, das eine Wohltat iſt für uns alle.“

„Das glaube, wer will,“ ſagte das Weberle kopfſchüttelnd.

„Ein offenes Licht iſt gefährlich in unſeren hölzernen Ställen, aus denen der Aberglaube nicht einmal die Spinnweben zu entfernen wagt. Eine Feuersbrunſt, in deinem Hauſe ausbrechend, könnte aber vielleicht nicht nur dich, ſondern die ganze Gemeinde arm und unglücklich machen. Da ſeht ihr, wie der Staat durch ſeine Geſetze für alle ſorgt, auch für euere Kinder und Nachkommen.“

„Weiß denn der Staat auch etwas von unſern Kindern?“ fragte der alte Martin.

„Sie gehören aber auch mit zum Staat.“

„Wie?“ riefen mehrere, „der Staat befindet ſich ja immer in Wien drunten.“

Einige lachten über dieſe Rede; Franz aber ſagte ganz ernſthaft: „Nein, Martin, wir alle gehören mit zum Staat. Du wirſt doch nicht meinen, daß unſere Gemeinde im Hauſe des Vorſtehers ſei, obwohl der dem Anſcheine nach alles regiert?“

Das konnte nun jeder begreifen und Franz fing jetzt an auseinanderzuſetzen, wie und warum nun bald auf den Landtagen über die Angelegenheiten jedes Landes und Ländchens Rat gehalten werde. Von der Wahl der Abgeordneten, ſagte er, werde ihre Zukunft abhängen; jeder einzelne habe da mitzureden und man ſollte ſich ſchon jetzt beſprechen, um ja die Beſten und Würdigſten auf den Platz zu bringen. Ein einzelner Menſch bringt's in der Regel nicht weit und einer einzelnen Berufsklaſſe geht's nicht viel beſſer, drum halt' ich's für das größte Glück für uns Bauern, wenn wir in weitere Kreiſe hinausgezogen werden.

„Aber Küher,“ ſagte der Beiknecht, „wenn man eine Milchſuppe in einen Brunnentrog ſchüttet, wird ſie verflucht verwäſſert; meinſt du nicht, es könnt' uns in deinen größeren Kreiſen auch ſo gehen?“

„Dummer Bauernſtolz,“ murrte der Doktor.

Franz aber ſagte lächelnd: „Du wirſt anders reden, wenn du einmal erfährſt, was in dem Trog alles iſt, den du Welt nennſt. Dann wirſt du ſehen, daß dein Gleichnis im ganzen nicht paßt. Ein wenig verwäſſert dürften wir übrigens werden, denn wenn wir bei deinem Gleichnis bleiben, ſo ſind wir der vom langen Stehen verſauerten Milch ähnlich und der wird auch ein wenig Waſſer nicht ſchaden.

übrigens beſteht die Welt nicht aus Geſindel und es iſt gut, wenn ihr dieſen ſogenannten frommen Glauben endlich aufgebt.“

„Und den chriſtlichen Glauben auch,“ bemerkte das Weberle.

„Wenn der nur aus Stolz, Heuchelei, Vorurteil, Liebloſigkeit und frommer Selbſtſucht beſtünde, ja dann allerdings. Wer das für der Väter Glauben und Sitte hält, der ſoll fluchen über die neue Zeit, wir aber wollen uns freuen, auch ſolche, die nicht ſo denken wie wir, als Freunde oder als Gegner kennen lernen zu können. Mit Gleichgeſinnten läßt ſich bequem ruhen und ſchlafen, mit Andersdenkenden aber wird's laut und lebendig, da erwacht der Ehrgeiz und tauſend andere Kräfte. Da wird das Leben erſt zum Leben, jeder richtet ſich am anderen auf und findet Gelegenheit, in ſeiner Art etwas zu werden, während jetzt alles auf einen Leiſten geſchnitten wird.“

Eine Zeitlang war alles ſtill, dann ſagte der Senn: „Im Grunde hat Franz nicht unrecht. Mich hat ſeine Predigt wieder einmal recht lebhaft an meinen jüngſten Bruder, den Studenten, erinnert. Ungleichere Menſchen als uns beide hat es in einem Hauſe wohl ſelten gegeben, drum haben wir auch Tag und Nacht miteinander geſtritten, wenn er da war. Das längere Zuſammenleben im Sturmjahr 48 hat uns beide — nicht verändert, aber vorwärts gebracht. Der Bücherwurm hat da wieder mit gewöhnlichen Menſchen reden gelernt und ich hab' ſchon auch mein ganzes Bauerntum zuſammennehmen müſſen, um zuweilen obenauf zu kommen. Als aber dann der gute Tropf geſtorben war, hörte ich wieder nichts, als was ich ſelbſt auch wußte und wurde bald ein träger, ſtolzer, dummer Kerl. Erſt da der Franz hat meine Kräfte wieder geweckt; wir ſind bald Freunde worden und der Kerl, der ich früher war, will

mir faſt vorkommen wie eine Kellermaus, die ſich für das größte und mächtigſte Geſchöpf hält, weil ihr noch nie ein größeres und mächtigeres begegnete."

Nun fingen die älteren Leute von dem luſtigen Studenten, dem erwähnten Bruder des Sennen, zu erzählen an: Der ſei gar nicht geworden wie andere lateiniſche Herren. Der habe für alles ein Auge gehabt und man habe auch mit ihm reden dürfen wie mit anderen Leuten. Wenn der noch lebte und da wäre, ſo würde man bald einig ſein, wenn das Dorf einmal einen rechten Mann ins Feld ſchicken müßte.

Franz meinte, an rechten Männern werde es nie fehlen, wenn es nur auch etwas Rechtes zu tun gebe. Nur der Anfang ſei ſchwer, nachdem man lange Zeit nur nach der Glückſeligkeit geſtrebt habe, niemand etwas nachfragen zu müſſen. In ſeiner Selbſtſucht habe jeder alle Kraft brauchen müſſen im Kampfe gegen die anderen, ſtatt mit ihnen vereint, und durch Eintracht mächtig vorwärts zu gehen.

Der Doktor ſagte, ihm komme es vor, es werde mit der Eintracht und der Macht noch nicht ſo ſchnell gehen, denn die Anführer und die, auf die noch alles höre, hätten den Grundſatz: Trenne und herrſche! Doch zum Troſt könne man ſagen, die von ſolchen aufgerichteten Schranken gleichen denen, die einen Strom nur ſolange aufhalten könnten, bis er ſtark genug ſein werde, ſie zu durchbrechen.

Die Geſellſchaft hatte dem Doktor, der ja als ein Studierter ſo etwas aus dem Grunde verſtehen mußte, ſo aufmerkſam zugehört, daß nur wenige bemerkten, wie die Türe im Herrenſtüble ſich immer weiter öffnete. Die meiſten erſchraken beinahe, als plötzlich der Pfarrer heraustrat und ſagte: „Herr Doktor, Sie ſcheinen an Überſchwemmungen eine ganz beſondere Freude zu haben."

Der Doktor fuhr heftig auf und sah den Redenden starr an. Die Bauern, welche wohl wußten, daß sich die beiden seit einem halben Jahr nicht mehr recht leiden konnten, fürchteten schon das Ärgste und lächelten daher dem Doktor freundlich zu, als dieser ziemlich ruhig sagte: „Von einer Überschwemmung hab' ich ja gar nicht geredet."

„Da hatten Sie ganz recht. Eine Überschwemmung kennt das Volk; aus Ihren bilderreichen Reden aber wird es wohl nicht viel zu machen wissen und ich will daher kurz und gut sagen, was damit gemeint sei."

„Vor einer halben Stunde," bemerkte der Doktor bitter, „hat sich einer im Namen aller das Recht ausdrücklich vorbehalten, allenfalls auch etwas dazu sagen zu dürfen und ich erlaube mir nur, Sie daran zu erinnern."

Der Pfarrer meinte, um solche, die nach ihm noch etwas zu sagen haben werden, brauche sich ein Mann nicht zu kümmern. Er sah, wie die Bauern die Köpfe tiefer und tiefer hängen ließen. „Also Scham und Reue sind erwacht," dachte er und fuhr nun eifriger fort: „Das, was euch da nur als ein Durchbruch bezeichnet wird, ist nichts Besseres als ein Aufstand, durch den die Obrigkeit gestürzt und weder Leben noch Eigentum geschont wird. Da werden die Altäre zertrümmert, die Priester gemordet, die Kirchen zu Roßställen gemacht, und wenn dann alles hin ist, könnt ihr wieder Steuern zahlen und bauen und machen, daß euch die Augen davon übergehen. Das traurige End' vom Lied ist dann, daß eure Söhne auf dem Schlachtfeld liegen oder als Krüppel heimkommen und daß man euch dann Ketten anlegt, während man euch jetzt am leichten Gängelband zu euerem Besten führt."

Es war so still in der Stube, daß jeder seine Taschenuhr gehen hörte. Alle waren erschrocken aufgefahren, als der Doktor die ganz zerdrückte Zigarre auf den Tisch warf.

„Es redet niemand — nur weiter!“ ſagte Franz.

„Nur weiter? Haſt du noch nicht genug? Nun, ein Wunder iſt das nicht bei ſo freiſinnigen Leuten; mehr zum Verwundern iſt, daß du einen Anhang bekommen haſt.“

„Herr Pfarrer,“ rief der Senn, „Herr Pfarrer, hier hat niemand beſonders einen Anhang. Wir alle hängen aneinander; keiner iſt der erſte und keiner der letzte, ſondern jeder iſt in der Mitte.“

„Das werden wir ſehen,“ ſagte der Pfarrer, und ſich an den alten Martin wendend, fragte er lachend: „Biſt alſo wirklich auch du nicht mehr zufrieden mit der jetzigen geiſtlichen und weltlichen Regierung?“

„Ich — ich hab' immer gemeint, es ſei alles, wie es halt ſein müſſe — allerdings wünſchte —“

„Da ſeht ihr's!“ fiel der Pfarrer ein. „Wenn ich ſo einen um den anderen herausnähme, würde die Geſellſchaft bald klein werden.“

„Wenn ſich alle ſo herausnehmen ließen,“ bemerkte Franz.

Es entſtand nun ein furchtbarer Lärm. Diejenigen, welche forderten, man ſolle dem Pfarrer nicht widerſprechen, ſolle nicht ſo das Dorf in übeln Ruf bringen, wurden überſchrien von ſolchen, welche erklärt wiſſen wollten, warum die Regierung ein Geſetz herausgebe, das ſpäter zu einem Krieg führen müſſe.

„Es iſt doch ein Elend, wenn auch die Bauern in alles reden,“ klagte der Pfarrer. „Ihr habt mich gar nicht verſtanden. Wenn des Doktors Wunſch erfüllt, wenn alle Schranken durchbrochen werden, dann gibt's Krieg. Wer zu dumm iſt, um das zu verſtehen, der ſollte ſich damit eben gar keine Kopfarbeit machen.“

„Oder“ — fiel Franz ein — „ſich ſo ſchnell als möglich darüber aufklären laſſen.“

„Jawohl, aufklären!“ ſpottete der Pfarrer. „In Deutſchland draußen ſind ſie auch aufgeklärt. Mein Gott!“

„Iſt's denn auch ſchon irgendwo ſo, wie es bei uns nun werden ſoll?“ fragte der alte Martin.

„Ja, es iſt ſchlecht genug,“ klagte der Pfarrer.

„Ei und wie geht es denn in dem Deutſchland draußen zu?“

„Da iſt nirgends Einheit, nirgends Zuſammenhang, nirgends etwas Feſtes; doch was geht einen katholiſchen Chriſten Deutſchland an?“

Jetzt vermochte der Doktor nicht mehr ruhig auf ſeinem Kanapee zu bleiben. „Sehr viel geht uns Deutſchland an,“ rief er, „denn ſo arg hat man uns doch noch nicht abſperren, ſo dummſtolz noch nicht machen können, daß nicht noch viel Gutes und Schönes von da zu uns hereinkam und auch anerkannt wurde. Doch von dem und ähnlichem reden wir vielleicht ein anderes Mal mehr.“

„Nein, heut' bin ich da, heut' will ich unſeren Aufklärern ein Denkmal ſetzen und dann iſt's hoffentlich fertig für immer. Mit achtbaren Leuten ſchlägt man ſich lieber herum, denn da iſt wenigſtens noch etwas zu gewinnen, hier aber hab' ich nichts mit meinen offenen Gegnern zu tun, ſondern ich rede zu euerem Wohl, liebe Leute. Ich bin von Gott als Wächter hier aufgeſtellt und tue nur meine Pflicht, wenn ich Diebe und Räuber gehörig anbelle. Wer ſind euere Aufklärer? Ihr Toren! An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen, antwortet die Bibel. Genußſüchtige Praſſer, die den Menſchen zum Tier machen, weil ſie nichts Göttliches mehr in ſich fühlen, und eitle Bürſchlein, welche nicht nur ihren Mammon, ſondern all ihre Arten und Unarten vom Herrn Vater erbten, den jedermann kennt. Das ſind die Hauptleute dieſer Armee, das übrige ſind dumme Schafe, die ſich zu weit vom Hirten entfernten, und darum

dem ersten folgten, den sie antrafen. Großer Gott, wie hungrig seid ihr worden, daß ihr mit den Brosamen von solchen Tischen zufrieden seid!"

„Ja, hungrig," wollte Franz einfallen, der Pfarrer ließ ihn aber nicht reden. „Still, du Erbärmlichster unter den Erbärmlichen! Es sind Leute da, die dein hoffärtiges Geschwätz nicht mehr hören mögen. Warte, bis die fort sind und dann erst leere dich aus, denn dann wirst du niemand mehr ärgern. Mache, was du willst, mit denjenigen, die in Zukunft deine Gesellschaft noch suchen. Doch jetzt bin ich genug hier gewesen und wünsche denen, die mir bald nachgehen, von Herzen eine gute Nacht."

Mehrere Bauern folgten dem rasch die Stube Verlassenden. Franz rief ihnen nach: „Geht nur, damit die Luft rein wird!"

Die noch Zurückbleibenden schienen lange nicht mehr reden zu dürfen; endlich sagte der Senn: „Jetzt das war doch zu arg; wenn wir alle bleiben, wird wohl auch noch ein rechter Mann da sein, oder wenn ein einzelner in einem Jahr uns schon so schlecht machte, ist's nie viel mit uns gewesen."

Der Doktor sagte: „Man könnte wegen Ehrenbeleidigung klagen." Der Senn aber wollte nichts davon hören. Ihm brauche das Gericht nicht zu helfen, er wisse schon sonst, wer er sei, und wo man ihn kenne, wisse man das auch; mit einem bloßen Machtspruch sei ihm nicht zu helfen.

Franz stimmte dem Sennen bei: „Jeder soll herzhaft reden dürfen, so lang er uns nicht die Gelegenheit nimmt, das Gegenteil zu beweisen."

„Aber die nimmt man uns eben auch," klagte der Doktor. „Alles ist nun aus — und es wäre so schön gewesen."

„Dann wär's auch nicht ſchad' um alles, wenn ſo ein Windſtoß ſtark genug wäre."

Etwas lauter wurde es nun wieder, aber recht ins Reden kam man doch nicht mehr. Jeder flüſterte dem anderen ſeine Meinung zu und die Gehenden ſagten, man werde ſehen, ob ſie wieder kommen werden, für jetzt wenigſtens verſprächen ſie noch gar nichts, weder ſo noch ſo.

Bald ſaßen nur noch der Doktor und Franz bei den kaum halb geleerten Gläſern. „Jetzt ſind wir ſchon allein," ſagte letzterer, erſtaunt in der Stube herumſchauend.

„Und zwar für immer!"

„Nein."

„Was ſoll es gelten?"

„Tauſend Gulden — was Sie wollen; jetzt geht's erſt recht an."

„Was denken Sie?"

„Ich möchte raſend werden."

„Ja, Sie ſind ſchon am ärgſten mitgenommen worden."

„Alle wären beſchimpft, wenn ſie nicht mehr kämen."

„Und doch — —"

„Nein, ſie dürfen nicht nachgeben. Iſt denn hier nicht ein Wirtshaus?"

„Verklagen ſollten ſie den Pfarrer!"

„Er hat ſich ſelbſt verklagt. Wiſſen Sie nicht mehr, daß Sie heute ſagten, es ſei unmöglich, einen Strom aufzuhalten?"

„Das iſt aber noch lange kein Strom."

Wenn Franzen alles ſo ungeheuer vorgekommen wäre wie dem Doktor, würde er allerdings geklagt haben; aber er meinte, es habe jeder Menſch das Recht, ſich auszuſprechen.

Daß man ſeine Freunde ſo leicht auseinanderſprengen

könne, fürchtete er nicht und es zeigte ſich auch bald, daß er ſeine Landsleute viel beſſer kannte als der Doktor, wie der ſonſt auch mit ſeiner Menſchenkenntnis prahlen mochte.

In den nächſten Tagen erzählte man immer und überall von der Strafpredigt des Pfarrers. Es hieß, er habe dem guten Franz ſeinen Vater vorgehalten, dann ſei er durch Widerſpruch immer hitziger geworden. Eigentlich ſei der Doktor an allem ſchuld. Man wiſſe wohl, wie der es habe; er rede, daß man daraus immer machen könne, was man wolle. Der Pfarrer hab' es nun im Eifer ſo bös als möglich ausgelegt und dann darüber aufbegehrt wie ein Nachtwächter. Franz aber habe ſich ganz ordentlich aufgeführt und auch dem Doktor kein Gehör gegeben, als der auf Jahre hinaus habe Händel ſtiften wollen. Daß der Pfarrer ſich übereilt, wiſſe jedermann und auch er ſelbſt werde das bald erfahren, denn die Geſellſchaft habe nicht im Sinne, nachzugeben.

Voller war die große Stube beim Adler noch nie geweſen, als am nächſten Verſammlungsabend, aber ſtiller auch die kleinſte Verſammlung noch nie. Alle ſchienen mit ihren Pfeifen oder mit Meſſer und Brot zu beſchäftigt, um an ſonſt etwas zu denken, bis der alte Martin plötzlich fragte: „Iſt's denn wahr, daß es ſo ſchlecht ſteht in Deutſchland draußen?"

„Ja, leider," antwortete der Doktor, „doch nicht ſchlechter als bei uns. Der Kranke, der ſich aufrichten will, fühlt am meiſten ſeine Schwäche, aber er iſt doch ſchon beſſer dran, als der, welcher ruhig liegen bleibt, obwohl es viele gibt, die wie der gute Pfarrer es am liebſten ſehen, wenn man ruhig liegen bleibt."

„Jetzt laßt mir den Pfarrer gehen," ſagte der Senn unwillig. „Daß er unrecht hatte, läßt ſich durch ſolche Stichelreden nicht beweiſen. Wir, die Alten und Treuen,

haben durch unſer Kommen gezeigt, wie wir denken, und die, welche zum erſtenmal da ſind, wollen etwas mehr hören als Schimpfreden. Verſchüttetes Waſſer muß man liegen laſſen und über Geſchehenes das Beſte reden oder gar nichts. Warum zappeln wie Angebundene, ſo lang wir frei ſind? Laßt den Pfarrer und alles mit Ruh jetzt und erzählt uns lieber etwas von Deutſchland."

Das war nun einmal allen aus dem Herzen geredet. Der Doktor aber, der ſchon viel höflichere Zurechtweiſungen ſehr übel aufgenommen und grob zurückgegeben hatte, blieb diesmal ganz ſtill und ließ den Kopf hängen, wie ein angedonnerter Werktagsſchüler. Ja es währte gar nicht lange, bis er dem Sennen freundlich zulächelte und ſich beſann, was er denn nun erzählen ſolle. Von deutſchen Dichtern und Denkern mochten dieſe Leute vermutlich nicht viel hören; vor ihnen, die den Baum nur an ſeinen Früchten erkannten, galt einzig die Tat. Er hätte nun gern etwas recht Großes von dieſem ſo verſchrienen Deutſchland erzählt und da dachte er dann zuerſt an den deutſchen Befreiungskrieg. Einleitend erzählte er, wie Selbſtſucht und Uneinigkeit den Franzoſen Tür und Tor geöffnet, dann ſchilderte er die Not des Vaterlandes unter der Fremdherrſchaft und weckte den Unwillen der Geſellſchaft über die Elenden, die dem Siegeswagen der Eroberer nachkrochen. Die Bauern hörten beinahe atemlos zu, die Katze vor dem Fenſter miaute vergebens um Einlaß, die Kerzen brannten ungeputzt herab, die Pfeifen lagen erkaltet auf dem Tiſch und Hände, die ſonſt immer nach dem Bierglas zu greifen gewohnt waren, hatten ſich längſt zur Fauſt geballt. Erleichtert atmeten alle auf, als endlich der Doktor erzählte, wie dann die Rufe einzelner wackerer Vaterlandsfreunde allüberall ihr Echo gefunden und heilige Begeiſterung für die Befreiung Deutſchlands geweckt hätten. Da ſeien ein-

mal wahrhafte Völkerſchlachten geſchlagen worden und eben darum habe der Sieg dann auch nicht fehlen können. Nur ein Volk, welches ſich um ſein Heiligſtes, Teuerſtes gewehrt habe, ſei ſtark genug geweſen, die Söldlinge eines ganze Weltteile beherrſchenden Kaiſers zu überwinden. Und ſo ſei ein Volk immer ſtark und mächtig, wo es einmal einſehe und ſelbſt wolle; wo es aber nur für fremde Zwecke leben müſſe, wo der Ehrgeiz oder andere Leidenſchaften einzelner es zu ihrem Werkzeug machen, da gleiche ſein Leben einem lateiniſchen Gottesdienſt.

Schon während der Doktor von den Aufſtänden in Tirol und Norddeutſchland erzählte, rückten die Zuhörer unruhig hin und her. Es war ihnen anzuſehen, daß auch ſie hätten dabei ſein mögen, was bei den ungemein friedlichen Wäldernaturen etwas ſagen will. Als nun auch die Leipziger Schlacht vorbei war, ſagten viele, heute zum erſtenmal komme ſo ein Krieg ihnen vernünftig vor, da hätten ſie ſich freilich auch gewehrt bis auf den letzten.

„Noch vernünftiger aber wär's doch geweſen, wenn man ſchon früher eins geweſen wär' und zuſammengehalten hätte," bemerkte Franz.

„Warum hatte man denn das nicht getan?" fragten mehrere.

„Weil man nur gehorchte. Man diente dem Ehrgeiz einzelner, ließ ſich gegeneinander aufhetzen Jahrhunderte lang und verlor dabei alle Kraft, alle Selbſtändigkeit, wie das geht, wenn man gedankenlos folgen muß."

„Da hat der Doktor ganz recht," ſagte der Senn. „Wo man immer folgen muß und gar nichts einſieht, als daß man eben folgen muß, da murrt man verſtohlen, wird falſch und liederlich und rechnet's dabei noch immer für geraten, wenn man nur ungeſchlagen durchkommt. Das haben wir letzthin vom Weberle gehört. Ich muß ſagen,

ich hätte das Männlein für klüger gehalten; aber es iſt mir dann bald eingefallen, daß es wohl nie gern gehört worden wär' und ſo beliebt geweſen bei Hohen und Niedern, wenn es ſich auch um Geſetz und Recht bekümmert hätte. Man ſieht und hört ſo etwas nicht beſonders gern."

„Das wird nun anders werden," ſagte Franz. „Wenn auch ihr bei der Geſetzgebung vertreten ſeid, werdet ihr auch wiſſen wollen, was da ausgemacht wird und das wär' eben das Rechte. Ich möchte nur erfahren, wie es jetzt anderwärts zugehe und ob die Leute nicht auch erwachen, ſeit der Staat nicht mehr in Wien drunten iſt. Bis in acht Tagen hoff' ich euch davon erzählen zu können, denn übermorgen geh' ich nach Dornbirn, um zu ſehen, wie es mit den dort verwinterten Kühen ſteht, und da werd' ich dann ſicher mancherlei erfahren. Ich habe da und dort gute Freunde, die mir berichten werden, denn jetzt noch hört kaum ein Dorf etwas vom anderen, von nun an aber gehören wir alle zuſammen, da wir uns ja auch mit allgemeinen Angelegenheiten beſchäftigen dürfen."

„Ich geh mit," ſagte Klausmelker aufſpringend.

„Nur nicht ſo erſchrocken," ſagte der Doktor zum Margretle, welches bei dieſen Worten die Farbe wechſelte. „Es wird nicht lange währen, bis er wieder da iſt wie wir alle. Ja, jetzt halten wir zuſammen wie genagelt. Bring' noch etliche Flaſchen, daß wir unſere Bruderſchaft leben laſſen. Dieſer Abend iſt's wert."

„Ja, das iſt er," riefen alle beiſtimmend.

„Ich hab'," fuhr der Doktor fröhlich fort, „ich hab' das letztemal mit Franzen bereits gewettet, ihr würdet nicht mehr kommen. Und zwar tauſend Gulden hat er dran ſetzen wollen. Die wären hin, drum iſt's billig, daß ich auch ein kleines Opfer bringe zur Abbuße für die ſchlechte Meinung, die ich von euch gehabt hab'."

Man trank und plauderte und längſt war die zehnte Stunde vorüber, als der Senn zuerſt ans Heimgehen erinnerte.

Man ſah nirgends mehr ein Licht als im Pfarrhof. Dort ſaß der Pfarrer am Schreibtiſch und ſtudierte die Predigt für den nächſten Sonntag. Den ſchon früher entworfenen Vortrag über die nachteiligen Folgen der in neueſter Zeit überhandnehmenden Vermehrung der Wirtshäuſer hatte er ſoeben zerriſſen. „Nur auseinander jetzt,“ murmelte er. „Wo nur wenige ſind, bleibt's ruhiger. Jede Art Menſchen muß ihr Neſt haben, damit nicht alle mitſammen fortrennen. Auseinander um jeden Preis! Mag's mehr Lumpen geben, die haben noch keine Gemeinde verdorben, denn man kennt ſie. Vor allem muß der Wolf den Schafspelz laſſen, und da gibt's zu reißen, aber ich bin ja nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert!“

Siebzehntes Kapitel.

Was Franz auf seiner Reise nach Dornbirn erlebt.

An einem kalten Märzmorgen verließ Franz das Vaterhaus, um, wie er gesagt hatte, „sich einmal nach Menschen und Vieh zu erkundigen.“ Auf den starren Bergen lag der graue Himmel wie ein Eismeer. Nur die Wolken von trockenem Schnee, die an den kahlen eisbehangenen Felsen vorüberzogen, mahnten noch an Leben und Bewegung. Sonst schien alles gefroren zu sein. Der Tannenwald war noch ganz weiß und der Schnee auf den Ästen wartete, wie man sagte, auf Sturm. Das Feld*) mit all seinen Hügelchen und Gräben glich einer großen, mit weißem Moos bedeckten Ebene und bei jedem Fußtritt fielen hundert und tausend der von der Kälte in den Schnee geschnittenen Rosetten und den Eisfiguren in den Fenstern ähnliche Gebilde knisternd und klirrend zusammen. Das war dann aber auch so ziemlich alles, was man hörte, denn die Bäche schlichen unter der eisigen Decke geräuschlos dahin und Menschen und Tiere waren froh, daß sie in ihren Wohnungen bleiben konnten. Es war einer jener Tage, an welchen nicht nur der etwas feuchte Tobak in der Tasche starr wird, sondern sogar die Gedanken zu gefrieren scheinen; die Welt wird öd und leer, sobald man einen Augenblick allein ist. Jeder, der seine Wohnung,

*) d. h. die Wiesengründe.

ſein Dorf verläßt, wünſcht ſich einen Begleiter — wie menſchenſcheu er ſonſt auch ſein mag — und doch iſt eben an ſolchen Tagen nur ſelten jemand anzutreffen.

Franzen war es jetzt viel angenehmer, daß er nicht allein fort mußte, als zuerſt, da Klausmelker mitzugehen verſprach. Schon mehr als eine halbe Stunde ſaß er wartend beim Adlerwirt, wo Klausmelker zu ihm zu kommen gedachte. Endlich kam der kaum noch Erwartete, und ſein Ausbleiben über die beſtimmte Zeit hinaus entſchuldigend ſagte er, die Kuh, die geſtern gekalbet habe, ſei über Nacht gefährlich krank geworden. Es ſcheine, ob die Zigeunerin doch nicht für länger als ein Jahr helfen könne.

„Will doch noch geſchwind ſehen, was fehlt und was etwa zu tun wäre," ſagte Franz aufſpringend.

Klausmelker hielt ihn zurück. „Bei Leib und Leben, tu doch das nicht!"

„Warum nicht?"

„Annehmen tät der Vater von dir nichts und dann gäb's noch ſchöne Geſchichten, wenn er wüßte, daß wir mitſammen gehen ..."

„Ja ſo, er will ſich lieber von der Hexe helfen laſſen. Alſo gehen wir!"

Klausmelker hing ein kleines Päcklein in einem Schnupftuch an ſeinen Stock und gab dem Margretle den Regenſchirm, an welchem er es bisher getragen hatte.

„Schade, daß du ſo fremd gekleidet biſt, ſonſt wärſt du der Rechte, um uns den Brot und Käſe mit auf die Reiſe nehmenden Bauern von altem Schrot und Korn noch einmal recht zu vergegenwärtigen," ſpottete Franz, indem er voran zur Türe hinausſchritt.

„Weſſen Brot ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge," lachte Klausmelker.

„Ich nicht!“

„Ja, es iſt ein verteufeltes Ding. Auch mir geht's nicht ſo leicht als Mariannen und nie könnt' ich ſo vergnügt dabei werden, wie ſie zuweilen, doch auch immer ſeltener.“

Jetzt hatte Franz ſeinen Begleiter da, wo er ihn haben wollte. Klausmelker war im ganzen gar nicht ſein Mann und gewiß hätt' er nicht ſo lang auf ihn gewartet, wenn er nicht Mariannens Bruder geweſen wäre. Er hatte nicht die Abſicht, dieſen für ſich zu gewinnen oder mit ihm Pläne gegen Barthle zu ſchmieden, aber er hoffte, nun einmal recht viel von der Geliebten zu hören, und das machte ihn immer glücklich, da er ja von ihr nur Gutes vernehmen konnte.

„Mariann,“ ſagte Franz beinahe feierlich, „könnte in keiner Lage recht unglücklich und mißvergnügt werden. Sie hat den Himmel in ſich!“

„Ja, ja, ſie hat ungemein glückliche Anlagen,“ meinte Klausmelker. „Es tät mich gar nicht wundern, wenn ein herz- und gedankenloſes Ding an ihrem Platze glücklich wär', aber wie ſie es macht, um immer zufrieden ſein zu können, das begreift unſereiner wahrhaftig nicht. Ich muß ſchon ſagen, mir tut das Gefühl, meine Pflicht getan zu haben, nie recht wohl, wenn ich ſchon dem Vater viel beſſer diene als ſie.“

„Beſſer?“

„Ja beſſer. Sie ſagt oft ihre Meinung ſo deutſch, daß ich ſchon oft — beſonders zuerſt — darüber ſtaunen mußte. Aber ihr Widerſpruch ſcheint dem Vater faſt lieber zu ſein als mein Beifall; meine Einwendungen werden weniger beachtet als ihr Schweigen. Ich glaube nicht, daß er ſie liebe, aber die Hexe — daß ich ſo ſag' — weiß ſeine Neigung täglich aufs neue zu gewinnen.“

„Wie," fragte Franz erſtaunt, „du glaubſt nicht, daß er ſie liebe? Warum ſollte er dann ſo beſorgt ſein um ſie?"

„Das iſt Pflicht."

„Nein — er muß ſie lieben!"

„Und ich ſag': er kann nicht. Er weiß ſie nicht zu ſchätzen, er verſteht ſie nicht. Aber ſchon ihre Neigung zu dir, die ſie nie verleugnet, müßte ſie ihm zuwider machen. Du würdeſt ſtolz werden, wenn du wüßteſt, wie groß das Mädchen von dir denkt und wie hoch es dich ſchätzt."

Franz war allerdings dem „Schattenſchwager" noch nie ſo grob begegnet, als er wohl anderen ſeiner Art, die ihn nicht an die Geliebte erinnert hätten, begegnet ſein würde, aber ſo freundlich hatte er doch auch noch nie mit ihm geredet wie jetzt: „Nein, Klausmelker, ich würde nicht ſtolz, denn ich weiß nur zu gut, daß ich ihrem Franz noch gar nicht ähnlich ſehe. Das Bild, das ſie ſich von mir macht, iſt nur mein Vorbild; ſo ſollte, ſo möchte ich werden, um nicht mehr denken zu müſſen, daß ich ihrer nicht wert ſei."

„Es tut einem aber doch wohl an Leib und Seel', wenn man auch irgendwo noch etwas gilt. Die, die uns lieben, machen uns Mut zu dem, was ſie von uns erwarten."

Das hatte Franz vom Klausmelker nicht zu hören erwartet. Was wollte der wohl ſagen mit dieſen Worten? Vielleicht ihm Vorwürfe machen wegen ſeiner Kälte gegen ihn? Oder wollte er ihn zu gewinnen ſuchen? Franz hätte nicht eingeſehen warum. Er machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er von ihrem Bruder nur Böſes zu denken geneigt ſei; doch ſuchte er immer noch vergebens eine Antwort auf die Frage, wo der wohl ſo die Sprache des Herzens reden gelernt habe. Freilich blieb er oft länger beim Adler ſitzen als die anderen, aber Franz hatte darum noch an keine

Liebschaft geglaubt, weil er meinte, Barthles gehorsamer Sohn werde mit diesem Kinde des Adlerwirts noch weniger weit sich einlassen als mit dem Rösle, welches doch noch einen ehrlichen Vater und eigenes Vermögen gehabt hätte. Um gleich ins klare zu kommen, fragte er Klausmelkern gerade heraus: „Wie gefällt dir das Margretle?"

„Wie kommst du auf das?" fragte der Begleiter betroffen zurück.

„Es gleicht so ziemlich dem Rösle."

„Nein, nein, das ist ganz anders," sagte Klausmelker hastig.

Franz hatte nicht Lust, eine Antwort zu erbetteln und zu erpressen, die ihn offen und freiwillig wirklich gefreut haben würde. Wie um sich auf andere Gedanken zu bringen, blieb er stehen, und sich dem eben verlassenen Dorfe zuwendend sagte er: „Mir wird immer ganz eigentümlich, wenn ich einen Ort verlasse, und jedesmal — geh' ich auch nur auf wenige Tage fort — muß ich mich fragen: Wie wird's wohl aussehen, wenn du wiederkommst? Beim Fortgehen aus der Heimat hab' ich immer zwei Gefühle. Ich erinnere mich so recht an die Unsicherheit und Unbeständigkeit alles Zeitlichen, dabei fühl' ich auch wie sonst nie, mit wie vielen Banden ich an die Heimat gefesselt bin."

„So etwas macht mir nie weh," sagte Klausmelker immer vorwärts gehend. „Wenn man auch auf ein Jahrhundert fortginge, da würde sich nicht viel ändern. Auch dann noch würden stark ein halbes Tausend Josesse, Hansmichel und Marien herumlaufen, die man von den heutigen kaum unterscheiden könnte. Die alle würden sich gaffend vor dich hinstellen und dir mit Stolz erzählen, daß unterdessen alles hübsch beim alten geblieben sei."

„Und unsere Lieben?" fragte Franz im Tone des

Vorwurfs, indem er ſich wieder zum Gehen wandte und dem Begleiter nacheilte.

Dieſer aber blieb nun ſtehen, und nachdem er eine Zeitlang wehmütig zurückgeſchaut hatte, ſagte er, ſich die Augen wiſchend: „Du haſt recht — aber marſch jetzt! Das ſind Sachen.“

Franz blickte ihn erſtaunt an. Er ſah wohl, daß er mit ſich ſelbſt kämpfe. „Was fehlt dir?“ fragte er mitleidig.

„Nichts — ich gehe reicher fort, als ich hergekommen bin.“ —

„Wie meinſt du das?“

„Damit,“ ſagte Klausmelker, den Kopf aufrichtend, „damit mein' ich, daß das Margretle ſo gut mein iſt, als das Anneli dein.“

„Das Mädchen iſt aber arm — ärmer noch als das Rösle.“

Klausmelker empfand den Vorwurf, der in dieſen Worten lag, jetzt nicht mehr ſo ſchmerzlich, wie er ihn wohl vor einem halben Jahr empfunden haben würde. Mit einer Herzlichkeit, die Franzen ſeine harte Rede bereuen machte, antwortete er: „Wenn ich das Rösle ſo recht und ganz geliebt hätte, würde uns nichts voneinander gebracht haben. Übrigens iſt das Margretle nicht ärmer als ich, denn ich mag nicht mehr da ſitzen und auf des Vaters Tod und die Erbſchaft warten.“

„Was habt ihr denn wieder miteinander, du und er?“

„Jetzt nichts mehr, gar nichts mehr als den ſtarren Sinn. Ich hab' gewählt zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit, der Ruhe eines Gebundenen und der Arbeit für mich und meine Lieben, ich habe gewählt, Freund, und ich geh' nicht mehr mit dir zurück.“

Franz wurde durch dieſe entſchiedene Sprache lebhaft

an ſeinen ehemaligen Spielkameraden erinnert. Das war wieder einmal ganz der alte Klausmelker. „Lieber Freund!“ ſagte er herzlich, „haſt du auch alles gehörig überlegt?“

„Nichts mehr von Überlegung! Jetzt muß es anders werden. Ich hab' überlegt, bis ich mir gar nichts mehr traute, ich kroch heim und verbrauchte mehr Kraft dazu, mich zu beherrſchen, als mancher braucht zum Glücklichwerden. Und ich bin es doch nicht worden durch mein Kriechen und Überlegen. Nur eins hab' ich der Rückkehr zu danken, aber auch das bekam ich nicht durch Überlegen. Haſt du nie bemerkt — nein, ich ſelbſt merkte lange nicht — wie der Trotzkopf mich weckte und veränderte?“

„Und nun willſt du fort?“

„Ja, doch das Margretle kommt bald nach; das mag nur nicht ſo ganz ohne Wort und Werk gehen, wie ich das muß.“

„Aber wohin?“

Nun erzählte Klausmelker, der Adlerwirt habe vor einigen Wochen aus Amerika geſchrieben, wo ihm ganz gut gehe. Er hatte ein größeres Grundſtück mit mehreren Deutſchen gekauft, und es fehlte ihm jetzt an nichts, als an Arbeitskraft. Zwar, ſchrieb er, arbeite er ſelbſt erſtaunlich fleißig, denn er habe bald geſehen, daß das Mitgebrachte nicht weit reichen würde, und ſo faul und ſo dumm als man meine, ſei er eben nicht. Auch bereue er ſeine Flucht und käme von Herzen gern zu den lieben Kindern zurück, wenn er noch könnte und dürfte. Er fühle ſich alt und verlaſſen, und es gäb' auf der Welt keine größere Freude für ihn, als wenn die Seinen daheim machten ſo gut ſie könnten und zu ihm kämen. Der Wirtin hatte dieſer Brief keine Freude, dem Margretle aber, welches des Vaters wegen am bekümmertſten war, ſehr viel Kopf-

arbeit gemacht. Es las ihn Klausmelkern vor und ſagte: Es wollte, es wäre beim Vater. „Und ich wollte das auch," ſagte er. Die beiden waren bald entſchloſſen. Die Mutter war wohl dagegen, aber ſie mußte nachgeben. Nur daß ſie das Kind gleich mitlaſſe, hätte man ſie nicht bereden können. Der Mann, ſagte ſie, habe ſie zu elend gemacht, zu oft angelogen, um ihm noch glauben und trauen zu können. Klausmelker, der jedenfalls leichter wieder zurück konnte, wenn er wollte, gedachte alſo den Adlerwirt aufzuſuchen und dann zu ſchreiben.

„Haſt du Schriften bekommen und Reiſegeld?" fragte Franz, dem noch alles wie ein Traum vorkam.

„Einen Heimatsſchein hab' ich ohne Fragen bekommen, da ja ein fremd Gekleideter ohne einen ſolchen kaum vor die Haustüre hinausgehen darf. Nun fehlte nur noch die letzte Wegzehrung und die — ja die hab' ich auch gefunden oder geſtohlen, wenn du lieber willſt. Der Barthle läßt ſich nie ſo auskommen*), daß er gleich einen Wald abholzen muß. Einige hundert Gulden verſteckt er in einem alten Strumpf immer irgendwohin und zwar ſo gut, daß er ſie auch ſchon ſelbſt nicht mehr gefunden und dann mich für den Dieb gehalten hat. Ja, Freund, ſo ſteht's, und ‚unnötige Gedanken bringen unnötige Werke', ſagt das Sprichwort. Ich hab' ſo ein Neſt gefunden, ausgenommen und einen Brief darin zurückgelaſſen, in dem es heißt, ich hätte nur getan, was man längſt von mir erwartet. Ich glaubte auch noch einigen Anſpruch zu haben auf ſeine Hilfe, wenn ich ſchon kein Heuchler mehr ſei. Da er aber das vermutlich nicht glaube, ich auch nicht gern mit ihm ſtreite, hab' ich mir gedacht: wer weit frage, werde weit gewieſen. Er ſelbſt ſei ſchuld, daß ich mich nicht mehr für

*) von Gelde kommen.

seinen Sohn ansehe und mir den Knechtlohn selbst nehme. Es sei das der letzte Kummer, den ich ihm mache, und er könne froh sein, die verhaßte ‚Adlerwirtspfau' nicht neben sich sehen zu müssen.

Franzen war gar nicht wohl, da er diesen Menschen, den er für einen Schwächling hielt, so aufgeregt vor ihm dastehen, gleich einem mit Gewalt niedergehaltenen Baumstamm in die Höhe schnellen sah.

Schweigend schritten die beiden vorwärts. Franz ging immer langsamer; er hätte Klausmelkern, hätte die Zeit zurückhalten mögen und wußte doch gar nichts anzufangen.

Beim Wegweiser neben der Kluser Brücke standen beide wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich still und Klausmelker sagte: „Ich muß mir in Bezau noch einen Paß vom Gericht holen; du wirst den kleinen Umweg wohl mitmachen, da wir doch schon früher mitsammen auf Abwege kamen; heut' nun ist's das letztemal —"

„Ich dachte viel zu tun in Bezau," antwortete Franz traurig, „doch nun ist mir die Lust zu allem fort. Aber geh doch langsam, wir kommen heut' immer noch weit genug!"

„Nein, schnell," drängte Klausmelker, „mir geht's viel zu ruhig, viel zu still. Man hört nichts als den Herzschlag, seinen Schritt und hier und da den Knall eines erwarmenden Baumes. Es ist nicht zum Aushalten vor Langweile. Mir wäre recht laut und recht schnell am liebsten. Komm, brr, brr!"

Klausmelker lief so schnell, daß Franz ihm kaum zu folgen vermochte. „Freund," sagte er, den immer noch rascher Gehenden am Arm erfassend; „du bist jetzt in einem Zustande, in dem du nicht den wichtigsten Schritt deines Lebens tun solltest."

„Laß mich," rief Klausmelker, sich mit Gewalt los-

machend. „Ich hab's ſchon geſagt: die Zeit der Überlegung iſt vorbei. Ich mag nicht mehr vorwärts denken und nicht mehr zurück. Da bin ich und vorwärts will ich."

„Aber was treibt dich denn auf einmal fort? Mariann hat mir geſagt, du und der Vater hätten den beſten Frieden."

„Ja, ſo lang ich ihm von jedem Schritt und jedem Wort und jeder Abſicht erwünſchte Auskunft gab."

„Aha — und nun deine Schritte zum Adlerwirt —"

„Nein, da war alles in Ordnung, bis der Vater hörte, daß die Geſellſchaft gegen den Pfarrer aufgetreten ſei."

„Das hat ſie aber nicht getan."

„Darum hat der Vater doch davon hören können und eben auf das kommt's an," ſagte Klausmelker und erzählte nun, wie und mit welchen Worten ihm dann das Haus verboten worden. Darauf ſei dann eine Wut in ihn gefahren, daß er alles hätte zuſammenſchlagen mögen. Mariann habe ſich ordentlich gefürchtet vor ihm und auch der Vater habe nicht gewagt, ihn zu ſchlagen, als er vom Margretle geredet, er habe den ſchon ergriffenen Prügel ins Fenſter geworfen, daß die Scheiben auf die Gaſſe geflogen, und ſei zum Pfarrer gegangen. Dieſer Sturm hab' ihn nun fortgetrieben. Die Freundlichkeit des erſt abends wieder heimkommenden Vaters habe da nichts mehr zu ändern vermocht, ſondern er habe ſie nur dazu benützt, ſich die Erlaubnis zu erbitten zur Reiſe nach Dornbirn. Die habe der Vater ihm gleich gegeben, obwohl daheim noch mancherlei zu tun wäre. Abends ſei er dann verſtohlen zum Adler und habe ſich recht gefreut, als er gehört habe, daß auch Franz gehen werde und er nun doch mit ihm noch reden und ihm den Sachverhalt erzählen könne. „Und nun bin ich da," ſchloß er. „Von keinem Menſchen hab' ich Abſchied genommen, als vom Margretle. Daheim hätt' ich kein Wort ſagen dür-

ſen, wenn ich auch nicht hätte fürchten müſſen, der Vater würde ſich dann nach ſeinem Strumpf umſehen. Ich bin nicht der kalte herzloſe Menſch, für den man mich hält, ſonſt würd' ich gar nicht gegangen ſein."

Raſch und ohne den Gruß eines ihnen Begegnenden zu erwidern, ſchritten die beiden ins Dorf Bezau hinein. Franz glaubte ſchon, den alten Barthle ſeinem Sohn und deſſen Verführer ſeinen furchtbarſten Fluch nachdonnern zu hören; er ſah Mariannen kummerbleich und mit verweinten Augen vor ihm ſtehen und ihm Vorwürfe machen, daß er den Bruder ſo ins Elend habe ziehen laſſen. Hätte Klausmelker ihm ſeinen Entſchluß ruhiger, leidenſchaftsloſer mitgeteilt, ſo würde ihm derſelbe weniger Angſt und Weh gemacht haben als jetzt, da er ihn einzig für den bald wieder verhallenden Nachklang einer böſen Stunde halten zu müſſen meinte. „Wenn es ihm wieder anders wird?" fragte er ſich immer aufs neue und ſtellte ſich dann ſchaudernd die traurige Lage des durch einen unüberlegten Schritt für immer heimatlos Gewordenen vor. Er glaubte nur Zeit gewinnen zu müſſen, dann werde der Aufgeregte von ſelbſt ernüchtern, und er atmete wieder leicht auf, als dieſer jetzt ſo ruhig und trocken wie ſonſt immer ſagte: „Mir wird's kalt und hungrig, ich hab' in den letzten Tagen gar nie recht eſſen mögen."

„Dem kann dort leicht abgeholfen werden," ſagte Franz auf ein Wirtshaus zeigend. „Ich wollte ohnehin da einkehren, aber du haſt gemacht, daß ich gar alles vergaß. Wir wollen doch auch noch hören, was und wie hier im Mittelpunkt unſeres Ländchens von der neuen Ordnung der Dinge geredet werde."

Herzlich froh, nun doch nicht mehr mit ſeinem aufgeregten Begleiter allein ſein zu müſſen, hüpfte Franz die ſteinerne Treppe hinauf und ſtand ſchon oben vor der Türe,

als Klausmelker, der noch unten war und mit dem Schneebesen auf die Schuhe schlug, unwillig murmelte: „Mir ist's verdammt egal, was da die Geldsäcke rasseln, die am hellen Werktag sich im Wirtshaus breitmachen."

„Komm," drängte Franz, „es geht laut zu; hören wir einmal, was los ist, bevor wir urteilen."

Klausmelker legte seinen Stock mit dem Päcklein auf eine Bank und ging Franzen nach in die Stube, wo plötzlich alles still geworden war.

„Ich möchte gar nicht schwätzen," begann der Wirt, nachdem er die Eintretenden sorgfältig gemustert hatte. „Wie es der Landesvertretung gehen wird, sehen wir hier an der Gemeindevertretung. Immer hat sie Händel entweder mit dem Gericht oder mit der Gemeinde. Und just so, sag ich, geht's dem Landtag. Nichts wird er sein als ein Lammtag, welcher die weiter oben gemachten Fehler zu tragen hat, und regt er sich und wehrt er sich, so kann man ihn gar nicht brauchen. Oder was meinst du, Krämerle?"

Das so angeredete Männchen verzog das pfefferdütengraue Gesicht zu einem eigentümlichen Lächeln und erwiderte: „Ich hab' meine Meinung längst ausgesprochen. Die Regierung hätt' uns schon genug Unkosten gemacht ohne Landtage. Was nützt uns eine Vertretung, die nur noch unsere Lasten vergrößert? Da kommt die Gewerbefreiheit und noch gar diese Zertretung — ja ganz gewiß Zertretung, hähähä!"

Am hintern Tische richtete sich ein großer Mann langsam auf und fragte mit kräftiger Stimme: „Was meinst, Krämerle, wieviel Batzen mag so ein neues Gesetz kosten? Vorzeiten hast du deinen Jungen für eine Herrenlaune in den Krieg ziehen lassen; für uns aber und unser Land — ja das ist was anderes — da will man keinen Kreuzer zahlen."

Der neben dem Großen ſitzende, von der Wirtin leiſe „Unterlehrer" angeredete junge Mann hatte jenen ſchon mehrmals mit dem Ellbogen geſtoßen und vielſagende Blicke nach dem Herrenſtüble geworfen. Der Große ſtieß ihn endlich unwillig weg und ſagte rauh: „Herrgötte, ſind das Menſchen! Für euch iſt wahrlich die ſchlechteſte Regierung gut genug. Iſt aber ein Glück für euch, denn beſſer wird's da nie werden, wenn ihr euch nicht an verwöhntere und beſſere Menſchen anſchließt."

Jetzt öffnete ſich die Türe und zwei Gendarmen traten herein, um, wie ſie ſagten, nach bayriſchen Zigarren zu ſuchen. Außer dem Unterlehrer verließen alle die Stube. Auch Franz und Klausmelker würden gegangen ſein, wenn nicht ſchon ein Mittageſſen beſtellt geweſen wäre. Es blieb ganz ſtill in der Stube, bis ein welſcher Bilderträger kam und mit wichtiger Miene ſeine Gebetbücher und Heiligenbilder auslegte. Die Wirtin ſuchte ſich den Florian heraus, welcher den größten Eimer hatte, während ihre Tochter ſich die buntbeklebten Deckel der alten Bücher mit neuen Titeln beſah. Der hungrige Händler wollte ſie auswählen laſſen für ein anſtändiges Eſſen, aber das Mädchen ſagte verächtlich, es möge jetzt gar keine anderen Andachtsbücher mehr als ſolche mit blauen Deckeln. Die paßten am beſten zu ihm und auch die Gerichtsherrenfräulein hätten keine anderen als blaue.

Die Gendarmen, die keine Zigarren, wohl aber einen verbotenen Kalender gefunden hatten, waren ſchon wieder fort, als den beiden Reiſenden das verlangte Mittageſſen aufgetragen wurde. Klausmelker langte ſogleich herzhaft zu, Franz aber klagte, daß er um den Appetit und um alles gekommen ſei.

Wieder öffnete ſich die Tür und ein mit bunten Papierſtreifen wunderlich geſchmückter Burſche von mehr als

zweideutigem Aussehen trat herein und verkündete singend, er sei der Frühling, der der Menschen Herz erfreue. Er komme, um ein Opfer zu bitten und werde einst segnend der Geber gedenken. Dann kam der Herbst, in welchem Klausmelker sogleich die Zigeunerin vom vorigen Winter erkannte. Sie meckerte ein frommes Lied und bot dann ihre Früchte zum Verkauf. Die Wirtin kaufte nichts, beschenkte jedoch die beiden reichlich; denn, sagte sie, als die Türe hinter ihnen zugefallen war, mit solchen Leuten mache sie so gut als möglich. Man wisse gar nicht, wer sie seien und was sie können.

„Die war im letzten Winter als Zigeunerin hier," bemerkte Klausmelker, Franzen einen bedeutenden Blick zuwerfend.

„So," fuhr dieser auf, „dann sind die Gendarmen zu früh da gewesen. Doch, wenn ich das gewußt hätte, dann würd' ich ihr schon selbst fortgeholfen haben."

„Dazu," fiel die Wirtin ein, „dazu tät ich dann auch noch etwas sagen."

„Und was?"

„Die Alte hat nichts Unrechtes getan. Ihr Lied ist recht schön gewesen und ich möchte nicht, daß die Leute, die mehr können als andere, unzufrieden aus meinem Hause gingen."

„Wenn sie mehr kann als andere, warum hilft sie dann nicht erst sich selbst?" fragte Klausmelker.

Franz war aufgestanden und hatte der Alten lange nachgeschaut. Die also war es, die den Barthle übertölpelt und Mariannen so viel Kummer gemacht hatte. So wichtig war ihm noch nie eine alte Bettlerin vorgekommen als diese. Ihr so sicheres Auftreten war nur zu bezeichnend für seine Landsleute. Wenigstens der Mehrzahl, meinte er, werde dadurch ein Armutszeugnis ausgestellt, und

er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Gedanken offen auszuſprechen: „Die Hexe kennt unſere Leute, die ſich ſo gern am Narrenſeil führen laſſen. Das dümmſte Geſchwätz und das erbärmlichſte Lied können Wunderdinge, wenn dabei nur viel heilige Namen mißbraucht werden. O, die faſt- und kraftloſe Geiſtesnahrung, die den Armen von ihren Apothekern gereicht wird, hat allen Geſchmack verdorben.“

Der Unterlehrer, ein reicher Bauernſohn aus einem Nachbardorf, den nur die Furcht vor der Rekrutenaushebung in die Schule trieb, und der, um das ihm fehlende Talent zu erſetzen, ſich überall als erwünſcht gehorſamer Diener zeigte, brauchte ziemlich lange, bis er ſich von ſeinem Staunen über dieſe Rede wieder ein wenig erholt hatte. Dann heftete er den Blick ſcheu auf die langſam ſich öffnende Türe der Nebenſtube, in welcher er den Pfarrer ſchon lange huſten hörte, und ſagte: „Kommt doch nicht ſo in die Hitze wegen einer Kleinigkeit. Wer ſollte das ändern — wer könnte das?“

„Ich kenne Sie nicht,“ ſagte Franz; „ich weiß auch nicht, aus welchem Dorfe Sie ſind, aber ich hab' Sie Lehrer nennen hören und muß darüber ſtaunen, daß Sie ſo blitzdumm fragen können. Gerade Ihre, und Ihre ſchönſte Aufgabe wär's, die Leute denken zu lehren.“

„Mein Gott! Man ſagt ihnen oft, das und das ſei nur Aberglaube.“

„Aber von dem und dieſem und jenem wird nichts geſagt, weiß man vielleicht auch nichts. Wär's nicht klüger, jeden ſelbſt auf die Füße ſehen zu laſſen, als ihm die Augen verbinden, um als Wegweiſer zechfrei mitgehen zu können? Durch einen Machtſpruch nur wird der Aberglaube ſchwerlich überwunden werden.“

„Das iſt grauſam hochmütig geſchwätzt für einen Bauern,“ ſagte die Wirtin ſtreng. „Ärger könnte es wohl auch

der Bub' des Freimaurers in — Dings — nicht, von dem ſein Pfarrer letzthin dem Dekan eine Stunde lang erzählte."

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl ſo heftig vom Platze gerückt, daß die Wirtin erſchrocken zuſammenfuhr und ordentlich zu zittern anfing. Franz warf aufſtehend das Geld für Eſſen und Trinken auf den Tiſch und unter der Stubentür ſagte er lachend: „Des Freimaurers Bub' in Dings würde ſicher nicht ärger ſein."

Franz ſtand ſchon vor der Haustür, als Klausmelker, der ſeinen Pack und den Stock ſuchte, plötzlich wie ein Huſar zu fluchen anfing: „Die verdammte Hexe hat mir mein Päcklein mitgenommen. Jetzt wollt' ich doch, daß hundert Millionen —"

„Still, ſtill" — ziſchelte die herauseilende Wirtin. „Was iſt geſtohlen worden? Macht doch keinen Lärm! Ich will von Herzen gern alles erſetzen, daß man die Plagerei nicht haben muß mit den Gendarmen und den Herren."

„Nein," ſagte Franz entſchieden. „Das Päcklein mag zum Teufel gehen, aber die Schelmin muß her um jeden Preis!"

„Der Heimatſchein iſt drin. Himmel tauſend, der muß her und das andere auch," ſchrie Klausmelker, ſchon dem Amtshauſe zuſpringend.

Franz rief dem Eilenden nach, er werde hier vor der Tür auf ihn warten. Er war in dieſem Augenblicke wirklich entſchloſſen, nicht mehr in die Stube zu gehen, auch wenn er ſtundenlang da warten und halb erfrieren müßte. Als aber der immer näherrückende Schatten ſeine kalten Ohrfeigen auszuteilen begann, da kam Franzen ſein Eigenſinn zuerſt traurig, dann auch lächerlich vor. Was gingen ihn dieſe Leute an und was er ſie? Mit dem feſten Vorſatz, unter dieſem Dache kein ernſtes Wort mehr zu reden, ging er endlich wieder in die Stube zurück.

Als er nun da behaglich und warm saß, lächelte er über den wunderlichen Zwischenfall, der ihn noch vor wenigen Minuten ordentlich geärgert hatte. Es war nun wenigstens Zeit gewonnen, denn schwerlich erhielt Klausmelker sogleich einen Paß, ohne den Heimatschein vorzeigen zu müssen. Allerdings änderte das an Klausmelkern selbst nichts, doch die Reise mußte verschoben werden und er konnte sich unterdessen die Sache noch einmal recht überlegen.

Der Lehrer saß noch immer beim Schoppen und las in einer Zeitung. Endlich legte er dieselbe vor sich auf den Tisch, zündete sich eine Zigarre an und fragte: „Will der andere in die Fremde, daß er einen Heimatschein bei sich hatte?"

„Nach Amerika," sagte Franz, den Lehrer etwas verächtlich ansehend. Er meinte, in diesem Worte liege etwas, das so einen Menschen seine Schwäche einmal recht empfinden lasse.

Der Lehrer besah sich lächelnd seine Zigarre und murmelte: „So — also auch ein Unzufriedener! Sie gehen gewiß mit?"

„Nein."

„Geht er ganz allein?"

„Ja."

„Das tät ich nicht."

„Ich glaub's von Herzen gern."

„Hier ist auch einer, von dem man sagt, er werde gehen, und ich zweifle auch nicht, daß es wahr sei. Wunderlich ist er genug dazu und stößt bei uns immer und überall an. Haben Sie den Großen nicht beachtet, der vorhin so aufbegehrte?"

Jetzt rückte Franz etwas näher zum Lehrer. „Wär's der?" fragte er.

„Ja, er hat früher die Lieferung von Stickereien be-

ſorgt; es ſoll ihm aber nicht beſonders gut gegangen ſein. Das Haus dort mit den grünen Läden iſt das ſeine."

Jetzt kam Klausmelker mit zwei Gendarmen, die im Wirtshauſe ſchnell die noch nötigen Erkundigungen einzogen und ſich dann zur Verfolgung der Diebin auf den Weg machten.

Auch die beiden Reiſenden verließen die Stube und Franz fragte gleich vor der Türe: „Haſt du einen Paß erhalten?"

„Nein."

„Und nun?"

„Ich könnte auch ſonſt gehen wie —"

„Wie der Adlerwirt, wie ein Dieb. Sag mir nur, ob auch das Margretle weiß, woher du das Reiſegeld haſt?"

„Nein, dem guten Mädchen fiel es nie ein, den reichen Bauernſohn ſo etwas zu fragen. Auch ich hab' mir ſelbſt deinen Vorwurf umſonſt zu überlärmen verſucht."

„Geh du wieder mit zurück und laß dem Vater ſein Geld. Wer für ſeine und die Zukunft eines lieben Mädchens ſorgen will, der muß auch den Mut haben, herzhaft zu ſagen: Jetzt ſo iſt's, Vater, und ſo bleibt's, ich mag gehen oder bleiben. Vielleicht iſt dann der Barthle gar ſo hart auch nicht als du meinſt."

Klausmelker ſchüttelte den Kopf: „So wenig als du und der Pfarrer lang beliebt ſein können, ſo wenig werden ich und der Vater eins."

Die beiden waren vor dem Hauſe mit den grünen Läden angekommen und Franz flüſterte ſeinem Begleiter zu: „Da drinnen ſoll auch einer ſein, der ſpäter mitgeht. Wir wollen mit ihm reden, komm!"

Der ehemalige Lieferant war ſehr erſtaunt, als Franz, kaum in ſeine Stube gekommen, ihn fragte, wie bald er nach Amerika gehe. „Euch muß einer gewaltig in den April

geſchickt haben," lachte er. „Wenn ich noch jünger wäre, dann wohl, dann alles lieber, als noch einmal Lieferant werden."

„Iſt denn das ſo ein ſchlechtes Geſchäft?"

Der freundliche Mann ſchob den beiden Stühle zu und lud ſie zum Niederſitzen ein, er ſelbſt aber blieb ſtehen und ſagte: „Unſere jetzigen Stickerinnen machen es einem ſchlecht genug. Seit das Frommſein als beſtes Mittel gegen die Aufklärung Mode worden iſt, haben es die Stickerinnen wie die Obſtlerin, welche das Dutzend um fünf Pfennige kaufte und um einen Kreuzer*) hergab, indem ſie meinte, die Menge mache den Profit."

„Wie kann man aber die Fehler der Stickerinnen und die Frömmelei zuſammennehmen und verurteilen mit dem gleichen Spruch?"

„Ganz leicht. Kann ſo ein armer Lieferant von Stickereien es beſſer verlangen als die Lieferanten des himmliſchen Vaters? Und die ſind herzlich zufrieden, wenn bloß recht viel Ware geliefert wird. Wenn nur dann der Fabrikant auch ſo reich und ſo barmherzig wäre wie Gott; doch der will ſich nicht betrügen laſſen und die ſchlechte Arbeit für gut bezahlen. Die Stickerei iſt eben eine Kunſt, zu der der ganze Menſch mit Leib und Seele gehört."

„Jetzt verſteh' ich's etwas beſſer," ſagte Franz nach einer Pauſe. „Ich glaub' auch wirklich, daß wahre Andacht und Kunſtſinn einander verwandt ſind."

„Allerdings," eiferte der Lieferant, „und Gewiſſenloſigkeit und Hudelei und Heuchelei auch. Als ich noch jung war, vor etwa zwanzig Jahren, da hatt' ich ordentlich meine Freude, mit unſern ſchönen Arbeiten in die Schweiz zu gehen. Ja, ich war ſtolz auf das, was wir leiſteten und hätte mein Geſchäft nicht um das glänzendſte auf der Welt

*) Ein Kreuzer hatte vier Pfennige. (A. d. H.)

vertauſcht. Damals machten wir unſerm Ländchen Ehre. Die Mädchen waren eben mit Leib und Seele dabei und von Herzen gern hab' ich immer das Schwierigſte, darum auch am beſten Bezahlte hereingebracht. O, die haben's ſchon machen können, denn Luſt zum Ding macht alles ring (leicht). Da kam die gute Zeit für ſie und größtenteils ihrem Fleiß hatten ſie den hohen Lohn zu danken. Nun aber meinte man, es ſei genug, wenn nur viel gemacht werde. Die Tröpfle hatten, das ſah ich jedem geſtickten Röslein an, mit Gott und der Welt zu ſchachern angefangen; es kam die fromme Zeit und die gute Arbeit war weg. Reſpekt vor frommen Menſchen! Aber die Selbſtſucht kann ich nicht leiden, ſie mag ſo heilig ſein, als ſie will, drum hab' ich mein Geſchäft aufgegeben. Daß jetzt unſere Pfuſcherinnen nichts Rechtes mehr zum Verſtechen bekommen, iſt ganz recht, aber daß auch die Fleißigſten und Beſten dabei leiden müſſen, iſt traurig. Wohl ſind ihrer nur wenige, aber eben darum ſollten ſie ſich zuſammentun. Wenn ſie das Lieferungsgeſchäft ſelbſt hätten, würden ſie mehr verdienen, viel lernen und bald würde man wieder lieber ſchön arbeiten als maſſenhaft. Es iſt eine Schande, daß die Selbſtſucht aus unſeren Künſtlerinnen Tagwerkerinnen macht."

Dieſer Gedanke war Franzen ganz neu und es war faſt, ob er für denſelben einen paſſenden Ort ſuchte. „Über den Handel," ſagte er, „hab' ich noch ſelten nachgedacht. Mein Vater hat mir geſagt, daß die Selbſtſucht der Krämer die Welt verſorge, und ſeitdem kann ich ſolche Gewichtträger gar nicht mehr leiden."

„Dieſe Selbſtſucht," fiel der Lieferant ein, „bedient uns eben, ſo gut es von ihr zu erwarten iſt. Beſonders hier, wo der einzelne den Wurf in der Hand hat, geht es oft wunderlich zu. Jeder ſollte ſelbſt Unternehmer werden.

Eine Gesellschaft von Stickerinnen muß auch jetzt einem Unternehmer den Lohn geben, warum soll sie ihm auch noch Profit lassen für den dümmsten Streich, weil er zufällig reich — vielleicht aber nicht auch klug — genug ist, das Geschäft zum Vorteil des Landes zu führen? Erst wenn Arbeiter und Unternehmer einig sind und sich hier und in der Welt draußen in die Hände arbeiten, wird alles gut gehen. Das wär' nach meiner Ansicht die schönste Bruderschaft, denn nicht nur Fleiß und Wohlstand würden wachsen und uns unabhängig machen, sondern auch der Gemeingeist unserer Väter tät wieder über uns kommen, uns erziehen und zu den schönsten und größten Taten befähigen und stärken."

Das war einmal etwas für Franzen. Bisher war er nicht nur dem immer spottenden Sepp, sondern auch sich selbst mit seinem Streben, die auf mancherlei Weise voneinander getrennten Landsleute wieder zusammenzubringen und den Gemeingeist zu wecken, beinahe vorgekommen wie ein Schiffbrüchiger, der auf einer einsamen unfruchtbaren Insel seinen vom Hunger zur Verzweiflung getriebenen Unglücksgefährten vorpredigt, sie sollten sich doch nicht mehr streiten um den letzten harten Bissen Brot. Man gesteht ihm zu, daß er eigentlich recht hätte, doch damit wird wenig anders und nichts besser, solang er keine Hoffnung wecken, keinen Rettungsweg zeigen kann. Darum hatte Franz und mit ihm noch mancher die Februarverfassung so freudig begrüßt; die Bauern aber blieben größtenteils mißtrauisch oder gleichgültig, was dann außer Franzen nur wenige der sich zu den Aufgeklärteren Zählenden zu entschuldigen oder auch nur sich zu erklären vermochten. Sie dachten schon nicht mehr daran, daß es ja gegen alle bisherige geistliche und weltliche Ordnung war, sich um allgemeine Angelegenheiten zu kümmern und seine Meinung

darüber auszusprechen. In einer Zeit, in welcher jedes freie männliche Wort bei schweren zeitlichen und ewigen Strafen verboten war, in einem Ländchen, in dem der Nachbar dem Nachbar, der Bruder dem Bruder nicht mehr trauen durfte, weil man Auspasserei und Klatschsucht als Beweise treuer Anhänglichkeit ansah und belohnte — wurden gerade die Besten und Tüchtigsten am ärgsten angefeindet; alles wich und brach neben und unter ihnen, so daß ihrer Tatenlust nichts anderes übrig blieb, als sich in die eigenen Angelegenheiten zu vergraben wie Sepp. Als nun — an einigen Orten schließlich sogar von den Kanzeln aus — zu den Landtagswahlen aufgefordert wurde, konnte man überall die Klage hören, daß man keine Männer kenne, die man zu Landesvertretern für tüchtig halte. Der Wille des Volkes äußerte sich denn mehr verneinend, indem es jetzt den bisherigen Größen nicht mehr schmeicheln, doch auch andere nicht anerkennen mochte. Viele redeten, wie vorhin das Krämerle, denn sie waren so wenig als dieses imstande, die „neue Ordnung" zu begreifen und ihre Folgen zu ahnen. Franz kam immer mehr zu der Überzeugung, daß nur ein Ziel, welches alle sehen, mit den Händen greifen könnten, diese Leute zusammenzubringen und vorwärtszuziehen vermöge.

„Land!" jubelte er, nachdem er den Auseinandersetzungen des Lieferanten eine Zeitlang aufmerksam zugehört hatte. Nun war der Steg gefunden, der von der unfruchtbaren Insel wegführen konnte. „Ich bin doch ein dummer Kerl, daß mir das nicht längst einfiel, wenn ich die langen Zeitungsartikel über das Vereinswesen überflog oder gähnend beiseite legte," sagte Franz, als der Lieferant zu reden aufhörte.

„Mich wundert das nicht," sagte Klausmelker, der, obwohl zuerst nur mit sich selbst beschäftiget, doch bald bei-

nahe ſo aufmerkſam zugehört hatte als Franz. „Wer hier herum lebte und lernte, iſt gar nicht mehr fähig, ſo etwas Großes zu erfaſſen und auf unſere erbärmlichen Zuſtände anzuwenden. Auch ich hab' in der Welt draußen von ſo etwas reden gehört und auch den Bauern davon erzählt, ſo gut ich es konnte, aber da hättet ihr ſehen ſollen, wie man mich auslachte."

„Der Senn," meinte Franz, „der Senn tät nicht lachen. Der hat bewieſen, daß er Sinn hat für das Gemeinſame und gleich wird er mir ſagen, daß dieſer Gedanke ſich auch auf die Milchwirtſchaft anwenden laſſe, die gerade ſo im argen liegt wie die Stickerei. Ja, ihr Männer, auch da ſollte das ganze Land eine Handelsgeſellſchaft bilden."

Das war nun auch dem Lieferanten ein neuer Plan. „Darüber müßte man erſt nachdenken und mit den Leuten reden," ſagte er.

„Und das wollen wir immer und überall," ſagte Franz und ſprang dann, als es ſchon vier Uhr ſchlug, erſchrocken auf. Es war die höchſte Zeit zum Gehen, wenn man heute noch nach Dornbirn kommen wollte.

Sie ſchieden mit dem Verſprechen, bald wiederzukommen, überhaupt feſt zuſammenzuhalten und ſich auch fleißig zu ſchreiben.

„Solche Männer könnten einem die Reiſeluſt ordentlich nehmen. Ich möchte doch erfahren, was ihr mit euren Plänen ausrichten werdet," ſagte Klausmelker zu Franzen, als ſie auf der neuen Straße ſchnellen Schrittes vorwärts gingen.

„So bleib da," bat Franz.

„Nein, ich und der Vater gehören ſo wenig zuſammen in ein Haus, als du und der Pfarrer in ein Dorf. Du wirſt ſehen, auch ihr beide werdet euch nicht leiden, und ich mag dir nicht ſagen, was ich da erwarte. Du meinſt es ganz gut.

Ich ſehe, daß ich dir und vielleicht noch vielen zu wenig traute in meiner Verbiſſenheit, aber lieber guter Franz, ich muß fort, wenn ich das Leben noch ertragen ſoll."

„Das kann ſein," ſagte Franz; „doch nicht als feiger Schelm mußt du fort; ſelbſt der Geliebten dürfteſt du nie ſagen, wer du biſt."

Das wirkte mehr als alles, was Franz bisher geſagt hatte. Klausmelker geſtand, daß er ſchon im Amtshaus daran gedacht hab', er ſei noch der ärgere Schelm als die Hexe, und immer weniger hab' er ſich dieſen Gedanken auszureden vermocht mit der Ausflucht, daß er ja nur einen geringen Teil ſeines mütterlichen Vermögens mitnehme. „Ja, ich will dem Vater ſeinen Bettel zurückbringen," ſchloß er. „Wenn ich dann doch noch gehe und er gar nichts für mich tut, will ich lieber arbeiten wie ein Knecht, oder die Welt durchbetteln."

„Das iſt nicht nötig," ſagte Franz freudig. „Ich will dir dann ſchon helfen und nicht nur ich. Auch der Senn verläßt Margretles Geliebten ſo wenig als es ſelbſt und die Seinigen. Und was glaubſt du von unſerer Geſellſchaft? Meinſt du, wir reden umſonſt immer vom Zuſammenhalten? O, jeder wird von Herzen gern das Seine für dich tun, um dir fortzuhelfen, wenn es denn ſein muß. Das iſt nur ein kleines Vorſpiel von dem, was wir noch tun werden."

„Wenn die Menſchen ſo wären, wie du ſie dir vorſtellſt, dann möcht' ich nicht fort, gar nicht, trotz allem und allem."

„Gerade ſo ſind ſie," verſicherte Franz. „Was meinſt du, was richtete mich auf? Was erhielt mich im Glauben und Hoffen und Lieben? Tage könnt' ich einem erzählen, was ich daheim ausſtand. Auch meiner Liebe ſteht der Vater feindlich gegenüber. Doch ſtill von dem! Das wirſt du

wohl gemerkt haben, daß wir nicht beim Adler ſind, um nur zu plaudern."

Klausmelker geſtand zu, daß es in dieſem Winter nicht zugehe wie ſonſt. Von Lumpereien, Händeln und Streitigkeiten habe man gar nie gehört. Sogar der Schnäpsler Klaus habe das Trinken nachgegeben, weil er jetzt in einer Geſellſchaft etwas gelten wolle, die aus anſtändigeren Leuten beſtehe. Uneinigkeiten ſeien trotz allem Reden keine entſtanden, bis der Pfarrer ſich dreingemiſcht habe.

Während Klausmelker ſich nun in Vermutungen darüber erging, was wohl die Abendgeſellſchaft zu den neuen Plänen ſagen werde, beſah Franz die Grundmauern der neuen Brücke, welche vor Bezau bald die beiden Ufer der Aach verbinden ſollte. „Wir ſind der Welt nun doch ſchon etwas näher gekommen," ſagte er. „Auch die Straße hier, auf die unſer kleines Ländchen ſtolz ſein darf, iſt ein gemeinſames Unternehmen. Mögen viele noch ſchimpfen, nur die Selbſtſucht einzelner Händler habe ſie geſchaffen, ſie iſt doch eine unſchätzbare Wohltat für das Ländchen und kein Menſch weiß, was alles noch darüber hereinfinden wird." —

Die beiden hatten ihre eigenen Angelegenheiten gänzlich vergeſſen; mehr und mehr vertieften ſie ſich in die wunderlichſten Vermutungen und Pläne, während ſie immer ſchneller vorwärts ſchritten.

Es dämmerte erſt, als die beiden, ein fröhliches Lied ſingend, durch den ſtillen Wald auf der Loſe hinausgingen. Als ſie wieder ins Freie traten, klang ihnen recht freundlich einladend das Abendgeläute aus dem ſchon vom Mondſchein beleuchteten Dornbirn am Fuße des Loſeberges entgegen.

Jetzt wurde nicht mehr geredet. Die Reiſenden ſprangen beinahe hinab und in kurzer Zeit waren ſie im Oberdorf angelangt.

Achtzehntes Kapitel.

Was während Franzens und Klausmelkers Abweſenheit daheim geſchieht.

Barthles niedriges, altersſchwaches Haus ſchien ſich unter der beinahe klafterdichten Schneelaſt noch mehr zuſammengekauert zu haben. Es ſah recht unfreundlich aus mit ſeinen der grimmen Kälte wegen geſchloſſenen, ehemals blaubemalten Fenſterläden, der abgewetterten grauen Wandbekleidung und dem hintenan gebauten Stall, welcher das an ihm hängende Haus weit überragte, als ob ſchon Barthles Vorfahren lieber fürs liebe Vieh als für die teure Nachkommenſchaft geſorgt hätten. Wenigſtens ein Vierteljahrhundert ſchienen keine anderen Nägel mehr in dieſe Wände geſchlagen worden zu ſein als diejenigen, welche den „kräftigen Hausſegen gegen alle Elemente, gedruckt in Köln," neben der Stalltür feſthielten. Es war ſo ſtill im Hauſe, daß man es für unbewohnt hätte halten können, wenn nicht der aus dem beinahe verſchneiten Kamin aufſteigende Rauch das Walten ſpeiſe- und wärmebedürftiger Weſen verraten haben würde.

Barthle war immer im Stall bei der kranken Kuh und Mariann machte beim Verrichten der Hausarbeit keinen großen Lärm. Reden konnte ſie mit niemand, zum Singen war ſie gar nicht aufgelegt und ſie hätte das jetzt „zur Zeit des Unheils" auch ſonſt nicht gewagt. Die Sorgen des Vaters durfte ſie nicht — wie den eigenen Kummer

— mit Singen zu vertreiben ſuchen. Es war ungemein langweilig in der halbdunkeln Stube mit den ſchwarzen Wänden, den verrauchten, einſt wunderlich buntfarbigen Heiligenbildern und der altmodiſchen Uhr mit dem großmächtigen Zifferblatt. Doch wollte das Mädchen immer noch lieber da bleiben als in den Stall gehen zum Vater, dem jetzt faſt unmöglich das Rechte zu ertreffen war.

Obwohl Barthle ſchon längſt etwas von den in Dornbirn und Luſtenau verwinterten Kühen zu hören wünſchte, bereute er doch gleich nach Klausmelkers Abreiſe, daß er ihn hatte gehen laſſen. Da war ja noch Arbeit alle Hände voll, die, ſobald es wärmer wurde und die Lauinen wieder erwachten, ohne Gefahr nicht mehr verrichtet werden konnte. Es ſei doch ein Elend in ſeinem Hauſe, klagte der Vater, ſo oft Mariann ihm das Eſſen brachte. Zwei Kinder hab' er groß ziehen müſſen und habe doch nirgends Troſt und Hilfe. An nichts werde gedacht und für nichts geſorgt, wenn er vor Kreuz und Kummer nicht mehr dazu kommen könne. Und dabei verſetzte er dann dem luſtig hüpfenden Kalb einen Fußtritt, oder verſuchte das noch lauter als er aufbegehrende Schwein mit der Stallſchaufel zum Schweigen zu bringen. Auf ihre Fragen nach dem Befinden der kranken Kuh erhielt Mariann immer unfreundliche Antworten und nur leiſe wagte ſie endlich vorzuſchlagen, ſie wolle den Sennen holen, damit derſelbe ſeine Meinung ſagen könne. Als Mariann ihren Antrag, der zuerſt gar nicht verſtanden wurde, noch einmal wiederholt hatte, ſah Barthle ſie ſcharf an und fragte, ob ſie nicht lieber zu Franzen gehen möchte.

„Er iſt nicht daheim," ſagte Mariann, ohne daran zu denken, daß ſie damit dem Bruder böſes Spiel machen könnte, der von ſeinem Begleiter vor dem Vater kein Wort geſagt hatte.

„Er iſt etwa auch mit nach Dornbirn?“ fragte Barthle ſchnell.

„Ja,“ antwortete Mariann, die zwar ihr unbedachtes Reden bereute, aber doch keine Unwahrheit ſagen mochte.

„Und davon braucht der Alte natürlich nichts zu wiſſen. Der ſoll nur hauſen und ſparen und für das Vieh ſorgen, während man weiß der Teufel was gegen ihn anzettelt. Darum alſo läßt man mich und die kranke Kuh und das Bergheu und das Bauholz, das man ſchon vor einem Jahr gefällt hat, ſo ganz im Stiche.“

„Aber,“ unterbrach Mariann, welche fürchten mochte, dem Vater würden immer noch mehr dringende Arbeiten einfallen, „aber Ihr habt ja ſelbſt ihm erlaubt zu gehen und habt geſagt, man könne nicht warten, bis man daheim nichts mehr zu tun hab', ſonſt würde man gar nie fort kommen.“

„Mach dich aus dem Stall!“ polterte Barthle. „Du ſiehſt ja, wie unruhig die Kuh da wird. Sie kann dein dummes Geſchwätz ebenſowenig leiden als ich.“

Mariann öffnete die Stalltür und Barthle ſah, wie die Eiszapfen vom Dache zu fallen anfingen. „Das wär' nun doch noch eine ſchöne Geſchichte das, wenn's jetzt anderes Wetter gäb'; und es wird wohl, es geht ja immer gar überall gegen mich,“ murmelte er Mariannen nachgehend. „Richtig, da haben wir's! Dunkel und wild und grau kommt's dort ſchon der Sonne entgegen. Tauſendmal in Gotts Namen! Und der Lümmel ſchleicht mir fort. Das weiß man wohl, daß im März das Wetter übernächtig iſt*). Aber an ſo was denkt niemand. Geh, lauf, ſo ſchnell zu kannſt, zum Hansmichel und wo du ſonſt noch Heuzieher

*) ſich raſch, über Nacht ändert.

aufzutreiben weißt. Morgen muß mir das Heu her und wenn's Meſſerſpitzen hagelte, daß der Spitzbub einmal ſieht, was es mit ihm iſt. Das verdammte Aufſchieben das! Alles, gar alles muß man noch regieren und ungeſtoßen geht der Stör gar nicht vom Platz — gar nie."

Klausmelker würde beim Vater nicht gut angekommen ſein, wenn einmal unberaten und ungeheißen etwas von ihm getan worden wäre; aber daran zu denken hatte Barthle keine Zeit. Er mußte wieder zu der kranken Kuh. Mariann eilte durchs Dorf hinab; ſie war herzlich froh, morgen mehr fremde Leute und damit auch mehr Leben und mehr Arbeit ins Haus zu bekommen.

Barthles Wetterprophezeiung traf ein. Schon am Abende dieſes Tages, als die Sonne längſt hinunter war, knallten die wiedererwarmenden Baumſtämme, daß die Vögel erſchrocken aus ihren Neſtern aufflogen. Ein für dieſe Jahreszeit ungewöhnlich warmer Oſtner rüttelte und ſchüttelte alles Bewegliche in Barthles Haus und um dasſelbe herum pfiff, raſſelte, polterte es, daß Mariann ſo wenig ſchlafen konnte, als der um die kranke Kuh beſorgte Vater. Es ſchien gar nicht mehr Morgen werden zu wollen; ſchon oft hatte Mariann das Fenſter neben dem Bette geöffnet und war dann immer wieder ſchaudernd zurückgefahren, denn ſie ſah nichts als den bleiernen Himmel, der hart auf dem Hausdache zu liegen ſchien, hörte nichts als das Toſen der Stürme droben auf den grau umnebelten Bergen und das Raſſeln welker Blätter, die über den ſchon feſter gewordenen Schnee hingefegt wurden.

Mariann fürchtete ſich nicht, wenn ſchon die Wälder krachten und das Haus zitterte, aber die Unruhe da draußen regte das Mädchen doch zu ſehr auf, um noch ſchlafen zu können. Mit ihren liebſten Erinnerungen ſuchte ſie ſich die Zeit zu vertreiben und wiederholte ſich manches Ge-

ſpräch mit Franzen, traurigen ſowohl als herzerfreuenden Inhalts; aber bald wurde ſie von neuem durch das unheimliche Brüllen des Kamins oder das Brechen eines unweit vom Hauſe abgeriſſenen Baumaſtes aufgeſchreckt. „Wie ſchwach und klein ſind doch die Menſchen und ihre Werke!“ dachte ſie; doch machte dieſer Gedanke ſie nicht traurig, ſondern er gab ihr neues Vertrauen zu der Macht, die alles erhält und beſchützt, durch die alles wird und untergeht. Barthle, der haſtig im Stalle auf und ab ſchritt und Gebete murmelte um das und jenes, zeigte bei weitem weniger Ergebung in den Willen Gottes als ſeine Tochter, die dem Toſen des Sturmes wie einer Predigt von der ewigen Allmacht lauſchte und das zuweilen doch etwas ängſtlicher pochende Herz mit der Erinnerung an ſo viele Stunden und Tage beruhigte, die nur Liebe und Güte predigten. Mariann betete — nicht wie in ſo mancher ſchlafloſen Nacht ſchon für ſich oder den Bruder oder den Vater, ſie flehte nicht um dieſe oder jene Gnade; — wunderbar fühlte ſie ſich gehoben durch das Gefühl, daß der Allmächtige, Weiſe, Unendlichliebende jetzt, immer nahe ſei und zu ihr rede durch Sturm und in der Stille, durch Glück und Unglück. Ihre Worte waren nur der ſchwache Ausdruck dieſes Gefühles, ohne Selbſtſucht, voll Vertrauen und Zuverſicht.

Jetzt war Mariannen die Zeit nicht mehr lang; ja, ſie erſchrak beinahe, als ein rötlich-gelber Schein das Nahen des Tages verkündete. Sie eilte nun in die Küche und kein Menſch hätte ihr die ſchlafloſe Nacht angeſehen, während Barthle im Stall und Stadel herumſchoß, ob er ſchon ſechzig Stunden nicht mehr geſchlafen habe.

„Nehmt um Gottes willen euch vor den Lauinen in acht!“ rief Barthle den Heuziehern mehrmals nach, als dieſe mit Schlitten, Heuſeilern, Schaufeln und den unvermeidlichen Branntweinflaſchen das Haus verließen. „Es

iſt heut' ein abſonderlich trüber Morgen, der Himmel ſieht aus wie ein Totenmeßgewand und auf mir liegt es grad, als ob ein großes Unglück geſchehen müſſe."

Wer den Barthle das ſo mit heiſerer Stimme leiſe und doch weithin hörbar ſagen hörte, dem hätte ſelbſt angſt werden können. Hätte aber einer zum Barthle geſagt, er ſolle die Leute nicht gehen laſſen, wenn ihm ſo weh ſei für ſie, ſo würde der reiche Bauer den kurios angeſehen haben. Die Arbeit mußte nun getan werden und juſt heut'; wenn jemand zugrunde ging, ſo war's Gottes Wille, wie Leben und Tod überhaupt. „Auch im Krieg," würde Barthle geſagt haben, „auch im Krieg muß mancher das Leben laſſen und der iſt doch viel unnötiger als das Heuziehen."

Die von Mariannen gedungenen Männer kümmerten ſich wenig um Barthles Gemütszuſtand und ſogar der Hansmichel ſagte lachend: „Dem guten Vetter iſt das Wetter in die Glieder gefahren. Ich nehm' in ſolchen Fällen einige Schlücke Schnaps und bete geſchwind ein Vaterunſer, dann geht's wieder wie geſchmiert."

Barthle war nicht der einzige, welcher den Heuziehern etwas beſorgt nachſchaute; auch ihre Angehörigen ſtanden vor den Häuſern, ſolang ihre Blicke die der Gefahr Entgegengehenden begleiten konnten. „Es iſt doch ein Elend," riefen ſie ſich zu, „um einige Kreuzer jetzt die Berge beſteigen zu müſſen, wo dem Beherzten von oben, dem, den die Furcht unvorſichtig macht, von unten der Tod droht. Ja, das iſt kein Spaß; aber faſt noch ärger iſt's, wenn man untätig daheim warten und Angſt haben muß."

Angſtlich wurde der Nebel beobachtet, der ſich immer dichter auf die weſtlichen Berge legte, ſo daß die dorthin Blickenden ſagten: „Seht doch, wie unſer Herrgott eine Karfreitagskirche aufrichtet! Alles iſt verhängt und dunkel

und ſchaurig. Wenn doch nur auch unſer Dorf hineingenommen würde, daß man ſicher wär' vor der Sonne, die ſchon unſere Berge blutrot überglüht."

Dieſer Wunſch wurde bald erfüllt, nur noch ein braungelber Nebelſtreif zeigte die Stelle, wo die Sonne war, und froh kehrten die Beſorgten in die Häuſer zurück mit der Überzeugung, daß wenigſtens für die nächſten Stunden nichts zu fürchten ſei.

Barthles Kuh wurde von Stunde zu Stunde kränker und von Herzen gern hätte Mariann den Sennen geholt, damit dem armen Tier entweder geholfen, oder wenn das nicht möglich, ſeinem Leiden ein Ende gemacht würde; doch ſie wagte nichts mehr davon zu ſagen, weil ſie dadurch den Vater wieder an Franzen und Klausmelkern zu erinnern fürchtete. Sie hätte ſich da gar nicht ſo in acht nehmen müſſen. Barthle hatte in der Nacht ſchon mehr an die beiden Lümmel und ihre Verſchwörung gegen ihn gedacht, als an die kranke Kuh. „Ja, die Zigeunerin," murmelte er auch vormittags immer wieder, „die Zigeunerin, die hat's halt getroffen. Der Freimaurer macht die ſauern Tropfen, die mein Leben verbittern. Sobald eins aus dem Ketzerhaus zu mir oder den Meinen kommt, iſt Glück und Friede und Ordnung hin. O, das Böſe kommt nicht immer von Gott, ich ſelbſt bin doch auch nicht an allem ſchuld, und warum ſonſt geht mir denn ſo ſchlecht als einem? Da ſagt mir der Pfarrer, ich ſoll meinen Lümmel durch Freundlichkeit zu gewinnen ſuchen, und nun benützt er meine Nachgiebigkeit nur dazu, ſich an den Spitzbuben zu hängen, dem nichts zu gut und nichts zu ſchlecht iſt, es für ſich zu brauchen und für mich zu verderben. Sei die Hexe, wer ſie will, deutlicher als durch ſie iſt mir auch durch den Frömmſten und Heiligſten nie gezeigt worden, vor wem ich mich in acht zu nehmen habe. Wunder, wie das, ſind doch Wunder,

daß man glauben muß, mögen andere mir vorſchwätzen, was ſie wollen."

Feſter als je glaubte Barthle heute daran, daß der Freimaurer auf die oder jene Art an ſeinem Unglück ſchuld ſei, ja er machte ſich Vorwürfe, daß er, da er mit dem Pfarrer nie von der Geſchichte redete, noch immer nach dem Wie fragen wollte.

„Helfe, was auch ſchon geholfen hat in dem Namen, in dem es hilft," rief er aufſpringend, als die Kuh wieder ſchmerzlich zu ächzen begann. Er holte die Schere, nahm Haar und Blut von der Kuh, murmelte den Anfang des Johannisevangeliums und verließ dann mit einem Bohrer in der Hand das Haus.

Den Stall ausräuchern mit der beim Geldſtrumpf wohlverſteckten Johanniswurzel konnte er, wenn er wieder zurückkam. Jetzt ſchien ihm das Verbohren am nötigſten zu ſein.

Mariann konnte leicht erraten, was der Vater zu tun beabſichtige, ſie hätte nur wiſſen mögen, in welchen Wald er gehe, um, wenn er lange genug ausbleiben ſollte, den Sennen zu holen zu dem armen Tier, welches ſie recht dauerte. „Soll ich oder ſoll ich nicht?" fragte ſie ſich noch, während ſie ſchon die Haustüre ſchloß. Da ſah ſie den Gemeindediener mit merkwürdig langen Schritten auf ihr Haus zukommen. Kerzengerade ſtellte der Mann ſich vor ſie hin, legte die Hand auf den verroſteten Säbelgriff und fragte mit feierlicher Amtsſtimme: „Iſt Johann Michael Kleber nicht hier?"

Trotz allem und allem hätte Mariann ſicher lachen müſſen, wenn ſie das in ernſte Falten gezwängte Geſicht geſehen hätte, welches ſie unter der mit einem Adler beklebten Schildkappe heraus anglotzte; doch ihre Blicke waren dem

Stalle zugewendet und etwas zerſtreut antwortete ſie: „Er iſt auf dem Heuzug.“

„Der muß her!“

„Im Nachmittag wird er wohl kommen.“

„Ich muß ihn aber früher haben!“

„So —“ ſagte Mariann gleichgültig und wollte gehen.

„Auf die Art begegnet man unſereinem nicht mehr,“ eiferte der Gemeindediener. „Ich kenne meine Stellung und die deinige. Meinſt du etwa, ich ſei noch der erbärmliche Wicht von früher? Jetzt hab' ich ein Amt und weiß, was man mir ſchuldig iſt.“

„Du kannſt ja den Hansmichel holen,“ ſagte Mariann und ging in den Stall. Dazu ſchien jedoch der Mann wenig Luſt zu haben. Er ging dem Mädchen langſam nach und fragte etwas milder: „Fehlt etwas?“

„Ja, komm doch und ſieh, wie das gute Tierle ſich windet und krümmt. Wenn man ihm nur ein wenig helfen könnte!“

„Ich — als Schneider — verſtehe da nicht viel.“

„Der Vater iſt nicht da und ich gebe dir einen Sechſer, wenn du mir jemand holſt, der etwas verſteht.“

Der Gemeindediener hatte den Säbel weggeworfen und lief ſchon über die Gaſſe hinüber. Bald kam der Sepp mit ihm zurück, da Franz, welchen der Gemeindediener hatte holen wollen, nicht zu Hauſe war.

„Barthle iſt alſo nicht da?“ fragte der Freimaurer.

„Nein, er ging fort.“

„Mit einem Bohrer, gelt?“

Mariann ſah verlegen zu Boden und ſchwieg.

„Nun, man kennt den Vogel am Geſang und den Narren an ſeinen Streichen,“ ſagte Sepp näher zu der Kuh tretend. Diesmal, meinte er dann, werde das Verbohren nicht helfen. Es könne wohl noch einige Tage dau-

ern, aber die Entzündung sei gefährlich. Franz pflegte Klettenwurzeln zu sieden und hab' damit auch schon oft etwas ausgerichtet. So seien denn alle verbraucht worden und Franz habe nie mehr daran gedacht, und auch nicht Zeit gehabt, den noch im Vorsaß liegenden Vorrat zu holen."

„Armes Tierle!"

„Armer Barthle!" lachte Sepp bitter. „Man sollte dem Tropf — ja, das will ich, das muß ich. Er soll einmal gezwungen werden, mich und sich selbst nebeneinander zu stellen, der erbärmliche Frömmler! Du hast wohl einen Sack da?"

„Allerdings, aber —"

„Nichts da — in zwei — drei Stunden bin ich wieder zurück. Wer weiß, wie lang der Weg noch offen ist!"

Sepp war so mit dem Gedanken beschäftigt, den Barthle einmal zu beschämen, daß er ganz vergaß, seinem Weib zu sagen, wohin er gehen wolle. Sobald Mariann den Sack gebracht hatte, lief er fort und der vor dem Hause auf und ab gehende Gemeindediener suchte ihn vergebens zurückzuhalten, indem er ihm vorstellte, daß doch die Lauinen heute noch gefährlich werden könnten.

Hastig schritt Sepp zum Dorfe hinaus und war bald am Fuße des Berges angelangt, in dessen schöne Waldungen er vor kurzem eine große Lücke machen ließ. Es wurde ihm doch etwas eigentümlich zumute, als er durch die Weite*) hinaufschaute zum zackigen Felsenkopf, an welchem er die noch nicht herabgefallenen Eiszapfen unheimlich im Scheine der grell hervorbrechenden Nachmittagssonne glänzen sah, wie einen Wald von Lanzen, deren Spitzen sich auf ihn richteten. Zu verargen war es dem

*) den Aushau.

Barthle doch nicht, daß er ſich ſo gegen das Abholzen eines ſchon Jahrhunderte in die Verwandtſchaft gehörenden Waldes wehrte, der ſein Gut*) da unten ſo prächtig geſchützt hatte. Jeder denkt zuerſt an ſeinen Vorteil, der Sepp eben auch, und der hatte diesmal den Wurf in der Hand gehabt. Früher würde er ſich eher haben einreden laſſen; jetzt aber wußte er zu gut, was andere für ihn taten und unterließen, um ihnen noch ein Opfer bringen, einen ſeiner Pläne unausgeführt laſſen zu können. Allerdings mochte der ins Vorſaß führende Winterweg nun etwas gefährlicher geworden ſein und an demſelben manches Tagwerk mehr aufgehen als früher; aber Sepp zahlte und litt das mit den anderen, denen ganz recht geſchah dafür, daß ſie ihm den Streich des Adlerwirts, welcher doch das Abholzen veranlaßte, ſo herzlich gegönnt hatten. Da könnte man immer anderer Leute Narr ſein und dadurch ſich ſelbſt ſchaden, wie der Senn, der früher ganz behaglich lebte, jetzt aber ſich keine frohe Stunde mehr gönnen durfte, um ja die armen Verwandten nicht fallen zu laſſen. Gutherzigkeit iſt eine gar ſchöne Eigenſchaft, aber eine teure, beſonders bei und neben Leuten, die ſie nur an anderen loben, weil ſie ihnen da Vorteil bringt. Klüger iſt's, mit dem Haufen zu gehen oder ihn gehen zu laſſen und ſeinen Kopf zu verwerten, denn die Welt bleibt doch, wie ſie nun einmal iſt.

Solche und ähnliche Gedanken beſchäftigten Sepp, bis Barthle mit ſeinem Bohrer ihm ſchnellen Schrittes entgegenkam. Den Sepp nahm es faſt wunder, daß der wie ein Zornwetter Gottes Daherfahrende noch bei jeder Krümmung des Weges kehrum machte, ſtatt ſchnurgrad auf ihn herunterzufahren wie der Blitz auf den Baum und der Teu-

*) Wieſenſtück.

ſel auf die Ketzer. Die ganze Welt hätte Sepp zum Zuſchauen gewünſcht, als der von der Hexe ſo arg in den April geſchickte Frömmler ihm ſchon von weitem verächtliche Blicke zuwarf. „Heiliger Wendelin und Martin," lachte er, „wie wird der gute Mann erſt Augen machen, wenn er erfährt, wie ich über ihn ſpotte und was ich für ihn unternahm."

Aber jetzt wollte Sepp dem Barthle noch kein Wort gönnen. Des Lachens aber konnte er ſich nicht enthalten, als derſelbe, ihm einen wütenden Blick zuwerfend und ſichtlich bemüht, einer erwarteten Anrede zu entrinnen, neben ihm vorbeiſtürmte. Dem Freimaurer kam die in Barthles ganzem Weſen ſich äußernde Furcht ungemein lächerlich vor, denn er hielt ſich ſelbſt für die Urſache derſelben, nicht die immer häufiger vom Felſen niederſtürzenden Eismaſſen, an die er gar nicht mehr dachte. „Es muß mit deiner Frömmigkeit nicht weit her ſein, daß du dich vor ſo einem Zauberer fürchteſt," murmelte er und ſchritt lachend vorwärts.

Barthle machte ſich heim, ſo ſchnell er konnte, um den in der holzleeren Gegend des Vorſaßweges vermutlich bald losbrechenden Lauinen noch rechtzeitig zu entrinnen. Einen anderen ihm Begegnenden würde er gleich auf die bemerkte Gefahr aufmerkſam gemacht haben, dem Sepp aber hätte er einen Beinbruch oder ſonſt ſo einen kleinen Denkzettel nicht übel gegönnt. Heute kam der Freimaurer gerade recht, um deutlich zu ſehen, was er anrichtete. Gefährlich war's freilich, aber der war immer klüger als andere, und wenn er noch nicht wußte, wie gefährlich er den Weg gemacht hatte, ſo war's Zeit, daß er das erfuhr.

An die verhexte Kuh dachte Barthle nicht mehr; bis zu ſeinem Hauſe beſchäftigte ſich der glücklich Entronnene mit dem Freimaurer und ſtellte ſich lebhaft vor, wie die

Eisklumpen herunterstürzten; doch Sepps teufliches Lächeln ärgerte ihn noch zu sehr, um sein Schweigen zu bereuen.

Daheim angekommen, eilte er gleich auf den Dachboden, um die vor den ungläubigen Kindern wohlverwahrte Johanneswurzel zu holen. ... Eine halbe Stunde spätet kam er totenbleich und an allen Gliedern zitternd mit leeren Händen wieder zurück.

Er hatte Klausmelkers Brief gefunden, überflogen, dann an die Helle tretend mit unsicherm Blicke durchbuchstabiert und zerrissen. Lange stand er wie leblos, wo er gestanden, als er las, dann wankte er in den Stall — weniger, weil er sich um die Kuh kümmerte, als weil er jetzt allein — im Dunkel sein wollte. Das Tier war tot, doch das kümmerte den Barthle nicht mehr. Alles konnte zum Teufel gehen, da er doch an nichts Freude erlebte. Darum also war auch Franz nicht zu Hause — und Mariann wußte auch von allem. O, die Hexe hatte den Unheilstifter längst gezeigt. Barthle meinte den Sepp, von dem alles Unheil kam, wieder neben sich stehen zu sehen, gerade so teuflisch lächelnd, wie da er neben ihm vorbeischritt, und er hätte wütend werden mögen, über sich selbst, daß er ihn nicht hinausstieß und mit dem Bohrer überwerchte *), bis kein Doktor mehr ein menschliches Wesen in ihm zu erkennen imstande war.

Barthle konnte nicht mehr ruhig bleiben. „Wenn der Teufel mir jetzt begegnete —" rief er den Stall verlassend, hielt aber plötzlich inne und fragte den noch immer vor dem Hause auf und ab schreitenden Gemeindediener, indem er auf dessen Gewehr zeigte: „Hast — ist der Lärmer da geladen?"

„Versteht sich."

---

*) werchen, arbeiten.

„Ich geb dir einen Gulden, wenn du brechen lasseſt.“ —

Es blitzte — und fürchterlich ſchwoll der Knall die Berge hinauf, fuhr droben hin und her, ſchien ſich bald zu verlieren, bald wieder näher zu kommen. Nein, das war nicht mehr der Widerhall! Da und dort und dort ſtob, fuhr, krachte, donnerte der Schnee herunter, grau und ſchwarz von mitgeriſſener Erde und zermalmten Gewächſen. Die da und dort noch vereinzelt ſtehenden Tannen ſah man zuſammenbrechen, der ganze Berg ſchien auseinanderfallen zu wollen. Immer näher donnerte es und immer fürchterlicher gegen Morgen und gegen Abend; ſogar auf der Schattenſeite rutſchten ſchwarze Maſſen herunter, wie ein ausgeriſſener Wildbach.

Barthle hätte ſicher nicht ärger gezittert, wenn er ſelbſt noch auf dem Weg ins Vorſaß geweſen wäre und dort das alles geſehen und gehört hätte. Mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, ging er endlich, da es wieder ſtiller wurde, in den Stall und ſchlug die Türe hinter ſich zu. Stunden vergingen und er öffnete nicht. Noch immer hörte er das Krachen des Schuſſes und ſein fürchterliches tauſendfältiges Echo, in dem er den Notſchrei des Freimaurers zu erkennen vermeinte. Nun, der war in Gottes Hand geweſen, er mochte ſich gerettet haben oder nicht. Binnen kurzer Zeit würde der Schnee doch losgebrochen ſein. „Nein, dem Ketzer, dem Verführer, dem Teufel geſchieht recht, es mag ihm gehen, wie es will!“ rief er immer lauter, als ob jemand da wäre, der das Gegenteil behauptet hätte.

Jetzt rüttelte Mariann an der innen geſchloſſenen Stalltür und rief: „Vater, tut auf, der Metzger iſt da!“

„Er ſoll nur wieder gehen!“

Das war alles, was das Mädchen auf ſeine Bitten und Fragen hörte.

Der Metzger ging kopfſchüttelnd heim. So ein Fall

war ihm noch nie vorgekommen. Allerdings gehörte das Fleiſch der gefallenen Kuh den Armen, für die Gott von Wohlhabenden zuweilen nach einem alten Glauben durch den Tod ein Opfer fordern läßt; aber warum nun Barthle den ſchönen Biſſen noch in der Haut verderben laſſen wollte, während andere, und auch viel minder fromme Bauern von Herzen froh ſind, wenn gleich aufgeräumt wird, das konnte er nicht anders erklären, als durch die Annahme, Barthle müſſe durch den Unfall ganz aus dem Häusle gekommen ſein. „Das nun war ſo einer, der anderen immer ſeine Gleichgültigkeit gegen das Zeitliche ſehen läßt; wenn's ihm aber ſelbſt an die Haut geht, dann zappelt er noch ärger als die anderen," murmelte der Metzger und lächelte über die reichen frommen Bauern.

Der auf Hansmicheln wartende Gemeindediener lief noch immer vor dem Hauſe auf und ab, jedem Vorübergehenden erzählend, er ſei beauftragt, den Mann gleich zum Vorſteher zu nehmen und mit ſeinen Mädchen durchaus nicht mehr reden zu laſſen, damit keine Lügen mehr zuſammengeſchmiedet werden könnten. Die Gendarmen hätten nämlich heut' in ſeinem Haus ein liederliches Weibsbild gefunden, mit dem der alte hungrige und durſtige Sünder ſchon allerlei ſchlechte Geſchäfte gemacht zu haben ſcheine.

Der Gemeindediener traf aber bald keine Zuhörer mehr. Es hatte tüchtig zu ſchneien angefangen und er wollte ſich, da er noch nicht einmal jauchzen hörte*), in Barthles Stube begeben, als er einige Männer mit weißgeſchneiten Heubürden langſam ins Dorf herausfahren ſah. Der heute ungewöhnlich früh eingetretenen Dämmerung wegen waren die ſchweigend Näherkommenden noch nicht zu erkennen, doch nahm der Gemeindediener an, heut' habe

*) die wiederkehrenden Heuzieher, die ſich ſo anmelden aus der Ferne.

nur der Barthle Leute ins Feld geſchickt und es müßten daher dieſe jetzt zurückkommen. „Sie kriechen daher wie die Schnecken," bemerkte er den ſich Barthles Hauſe Nahenden entgegengehend. Es war wirklich ſonderbar, mehr als ein halbes Dutzend Heuzieher, die doch ſicher die großen Branntweinſteine des reichen Arbeitgebers nicht vergeſſen hatten, ſo ſtill und langſam ins Dorf und zu den Ihrigen zurückſchleichen zu ſehen. Schon waren ſie Barthles Hauſe ſo nahe, daß jedes ihrer Worte dort hätte verſtanden werden müſſen, aber noch immer hörte man nichts als das Rauſchen der ſchwergeladenen Schlitten im neugefallenen Schnee und endlich auch ein ſchmerzliches Stöhnen, welches von einer der letzten Bürden herzukommen ſchien.

„Fehlt etwas?" fragte der Gemeindediener.

„Ja," ſcholl es von allen Seiten, „holt geſchwind den Doktor!"

„Und den Pfarrer!"

„Und ſagt's den Eigenen!"

„Was?"

„Macht ihm erſt ein Bett und dann fragt!"

Jetzt kam auch Barthle aus dem Stall. „Hat — fehlt — iſt einer unter eine Lauine gekommen?"

„Nein."

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!"

„Hin iſt hin; da gibt's nicht viel zu loben und zu danken," murrten die Heuzieher und erzählten dann, wie der Hansmichel in betrunkenem Zuſtand überfahren worden ſei. Sein Kopf ſei ſo fürchterlich zugerichtet, daß er den Morgen ſchwerlich noch erleben werde.

Als der Gemeindediener, der ſchon einige Schritte getan hatte, um den Doktor zu holen, das erzählen hörte, blieb er ſtehen und überlegte, daß er ſich nun von ſeiner Gutherzigkeit nicht mehr übertölpeln laſſen dürfe. Er war

dumm genug gewesen, daß er den Hansmichel nicht schon anzeigte, als er, nach offenen Lichtern*) spähend, erfuhr, daß die alte Hexe sich wochenlang bei ihm aufhalte. Wäre er nur damals nicht so einfältig gewesen, sich vor Hansmichels in der Gemeinde fast allmächtigen Verwandten zu fürchten, so hätte er heute die lange Epistel der Gendarmen nicht hören müssen. Jetzt hieß es vor allem seine verdammte Schuldigkeit tun. Wenn der Spitzbube wirklich dem Tode so nahe war, so galt es nun, ihn noch mit List oder Gewalt zum Reden zu bringen. Ja, das war jedenfalls das Wichtigste, was ein Mann in der Stellung des Gemeindedieners jetzt zu tun hatte, um sein wackelndes Ansehen wieder zu befestigen. Gehoben und getragen von dem Gefühle der Wichtigkeit seines Amtes eilte er zurück, schob die Umstehenden beiseite und sagte: „Hansmichel! Es ist vor allem zu reden. Du hättest mit mir aufs Gericht gehen sollen, um zu gestehen, was du mit der Zigeunerin zu tun hattest, die gestern bei dir übernachtete und die man heut' in deinem verrufenen Hause fand. Nun, das ist vorbei, wenn es so mit dir steht, aber du wirst doch nicht ohne Bekenntnis hinabfahren wollen?"

„Ach," stöhnte Hansmichel, „die Hexe — die kann mir nicht helfen — die kann gar nichts und weiß nichts, wenn ich ihr nichts mehr sage, und ich sag' ihr nichts mehr — nie mehr, wenn ich wieder gesund werde, das versprech' ich!"

„Er weiß nicht, was er redet," bemerkten einige.

Hansmichel mußte das gehört haben, denn er sagte: „Ich weiß alles, wie sie mich Not leiden ließen, und nun brennt's wie Schnaps und sie haben mir Salz in die Wunden gerieben."

---

*) im Stalle.

Jetzt kam Mariann und sagte, daß sie dem Unglücklichen endlich in der warmen Stube ein Bett gemacht habe.

„Warum in unser Haus?" fragte der herbeieilende Vater. „Ich will kein Blut an meinen Wänden von dem, der mit der ärgsten Betrügerin betrog und teilte."

Ein unwilliges Gemurmel durchlief den immer noch wachsenden Kreis der Umstehenden, Mariann aber trat zum Vater und sagte bittend: „Er sollte noch beichten, wenn der Pfarrer kommt."

„Ja, das soll er," sagte Barthle und ging wieder in den Stall, wo es jetzt dem Gebrüll der Kühe gelang, den Bauer daran zu erinnern, daß sie das Abendfutter noch nicht erhielten.

Er war froh, daß er noch etwas zu tun hatte; bei der Arbeit war ihm noch immer wieder wohl geworden.

Der Pfarrer kam noch früh genug, um die Beichte des Unglücklichen zu hören, der Doktor aber, der nicht zu Hause gewesen war, als man ihn haben wollte, kam zu spät. Hansmichel war gestorben.

Der bei Hochzeiten und Todfällen vorkommenden Bräuche sind so viele, als ob es nur darauf abgesehen wäre, die dabei Beteiligten keinen Augenblick sich selbst zu überlassen. Ein Haus, in dem sich eine Leiche befindet, steht jedem offen und die Bewohner haben keinen Winkel, wo sie nicht jeden Augenblick von Betenden und solchen, die den Todfall und seine Folgen des langen und breiten besprechen, gestört, beobachtet und zum Reden gezwungen werden. Mariann hätte es wohl auch gern gesehen, wenn Hansmichels Leiche in sein Haus getragen worden wäre; aber seine Kinder meinten, hier in der großen Stube hätten mehr Leute Platz zum Beten. Er werde das nötig haben, jammerten sie. So sterben sei fürchterlich und fürchterlicher sei es nur noch, wenn man denken müsse, daß man

daran mehr ſchuld habe als er ſelbſt. Allen in der Stube wurden die Augen naß, als Hansmichels Kinder öffentlich bekannten, wie greulich ſie am Vater gefrevelt, wie ſie im Unfrieden mit ihm gelebt und ihn durch ihren Geiz und ihre Hartherzigkeit gezwungen, noch in den alten Tagen ſich als Taglöhner das ihm Unentbehrliche zu verdienen. Alle anweſenden Eltern erzählten ihren Kindern ſchaudernd, was Hansmichels Söhne und Töchter bei ſeiner Leiche geſagt hätten.

Mariann hatte alle Hände voll zu tun. Sie ſollte für die trotz dem draußen tobenden Sturm ſchon ſcharenweiſe kommenden Beter Stühle oder Bänke in die Stube tragen und nebenbei auch die hungrigen und müden Heuzieher verſorgen. Es iſt wohl nicht zum Verwundern, daß das Mädchen in dieſem furchtbaren Durcheinander nicht mehr an den Sepp dachte, obwohl es von ſeiner Zurückkunft aus dem Vorſaß noch nichts gehört hatte.

Deſto mehr dachte jetzt Barthle an ihn, denn dieſem gelang es immer weniger ſich zu beruhigen, indem er den Freimaurer dem Schutze Gottes empfahl. Als er durchs kleine Stallfenſter beim unſichern Schein der von Mariannen herbeigebrachten Laternen den Blutenden ſah, da dachte er: „Das iſt Sepp und du biſt ſein Mörder!“ Es war dann freilich ein anderer, aber — wo blieb Sepp? Barthle war nicht mehr der alte, ſeit er Blut ſah. Wie mußte es dem vielleicht von keinem guten Engel beſchützten Manne gehen in dieſer ſchrecklichen Nacht, wenn er noch nicht zurückgekommen war. Barthle wollte eben zum Hauſe Sepps eilen und fragen, ob Marie nichts von ihm wiſſe, als Hansmichel geſtand, daß er mit der Hexe ihn und das ganze Dorf betrogen habe. Jetzt kam es dem Barthle vor, ob nur dieſe zwei Elenden ihn ſo gegen den guten Nachbar aufgebracht hätten, und ſein Schamgefühl, ſeine Furcht, das

Schlimmſte zu erfahren, ließen ihn keinen Schritt mehr tun gegen das Haus des von ihm ſo lieblos, ſo ungerecht verurteilten — und vielleicht in blindem Haß gemordeten Sepp. Doch auch in ſeinem Stalle, wo er ſonſt ſo manches Widerwärtige verwerchte, war's heute nicht auszuhalten. Das Schellengeläute der Kühe, denen er haſtig das Futter in die Krippen warf, klang wie die Sterbeglocke und wurde nur überdonnert vom Krachen der niederſtürzenden Lauinen, welches ihm noch immer ſchrecklich in den Ohren lag. Zitternd am ganzen Körper ſetzte er ſich nieder und immer ſchwerer legte ſich's auf ihn und um ihn, daß er ſich nicht mehr regen und nicht mehr bewegen konnte. Er atmete wie ein von greulichen Träumen Gequälter; nur wenn wieder ein Windſtoß das Haus erſchütterte, fuhr er auf, als ob er fürchte, daß es über ihm zuſammenſtürzen werde.

Barthle litt fürchterlich und doch wußte er noch nicht, daß Sepp eigentlich für ihn ins Vorſaß ging, daß er in dem Sack, den er mittrug, auch für ſeine Kuh etwas zu bringen gedachte.

Das ſollte der fromme Mann erſt nach der Rückkehr des Verhaßten erfahren ....

Als Sepp neben ihm vorbeiſchritt und ſich in Gedanken neben ihn ſtellte, da fühlte er ſich wieder einmal groß und ſtark, ſo daß es nicht zum Verwundern iſt, wenn er die ihm drohende Gefahr gänzlich vergaß.

Es iſt ein eigenes Ding mit wohlberechneten Leuten. Wenn ſie einmal von einer Leidenſchaft erfaßt werden, ſo rennen ſie zehnmal ärger drein als andere, gerade ob alle Kräfte des Leibes und der Seele ſich zuſammendrängten, wie das Waſſer in einem Riß der zur Verſtärkung des Flößbachs gebauten Waſſerſtube. Es war keine Kleinigkeit für den doch ſchon ziemlich alten Mann, ſo ganz allein ins Vorſaß zu gehen, wenn auch der Weg dahin jetzt nicht ge-

rade ſchlecht war. Zudem ging es ſchon gegen Abend und er durfte ſich nirgends lange aufhalten, wenn er noch vor dem Avemarialäuten wieder daheim ſein wollte. Das wußte Sepp auch ganz gut, und um ſo ſchneller lief er vorwärts. Kaum gönnte er ſich das Vergnügen, dem guten Barthle einen Augenblick nachzuſchauen. Gleich drehte er ſich wieder und noch raſcher hinaufſchreitend murmelte er: „Nein, das iſt doch ſchön, das ſollte alles ſehen, wie der gottloſe Freimaurer dem frommen Wundermann mit dem Bohrer begegnet.“ So wohl war dem Sepp lange nicht geweſen als jetzt, und in den letzten Jahren ging er ſelten ſo leicht abwärts, als er jetzt den in vielen Krümmungen ſich emporwindenden Weg hinaufſchritt. Schon hatte er das letztemal rechtsum gemacht und war bereits mitten in der ſogenannten Rieſe, die die Grenze des Vorſaſſes bildete, als ein eigentümlicher Knall plötzlich alles erſchütterte. Sepp ſtand erſchrocken ſtill. Es war ihm, ob er den Widerhall in den Höhen herumfahren ſehe. Überall fiel auch droben auf den noch weniger erwarmten Bergen der Schnee aus den Tannen, das Klirren des vom Felſen niederſtürzenden Eiſes miſchte ſich in das tauſendfach donnernde Echo. Jetzt rieſelte, rollte es daher und ſchwoll und ſchwoll.

Sepp lief, ſo ſchnell er konnte, ſo ſchnell es einem von Todesangſt Getriebenen nur möglich iſt, aber es war zu ſpät. Der eigentlichen Lauine zwar hatte er noch entrinnen können, doch vor und hinter ihm ſurrten ofengroße Schneemaſſen vorbei. „Es iſt aus!“ war Sepps einziger Gedanke — ein Mark und Bein durchdringender Schrei — dann war nichts mehr zu ſehen von ihm und nichts mehr von der Stelle, wo er noch vor einem Augenblick geſtanden.

Noch lange krachte es oben und unten; doch der bewußtlos in der Tiefe Liegende hörte nichts mehr davon. Glücklicherweiſe war die Stelle, wo er auf den ſchon hinab-

geſtürzten Schnee geworfen wurde, gerade am wenigſten gefährlich. Etwa eine halbe Stunde blieb der an Händen und Füßen Blutende regungslos liegen und ſchon fing der hinter der Lauine anſchwellende Bach ſich rot zu färben an, als Sepp, der die kalte Näſſe fühlen mochte, durch eine unwillig abwehrende Bewegung mit der unter dem Kopfe hervorgezogenen Hand das erſte Lebenszeichen von ſich gab. Es war ihm, ob etwas ungemein ſchwer auf ihm liege, und je mehr er das abzuſchütteln ſich bemühte, deſto weher tat ihm jedes Glied. Er wollte ſich nun auf die andere Seite drehen, aber gleich ſtieß er an etwas Steinhartes, daß er hätte aufſchreien mögen vor Schmerz. Er blieb nun ruhig liegen und würde bald wieder in den früheren Zuſtand verſunken ſein, wenn nicht das Rauſchen des mächtig angeſchwollenen Baches, der plötzlich einen Ausweg fand, ſeine Neugierde geweckt hätte. Eine leiſe Erinnerung an das zuletzt Erlebte war bald erwacht. Haſtig fuhr er auf, ohne noch auf den Schmerz zu achten, den er dabei empfand, und rieb ſich erſchrocken die Augen, die er offen zu haben meinte. Jetzt endlich glaubte er feurige Funken auf ſich niederfahren zu ſehen, zu fühlen, wie ſie ihm die Hände verbrannten. Doch nein, das war ja nur Schnee; hageldicht ſtürzte der auf ihn herab, viel tauſend Flocken auf einmal, und ſonſt war alles ſo ſtill und ſtarr und öd' und teilnahmslos, als ob kein lebendiger Menſch hier ſei, blutend und ſo ſchwach, daß er ſich ohne Hilfe ſchwerlich zu retten vermochte. Vergebens ſtrengte Sepp ſeine Kraft an, um ſich aufzurichten; ſeine Füße waren zu ſchwach, ſein Rücken zu zerſchlagen, ſo daß er nur kriechend ſich vorwärts zu bewegen vermochte. Vorwärts — und wohin? Da droben brüllte der Sturm wie eine Kuh — wie die Kuh des Barthle. Ja richtig, das war der Handel geweſen. Er hatte für die Kuh bis ins Vorſaß hineingehen wollen, war ſchon in der letzten Rieſe ge-

weſen, da — ja, da war er heruntergefallen vor langen, langen Stunden. So erinnerte Sepp ſich nun bald an alles und war imſtande, das Schreckliche ſeiner Lage zu begreifen. Er war ſchon ziemlich weit neben dem Bache hinauf gegen das Vorſaß gekrochen, als er, alles erwägend, ſich fragte, was er heute noch tun könne. Wohl hörte man jetzt nur ſelten eine Grundlauine, aber es war doch nicht möglich, ins Dorf zu gelangen. Ins Vorſaß dagegen hätte ein Geſunder nur eine Viertelſtunde zu gehen gehabt. Sepp dachte nicht daran, daß der Weg aus dem Vorſaß ins Dorf morgen, übermorgen und noch manchen Tag gefährlicher ſein könnte als heute. Er wollte nur fort von hier, um bald ſicher und warm ruhen zu können, weiter dachte der noch immer Zitternde nicht. Durch die Vertiefung, die der neben ſeiner Hütte vorbeifließende Bach gemacht hatte, war es möglich, ins Vorſaß zu kommen, wenn keine Lauine mehr ins Tobel ſchoß und Sepp nicht früher ermüdete. Der auf dem eingefrorenen zugeſchneiten Graben langſam Aufwärtskriechende fühlte es nicht mehr, wenn der harte Schnee die erſtarrten Hände von Neuem verwundete, er ſah nichts als die von ihm hinterlaſſenen Blutſpuren, hörte nichts als das Toſen des Baches unter ihm, wenn dieſes ihn auf ein in der Nähe ihm entgegengähnendes Loch in der Eisdecke aufmerkſam machte. Oft ſchon hatten die faſt ganz geblendeten Augen die Vorſaßhütten zu erkennen geglaubt, aber immer waren es nur wieder häuſerhohe Schneemaſſen geweſen, die jetzt den doch der Gegend ſo Kundigen zu täuſchen vermocht hatten.

Endlich, als ſchon die meiſten der von ihm hinterlaſſenen Blutſpuren wieder eingeſchneit waren, hatte der Todmüde die langerſehnte Hütte erreicht. Zuerſt lag er eine Weile ausruhend vor der Türe, dann kroch er in den Stall, um den dort verſteckten Schlüſſel zu holen.

Noch keine Musik hatte Sepp so gerne gehört als jetzt das wohlbekannte Knarren der aufgehenden Hüttentür. Freilich war es kalt da drinnen, aber man war doch sicher und auf dem Herd lag neben kleingespaltenem Holz ein ganzes Päcklein Zündhölzchen, das wußte Sepp ganz bestimmt, obwohl er noch nichts davon sah; denn sein Weib — die gute Marie — hatte noch jedesmal, bevor sie die Hütte verließ, alles zum Feuermachen Nötige ordentlich hergerichtet, „da man gar nie wisse, wie und wann jemand in eine Not komme." — Sepp hatte oft über diese Gewohnheit gelacht, indem er meinte, es werde doch selten Fälle geben, wo einer in eine Vorsaßhütte einbrechen und Feuer machen müsse. Jetzt aber dankte er dem guten Weibe für diese und alle menschenfreundlichen Gewohnheiten. „Sie ist doch die Beste unter allen," sagte er wehmütig und tastete mit den nassen Händen nach den unschätzbaren Hölzchen. — Ha, da lagen sie! Eines nach dem anderen riß er heraus, denn keines wollte brennen; in der Hast hatte er sie naß gemacht und bemerkte das erst, als er nur noch die letzten zwei Stück in der zitternden Hand hielt. Jetzt war er übel dran, bis auf die Haut ganz kalt und naß, konnte er nicht hoffen, sie in einer Tasche zu trocknen. Verzweifelnd warf er sie zu den anderen auf den Boden und starrte die trügerisch flackernden lange wehmütig an.

Jetzt sah er ein, wie unüberlegt es war, sich noch weiter vom Dorfe zu entfernen. O, daß er doch heimzukommen versucht hätte! Wenn er dann auch zugrunde gegangen wäre, so würde das jedenfalls weniger furchtbar gewesen sein, als wenn er hier noch Tage auf den Tod warten und verzweifeln mußte. Um sich zu wärmen, hätte er allerdings ins Bett gehen können; aber es fror ihn ja nicht und er spürte auch keine Müdigkeit mehr. Sicher konnte er die ganze Nacht nicht schlafen, und wenn auch, er mußte wie-

der erwachen, und was dann? Franz war nicht zu Hause; und wer sonst sollte den Mut haben, sich in den nächsten Tagen durch den abgeholzten Wald hereinzuwagen? Wer mochte um hundert, um tausend Gulden es mit den Staublauinen aufnehmen? Ein einziger Fehltritt neben dem unmöglich noch zu findenden alten Weg mußte den neuen, noch nicht festliegenden Schnee unter, neben und ob dem Wagenden schrecklich lebendig machen. Morgen war nichts zu hoffen, übermorgen —! Der an sichere Rechnungen Gewöhnte schauderte, sich so den Launen des Wetters preisgegeben zu sehen. „Da," rief Sepp fast wütend, „da hat's jetzt der Freimaurer, daß er den Wald ausraubte," werden die behaglich daheim Sitzenden sagen. „Nun soll er sich für sein Geld einen Narren kaufen, der für ihn das Leben wagt und verliert." Herrgott und sie haben recht, wenn sie so sagen; ich ginge auch nicht und keiner geht...! Jeder will gern leben, solang' es zum Aushalten ist... aber dann — dann? Wenn man dort nichts sieht, als ein Leben voll Kampf, Krieg, Unfrieden, Vergiftung aller Freuden und Hoffnungen, wenn die liebsten Pflanzen Gift tragen, und hier vor sich Hunger und Verzweiflung, eine Stunde schrecklicher als die andere bis zur furchtbarsten letzten...

Aufgeregt bis zur Verzweiflung, tastete er mit den starren Händen an der Wand herum und suchte Franzens kleine Flinte. Vielleicht war sie geladen... Jetzt fiel ihm der Strick in die Hand, an dem gewöhnlich die Doppelwage aufgehängt wurde. Lange hielt er ihn in der starren Hand und schlang ihn dann mit furchtbarer Ruhe um den Hals. „Nun ein Sprung ins Kellerloch hinab und alles wäre aus, der Strick wird schon halten, gute Arbeit und guter..."

Sepp hatte den Hals aus der Schlinge gerissen und lag jetzt wie ein vom Blitz Getroffener auf dem Boden.

Doch nicht lange lag er so da. „Der Seiler würde das

nicht getan haben," rief er auffahrend, ſprang ins Bett und zog die Decke über die Ohren, wie Kinder, die ſich fürchten. Er ſtellte ſich vor, was man wohl geſagt haben würde, wenn man ihn — ſo gefunden? Aber nicht nur an die Gegner dachte er, deren Urteil er beſtätiget hätte, all der Lieben und Guten gedachte er, die ihm auf ſeinem Lebenswege jemals freundlich begegneten. An ſeinem Bette glaubte er zu ſehen ſein Weib, Franzen und viele, viele, die es gut mit ihm meinten, obwohl er ſie immer für ſeine Feinde hielt. Und nun plötzlich fühlte er ſich wieder allein, ſo, wie er ſich immer gedacht hatte, fern von Menſchen, die er nur verſpottete und quälte. O, wie war es ſo leer in ihm und um ihn! Gar nichts hatte er, woran er ſich halten konnte. Er war allein, ganz allein.

Jetzt glaubte er das Bild ſeiner vielgeplagten, kummerbleichen Mutter zu ſehen, wie ſie oft vor ihm ſtand und feierlich ausrief: „Sepp, es gibt eine Vergeltung, eine innerliche wahre, das Äußerliche aber iſt Schein!"

Und wie damals fuhr ein heiliger Schauer über ihn.

Und wie damals begann er zu beten.

Ja, Sepp betete und hörte bald nichts mehr von dem Sturm, der die Höhen und Tiefen durchbrauſte; in ihm hatten ſich die Stürme gelegt und es war ruhig worden und ſtill.

„Ich will leben und das Menſchliche voll und ganz ertragen, ob hier, ob daheim, bleibt ſich ja gleich."

Das waren Sepps letzte Worte, die er laut und feierlich ausſprach.

Die ihn umſchwebenden guten Geiſter winkten ihm freundlich zu und nur noch der Engel des Schlafes blieb bei ihm zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Erlöſung.

Barthle hatte keine ſo ruhige Nacht wie Sepp. Wäre auch die Unruhe wegen Hansmichels Leiche, das Kommen und Gehen, Fragen und Erzählen derer, die den Pſalter mitbeten wollten, nicht geweſen, hätte auch der Sturm aufgehört, der jeden Augenblick von neuem das Haus erzittern machte: Barthle würde doch ſchlaflos im Stall auf der Streue gelegen ſein, und nur um ſo lauter hätt' er dann das Stöhnen des Sterbenden und das ihn wie ein Wehſchrei der Natur durchſchauernde Donnern der Lauinen zu hören geglaubt. Doch auch jetzt hörte er mitten im Lärm der Menſchen und der Elemente immer wieder Sepps letzten, bängſten Notſchrei. Und wenn auch ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit ihn gerettet hätte, er, Barthle, blieb darum doch ein Mörder. Nie, nie hatte der Freimaurer etwas getan, was nur im entfernteſten mit dieſer Untat zu vergleichen geweſen wäre.

„Jeſus, Maria und Joſeph!" ſchrie Barthle aufſpringend, als ein Windſtoß, gewaltiger als alle die bisherigen, den nur auf der einen Seite ſchwer mit Schnee bedeckten kleinen Heuſtadel neben dem Hauſe niederwarf. Schon als Kind hörte er oft erzählen, Sturm und Wetter ſeien im ganzen Wohltaten Gottes, und nur wenn die Natur über einen menſchlichen Frevel erſchaudere, würden ſie verderblich. Nur dann reiße der Sturm der Menſchen Wohnungen

nieder und brenne der Blitz Dörfer und Städte ab, wenn einer dieſes Geſchlechts den Zorn der Elemente auf alle geladen, wenn ein Selbſtmord oder ein Totſchlag verübt werde, wenn man einen ungerechten Krieg anfange, oder — wie er heute — etwas tue, was zum Himmel um Rache ſchreie. Ha, vielleicht war heute ſeinetwegen die ganze Schöpfung empört! —

Es war auf einmal furchtbar ſtill und Barthle hörte das Geſpräch mehrerer, die ſich eben ſeinem Hauſe näherten. Ihre Stimmen klangen ihm ganz fremd und eine wie die andere. Doch jetzt hörte er eine, die er aus Tauſenden heraus erkannt haben würde — Mariens Stimme — und er hätte taub und ſtumm werden, verſinken, ſterben mögen, als er ſie hart vor dem Hauſe nach ihrem Manne fragen hörte.

Marie, der die Feindſchaft ihres Mannes und Barthles nicht nur wegen Franzens Liebſchaft ſchon viel Kummer und Herzleid verurſachte, begrüßte den Gemeindediener, der nachmittag den Sepp zu holen kam, wie einen Boten des Friedens und der Verſöhnung. Sie wußte wohl, daß ihr Mann ſich nur zum Gehen bereden ließ, weil er vor kurzem den Barthle mit ſeinem Bohrer dem Walde zuſchreiten ſah; aber „es konnte doch anders werden", meinte ſie und das lange Ausbleiben Sepps beſtärkte ſie in der Hoffnung, daß die beiden ſich dann endlich doch noch die Hand reichen und das Vergangene vergangen ſein laſſen würden. Was auch immer unterdeſſen in ihrem Hauſe vorgegangen wäre — ſie würde es nicht für wichtig genug gehalten haben, den Mann heim zu wünſchen oder gar zu holen; geſchweige denn einzig wegen der Stallarbeit, zu deren Verrichtung ſie bald einen jungen Burſchen aus der Nachbarſchaft gefunden hatte.

Auch jetzt noch kam ſie weniger, um ſich nach ihrem Manne zu erkundigen, als um für den ſo ſchnell verſtorbe-

nen Hansmichel zu beten. Froh und sorglos klang — außer Barthle — jedem ihre Stimme, als sie die ihr unter der Haustür begegnende Mariann fragte, ob Sepp noch immer im Stall sei.

„Ist er noch nicht heimgekommen?" fragte das Mädchen erschrocken zurück.

„Heim —" stammelte Marie, „er muß da sein!"

„Nein, er wollte ins Vorsaß, um etwas zu holen für unsere kranke Kuh."

Jetzt vermochte Barthle, der das ganz gut gehört und verstanden hatte, nicht mehr ruhig zu bleiben. Langsam, wie wenn eine Zentnerlast auf ihm läge, wankte er daher und hohl wie aus einem Grabe klang seine Stimme, als er ausrief: „Heiliger, Gerechter! für unsere kranke Kuh — für die unsere? Und ich bin sein Mörder! Ach, ihr guten Leute, der Sepp wird nicht mehr kommen — nie mehr!"

„Das glaub' ich auch," sagte trocken ein Heuzieher. „Wer heut' auf der Sonnenseite hineinwollte, der kommt nicht mehr zurück. Der Schuß, den irgendein Esel abfeuerte, hat alles lebendig machen müssen."

„Das hab' eben ich getan," bemerkte, sich angegriffen fühlend, der herzutretende Gemeindediener. „Ich darf schießen, wann ich will und der Barthle da hat mir überdies noch einen Gulden dafür versprochen."

Alle starrten erschrocken den zitternd und bleich dastehenden Barthle an, nur Marie war auf die Türschwelle niedergesunken und verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Noch war sie die einzige, die — als sie wieder zu denken vermochte — nicht an die Untat Barthles dachte, sondern an die Rettung ihres Gatten. Mit einer ungeheuern Kraftanstrengung sich aufrichtend, rief sie: „Und wir sind noch da? Rettet, helft, kommt!"

Alles blieb ruhig und still — gerade so, als ob eben

ein Menſch im Todeskampf liege. Die Anweſenden hörten nichts als das Pochen ihres Herzens.

Mit einer Stimme, die ſelbſt Franz kaum noch als die ſeiner Mutter erkannt haben würde, ſagte Marie: „Schon oft habt ihr viel, alles gewagt für einige Kreuzer, nun gilt's, ein Menſchenleben zu retten.“ — Und als noch immer alles wie angefroren blieb, fuhr ſie bittend fort: „Oder wenn euch das nicht genug iſt, euer Blut heiß zu machen, wenn kein Herz in euch anderer Menſchen Leid mitempfindet, ſo nehmet alles, was wir beſitzen und bringt ihn zurück. Einen beſſeren Taglohn habt ihr noch nie verdient.“

Ein unwilliges Gemurmel ging durch die Menge. „Da hört ihr's!“ hieß es; „man macht uns noch Vorwürfe darum, daß wir es ſo ſchlimm haben und oft wegen Kleinigkeiten das Leben wagen müſſen. — Sie ſoll ihren Bettel nur behalten.“

Jetzt trat der Senn hervor und mit den Worten: „Veraget doch der Armen dieſe Übereilung nicht!“ machte er dem Murren der ſich gekränkt Fühlenden ein Ende.

„Was iſt zu tun?“ fragte man überall.

„Es handelt ſich darum, den Sepp zu retten,“ ſann der Senn; „doch das geſchieht noch nicht, wenn wir ſchon uns gleich auf den Weg machen.“

„Das wäre in dieſer Nacht unmöglich!“ riefen mehrere.

„Ja, das weiß jedermann; ich glaub' auch, daß das gar nicht nötig ſei. Iſt Sepp in dieſem Augenblick nicht ſicher im Vorſaß — mein Gott, dann werden wir lang' ſuchen können. Iſt er aber in der Hütte —“

„So wird er nun wohl einmal auf die dummen Bauern hoffen und warten lernen,“ riefen mehrere, ohne jedoch den Beifall der Menge zu gewinnen.

„Der Senn ſoll reden,“ hieß es.

„Das Meine iſt bald geſagt; ich hoffe ihn morgen in der Hütte anzutreffen.“

„Wenn dich nicht eine Lauine in den Abgrund wirft.“

„Ich wage!“ rief der Senn entſchloſſen.

„Man läßt dich nicht allein fort, ich geh mit!“

„Ich auch!“

„Und wir auch!“

„Alſo morgen, ſobald es hell iſt,“ riefen etwa zwanzig Männer zuſammentretend und ſich die Hände reichend.

„Ja, morgen,“ ſprach der Senn feierlich, „und bis dahin möge Gott ihn bei Troſt erhalten, möge ihn ſtärken und ihm Vertrauen einflößen, er mag ſich in der öden kalten Hütte befinden oder unter haushoher Schneelaſt nach dem letzten Atemzug ringen. Ihr, die ihr da ſicher ſteht mitten unter euern Lieben, betet für ihn um Ausdauer und Geduld!“

Die Häupter aller Anweſenden entblößten ſich. So war ihnen ſogar in der Kirche noch nie zumute geweſen. Feld und Baum und Wald ſchienen zu lauſchen, der Sturm ſchwieg und ein ſanftes Lüftchen trug die laut gebeteten fünf Vaterunſer weit über das Dorf hinaus.

Barthle konnte die drei Roſenkränze für Hansmicheln nicht mehr mitbeten. Er mußte ſich niederlegen und ſchlief endlich ein, um bei jedem Windſtoß aufs neue zu erwachen.

Mariann ſaß ſchaudernd neben ſeinem Bette.

Wie Marie die Sturmnacht — die ſchrecklichſte ihres Lebens — verlebte, weiß nur Gott, zu dem ſie die heißeſten Gebete für den Gatten emporſandte, und kann nur der ſich vorſtellen, der während einer fürchterlichen Schlacht zitternd und betend für ſeine Liebſten, Teuerſten dem Donner der mörderiſchen Kanonen lauſchen mußte. Der Senn hatte bei ihr bleiben, mit ihr wachen, ſie tröſten wollen; ſie aber

wünſchte allein zu ſein mit ihrem Kummer — allein mit Gott.

Als endlich die Berge und der ob ihnen liegende Nebel wieder unterſchieden werden konnten, im Oſten aber ein grelles Rot das Nahen des Tages verkündete, da machte ſich der Senn mit ſeinen Freunden auf den gefahrvollen Weg und noch viele von denen, die geſtern zweifelnd und zagend die Köpfe ſchüttelten, ſchloſſen ſich den Mutigen an. Begleitet von den Segenswünſchen der Zurückbleibenden, verließ der mit Grabwerkzeugen und Lebensmitteln wohlverſehene Zug langſam und noch immer wachſend das Dorf.

Der Himmel begann ſich aufzuheitern, die Spitzen der Berge glühten und Funken gleich glitzerte und leuchtete es überall, wo knorrige Rieſentannen ſich unwillig ſchüttelnd von der kalten Laſt befreien zu wollen ſchienen. Auf dem etwas feuchten Schnee hatte ſich ſchon eine harte Kruſte gebildet, die, vom leiſeſten Tritt berührt, oft viertelſtundenlange Strecken mit einem fernen Böllerſchüſſen ähnlichen, dumpfen Knalle zuſammenſtürzte. Auch der mutigſte Schneeläufer bleibt, wenn er dieſes Warnungsſignal — der Berge Notſchuß — hört, jedesmal eine Zeitlang bewegungslos ſtehen und heißt, bevor er wieder einen Schritt wagt, die ihm Folgenden ruhig auf ſein Zeichen warten.

Früher, als Hansmichels Wald noch ſtand, war der Weg ins Vorſaß nirgends beſonders gefährlich, als in den ſogenannten Rieſen, den Schluchten, wo ſich der Bergſturz, alles zermalmend, ſeinen Weg in die Tiefe grub; jetzt aber war alles geebnet, einzelne Tannen hatte noch der Sturmwind niedergeworfen, kein Menſch ſah mehr, wo ſie ſtanden, der ſchneebedeckte Platz glich einem glatten Bergheumahd und nur wenige würden Mut und Geduld genug gehabt haben, den alten Weg, von dem kaum noch eine Spur zu entdecken war, wie der Senn mit der Schneeſchaufel in der

Hand zu ſuchen. Die anderen, die ſtets in ſeine ſichern Fußtapfen eintreten konnten, wagten bei weitem weniger als er. Langſam und ſchweigend folgte einer dem anderen. Jedes Wort, laut genug, um von einigen verſtanden zu werden, hätte die unheimlichen Berggeiſter wecken können; man hörte nichts als das Geräuſch der Fußtritte und bei dem langſamen Gehen hatte jeder Zeit, ſich ſeinen Gedanken zu überlaſſen.

Endlich war man oben angelangt, wo der Weg links am Tobel ſchnurgerade durch einige Rieſen ins Vorſaß hineingeht. Jetzt betrat man doch neben den Rieſen, in welchen ſich die Lauinen zuſammenziehen, manche ſichere Stelle, wo es jeder wagen durfte, die unbequemen Schneeſtollen von den Schuhen zu ſchlagen, ohne daß er von einer leiſe daherſchießenden Staublauine weggeblaſen zu werden ſich fürchten mußte.

Hinter der Rieſe, durch welche Sepp geſtern hinabgeſchlagen wurde, wartete der Pfadfinder auf ſeine Gefährten. Die zurückgelegte Strecke aufatmend überſchauend, wagten ſie endlich wieder ein lautes Wort zu ſprechen. Alle auf einmal wollten reden und nun zeigte ſich's, daß aller Gedanken ſich mit dem Geſuchten oder ſeinem Gegner — dem Barthle — beſchäftigt hatten. Sie alle ſahen, wie ungeheuer der letztere geſtern zu tragen hatte an ſeinem Kummer und wie nahe er der Verzweiflung war, und doch hatte das dieſe ſonſt zum Mitleiden ſo leicht zu Bewegenden nicht gerührt, ſondern nur von der Größe ſeiner Schuld überzeugt. Heute ſchien ihr Unwille über den Frömmler noch gewachſen mit ihrer Müdigkeit. „Der Murrkopf," hieß es, „dem man an jedem Faſttag in einer eigenen Freitagspfanne kochen muß, damit er ja keinen Tropfen Schweinefett bekomme, hat ſich nun doch auch einmal ein Zeugnis ausgeſtellt. Seine Tat gleicht ihm. Greulich und groß, feig und berechnet.

Unſer Herrgott oder die verderbte ſündhafte Natur ſollte wieder an allem ſchuld ſein."

Die Geſellſchaft wurde immer geſprächiger, wie das nach glücklich überſtandenen Mühen und Gefahren gewöhnlich iſt. Man dachte nicht, in welcher traurigen Lage ſich Sepp vielleicht befinde, keiner fragte ſich, was anzufangen ſei, wenn man die Vorſaßhütte leer finden ſollte. Man war nun einmal ins Reden gekommen und mehrere erzählten, ſich gegenſeitig ergänzend, lang und breit, wie ſich der Tropf von der Zigeunerin habe übertölpeln laſſen und welche Bedeutung daher Hansmichels Bekenntnis für ihn habe bekommen müſſen. „Tadelt doch Barthles Taten nicht ſo," rief der Beiknecht. „Es ſind eben Anfängerſtücklein von einem erwachſenen Lehrling. Immer hat ſich der Mann gelitten und hat gemieden*); nur wenn ſich's irgendwo regte, iſt er faſt wütend worden. Jetzt endlich haben wir ſie einmal nebeneinander, den Frömmler und den Freimaurer!"

„Wenn wir ſie nur nebeneinander hätten!" ſagte der Senn, ſich wieder zum Gehen wendend. „Ich fürchte — ſeht nur, dort und da und überall iſt's herunter."

Dieſe Worte brachten die Geſellſchaft wieder auf ganz andere Gedanken. Immer ſchneller ging's der tief eingeſchneiten Wohnung entgegen und immer ſtiller war es geworden, bis man endlich ſchwitzend und durſtig beim Brunnen vor Sepps Hütte anlangte. Doch keiner nahm ſich Zeit, zu ſehen, ob das ſcheinbar auf dem Schnee liegende Brunnenrohr zugefroren ſei oder nicht; ihr Eifer, der erſte vor der Türe zu ſein, war ſo groß, als ob es das Leben der Ihrigen gegolten hätte.

„Er iſt da!" rief der Senn, die Türe öffnend.

---

*) ſich leiden, ſich geduldig, ſtill verhalten; meiden, ſich entfernt halten.

„Gott Lob und Dank!“ jubelten alle einſtimmig, wie wenn in der Kirche die Litanei gebetet wird.

Die Türöffnung war faſt zu klein, um die in die Hütte Dringenden ſchnell genug aufzunehmen. Jeder wollte den Sepp ſehen und hören, jeder wollte auch von ihm geſehen und gehört werden. Das und jenes hatte man einſt über ihn geſagt, ihm zum Poſſen getan und ſich ſeit geſtern ſchon oft genug daran erinnert. Gerade darum war heute mancher mit herauf. Sie alle hatten ihm ja noch manches abzubitten, und der eben in die kalte Stube eintretende Senn erſchreckte ſie, als er laut fragte: „Ob er wohl noch leben wird?“

Haſtig öffnete der dem Sennen zuvorgekommene Beiknecht die Türe des kleinen Nebenzimmers und „er lebt!“ riefen alle, die die ſchweren Atemzüge des Schlummernden hörten, ſo laut, daß dieſer davon erwachte. Er verſuchte vergebens, ſich aufzurichten und mit heiſerer Stimme ſagte er: „Ja, ich lebe, doch bin ich matt und ſtarr.“ Sepp ſagte das ſo gleichgültig, als ob er von der Beſchaffenheit irgendeines Steines erzähle.

Allmählich erinnerte er ſich wieder an das zuletzt Erlebte. Feuchten Auges ſchaute er die beſorgt ſein Bett Umſtehenden an und verſuchte, jedem die Hand zu reichen. „O,“ rief er dann aus, „o, das iſt Gnade, das iſt Glück und Liebe! Wie ein ſchuldloſes Kind hab' ich da liegen und allen Schrecken, alle Angſt verſchlafen können, bis die Retter mich wecken mit dem Ruf: Er lebt!“

Noch hatte keiner dem Befehle des Sennen, Holz zuſammenzuſuchen und eilig eine Tragbahre zu machen, gehorcht, alle wollten den Sepp ſehen und hören, viele fühlten die Augen naß werden, als ſie ihn ſo ſchön beten hörten.

Sepp hatte nicht nur die Schrecken der Nacht verſchlafen, wie Kinder ein Gewitter, auch jetzt noch, obwohl

bei vollem Bewußtſein, kam er vielen beinahe wie ein Kind vor. Immer von neuem ſprach er ſeine Freude darüber aus, ſo viele liebe Menſchen um ſich zu ſehen. Die unbedeutendſte Rede jedes einzelnen freute ihn und in der Unterhaltung mit den ihn durch Speiſe und Wein Erquickenden, die durchaus mithalten*) mußten, ſchien er ſeiner wunden Glieder ganz zu vergeſſen. Als man ihn dann auf die in der Eile zuſammengenagelte Tragbahre hob, wurde er freilich wieder daran erinnert, aber ſchon eine Minute ſpäter begrüßte er froh den blauen Himmel, die Sonne und Berg und Wald, als ob er ſchon Jahre eingeſperrt geweſen wäre.

Nur als man in der Rieſe ankam, wo ihm geſtern der Tod ſo fürchterlich nahe war, flüſterte er ängſtlich: „Seht ihr, gerade da bin ich geweſen, als es knallte unten und oben und überall. Gebt doch acht, daß uns nichts mehr geſchieht.“

„Sei unbeſorgt,“ beruhigte der Beiknecht. „Heut' ſchießt der Barthle nicht mehr, denn er liegt krank im Bett.“

„Hat Barthle geſtern geſchoſſen?“ fragte Sepp.

Die anderen Bahrenträger winkten dem Beiknecht Schweigen zu, der aber ſchien das nicht zu achten und erzählte: „Dem Gemeindediener hat er einen Gulden verſprochen, wenn er knallen laſſe. Seinetwegen biſt du dem Tode ſo nahe geweſen.“

„Nein,“ erwiderte Sepp mit ſchwacher Stimme, „nicht Barthle, ſondern ich ſelbſt, meine Glaubensarmut und Hoffnungsloſigkeit hätt' mich faſt umgebracht. So geht's,“ fing er nach einer Pauſe wieder an, „wenn man weder Gott noch den Menſchen traut,“ und nun gab er eine Schilderung vom Zuſtand eines ſolchen Menſchen, wurde ſo offen und warm, daß endlich alle errieten, was er beinahe getan hätte. Den Bauern wurde warm und kalt, viele wandten entſetzt ihre

*) teilnehmen.

Blicke von ihm ab, doch die Demut des Beichtenden rührte sie und noch mehr der Schluß seiner ziemlich langen Rede, welcher eigentümlich feierlich klang. „O, es ist schön zu leben und sich am Gnadentische der ewigen Liebe zu wissen. Prachtvoll ist die Sonne, lieblich der Himmel und freundlich die Welt. Ach, freundlich, freundlich! Heut' ist mir wie einst als Kind an hohen Festtagen. Alles ringsum ist so still, so heilig und feierlich, daß es Sünd' und Schad' war, noch von Haß und Feindschaft zu reden an diesem großen schönen Tag. Hat sich doch die Liebe viel größer und mächtiger gezeigt und auch das ist aus Barthles Tat entstanden. O, der Augenblick, da ihr um mich standet, ihr alle, Kopf an Kopf, der ist nicht zu teuer erkauft für die Schrecken von gestern. Er ist, glaubt mir das, Freunde, er ist der größte meines Lebens. Drum tragt auch dem Barthle nichts nach. Wir beide haben uns über andere erhoben, nun hat eine höhere Macht uns durch uns selbst gezeigt, wer wir sind. Wir alle wollen uns die Hände reichen an diesem schönen Tag und Gott von Herzen danken für alles Gute und Böse, das nach Verdienst uns widerfuhr."

Nach dieser langen Rede schloß Sepp erschöpft die Augen und öffnete sie nicht wieder, bis er, daheim angekommen, die Stimme seines Weibes hörte.

Das war ein Wiedersehen!

Jetzt war es dem Sepp auf einmal ein leichtes, sich aufzurichten und der mit freudestrahlendem Gesicht und nassen Augen im Kreise seiner Retter stehenden Marie die Hand zu reichen.

Gesprochen wurde lange Zeit kein Wort und doch verstand man sich besser als je vorher.

Nein, das war nicht mehr die Welt, die Sepp gestern verließ, das waren liebere, freundlichere Gesichter, alles — alles war anders.

Als Sepp hörte, daß Barthle gefährlich krank geworden ſei, wünſchte er gleich zu ihm getragen zu werden. „Wir beide müſſen noch reden und uns die Hand reichen," ſagte er, doch war der Doktor, der eine allzugroße Aufregung für beide fürchtete, ganz dagegen und verbot aufs ſtrengſte, dieſen Wunſch zu erfüllen.

Barthle war wirklich ſehr krank geworden. Hansmichels Leiche mußte ſchon früh am Morgen heimgebracht werden, um mit ihr den Lärm der Kommenden und Gehenden dem Fieberkranken zu entfernen. Zwei Tage lang lag er bewußtlos oder von ſchrecklichen Träumen gequält da. Immer ſchien er ſich mit dem Freimaurer zu beſchäftigen. Bald ſah er ihn in der Vorſaßhütte in der Verzweiflung vergiftete Wurzeln verſchlingen, um den Hunger zu ſtillen. Bald hörte er den Teufel nach Sepps Mördern fragen, um ſie mit glühenden Ketten zuſammenzuſchmieden, und dann ſchrie er: „Ich, ich!"

Schaudernd ſaß der wiedergekommene Klausmelker eine Zeitlang ruhig am Bette des Kranken, ſchmerzlich einen hellen Augenblick erwartend, um dem Vater, deſſen Leiden ihn zu Tränen rührte, ſeinen Fehler zu geſtehen und wenn möglich ſeine Verzeihung zu erbitten. Doch ſie waren ſelten, dieſe Augenblicke, und dann hatte der Schuldbewußte nie den Mut, ein Wort zu ſprechen.

Klausmelker war kein harter Menſch, ſondern nur ein verhärteter. Er war zurückgekommen, um ordentlich Abſchied zu nehmen, wenn nichts zu ändern ſein würde; als er aber beim Adlerwirt von dem Gottesgericht — ſo wurden die Ereigniſſe der letzten Tage genannt — erzählen hörte, da eilte er heim ſo ſchnell, daß man geglaubt hätte, es wäre unmöglich, unterdeſſen ſo viel zu denken und zu empfinden, als er dachte und empfand. Er ſtürzte ins Zimmer des Vaters, dann aber gleich wieder heraus, um das entwendete

Geld, welches ihn wie Feuer brannte, an seinen Ort zurückzubringen. Hier machte er mit Schrecken die Entdeckung, daß sein Brief, der ihm jetzt das Werk eines Teufels zu sein schien, vom Vater schon gefunden worden war. Kaum noch wagte er ins Krankenzimmer zurückzukehren und war eine Zeitlang herzlich froh, daß ihn der Vater gar nicht beachtete.

Da lehnte nun der Trotzige zitternd und bebend wie ein Verbrecher neben dem schlafenden Richter. Und doch hätte er nicht gewünscht, sich anderswo zu befinden.

Wohl kein Unglück lastet so schwer auf dem Menschen als häuslicher Unfriede. Alle Angehörigen müssen darunter leiden, die Schuldigen und die Unschuldigen. Erst wenn eines auf dem Totenbett liegt, bürdet es seine Last den anderen auf, und ein so Gedrückter leidet mehr, als der, der eben den letzten Seufzer desjenigen hörte, welcher ihm unter allen Menschen der liebste, der teuerste war.

Klausmelker hätte dem Vater so gern etwas recht Großes getan — oder auch nur einen kleinen Dienst. Er vermochte kaum noch ruhig zu bleiben. Sonst sagte er sich: Er liebt mich nicht; jetzt rief jede Erinnerung an sein und des Vaters freudlose Vergangenheit ihm zu: Nie hast du die Liebe verdient. Alle Reden und Handlungen des Vaters, die ihm sonst hart vorkamen, erschienen ihm jetzt als seiner Eigenart natürliche Ausdrücke väterlicher Liebe und Sorgfalt. „Ach," rief er ziemlich laut, „ach, wie glücklich ist Mariann, daß sie ausruhen und schlummern und alles vergessen kann! Sie hat eine schöne Vergangenheit hinter sich, trotz aller Leiden, aber ich — Vater, wir dürfen nicht so voneinander gehen, wir müssen uns versöhnen."

Die letzten Worte hatte Klausmelker so laut gesprochen, daß der scheinbar fest Schlummernde die Augen aufschlug. „Versöhnen," wiederholte er mit schwacher Stimme, „ich

werde wohl nicht nachgeben ſollen — dem Freimaurer — aber hören möcht' ich doch, was der Pfarrer ſagt."

Mariann, die ſich nach dem Mittageſſen, ohne die Türe zu ſchließen, ein wenig aufs Kanapee hatte legen und ausruhen wollen, war ſo feſt eingeſchlafen, daß ſie das Kommen ihres Bruders ſtundenlang nicht bemerkte. Die Stimme des Vaters aber hatte ſie ſogleich gehört, und ohne ihre Freude über Klausmelkers Ankunft noch auszuſprechen, fragte ſie: „Was ſagt er? Den Pfarrer ſolle man holen? O, ich fürchte faſt, daß es bald Zeit ſein werde."

„Was meint der Doktor?" fragte Klausmelker mit unſicherer Stimme.

„Der iſt heut' noch nicht dageweſen; er ſoll ins Nachbardorf gegangen ſein."

Mariann trat hart zum Kranken und fragte, ob man den Pfarrer holen ſolle.

Barthle ſchwieg.

„Aber wie iſt's Euch?"

„Ich weiß es nicht."

Eine Weile waren alle ſtill, dann ſagte Barthle: „Klausmelker ſoll gehen."

Klausmelker kam zum Pfarrhof, er wußte ſelbſt nicht wie. Ohne anzuklopfen trat er ein und rief: „Herr Pfarrer — der Vater — kommt doch ein wenig zu uns hinüber!"

Der Geiſtliche, der, ohne den Eintretenden eines Blickes zu würdigen, ruhig fortgeleſen hatte, richtete ſich endlich langſam auf und ſagte: „Kann der Herr Doktor nichts mehr machen mit Pillen und Tropfen?" Und ohne Klausmelkern Zeit zu einer Antwort zu laſſen, fuhr er heftiger fort: „Ja, ſo iſt's, immer und überall iſt es ſo! In Bezau draußen konnte man groß tun und die Geiſtlichen herunterreißen; heute nun, vier Tage ſpäter, ſteht man da wie ein verhagelter Haſe. Gelt, Bürſchlein, wir kennen euere Pfiffe!

Doch eingedenk des ſchönen Beiſpiels desjenigen, der auch ſeinen Kreuzigern verzieh, will ich vergeſſen. Ja, ich will nicht einmal den Kaplan ſchicken, ſondern ſelbſt kommen zu dem Manne, der mir — ich kann dir's wohl ſagen, Bürſchlein! — immer der Liebſte und mein Troſt geweſen iſt, bis frommer Eifer ihn gar zu weit getrieben hat."

Klausmelkern war es während dieſer Rede warm und kalt worden. Er verließ den Pfarrhof, ohne noch ein Wort zu ſagen, und es tat ihm ordentlich wohl, durch Aufbegehren über dieſe Begegnung ſich etwas Luft machen zu können.

Der Pfarrer kam bald ins Krankenzimmer, in welches vor kurzem auch der Doktor eingetreten war.

„Wie ſteht's?"

Der Doktor zuckte die Achſeln. „Hier iſt nicht allein das Fleiſch nur ſchwach. Ein Seelenarzt würde da wohl mehr tun können als ich."

„Das iſt immer ſo," betonte der Pfarrer ſcharf. „Nur die Diener der Kirche können dem Menſchen helfen und ihn aufrichten im letzten, bängſten Stündlein, wenn der Verſucher noch einmal mit aller Gewalt ankämpft. Da wird man inne, was wir ſind und was wir können, da fühlt man's, daß nur wir durch unſer Wort den Menſchen wahrhaft glücklich machen."

Barthle, der jedes Wort hörte und verſtand, hatte ſich ſchon aufgerichtet, bevor der hinzueilende Klausmelker ihm helfen konnte. Als der Pfarrer ſchwieg, ſagte er wehmütig: „Ja, wer nie gefehlt hätte, der könnte ſich mit gutem Mut hinlegen und ſterben; aber — unſereiner kommt immer ins Zeitliche — er kann nicht alles meiden und dann iſt der Glaube ſchrecklich."

„Schrecklich?" fragten Pfarrer und Doktor gleich erſtaunt.

„Laß mich nur, ich bin ganz feſt," flüſterte Barthle

Mariannen zu, die ihm noch ein Kiſſen unterſchieben wollte. Dann ſich wieder an den Pfarrer wendend, erzählte er ungewöhnlich raſch: „In der Werktagsſchule hat uns der damalige Pfarrer einſt vom Jüngſten Gericht erzählt, von den Poſaunen, den Teufeln, dem Jammern und Klagen. Ihr wißt ſelbſt, was da vorkommt und wie es zugeht.“ Der Kranke bedeckte ſchaudernd ſein Geſicht und erſt nach einer Weile fuhr er fort: „Es war ungeheuer greulich und ich hab' dann geſagt, ich wollte, daß ich ein Lämmlein wär' — das hätt' keine Seel' und mit dem Tod wär' alles aus. Viele haben darüber gelacht. Furchtbarer Gott, ſie haben lachen können! Mir aber iſt's heiliger Ernſt geweſen. — So ein Tierlein, das nichts von der Ewigkeit weiß, o, das hat's gut. Es darf ſich wohl ſein laſſen auf ſeine Art, denn ihm iſt gar nichts Sünd'. Unſereiner aber darf ſich nie des Lebens freuen. Wie glücklich wär' ich worden ohne den Glauben! Wenn ich dem Herzen gefolgt hätte, dann — ja dann ſtänd' Freimaurers Weib an meinem Bett und alles — alles wär' ganz anders.“

„Mein Gott, der Mann fiebert,“ warf der Pfarrer ein. „Was hat der Glaube mit ſeinen Weibern zu tun?“

„Das,“ verſetzte Barthle haſtig, „habt Ihr mir vielmal auseinandergeſetzt, als die Liebſchaft im Gang war. Im Beichtſtuhl und überall iſt meine ſündhafte Neigung verdammt worden.“

„Iſt das wahr?“ fragte der Doktor lächelnd.

„Allerdings,“ geſtand der Pfarrer. „Sein Vater, der frömmſte und einflußreichſte Mann im Dorf, hat's durchaus nicht haben wollen. Ehre Vater und —“

„Dann fiebert eben der gute Mann nicht,“ bemerkte der Doktor boshaft.

„Und dann,“ klagte Barthle, „da ich mein Fleiſch gekreuziget hatte, da ich ſtreng worden war, ſtreng gegen mich

und andere, und meine Kinder erziehen wollte, wie man mich erzog, erſt da hat's Kämpfe gegeben und viel und vielmal hat das ſündhaft ſchwache Herz gezittert und aufgeſchrien. Sepp hat unterdeſſen mit Marien glücklich gelebt und ſich herzlich wohl ſein laſſen."

„Wie ein Heide," bemerkte der Pfarrer.

„Er iſt doch nicht ſo ſchlecht als ich," erwiderte Barthle immer aufgeregter. „Er iſt kein — Ich hab' ihn umbringen wollen, während er mir Gutes tat. Ich habe durch meine Härte Klausmelkern auf Abwege getrieben, habe —"

„O Vater," rief dieſer, weinend neben dem Bette niederſtürzend, „verzeiht, vergebt! Ich bin der Elende, ich der Herzloſe, aber das iſt zu Ende. Reicht mir die Hand, Vater, und nichts mehr ſoll ſich zwiſchen uns ſtellen."

„Der Mann regt ſich zu ſehr auf," meinte der Pfarrer. „Man ſollte mich allein laſſen, daß ich ihn vom Zeitlichen auf das Ewige bringen könnte."

Der Doktor verſetzte mit eigentümlichem Lächeln: „Es tut ihm aber doch wohl, ſich auszuſprechen."

„Ja, wunderbar wohl," verſicherte Barthle, des Sohnes Hand krampfhaft erfaſſend. „Gott läßt uns doch noch im Frieden ſcheiden. In dieſen Tagen hab' ich gewähnt, dich fort, in Not und Elend zu ſehen. Es war nur Traum — alles nur Fieber — jetzt erſt bin ich wach und ſehe klar — furchtbar klar. Das ganze ſchöne warme Leben mit allem verſchmähten, bekämpften Lieben und Guten umgibt mich und drückt mich. Großer Gott, verzeih mir alle ſündhaften Gedanken! Nicht du, ich hab' mir die Welt zur Hölle gemacht, ich!"

So hatte man den Barthle noch nie reden gehört. Nun aber ſchien ſeine Kraft auf einmal gebrochen. Erſchöpft ſank er ins Bett zurück und ſchloß die Augen.

„Willſt du noch beichten?" verhörte der Pfarrer.

„Ihr wißt jetzt alles. Bereuen muß ich viel und beichten tu' ich, ſobald man mir den Kaplan oder ſonſt einen Geiſtlichen ſchickt," ſagte Barthle und zog dann die Bettdecke übers Geſicht.

Der Doktor und der Pfarrer verließen das Haus.

„Wie lange währt's noch?" fragte letzterer.

„Hm — er hat ſich recht ermannt; doch lang' hält's vermutlich nicht."

„Dieſe Aufregung wird ſeinen Tod beſchleunigen."

„Möglich wär's, vielleicht aber —"

„Warum taten Sie nichts dagegen? Herr Doktor, es gibt Freuden, die man mit Recht gewöhnlich teufliſche nennt."

„Wenn Sie meinen, die Beichte des Mannes nach Ihrem Herzen habe mich gefreut, ſo haben Sie ſich ſehr geirrt," ſagte der Doktor ungewöhnlich ernſt.

„Mir iſt gar nicht wohl," klagte der Pfarrer etwas langſamer gehend. „Mein Gott, ſchon dreißig Jahre bin ich hier und noch keiner hat mir ſo gefehlt*) wie dieſer Barthle, den ich ſo ganz zu kennen und zu beherrſchen meinte."

„Beherrſchen," lachte der Doktor. „Wiſſen Sie nicht mehr, wie unbegreiflich Sie einſt fanden, daß es Menſchen geben könne, die ihre Brüder wie ſeelenloſe Weſen, wie Uhren behandelten, die man nur zu ſtellen und zu treiben brauche? Ihr ‚Beherrſchen' hat mich eben an dieſe längſt vergeſſenen Worte wieder erinnert."

„Aber dieſe Dummheit, dieſer Eigenſinn, dieſer Aberglaube!"

„Das alles ſind eben Grundpfeiler, auf welche Sie bauten. Oder iſt's nicht wahr, daß jetzt nicht nur bei uns

---

*) fehlgeſchlagen, die Hoffnung getäuſcht.

Geiz, Stolz, Neid und all das Menſchenelend zur Erreichung frommer Zwecke benützt wird?“

„Mein Kaplan iſt ein blinder Eiferer; meinen Sie, daß der es weiter brächte als ich, wenn ich die Bedürfniſſe meiner Pfarrkinder berückſichtige?“ fragte der Pfarrer, der ſich gewiß längſt vom Doktor entfernt hätte, wenn ihm die Geſchichte nicht wirklich ſchwer auf dem Herzen gelegen wäre.

„Bewußt oder unbewußt dienen Sie und der Kaplan dem gleichen Zweck und ich rede jetzt nicht von Ihnen.“

„Herr Doktor, Sie haben heut' einen recht glücklichen Tag.“

„Nein, er iſt nicht ſo glücklich für mich, als er für andere lehrreich ſein könnte. Mir wenigſtens, als ich die jetzt überall bekannte Geſchichte von der Zigeunerin erzählen hörte, wie ſie den Mann lockte und fing, iſt es vorgekommen, ſie ſei ungemein bezeichnend. Sie wiſſen, daß wir von unſern wackern Vätern keinen Hexenprozeß zu erzählen haben, daß die uns aus alten Zeiten wenig mehr als die Siegfriedsſage überlieferten, dieſes Treiben alſo völlig eine Frucht unſeres aufgeklärten Jahrhunderts iſt. Unwillkürlich hab' ich dabei an Lenaus vielfach wahres Wort denken müſſen:

Die Zeremonie wird zur Fratze
Gedankenlos nur ausgekramt;
Ein Affe ſie mit Kopf und Tatze
Tiefſinnige Gebärden ahmt,
Und die Gemeinde, geiſtverlaſſen
Und herzverödet, ſteht und gafft.

Wie arm und unglücklich, wie geiſtverlaſſen und herzverödet ſteht nun der Mann da, den Sie ganz kannten und beherrſchten!“

„Ihr Vergleich,“ ſagte der Pfarrer nach einer Pauſe mit eiſiger Ruhe, „Ihr Vergleich paßt nicht recht, aber ſein Zweck iſt doch erreicht, da Sie mir ſicher nur eine Probe

von Ihrer Beleſenheit geben wollten. Eigentlich hätte man ſich's aber auch ſelbſt denken können, daß dieſe modernen Heiden Ihre Freunde ſind, daß Sie ſtatt Morgen- und Abendandacht in Ihren ſogenannten Werken leſen, dieſen — ich will ein Gleichnis geben, wie es am beſten für verknöcherte Materialiſten paßt — dieſen vom fetteſten Gras umwachſenen Pfützen, in denen Schweine ſich mit ſoviel Vergnügen herumwälzen."

„Wie mich das wieder anheimelt!" ſpottete der Doktor. „Fühl' ich mich doch wieder lebhaft in jene ſchöne Zeit verſetzt, wo man uns junge Studenten täglich vor den ‚deutſchen Schlampen' warnte und uns die guten Klaſſiker verbrannte, mit der Bemerkung: Sie ſchreiben gegen den Glauben, alles in allem, zum Ruin der Sittlichkeit, kurz, es ſind Schlampen. Ja, ſo hat man uns damals vor den Fleiſchtöpfen Ägyptens gewarnt, kein Wunder alſo, daß ſich ſpäter die freier Gewordenen faſt den Magen verdarben. Alles mit Maß! Es wäre vielleicht auch für andere gut, wenn ſie von unſerem Jahrhundert etwas mehr lernen dürften, als aus der Armut und Krankheit des Leibes und der Seele auf die oder jene Art Kapital zu machen."

„Behalten Sie derlei gute Lehren lieber für meinen Nachfolger," ſagte der Pfarrer, der ſich keine Mühe mehr machte, ſeinen Zorn zu verbergen. „Drin im Tirol iſt gerade jetzt ein Dorf ausgeſchrieben. Das Einkommen iſt ſchlecht und darum wird es mir vergönnt werden, dort bei lieben guten Leuten meine Tage in Ruhe zu ſchließen. Hier muß das bald unmöglich ſein, da ſogar die Wetterfahnen der öffentlichen Meinung ſich auf jene Seite wenden."

Die letzten Worte hatte der Pfarrer auf einen Seitenweg einbiegend zurückgerufen. Nun eilte er haſtig ſeiner Wohnung zu und das war gut, denn der Streit würde ſonſt bald ſehr hitzig geworden ſein.

Ungewöhnlich langes Läuten der Sterbeglocke verkündete am anderen Morgen den Tod eines Reichen. Wegen Hansmicheln hatte man nicht viel Wesens gemacht, an Barthle aber hoffte der Meßner nun einmal einen rechten Butterstollen zu verdienen. Mancher, der die fünf Vaterunser für den Geschiedenen längst gebetet hatte, ärgerte sich endlich über das ewige Geklimper und murrte, das sei der Welt Lauf. Noch nach dem Tode sogar hätten es die Reichen besser als andere und alles mögliche werde ihnen nachgeschickt. Jeder läute und singe und bete und psalmiere da ärger als für andere, die mit gutem Gewissen abgezogen seien. Andere dagegen meinten, die würden's auch am nötigsten haben und besonders der Barthle, der nicht einmal versehen worden sei.

Mariannen taten diese und ähnliche Bemerkungen so weh, daß sie nicht mehr zu verschweigen vermochte, was sie noch vor wenigen Stunden dem Bruder und allen, die davon wußten, um Christi willen zu verheimlichen befahl.

Schon oft, erzählte sie einigen Nachbarinnen weinend, schon oft sei sie bei Sterbenden gewesen, aber noch nie sei ihr der Tod so gar nicht fürchterlich und sie wisse nicht, wie sie sagen müsse, vorgekommen als diesmal. Ja, sogar der eigene Schmerz werde erleichtert, wenn sie denke, wie schön und wie gern der Vater gestorben sei. Nichts von all dem, was man ihr zum Trost und dem Bruder zur Beruhigung sage, sei imstand, sie beide so aufzurichten, wie die Erinnerung an Vaters letzte Stunden.

Und als nun ein Strom von Tränen ihre Stimme erstickte, sagte Sepps Marie: „Ich weiß, was du sagen willst, gute Mariann, und ich bin froh, daß du dich denn doch noch zum Reden entschlossen hast. Jedermann sollte das hören und sich daran erbauen. Jedes Kind im Dorf weiß, wie mein Mann und der Selige gegeneinander gestanden sind.

Nun Gott Lob und Dank, ſie ſind verſöhnt geſchieden. Geſtern abends haben ſie ſich die Hände gereicht. Der Doktor hat ſie nie zuſammen laſſen wollen, weil das ihnen ſchaden könnte, und gewiß hätten ſie ſich nicht mehr geſehen, wenn man ihn gefragt und ihm gefolgt haben würde. Aber erſt jetzt danken wir alle Gott, daß wir den Wunſch der beiden Männer heimlich erfüllten. Ihr glaubt gar nicht, wie groß und ſchön es war, als wir den Sepp hergeführt hatten! Länger als eine Stunde ſind ſie allein geweſen. Was ſie redeten, weiß ich nicht; aber ſie ſind heiter voneinander, wenn ſchon ihre Augen naß waren."

Franz, der in einem Winkel ſtand und wehmütig in des Toten freundlich lächelndes Geſicht blickte, hätte nicht erröten müſſen, denn Marie dachte nicht im entfernteſten daran, den Zuhörerinnen auch zu erzählen, wie dann Barthle auch Franzens und Mariannens Hände ineinander gelegt, die beiden geſegnet und ihnen das Weihwaſſer gegeben. Selig lächelnd gedachte Marie dieſes wichtigen Augenblicks und ſchloß dann ihre Erzählung: „Ans Sterben hat niemand gedacht als vielleicht Barthle ſelbſt. Er hat gſagt, nun ſei er fertig mit der Welt und noch nie ſei ihm ſo wohl geweſen als jetzt. Man dürfe ihn ſchon allein laſſen, er wiſſe ſich die Zeit ganz gut zu vertreiben; denn ein Leben wie das ſeine gebe viel zu ſinnen, und nichts ſei tröſtlicher, als da zu erkennen, wie liebvoll Gott den ſchwachen Menſchen durch Gutes und Böſes führe zur Erkenntnis. Wenn auch mancher Tag, manches Jahr verloren ſei, man müſſe ſich tröſten, denn nicht alle könnten den gleichen Weg gehen und auch in der letzten Stunde nehme der reiche gütige Gott Arbeiter in ſeinen Weinberg auf. Das ſind Barthles letzte Worte geweſen, heut' hat ihn die ſpät erſt erwachte Mariann tot im Bette gefunden. Von der Verſöhnung haben wir wegen dem Doktor nichts erzählen wollen, doch

warum das Gute verſchweigen, wo doch auch das Schlimme nicht mehr anders gemacht werden kann? Sepp hat auch geſagt, Barthle ſei gut geſtorben. Es ſei zum Weinen, daß nicht das ganze Dorf, die Freunde und die Feinde geſehen, was der für ein lieber guter Mann geweſen, ſobald die ihn früher immer umgebende, belaſtende Eisrinde fort geweſen ſei. So hat Sepp geſagt und — es mag nun daraus entſtehen, was will — ich wünſchte, daß das ganze Dorf, alle, die den Barthle gekannt haben, auch das eben Erzählte wiſſen täten."

Dieſer Wunſch war natürlich bald erfüllt und erſt jetzt fing man die beiden Männer, von denen in den letzten Tagen ſoviel geredet wurde, ein wenig richtiger zu beurteilen an. Bisher ſchien es faſt unmöglich, beiden zugleich gerecht zu werden, und ihre Verſöhnung galt daher anfangs für eine unerklärliche Geſchichte, ein aus Wundern entſtandenes Wunder. Bald aber hieß es, das Wunder ſei der Menſch ſelbſt mit ſeinem Lieben und Haſſen, ſeinem Glauben und Hoffen. Ja, viele ſagten dem Doktor nach, Gott mache den Menſchen wie alles ſo gut und ganz, daß er nie mehr mit Wundern nachhelfen müſſe.

Die lieben frommen Weiblein aber wollten ſich das Wunder nicht nehmen laſſen, wenn auch alle Studierten dagegen ſein ſollten. Zwar wußten ſie nicht viele Gründe vorzubringen, aber eben darum war alles ein Wunder.

Barthles Leichenzug war der größte, den man ſeit Mannesdenken im Dorfe geſehen hatte. Der Pfarrer hielt keine Grabrede, dennoch nahm jedermann eine gute Lehre mit heim.

Hansmichel und Barthle waren die letzten, denen der Pfarrer in dieſem Dorfe das Kreuz ſteckte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Schluß.

Die Geſchichte der Sonderlinge als ſolcher iſt nun zu Ende; doch ihre vielen Freunde in nah und fern, das heißt in etwa drei Dörfern, würden gewaltig einreden gegen die Behauptung, daß ihre Geſchichte überhaupt ſchon zu Ende ſei, Sepp aber würde vermutlich den Kopf ſchütteln und lächeln. Er meint, man könne viel erleben, aber wenn man die unruhigen Leuten unvermeidlichen, jedoch ganz unnötigen Seitenſprünge abrechne, ſei man doch nicht viel weiter gekommen als andere und man müſſe noch vom Glück ſagen, daß man nicht weiter gekommen ſei. Oft wenn er mit lieben Freunden beim Adlerwirt ſitzt, macht er dem Aufbegehren der Bauern über den Bau der neuen Straße, das ihn noch ſo bald als etwas ein wenig warm machen könnte, mit den Worten ein Ende: „Mich hat der Weg da zu euch herab wohl viel mehr gekoſtet als euch die neue Straße koſten wird, und doch hab' ich noch nie gejammert. Solang ich allein blieb, nicht einmal einen Weg hatte zu Freunden und Nachbarn, war ich eben ein Sonderling, und gerade ſo wie ich und ihr damals ſtehen wir und die Welt gegeneinander."

Die neue Straße war überhaupt Sepps Steckenpferd, und nur von dieſer brauchte man anzufangen, wenn man den freundlichen, kurzweiligen Mann irgendwo länger feſtzuhalten gedachte, als er ſonſt zu bleiben beabſichtigte. Wenn man zuweilen neckend vorbrachte, aus Böſem könne

nichts Gutes entſtehen, und die Straße habe doch ihr Daſein faſt nur dem Eigennutz einiger Holzhändler und Roßbeſitzer zu danken, ſo ſagte er: „Der Eigennutz iſt nur der Diener einer höheren Macht, die dieſen in der jetzigen Zeit unter allen Bedientennaturen zur Erreichung ihrer Zwecke weitaus am beſten brauchen kann. Man darf nicht glauben, daß der der Herr ſei, welcher vorn auf dem Wagen ſitzt und die Roſſe lenkt. Wer ſich während ſeiner Reiſe ſo dieſem wunderlichen Glauben überläßt, der kann es erleben, daß der eitel gewordene Fuhrmann mit ihm durchgeht und ihn plagt und pfändet, bis er am Ende zu ſeinem Schaden noch Gott danken muß, wenn das Fuhrwerk jämmerlich umwirft, daß er ſo endlich loskommt. Ich kann da ſchon aus Erfahrung reden und drum zieh ich jetzt eine frohe Wandergeſellſchaft dem unbequemen Fuhrwerk bei weitem vor.“

Mit dieſer frohen Geſellſchaft meinte Sepp aber nicht nur die, welche an Sonn- und Feſttagen eine Halbe mit ihm tranken und plauderten, auch nicht einzig die, welche ihn aus dem Vorſaß geholt hatten, obwohl er ſie alle kannte und immer beſonders freundlich grüßte; er verſtand darunter jeden, mit dem er je eine frohe Stunde verlebte, dem er eine Gefälligkeit hatte erzeigen oder verdanken können, kurz, alle ſeine Gemeindemitglieder und noch viele andere. „Wo ſich eine Stubentür auftut, kommt es mir warm entgegen,“ ſagte er, ſeine Freude am innigen Mitgenuſſe aller Freuden und Leiden der vielen „lieben Nachbarn“ ausſprechend. Und es öffneten ſich dem lieben Manne, der für jedes Kind etwas Süßes und für jeden Vater ein freundlich Wort, Rat und Hilfe hatte, der Türen immer mehrere.

Eigentümlich war es, daß Sepp immer auch noch einen beſonderen Beinamen haben mußte; nachdem er aufgehört hatte, Freimaurer und Sonderling zu ſein, war er

der Götte geworden. Zuerſt hatten ihn ſeine vertrauteſten Freunde zum Paten gebeten, dann aber war er allen ſo lieb und vertraut, daß er ein ums andere Mal aushelfen mußte.

Fragte man, wie es denn zugehe, daß er alle ſo ſchnell gewinne und von ihnen gewonnen werde, ſo ſah er einen nur erſtaunt an. Das alles verſtand ſich ja ganz von ſelbſt. Viele meinten, der Götte habe den ganzen reichen Schatz von Liebe für ſeine alten Tage aufgeſpart, und da nie jemand erhebliche Zweifel dagegen vorbrachte, ſo muß dieſe Erklärung wohl das Wahre enthalten.

Man ſagt, alte Leute hätten ein beſſeres Gedächtnis für ihre Kinderjahre als für die ſpätere Zeit, und auch Sepp ſchien das zu beſtätigen. Er wußte ſo mit den lieben Jungen umzugehen, ob er noch geſtern ſelbſt ein Kind geweſen ſei. Der lange fremdleriſche Rockflügel war nur noch da für die ihm überall nachlaufenden Kinder, um ſich daran zu hängen und ihn zum Stehen zu bringen. Wenn er dann einmal nichts für ſie in der Taſche hatte, mußte er erzählen vom Kätzlein und Mäuslein, oder daheim etwas zeigen und erklären. Alles, was er mit ihnen anfing, war recht, wenn er ſie nur nicht fortſchickte.

Fortgeſchickt wurde jedoch niemand vom Götte, weder jung noch alt. Wer einmal Rat und Hilfe ſuchend zu ihm kam, wurde gerade ſo herzlich aufgenommen als die, welche auch außer ihrem Vertrauen noch etwas Erfreuliches für ihn mitbrachten. Jedem war wohl bei ihm und in ſeinem Hauſe, wo ſo viel Glück und Frieden wohnte, daß die ganze Gemeinde ſich davon bereichern konnte. Wer auch nur kam, eine müßige Stunde mit dem lieben Manne zu verplaudern, wer nur einmal in ſeiner Stube recht erwarmte, ging fröhlicher, beſſer, reicher wieder fort; Männer, Weiber und Kinder wollten oft aneinander bemerken,

daß ſie dann dem Sepp, Marien und Franzen am ähnlichſten ſeien.

So an jeder Stunde, jedem Ereignis, ja jedem Worte wie an einer Bereicherung ſich erfreuend, verlebte Sepp eine Reihe von glücklichen Tagen, hinter der die grellen Farben der Vergangenheit ſich ſchnell milderten, bald nur noch den dunkeln Hintergrund bildend, auf dem ſich das ſchöne Bild der Gegenwart um ſo lieblicher zeigte.

Und wie ihm, ſo ging es in dieſem Stücke auch allen übrigen Dorfbewohnern. Der alte Sepp hatte jämmerlich zugrunde gehen müſſen, das war längſt vorausgeſagt worden, und man freute ſich faſt, daß das ſo genau eintraf. Man durfte ſich ſchon freuen, denn das gemeinſame Gebet in Barthles Haus hatten die Engel der Lüfte ins Vorſaß getragen, dort hatte es einen neuen Sepp erweckt, welcher dann am anderen Tage gemeinſam unter Lebensgefahr geholt wurde und darum jetzt dem ganzen Dorfe gehörte.

Nur an den noch immer fortbeſtehenden, größtenteils vom Doktor geleiteten Abendgeſellſchaften nahm der jedem Streit abholde Sepp erſtaunlich wenig Anteil. Es ging ihm da zuweilen gar zu „verdökterlet“ zu. Dem liebevollen Beurteiler von Perſonen und Verhältniſſen gelang es nur, die vielen in letzter Zeit aufgeſchoſſenen Kritiker zu entſchuldigen.

Als nämlich nach der Abreiſe des Pfarrers der Kaplan das Feld offen hatte und das Amt eines Pfarrverweſers und Gemeindebeherrſchers gerade ſo führte, als ob jeder Menſch als Mönch ſchon auf die Welt komme, gewann die beim Adlerwirt ſich breitmachende ſcharf verſtändige Richtung immer mehr Anhänger, und vergebens verſuchten Franz und ſeine alten Freunde einen mildern Ton anzuſchlagen. Je feſter der Kaplan ſein treues Häuflein um ſich ſcharte, je heftiger er gegen die Welt auszog, deſto näher

rückten auch die Angegriffenen zusammen. Gleichgültige gab es fast keine mehr und in kurzer Zeit würde der immer größer werdende Riß nicht nur durch das Dorf, sondern beinahe durch jedes Haus hindurchgegangen sein.

Doch das auch sollte bald anders werden.

Der Frühling des Jahres 1863 schmückte das stille Tal, in welchem unser Dorf zwischen Hügeln, Bächen und Wäldern ruht, zum schönsten Feste, das hier seit lange gefeiert wurde. Die zahlreichen Inschriften an den vor dem Dorfe aufgerichteten Festbogen erzählten von der Freude der Gemeinde, nun wieder einen Pfarrer zu erhalten. Es waren keine mühevoll zusammengeschraubten Verse, mit denen ein armes Poetlein sich zu Ehren bringen wollte, sondern der wahre kunstlose Ausdruck des Gefühls, das alle beseelte.

Jeder Zug, jedes Wort, das unbedeutendste, was von dem Erwarteten erzählt werden konnte, durchlief mit unglaublicher Schnelle und — was das merkwürdigste war — ohne nur im geringsten entstellt zu werden — das ganze Dorf bis zur letzten Hütte des armen Ziegenbauers. Was vom neuen Pfarrer kam, war zu wichtig, als daß man da hätte fälschen oder gar weg — stehlen dürfen. Jeder trug ihm all seine Wünsche und Hoffnungen entgegen, allen war er noch der Mann nach ihrem Herzen, ihr Ratgeber, Tröster, Helfer. Kaum konnte man den Tag seiner Ankunft erwarten und doch sah man noch gar nicht ein, wie man bis dahin fertig werden könne mit dem vielen, das man zur Verschönerung desselben zu tun gedachte.

Endlich kam er, ein herrlicher klarer Tag, und den Früherwachten schien es, ob heute die Sonne länger als gewöhnlich hinter den Bergen weile, um ja die Vögel in ihren ganz besonders lustigen Morgenliedern nicht zu stören, und die dem Ankommenden allüberall gewundenen

Kränze noch recht viel des erfriſchenden Taues empfangen zu laſſen.

Endlich ſtieg auch ſie herauf, groß und freundlich wie ein Gruß der ewigen Liebe. Tauſend und abertauſend Blumenaugen öffneten ſich und blickten ihr freundlich zu, jedes Tier und Tierlein jubelte ihr entgegen, nur unſere Dorfbewohner hatten kaum noch Platz für das Wonnegefühl, das in jedem unverdorbenen Menſchen beim Anblick eines ſo ſchönen Morgens — wenn auch ihm unbewußt — ſich regt. Jeder wollte zuerſt den Wagen kommen ſehen. Schon vormittags war der Drang nach der untern Gaſſe ſo groß, daß es bei der Kirche faſt an Händen fehlte, noch die letzten und ſchönſten Kränze zu winden.

Nur ältere, ruhigere Leute ſaßen noch im Adler beim Schoppen und warteten der Dinge, die da kommen ſollten. Dieſen erzählte nun Sepp, daß der ſo ſehnlich Erwartete der nämliche ſei, der einſt in ſeiner Gemeinde das gedankenloſe Roſenkranzbeten ein wenig hab' einſchränken wollen. Die erſchrockenen Bauern meinten, das ſei kein guter Bericht. Ein herrſchſüchtiger Geiſtlicher — ob auch gut oder nicht ſo gut — bringe ſtets Unfrieden in die Gemeinden, er möge anordnen oder abſchaffen wollen.

„Da habt ihr ganz recht," ſagte Sepp. „Doch müſſen wir auch bedenken, daß denn bei uns doch nicht alles gut iſt und daß wir uns ſchon noch einreden laſſen dürfen von ſolchen, die es verſtehen und redlich meinen. Jener Kampf gegen eine alte Gewohnheit — man mag ſonſt denken wie man will — iſt ein Beweis, daß er das leere, bloß äußerliche Formenweſen nicht leiden kann. So einer nun, dem es Ernſt iſt mit dem, was er ſagt und tut, der nicht ſeine Ehre ſucht, hat täglich und ſtündlich Gelegenheit zum Lernen. Er lernt auch, weil ihm eben etwas daran liegt, und nicht nur ihm kommt das Gelernte zu, ſondern auch der Ge-

meinde, über welche er geſetzt iſt. Die unerträglichſten, verknöcherteſten Menſchen ſind ſolche, die nur immer zählen und wägen, das weiß ich ſo gut als einer. Seit damals iſt der gute Pfarrer um manche Woche älter worden. Er iſt wohl nicht mehr der alte Hitzkopf; daß er aber noch ein feſter Mann iſt und ſich mehr um ſeinen Beruf kümmert als um ſeine Perſon, das beweiſt ſchon der Umſtand, daß er, obwohl talentvoll, in eine Gemeinde verſetzt wird, in der ſein Einkommen kleiner iſt, als in der er bisher wirkte."

Damit ließen ſich alle wieder beruhigen. Wegen dem Einkommen, hieß es, brauche noch niemand zu ſorgen, wenn er der Mann ſei, für den Sepp ihn halte. Da müſſe er ſich keine Not anmerken laſſen und habe gewiß nie nötig, für die ihm angelegten Summen mehr Zins zu fordern und ſo wie manche den weltlichen Kapitaliſten ein böſes Beiſpiel zu geben.

Jetzt knallten Schüſſe, die Glocken läuteten, und als gleich darauf das Margretle unter die Stubentür geſprungen kam und rief: „Er kommt!" waren ſchon alle Bänke leer. Das Mädchen wurde faſt ärgerlich, daß es noch erſt die leeren Gläſer wegräumen ſollte, bevor es das Haus verlaſſen durfte.

Draußen am Dorfbach beim größten Feſtbogen, der von zwei jungen Tannen getragen wurde, hatte die ganze Gemeinde ſich verſammelt und doch war es ſo ſtill, daß man das Plätſchern des Waſſers hörte. Alles drängte gegen den Bogen, um des Pfarrers erſtes Wort zu hören. Als aber der Wagen über die Brücke raſſelte, wurde die Verſammlung plötzlich ſehr laut, weil jeder den anderen ſtill ſein hieß. Doch das währte kaum eine Minute. Als der Pfarrer ausſtieg und ein Böllerſchuß der Gegend verkündete, daß nun der Erwartete den Boden des Dorfes betreten habe, war es ſo ſtill, daß auch die Fernſtehenden die Worte der

ihn begrüßenden und auf einem Kranze die Kirchenſchlüſſel überreichenden Schulkinder ganz gut verſtehen konnten. Dann wieder hörte man nichts als das Rauſchen der Kränze, die durch ein leiſes Lüftchen liebliche Düfte ausſtreuten, und das Flattern der Kirchenfahnen, die vor der Menge aufgeſtellt waren. Feuchten Auges lächelten Greiſe und Greiſinnen dem entgegen, der ſie wohl bald zum Heimgang ins Jenſeits ermutigen und ſtärken ſollte. Mütter hielten ihre Kinder hoch empor, um ihnen ihren geiſtlichen Vater, ihren Ratgeber und Führer durchs Leben zu zeigen. Alle, alle, ſie mochten jung oder alt, reich oder arm ſein, trugen ihm heute vertrauensvoll alles entgegen, was ſie erfreute und drückte, keiner war da, der nicht etwas — etwas Großes vom künftigen Gewiſſensrat und Seelenarzt erwartete.

Unaufgefordert kniete die Menge nieder ins weiche, blumenbeſäete Gras und betete, während es Blatt und Zweig und Baum durchfuhr wie ein heiliger Schauer.

Ein Geiſtlicher, der ungerührt bliebe in einem ſo großen Augenblicke, der wäre nicht wert, daß ihm alle Herzen entgegenzitterten, wäre nicht würdig, als Seelenhirt über ſo eine Gemeinde geſetzt zu werden.

Der neue Pfarrer konnte das nicht. Er fühlte ganz die Größe des Augenblicks und dem ſonſt ſo Beredten war es jetzt unmöglich, der Kinder einfachen Gruß zu erwidern. Laut ſchluchzend überſchaute er das Häuflein der Kleinen, die die Gemeinde zuerſt zu ihm hatte kommen laſſen, als ob er daran erinnert werden ſollte, wem er in allem nachzufolgen habe und weſſen Leben er ſich zum Vorbild nehmen müſſe. Hatte ihn zuerſt der unerwartet feſtliche Empfang angenehm überraſcht und erfreut, ſo wurde ihm jetzt faſt angſt bei der ernſten Frage an ſich ſelbſt, ob es ihm wohl möglich ſein werde, das ihm jetzt entgegenkom-

mende Vertrauen zu verdienen und zu erhalten. Er fühlte ſich ſo ſchwach, ſo klein; doch ein Blick auf die Verſammlung und ein Gebet zu dem, der ſeinen Lehrern und Nachfolgern ſeinen heiligen Geiſt verſprach, hatte ihn bald wieder ermutigt. Vor der ganzen Gemeinde war er niedergekniet — alle durften — ſollten daran denken, daß auch er ein ſchwacher Menſch ſei, nur ſtark und mächtig durch den, der ihn zu ſeinem heiligen Amte berufen und in dieſes Dorf geſendet hatte.

Als er ſich wieder aufrichtete, um ſich als Prieſter einkleiden zu laſſen, hatte er die Zuverſicht gewonnen, die das Gebet dem frommen Diener Gottes zu geben vermag. Bald ſtand er in der weißen Feiertagskleidung vor der Gemeinde und erteilte derſelben zum erſtenmal ſeinen Segen.

Jetzt knallten die Böller, die Glocken begannen wieder zu läuten, die Fahnen erhoben ſich und langſam kam der Zug der feſtlich geſchmückten Kirche entgegen. Voran die blaue Fahne der Jünglinge und dann in Prozeſſionsordnung ein langer buntfarbiger Zug. Der Freund ſchritt neben dem Freunde, der Bruder mit dem Bruder daher und doch redete keiner ein Wort. Lächelnd ſich die Augen wiſchend, blickten ſie empor zu den mit aller Pracht des Frühlings geſchmückten Bergen, die ſo freundlich ſtill und ernſt ins Tal herunterſchauten. Nur das Schwenken der blumenbekränzten Hüte, der zuweilen etwas ſchnellere Schritt verriet, daß ſie alle jubelnd hätten einſtimmen mögen in das feierliche Tedeum, welches die Muſikbande vorn immer von neuem wiederholte, als ob nur dieſe erhabene Weiſe die Gefühle aller auszudrücken vermöge.

Hatten die Jünglinge durch verſchiedene Farben und Schnitte der Kleider ungleiche Liebhabereien und Verhältniſſe oder mehr freien Willen verraten, ſo zeigten ſich dagegen die beinahe gleich gekleideten Mädchen, die der wei-

ßen Fahne folgten, in der einfachen Wäldertracht als die der modeſüchtigen Welt fernen Wahrerinnen alter geheiligter Sitten, als die gleichgewillten Prieſterinnen am häuslichen Herd. Die ſchwarzen, glänzenden Juppen ſchienen alle vom gleichen Tuche geſchnitten und nur Zahl und Größe der Schnallen am ſchwarzlackierten Gürtel ließ die Vermögensverhältniſſe einzelner erraten. Auch die Ärmſte hatte auf dem viereckigen Bruſtfleck die Anfangsbuchſtaben ihres oder ſonſt eines teuern Namens mit Glasperlen eingefaßt und auch auf dem Haupte der Unbemittelten glänzte das Schappale, worauf jede junge Wälderin ein wenig ſtolz iſt, wie die Goldſtickereien am neuen Himmel, der den Jungfrauen nach — mitten im Feſtzug — von den vier angeſehenſten Männern über dem Pfarrer dahergetragen wurde. Der roten Fahne folgten Männer und Weiber den Zug ſchließend. Weißhaarige Greiſe und alte Mütterchen lieſen ſich beinahe atemlos, um noch mit den anderen in die Kirche zu kommen und da vielleicht eine kurze Anrede des Angekommenen zu hören. Doch als nun auch ſchon die rote Fahne verſchwunden war, ſetzten ſie alle ſich auf einen Hügel, wiſchten ſich lächelnd den Schweiß von der Stirn und ſagten: „Auch hier, überall iſt's ſchön heut' und feſtlich!" Das Wichtigſte meinten dann andere, ſei jedenfalls der Feſtzug geweſen, an dem die ganze Gemeinde teilgenommen. Das ſei keine befohlene Feierlichkeit geweſen, wie man ſie auch ſchon hab' erleben müſſen und eben darum laſſe ſich viel darüber denken und ſagen. Aus aller Augen hab' es geleuchtet wie eine freudige Ahnung, daß nun Falſchheit und Neid und Aufpaſſerei zu Ende ſeien, daß Liebe und wahre Andacht nun alle wieder vereinen und erheben werde.

So unterhielten ſich die Zurückgebliebenen durch gegenſeitige Mitteilung ihrer Wünſche und Hoffnungen. Zu-

jetzt wurde laut ein Vaterunser gebetet, daß das alles erfüllt werde und der Bund allem zum Segen sein möge, den jetzt der Pfarrer vor dem Allerheiligsten mit der Gemeinde mache.

Und wirklich! Diese und noch viele andere Ahnungen fingen sich bald zu erwahren an. Der Pfarrer war ganz der Mann, wie die Gemeinde ihn brauchte. Zuerst war freilich die begeisterte Sprache, mit der er seine Lehren und Ermahnungen vortrug, manchem etwas ungewohnt, doch an Reichtum gewöhnt man sich leichter als an Armut; die Rede des Glaubenden, Liebenden, der sich nur für das Werkzeug einer höhern Macht hält, ist nicht leere, berechnende Volkstümelei, sie ist der wahre natürliche Ausdruck eines guten Herzens, der überall, in Stadt und Dorf, wieder zum Herzen dringt und sowohl Verstandes- als Gemütsmenschen hebt und erbaut.

Wenn du, lieber Leser, jetzt ins Dorf kommst und im Gärtchen unter den Flügeln des wieder zu Ehr' und Ansehen gekommenen Adlers einen Schoppen Ungarischen trinkst, so werden dir die muntern jungen Wirte und Wirtinnen von mancher Veränderung seit der Ankunft des neuen Pfarrers zu erzählen wissen. Alte Feinde, die sich gegenüber immer starr ihr gutes Recht behaupteten, wie arg man ihnen auch mit Tod und Teufel drohen mochte, sind versöhnt, was allgemein nur des Pfarrers „göttlichen" Predigten zugeschrieben wird, welche sogar der Doktor an keinem Sonntag mehr versäumt. Die Aufpasserei und Neckerei zwischen den Gescheiten und den Frommen hat ganz aufge-

hört. Auch Hausmichels Töchter, die man früher der Trägheit und frömmelnden Selbſtüberhebung beſchuldigte, ſind verſöhnt ſogar mit ſolchen, die der Geiſt des Widerſpruchs nicht nur gegen ſie zu hart, ſondern auch gegen die wahrhaft Frommen ungerecht gemacht hatte. Anerkennend wird berichtet, daß ſie jetzt zu den fleißigſten Stickerinnen und zu den beſten Haushälterinnen gezählt werden dürfen. Als ſolche haben ſie es dann den Brüdern, die früher als Holzhacker ihr Brot unter Lebensgefahr verdienen und im Unfrieden eſſen mußten, noch möglich gemacht, ein ordentliches Handwerk zu lernen. Jetzt leben alle im ſchönſten Frieden; das gemeinſam Erworbene wird fröhlich genoſſen oder zur Vergrößerung des Grundbeſitzes aufgeſpart.

Fragt man, wie der Pfarrer das alles zuſtande bringe, ſo weiß da niemand viel zu erzählen. „Hört ihn nur predigen," heißt es; „er meint niemand und trifft alle. Immer und überall tut er genau das Seine, nicht mehr und nicht minder, dann kommt's den anderen wie von ſelbſt."

Aber nicht nur in den Haushaltungen iſt manches anders geworden, auch die Häuſer ſelbſt ſind verändert. Daß Klausmelker die hinter der hohen Türſchwelle faſt verſinkende Küche wieder ein wenig aufrichten ließ und auch ſonſt manches änderte, erregt noch keinen Verdacht, daß er ſtark ans Heiraten denke. Das Geld dazu hat er, und wenn er ſich des alten Neſtes faſt ſchämte, ſo war das gerade nicht zum Verwundern. Unerklärlicher war manchem, worauf die Adlerwirtſchaft ſtehe, daß die ſich gar ſo gewaltig zu erheben vermöge. Man konnte doch nicht ſagen, daß ſie vom Mark des Dorfes ſo fett werde. Vergnügungsreiſende kamen freilich von Jahr zu Jahr mehrere, doch das währte auch nur kurze Zeit. Daß der Senn und Adlerwirts immer noch zuſammenhielten und daß ſo eins das andere ſtützte

und trug, konnten die Leute noch immer faſt nicht glauben, obgleich ſich ihr Grundbeſitz von Jahr zu Jahr vergrößerte. Während anderer Leute Kinder, ſeit das Weben und das Sticken ſo ſchlecht bezahlt wird, entweder als Taglöhner oder, was noch ſchlimmer, als Kleinbauern ſich kümmerlich durchbringen müſſen, wenn ſie einmal ihr Anweſen teilen, hatte dieſen Leuten ihr feſtes Zuſammenhalten es möglich gemacht, ihr eigener Arbeitgeber zu werden, und dieſem Umſtand hatten ſie zum großen Teil ihre Wohlhabenheit zu danken. Freilich war noch nicht alles bezahlt, aber jeder wäre froh geweſen, wenn er vom Sennen und von der Adlerwirtſchaft noch viel mehr zu fordern gehabt hätte.

Dem Adlerwirt hatte das Margretle geſchrieben, daß einſtweilen niemand kommen werde. Der aber hatte den Brief nicht mehr geleſen. Die, welche mit ihm wirtſchafteten, hatten ſeinen Tod gemeldet und beigefügt, ſie ſeien froh geweſen, zu erfahren, daß man es mit den Schulden in Ordnung bringen könne, denn jetzt ſeien ſie noch nicht imſtande, ſein Vermögen zurückzuſchicken. Doch ſolle das ſo bald als möglich geſchehen.

Die Wirtin war über dieſen Bericht viel ärger erſchrocken, als man hätte glauben können, wenn man ſie vorher von dem treuloſen Manne reden hörte. Doch wenn ſie dann alles überlegte, ſo mußte ſie wieder denken, ihm ſei gut gegangen und ihr noch beſſer, denn nun brauchte ſie nicht mehr zu fürchten, daß eines ihrer Kinder Luſt zum Auswandern bekomme.

Die Abendgeſellſchaft war immer noch größer geworden, die Stube hätte nicht mehr alle faſſen können, die ſich jetzt zuweilen auch über allgemeine Ereigniſſe und Angelegenheiten beſprechen wollten. Es hatten ſich daher da und dort kleinere Geſellſchaften gebildet, in denen geleſen und

geſprochen wurde über alles mögliche; das Mark derſelben aber iſt bisher die beim Adlerwirt geblieben, an der nun auch Sepp wieder lebhafteren Anteil nimmt, ſeit ſie ſich nicht mehr nur mit dem Kaplan und einigen Frömmlern herumſchlägt.

Das Weberle, welches noch immer gern die Tiroler Stimmen oder gar eine andere Zeitung vom Pfarrer entlehnt hätte, machte ſich bald zu ihm und ließ einen greulichen Bericht los von den aufklärериſchen Zuſammenkünften beim Adler, deren Zweck ſicher kein anderer ſei, als die Leute ganz nur zu Kindern dieſer Welt zu erziehen und den alten heiligen Glauben über den Haufen zu werfen. Ein Zweck alſo, der bald erreicht ſei, wenn man nicht mit aller Gewalt dagegen auftrete.

Lächelnd erwiderte der Pfarrer: „Der alte heilige Glaube hat nicht durch Gewalt über den Fürſten der Welt geſiegt, und ſchlecht ſtänd' es mit ihm, wenn er ſich jetzt nur noch mit Gewalt zu behaupten vermöchte; ich bin froh, daß hier Leute ſind, mit welchen man nicht nur von Küh- und Milchpreiſen reden kann."

Franz und Mariann, die bald des Pfarrers Lieblinge wurden, waren die erſten, deren Hände er ſegnend ineinanderlegte. Es war im Herbſt, die Blumen waren abgefallen und das Wirtshaus zum Adler, in welchem es heute ſeit jenem Faſtnachtsdienstag zum erſtenmal recht laut und luſtig zuging, trug als Schmuck nur die Fahnen, welche mehrere ſeiner Freunde von der landwirtſchaftlichen Ausſtellung brachten. Sie wollten Franzen, der ſie zu der Vergnügungsreiſe nach Dornbirn beredet hatte, damit eine Freude machen und bewieſen jetzt, wie gut ſie den Freund kannten und verſtanden. Klausmelker und das Margretle ſaßen mit am Brauttiſch und paßten auf wie Herrenköchinnen, um

dann allenfalls genau zu wiſſen, welche Bräuche man im Brautleben zu beobachten habe. Es war immerhin bequem, wenn man dann ſpäter niemanden mehr zu fragen brauchte.

Alle Tiſche der großen Gaſtſtube waren beſetzt. Aus jedem Hauſe befand ſich jemand hier, um den Glückwunſch all der Seinen zu überbringen. Alle wollten den Brautleuten zeigen und zeigten auch in der Tat, daß die ganze Gemeinde ſich freue an ihrem langſam gewachſenen, endlich aber auch groß gewordenen Glück. Nur das Weberle, welches ſonſt bei ſolchen Feſten nie fehlte, war nirgends zu erblicken. Ja, jetzt fühlte es, daß ſeine Zeit vorüber ſei. Vergeſſen von allen früheren Freunden ſaß es daheim, lächelte erhaben herab auf Weltglück und Menſchengunſt und half ſeinem Jüngſten, der der geſchickteſte Schuhmacher weit herum geworden war, was es nur immer konnte, wenn es gerade nicht von der Bärbel, die immer beim Stickſtock ſitzen wollte, in die Küche, zum Brunnen oder ſonſt irgendwohin geſchickt wurde. In freien Stunden erzählte es den Kunden des Sohnes von ſeiner Geſchicklichkeit, und wer alles jetzt nur noch bei ihm arbeiten laſſe.

Das Weberle wurde nun aber beim Adler nicht beſonders ſchmerzlich vermißt. Man brauchte keinen Spaßmacher, wo jeder froh und frei war und gern das Seine zur Unterhaltung beitrug. Beſonders lebhaft ging es am Brauttiſche zu. Der Senn war ſelbſt zum Mahle gekommen, da das Rösle mit den zwei jungen Sennen ſchon alle Hände voll zu tun hätte. Wohl würde ſich für den Tag eine Wärterin gefunden haben; doch das Rösle ſagte, es habe den Wirtshausdurcheinander längſt ſatt, und der Senn ging diesmal wirklich gern, beſonders da Franz geſagt hatte, daß auch ſein lieber Freund, der Lieferant von Bezau, kommen werde. Die beiden ſaßen nun beiſammen am Brauttiſche

und bald wandte ſich die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden ihrem ziemlich laut geführten Geſpräche zu.

Zuerſt redete man von der landwirtſchaftlichen Ausſtellung und ihrem Nutzen, wobei dann viele bedauerten, daß ſie ſich nicht auch von Franzen zum Gehen überreden ließen. Dann fing der Senn von dem ihm durch Franzen mitgeteilten Plan, das Lieferungsgeſchäft als etwas allgemeines zu betreiben, zu reden an und ſagte, daß ſich das, wie man beim Adler herausgebracht habe, auch auf die Erzeugniſſe der Milchwirtſchaft anwenden ließe. Die Zuhörer meinten, das Zuſammenſtehen wäre ſchon recht, wenn man ſich nur traute und trauen dürfte.

Der Lieferant gab zu, daß Mißtrauen und Selbſtſucht eine Krankheit der jetzigen Zeit ſei, doch eben darum ſollten ſich die noch Geſunden um ſo mehr rühren und regen, ſtatt ſich zu den anderen hinzulegen. Nicht auf einmal und im Großen könne ſo ein Verein geſchaffen, ſondern nur durch die Beſten begründet werden. Der Gedanke ſei noch zu neu, um gleich von allen begriffen zu werden; die Verſtehenden aber ſollten ſich zuſammentun, dann würden die anderen ſich bald anſchließen.

„Nicht wahr, ihr Weiberleut', wir Männer haben all die Fehler auch, wegen denen wir euch manchesmal auslachen?" rief der Senn heiter zum untern Tiſch hinab. „Sitzen oder ſtehen irgendwo euer etliche beiſammen, ſo fängt natürlich eine von ihrem kleinen Schreihals zu erzählen an — und ſo einen hat's dann noch gar nie gegeben. Dann berichtet die zweite von dem ihren, der auch in keinem Stück iſt wie andere, und ſo geht's fort bis auf den letzten. Wir Männer hören lächelnd oder ungeduldig zu, ohne nur einmal uns ſelbſt bei der Naſe zu nehmen. Wir haben's nämlich gerade ſo mit unſern funkelnagelneuen Gedanken. Als ich und Adlerwirts unſer bißchen zuſammen-

ſchütteten, wußten wir nichts vom Lieferanten, und als er ſeine Pläne machte, wußte er nichts von unſerm guten Erfolg. Alſo jeder hatte etwas Neues. Franz ſagt, das liege in der Zeit, und er hat recht. Wo die gleichen Krankheiten ſind, kann auch das Bedürfnis nach der gleichen Behandlung erwachen. Wenn man in den Zeitungen von der Not und dem Schickſal armer Arbeiter leſen hört, ſo iſt's faſt, als ob ſie von unſern Kleinbauern berichteten, deren Steuer- und Zinsbuch beweiſt, daß ſie ebenſowenig noch etwas Eigenes auf der Welt haben als jene. Ich hab' kein Kleinbauer werden wollen, habe auch andere vor dieſem Elend zu bewahren geſucht, lang bevor ich vom Lieferanten etwas wußte. Aber er iſt weiter gegangen als ich, und wir beide und noch viele kämen ungemein weit. Je mehr Stimmen ſich regen, deſto weiter geht der Widerhall."

Glücklich und ſtill war Franzens gutes Mütterlein bisher neben Sepp im Herrgottswinkel geſeſſen und nur ſelten wendete ſich der freudeſtrahlende Blick vom Brautpaar weg den vielen Gäſten zu, die ſich um ihre Lieben verſammelt hatten. O, wie war ſie ſo ſtolz heute und doch auch wieder ſo demütig, wenn ſie einmal dankend zum Bilde der ewigen Liebe emporſchaute! All ihre ſchönſten Wünſche und Hoffnungen waren erfüllt. Das heutige Feſt war nicht nur für ihre Angehörigen ein Feſt der Liebe, der Verſöhnung, ſondern für alle Dorfbewohner. Ihre Teuerſten wurden von allen hochgeſchätzt und — ſie verdienten es. Wie war jetzt alles ſo ganz anders, als da ſie und Sepp als Brautleute wie Ausgeſtoßene im hintern Stüble ſaßen. An all das ſeit damals Erlebte mußte ſie ſich wieder erinnern und von dem, was am Brauttiſche geredet wurde, ſchien ſie gar nichts zu hören. Als nun aber einige Weiber bemerkten, es ſei doch wunderlich, daß jetzt auch die Männer modeſüchtig würden und faſt alle Jahre etwas Neues her-

einbrächten, da ſagte ſie lächelnd: „Mir iſt das Neue gar nicht zuwider, wenn nur auch etwas fürs Gemüt drin wäre, daß es nicht ganz ausſähe wie eine Rechnung.“

„Ja, das liebe Gemüt,“ ſagte der Lieferant fröhlich, „wäre bisher faſt zu kurz gekommen; doch man ſoll den Tag nicht tadeln vor dem Abend. Ihr, die in der letzten Zeit der Liebloſigkeit, der Abſonderung und Berechnung euch nur noch an frommen Klätſchen erbauen mußtet, ihr würdet da mehr finden, als ich jetzt ſagen und ihr glauben könntet. Wie anders wär's, wenn das Talent neue Bahnen für ſich fände, ſtatt mit der trägen Maſſe nutzlos Krieg zu führen, wenn nicht mehr der Geldſack regierte und der Menſch zur Gemeinſamkeit erzogen würde, ſtatt zum liebloſen Selbſtler. Wenn gemeinſame Unternehmungen ſonſt auch keinen Erfolg hätten, ſchon dieſer Nutzen wär' für uns groß genug. Ihr, die ihr die Kranken pflegt und den Armen helft, werdet euch nun denken können, wie ſchön es wäre, wenn in mancher Beziehung alle für einen daſtünden und einer für alle.“

Dieſe Worte hatten Franzen an ſo manchen Liebesdienſt ſeiner Mutter erinnert, daß er ſich nicht enthalten konnte, dem Lieferanten in die Rede zu fallen.

„Was wir wollen und anſtreben,“ ſagte er, „haben unſere Weiber ſchon geübt ſeit der Zeit, da ſie die böſen Schweden gemeinſam mit Axt und Senſe vertrieben. O, glaubt mir, was die jetzige und die künftige Zeit Gutes bringen mag, in den Beſten von ihnen lebt und wirkt es unbewußt ſchon jetzt. Wieviel Irrtümer haben wir Sonderlinge noch gut zu machen, während ſie immer alles gut gemacht haben!“

„Nein, Franz,“ flüſterte Mariann errötend, „nur mit euch ſind wir fortgekommen. Mir grauſet's faſt, wenn ich

mich frage, was ich wohl geworden wär', wenn ich mich nicht an dir, du Starker, hätt' aufrichten können."

„Und gemeinsam," stammelte Franz freudetrunken, „gemeinsam, Anneli, gehen wir nun der schönsten Zukunft entgegen!"

Die beiden drückten sich verstohlen die Hände.

Sepp stand auf, erhob das Glas und Marien seliger zulächelnd, als vielleicht sogar an seinem eigenen Hochzeitstage, rief er: „Es leben die Weiber, die immer duldenden, hoffenden, sorgenden!"

„Und alle, die ihrer wert sind," ergänzte der Senn anstoßend.

Es gab eine Zeit, wo Klausmelker diese Worte vom Sennen sehr ungern gehört hätte, doch die war lange vorbei und kein Mißton störte die Freuden des heutigen Festes. Wenn das Margretle mit dem kleinen Kindergesicht zu Klausmelkern so schalkhaft und doch so innig aufschaute, ja dann war's ganz anders, als wenn ihn das Rösle so ernst, beinahe vorwurfsvoll angeblickt hatte. Jubelnd erhob auch er das gefüllte Glas.

Wir hätten wohl auch den neuen Tanzsaal besuchen können; doch wie lustig, wie ordentlich oder ausgelassen es da zugehen mochte, es war alles nichts Seltenes, während in der Stube so glückliche, so friedliche Leute beisammensaßen und sich offen und frei ihre Gedanken und Gefühle mitteilten. Getanzt hatte man früher oft unter diesem Dache, so eine Gesellschaft aber war noch selten oder nie beisammen gewesen.

Und nun, an diesem schönen Tage, an welchem des Glückes Sonne nicht nur die Vergangenheit verklärt, sondern auch einen Strahl ihres Lichtes in die dunkle Zukunft sendet, nehmen wir Abschied von unsern Freunden und Bekannten. Wohl werden frohe und traurige Tage auch für

ſie noch länger immer wechſeln, doch ſie werden die Stürme des Lebens nicht mehr einſam auf ſchwankendem Kahn beſtehen müſſen. Sie alle ſtehen auf feſtem Boden, mitten unter Menſchen. Hier leben, lieben und wirken ſie. Keiner will mehr in ſeinem Hauſe eingeſperrt bleiben. Jeder will gern zu anderen, um ſie alles mittragen, mitgenießen zu laſſen, und dabei werden ſie ſchon durch einen Blick über Feld und Wald daran erinnert, daß auch der Sturm nur Säemann für den künftigen Frühling ſei.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Franz Michael Felders sämtliche Werke.

Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins zu Bregenz.

Vierter Band.

Erzählungen und kleine Schriften.

1913. 3446

Leipzig
Hesse & Becker Verlag.
1913.

Erzählungen und kleine Schriften

von

Franz Michael Felder.

Eingeleitet und herausgegeben

von

Hermann Sander.

Mit einer Anſicht des Dorfes Schoppernau.

Leipzig
Heſſe & Becker Verlag.
1913.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung VII

Erzählungen.

Nümmamüllers und das Schwarzokaspale 1
Liebeszeichen 203

Land und Leute.

Ein Ausflug auf den Tannberg 275
Vom Tannberg 310
Heilsgeschäfte 311
Abdankungsrede 325

Soziales und Politisches.

Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel:
Einleitung 328
Erstes Gespräch 331
Zweites Gespräch 343
Drittes Gespräch 353
Skizzen aus Vorarlberg 363
Aus dem Bregenzerwalde. I—III 371

Autobiographisches.

Zwei Geburtstage eines Bäuerleins 377
Kurze Zusammenstellung der jüngsten Erlebnisse im Bregenzerwald 400
Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzerwald . . . 408
Ein Schattenbild aus dem Bregenzerwald 414

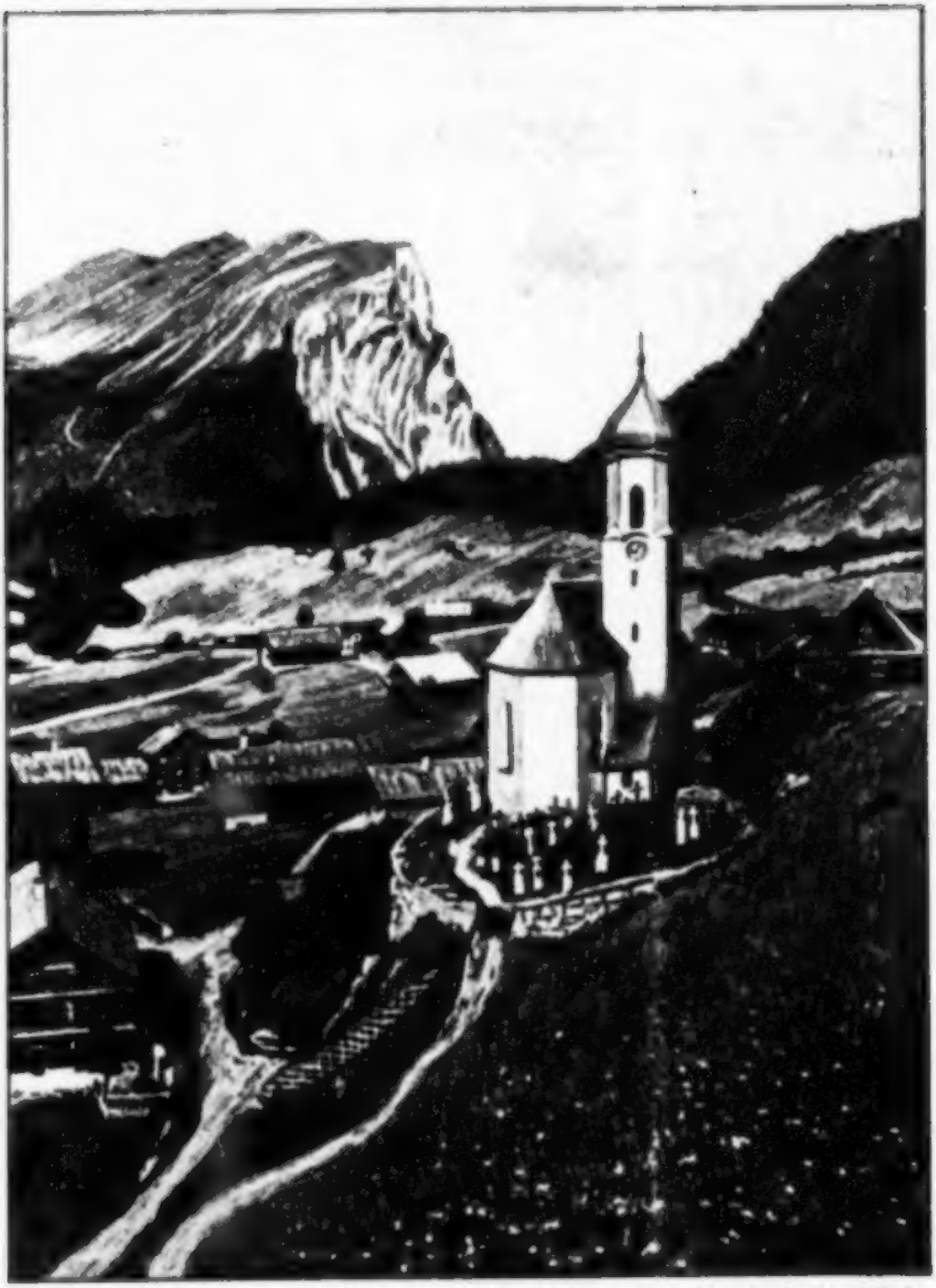
Dichterische Versuche.

Schriftdeutsch: Seite

Zueignung 420
Die drei Freunde 421
An die Treulose 422
Abendlied 422
Nichts umsonst 423
Regen 424
Das weiße Hüttchen hinterm Baum 425
Entschluß 426
Lebensglück 427
Zu Nannis Tod 427
Was ist's? 428
Handwerk hat goldnen Boden 429
Das Lied vom Taler 430
Epistel an Moosbrugger 431
Ruhe und Frieden 433
Kathrinenmarkt in Au 437
Die Stickerin 438

Mundartlich:

Di vorliobt Wäldari 439
Wie's i mach' 441
Das Allarg'schidoscht 442



Nach einem Gemälde von J. Berchtold in Götzis.

Schoppernau im Bregenzerwalde.

Einleitung.

Dieſer Band bringt die kürzeren Erzählungen und die übrigen kleineren Schriften Felders. Die letzteren ſchlagen teils in das Gebiet der Landes- und Volkskunde, teils in das der ſozialpolitiſchen Beſtrebungen und der dadurch hervorgerufenen Erlebniſſe Felders ein. Die der zweiten Art ſind als Grundlagen für die Beſchreibung von deſſen Leben nach ſeiner Verheiratung zu betrachten, da ſeine Autobiographie nur bis dahin reicht.

Von den Schriften aus ſeiner früheren Jugend verbrannte er die meiſten kurz vor ſeiner Hochzeit; nur die blieben übrig, welche ſeine Braut zu beſeitigen und ſorgſam zu wahren verſtand. Sie wußte ja, daß er Freude an ſeinem Schaffen hatte und ſie teilte ſein Gefühl. Deshalb ermunterte ſie ihn, der öffentlichen Meinung nicht allzuſehr nachzugeben, ſondern ſich den Pfad vorwärts und nach oben zu bahnen und ſo die Höhe zu erklimmen, die ſeinen Anlagen entſprach. Als ſie ſein Weib geworden war, erleichterte ſie dem ſchwachſichtigen Manne ſeine Fortbildung und ſein eigenes Schaffen; ſie las ihm nach vollbrachten Tagewerke aus den Schriften unſerer großen Dichter vor und ſchrieb ſeine Gedanken und Entwürfe nieder, um ſeine Augen zu ſchonen. Der Beifall, dem ſein „Wible" ihm ſpendete, war für ihn ein kräftiger Sporn.

Neben ihr gewann ihr Bruder Kaſpar auf Felder einen großen Einfluß. Dieſer hatte ihn kurz vor ſeiner Vermählung kennen gelernt und nach Wälderart vermochte er es zunächſt nicht, ſich ganz offen gegen ihn, den Beamten, auszuſprechen. „In dieſem Stücke", ſagt Felder, „war ich noch ganz der echte mißtrauiſche Bauer des Innerbregenzerwaldes." Dieſes Mißtrauen verlor ſich aber durch die folgenden Geſpräche, aus denen

ſich unter anderem die Liebe des Beamten zur „alten freien Verfaſſung des Innerbregenzerwaldes“ ergab. Da der Einfluß des Schwagers auf Felder ſtets ein ſehr bedeutender blieb, ſo wollen wir über ſeinen Lebenslauf das Nötigſte mitteilen.

Kaſpar Moosbrugger wurde am 6. Jänner 1830 im Weiler Schrecken der Gemeinde Au im Bregenzerwald geboren. Schon ſeit 1835 verbrachte er den Sommer auf Alpen und den Frühling und Herbſt auf den Riedern unterhalb Dornbirns als Viehhüter und „Bube für alles“. Im Winter beſuchte er ſeit ſeinem 6. Jahre die Gemeindeſchule in Au. Wegen einer verkrüppelten Hand, die ihn hinderte, „eine Kuh zu melken oder eine Tanne zu fällen“, kam er im Herbſte 1842 nach Feldkirch in das Gymnaſium. Dort erhielt er ſich durch Freitiſche und Monatsgelder, ſpäter auch durch Unterrichtserteilung ohne Beiſteuer von daheim. Latein und Griechiſch waren die Hauptfächer des damaligen Gymnaſiums, aber Moosbrugger las außerdem fleißig die deutſchen Klaſſiker und andere Bücher, die ihm günſtige Gelegenheiten in die Hände ſpielten.

Das Jahr 1848 regte auch in Feldkirch das Volk ziemlich auf und ließ den jungen Studenten zuerſt einen Blick in die Politik tun. Nun hieß es, die hohen Schulen würden ſpäter oder gar nicht eröffnet, und ſo nahm er für einen Winter die Unterlehrerſtelle in Au mit einem Gehalt von dreißig Gulden an. Hernach weilte er eine Zeitlang bei einem Onkel im ſchöngelegenen Pfarrhofe von Klaus bei Rankweil und befaßte ſich dort mit der Erlernung der franzöſiſchen Sprache.

Im Herbſt 1849 begab er ſich an das Gymnaſium in Innsbruck, wo Lehrer wie Adolf Pichler und Böhm, beſonders aber Alois Flir mächtig auf ihn einwirkten. Unter ſeinen Mitſchülern ragte Chriſtian Schneller hervor, der ſich ſpäter als Dichter, Philologe und Erforſcher tiroliſchen Volkslebens neben Ignaz von Zingerle und Ludwig von Hörmann einen angeſehenen Namen erwarb. Schneller erzählte mir einmal, der Religionslehrer Greuter habe einſt an die Klaſſe die Frage geſtellt, welches eigentlich das Ziel des Menſchen auf dieſer Erde ſei. Da erhob ſich Moosbrugger zur Antwort und ſagte: „Der Fortſchritt.“ Greuter war damit gar nicht ein-

verſtanden, aber Moosbrugger verteidigte ſeine Anſicht hartnäckig und konnte von ihr nicht abgebracht werden trotz aller Mühe, die der berühmte Prediger ſich gab, der ſpäter auch als Reichstagsabgeordneter durch ſeine Beredſamkeit glänzte. Moosbruggers Lieblingsſtudien waren damals deutſche Literatur und Weltgeſchichte. Er las aber jetzt nicht mehr planlos, ſondern nach den Anweiſungen des trefflichen Flir. Moosbrugger ſchrieb ſpäter über dieſe Zeit: „Der deutſche Geiſt, die germaniſche Welt fing an, ſtromartig ſich in mich zu ergießen. Alles weitete ſich in mir, alles jubelte und bald war wohl kein glücklicherer Menſch in Innsbruck als ich."

Nun kam die Berufswahl. Der Profeſſor der Geſchichte ſuchte ihn für die philoſophiſche Fakultät zu gewinnen; Moosbrugger meinte jedoch, wie er ungefähr im „Fauſt" geleſen, ein Profeſſor könne ſeinen Schülern nie die Wahrheit, wie er ſie kennen gelernt, offenbaren und zu ſchwindeln ſei er nicht geboren. Er wählte die Rechtswiſſenſchaft. Von den Profeſſoren der Fakultät gefiel ihm nur Johannes Schuler, der für die gebildeten Männer Tirols ſchon längſt ein anregender Mittelpunkt war. Er trug die Rechtsphiloſophie in geiſtreicher Weiſe vor. Sie galt damals als die Grundlage der Rechtswiſſenſchaft und Moosbrugger ſtudierte ſie und ihre Geſchichte mit Hingebung. Sie führten ihn zur Ethik und Metaphyſik, die Profeſſor Schenach anregend darbot. Solche Studien leiteten ihn auf das ſoziale Gebiet. Da zog ihn beſonders Wilhelm Heinrich Riehl an, namentlich deſſen „Bürgerliche Geſellſchaft" und „Die Familie". Nicht minder befriedigte ihn Lorenz Steins „Geſchichte der ſozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unſere Tage". Die Augsburger „Allgemeine Zeitung", damals in mannigfacher Hinſicht das erſte Blatt Deutſchlands, las er täglich und wurde dadurch mit den Werken des „klaſſiſchen Fallmerayer" bekannt. So verbrachte Moosbrugger ſeine Zeit hauptſächlich in den Kollegien, auf der Univerſitätsbibliothek, beim Leſen von Zeitungen und dichteriſchen Werken und die Abende ſehr oft im Theater. Wie bei vielen jungen Leuten geſtaltete ſich auch bei ihm ſeine Weltanſchauung während der Univerſitätsſtudien.

Nach deren Beendigung praktizierte er durch einige Wochen beim Gerichte in Bezau im Bregenzerwalde und erhielt dann eine Auskultantenstelle in Eperies. Bis dahin hatte er Deutschtirol mit Ausnahme des Pustertals, das bayerische Hochland und München, selbstverständlich auch ganz Vorarlberg kennen gelernt. Anfangs November 1855 zog er nun aus der Heimat über Augsburg nach Donauwörth und von dort zu Schiff nach Wien, wo er ein paar Tage weilte. Viel besser gefiel es ihm in Ofen-Pest; dort bot das Volksleben viel Neues. Nach einer Fahrt von zwei Tagen und einer Nacht kam er dann über Kaschau nach Eperies. Die schöne Stadt in prächtiger Gegend, die Kunstdenkmale, der schmucke Menschenschlag, das wohlklingende Deutsch, das hier gesprochen wurde, gefielen ihm außerordentlich; ebenso der Oberlandesgerichts-Präsident Streit, der nichts von dem Innsbrucker Bureaukratengeist besaß. Er wies Moosbrugger dem Komitatsgericht Leutschau zu. Dieser lernte hier den Leutnant Maximilian Ritter von Bergmann, den Sohn des bekannten vorarlbergischen Geschichtsforschers Josef Bergmann, kennen und verkehrte viel mit ihm*). Wegen der Bevölkerung des Landbezirkes sollte Moosbrugger Slavisch lernen. Weil ihm das Verlangen nicht behagte, bat er schon im Februar 1856 um Versetzung unter die Magyaren. So kam er zum Komitatsgericht in Ungvar. Einige Monate später wurde er zum Aktuar beim Stuhlrichteramte in Tokaj ernannt und ungefähr nach einem Jahre zum Adjunkten in Beregszasz unweit Munkacs. Im April 1858 weilte er wegen Ablegung der Richteramtsprüfung in Eperies und Kaschau.

Die unglücklichen Kriegsereignisse des Jahres 1859 erregten große Gärung in Ungarn, welche nach dem Oktoberdiplome des Jahres 1860 die Ausweisung der deutschen Beamten erwirkte. Nach der Übergabe des Gerichtes erhielt Moosbrugger Urlaub und trat die Rückreise in die Heimat an.

---

*) Sie trafen sich nach langen Jahren erst wieder bei der Bergmannfeier in Hittisau im vordern Bregenzerwald, die 1896 stattfand. Bergmann war damals Major des Ruhestandes. Er starb am 5. Jänner 1906 im 71. Lebensjahre in Wien.

Der Poſtwagen brachte ihn nach einer Tag und Nacht währenden Fahrt zur Bahnſtation Nyiregyhaza und von dort über Debreczin, Peſt, Wien, Salzburg, München und Augsburg an den Bodenſee. Mitte Jänner 1861 war er bei der Mutter in Au. Am 4. Februar fand dann die Vermählung ſeiner Schweſter Nanni mit Felder ſtatt.

Moosbrugger blieb im Sommer 1861 in Au und auf den Vorſäßen und Alpen und es entwickelte ſich der erwähnte lebhafte Verkehr zwiſchen ihm und dem jungen Paare. Es iſt begreiflich, daß ſein Einfluß auf Felder ein großer war, aber im einzelnen läßt er ſich nicht nachweiſen. Im Herbſt ging Moosbrugger nach Innsbruck, um ſich dem Oberlandesgerichts-Präſidenten vorzuſtellen. Es gab zunächſt jedoch keine Verwendung für den „disponiblen" Beamten. So benützte er die Zeit zum Beſuche eines befreundeten Univerſitätsgenoſſen in Kitzbühel und kehrte anfangs 1862 nach Au zurück. Während dieſer Abweſenheit hatte der Briefwechſel mit Felder begonnen. In der Heimat las er eifrig im „Landsbrauch" und ſchrieb darüber ſeine „Zeitbetrachtungen". Ende November 1862 kam er zur Aushilfe an das Bezirksamt in Bludenz und ein Jahr ſpäter nach Schruns. Im Frühling 1864 wurde das Schickſal der aus Ungarn zurückgekehrten Beamten endlich entſchieden. Jedes Kronland hatte ſeine Angehörigen wieder zu übernehmen; die unbrauchbaren wurden abgefertigt oder in den Ruheſtand verſetzt. Moosbrugger behielt Rang und Gehalt und wanderte als Aktuar nach Dornbirn, bis er Ende 1865 als Adjunkt nach Bludenz kam.

Hier ſchrieb er ſeine ſozialpolitiſchen Broſchüren, welche ſeinem Schwager Felder viele Verdrießlichkeiten, Schmähungen und Bedrohungen zuzogen, wie aus deſſen „Zuſammenſtellung der jüngſten Erlebniſſe im Bregenzerwalde" und aus den „Zwei Geburtstagen eines Bäuerleins" zu entnehmen iſt. Man hielt ihn nämlich für den Verfaſſer der „Klarſtellung der vorarlbergiſchen Partei der Gleichberechtigung". Als Moosbrugger dieſen Umſtand und die für Felder daraus erwachſenen Folgen erfuhr, zögerte er keinen Augenblick, ſich in mannhafter Weiſe öffentlich als den Verfaſſer der „Klarſtellung" und ihres Vor-

gängers, des „Rufes", zu bekennen. Zugleich ersuchte er die Eiferer, ihn zu packen, wenn sie wirklich glaubten, daß es da etwas zu verfolgen und zu verketzern gebe, und dem bisher wild gehetzten Dichter Felder „Satisfaktion zu leisten". Schließlich fügte er hinzu, daß man die kirchliche und profane Wissenschaft gegen ihn, Moosbrugger, ins Feld führen möge und er jeden Irrtumsnachweis mit Dank annehme, auf Borniertheit und krasse Ignoranz aber nichts erwidern werde*).

Dieses Bekenntnis rief einen Verweis des damaligen Statthalters Ritter von Toggenburg hervor. Im betreffenden Aktenstücke vom 3. Juli 1867 heißt es: „Wenn die Verbreitung der in den gedachten Broschüren ausgesprochenen Grundsätze schon an und für sich als bedenklich angesehen werden muß, so ist es umsomehr für einen öffentlichen Beamten im höchsten Grade unpassend, als Verfasser derselben vor das Publikum zu treten." — Als nun durch die Dezemberverfassung ein wesentlicher Fortschritt unseres Staates angebahnt schien und das freisinnige „Bürgerministerium" berufen worden war, wandte sich am 26. Jänner 1868 Moosbrugger mit einer Eingabe an das Ministerium des Innern, dem Giskra vorstand, legte seine Angelegenheit klar vor unter Anschluß der Broschüren und des „Monitoriums" des Statthalters und endete mit den Worten: „Bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes, bei dem Umstand, daß die entwickelten Ideen anderwärts längst, in Österreich in neuerer Zeit sich Geltung zu verschaffen suchen und daß deshalb an den ergebenst Gefertigten bereits mehrseitige Einladungen zum Mitwirken ergangen sind; bei dem Umstand, daß dieser gegen ein Präsidial-Monitorium des Herrn Statthalters unmöglich den Rechtsweg betreten kann, er aber angesichts der gesellschaftlichen Gärungen in der ganzen kultivierten Welt mit Recht zweifelt, ob eine hohe österreichische Regierung sich noch mit derlei Anschauungen identifiziere, sieht sich derselbe veranlaßt, vor einem hohen k. k. Ministerium freimütig die Frage zu erheben, ob die in dem vorliegenden Monitorium ersichtliche

*) Feldkircher Zeitung 1867, 15. Mai Nr. 39.

Auffassung wirklich die der hohen Regierung sei, oder nicht." Das Ministerium „eröffnete" mit Erlaß vom 12. März 1868 Nr. 887, „daß es in den nach Inhalt und Stil nur für die gebildeten Klassen bestimmten zwei Broschüren zwar keinen genügenden Anlaß zu einer Verwarnung gesehen hätte, daß aber auch die am Schlusse der Eingabe Moosbruggers gestellte Anfrage an und für sich völlig unstatthaft erscheine".

Eine Vorrückung im Amte blieb dem Adjunkten in der Zukunft versagt. Er trat als solcher am 1. Juni 1889 in den Ruhestand. Außerhalb des Amtes hatte er eifrig gelesen, sich als Schriftsteller versucht und den Briefwechsel mit Felder und nach dessen Tode mit Rudolf Hildebrand und anderen gepflegt. Da er nicht in der Stadt, sondern im nahen Nüziders wohnte, so konnte er die Schönheit, welche die großartige Gegend von Bludenz bietet, auf seinen Gängen in das Amt oder in den Leseverein täglich genießen. Auch jetzt in seinem 83. Jahre lebt er noch in Nüziders und widmet allen Ereignissen in der Heimat und in der Welt die gewohnte Aufmerksamkeit.

Die Ansichten und Bestrebungen, welche Felder seinem Schwager näherten, ergeben sich zum Teil aus des ersteren Selbstbiographie. Wir erwähnen hier nur seine Liebe zur schönen Literatur und die Meinung, die der Tierarzt im Kleinen Walsertal von dem Wesen und der Bedeutung eines Volksschriftstellers ihm beigebracht hatte. Ein solcher sollte „aus dem Volke heraus mit gutem, reinem Willen und fürs Volk" schaffen. Überall und immer achtete er auf die Urteile über dasselbe. In der „Taube" zu Alberschwende wies ihn der Wirt auf die schlechten Schulen und den durch sie bewirkten Rückschritt der Bevölkerung hin. Das Schicksal seines Vetters Seppel und einiger anderer Bekannten veranlaßte die Abhandlung Felders: „Warum kommt der Bregenzerwälder in der Welt draußen so leicht auf Abwege?" Das Jahr 1859 brachte das Gedicht: „Geheimste Soldatengedanken", das keineswegs Kampflust oder Vaterlandsliebe zeigt, aber den Verfasser den Wunsch aussprechen ließ: „Wenn man einsehen lernte, wie schwer sich Knechte, bloße Knechte für einen großen Gedanken begeistern!" Dieses Kriegsjahr brachte den Bauern Geldnot, weil für die Milcherzeugnisse

von den Händlern nur wenig gezahlt wurde; das führte zur späteren genossenschaftlichen Bewegung auf diesem Gebiete. In alledem stimmte Felder mit seinem Schwager von vornherein zusammen.

Die sozialpolitischen Schriften Riehls lernte er jedenfalls durch Moosbrugger kennen. Felder schreibt über sie: „Unter den vielen, die in Abhandlungen und Erzählungen des Bauern Eigenart und seine Stellung zu Staat und Kirche zu schildern unternahmen, ist dieses noch keinem besser als Riehl in seiner „bürgerlichen Gesellschaft" gelungen. Da findet man den Bauern mit allem Guten und Bösen, gerade wie er leibt und lebt, denkt und fühlt. Die Sitte, der sogenannte Brauch, und der eigene Vorteil, das sind die zwei Mächte, die des echten Bauern Tun und Lassen bestimmen."

Den Sitten und Meinungen, den Sagen und der Sprache seiner Landsleute widmete Felder eine besondere Aufmerksamkeit. „Ich fing an," meldete er an Hildebrand, „unsere Sprichwörter und Redensarten zu sammeln. Ich schrieb ein kleines Wörterbuch und staunte über den Reichtum unserer Mundart. Ich dichtete einige ‚Volkslieder', die jetzt hie und da gesungen werden — und meine Heimat wurde mir immer lieber." In einem anderen Briefe an denselben heißt es: „Ich habe meine Freude an den Bildern, die bei unseren vielbedeutenden Witz- und Kraftworten vor mir entstehen und sich sogleich zu rühren und zu regen anfangen."

Aus den drei soeben erwähnten Richtungen seiner Studien ist Felders Erstlingswerk hervorgegangen. Die Neigung zur Dichtkunst veranlaßte ihn, eine Dorfgeschichte zu verfassen; seine Gedanken über den gesellschaftlichen Zustand der „Wälder", über das Verhältnis der Reichen zu den Armen und über die Verbesserung der Lage der letzteren und die Veredlung der ersteren bilden den wesentlichen Gehalt der Erzählung; und die Form im engeren Sinne — der volkstümliche, kernige Stil, die lebendige Schilderung der Sitten und Gebräuche der Heimat, die liebevolle Ausschmückung durch Einstreuung von Sagen, Schwänken und Volksliedern und durch Verwendung von Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten und Redewendungen —

verdankt ihre Entstehung der verständnisvollen Betrachtung des Volkes durch Felder und seinem unermüdlichen Sammeleifer.

Am 14. Jänner 1862 schrieb er an seinen Schwager: „Das Weiblein putzt und scheuert und ich sitze am Tisch.... und habe gerade Zeit und Stoff, ein wenig zu plaudern und Dir einen närrischen Einfall von mir zu erzählen. Du wirst Dich vielleicht noch erinnern können, wie ich im Sommer stets nach einem Gegenstande suchte, an den ich eine Schilderung der hiesigen Verhältnisse knüpfen könnte. Aber nichts wollte mir gefallen. Ich habe Auerbachs Werke dieser Art aufmerksam gelesen und sie haben mir sehr gefallen und den Gedanken in mir erregt, ob man nicht auch im Bregenzerwald Dorfgeschichten machen könnte. — „Ja, Auerbach schon, aber Du?" — „Nun, ich will probieren", dachte ich. Ich erfand nun eine Handlung, erfand Charaktere — oder besser, ich zeichnete solche, die ich kannte und die zu der Handlung paßten, und arbeitete nun daran; der Plan ist fertig und zum Teil auch schon ausgeführt. Ich schildere hier drei Bauern; der erste ist der Sohn des berühmten Schwarzhannes, der gegen das Vorurteil kämpft, das auf dem Bettler lastet; er ist 23 Jahre alt, als die Handlung beginnt; der zweite ist ein herabgekommener Handelsmann, der 60 Jahre alt ist; seine Kinder verdienen sich Geld und kaufen ein Gut; der dritte ist ein reicher Bauernbursche, der alles hat, was die anderen sich erstreben. Das sind die Hauptcharaktere, die ich durch eine Geschichte in Zusammenhang gebracht habe. So viel ich kenne, ist der Plan ganz gut; ob er mir ein bißle (bißchen) gelingt, magst Du beurteilen. Es ist eine ziemlich schwere Aufgabe für mich, ihn auszuführen; aber ich habe nun einmal Lust und Lieb' zu dem Ding. Ich bitte Dich, mir zu schreiben, was Du von der Sache hältest..... Wenn es Dich interessierte, würde ich Dir mit meinem nächsten Brief ein Heft davon schicken. Du mußt mir aber zuerst Deine Meinung darüber sagen. Den Oberhausern*) habe ich die ersten zwei Kapitel vorgelesen und sie haben ihnen gut gefallen. Ich habe das

*) Über die Familie Oberhauser vgl. „Aus meinem Leben" S. 182ff.

hauptsächlich wegen der Sprache getan, die mir sehr viel Arbeit macht, denn sie sollte das Naive des Sinnes behalten, ohne unverständlich zu werden. Nach dem Urteil der Oberhauser und des Weibleins wär' nun alles recht gut, aber ..."

Moosbrugger antwortete am 24. Jänner 1862: „Mit Deiner Dorfgeschichte stehst Du auf gutem Boden und verlier nur nie die Schätze, welche die Bregenzerwälder Sprache in sich birgt, aus den Augen. Manche Wörter derselben entsprechen dem deutschen Geistesleben weit besser, als die analogen Ausdrücke im Hochdeutschen."

Im August war die Dorfgeschichte vollendet und als Verleger Stettner in Lindau gewonnen. Es gab jedoch noch manchen Kampf mit ihm über die Anwendung der Wälderſprache und die Schreibung der betreffenden Wörter. Um diesen glücklich durchzuführen, bestellte sich Felder einen Brief bei seinem Schwager. Moosbrugger schrieb hierüber u. a.: „Sie (die Sprache) muß den Gebildeten, hochdeutsch Sprechenden leicht verständlich sein und das Wesen des Landvolkes wiederspiegeln. Dies geschieht, wenn der Erzähler überall, wo des Landvolks eigene Denkungsart sich eigene Ausdrücke und Redeweisen schuf, die das Hochdeutsche nicht oder anders kennt, vom Hochdeutschen abweicht und den vom Gegenstande der Erzählung geforderten Ausdruck wählt. Zur Verständigung sind dann die Anmerkungen am Platz. Die Gespräche müssen daher nicht weniger diese Mischungssprache — die immerhin eine reindeutsche ist — zeigen, als die Erzählung selbst. Du siehst dies auch bei dem Kernigsten der Dorfgeschichtschreiber, bei Jeremias Gotthelf, wie auch bei Auerbach. — Was die Bemerkungen wegen der Orthographie anbelangt, magst du ruhig die Kritik der Lesewelt abwarten und es getrost unsern „Motla" überlassen, sich zu wehren, daß man sie nicht „Moadla" schimpfen soll. Und betreffs des Wörterbuches möchte ich im Interesse der Wahrheit jene, die bisher über die Wälderſprache schrieben, lieber an Dich, als Dich an sie verweisen. Dies ist meine Meinung, mach' aber, wie Du willst. Ein Schriftsteller muß auf eigenen Füßen stehen."

Erst anfangs November 1863 kam das Büchlein zur Versendung. Die Geschichte ist sehr einfach, aber sie ist vortrefflich

erzählt. Das ganze Dorf Schoppernau findet darin seine Vertreter. Wir sehen die männliche und die weibliche Bevölkerung bei ihrer Arbeit, wir besuchen die Abendunterhaltungen mit ihren heitern Spielen und Ansprachen, wir hören Lieder und Sagen, witzige Reden und bedeutungsvolle Sprichwörter, die traurigen Erlebnisse und die rührende Ergebenheit des alten Müllers in sein Schicksal; wir freuen uns aber auch, wie die tatkräftige Jugend unermüdlich emporstrebt und die arbeitsame Armut sich die Anerkennung der Wohlhabenden erwirbt, indem deren Vertreter, der Senn, erkennt, daß es am besten wäre, „wenn Arme und Reiche, die mit guten Köpfen und die mit starken Händen und die mit vollen Säcken, kurz, wenn jeder dem andern mit dem helfen tät, was er am besten könne oder hätte".

Am meisten ergriffen werden wir wohl von den Stellen, in welchen des Dichters empfindungsvolles Herz besonders hervortritt; so vom Abschied des Josef und seines Freundes Kaspale von der Heimat, als sie für den Sommer auf Arbeit in das Elsaß ziehen, und von der Wirkung, welche die Nachricht vom Tode Josefs auf seine Angehörigen hervorbringt. Wie einfach und doch wie echt künstlerisch sind diese Begebenheiten erzählt! Selbstverständlich und doch so ahnungsvoll klingen die Worte, die der Vater an Josef richtet: „Gott behüte dich an Leib und Seele, im Leben und im Tod!" Und welch ein Meisterstück ist der Brief des Kaspale, der das Unglück meldet! Auch dessen Brief an den alten Nazi liest sich trefflich und bereitet ungesucht die Wendung im Schicksale des Helden vor. Man dürfte auch nicht bemäkeln, daß Bauern solche Briefe nicht schreiben könnten. Nicht Felder allein, sondern auch Moosmann und Wölfle, beide ebenso wie jene Bauern, hatten einen vorzüglichen Stil. Freilich waren sie alle Schriftsteller. Aber auch Bauern, die sich nicht mit „Büchermachen" beschäftigten, z. B. Kaspar Oberhauser, einer der nächsten Freunde Felders, und andere zeichneten sich durch die Klarheit und Anschaulichkeit ihres Briefstils aus. *)

*) Über Moosmann vgl. man Schönbachs „Einleitung" im ersten Bande dieser Felderausgabe S. XV und meine kleine

Die Vorzüge des Erſtlingswerkes Felders ſind ſo groß, daß mich ſchon öfters gebildete Männer und Frauen verſicherten, ſie ſchätzten es neben der Lebensbeſchreibung des Dichters am höchſten.

Noch während des Druckes ſchrieb Felder am 8. Auguſt 1863 an den Schwager: „Mein Dichterruf oder eigentlich -lärm hat mir ſchon mehrere intereſſante Bekanntſchaften verſchafft, z. B. die des Profeſſors Kapff von St. Gallen und des Profeſſors Hildebrand von Leipzig. Es war gerade ein Korrekturbogen von Lindau da; ich las ihnen denſelben vor und, ich will die Wahrheit ſagen, ich erhielt von ihnen und ihrer Begleitung großen Beifall. — Schon früher ſchrieb ich Dir, glaube ich, von meinem Wunſch, ein Vermittler zwiſchen Gotthelf und Auerbach zu werden. Du kannſt Dir daher meine Freude denken, als mir einer dieſer Herren ſagte: ‚Die Erzählungsart zeugt von großem Dichtertalent und ſcheint die glückliche Mitte zwiſchen Gotthelf und Auerbach einzuhalten.‘ Natürlich wußten die Herren nichts von meinem ſtillen Wunſch. Herr Kapff verſprach, mein Werk in öffentlichen Blättern zu beſprechen und mir bisweilen zu ſchreiben. Nenne mich nicht ſtolz, daß ich das alles Dir ſo erzähle. Wem ſollte ich ſonſt Freud' und Leid mitteilen, als meinem beſten Freund? Man lebt erſt recht, wenn man auch mit andern lebt, alſo ſei es und verbleibe es bei uns jetzt und allzeit, Amen!“

Profeſſor Kapff beurteilte denn auch die neue Dorfgeſchichte in Nr. 8 des Jahrganges 1864 der St. Galler Blätter mit ent-

---

Schrift: „Franz Xaver Moosmann. Ein Blatt der Erinnerung“ (Innsbruck, Wagner, 1891); dann meine „Rede zur Moosmannfeier in Schnepfau“ (Dornbirn, Ruſch, 1893). Über Gebhard Wölfle ſ. meine Ausgabe ſeiner „Gedichte in der Mundart von Bizau“ mit „Einleitung“ und „Vorwort“ (2. Aufl., Dornbirn, Ruſch, 1907) und ſeiner „Schwänke in der Mundart von Bizau für die Bregenzerwälder Bauernbühne“ mit einer „Einleitung“ (Innsbruck, Wagner, 1908). Eine Stelle aus einem Briefe eines bäuerlichen Freundes Felders befindet ſich im 2. Bande dieſer Felderausgabe in der Einleitung S. XII, Abſatz 3.

ſprechender Anerkennung. Wir wollen aber lieber hier mitteilen, was der oben erwähnte Geſchichtsforſcher Bergmann, der berühmteſte der damaligen Vorarlberger, in ſeinem erſten Briefe an Felder über deſſen Werk ſagt und wie ſich Joſef Viktor Scheffel, in jener Zeit gewiß der geleſenſte der deutſchen Dichter, in einem Schreiben an Hildebrand über das Büchlein ausdrückt.

Bergmann berichtete am 15. November 1863: „Soeben laſſe ich mir abends, da ich ſelbſt beim Kerzen- oder Lampenlichte ſchwer leſe (ich zähle 67 Jahre), Ihr Lebensbild aus dem Bregenzerwalde: „Rümmamüllers und das Schwarzokaſpale", das mir Herr Willam gegeben, vorleſen, das mich über das innerſte Leben und Weſen unſers Völkleins belehrt und höchlich erfreut. Der alte Schwarz (iſt er nicht aus Graubünden eingewandert?) und der Tiroler mit den Kitzihäuten und ſo vieles andere, das Sie ſo naturwahr aufgefaßt und dargeſtellt haben, hat mir und den Meinigen viele Heiterkeit gebracht; ich verſetze mich ganz in den Kreis dieſer Leute hinein. Manche Partien ſind meiſterlich behandelt. In dieſen Tagen werden wir mit der Lektüre fertig..... Was haben Sie während dieſer Winterzeit unter der Feder? Denn ich glaube kaum, daß Sie ſtundenlang auf der Bank beim Ofen zu ruhen vermögen. Es freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben."

Scheffels Urteil lautet: „Das Buch iſt echt, recht und gut. Der Verfaſſer hat ſeinen Hinterwald landſchaftlich wie leutlich mit künſtleriſchem Blick betrachtet. Seine Seele mag einem jener kleinen, tiefen, lauſchig ernſten Gebirgsſeen des Landes gleichen; mit ſeinen manchmal unbewußt humoriſtiſchen Umriſſen iſt das Abbild deſſen, was Schoppernauer Berge und Menſchenkinder hineinſpiegelten, wiedergegeben. Ein unbefangenes, einfach Solidem zugewandtes Gemüt klingt durch. Von den mit ſtarker Reflexion künſtlich komponierten Dorfgeſchichten Auerbachs unterſcheidet ſich Felders Standpunkt dadurch vorteilhaft, daß er ein naiver iſt und den Bauer mit ſeiner bäuerlichen Welt nicht benützt, um als vorteilhaft wirkende Staffage die modern geſchulten Kulturmenſchen, die in den Mittelpunkt der Bilder geſtellt ſind, zu umgeben. Hier ſchildert der Dörfer den

Dörfer unbefangen, wie es einer kann, der ſelber auch Kühe im Stall zu füttern und Heu auf der Alm zu mähen gelernt hat. Wir haben viele derartige, ſinnig angelegte, produktive Naturen im alemanniſchen Hochland: Angelika Kauffmann, den Unterwaldner Maler Paul Deſchwanden, die Schwarzwälder Maler Winterhalter, Kirner, Kindler u. a. Manchem gelingt es, aus dem heimatlichen Zwang und Bann herauszutreten in die große Welt und dort mit bedeutender Expanſion des angebornen Talents und wohlberechnendem Erwerbstrieb neue große Erfolge zu erringen; andere behalten dem Kulturtreiben mit ſeiner angreifenden innern Hetze gegenüber ſtets ein Heimweh nach dem gemütlichen Frieden ihrer Alpen und Matten und ziehen ſich gern, oft nicht ohne innere Enttäuſchung, in die einfachere, aber freiere Dorfheimat zurück. Ich bin begierig auf die „Sonderlinge" und ihren Erfolg. Für ein größer angelegtes Werk Felders befürchte ich Mangel an ſpannender Verſchlingung der Handlungen und eine gewiſſe Monotonie, ähnlich dem in wenig Abwechſlung dieſelbe landſchaftliche Grundform: Matten, grünes Alpenhochland, hohe Tobel, tief eingefreſſene Schluchten, oft wiederholenden Charakter des bregenziſchen Waldes. Es wird aber ſicherlich viel Echtes von Geſtein und Blumen und von der ſchönſten Blume eines Landes, der Sprache ſeines Volkes, darin angeſammelt ſein, daß dem Forſcher reicher Genuß bevorſteht. Seine vorarlbergiſchen Landsleute werden ſich längere Zeit gleichgültig gegen ihn verhalten. Es iſt ihre Art ſo..... Ohne den Verfaſſer und ſein neues Werk zu kennen, füge ich, ſeiner nächſt bevorſtehenden Ausfahrt von Leipzig in den literariſchen Ozean gedenkend, eine Prophezeiung, wenn Sie wollen ein Orakel bei. (Heſiods „Werke und Tage" 653—659.)

Dorthin fuhr ich einmal zu des weiſen Amphidamas Kampfſpiel,
Hin gen Chalkis, bei dem großherzig die Söhne durch Ausruf
Vieles zum Preis ausſetzten, und dort, ich rühme mich deſſen,
Hab', abſingend ein Lied, ich geholt den gehenkelten Dreifuß;
Den dann hab' ich den Muſen des Helikon wieder gewidmet,
Dort, wo jene zuerſt mich erfüllten mit tönendem Sange."

Die zweite Erzählung, die wir hier bringen, „Liebeszeichen" genannt, entstand zwischen den „Sonderlingen" und „Reich und arm" teils in Schoppernau, teils in Leipzig. Im August 1867 war sie vollendet. „Das Stück", schrieb Felder an seinen Schwager, „kommt mir recht vom Herzen, ist in meinen besten Stunden geschrieben und ich sorge nicht sehr für den Erfolg, wie einfach auch die Fabel ist." Die Erzählung ist sehr wohl gerundet, die Begründung der Handlung vortrefflich durchgeführt, ohne irgendwo in das Kleinliche zu verfallen. Die Personen, besonders der alte und der neue Lehrer, sowie die beiden Töchter der Kronenwirtin, sind prächtig gezeichnet. Eine anschauliche Schilderung aus dem Volksleben ist der „Spieltag" in Bezau, an welchem die in das militärpflichtige Alter tretenden Burschen des Bregenzerwaldes ehemals sich der Losung unterziehen mußten, die darüber entschied, ob sie vom Kriegsdienst frei wurden oder ihn anzutreten hatten. „Ich war am Spieltag in Bezau," hatte Felder am 4. April 1867 dem Freunde gemeldet, „und hab' unterm Volk und im Herrenstüble Studien gemacht, die Du noch verwendet finden wirst." Heinrich Hirzel (s. 3. Band S. XVI) schrieb an Felder hierüber am 14. September 1868: „Die ‚Liebeszeichen' als kleinere Arbeit haben uns wieder unbedingt gefallen. Das sittliche Thema, welches Sie behandeln, die Aufgabe, die Ihnen durch das Leipziger Urteil über die Nuß-Leere Ihrer Romane gestellt war, sind vortrefflich und gewiß auch zur vollsten Zufriedenheit Ihrer Leipziger Freunde gelöst."

Da die „Liebeszeichen" nur in einem wenig verbreiteten Blatte, in der „Österreichischen Gartenlaube" (Graz, 1867, Nr. 41—44) erschienen waren, so fehlt es an Urteilen in Zeitschriften über sie. Wir können uns also nur auf Schönbachs Kritik (1. Band S. XXVIII f.) berufen; dort nennt er diese Dorfgeschichte ein Kleinod und stellt sie höher als Auerbachs „Lauterbacher".

In neuester Zeit wurde die Erzählung zweimal veröffentlicht: zuerst durch Hans Nägele im „Vorarlberger Volksfreund" (Dornbirn) in den Nummern 104—122 für die Heimatgenossen des Dichters und dann durch den Vorstand des „Franz Michael Felder-Vereins in Bregenz", Martin Bilgeri, als Nr. 5326 von Reclams „Universal-Bibliothek" (ohne Jahrzahl; die

Einleitung nennt als Ausfertigungstag den 20. Juni 1911). Die Anmerkungen Bilgeris wurden mit seiner Erlaubnis hier wieder abgedruckt. — — —

Die kleineren „Schriften" Felders habe ich in drei Gruppen geteilt: „Land und Leute", „Soziales und Politisches" und „Autobiographisches". Freilich sind diese Abteilungen nicht ganz streng geschieden, denn einzelne Stücke greifen in alle diese Gebiete über und andere gehören zweien an.

In der Gruppe „Land und Leute" ragt sowohl durch den Umfang als durch den Inhalt hervor: „Ein Ausflug auf den Tannberg". Schönbach nennt ihn eine „hübsche und farbenreiche Studie". Felder hatte mitten im Winter 1866/7 an der Hochzeit eines Vetters in Warth (1495 m) teilgenommen, wohin er über Schröcken und Hochkrumbach (1703 m) gelangte. Das stürmische Schneewetter und die Lawinengefahr, die an vielen Stellen des Weges durch die engen und steilen Schluchten des Berglandes drohte, sowie entsprechende Schilderungen dieser Fährlichkeiten durch die Bewohner jener hochgelegenen Gegenden hätten allein schon eine Darstellung gerechtfertigt; aber dazu kamen noch allerlei Seltsamkeiten in den Meinungen und Gebräuchen der Tannberger, die den Bregenzerwälder sonderbar anmuteten, so daß er gleich nach der Heimkunft an die Bearbeitung des Erlebnisses schritt. Der Aufsatz wurde in den Nummern 14 und 15 des Jahrgangs 1867 der damals von Dr. Steger geleiteten Leipziger Zeitschrift „Europa" veröffentlicht. Einen Wiederabdruck erlebte er in der „Österreichischen Alpenpost" (Innsbruck, A. Koppelstätter, 1912, Nr. 7 und 8). Gleichsam als Anhang zu jenem Winterreiseberichte brachte die „Feldkircher Zeitung" in der Nummer vom 6. November 1867, S. 355 die Beschreibung einer Hochzeit im Schröcken, bei der sich die Tanzlust der Tannberger in ebenso hohem Grade zeigte, wie bei der in Warth. Da der Artikel ohne Zweifel aus Felders Feder floß, so fügen wir ihn an. —

Getanzt wird jedoch nicht bloß auf dem Tannberg, sondern selbstverständlich auch im Bregenzerwald und in den andern Teilen Vorarlbergs. Im „Walde" werden der Faschingsonntag, die „Kilbena" (Kirchweihtage), einzelne Märkte und eben

auch die Hochzeiten für diesen Zweck ausgenützt. Ehemals standen die Hochzeitgebräuche in weit üppigerer Blüte als jetzt. Das bemerkte schon Ludwig Steub in dem trefflichen Abschnitte, den er in seinen „Drei Sommern in Tirol" (München, literarisch-artistische Anstalt, 1846) dem Bregenzerwalde widmete. Gegen den Tanz wird von den Kanzeln nicht selten geeifert, aber von den Hochzeiten ist er doch noch nicht verschwunden. Ihn endigt das lange Mahl, das durch die Tafelmusik belebt wird. Nach dem Mahle wird die „Abdankungsrede" gesprochen. Früher hielt diese fast immer der Geistliche; seit langem sind aber auch andere Gemeindeangehörige, zumal redegewandte Lehrer als „Abdanker" geworben worden. In Schoppernau hatte Felder häufig in solcher Würde zu wirken. Es hat sich eine beträchtliche Zahl von dessen Abdankungsreden erhalten und eine wollen wir als Probe mitteilen. Zwei Zwecke verfolgte nach altem Herkommen eine solche Abdankung. Sie rühmte das Mahl, das der Wirt aufgetischt hatte, und verknüpfte damit die Mahnung, dem Geber alles Guten durch ein stilles Vaterunser zu danken. Dann enthielt sie die Aufforderung zum „Holsen*". Da nämlich die Neuvermählten die Kosten des Mahles zu bestreiten haben, so sollen die Gäste ihnen ein Geldgeschenk einhändigen. Dies geschieht jetzt in der Regel so, daß der Wirt und der Bräutigam die Gaben der Gäste sammeln und der letztere durch einen Händedruck dankt. Mit dem „Holsen" endet die eigentliche Hochzeit, aber der Tanz der Nachhochzeit dauert oft bis in die Frühstunden. Felder hat die zwei erwähnten Punkte der Abdankung festgehalten. Wir sehen dies auch in der erwähnten Rede. Im Hauptteile jedoch entwickelte er allerlei Gedanken, die seine Ansichten über Liebe und Ehe, über Staat und Gesellschaft weiter ausführten. Das war etwas Ungewöhnliches, es muß aber doch

*) Entweder zu „holsen" = schenken und dies zu „Hals". „Wenn das Kindlein zum erstenmal zum Paten gebracht wird, hängt er ihm ein eingewickeltes Geldstück um den Hals." — Wahrscheinlicher scheint mir die Ableitung von „heilsen", ahd heilisan = Glück wünschen zum Neujahr und zur Hochzeit. Vgl. „Schweizerisches Idiotikon" II, 1212f.

vielen gefallen haben, da Felder so oft als Abdanker gebeten wurde. Die in diesem Bande abgedruckte Rede wurde am 5. Februar 1866, dem Hochzeitstage des Josef Oberhauser (Baltesler), gehalten*).

Im Frühling 1867 verfaßte Felder die „Heilsgeschäfte". Er stellt diese im Gegensatze zum Dienste Gottes dar, zeichnet ihre Diener und schildert uns den Gebet- und Meßhandel, die Lohnwallfahrten, das Auftreten eines zum Verkaufe veralteter Bücher mit klerikalen Empfehlungsschreiben Reisenden, das Vaterunsermännchen usw. Die Veröffentlichung dieser Abhandlung erfolgte noch im gleichen Jahre in der „Österreichischen Gartenlaube". Im Juli 1909 wurde sie im „Vorarlberger Volksfreund" wieder abgedruckt.

In der zweiten Abteilung: „Soziales und Politisches" stehen an der Spitze die „Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel". Sie waren als zweite und dann als dritte Parteischrift der „Vorarlbergischen Partei der Gleichberechtigung" bestimmt, wurden jedoch erst 1912 von Martin Bilgeri (Dornbirn, Höfle und Kaiser) veröffentlicht. Die falsche Meinung, daß Moosbruggers „Marstellung" von Felder herrühre, und ein Zitat aus Goethes „Zahmen Xenien" im „Magerhuber", dessen ersten Bogen die Kapuziner in Bezau

---

*) Dieser Josef Oberhauser († 26. September 1895) ist nicht zu verwechseln mit dem Josef Oberhauser († 1882), der im Jahre 1860 Felder aus den Fluten der hochangeschwollenen Aach gerettet hatte. Ersterer heiratete die Maria Katharina Willam von Au. Über die am 5. Februar 1866 gehaltene Abdankungsrede spricht Felder in einem Briefe an Moosbrugger vom 18. Februar; die betreffende Stelle habe ich in meinem „Leben Felders" S. 198f. mitgeteilt. Der Hochzeiter war ein Nachbar, ein treuer Freund und Parteigenosse Felders, ein gescheiter, tatkräftiger, aufrechter und gerader Mann. Seine Ehe mit der erwähnten Frau blieb kinderlos. Er ehelichte nun 1875 die Anna Katharina Stoos von Schoppernau, die ihm fünf Kinder gebar. Diese, ein herzensgutes, um ihre Angehörigen treubesorgtes Mütterchen, starb am 24. Dezember 1912.

noch während des Druckes „mit Hilfe frommer Leute zum Lesen in die Hände" bekamen, um ihn dann, als bereits erschienen, zu „verpredigen", entfesselte jene Verfolgung, die Feldern als „Freimaurer" brandmarkte und ihn im Mai 1867 zur Flucht aus dem Walde nötigte. Insofern hat die Schrift, obwohl sie, wie oben erwähnt, bei Lebzeiten ihres Verfassers nie veröffentlicht wurde, doch in dessen Schicksale mächtig eingegriffen.

Die „Skizzen aus Vorarlberg", die bald hernach in der „Österreichischen Gartenlaube" erschienen, erzählen vom Einflusse der „Fremdler" nach ihrer Rückkehr in die Heimat durch die Verbreitung neuer Gedanken. Der letzte Absatz richtet sich hauptsächlich gegen die Verfolger Felders und seiner Gesinnungsgenossen. Ein Neudruck der „Skizzen" findet sich im „Ländle", einer in Bregenz erscheinenden „vorarlbergischen Volkszeitung", in der Nummer vom 13. Mai 1911.

Die drei Artikel „Aus dem Bregenzerwald" in der „Feldkircher Zeitung" (vom 4. Jänner, 31. Oktober und 21. November 1868) berichten, wie die Volksblattleute bei der Sammlung von Unterschriften und bei der Gründung von „katholisch-konstitutionellen Kasinos" vorgingen, und über den sogenannten „Käseverein".

Über die dritte Abteilung: „Autobiographisches" wollen wir so kurz als tunlich sprechen.

Die „Zwei Geburtstage eines Bäuerleins" waren lange fast nur in Norddeutschland bekannt, denn sie erschienen in den „Grenzboten", einer angesehenen, noch heute bestehenden Zeitschrift, wenn die Namen ihrer Leiter auch nicht mehr so glänzen, wie die der damaligen, eines Gustav Freytag und Julian Schmidt. Auf Wunsch des ersteren schrieb Felder einen kurzen Abriß seines Lebens und seiner Verfolgungsgeschichte in gelungener künstlerischer Einkleidung. Es geschah dies in der Wohnung seines Schwagers Moosbrugger in Bludenz, zu dem er am 6. Mai 1867 geflüchtet war. Die abgerundete Darstellung wurde im Drucke dadurch etwas beeinträchtigt, daß der Schluß — ein Traum vom Heimatsdorfe — gestrichen wurde und jetzt die letzten Zeilen wirklich abgehackt erscheinen. Leider ist es mir nicht möglich, das gewaltsam Entfernte wieder herzu-

ſtellen. Ich erinnere mich jedoch, daß der Schluß ſehr wirkſam war. Felder ſelbſt las damals ſeinen liberalen Feldkircher Freunden die „Zwei Geburtstage“ vor. Es war am 12. Mai 1867, einem Sonntage mit herrlichem Frühlingswetter. Wir wanderten durch den ſchönen Wald von Göfis nach Rankweil. Moosbrugger und Felder gingen in Geſchäften noch nach Batſchuns und nach ihrer Rückkehr, und nachdem Dr. Jakob Ammann, der Äskulap Rankweils, noch zu uns geſtoßen war, fand in traulichem Gemache die Vorleſung ſtatt. Am Ende ſpendeten wir wohlverdienten, lebhaften Beifall und gedachten bei klingenden Gläſern des morgigen Geburtsfeſtes des verfolgten, aber unverzagten Dichters.

Die „Kurze Zuſammenſtellung der jüngſten Erlebniſſe im Bregenzerwald“ behandelt denſelben Stoff, iſt aber jeder dichteriſchen Form entkleidet, ein rein geſchichtliches Aktenſtück, deſſen Verläßlichkeit durch die Zeugen, auf welche Felder ſich beruft, noch erhöht wird.

Daran ſchließen ſich zwei Zeitungsartikel. Der eine: „Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzerwalde“ erſchien in einem Wiener Blatte, dem „Wanderer“, am 3. März 1868, der andere, viel ſchärfere in der „Grazer Tagespoſt“ am 8. März: „Ein Schattenbild aus dem Bregenzerwalde.“ Beide ſind Fortſetzungen der „Zwei Geburtstage“, indem ſie die Verwundung des Uhrmachers Felder und die ſtürmiſchen Schoppernauer Gemeindewahlen erzählen. Das Urteil, welches der Kurat Herzog von Rehmen über die „Zwei Geburtstage“ fällte, „daß hier alles klar und wahr vorliege“, kann man füglich auch auf die Fortſetzungen beziehen. Es ſei hier noch hinzugefügt, daß die Verhandlung gegen Wüſtner, den Knecht des Rößlewirts von Schoppernau, wegen Verwundung des Uhrmachers vor dem Kreisgericht in Feldkirch am 8. Juli 1868 ſtattfand. Darüber ſchrieb dieſer an ſeinen Vetter Franz Michael, der eben auf Beſuch bei Rudolf Hildebrand in Leipzig weilte: „Ein verbiſſener Ultramontaner verteidigte den Knecht auf eine ſo erbärmliche Art, wie ich noch nie in Erfahrung brachte. Seine Hauptaufgabe war nichts anders, als Dich und mich im ſchwärzeſten Lichte zu zeichnen. Er erhob ſeine

hohle Stimme und schrie: ‚Die ganze Geschichte scheint durch die Influenz des Franz Michael Felder hintertrieben worden zu sein; die gesetzlichen Schranken wurden übertreten und das Bezirksgericht als inkompetent erklärt.‘ Der Staatsanwalt widerlegte jedoch diese kühne Auffassung sehr glänzend..... Wüstner wurde zu sechs Wochen Arrest, zu den Gerichtskosten und zum Schadenersatz verurteilt.“

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Beigabe von dichterischen Versuchen Felders. Er selbst hat auf diese nie ein besonderes Gewicht gelegt. In späteren Jahren hat er auch nur selten Verse geschrieben; aber aus seiner Jugendzeit sind gleichfalls nur wenige Gedichte erhalten. Es müssen jedoch viel mehr solcher Versuche vorhanden gewesen und dem Feuer geopfert worden sein, als uns auf den ersten Blick scheinen möchte. Das beweist uns vor allem die Art und Weise, wie er es versteht, die künstlichen italienischen Strophenformen zu behandeln. Man lese sein schönes Sonett: „Zu Nannis Tod“! Formell noch besser gelangen ihm die Oktaven. Sein „Lied vom Taler“ ist in dieser Hinsicht geradezu meisterhaft, denn den Reim: groß: fehlerlos braucht man nicht zu streng zu rügen. Da müssen unbedingt mehrfache Übungen vorangegangen sein.

Die noch vorhandenen Gedichte teilen sich zunächst in schriftdeutsche und mundartliche. Von den letzteren wurden nur drei aufgenommen, weil die übrigen in zu hohem Grade Gelegenheitsverse sind, wenn es ihnen auch nicht an manchem eigentümlichen Zuge fehlt. Von den Gedichten in der Schriftsprache befassen sich der „Kathrinenmarkt in Au“ (in der Strophe des „dies irae, dies illa“) und „Die Stickerin“ mit recht eigentlich wälderischen Vorkommnissen und Gestalten. Auch manche andere sind Gelegenheitsgedichte in weiterem Sinne, erheben sich aber auf einen höhern Standpunkt und erringen tiefere Wirkung. Bei mehreren fühlen wir den Einfluß Lenaus und Heines. Die „Epistel an Moosbrugger“ ist ein Stück aus dem Leben des Dichters, das an seine Kämpfe anknüpft und zeigt, daß er gerne aus seines Tales Gründen entflohen wäre, um sich anderswo anzusiedeln. Dabei dachte er besonders an das freundliche Schlößchen zu Batschuns mit der weiten Aussicht auf das dorfreiche

Rheingelände und den stolzen Bergkranz der Appenzeller, St. Galler, Bündner und Vorarlberger Alpen. Die Hexameter des Gedichtes würden hinlänglich beweisen, daß er sich in diesem Verse noch nicht geübt hatte, wenn er dies auch nicht ausdrücklich bemerkte. Die Daktylen werden wir häufig ziemlich holperig finden, aber sie widersprechen doch nicht der deutschen Betonung. Manche dieser Gedichte werden einen gefühlvollen Leser gewiß ergreifen, andere unser Gemüt erheitern. Die bereits in die Lebensbeschreibung und in „Rümmamüllers" eingerückten wurden hier nicht nochmals gedruckt.

Als Bild bringt der Band die Ansicht eines Teiles von Schoppernau nach einem Gemälde von Josef Berchtold in Götzis, einem tüchtigen Landschaftsmaler. Vom Oberdorfe, wo der Rümmamüller und das Kaspale wohnten, ist auf dem Bilde nichts zu sehen. Wir erblicken die Kirche mit dem ländlichen Friedhofe und die sie umgebende Häusergruppe. Felder liegt in dem hier sichtbaren Teile des Friedhofes begraben rechts vom Wege, der durch das Gatter hineinführt. Sein Grab ist so ziemlich in der Mitte des obern Teiles der Gräbergruppe. Das vom „Verein der Tiroler und Vorarlberger" in Wien auf Antrag des für die Heimat begeisterten Engelbert Keßler aus dem „Kleinen" Walsertale (Mittelberg) gestiftete und vom Bildhauer Josef Gasser ausgeführte Denkmal befindet sich an der dem Dorfe zugewandten Langseite der Kirche und ist also auf dem Bilde nicht sichtbar. Das Haus rechts von der Kirche mit seinem Zeltdach ist der Pfarrhof. Die Häuser weiter talauswärts bilden den Weiler Niederau (im Gegensatz zu z'obern Au — zur obern Au, woraus der Name Schoppernau entstanden sein soll). Dahinter streicht ein grüner Hügelzug mit seinen Wiesen und einzelnen Gehöften vom Gebirge bis zur Aach hin, die Schoppernegg. Im Hintergrunde links erhebt sich die Kanisfluh, rechts die Mittagsfluh und schließen den Talkessel von Au gegen Schnepfau hin ab.

Mit diesem Bande schließt die erste Volksausgabe der Werke Felders. Um sie zu ermöglichen, hat sich am 5. März 1910 der „Franz Michael Felder-Verein" in Bregenz gebildet und bald über den größten Teil des Landes Vorarlberg verbreitet. Er

wird hoffentlich auch in Zukunft fortbeſtehen und ſelbſt den mit Glücksgütern weniger geſegneten Bewohnern der „Herrſchaften vor dem Arlberg“ die erwünſchte Gelegenheit bieten, ſich jährlich um einen geringen Preis ein gutes Buch zu erwerben. Dabei ſollen die Schöpfungen der einheimiſchen Schriftſteller oder ſolche auswärtiger, die ſich auf das Ländchen beziehen, zuvörderſt berückſichtigt werden. Der Gedanke der Gründung des Vereins iſt von Herrn Dr. Hans Nägele ausgegangen. Als Vorſtand des Vereins waltete bisher mit Eifer und Umſicht Herr Profeſſor Martin Bilgeri in Bregenz. Er widmete den größten Teil ſeiner freien Zeit der Pflege der jungen Schöpfung und errang einen großen Erfolg.

Dieſen Herren muß ich auch noch beſondern Dank ausſprechen für ihre gütige Unterſtützung bei meiner Arbeit. Sehr häufig richtete ich Fragen an den letztern und er war unermüdlich in deren Beantwortung. Auch von Herrn Joſef Anton Jochum zum „Adler“ in Schoppernau erhielt ich dankenswerte Auskünfte.

Möge der Verein unter ſeiner tüchtigen Leitung auch fortan kräftig gedeihen!

Innsbruck, 4. Februar 1913.

Hermann Sander.

Erzählungen.

Nümmamüllers und das Schwarzokaſpale.

Vorrede.

Hiermit übergebe ich den Freunden der Dorfgeſchichte ein Werkchen, in welchem ich Leben und Sitten der Bregenzerwälder darzuſtellen ſuchte, wie ich ſie aus eigener Anſchauung kennen gelernt habe. Einfach und zwanglos in Form und Sprache, wie das Wälderleben überhaupt, iſt auch dieſe Schilderung eines Familienlebens aus der Zeit, wo die „Wälder" nach einer beinahe tauſendjährigen Abgeſchloſſenheit von der Welt in etwas lebhaftern Verkehr mit derſelben kamen, indem die ärmeren Leute häufig auswanderten, und dann mit fremdem Geld und fremden Sitten wieder in die Heimat zurückkehrten. Nur der hintere Teil des „Waldes" hat ſich in Sitten, Kleidung und Sprache noch völlig ſo erhalten, wie es von den Vorfahren ſeit Jahrhunderten überliefert wurde, während ſich nach auswärts die Eigentümlichkeiten des „Waldes" von Dorf zu Dorf immer mehr verlieren. Ich habe daher ohne Scheu das hinterſte Dorf, meinen Geburtsort, zum Schauplatz dieſer Darſtellung gewählt, obſchon man dort des alten Nümmamüllers Häuschen jetzt vergebens noch ſuchen würde.

Die hier geſchilderten Sitten, Tatſachen und Gebräuche ſind aus dem wirklichen Leben entnommen, ſo zum Beiſpiel weiß in meiner Heimat noch jetzt faſt jedermann etwas vom Schwarzhannes zu erzählen. Die eingeſtreuten Sagen und Lieder ſind, ſo viel ich weiß, bisher noch in keiner gedruckten Sammlung erſchienen.

Schoppernau, den 26. Dezember 1862.

Franz Michael Felder.

Oben im Dorf, hart am Brunnobächle, da, wo alle Bettler wieder kehrum abwärts machen, weil man es den ſchlechten Häuſern noch weiter oben auf alle Weite anſieht, daß dort ſchon arme Leute genug ſind, ſteht des alten Nümmamüllers Häuschen, mit dem Geſicht gegen das Unterdorf hinablugend. Man ſieht's an dem Häuschen hinten und vorn, daß ordentliche und fleißige Leute darin wohnen, denn ſo etwas ſieht man jedem Bauernhauſe ſchon von außen an; der Stall hinten daran iſt neu gebaut, die Stubenwand mit gerundeten Schindeln angeſchlagen und alles ordentlich hergerichtet, ſo daß faſt kein Nagel mehr fehlt. Auch ein Gärtchen haben Joſef und Michel vorn vor der Stubenwand gemacht, welches aber zur Zeit, wo dieſe Geſchichte beginnt, fußhoch mit Schnee bedeckt iſt.

Es iſt Abend und das ein recht ſtürmiſcher, wilder, ſo daß man nur hier und da einen Augenblick das Ave-Maria-Läuten von der Kirche herauf hören kann, und Schnee macht's, als ob der Sturm dem Winter auf einmal ſeine ganze Vorratskammer ausleeren wolle. Aus dem „Häusle" heraus, in dem man ein luſtiges Feuer praſſeln hört, kommt das Mikle*), mit der Laterne und dem Melkkübel in den Stall gehend, wie allemal, wenn die Buobo — ſo nennt man alle noch unverheirateten Mannsleute — nicht daheim ſind. Der alte Nümmamüller ſitzt, ſeine Pfeife rauchend, in der Stube beim warmen Ofen und das iſt wohl das Geſcheiteſte, was ſo ein alter Mann im

*) Mikle — Maria Katharina.

Winter tun kann. Auf der breiten Bank neben dem Ofen ſaß er faſt den ganzen Winter, ſpaltete Schwefelhölzer, oder tat ſonſt ſo eine brotloſe Arbeit, die er leicht verrichten konnte. Dabei erzählte er viel von guten und böſen Tagen aus der Vergangenheit und er konnte ſchon erzählen, denn er hatte etwas erlebt in ſeinen ſechzig Jahren. Die Hauptſchickſale ſeines Lebens ſind ſchon in ſeinem Namen enthalten, — nicht in ſeinem Taufnamen Georg, obſchon er in ſeinen früheren Jahren, wie dieſer Heilige, eine roßmäßige Kraft gehabt hatte, ſondern in ſeinem Übernamen „Nümmamüller" (nicht mehr Müller), den man ihm allgemein gegeben.

Das war ſo gegangen. Die ſchöne Mühle unten im Dorf, die noch jetzt ſo ſtolz über die andern Häuſer hinausragt, hatte er, kaum 25 Jahre alt, von ſeinem Vater übernommen, aber auch viele Schulden dazu. Er hatte nie kein Glück, ſo lange er auf der Mühle war, Unfall kam auf Unfall und nichts tat ihm recht; ſo durchtrieben wie mancher andere war er auch nicht und daher kam es dann bald, daß er die Mühle verkaufen und hinaufziehen mußte ins kleine Häuschen am Brunnobächle. Seit damals nannte man ihn allgemein Nümmamüller. Er hörte das, beſonders im Anfang, nicht gerade am liebſten, aber nach und nach mußte er ſich an das und an noch viel Ärgeres gewöhnen.

Es iſt auf der Welt gerade, als ob jeder Menſch einmal zum Kreuz kriechen müſſe, mancher kommt dann ſein' Lebtag' nie mehr davon; aber dem alten „Müller" — ſo nenne ich ihn beliebter Kürze wegen — hatten ſeine vier braven Kinder wieder ordentlich herausgeholfen aus Mangel und Not. Das Mikle verſtand, ſo gut als eine, das Hausweſen zu führen, und die andern drei konnten das ganze Jahr hindurch ſehr viel verdienen. Auch heute

waren Michel und Joſef auf dem Taglohn und der Müller ſchien jetzt mit Ungeduld ihre Heimkehr zu erwarten, denn ſchon mehr als einmal hatte er das Bäbele, welches beim Licht ſaß und ſtickte, geheißen, es ſolle ſehen, ob ſie noch immer nicht kommen. Aber nicht zehn Schritte weit hätte es in die ſtürmiſche Nacht hinaus ſehen und hören können!

Endlich kamen ſie. Draußen hörte man ſie den Schnee von ſich ſtampfen und ſchlagen. Das Bäbele holte geſchwind trockenes Häß*), um es noch ein wenig beim Ofen zu wärmen. Jetzt kamen ſie herein mit der um dieſe Zeit üblichen Frage: „Habt ihr Feierabend?“ und gingen dann, die kalten Hände reibend, ein paarmal in der Stube auf und ab. Dieſen beiden hätte es wohl ſchwerlich einer angeſehen, daß ſie Brüder ſeien, ſo ungleich waren ſie. Michel, der ältere, war klein von Perſon, wie Zachäus im Evangelium, aber „b'ſetzt“ (von feſtem Körperbau) und ſtark wie der hörnerne Siegfried; der Ausdruck ſeines ſonnverbrannten Geſichtes war nicht ſchön, aber gutmütig. Joſef dagegen war länger und auch hübſcher. Seine Augen und Haare waren ſchwarz wie die Mikles, ſeiner ältern Schweſter, mit der er überhaupt ſehr viele Ähnlichkeit hatte, und die für eine der ſchönſten Motla**) im ganzen Dorfe galt.

„So, jetzt nur recht auf die, wo noch draußen ſind und keinen Hut aufhaben!“ ſagte Michel. „Es tät' mich grad wild machen, wenn es jetzt aufhören tät' mit Stürmen, ſobald wir unter Dach und Fach ſind.“

„Ja, ich hätte gemeint, ihr tätet den Metzger mit

---

*) Häß — Kleider.

**) Motla — Mädchen. Nach Oppermann und andern nennt man die Mädchen im Bregenzerwald „Schmelg.“ Im vordern Wald iſt das auch der Fall, im Hinterwalde aber ſagt man allgemein Motla, Motol.

Holzziehen auf beſſeres Wetter vertröſten. Es hat ja geſtürmt und geluftet, daß man nicht einmal mehr ins Unterdorf hinab hat ſehen können!" ſagte der Müller.

„Wir wollten eben heut' fertig werden, weil vielleicht ſpäter die Lawinen den Weg unſicher machen, wenn einmal viel Schnee auf den Bergen iſt."

Bäbele gab den Buben das warm gewordene Häß vom Ofen und ſie wollten eben damit ins Gado*, um ſich trocken anzulegen, als man durch das Toſen des Sturmes hindurch ein Geſchrei hörte, grad wie das Blöken eines jungen Kalbes. „Was iſt das?" fragte Michel, unter der Gadotür ſtehen bleibend, „hat äppa**) d'Kuoh —?"

„Jau, a prächtig ſchöas Kalb heat's ghea!"***) ſagte der Müller.

Die Buben warfen das trockene Häß auf die Ofenbank neben der Gadotür und barfuß in des Vaters Hölzlarn†) ſprang Michel fort, während Joſef die vorhin abgetanen gefrorenen Schuhe wieder anlegte und dann auch dem Stalle zueilte. Der Müller und Bäbele gingen hintennach. Als des Müllers ganze Familie im Stall beiſammen war, zeigte das Mikle den anderen freudig die viele Milch, die es ſoeben gemolken hatte, und lobte dann die Kuh, wie ſie ſich ſo gern hab' melken laſſen. Bäbele aber warf friſche Streu unter das Kalb, Joſef befühlte das Euter der Kuh und Michel war ſchon beſchäftigt, das Kalb trinken zu lehren. Mit zufrieden lächelndem Blick überſchaute der alte Müller die frohe Geſchäftigkeit ſeiner Kinder und hielt die Milch in den Händen, die er dem Mikle abgenommen hatte.

---

*) Gado — Schlafzimmer neben der Stube.
**) äppa — etwa.
***) heat's ghea — hat ſie gehabt.
†) Hölzlar — Holzſchuhe.

Das Nachteſſen, das naſſe Häß und alles war vergeſſen. Bald ſchaute man dem Kalb zu, wie es ſchon ſo ordentlich trinken konnte, bald ſtreichelte und liebkoſte man die Kuh. Das Mikle gab ihr noch einmal geweihtes Dreikönigſalz aus der Hand zu lecken und das Bäbele erinnerte jetzt, da auch Michel mit dem Kalb fertig geworden war, daran, daß das Nachteſſen auf dem Tiſch ſtehe und kalt werde. Da ſagte der Müller: „Zuerſt wollen wir dem heiligen Wendelin und Martin noch zwei Vaterunſer beten, daß ſie uns alles geſund erhalten!“ Die ſchon offene Stalltür tat er wieder zu, daß es dem Kühle nicht zu kalt werde, die Buben nahmen ihre Zipfelkappen ab und alle beteten laut und vielleicht mit mehr Ernſt und Andacht, als am Sonntag in der Kirche; dann ging man wieder in die Stube, um nun auch Hunger und Näſſe abzuhelfen.

Nachdem ſich die Buben trocken angelegt, der Müller die Pfeife ausgeklopft und das Mikle den Tiſch gedeckt hatte, ſetzte man ſich zum Eſſen. Gleich nach dem Tiſchgebet redete man wieder von dem, was man ſoeben im Stall geſehen hatte. Das Kalben der Kuh war ein Ereignis, welches man ſchon lang mit Furcht und Hoffnung erwartet hatte; denn ſchon manche ſchöne Kuh hat man beim Kälbern forttun müſſen. Auch der Müller hatte ſo vor 18 Jahren ſeine letzte, einen prächtigen Schecken, verloren. Der Michel mochte es noch gar wohl denken, wie er damals geweint hatte, obwohl er den Unfall erſt nachher recht empfand, als man die Milch kaufen und daher auch ſparen mußte. Damals hatte die Mutter ſelig zu ihm geſagt, nun hätten er und alle die guten Tage gehabt; ein Kühle vermöge man keins mehr zu kaufen und ſo müſſe man das Heu alle Jahre hergeben, daß man Milch kaufen könne. Aber wenn einmal er und Joſef groß ſeien und ſchaffen können, dann hätten ſie bald wie-

der ſo viel verdient, daß man das Heu behalten und ein Kühle anſtellen könne.

Es war gegangen, wie die Mutter geſagt hatte. Aber ſie erlebte die Zeit nicht mehr, wo auch der Schluß ihrer Prophezeiung eintraf. Schon vor 14 Jahren war ſie geſtorben und der Vater hatte faſt den Tod erleiden müſſen mit den vier kleinen Kindern, bis ſie ein wenig größer wurden und etwas verdienen konnten. Jetzt aber ging es beſſer und beſſer. Die Buben hatten am letzten Herbſt bare zweihundert Gulden, lauter Goldſtückle, aus dem Elſaß heimgebracht, denn ſie waren gute Maurer geworden und konnten es jetzt, da ſie einmal einen Boden gelegt hatten, ſchon wieder zu etwas bringen.

Man war eins, das Kalb zu ziehen. Wenn die nächſten beiden Jahre auch nur halb ſo viel Geld aus dem Elſaß ins Haus käme, als die letzten zwei, ſo könnte man noch mehr Gut kaufen und dann zwei Kühe wintern. Eben war der „Bleaz*) am Eſch" wieder feil, der in beſſern Tagen auch dem Müller gehört hatte, und man beſchloß, ihn zu kaufen. Freilich mußte dann Michel daheimbleiben und heuen, aber das war ihm gar keine große Buße, und neben ſeiner Arbeit, ſagte er, könne er auch da als gereifter Maurer noch viel verdienen; es komme bloß darauf an, ob Joſef allein noch fortgehen wolle.

Joſef ſagte: „Wenn Michel dableibt, ſo nehme ich halt einen anderen aus dem Dorf mit, daß ich doch einen Kameraden hab', etwa das Schwarzokaſpale, das kann doch da im Dorf nichts tun, als auf den Taglohn gehen; mit Rechenmachen wird es wohl nicht das ganze Jahr Arbeit haben. Das wär' ein Kurzweiliger. Wenn's

*) Bleaz — Platz, ein Stück Gut.

heut' auf die Nahtſtubat*) kommt, ſo muß ich mit ihm darüber reden."

Das Eſſen war vorbei, es hatte nicht halb ſo lang gewährt, als die Abendandacht, welche nun folgte; jedoch wurde der Roſenkranz oft geſtört durch das Kommen der Nahtſtubat. Zuerſt kamen das Schwarzokaſpale und der Senn; ſeit letzterer auf Metzgers Hochzeit mit dem Bäbele getanzt hatte, fand er alle Abende ſich hier ein. Auch vier benachbarte Stickerinnen kamen mit ihren breiten Maſchinen (Stickrahmen). Das Mikle ſtellte ihnen die mit Waſſer gefüllten Glaskugeln ans Licht, und der Schein fiel dadurch hell und voll auf das ausgeſpannte Stück, an dem die Stickerinnen ſofort zu arbeiten begannen.

Auf ſolchen Nahtſtubata iſt es faſt immer kurzweilig; denn zum erſten kommen da lauter junge ledige Leute zuſammen und dann, das iſt die Hauptſache, faſt immer nur ſolche, die zuſammenfügen, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und wenn es einem an einem Ort nicht mehr gefällt, ſo geht er auch nicht mehr dorthin, ſucht ſich eine andere Nahtſtubat auf, oder bleibt daheim. Auf der Nahtſtubat erzählt nun jedes, was es den Tag hindurch getan und was es etwa wieder Neues gehört hat. Alles, was in der ganzen Gemeinde geſchieht, erzählt und hört man da und nimmt auch an allem den lebhafteſten Anteil. Und wie könnte oder ſollte das anders ſein in einem kleinen Dörfchen, wo ein paar hundert Menſchen in völliger Abgeſchloſſenheit von der Welt, aus der nur ſelten eine ſpäte ungewiſſe Nachricht durch Bettler, Fremdler und Reiſende zu ihnen kommt, friedlich und fleißig beiſammenleben; an einem Orte, den viele im Leben noch nie auf länger als höchſtens eine Nacht verlaſſen haben?

---

*) Nahtſtubat — nächtliche Zuſammenkunft, Nachtſtube.

Die gleiche Schule und der Landsbrauch haben alle erzogen zu einer einzigen großen Familie, in der jeder am Schickſal aller Anteil nehmen kann.

Man erzählte nun von dieſen und jenen, wie ſie es machen und wie weit ſie es bringen. Der alte Müller wußte viel zu erzählen aus frühern Zeiten von ſolchen, die es durch Glück und Fleiß von der Armut bis zu einer ſchönen Bauerſchaft gebracht hatten, von andern, die wegen ſchlechter Bewirtſchaftung oder durch Unfälle um Sack und Bindol*) gekommen waren. Die Buben ſaßen oder lagen auf den Bänken herum, rauchten ihr Pfeifchen und hörten dem Müller zu. Draußen ſtürmte es noch immer wie wild, und hatte ſoeben den letzten noch offenen Fenſterladen zugeſchlagen, daß die Stickerinnen erſchrocken von den Stühlen auffuhren. Die Buben lachten und meinten: „Die Motla müſſen kein gutes Gewiſſen haben, daß ſie wegen dem ſo erſchrecken.“ Da ſagte das Schwarzokaſpale: „Das Geſcheiteſt' iſt, ihr Motla da ſingt uns wieder einmal a Luſtigs vom Tod, daß man das Gerumpel da draußen nicht mehr hört.“

„Jau,“ ſagte der Senn, „äppa: „Uf'm Bergel“ oder a ſo an Alpoleod (Alpenlied).“

Und das Bäbele, dem die andern gleich folgten, fing an:

Uf'm Bergel bean i g'ſeaſſo,
Könnt i nu a mal wieder hin;
Ja i kann's ſchier nöd vergeaſſo,
O wie luſtig iſt es g'ſin!
D'Vögel hand ſo lieble g'ſungo,
Schöne Neſtle hand ſe baut,
Lämmle ſeand im Grüno g'ſprungo,
Und dies alles hean i g'ſchaut.

*) Bindol — das Bändchen, womit der Sack zugebunden wird. Sack und Bindol, Umſchreibung für „alles“.

„Ah," ſchrie das Bäbele, von einem heftigen Windſtoß erſchreckt, „wer mag da das Lied vom Sommer und von dem Bergel hören, wenn es ſo luftet und tut?"

„Nu vorwärts beigutt!"*) ermutigte der Senn, und man ſang weiter:

Und durchs Täle bin i gango,
Da iſt's Bethle**) zu mer ku;
Dort am Bächle, wo's ſo ruſchot,
Hand mer blaue Blümle g'nu,
Hand anandor Kränzle g'flochto,
Hand anandor Sträußle g'macht;
Appas g'ſagt, das beide g'freut hat,
Und dann wieder herzli g'lacht.

Über d'Matta ſeand mer g'ſprungo,
O wie hat üs das erfreut!
Schöne Liedle hand mer g'ſungo,
Daß as tönt hat weit und breit,
Und vors Hüttle ſeand mer g'ſeaſſo,
Da ſeand Vögel zu üs ku;
Denket nu: ſie hand us 's Freaſſo
Us do Händo uſſar g'nu!

Und ufs Bergel gang i wieder,
Und ſo bald i numma***) ka,
Denn dem Bethle muß i halto,
Was i ihm verſprocho ha.
Wie i z'letzt von ihm bea gango
Und ſchon oadle wit†) bea gſin,
Hat as mir no nauchi g'ruoſo††):
„Hänsle, gelt, du denkſt an mi!"

---

*) beigutt — bei Gott. Ausdrücke wie „beigutt", „beigrott", „Sakarmenſch" kommen bei den Wäldern häufig vor; aber „bei Gott", „Sakrament" zu ſagen, hält man für eine große „Sünde", daher wird ein Buchſtabe hinzugefügt oder geändert.

**) Bethle — Eliſabeth.

***) numma — etwa, irgendwie.

†) oadle wit — ziemlich weit.

††) nauchi g'ruoſo — nachgerufen.

's Liedel iſt g'ſungo,
Der Kreuzer iſt g'wunno,
Und wer mir a nöd geit,
Dem ſing i auf beit.*)

„Prächtig iſt es gangen!“ riefen die Buben und der Senn ſagte: „Mir iſt unter dem Singen in Sinn kommen, was der Pfarrer-Vetter einmal g'ſagt. Da er noch g'lebt hat und ich ein kleiner Bub' geweſen, da bin ich alle Jahr' einmal mit dem Vater zu ihm zur Stubat**), und da hat er mir dann allerhand ſehen laſſen. Einmal hat er mir ein Buch geben, faſt ſo groß wie ein Meßbuch, und hat g'ſagt, ich könn' da etwas d'rin aluogo***) Herkules, aber da ſind Tierer und Dinger abgemalt geweſen! Ich hab' da, wie es ſo bei kleinen Buben der Brauch iſt, die größt' Freud' g'habt, dieſe Tierer mit Zähnen vor dem Maul und angewachſenen Sätteln auf dem Rücken zu ſehen und darunter zu leſen, wie ſie heißen. Der Pfarrer-Vetter hat dann g'fragt, wie mir das gefalle? „Recht!“ hab' ich g'ſagt. „Aber warum iſt denn da keine recht ſchöne Kuh abgemalt oder ein luſtig's Kalb? Das tät' ich recht gern ſehen!“ Da hat der Pfarrer-Vetter g'lachet und hat g'ſagt: „Die brauchſt du nicht abgemalt, die ſiehſt ja ſonſt alle Tag' und dieſe Tierer ſiehſt du dein' Lebtag' nie, d'rum kannſt du ſie da anſchauen. Die fürnehmen Leut',“ ſagte er dann, „kaufen im Winter Roſen und im Sommer Eis, die Bauern aber ſingen im Winter ihre Alpenlieder und denken dabei an das frohe freie Leben im Sommer da droben; und im Sommer bleibt wohl etwa einer bei einer Lawine ſtehen und denkt an die kurzweiligen Winterabende, die er im Kreis ſeiner Eigenen ver-

*) auf beit — umſonſt, eigentlich: auf eine Friſt.
**) zur Stubat — auf Beſuch.
***) aluogo — anſehen.

lebte.“ Dann hat mir der Pfarrer noch viel g'ſagt, wie der Menſch ſich immer das wünſche und einbilde, was er nicht habe. Am liebſten ſinne man dem nach, was man nicht verſtehe, und das Neue und Ungewöhnliche ſehe man am liebſten, d'rum würden ſo viele Bilderbücher gemacht und verkauft. So hat er mir noch viel g'ſagt, aber ich weiß nicht mehr recht, wie es aufeinandergangen, und hab' viel davon wieder ganz vergeſſen; nur das mit dem Alpenlied iſt mir ſpäter vielmal in Sinn kommen und heut' auch wieder. Ich hab' Nachmittag ſauber nichts zu tun gewußt; zum ins Feld gehen iſt mir das Wetter zu ſchlecht geweſen und zu ſchlafen hätt' ich mich faſt geſchämt vor dem hellen Tag, und ich hab', beigutt! verflickt lange Weil' gehabt. Da hab' ich dann den Kalender zur Hand genommen und hab' ausgerechnet, wie lang es etwa noch ſei, bis man das Vieh wieder auslaſſen könne; denn ich muß ſagen, ich hab' grad das Heimweh gehabt auf die Alp'. Aber es iſt noch eine halbe Ewigkeit herauskommen, als ich die Täg' gezählt habe. So bin ich nun in den Stall gangen, hab' die Kühe geſtriegelt und dabei aus purer Langweil' „die Sennerin“ geſungen und gejolt, daß die Kühe ihre Köpfe hoch aufrichteten und horchten. O! ſie hören die Alpenlieder und das Juzen und Jolen ſo gern, als ob auch ſie das Heimweh hätten nach der friſchen grünen Weide in den freien geſunden Höhen, — und ich bin auch lieber droben auf den Bergen bei den Kühen, wenn ich es im Dorf auch zehnmal ruhiger und beſſer hätte. Da hab' ich dann denkt: Heut' müſſet ihr mir die ſchönen Alpenlieder wieder einmal ſingen, wie im letzten Sommer, wo ihr bei mir droben zur Stubat geweſen ſeid.“

„Ja,“ ſagte das Bäbele, „dort hab' ich das erſtemal mein' Lebtag' geſehen, wie ihr da oben hauſet und hoſet; aber mir hätt' das gar nicht gefallen. Man hat

ja nicht einmal eine warme Stube und kein anderes Bett, als im Heu droben ſo nah unter'm Dach, daß man den Kopf daranſchlägt, wenn man ſich bloß a bißle aufrichten will. Da, wenn es den ganzen Tag rauhes und kaltes Wetter geweſen und man nun am Abend halb erfroren und tropfnaß mit dem Vieh heimkommt, ſo kann man ſich nicht einmal ordentlich in der Stube wärmen, weil keine da iſt, man muß zum Feuer oder gar zu den naſſen Kühen in den Stall und da mit ihnen wieder erwarmen und ſich das Häß am Leib trocken werden laſſen, und — na, ich möcht' gar nicht reden, aber das wär' mir zu unluſtig! Wenn ich ein Bub' wär', einen Alpknecht gäb' ich ſchon keinen; ich tät' viel lieber das Schreinern oder das Malen oder ſo etwas lernen, daß ich doch in einem ordentlichen Haus in der warmen Stube bleiben und ſchaffen könnt' und lauter ſaubere Arbeit hätt', die jeder gern ſähe. Aber in eine Alp' ging ich um viel Geld nicht!"

„Du haſt es grad wie die Alpenroſe, die iſt auch nur da gern, wo ſie gewachſen iſt," ſagte der Senn.

„Ich wollte mir das von daheim Fortgehen ſchon gefallen laſſen; aber dann wollt' ich halt irgendwohin, wo ich es beſſer hätt' als in den Alpen und als daheim."

Dem Michel gefiel es gar nicht, daß das Bäbele „irgendwo hin möchte, wo es beſſer wär' als daheim," und er ſagte:

„Ja, wo dir die gebratenen Vögel ſchnurgrad ins Maul flögen, da möchteſt du hin, wie alle deinesgleichen, die immer die vollen Schüſſeln und Häfen haben möchten, aber am liebſten ſchon grad gekochet, daß ſie dann gar nichts mehr tun müßten, als den Schnabel aufſperren wie a halbjähriga Gog*)."

*) Gog — Kind.

„Mir tät' das Leben auf den Alpen ſchon gefallen," ſagte das Kaſpale, „aber man ſollte nicht ſo allein ſein müſſen! Wenn man ganze Wochen keinen Menſchen ſieht und hört als den Pfiſter*), der noch dazu a Gog iſt, na da wär' mir die Weil' zum Sterben lang."

„Ich hätte geglaubt, du hätteſt in deiner Klausnerei das Alleinſein am beſten gewöhnen können; da kommt ja wochenlang kein Menſch zu dir!" ſagte Michel.

„Aber ich ſehe doch Leut' und kann zu ihnen, wenn ich mag, — und recht hab' ich ſogar da das Alleinſein noch nicht gewöhnt; ich glaub' faſt, man kann's gar nicht, einmal ich nicht."

„Was tuſt denn immer da oben, daß dir die Weil' ſo lang iſt? Haſt keine Arbeit mehr?" fragte Joſef.

„Ich will's euch jetzt ſagen, wie ich heut' den Tag zu tot geſchlagen habe, und dann wißt ihr's von geſtern und morgen auch. Am Morgen bin ich erwachet, es iſt ſchon heller Tag gſin**), der Fenſterladen hat mich geweckt, da ihn der Luft tüchtig zuſchlug. Früher hat mich allemal mein Hund geweckt, aber vorgeſtern hat ihm der Beck***) mit einem buchenen Prügel einen Schlaftrunk geben, daß er auch nie mehr erwachen tut. Ich glaub', wenn man alle Schelmen ſo ſtrafen tät', ſo könnt' dem Becken wohl auch ſchlecht gehen. Mein Spitz hat ihm, als er, mit ſeiner Brottrucke†) auf dem Schlitten, hauſierte, für drei Kreuzer Göttibrot††) daraus genommen. Das war wohl nicht recht, aber totwerfen hätt' er ihn drum doch nicht ſollen, ich hätt' ihm das Brot ſchon zahlt. Aber es iſt

*) Pfiſter — Kühbube von 8 bis 10 Jahren.
**) gſin — geweſen.
***) Beck — Bäcker.
†) Brottrucke — Brottruhe.
††) Göttibrod — Weißbrot.

grad, als ob es sein sollte, daß ich gar nix Leabigs*) mehr habe und ganz allein sei. Wir haben stets so gut zusammen gelebt, ich und der Spitz, fast besser und friedlicher, als vielmal Mann und Weib; aber jetzt ist's so ödelig**) in meiner Klausnerei, wie in einem Grab. Die Uhr war mir ausgangen, ich hab' sie gestern abends aufzuziehen vergessen, und nichts hat sich geregt, so lang ich ruhig gelegen bin. Da beim Aufstehen hab' ich dann denkt: ‚So ein Bauer hat es doch immer recht gut! Wenn er sich einmal verschläft, wie ich heut', und er kommt dann später als sonst in den Stall, so sind die Kühe schon alle aufgestanden und warten auf ihn; aber auf mich wartet gar nichts, nicht einmal ein Vieh. Ich könnt' die ganze Woche daliegen und schlafen, es tät' mich kein Mensch mangeln, auch der Beck nicht; denn wenn ich dem am Montag kein Brot abkaufen tät', so müßt' ich ihm am Donnerstag keines zahlen. Wenn ich erst am Donnerstag einschlafen tät', dann würde mich der Beck schon wecken.' Das war so mein Morgenbeten. Dann kochte ich und aß und das war geschwind vorbei, — denn kurzes Haar ist bald gebürstet, — und dann machte ich Rechen. Zu Mittag sott ich Erdäpfel und hörte ihnen zu, wie sie mir aus der Pfanne heraus das Lied vom armen Mann sangen. Nachmittag schaffte ich wieder, und da es Nacht war, tat ich alle zwei Läden meines Hauses zu, daß der Luft keine Arbeit mehr damit haben müsse, und sagte dann zu mir selbst: ‚So, schon wieder einen Tag näher bei der Hohzig!'"

Das Mikle lächelte. „Näher beim Tod, wirst du wohl gemeint haben!" sagte es.

Aber nun hatte das Mikle keinen ruhigen Augenblick mehr. „Es müsse einen Widerruf tun und sagen, es, das

*) nix Leabigs — nichts Lebendiges.
**) ödelig — öde, einsam.

Kaſpale, ſei heut' einen Tag näher bei der Hochzeit als geſtern." Das Mikle wollte nicht, aber das Kaſpale ſagte: „Es werde es dazu zwingen," und nahm dem Mikle bald dies, bald jenes. Während es noch die Nadel ſuchte, wurde ihm ſchon auch der Fingerhut genommen; es tat aber doch noch keinen Widerruf, ſondern ſuchte ſich einen anderen Fingerhut und wollte wieder ſticken. Aber da ging das Kaſpale zum Licht und machte mit den Fingern allerhand kurioſe Schattenbilder auf Mikles Stuck, ſo daß es keinen Stich mehr tun konnte. Nun gab das Mikle denn doch nach und ſagte, das Kaſpale ſei heut' wirklich um einen Tag näher bei ſeiner Hohzig als geſtern, wenn es — Gott's Will ſei.

Alle lachten über dieſe Rede, und als es wieder ſtiller wurde, ſagte der Senn: „Es iſt gerade nicht ſo ſelten, daß einer oder eine, denen man es gar nicht anſähe und nicht gezählt hätte, auf ganz gute Art zum Heiraten gekommen ſind; vielmal Leute, die rein ſauber nichts gehabt haben, als ein ſchönes Geſicht, eine geſchickte Hand oder einen guten Kopf — und das alles hätt' ja das Kaſpale auch. Ich habe in Pfarrer-Vetters Büchern auch ſchon Geſchichten von ſolchen Leuten geleſen und die ſind dann recht hübſch und gefallen mir ganz gut."

„Hei, Senn, erzähle uns wieder einmal eine Geſchichte!" rief das Bäbele und alle ſtimmten ſeiner Bitte bei. „Vorgeſtern," ſagte Joſef, „haſt du beim Kronenwirt auch eine erzählt, der junge Schmied hat's geſagt. Erzähle uns die, wenn dir ſonſt grad keine in den Sinn kommt, wir haben ſie noch nie gehört."

„Ja, die Geſchichte vom reichen Iſidor und der armen Chriſtine, die fügt eben zu dem, was ich vorhin geſagt habe, die will ich euch gleich erzählen."

Und der Senn erzählte vom Iſidor, wie das ein reicher

Bauernſohn geweſen, wie man ihn ſo gut erzogen, und wie er der frömmſte und reichſte weit und breit geweſen ſei; dann erzählte er, wie die Chriſtine ſo arm geweſen, daß ſie einen Magddienſt habe ſuchen müſſen. Auf dem Wege rettete ſie durch ihren Mut dem Iſidor das Leben und wurde nun von letzterem als Magd angeſtellt; aber ihre Tugendhaftigkeit, ihr unermüdlicher Fleiß und alles an ihr gefiel dann dem Iſidor ſo gut, daß er ſie am Ende noch gar heiratete und Chriſtine ſo ein reiches Bauernweib wurde.

Alles hatte aufmerkſam zugehört und es war ſo ſtill im Stüble, wie in der Kirche unter der Predigt. Als nun der Senn mit Erzählen fertig war, fragte Joſef das Kaſpale, wie ihm die Geſchichte gefallen habe.

„Sie iſt ſchon recht geweſen; aber noch lieber hörte ich jetzt erzählen, wie es gegangen wäre, wenn auch der Iſidor ſo arm geweſen wär', wie die Chriſtine."

„Warum?" fragte der Senn.

„Der Iſidor hat alle Kiſten und Kaſten voll gehabt, die Chriſtine hat ihm gefallen und drum hat er mit ihr geheiratet*). Er hat gut heiraten gehabt! Wenn einer ſo ein Vermögen hat, ſo kann er machen wie er will."

„Das iſt ja recht geweſen — oder?"

„Ja, ja, ganz recht; aber ich hörte lieber erzählen, wie es ein armer Tropf, der hinten und vorn nichts hat, als genug Mangel, wie es ein ſolcher machen tät', wenn er einen Schatz**) überkäm', der ſo arm wäre, als er. Den wollte der arme Tropf nun nicht mehr aufgeben und könnte doch nicht mit ihm heiraten. Es hat ja auch ſchon Leut' gegeben, die in unſern Jahren nicht mehr gehabt

*) Der Wälder ſagt nicht: „er heiratet ſie," ſondern: „er heiratet mit ihr."

**) einen Schatz — eine Geliebte.

haben, als unſereiner, und die haben es dann doch noch zu einem hochdachſtuhligen Haus gebracht, ſo ſchön von außen und von innen, als die Häuſer in Dornbirn draußen. Da möcht' ich nun hören, wie es dieſen gegangen ſei und wie ſie es gemacht haben. Wenn man ein ſchuldenfreies Gut, zwölf Küh' im Stall und tauſend Gulden im Sack hat, da iſt es dann keine Kunſt, ſich wohl ſein zu laſſen und zu heiraten, wen man will. Von ſo einem mag ich nichts mehr hören; aber das möchte ich hören, wie es einer hat machen müſſen, daß er das alles bekommen hat."

„Aber die Chriſtine iſt auch arm geweſen!"

„Ja, die hat aber nichts tun müſſen, als ſich heiraten laſſen; und was iſt das, da ſie einen ſo reichen und braven Liebſten gehabt hat, Beſonderes geweſen?"

„Sie muß, beigutt! doch auch etwas nutz geweſen ſein, ſonſt hätte ſie dieſes große Glück nie verdient. Aber dir gefallt's halt nicht, daß ſie einen Reichen genommen hat."

„Wohl freilich, das iſt ſchon recht."

„Oder hätt' ſie ihn nicht nehmen ſollen?"

„Allerdings, aber du verſtehſt mich gar nicht recht!"

„Wohl, ich verſteh' dich ſchon. Du wähnſt halt, die rechten Leut' ſeien alle einmal Bettler geweſen, oder he? —!"

„Na, ich meine bloß, daß man noch auf mehrere Arten, als bloß durch Heiraten mit reichen Iſidoren, glücklich werden könne — durch Fleiß, Häuslichkeit, oder ſo und ſo."

„Beigutt — hätt' ich bald g'ſagt — ſo ein armer Teufel muß noch froh ſein, wenn ihn ein Reicher oder eine Reiche mag!"

„Ja, aber der Reiche muß, wenn er die Arme gern hätte, doch auch froh ſein, wenn ſie ihn nimmt!"

„Aber da trüge einer oder einem das Eigenköpfig-

und Stolzſein nicht viel ein. Wenn freilich ſo eins lieber Knecht und Magd, als reicher Herr oder reiches Weib ſein wollte, ſo könnte ihm das niemand wehren; aber närriſch wär's doch, und dann zudem müßte ſo eins auch als Knecht oder Magd noch froh ab dem Reichen ſein, der ihm ja Koſt und Lohn gibt . . ."

„Aber nicht froher als die Reichen ab dem, der ihnen die Arbeit tut!"

„So — du närriſches Kaſpale, wähnſt du, die Reichen ſeien ab deinem Vater, dem Schwarzhannes, ſo froh geweſen, als er ab ihnen, wenn ſie ihm etwas geſchenkt haben?"

Man ſah es dem erſchrockenen Mikle an, daß es fühlte, wie ungeſchickt dieſe Rede ſei und wie weh ſie dem Kaſpale tun müſſe, und den Sennen ſchaute es an, als ob er auch ihm auf den Schuh geſtanden ſei. Das Kaſpale aber ſtand auf, legte die Hand aufs Herz und tat, als ob es geſchwind etwas ſagen wollte; dann kam ihm aber noch früh genug in den Sinn, es ſei dem Sennen fünf Gulden und vierundzwanzig Kreuzer ſchuldig. Es ſetzte ſich daher wieder ordentlich nieder und war mäusleſtill.

„Seid doch nicht närriſch wegen ſo einer G'ſchicht', die am Ende nicht einmal wahr iſt!" ſagte der Müller.

„Ja, glaubet Ihr, Vater, die G'ſchicht' vom Iſidor ſei nicht wahr?" fragte das Bäbele.

„Derlei Geſchichten werden alle von Studenten und ſolchen Stutzköpfen erdenkt für die fürnehmen Leut', die ſonſt nichts zu tun hätten und nichts zu ſorgen. Etwas muß halt alles zu ſinnen und zu ſorgen haben und da leſen dann die Fürnehmen ſolche Geſchichten und Sachen, haben Angſt und Sorgen um die Leut', von welchen ſie leſen, als ob das ihre beſten Freund, Brüder und Nachbauern wären, und wiſſen doch, daß alles rein erlogen iſt."

„Das iſt doch kurios!“

„Verſteht ſich, aber ich hab' früher, da ich noch ſelbſt nach Bregenz gefahren bin, genug ſolcher Leute kennt; und das Kurioſeſte dabei iſt: ſie leſen ſolche Dinger, rähgod*) dazu die hellen Tropfen und wähnen dann Wunder, wie mitleidige Herzen und Seelen ſie hätten, und wenn alle Leut' wären wie ſie, ſo ſtünd' es viel beſſer auf der Welt und Elend und Not hätten auf einmal ein Ende. Nach meiner Anſicht wär' es freilich beſſer, wenn ſolche, anſtatt bloß mit erdenktem oder eingebildetem Unglück Mitleid zu haben und dieſes Mitleid bloß währen zu laſſen, ſo lange man lieſt, wenn ſie . . .“

Ein heftiger Schlag an den Fenſterladen unterbrach plötzlich die Rede des Müllers. Joſef öffnete ganz ruhig und rief hinaus: „Hallo, was gibt's da draußen?“

„Steck' den Kopf nicht zu weit 'naus!“ warnte der Müller.

„Ich möcht' doch den kennen, der hier mehr Recht hat, als unſereiner!“ ſchrie Joſef hinaus, und hui! zog er den Kopf, um eine Erfahrung und eine Ohrfeige reicher, wieder zurück.

Alle in der Stube lachten und Joſef lachte mit und machte ein Geſicht dazu, als ob er den geſtrigen Tag ſuchen wolle.

„Wer iſt es gſin? Haſt ihn nicht kennt?“ fragten alle.

„Ja, bei der Nacht ſind alle Küh' ſchwarz.“

Jetzt tat man das Fenſter auf, und ein alter Mausfallenhut, in welchem vermutlich ein Kopf ſteckte, kam herein. Aus dem Hut hörte man etwas, das mehr dem Mauen

*) rähgod — weinen.

einer Katze, als einer Menſchenſtimme glich, — das heißt man „d'Red' verkehren." In der Tirolerſprache maute es lange ſo aus dem Hut und bat endlich um Einlaß.

Die Stickerinnen hielten Rat, wer das wohl ſein möge, denn keine kannte ihn am Redverkehren; ſie wollten niemand hereinlaſſen, bevor man recht rede. Aber ſchon hantierten die draußen an der Haustür und der Müller ſchickte das Mikle hinaus, es ſoll ihnen nur geſchwind auftun, bevor ſie weiß Gott was anſtellen täten.

Es kam keinem Menſchen in den Sinn, das Betragen der Buben übel aufzunehmen oder gar „wild" zu werden, denn alle wußten, daß es ja bei den Nachtbuben ſo der Brauch iſt. Vor dem Häusle lärmten und juzten die Buben und auch in der Stube war alles in Bewegung; die Stickkugeln, das Kugelgeſtell und die Maſchinen wurden ins Gado geräumt, der Tiſch aber zum alten Müller in den Ofenwinkel gezogen und die Stühle daraufgeſtellt. Denn man wußte ſchon im voraus, daß die Buben draußen nicht kommen, um auf eine Bank zu hocken und den Stickerinnen zuzuſehen, ſondern daß ſie etwas tun wollten, entweder tanzen oder ſonſt ein Krakeel machen.

Draußen hörte man die Ankommenden mit dem Mikle reden und lachen; nun kamen ſie herein, im Takt eines Walzers den Schnee von ſich ſtampfend. Jeder ſuchte Platz in der engen Stube zu bekommen und ein Reden und Lachen war und ein Tumult, daß man keinen Menſchen verſtand, als den jungen Schmied. Dieſer erzählte dem Joſef, es ſei ihnen heut' zu kalt und unluſtig geweſen zum Imfeldherumvagieren und da ſeien ſie dann rätig worden, ſie wollen da herauf; denn ſie hätten wohl gewußt, daß das Kaſpale auch da ſei. Die Ohrfeige ſoll er nicht übel nehmen, es ſei bloß Spaß geweſen, und wenn Buben vor dem Haus ſeien, müſſe man halt den Kopf

nicht zum Fenſter hinausſtecken; es ſei anderen, die das auch getan haben, noch viel ſchlechter gegangen.

„Kaſpale!“ ſchrie man jetzt von allen Ecken.

„Was iſt los?“

„Jetzt mußt du gleich etwas anfangen, wir ſind nur wegen deiner gekommen, hallegora!“

So war es immer; wo eine Geſellſchaft junger Leute beiſammen war, mußte das Kaſpale den Rädleführer machen, wenn es dabei war, und wenn es nicht dabei war, ſo wurde es auch bei weitem nicht ſo luſtig; denn zu ſo etwas war es ſo gut aufgelegt als einer. Immer kamen ihm neue Geſellſchafts- und Pfänderſpiele in den Sinn und auch das Alte wußte es durch ſeine luſtigen Einfälle wieder neu und beliebt zu machen. Eine beſondere Eigenſchaft aller neuen Spiele, welche das Kaſpale einführte, war, daß da alles friſch aus dem Leben genommen war. Aus allen Verhältniſſen fand es das Lächerliche heraus und wußte es ſo zuſammenzuſtellen, daß ein Spiel daraus wurde, bei dem dann das Kaſpale allemal das Schwerſte übernahm und zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte.

Nachdem ſich die Geſellſchaft eine Zeitlang mit Pfänderſpielen unterhalten hatte, wollte man noch „heiraten“ und das Kaſpale mußte dabei zuerſt die Rolle des Vaters und dann auch die des Pfarrers ſpielen, welcher die Paare examiniert und ihnen ihre Pflichten ans Herz legt. Zuerſt wurden Buben und Mädchen abgeſondert; die Buben ſaßen auf der obern, die Mädchen auf der untern Bank. Nun fragte das Kaſpale jedes Mädchen beſonders, welchen von dieſen Buben es haben wolle, und die Mädchen ſagten es ihm ſtill ins Ohr. Das Kaſpale ſetzte ſich nun auf die Ofenbank und die Buben kamen einer nach dem anderen und fragten um die väterliche Erlaubnis zum Heiraten. Das Kaſpale lobte den einen, tadelte den an-

dern und ſagte dann zuletzt zu allen, ſie könnten gehen, und gab ihnen auch noch etwa einen guten Rat mit, natürlich alles ſo, daß man lachen mußte. Zum Schmied ſagte es, er ſolle ſein Weib nur gleich nach der Hohzig anbinden, wenn er eine überkomme, und als der Schmied wiſſen wollte warum, ſagte es: „Weil dich keine nähm', wenn ſie nicht zum Anbinden närriſch und verrückt wär'." Zum Sennen ſagte es, er ſolle bloß auf eine mit viel Geduld ſehen, Vermögen habe er ſelbſt genug. So ſagte es zu jedem, was ihm grad in den Sinn kam, und das war allemal etwas Lächerliches. Jedoch etwas Unſittliches hörte man vom Kaſpale nie.

Der Senn ging vom Kaſpale zum Bäbele und er hatte die Rechte geraten. Von den anderen Buben erriet keiner diejenige, welche ihn vom Kaſpale gefordert hatte. Das Kaſpale legte nun ein weißes Hemd über das andere Häß an und nahm als Pfarrer den Sennen und das Bäbele ins Examen, wobei es wieder viel zu lachen gab. Dann nahm es ein dickes Buch in die Hand, ſtand mitten in die Stube und ſagte, es wolle jetzt den Glücklichen, die nichts überkommen haben, noch eine Troſtrede halten. Es ſchlug das Buch auf und las, oder tat doch, als ob es leſe:

In derſelben Zeit
Nahm der Herr ein Scheit
Und prügelte das Weib;
Dazu kam der Knecht
Und ſagte: Das iſt recht!

Und nun hielt es eine Predigt, worin die Weiber und Mädchen nicht grade am beſten wegkamen.

„Als Gott den Adam erſchaffen hatte," fing es an, „da ſagte er, es ſei alles gut; aber bei der Eva, da hat er nichts mehr ſagen mögen. Es iſt dem lieben Gott mit dem

erſten Weib vermutlich gangen wie dem Grützbauer in der Au; den hat man einmal gefragt, wie ihm ſeine Magd gefalle; da hat er geſagt:

„I lob' ſie nöd und ſchelt ſie nöd,
Und wer ſie lobt, der kennt ſie nöd."

„Die Weiber ſind grad wie die Luſtnauer Salb': ſie ziehen alles Böſe an ſich und — behalten es. Solang ſie den Männern gefolgt haben, ſind ſie recht geweſen und ich weiß ganz gewiß, daß früher die Weiber beſſer geweſen ſind als jetzt; denn ſolche, wie man jetzt an vielen Orten findet, darf man nicht glauben, daß Gott im Anfang erſchaffen habe. Das wär' Gotteslästerung, wenn man ihm ſo etwas zumuten wollte."

Dann ſagte es noch, im Alter ſei es nützlich und gut, wenn man noch mit einer heirate; denn zum erſten werde dann die Luſt am Zeitlichen und die Furcht vor dem Tode kleiner und es könnte ſich einer dadurch auch das Fegfeuer abverdienen. „Alle, welche verheiratet geweſen ſind, werden im Himmel als Marthrer behandelt; aber die, welche zweimal heiraten und Weiber nehmen, werden vom heiligen Petrus ſchon vor der Himmelstür für verrückt erklärt und zu den ungetauften Kindern geſchickt, denn Narren kann man im Himmel keine brauchen." Mit dieſen Worten ſchloß es unter allgemeinem Beifall die Predigt.

Nun ſollten der Senn und das Bäbele noch tanzen, aber das Kaſpale hatte heut' die Zither daheimgelaſſen, daher mußte man jetzt einen Walzer ſingen. Buben und Mädchen ſtanden in einen „Ring," das tanzende Paar trat in die Mitte und man ſang:

Die Spielleut' ſind kommo, die Spielleut' ſind da,
Ei leih' mir dei Dirndel, das mei iſt nöd da!
'S Dirndel verleiho, das wär' mer nöd recht,
Du könnteſt's verderbo, daß es mi nümma möcht'.

Und wenn du ſo heikel im Dirndel willſt ſein,
So nimm a Papierle und wickel's darein;
Und nimm a rot's Bindole, knüpf's damit zu,
So kommt dir kein andrer Schmarotzer dazu.
Und ſperr's in a Bürgel und ſchieb' es in Sack,
So haſt du dein Dirndel bei Tag und bei Nacht.
Bald gras i am Acker, bald gras i am Rain,
Bald hab' i a Schätzel, bald bin i allein.
Sind nu nöd all dinna, ſind nu nöd all dau,
Der mei iſt nöd dinna, frag' andern nix nau.

Und wenn er nur käm',
Und daß er mi nähm',
Und daß i do Leuto aus o Füſſo 'naus käm'!
Jetz iſt er halt kommo, jetz iſt er halt da,
Jetz biet' i ihm die Hände und trallalala.

Das Kaſpale hatte nicht mitgeſungen, aber ſchon ehe das Lied angefangen wurde, rutſchte es auf der Bank gegen das Mikle hinauf, welches auch ſitzen geblieben war. Als man nun das Lied anfing, ſaß das Kaſpale hart neben dem Mikle und ſagte zu ihm:

„Singſt du nicht?"

„Du ſingſt auch nicht."

„Ja, wo der Senn ſchreit, will ich lieber das Maul halten."

„Er hat dich erzürnt, aber ſo wild ſollteſt du doch auch nicht ſein!"

„Bin ich denn wild? Ich glaub' nicht, daß mir von allen Buben, wo ſpäter zu uns auf die Nahtſtubat kommen ſind, einer nur a bitzle 'was ang'ſehen hat."

„Aber wild biſt doch!"

„Ich will dich nicht lang anlügen — herzlich wild bin ich geweſen, und hab' mir's nur nicht mögen anſehen laſſen. Aber weh hat es mir getan!"

„Ja, aber ſo den Hanswurſt machen ſollteſt du doch

auch nicht; da denken die Leut', du ſeieſt grad wie dein Vater, der Schwarzhannes, und über den lacht ja alles."

„Aber du doch nicht? Mein Vater iſt ein ſo guter Mann geweſen, allewil*) ſo zufrieden und geduldig — und das ſind doch die ſchönſten Tugenden, die ſo ein alter armer Mann, wie er, an ſich haben kann. Alle die, wo über ihn lachen, wären gewiß nicht beſſer geweſen, wenn ſie in ſeiner Haut geſteckt hätten."

„Ich hab' ihn noch ganz gut kennt."

„Und haſt du ihn ein einzig's Mal wild geſehen, oder etwas Böſes von ihm gehört?"

„Nein."

„Ja g'wiß nicht. Er iſt gut geweſen, ſo g'wiß ich da bin, und ich tu' mich kein bitzle**) ſchämen, daß ich ſein Bub' bin, die Leut' mögen jetzt ſagen, was ſie wollen. Aber Mikle, glaub' es nicht, wenn man Böſes vom Schwarzhannes ſagt; tu' das mir zulieb'! Willſt?"

„Ja, aber du mußt auch nicht gar ſo tun, daß alles ob dir lacht!"

„Du lacheſt doch auch gern und biſt froh, wenn es immer recht luſtig bei euch zugeht, daß viel Buben kommen; oder?"

„Ich lach' ſchon gern, aber nicht über dich, und wenn keine Buben mehr kommen, ſo iſt es mir auch grad gleich; der Pfarrer hat es g'wiß auch nicht gern, wenn es bei uns allewil ſo zugeht."

Das Lied war zu Ende. Mikle und Schwarzokaſpale ſtanden auf, drückten ſich noch die Augen, als ob ſie ſagen wollten: „Wir haben uns jetzt verſtanden," — und dann ſchaute jedes in eine andere Ecke, als ob ſie nie miteinander geredet hätten, und das Kaſpale ſang:

*) allewil — immer.
**) kein bitzle — nicht im mindeſten.

Luſtig, ihr Bettler,
Tut nümma trauro;
Der Teifel iſt z'fribo
Mit da richa Bauro!

Alle lachten und ſahen dabei den Sennen an, der aber ſagte kein Wörtle und biß nur ungewöhnlich ſtark auf ſeinen Freaßtobak*), als ob er an dem ſeine Wilde verbeißen wollte. Der Schmied aber ſang:

Aus iſt's mit der Luſtbarkeit,
Schatz, mach' mer d'Schuldigkeit**)!
D'Schuldigkeit iſt ſchon g'macht,
Schatz, gute Nacht!

Das war das Zeichen zum Aufbruch. Die Stickerinnen holten ihr Geſchirr aus dem Gado und nun ging es auseinander. Die Buben begleiteten die Mädchen heim und blieben noch lange bei ihnen auf dem Strich***).

Nur das Schwarzokaſpale begleitete niemanden. Es ging ſtill und ganz allein nach ſeiner Klausnerei droben über dem Brunnobächle. Unruhig und ſtürmiſch wie in der Nacht draußen war's drin in ſeinem Gemüt, während es ſo zwiſchen den Häuſern der armen Geißbauern durch den neugefallenen Schnee dem Armenhauſe zuſchritt. Hier, unter einem Dach mit den ärmſten Leuten der Gemeinde, hatte es ſeit dem letzten Herbſt ſeine Wohnung. Ein enges Zimmer und eine Küche war das, was es ſeine Klausnerei nannte. Aber auch die war eigentlich nicht ſein, es hatte ſie bloß auf ein halbes Jahr von der Gemeinde gemietet. Ihm gehörte nichts als ein guter Humor, der ſich in alles ſchicken konnte, und das, was man gewöhnlich einen guten Kopf nennt, die Gabe, alles geſchwind und leicht aufzu-

*) Freaßtobak — Kautabak.
**) d'Schuldigkeit — die Zeche.
***) Strich — wenn ein Bub' allein bei einem Mädchen iſt.

faſſen und zu lernen. Mit dieſen zwei Stücken hat ſchon mancher ſein Glück gemacht; aber das Kaſpale hatte es, wie man ſieht, noch nicht gar weit damit gebracht, denn ein Umſtand ſtellte ſie gewaltig in Schatten, ja, machte ſie bei vielen ſogar verhaßt. Und dieſer Umſtand war: der Bettler Schwarzhannes war Kaſpales Vater geweſen. Das mußte das Kaſpale immer hören, wo es einmal den Kopf ein wenig aufrichten wollte. Seinen Mut und ſeine Charakterfeſtigkeit legte man ihm für Bettlerſtolz aus und ſagte faſt allgemein, daß die Spitzfindigkeit ſeines Vaters und der Eigenſinn der Mutter noch in Kaſpales Kopf geiſte*). Das hatte dem Kaſpale ſchon manche böſe Stunde gemacht, aber noch nie ſo wie heute. Denn im Hauſe des Rümmamüllers, der ſich früher nie geſchämt hatte, mit ſeinem Vater in der Kirche beim Verteilen des Armenbrotes zu bleiben, in dieſem Hauſe hatte es gehofft, nichts Leides von ſeinem Vater hören zu müſſen. Aber ſeit die Buben**) da ſo viel Geld aus der Fremde brachten und man den Stall wieder wärmen konnte, war's halt anders! Jetzt kamen auch die Buben aus dem Dorf herauf und verſperrten dem Kaſpale den Platz, und doch konnte es ſich unmöglich vornehmen, nicht mehr hinzugehen. Denn es war auch gar zu langweilig, immer mutterſeelenallein daheim in der Klausnerei zu bleiben, und in Müllers Häusle war ihm ſchon vielmal ſo wohl geweſen, wenn es etwa dem Mikle Faden auf die Spule wand unter der Bedingung, es müſſe dafür beim Sticken an es denken. Freilich hatte man in letzter Zeit ein Spulrad gekauft und nun war dieſe Freude wohl für immer dahin . . . Früher hatte auch das Mikle zu ſeinen luſtigen Einfällen allemal herzlich gelacht und ihm war dann ſo wohl geworden und die

*) geiſte — ſpuke.
**) Buben — die Söhne des Rümmamüllers.

luſtigen Einfälle waren ſo ſchnell nacheinander gekommen, als ob es ſie aus den Ärmeln herausſchütteln könne; ſeit aber der Senn kam und von nichts als von ſeinem Pfarrer-Vetter, von Kühen, Alpen und ungeheuer reichen und frommen Bauern erzählte, wollten ſeine Späße nicht mehr recht gefallen und es ſollte immer daſitzen ſo ſtill und ruhig, wie ein gebackener Brotmann. Erſt heut' abend hatte ihm das Mikle wieder eine Predigt gehalten, zu der es das Evangeli ganz gewiß aus dem Unterdorf hatte. Und wenn auch Joſef und Michel, die, als ſie noch klein waren, ſo vielmal mit ihm bäslot*) hatten und ſo arm geweſen als es, jetzt beſſer daran waren; wenn man ſie ſogar eingeladen hatte, ſich in die Zunft einſchreiben zu laſſen: ſo unterdörfleriſch und ſtolz brauchten ſie und die Ihren jetzt doch auch nicht zu werden.

Unter ſolchen Betrachtungen war das Kaſpale in ſeiner Klausnerei angelangt. Noch nie war ſie ihm ſo ärmlich vorgekommen, als jetzt; traurig ſchaute es zwiſchen den Häuſern hinunter ins Dorf und über manche gute Küche hinaus. Eben kam beim Müller der Michel mit der Laterne aus dem Stall. „Ja, die ſind jetzt wieder Bauern, die haben gut lachen," dachte es; „aber wer hierzuland kein Bauer iſt, der iſt nichts und bringt's zu nichts. Doch Joſefs und Michels Taler ſind auch nicht daheim gewachſen und klingeln deswegen doch ſo gut als andere. Wie wär's denn jetzt, wenn ich auch auf eine Zeitlang zum Loch hinausginge? Verſpielen könnte ich nichts dabei. Aber wohin? — Zu den Soldaten einmal ſchon nicht, da kann man nicht einmal ungeniert das Bauchweh haben, geſchweige denn einen guten Tag. Grad ein wenig Selbherr möcht' ich dann doch auch ſein. Fort geh' ich jetzt, damit Punktum,

*) bäslo — ſpielen.

und komme dann entweder mit Geld und als ein rechter Kerle, oder gar nie mehr in den Bregenzerwald zurück.“

Wenn dem Kaſpale einmal etwas recht im Köpfle umging, ſo hatte es keinen ruhigen Augenblick mehr, bis es auch einen Ausweg fand. Um die Ausführung des einmal gemachten Planes war ihm dann nicht mehr bange. Nachdem es jetzt einmal zu einem Entſchluß gekommen, rückte es ſich ſein Kopfkiſſen zurecht und ſchlief beruhigt ein.

Am anderen Morgen, als Michel mit der vom Kalb noch übrig gelaſſenen Milch in die Stube kam, um ſehen zu laſſen, wie viel das Kühle ſchon einſchenke, ſagte er: „Heut' hab ich gedacht, das Kaſpale hab' geſtern abend doch recht gehabt: es tut einem ſo wohl, wenn äppas Leabigs auf einen wartet, dem man Gutes tun kann, und wenn's auch bloß ein Stückle Vieh iſt. Als ich heut' in den Stall kommen bin, ſind die Kuh und das Kalb ſchon aufgeſtanden geweſen und es iſt grad gſin, als ob ſogar das junge Tierle ſchon froh ab mir ſei. Da hab' ich dann gefüttert und mir iſt dabei wöhler worden, als früher allemal im Bett. Zu der Zeit, wo wir noch den leeren Stall gehabt haben, iſt mir vielmal faſt gangen, wie geſtern dem Kaſpale, wenn ich aus der Kammer ins Unterdorf hinabſchaute, wo dann die Bauern mit dem Licht im Stall geweſen ſind. Ich hab' dann nie mehr ſchlafen können und viel dutzendmal hab' ich das Mikle dem Vater in der Stube rufen hören: ‚Vator! Luogod, ob Eohr nöd no äppa an Groſcho feandod, ätta ih dar nüo Liblistäſcho, odor ſus numma, daß ma Milch kouſo künnt*)!‘“

---

*) „Vater! Sehet, ob Ihr nicht noch etwa einen Groſchen findet, vielleicht in der neuen Weſtentaſche, oder ſonſt irgendwo, daß man Milch kaufen könnte!“

„Ja, Gottlob," ſagte der Müller, „wir überkommen jetzt wieder eigene Milch!"

„Und Kredit hat einer auch mehr, wenn er Vieh hat, und noch manche Freud' und Kurzweil dazu. Das hab' ich heut' unter dem Melken auch zu mir ſelbſt geſagt und das Kühle iſt mir mit jedem Schoppen Milch, den es geben hat, lieber worden. Ich glaub', jetzt müſſe mich der Vater nie mehr wecken, daß ich beizeiten in den Stall komme; Ihr werdet ſehen, ich ſtehe jetzt allemal ungeweckt früh genug auf. Das Kaſpale hat ſich heut' auch nicht mehr verſchlafen, ſchon lang hab' ich Feuer und Licht bei ihm geſehen. Es hat, da ich im Stall geweſen bin, den Weg durch den Schnee, der über Nacht gefallen iſt, zum Brunnen gemacht; dabei hat es geſungen, und iſt hudelwohlauf geweſen."

Das Mikle hatte unterdeſſen das Morgeneſſen gerichtet. Man betete zu Tiſch und ſetzte ſich zum Eſſen. Der tiefe Boden der Suppenſchüſſel wurde da früher geſehen, als ein Wörtle gehört. Beim Erdäpfelſchälen hatte man dann wieder Zeit zum Plaudern. Ob man dabei an den Ausſpruch Salomos, daß es eine Zeit zum Reden und eine Zeit zum Schweigen gebe, dachte, iſt ſehr ungewiß; aber mit der Suppe war auch die Zeit des Schweigens vorbei und Michel ſagte, es nehme ihn Wunder, ob das Kaſpale mit Joſef in die Fremde gehen werde, oder nicht.

„O, das geht gern mit!" meinte der Vater.

„Das glaub' ich auch; aber wenn es dann kein Gut bei mir täte?" ſagte Joſef.

„Das mußt du gar nicht fürchten; lernen kann das grad, was es will, und wenn es zum Mauern keine Luſt hat, ſo geht es gar nicht mit. Was das Kaſpale einmal angefangen, das hat es auch ausgemacht, es hat ſein mögen was es wollte."

„Aber wenn es ſonſt kein Gut bei mir täte, oder gar

fortliefe? Es iſt am letzten Herbſt beim Nazi*) auch fortgelaufen. Oder wie iſt es denn dort gangen? Wir ſind zu der Zeit noch in der Frembe geweſen und ich hab' es noch nie recht erzählen hören."

„Damals hat das Kaſpale ganz recht gehabt, daß es gegangen iſt, wenn ihm der Nazi ſchon früher, nachdem der Schwarzhannes geſtorben, viel, viel Gutes getan hat. Ja, zu der Zeit hat der Nazi geſagt, er werde das Kaſpale für immer annehmen, wenn es wolle. Das Kaſpale und die ganze Gemeinde ſind froh geweſen, daß es ſo ein gutes Ortle überkommen hat, und alles hat geglaubt, das Kaſpale könne jetzt dann den Nazi erben, wenn er ſterbe, denn heiraten tu' der Nazi nicht mehr, dazu ſei er zu alt. Einmal hat er es tun wollen mit einem viel jüngern Geſchwiſterkind; aber er hat lang machen können bei Pfarrer und Biſchof und hat es doch nicht z'weg 'bracht. Das Tharesle iſt dann bei ihm Magd worden, da es ihn nicht hat dürfen heiraten. Beim Nazi hat es nun das Kaſpale recht gut gehabt — und beim Tharesle die letzten Jahr' her faſt noch beſſer. Dem Kaſpale freilich iſt es um das Tharesle ganz gleich geweſen und es hat es bloß ausgelacht. Am letzten Herbſt nun iſt das Kaſpale etlichemal bei uns zur Nahtſtubat geweſen und dageblieben bis um Zehne. Aber potz Sakerlott, da hat's Riß geben zwiſchen ihm und dem Tharesle! Das Kaſpale mußte ein Nachtſchwärmer, ein Tunichtgut, ein hergelaufener Bettler und alles Leide ſein. Eins von ihnen müſſe fort, und es (das Tharesle) gehe einmal nicht; es hab' in den beſten jungen Jahren auch bei dem Alten hocken und Trübſal blaſen müſſen. Den und den hätt' es damals heiraten können und hätt's dann viel beſſer überkommen; aber es ſei ledig blieben pur

*) Nazi — Ignaz.

dem alten Nazi z'lieb. — So räſonnierte das Tharesle, daß das Kaſpale und der Nazi Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatten; da hat dann der Nazi einmal zum Kaſpale geſagt, es ſei bös machen; das Tharesle könne er nicht fortſchicken, Eltern hab' es keine und heiraten, glaub' er, mög' es jetzt auch keiner mehr. Das Kaſpale ſagte, es wolle ſchon gehen. Wenn's nur den Winter ein Quartier hätt', dann nachher wolle es ſchon fortkommen. Es ſei jung und ſtark und könne ſich ſchon fortbringen; es danke ihm für alles Gute, das er ihm getan, und woll's ihm vergelten, wenn es könne. Da hätt' aber das Kaſpale ſchwerlich ein eigenes Quartier gefunden, wenn der Tod nicht im Armenhaus ein Loſchament leer gemacht hätte. Dahin zog nun das gute Kaſpale mit ſeinem Spitz, den ihm der Nazi noch ſchenkte. Der Nazi hat dem Kaſpale noch den Hauszins für das erſte Halbjahr an die Gemeinde gezahlt und ſie ſind mit naſſen Augen voneinander. So hat es der Nazi an der Allerweltskilbe*) beim Kronenwirt erzählt."

„Da hat das Kaſpale recht gehabt, daß es gangen iſt!"

„Ja," fuhr der Müller fort, „aber ein Teil Leut' haben dann doch geſagt, es hätt' ſollen bleiben und dem Tharesle bloß gute Wörtle geben. So könne es jetzt auch nichts mehr erben, wenn der Nazi ſterbe."

„Das iſt gleich," ſagte Michel. „Wer ſich aufs Erben und auf den Mond verläßt, iſt übel dran. Der Nazi kann ſo alt werden als ein Ihne**), und dann müßt's einer ja mit Warten verdienen."

„Mich nimmt wunder, wie dem Kaſpale das Fremdlerhäß anſteht! Da muß dann einem faſt angſt vor ihm werden am Herbſt, wenn's heimkommt," ſagte das Mikle.

---

*) Allerweltskilbe — allgemeines Kirchweihfeſt am 3. Sonntag im Oktober.

**) Ihne — Großvater.

Dem entgegnete Michel, er glaube nicht, daß das Kaſpale ſo geſchwind wieder heimkomme. Es ſei geſcheit, jung und hübſch und für den Bregenzerwald füge es vielleicht weniger als für die Welt, wo vielmal die ärgſten Luftſpringer mehr Glück als Verſtand haben.

„Ich kann nicht begreifen," meinte jetzt das Bäbele, „warum das Kaſpale beſtändig ſo gut ausſieht; es kann doch unmöglich gut zu eſſen haben."

„Das kommt davon," ſagte der Müller, „daß es ſtets guotma*) iſt und zufrieden mit dem, was es hat. Du haſt viel beſſer zu eſſen als es und biſt immer ſo mager wie ein Geißfuß; das kommt daher, weil du nicht ſo zufrieden und guotma biſt, wie das Kaſpale."

Das Eſſen war vorbei, das „vom Tiſch beten" währte grad ſo lang, als man beim Weber mit den Kühen beim Brunnen war, dann gingen auch Michel und Joſef dem Stalle zu. Joſef trieb das Kühle zum Brunnen, während Michel den Stall räumte und friſche Streu eintrug, um dem Vieh damit ein gutes Bett zu machen.

Es war ſchon ſo hell, daß das Bäbele ſogleich mit Sticken wieder anfangen konnte. Da, grad neben dem Blättleſtock am hintern Stubenfenſter, war ſein Plätzle. Den ganzen Tag ſaß es da und war faſt ſein' Lebtag' da geſeſſen. Aber nicht umſonſt; manchen ſchönen Taler, ja ſogar Goldſtückle ſchon hatte es mit Sticken verdient. Die beſte Stickerin war es unter allen im Dorf und konnte Rösle machen faſt ſo ſchön, wie ſie unſer Herrgott am Frühling im Gärtle draußen machte. Manchem Mädchen wär' ſo das ganze Jahr beim Stickſtock die Weile faſt zum Sterben lang worden; aber das Bäbele hatte ſchon ſeine Freude, etwas recht Hübſches zu machen, und drum tat es auch das

*) guotma — gut gemutet.

Sticken unter aller Arbeit am liebſten, während das Mikle das Hausweſen beſorgte.

Der alte Müller aber ſtand am halboffenen Fenſter und ſchaute über die ſchneebedeckten Häuſer hinab zur Mühle, die einſt ihm gehört hatte. Das tat er früher nicht oft im Jahr und er wußte wohl, warum; denn es iſt kein Warum ohne Darum.

Vielmal in jenen Tagen des Mangels war der Schmalznapf ſo leer, daß man damit hätte zu Mittag läuten können, und der Mehltrog tönte wie eine Trommel. Es war daher kein Wunder, wenn der Müller wehmütig hinabſchaute zur alten Heimat, die ſich noch wie früher ſtolz über die andern Häuſer erhob. „Da wäre Mehl ſo genug als Waſſer," dachte er, „während ich und die Meinen für viel Geld Hunger leiden müſſen."

Aber er merkte dann wohl, daß es ihm ging, wie der angebundenen Geiß, wenn ſie ſieht, daß man alles gute Heu dem Kälble neben ihr gibt. Er war dann noch viel unzufriedener mit ſeiner Lage, alles kam ihm widerwärtig und beſchwerlich vor und es erelendete*) ihn, daß ihm die Augen naß wurden. Drum ließ er ſpäter das Hinabmuhen**) lieber ſein und ging in ſolchen Augenblicken geſchwind an die Arbeit. Freilich war es dann gut für ihn, daß er nichts mit Glas oder Porzellan zu tun hatte, denn was er da in der Deſperation in die Hände nahm, drückte er ſo feſt zuſammen, daß Waſſer hätte herausrinnen mögen, und die blauen Adern auswendig an der Hand kamen heraus vielleicht ärger, als früher beim Fuhrwerk, wenn er ein zweizentneriges Faß auf den Wagen trug. Wenn einer einmal die guten Tage eines Fuhrmanns erlebt hat, ſo

---

*) erelenden — im Innerſten weh tun.
**) muhen — ſich nach etwas ſehnen, Heimweh haben.

kommt es ihn halt hernach hart an, auf den Taglohn zu gehen wie der Müller.

Das alles aber war jetzt vorbei und auch das kleine Häuschen am Brunnobächle war ihm nun lieb geworden. Seine Buben hatten es wohnlich und bequem hergerichtet und ihm ſchon manche Freude darin gemacht. Jetzt, da er nichts Nötiges mehr mangeln mußte und wieder mit Gott und der Welt zufrieden war, jetzt durfte er ſchon hinablugen, bis ihm der Luftzug am Fenſter zu ſtark wurde. Dann tat er das Fenſter zu und ging zum Ofen, den ſeine Buben vor zwei Jahren gemacht hatten, und der war ſo traulich und warm, wie es ſelbſt der glänzende Kachelofen in der Mühle nicht geweſen war. Hier überdachte er nun ſein vergangenes Leben von der Zeit an, da ſeine Mutter ſelig ihm immer Milch und Zucker beim Kachelofen gewärmt hatte, bis daher und er fand, daß er dem lieben Gott doch für manchen guten Tag zu danken habe. Manches Jahr hatte er ſchon erlebt und jedes hatte auch für ihn gute Zeiten gehabt, — und das Schickſal hatte dieſe ſo regelmäßig in ſein ganzes Leben verteilt, daß er es ſelbſt nicht beſſer hätte austeilen können.

Als er noch zu jung für die Schule war und doch daheim ſchon den ganzen Tag lernen mußte, weil ihn ſein Vater recht viel wollte lernen laſſen und ſich etwas darauf einbildete, daß ſein „Jeorg" im ſechſten Jahr, wo andere erſt das Täfele nehmen, ſchon ordentlich leſen konnte, — da war ihm der Winter grenzenlos lang. Auch in die Schule ging er nie gern, das Lernen war ihm ſchon vorher arlodot*). So gab es dann keine größere Freude für ihn, als wenn der Frühling wieder kam. Da konnte er die Schulbücher alle in den hinterſten Winkel der Rumpel-

*) arlodot — verleidet, zuwider geworden.

kammer werfen und hinaus, hinaus in das grüne Feld, die erſten Schneetröpfle*), die erſten Wieſtängle**) zu ſuchen. An den neuergrünten Bäumen konnte er hinaufklettern bis zu oberſt und dann hinausjuzen und hinauslugen weit, weit übers Dorf. All die Spiel- und Lieblingsplätze früherer Jahre fand er wieder mit friſchem Gras bedeckt. Das war alles recht prächtig, aber das Prächtigſte war eben doch, wenn der Vater und die Nachbauern das Vieh wieder ausließen zum Etzo***). Die größeren Kühe hatten alle Schellen am Halſe hangen und die größte Schelle hatte ihr Bläß, die war faſt ſo groß, als das Engelglöckle im Kirchturm. Das war dann luſtig, wenn die Kühe ſo aus den Ställen hinausjuckten und gumpten, und ihre langgeſparte Kraft wieder einmal aneinander probieren konnten; denn ans Freſſen dachte beim erſten Hinauslaſſen keines der Tiere. Am Abend ging dann der Bläß, ſtolz auf ſeine vielen Siege, den andern Kühen voran in den Stall und ließ ſich hier willig den Hälsling anlegen, denn er wußte wohl, daß man ihn morgen wieder auslaſſen werde. Auf dieſe Weiſe war für den jungen Jeorg natürlich mehr zu ſehen, als in einem alten Namenbüchle, und dabei war er frei und Selbherr, denn es hatte niemand Zeit, auf ihn acht zu geben. Das war ein Leben; „wenn es doch nur immer Frühling wär'!"

Endlich waren die acht Schuljahre mit all den Ohrfeigen, welche dazu gehörten, glücklich überſtanden. Der junge Mühljeorg mußte zuerſt dem Vater beim Fuhrwerk helfen, und als er einmal war, daß man ihm Roß und Wagen überlaſſen konnte, ließ man ihn auch allein fahren. Da lernte er dann in kurzer Zeit alle Fuhrleute im Bre-

*) Schneetröpfle — Schneeglöckchen.
**) Wieſtängle — Aurikeln.
***) zum Etzo — auf die Weide.

genzerwald kennen, — lauter junge muntere Kerle, grad wie er, mit denen er manchen luſtigen Tag verlebte.

Im Sommer fuhr er in die Alpen, ſaumte das Molken*) herab und juzte und jolte dabei wie der fürnehmſte Küher, daß man's weithin hörte, und die Roſſe läuteten mit den Saumſchellen dazu. Die ſchönſten Roſſe hatte er weit und breit und konnte ſtolz ſein darauf und ſie ſchon auch ziehen und tragen laſſen faſt noch einmal ſo viel, als andere. Und wenn er hinausfuhr gi Breagaz**), ſo gab es allemal etwas Luſtig's mitzumachen und der Vater blieb daheim und half heuen, war mit ſeinem Sohn wohl zufrieden und ſagte zuweilen ſogar: „So, Jeorg! Laß es den Leuten nur ſehen, daß du Geld haſt und brauchen darfſt!" Das ließ ſich Jeorg natürlich nicht zweimal ſagen und bald wußte alles, von den Alpen bis „gi Breagaz," vom Mühlejeorg zu erzählen. Er aber dachte oft, wenn er von Bregenz oder aus den Alpen heimfuhr: „Wenn's doch immer Sommer wär!"

Leider kam es nur zu bald anders. Als Jeorg, wie bereits erwähnt, noch ſehr jung die Mühle übernahm, erhielt er natürlich auch Kenntnis von den vielen Schulden, die darauf hafteten und von denen er früher gar keine Ahnung gehabt hatte, — und wie weggeblaſen war ſein guter Humor für immer. Dem Rat ſeines Vaters folgend, heiratete er dann ein Mädchen, welches er für ſehr reich hielt und mit deſſen Vermögen er ſich aus der Enge zu helfen hoffte. Doch er hatte ſich bös verrechnet; das Mädchen war nicht reich und zum Mühlgeſchäft paßte es noch weniger als er. Auf der Mühle aber lebte man noch immer, als ob

---

*) das Molken — Butter, Käſe und überhaupt alles, was aus Milch bereitet wird.

**) gi Breagaz — gen Bregenz.

der Bach die Kronentaler bringe, denn der alte Vater meinte, wenn man auch notig*) ſei, ſo dürfe man ſich das nicht anſehen laſſen, ſonſt verliere man den Kredit. Jeorg folgte dem Rat ſeines Vaters auch in dieſem Stück und das war vollends ſein Verderben; denn der Bregenzerwälder läßt ſich durch den Schein nicht ſo leicht blenden. „Auf der Mühle wird's wohl bald einen Rumpel geben, man iſt viel zu hoch daran!" hieß es faſt allgemein und die Schulden**) wurden immer unruhiger. Unvermutet heiratete auch noch ein Vetter Jeorgs, den man viel lieber hätte ſterben ſehen, weil ſowohl Jeorg als ſeine Gläubiger ſchon lange auf die Erbſchaft gerechnet hatten, die nun dahin war. Ferner verunglückte dem Müller beim Fuhrwerk ſein einziges noch übriges Pferd (die andern hatte er bereits verkauft) und ſo kam ein Unfall nach dem andern. Die Schulden aber ſollten und mußten bezahlt ſein, und da weder Geld noch Geldeswert da war, mußte Jeorg zuletzt die Mühle dem einzigen Liebhaber, der ſich meldete, zu einem Spottpreis überlaſſen und froh ſein, daß ihm, nachdem er alles bereinigt hatte, noch ſo viel blieb, um das kleine Häuschen am Brunnobächle kaufen zu können. In das zog er nun mit ſeinem Weib und den vier Kindern, die er indes erhauſet hatte. Sein einziger Troſt war noch, daß er an dem Unglück nicht ſelbſt ganz ſchuldig ſei. Nie hatte ihm ſein Vater geſagt, in wie ſchlechten Schuhen er ſtehe, bis es zu ſpät war. Und was konnte der auf nichts abgerichtete, in Sorgloſigkeit erzogene Jeorg dann tun, als ſich ins Unvermeidliche fügen? — Der Vater hatte den Verkauf der Mühle nicht mehr erlebt, aber er ſah ihn voraus und ging daher gern ſeinem Weib in die Ewigkeit

*) notig — in bedrängten Umſtänden.
**) Schulden — Gläubiger.

nach. Jeorg, welcher nie gelernt hatte, ſich aus Verlegenheiten herauszuhelfen und von einem Nagel an den andern zu hängen, war nun ganz ohne Beiſtand und Hilfe. Denn auch diejenigen, welche einſt die beſten Freunde des reichen Mühlejeorg geweſen waren, mochten mit dem armen Rümmamüller nichts mehr zu tun haben.

Auf dem Taglohn verdiente jetzt der Mann ſein Brot, den vor zehn Jahren das ganze Dorf beneidet hatte. Die Buben verdingte er in die Alpen als Pfiſter, faſt ſo bald ſie die Kleider ſelbſt anlegen konnten; das Mikle mußte, ſchon da es erſt zwölf Jahre alt war, das Hausweſen führen und das Bäbele ſticken, ſo bald es die Maſchine erlangen mochte. Im Herbſt nun, wenn die Buben den Sommerlohn heimbrachten und man dem Mikle in der Nachbarſchaft Fleiſch, Obſt, Erdäpfel u. dgl. ſchenkte, hatte man wieder eine Zeitlang ordentlich zu eſſen und der Müller ſagte dann oft: „Wenn es nur immer Herbſt wäre!“ Er war nun inne geworden, was genug zu eſſen haben heißt, nachdem er auch das Hungerleiden erfahren hatte. Früher, ſo lang er im Überfluß lebte, hatte er an ſo etwas nie gedacht.

Immer geduldig war der Rümmamüller freilich auch nicht und vielmal, wenn er bei den Bauern auf dem Tagdienſt war, die er früher ausgelacht hatte, dachte er: „Schlechter hätt' ich's doch nicht überkommen, wenn ich grad die ärgſte Bettlerin geheiratet hätte oder ledig geblieben wär'! Ich hab' nur dem Vater folgen wollen, ſonſt hätt' ich gar nicht mehr heiraten mögen; es wär' ja genug geweſen, wenn ich allein einen Bettler abgeben hätt'. Aber der Vater hat immer gewähnt, wenn ich die überkomme, dann ſei gar keine Not mehr — und jetzt muß es ich und 's Weib und die unſchuldigen Tröpfle büßen. — Und das iſt doch auch nicht wahr, was in dem vierten Gebot ſteht.

Da heißt es: „Wenn man dem Vater folgen tue, ſo lebe man lang und es gehe einem wohl auf der Welt.“ Lang leben tu' ich ſchon, aber vom Wohlgehen merke ich nicht viel und dann nützt einem das Langleben auch nichts. Ich wollt' lieber, ich hätt' auch ſterben können wie mein Weib ſelig, ſo wär' ich jetzt erlöſt!“ So brummelte er vielmal. Aber wenn er dann ſeine vier braven Kinder wieder anſchaute; wenn er ſah, wie ſie an Sonntagen alle verdienten Kreuzer zuſammenzählten und dem Mikle gaben, daß es dafür Brot kaufen könne, und keinen Pfennig für ſich behielten: — dann bemeiſterte ſich eine Bewegung ſeines Herzens, daß er hätte weinen mögen tagelang. Und er war dann doch wieder froh, daß er geheiratet hatte; war ja doch ſein Weib ſelig die Mutter dieſer braven Kinder, von denen er noch eine beſſere Zukunft erwartete!

Man riet ihm, er ſolle ſeine Buben, obwohl Joſef erſt ſechs Jahre alt war, als Hirten ins Schwabenland verdingen, wie andere arme Leute es taten; aber das wollte der Müller nicht. „Sie können hier auch verdienen,“ ſagte er; „ſie ſollen vor allem die Wälderarbeit lernen und einen Wälderhumor überkommen!“ Und ſo geſchah es dann auch.

Als die Buben erwachſen waren, gingen ſie ins Elſaß, lernten dort das Mauern und verdienten dabei ſehr viel Geld, ſo daß man jetzt das Heu nicht mehr für Brot und Mehl hergeben mußte, ſondern es ſelber behalten und wieder eigenes Vieh anſtellen konnte. Der Müller ſah jetzt, daß unſer Herrgott doch Recht gehabt habe: — es ging ihm nun noch wohl und ſeine Kinder machten ihm manchen guten Tag!

Nur ſelten einmal war an einem Werktag alles beieinander daheim. Im Frühling, Sommer und Herbſt waren die Buben in der Fremde und im Winter wollte ſie jeder,

der Taglöhner haben mußte, weil ſie die beſten und fleißigſten Arbeiter im Dorfe waren. Deswegen hatte der alte Müller ſolche unfreundliche Wintertage wie der heutige, an denen einmal alles daheim beieinander bleiben mußte, am liebſten. Da konnte man wieder einmal zuſammen plaudern nach Herzensluſt und ſo ein Tag ging vorbei, man merkte gar nicht wie. Wenn der Müller noch nicht erfahrener geweſen wäre als früher, ſo hätte er jetzt gewünſcht: „Wenn es doch nur immer Winter wäre!“ Aber er wußte nun wohl, daß alle Zeiten Gutes und Böſes bringen können und daß einer auch das Böſe ertragen muß, wenn ihm das Gute Freude machen ſoll.

Während der Müller ſo in Gedanken ſein ganzes Leben mit allen guten und böſen Tagen überſchaute, waren Joſef und Michel mit der Stallarbeit fertig geworden und kamen jetzt mit Mächelholz*) und altem Geſchirr in die Stube. Den alten Melkſtuhl hatte man nun ſchon achtzehn Jahre nicht mehr gebraucht, — er war unterdes wurmſtichig geworden, daher wollte Joſef heute einen neuen machen; Michel aber pfuſchte dem Küfer ins Handwerk und tat neue Reife an den alten Melkkübel. Denn rechte Bauern machen alles ſelbſt; wenn's dann auch nicht allemal grad hübſch gerät, ſo iſt es doch wohlfeil, und „winn as bloß hebt, as iſt dinn för a Burohus bauld guod gnuog und a Pfarrar brucht's nöd**).“ So hatte Michel vielmag geſagt, Joſef dagegen wäre ſchon exakter geweſen; der war halt ſchon kein ſo ganzer Bauer, wie der Michel, doch war er wegen dem auch ganz recht und brav. Er konnte ja in die Fremde, dort tüchtig Geld verdienen, und Michel

*) Mächelholz — Holz zum Anfertigen einer beſtimmten Arbeit.

**) „wenn es nur hält, es iſt dann für ein Bauernhaus bald gut genug und ein Pfarrer braucht's nicht.“

war ſo froh, als „a arlöſte Seel'*),“ daß er daheimbleiben konnte. Das Leben in der Fremde hatte ihm gerade ſo wenig gepaßt, als das lange Häß am Sonntag. Damals, als Joſef und das Mikle geſagt hatten, als Fremdler müſſe er jetzt auch Fremdlerhäß machen laſſen und anlegen, hatten ſie ihn das erſte- und einzigemal ſein' Lebtag' recht erzürnt und er hatte ſich gewehrt bis auf den letzten und geſagt, dann gehe er gar nicht in die Fremde; er habe geglaubt, wenn einer ſchaffe und tue, was er könne, ſo ſei das auch für einen Fremdler die Hauptſache; daß man ſogar mit dem Häß ſcheniert wäre, ſei ihm nie in den Sinn gekommen. Doch als ihm dann auch der Vater ernſtlich zuredete und ſagte, man müſſe immer tun, wie es der Brauch ſei, das ſei das Hübſcheſte, da gab Michel, obwohl murrend, nach. Wie er nun am erſten Sonntag im langen Röckle Parade machte, dünkte es ihm das einemal zu lotterig, und wenn er dann wieder alle Knöpfe daran zutat, zu eng, ſo daß er die halbe Kirchenzeit mit Auf- und Zuknöpfen Arbeit hatte. Mit den langen Hoſen ging es ihm auch nicht beſſer. Wenn dieſe ſo an ſeinen dicken Waden herumlotterten, war es ihm immer, als ob der Hoſenträger lugg gelaſſen**) habe, und er griff bald vorn, bald hinten, ob nicht etwa ein Knopf herausgefallen ſei. Das Ärgſte aber war noch, daß die Leute ihn nach dem Gottesdienſt überall auslachten, er mochte es hören oder nicht: „'s Fremdlarhäß,“ hieß es, „ſtauht deam roto Michol grad ah, wie ar Su a Scheallo und ar Kuoh a Schmiſett***).“ Das war dann doch zu viel für Michels

*) „eine erlöſte Seele.“
**) lugg gelaſſen — nachgelaſſen.
***) „Das fremde Gewand ſteht dem roten Michel gerade an, wie einem Schwein eine Schelle und einer Kuh ein Chemiſette.“

Geduldſack und es war kein Wunder, wenn er ein Loch bekam.

Freilich, grad der Allerhübſcheſte war Michel auch im Wälderhäß nicht. Die rotgelben Haare auf dem breiten Kopfe lagen und ſtanden ſo wirr durcheinander, wie das dürre Herbſtgras in einem abgeholzten Walde, und wenn er am Sonntag in der Predigt ſaß und ſchlief, — und das war allemal ſo gewiß, als die Predigt, — ſo legte er das untere Maul vor das obere, als ob er im Traum fürchte, das aufgerichtete Haar falle ihm über die breite Tätſchnaſe herab und er müſſe es mit dem Maule aufhalten. Nur wenn dann der Pfarrer einmal recht laut predigte, richtete ſich Michel allsgemach auf und ſchaute mit den grauen Augen ringsumher, als ob er ſich beſinne, wo er ſei. Der Müller hatte ſchon vielmal mit ihm g'kibot*) und geſagt, das Schlafen in der Kirche ſei ſo ärgerlich; aber in dieſem Stück hat Michel nie gefolgt. Er ſagte, wenn man von einer Sünd' predige, ſo denke er, unſer Herrgott werde das wohl nicht gar ſo genau nehmen. Grad in der Abſicht, ihn zu beleidigen, tue wohl kein Menſch etwas Unrechtes, und wenn einem einmal etwas entrinne, daß es ihn danach reue, da ſei er doch nicht ſchuldig und könne wegen dem noch kein Sünder genannt werden. Und wenn man von guten Werken, vom Leſen, Beten, in die Meſſe gehen u. dgl. predige, denke er, an Sonn- und Feſttagen gehe er in die Kirche und leſe und mache, wie es die Mühle eben gebe**), und an Werktagen habe er zu ſolchen Dingen, die allerdings gut und recht ſein können, keine Zeit, da ſchaffe er in Gottesnamen und laſſe die Kapuziner beten. So denke er allemal und dann, bevor er es merke, ſei er

*) g'kibot — gezankt.
**) Das heißt: „wie es eben kommt und ſich ſchickt."

wieder eingenickt. Das Beſte ſei, daß er das Amenſagen allemal ſogleich höre, ſonſt könnten es die Leute und der Pfarrer leicht merken, daß er geſchlafen habe."

Aber ſonſt war es ein herzguter Michel, wenn er auch ſeit ſeinem vierzehnten Jahre keine ganze Predigt mehr gehört hatte; dem Vater folgte er — das Schlafen in der Kirche ausgenommen — aufs Wörtle und auch den Schweſtern tat er manche kleine Arbeit, zu der ſich ein anderer Bub' wohl für zu gut gehalten hätte.

Jetzt, als die Buben bei ihrer Arbeit ſaßen, plauderte man miteinander, wie es in den Häuſern der Brauch iſt, wa alles feſt zuſammenhält und die Eigenen froh ſind, wenn ſie einen Tag ungeſtört beieinander ſein können. Michel ſagte, was er den Sommer hindurch alles zu tun und am Häusle zu richten im Sinne habe. Beim Heuen verſprach ihm das Mikle zu helfen. Es habe den letzten Sommer auch, und mutterſeelenallein, geheuet. Das Bäbele würde ihm wohl geholfen haben, wenn es das durchaus gewollt hätte; aber es habe gedacht, das Bäbele könne das Sticken beſſer, als das Heuen und tue es auch lieber; da ſei es das Geſcheiteſte, wenn jedes tue, was es am beſten könne. So habe es gedacht und habe das Bäbele beim Stickſtock ſitzen laſſen.

Während das Mikle das erzählte, rechneten Joſef und das Bäbele miteinander aus, wie viel ſie beide allenfalls bis zum Herbſt verdienen, wenn alles recht gehe, — und ſie brachten ein Hübſches heraus, ſo daß der Müller freudig ſagte: „Ja, dann können wir den Bleaz am Eſch ſchon wieder kaufen, das iſt ein prächtiges Stück Gut. Es iſt mir faſt ab der Seel' herabgangen, da ich es hab' verkaufen müſſen. Zu der Zeit wäre mir freilich eher der Tod in den Sinn kommen, als daß wir es einmal wieder kaufen könnten. Aber Gott Lob und Dank, wir haben es ſchon

wieder weit gebracht und bringen es, will's Gott! noch viel weiter, wenn ihr recht zuſammenhaltet und nicht ſo früh anfangt zu kareſſieren; denn wenn man das einmal anfängt, ſo gefällt's einem daheim gleich nicht mehr ſo wohl und der Hausfrieden, das Geld und alles iſt hin."

„Hörſt, Bäbele, mit deam ſeand nöd d'Schwaubo g'moant*)!" bemerkte Michel, der Müller aber ſagte, er glaube nicht, daß das Bäbele ſo närriſch ſei und ſich einbilde, der Senn komme wegen ihm jetzt faſt alle Abende; denn was ſollte einer, wie der Senn, mit ſo einer armen Stickerin tun? Ihm wäre es ganz recht, fuhr er fort, wenn jetzt gar keine Buben kämen. Nöd wägo deam, daß er do Motla nix gunno tät; abor hütigs Tags iſt as dor Bru, ſabauld Buobo in a Hus kund, wedod d'Motla vum Hoffartsteifel b'ſeaſſo, und die ergſto Schloarga wedod ſo wäh, as d'Stadtfröule**).

„Jau, glächtorig iſt as," ſagte Michel, „wie ma Motla ſieht, die dahoam nöd meh as oa Ahlegat Häß hind und doch allewil ſo butzot und ſo g'ſchleakot und ſo g'ſtrählt dauher kund, wie us am Bürle; dau heißt as halt, lioba Gott: Ußna g'wixt und inna nix***)!"

So ging es mit Reden von einem zum andern; jedes ſagte, was es wußte. Nur das Bäbele ſagte kein Wort

---

*) „mit dem ſind nicht die Schwaben gemeint!"

**) Nicht wegen dem, daß er den Mädchen nichts gönnte; aber heutigestages iſt es der Brauch, ſobald junge Leute in ein Haus kommen, werden die Mädchen vom Hoffartsteufel beſeſſen, und die, welche ſonſt am wenigſten auf ihr Äußeres verwendeten, werden ſo ſtolz, wie die Stadtfräulein.

***) „Ja, lächerlich iſt es, wie man Mädchen ſieht, die daheim nicht mehr als einen Anzug Kleider haben, und doch immer ſo geputzt und ſo geſchleckt und ſo gekämmt daherkommen, wie aus einem Büchschen; da heißt es halt, lieber Gott: Außen gewichſt und innen nix!"

mehr; ihm ging es noch im Köpfle um, daß vorhin der Vater geſagt hatte: „Was ſollte einer, wie der Senn, mit ſo einer armen Stickerin tun?“ Der Senn hatte doch grade geſtern abend erſt eine Geſchichte erzählt, wo auch ein Reicher eine Arme heiratet, und hatte hernach ſelbſt geſagt, jener Reiche habe es recht gemacht und ſolche Geſchichten ſeien recht hübſch. „Oder hat es etwa der Senn mit den Geſchichten, wie der Vater mit dem Tabakrauchen?“ fragte es ſich ſelbſt. „Der ſagt auch vielmal, tauſend Gulden ſei einer mehr wert, wenn er keinen Tabak rauche! und dabei zündet er ſeine Pfeife an, raucht was gibſt was haſt, und macht einen Nebel in die Stube, daß man einander faſt nicht mehr ſieht. Es kommt ihm nur nie in den Sinn, daß er zuerſt ſich ſelbſt bei der Naſe nehmen ſollte. Der Senn findet an andern vielleicht auch ſchön und lobt, was ihm nie in den Sinn kommt, ſelbſt zu tun.“

Wenn beim Müller eines das andere auslachte, oder ihm einen guten Rat gab, ſo wurde wegen dem keines wild*), ſondern es dachte eine Zeitlang darüber nach und ſagte zuletzt, wie es ihm vorkomme; dann redete man wieder davon — und auf dieſe Weiſe machte man fort, bis man eins war. Das iſt nur in ſolchen Häuſern möglich, wo weder Selbſtſucht noch Eigenliebe Zwietracht und Unfrieden ſtiften. Beim Müller ſorgten und ſchafften alle für eines und eines für alle; zwar waren ihre Anſichten und Neigungen etwas ungleich, aber in der Liebe zu ihrem Vater waren alle eins; dieſe Liebe war die Triebfeder all ihrer Handlungen und brachte Frieden und Wohlhabenheit ins Haus.

Der Vormittag war ſchnell vorbeigegangen und die Buben waren jetzt mit ihrer Arbeit fertig. Nach dem

---

*) wild — ärgerlich, zornig.

Mittageſſen, als Joſef zum Kaſpale hinauf, Michel beim Kühle im Stall und das Mikle in der Küche war, ſagte das Bäbele nach langer Stille: „Vater!“

„Was?“

„Meint Ihr, ich ſollte nichts haben mit dem Sennen?“

„Ja — hat er etwas mit dir?“

„Nein, aber —“

„Möchteſt du ihn?“

„Ja — ich tät' ihn ſchon nehmen; ich hätt' bei ihm geſorgtes Brot und Ihr hättet dann einen rechten Tochtermann. Es wäre Euch und beſonders den Buben viel nutz, wenn man auch einen rechten Mann mit Geld in der Verwandtſchaft hätte.“

„Aber du hätteſt es gewiß nicht gut beim Sennen! Du haſt nicht mehr gelernt als Sticken, Kaffee machen und im Fall der Not eine Suppe brennen. Bisher iſt das für dich, und weil das Mikle alle Arbeit tat, auch für uns genug geweſen; aber für den Sennen wäre das gar nichts, da ſollte eine alle Arbeit in Haus und Stall können, wie ein Knecht. Das Mikle wäre noch viel eher für ihn.“

„Wenn er jetzt aber mich wollte?“

„Sei doch nicht ſo närriſch! Er will gewiß nicht. Das Heiraten kommt ihm nie in den Sinn, ſo lange ſeine Schweſter bei ihm bleibt; das hat er ſelbſt ſchon vielmal geſagt. — Siehſt, Bäbele, wir haben es jetzt daheim viel beſſer, als man es hat, wenn man heiratet! Du verdienſt viel, das Mikle und die Buben tun auch, was ſie können, und ſo erhauſen wir ja genug. Es geht auf die Art freilich nicht ſo raſch, das iſt wahr, als wie wenn man auf einmal ſo etwa fünf- bis zehntauſend Gulden und Haus und Hof erheiraten könnte; aber allsgmach geht's doch auch, und wenn's bloß tröpflet. — Das Geſcheiteſt' für dich iſt, du ſinneſt dem gar nie mehr nach. Der Senn wär'

dem Humor nach gar nicht für dich und bloß wegen Geld muß man nicht heiraten. Wenn dann einmal einer kommt, der nicht mehr hat als du, daß er deine Stickgulden auch etwas äſtimiert und dir nicht Bettlerin ſagen darf — wenn ſo einer einmal kommt und er gefällt dir, ſo iſt's gut und recht — und ſonſt auch. Das Mikle iſt älter als du, und hat auch noch keinen."

Viele Eltern meinen, es ſei alles geraten, wenn nur ihre Kinder an recht reiche und fürnehme Leute verheiratet ſeien; aber daß das nicht allemal wahr iſt, wußte der Müller aus eigener Erfahrung. Wie wohl war ihm in ſeinen ledigen Jahren geweſen! Er galt für einen der Reichſten im Dorf und ſein Vater tat, was er konnte, daß man das möglichſt lang glaube, wenigſtens ſo lang, bis ſein „Buob" verheiratet ſei. Freilich gab's in der Mühle Schulden wie Schitt'rbiga*), aber darum lebte man doch fort und fort in Saus und Braus und Jeorgs Vater tröſtete ſich: „Wenn's Hausweſen auch Löcher hat, mit Mätzlers Talern kann man ſie wieder vermachen." Dem jungen Jeorg hatte man die dicken Schuldenbücher noch nie ſehen laſſen und ihm war auch noch nie in den Sinn gekommen, danach zu fragen.

Er mußte und ſollte es aber doch endlich inne werden. Als er einſt mit ſeinem Vater nach Bregenz fuhr, ſagte dieſer zu ihm, mit dem Finger auf ein kleines Häusle zeigend: „Siehſt, Jeorg, dort das ſchlechte Häusle, ſo miſerabel und armſelig wie ein Schulhaus? Das iſt meine Heimat geweſen. Später, ſo in deinem Alter, bin ich dann als Fuhrknecht auf unſere Mühle gekommen und da hat mir das Glück wollen, daß ich dem alten Müller, Gott

*) Schitt'rbiga — Holzbeigen, regelmäßig aufgeſchichtete Holzſtöße.

tröſt' ihn! die einzige Tochter, deine Mutter ſelig, mitſamt der Mühle habe abſchwätzen können. Es iſt uns dann gangen, wie es halt mit den Weibern geht. Alleweil Frieden und gar alle Glori*) hat man nicht, wenn man ſchon heiratet, aber um ſo ein Ahg'richt**), wie die Mühle, kann ſich einer ſchon etwas gefallen laſſen. — Schau', Jeorg! Die Mutter iſt tot und zum Hausweſen ſollte man doch eigene Leut' haben. Wie wär's, wenn du jetzt die Mühle übernähmſt und heiraten tätest wie ich? — Wenn du eine recht Reiche nehmen würdeſt, ſo könnteſt du die Schulden zum Haus hinauswerfen, wäreſt der erſte im Dorf und tätest am End' noch Vorſteher und weiß Gott was alles werden. Und das alles durch eine Heirat mit Mätzlers Mariann'. He, was ſagſt dazu?"

„Ich hab' im Ernſt noch nie ans Heiraten denkt; aber ich hätte gemeint, zuerſt müßte man auf eine Geſchickte, Ordentliche ſehen, Vermögen hätte ich ja ſelbſt genug ..."

„Ei," ſagte der Vater, „grad eine Reiche hat am beſten gelernt, zur Sach' zu ſehen und viel zu verſorgen!"

„Aber ſo eine Reiche bildet ſich dann auf Vaters Taler, von denen ſie doch keinen einzigen ſelbſt verdient hat, mehr ein, als die Schwarzenberger auf den Landamma, bloß weil er in ihrem Dorf daheim iſt."

„Sie darf aber auch. Mätzlers Mariann' hat am erſten Tag ſchon mehr, als eine Arme ihr' Lebtag' erhauſet und verdient."

Jeorg ſchüttelte den Kopf.

„So willſt nicht?" fragte der Vater, ein wenig wild werdend.

„Nein, einmal jetzt noch nicht."

---

*) Glori — Glorie, Herrlichkeit.
**) Ahgricht — Anweſen.

„So — dann kannst aber auch zulugen, wenn wir die Mühle und alles verkaufen müssen!“

„Warum verkaufen müssen?“

„Weil die Schulden gezahlt sein wollen und wir kein Geld haben dazu. Wenn wir heimkommen, kannst du die Schuldenbücher selbst durchsehen und dann nachsinnen, ob wohl ein andrer Ausweg möglich ist, als eine Heirat mit Mäßlers Mariann'. — Ich will dich machen lassen; aber merk's, lächerlich ist das Ding nicht; es heißt eben jetzt: Vogel friß oder stirb!“

Das war keine gute „Hörat“ für den lustigen Jeorg. In seinem Kopf arbeitete es, wie in Vaters Mühle daheim oder noch ärger. So waren jetzt die lustigen Tage für immer dahin und er sollte heiraten pur bloß darum, daß er Geld überkomme.

„Nun, es muß jetzt schon sein; Geld müssen wir haben und das ist doch am Ende das einzige Mittel, daß wir eines überkommen. Am liebsten tät' ich grad fortlaufen an ein Ort, wo mich kein Mensch kennen würde, und tät' dann dort arbeiten wie andere Leut'. Das wär' mir das Liebste, wenn der Vater nicht wär'; aber den darf ich jetzt nicht verlassen und drum muß ich tun, was ich kann. In Gottes Namen denn und dem Vater zulieb'! Er hat ja auch geheiratet. Die Mariann' hat grad nicht das beste Lob, aber bisher bin ich mit allen Leuten gut auskommen und es wird mit der schon auch gehen, wenn wir einander einmal gewohnt haben. Der Vater ist ein Erfahrener in dem Stück und der sagt immer: „Das ärgst' Übel sei Mangel, der bring' den Klangel*).“ Und Geld haben Mäßlers schon, da wird's dann wohl noch recht werden.“

---

*) Klangel — Zank und Streit.

So dachte der gute Jeorg und gab dem Vater das Verſprechen, er wolle tun, was er könne, — die Mühle übernehmen und die Mariann' heiraten. Und er hielt Wort. Aber leider konnte dieſes Opfer nicht mehr retten, denn auch beim Mätzler lag der Speck nicht halb ſo dick, als man gemeint hatte, und Jeorg, deſſen Vater und einziger Helfer bald nach der Hochzeit geſtorben war, hatte nun keine fröhliche Stunde mehr. Das Weib, noch verwöhnter und jetzt auch noch mißmutiger und ungeduldiger als er, ſaß jammernd daheim und vom Hauſen, Sparen und ſich in ſein Schickſal ergeben wollte ſie ſchon gar nichts hören. Durch die bitterſten Vorwürfe quälte ſie den geplagten Mann Tag und Nacht und hielt es ihm hundertmal vor, wie er ſie angeführt habe und jetzt noch um den letzten Kreuzer bringe. So entmutigte auch das Weib ihn noch mehr, kurz, alles ſchien ſich gegen ihn verſchworen zu haben. Der Müller hätte nun Bankerott machen und ſein Vermögen noch geſchwind dem Weib und den Kindern geben können, wie das ſchon damals im Bregenzerwald ſehr häufig geſchah; aber dazu war er zu redlich. Lieber verkaufte er die Mühle und alles, um die Schulden zu zahlen, und zog dann hinauf ins kleine Häuschen am Brunnobächle.

Hier lebte er mit Weib und Kindern in Armut und Not, verlaſſen von allen ſeinen früheren Freunden, und mußte täglich die Vorwürfe ſeines Weibes hören, bis dieſes endlich nach ſechs Jahren der Laſt des Kummers erlag und vom Tod erlöſt wurde. Später ſah er dann an ſeinen braven Kindern, daß nur Fleiß und Arbeitſamkeit einer Haushaltung Wohlſtand und Segen bringen. Drum ſchauderte ihm jetzt, da er ſein unerfahrenes Bäbele von ſeinen Hoffnungen auf eine Geldheirat reden hörte. Er hatte ſich ſchon vielmal vorgenommen, in dieſer Sache ſeinen Kindern väterlich nach Pflicht und Gewiſſen zu raten und zu

wehren, aber nie zu befehlen. Heute hatte ſich nun die beſte Gelegenheit dazu gegeben.

Lange ſtand er nach obigem Geſpräch ſinnend neben ſeinem Kinde, dann ſagte er:

„Bäbele!“

„Was?“

„Biſt nicht mehr gern daheim?“

„Wohl, Vater, gewiß!“

„So bleib' daheim!“

„Aber Vater! Ich könnt' Euch und den Eigenen doch mehr helfen, wenn — —“

„Du kannſt daheim helfen genug, wenn du willſt!“ Da jetzt das Mikle hereinkam, ſchritt der Müller langſam ein paarmal in der Stube auf und ab, bis es wieder hinaus war, dann ſagte er: „Es nimmt mich nur Wunder, warum heut' das Mikle gar ſo ſtill und duſam iſt! Sonſt, wenn es niemand Fremdes gehört hat, da hat es immer geſungen und iſt hudelwohlauf geweſen.“

„Ich glaube, das Mikle ſieht es gar nicht gern, daß das Kaſpale fortgeht mit dem Joſef,“ erwiderte das Bäbele.

„Wähnſt?“ ſagte der Müller und ſetzte ſich auf die breite Ofenbank nieder. Heute war es das erſtemal, wo ſeine „Motla“ ihn daran erinnerten, daß ſie nun auch gewachſen und ledig ſeien. Durch ihre bisherige kindliche Folgſamkeit hatten ſie ihn daran gewöhnt, ſie immer noch für Kinder zu halten. Aber die heutige Entdeckung machte ihn nicht im geringſten traurig, denn auf dem Dorf iſt man noch nicht ſo weit „fortgeſchritten,“ daß ein Vater für Ehre und Tugend ſeiner „Motla“ beſorgt ſein muß, wenn dieſe mit Buben aus der G'meind' eine Liebſchaft haben; mit fremden Buben — ja, da wär' es ſchon ärger!

Im Grund war dem Müller das Kaſpale grad der

Rechte. Es war ein geſcheiter Kopf, der ſich in allen Fällen zu helfen wußte, und hatte auch Widerwärtiges ertragen gelernt, — und was dieſe zwei Stücke für einen Mann wert ſind, glaubte der Müller ſelbſt nur zu gut erfahren zu haben gerade dadurch, weil ſie ihm gefehlt hatten. Schon vielmal hatte er geſagt, das Kaſpale werde es verhältnismäßig noch viel weiter bringen als alle, die es jetzt auslachen. Dabei ging es dem Müller vielleicht auch wie man zu ſagen pflegt: „Man liebt den Hund wegen ſeinem Herrn.“ Das Kaſpale war ihm auch noch mehr ans Herz gewachſen wegen ſeinem Vater, dem Schwarzhannes. Denn als es einmal ſo mit ihm geſtanden, daß ihm ſein Sonntaghäß nicht mehr ſo viel koſtete, als einſt ſein Bäſolzüg*), da hatten ihn, wie bereits erwähnt, alle ſeine Freunde allein machen laſſen, nur der Schwarzhannes war ihm geblieben. Der war grad ſo arm wie er, und doch hatte er immer einen Humor wie acht Tage gutes Wetter. Man hätte es ihm nie angemerkt, daß er auf der Welt nichts habe, als das kleine Kaſpale und ein giftböſes Weib. Er war nicht im Dorf geboren und hatte zu den Bettlern gehört, die ſich damals ſcharenweis in den Wäldern des Bregenzerwaldes aufhielten und da ein Leben wie die Herren führten. Die Bauern im Bregenzerwald lebten damals noch in völliger Abgeſchloſſenheit von der Welt und waren ganz ſich ſelbſt überlaſſen und keine Polizei und niemand kümmerte ſich um ſie; aber die Bregenzerwälder befanden ſich trotz dieſem Verlaſſenſein ganz wohl, entrichteten an die Regierung ihre jährlichen Abgaben und hatten ihre eigenen Geſetze. Damals war das Geld noch rar im Ländle, aber Lebensmittel hatte alles genug und dabei lebte man ſo frei, wie die Gemſe auf den Bergen. Die Leute waren

*) Bäſolzüg — Spielzeug für Kinder.

mildtätig gegen die Armen, die aus dem Schwabenland und der benachbarten Schweiz kamen und bettelten. So hielten ſich ganze Haufen ſolcher Bettler in den Wäldern auf, von der Gutherzigkeit der Bauern lebend, und es war kein Wunder, wenn das freie ſorgloſe Leben bei reichlich erhaltenem Almoſen viele Müßiggänger herzog und dieſen dann ſo wohl gefiel, daß ſie nie mehr an die Heimat dachten. Ein ſolcher war auch der Schwarzhannes geweſen. In Graubünden, wo er geboren war, hätte er das Schuhmachen lernen ſollen, lief aber bald davon und kam nach vielen Kreuz- und Querzügen in den Bregenzerwald, wo er dann, wie noch mehrere ſeiner Landsleute, ſein Lebtag' blieb.

Dort, wo der „Bettlerbach" zwiſchen Bergen und Wäldern heraus in die Aach läuft, hielten ſich oft ganze Scharen ſolcher Bettler auf. Sie kochten und ſchliefen in den dicken Wäldern auf beiden Seiten des Baches, der deswegen noch heute den Namen „Bettlerbach" hat. Im Winter zogen ſie mit den im Sommer erbettelten Lebensmitteln in die öden Alpenhütten und ließen ſich da herzlich wohl ſein. Den Tag über ſaßen ſie beim Feuer, oder wenn gutes Wetter war, vor der Hütte im Sonnenſchein. Zuweilen ging es dann ſchon recht luſtig bei ihnen zu; etwa einer hatte eine Zither bei ſich und konnte damit aufmachen und da tanzten dann die andern, daß es ſtob, und juzten zu den Türen und Fenſtern hinaus, daß man's im Dorf drunten hörte.

Alle Jahre kam noch mehr ſolches Geſindel, von dem kein Menſch wußte woher, und man war endlich genötigt, dieſem Treiben ein Ende zu machen. Aber „zum Loch hinaustreiben" konnte man ſie nicht mehr, denn viele waren ihr' Lebtag' dageweſen und wußten von keiner Heimat und von nichts, — und ſo beſchloß man denn, ſie in die Gemeinden zu verteilen. Der Gemeinde Schoppernau hatte es beim Teilen den Schwarzhannes und ſeine Geliebte, Jo-

hanna, getroffen. Da ſie ſich nicht mehr voneinander trennen wollten, ſo wurden ſie vom Pfarrer kopuliert und lebten von da an im Armenhauſe.

Die meiſten dieſer ſo in die Gemeinden hineingeſteckten Leute wurden von den Einheimiſchen teils gefürchtet, teils gehaßt; nicht ſo der Schwarzhannes. Dieſer war bald der Eulenſpiegel der ganzen Gegend und ſchnell kannte er die Verhältniſſe und Launen eines jeden. Mit den Bauern redete er vom Vieh, mit den Buben von den Mädchen und mit den Mädchen von den Buben, und ohne einen luſtigen Einfall von ihm gehört und belacht zu haben, ging keiner von ihm, er mochte ihn im Sonntaghäß auf dem Kirchenweg oder mit dem Bettelſack auf dem Rücken vor den Haustüren antreffen. Allemal wußte der Hannes einen Wurf zu tun, und traf dabei immer an den rechten Ort.

Als des Sennen Vater ſein neues Haus gebaut hatte, ſagte der Hannes zu ihm, er hätte das Haus mit dem hintern Teil hart an den Berg neben dem Dorf bauen ſollen, dann hätt' er nicht mehr fürchten müſſen, daß ihm das Hausweſen hinterſich gehen täte.

Der Hannes hatte aber nicht etwa bloß ein paar Dutzend ſolcher Späße auswendig gelernt, ſondern es war grad, als ob er's immer aus den Ärmeln ſchütten könne.

Wenn er beim Betteln zu einem Weib ſagte, er überkomme in vielen Häuſern ein ganzes Pfund Schmalz; ſo wollte ſie natürlich auch nicht die Schlechteſte ſein im Geben und gab ihm gleichfalls ein Pfund. Darauf verſicherte er, ſie ſei doch unter allen im Dorf weitaus die Beſte. Die andern gäben ihm ſo wenig, daß man es ohne Brille faſt nicht ſehen könne, und eben darum überkomme er nur in vielen Häuſern ein Pfund! Das Weib mußte ſo herzlich lachen als Hannes und ſie ſagte dann, ſie gönne es ihm von Herzen, wenn ihm das noch bei meh-

reren gerate, der Spaß ſei ſchon ein Pfund Schmalz wert!

Der Schwarzhannes ging nun in ein anderes Haus. Da fand er niemanden in der Stube; er machte ſich daher in den Stall und da war man gerade am Melken. „Was iſt's," ſagte er, „gilt's einen Pfennig, ich trink' da den ganzen Kübel voll Milch ſauber aus?"

„Ja, gelt, Hannes, du wollteſt mir's machen, wie da der Nachbäuerin? Du täteſt trinken, bis d' genug hätteſt, und dann täteſt ſagen: „Ich hab' verſpielt; aber die Milch, wo ich trunken hab', iſt ſchon einen Pfennig wert." Der Nachbäuerin haſt's auch ſo g'machet, aber mir wirſt dasmal nicht z'g'ſchid!*) Es wär' mir nicht wegen der Milch, aber wegen dem Auslachen wär's mir. Wenn du Milch willſt, ſo nimm nur da den Kübel und gang damit in die Stube; das Brot iſt im Kaſten neben der Tür, das kannſt ſelb' nehmen und dann eſſen und trinken, bis d' g'nug haſt, ich gönn' es dir von Herzen. Aber z'g'ſchid wirſt mir dasmal nicht!"

Der Hannes ging, wie man ihn geheißen hatte, in die Stube und ließ ſich's prächtig ſchmecken. Neben ſich auf dem Tiſch ſah er einen Sechsbätzig (Vierundzwanziger) liegen, er rührte ihn aber nicht an, und als er genug gegeſſen und getrunken hatte, kam er wieder in den Stall und ſagte: „So, jetzt hab' ich ſcharmant geſſen und trunken; aber Dank, wähn' ich, ſei ich dir keinen dafür ſchuldig, denn ich habe dir einen Sechsbätzig auf dem Tiſch liegen laſſen." Das Weib ſagte, das brauche es nicht, den Sechsbätzig ſolle er nur mitnehmen! Sie dachte nicht mehr daran, daß ſie ſelbſt ihn am Morgen auf den Tiſch gelegt habe und daß er dieſen habe liegen laſſen. Schwarzhannes bedankte ſich

*) z'g'ſchid werden — überliſten.

recht ſchön und ging fröhlich ſeines Weges. Später brachte er dann dem Weib den Sechsbätzig wieder, denn er war bei all ſeinen Sprüngen doch eine grundehrliche Haut und ſagte, es ſei ihm nicht um das Geld geweſen, ſondern bloß, daß er ihr z'g'ſchid werde. Das Weib aber entgegnete lachend, er ſolle das Geld jetzt nur behalten, es ſei ihr ganz recht geſchehen.

So verdiente ſich der Schwarzhannes ſein Brot, denn zum Arbeiten hatte er nie eine rechte Luſt, er meinte immer, das müßige Umherſchweifen ſei etwas viel Schöneres. Aber er war doch bei jung und alt beliebt, was ſonſt eigentlich bei keinem Müßiggänger der Fall iſt. An Sonntagen beſuchte er gewöhnlich den Rümmamüller, der ihn auch recht gern hatte, und erzählte da von ſeinen luſtigen Streichen, die er im ganzen Walde ausführte, und der Müller hätte dann lachen müſſen, und wenn er neben ſeinen mancherlei Plagen auch noch das Zahnweh gehabt hätte. Schwarzhannes war nun ſchon lange tot, aber von ſeinen luſtigen Einfällen wußte man noch überall zu erzählen. Der Müller hatte ſchon vielmal gedacht: „Das Kaſpale iſt grad ſo g'ſcheid wie ſein Vater, aber das braucht ſeinen guten Kopf gewiß noch beſſer und zu etwas Beſſerem, als er; das gibt dann noch einmal einen Kerle ab, daß ſich die Leute darüber verwundern.“ Darum war das Kaſpale dem Müller gar nicht zuwider und er wollte nur noch das Mikle ausforſchen, was es vom Kaſpale denke, um zu hören, ob das Bäbele mit ſeiner Vermutung recht habe. Als daher das Mikle mit der Hausarbeit fertig war und wieder in die Stube kam, ſagte er:

„Jetzt redet Joſef mit dem Kaſpale; ich glaube, es wird froh ſein, wenn es mit kann.“

„Ja, ich glaube das auch; und doch wär' es vielleicht beſſer für es, wenn es dabliebe.“

„Warum beſſer?“

„In der Welt draußen gibt's viel, viel böſe und ſchlechte Leut', die kein Gewiſſen und kein Chriſtentum haben, da ſieht es allerhand und hört allerhand; jung und luſtig iſt es noch und gern dabei und da könnte es dann am End' noch gar liederlich und ſchlecht werden.“

„O, bei Leib' nicht! Joſef und Michel ſind jetzt auch ſchon etliche Jahr' fort, und wegen dem doch noch immer husli*) und brav geblieben.“

„Ja, aber mit dieſen iſt es etwas ganz anderes, die haben ein eigenes Haus und darin einen lieben Vater und Eigene**). Wißt Ihr noch? der Joſef hat im letzten Sommer aus dem Elſaß geſchrieben: ‚Wenn ein ſchöner Tag vorbei iſt und es wird Abend, ſo wiſcht ſich Michel den Schweiß von der Stirne und ſagt: ‚In dem ſakers Elſaß kommt einem ſogar das leid und widerwärtig vor, was man daheim immer ſo gerne hat! Heut' macht man jetzt daheim wieder viel hundert Zentner dürres Heu und dankt unſerm Herrgott für das prächtig ſchöne Wetter und unſereiner muß unterdes faſt verbrennen vor Hitz'.‘ Und wenn es geregnet hat und die Arbeit ſo naß und unluſtig iſt, ſagt er: ‚Gelt, Joſef, heut' wär' uns wieder wohl daheim?‘ Dann erwidere ich ihm: ‚Aber Michel, es iſt doch auch eine Freud' für uns und für den Vater und für alle, wenn wir im Herbſt heimkommen geſund und brav und recht viel Geld mitbringen!‘ Wenn ich ihn allemal mit dem tröſte, ſo vergißt er das Heimweh wieder und wird ganz zufrieden und wohlauf.‘ So hat Joſef geſchrieben.“

„Ja, das hat er, du kannſt es noch gut auswendig; aber was willſt du damit jetzt denn eigentlich?“ fragte der Müller.

---

*) husli — häuslich.
**) Eigene — Geſchwiſter.

„Weil unſere Buben das Heimweh gehabt und an die Eigenen gedacht haben den ganzen Sommer bei gutem und bei rauhem Wetter, darum haben ſie in der Fremde keine Kameraden und keine Geſellſchaften aufſuchen mögen. Aber das Kaſpale hat kein Haus und gar nichts Eigenes daheim, das ihm lieb wäre; beim Nazi hat es auch nichts zu tun und es könnte jetzt die ganze Woche ſchlafen, es würde von wenig Leuten gemangelt, wie es geſtern abend ſelbſt geſagt hat. In der Welt draußen, fürcht' ich, vergißt es die Heimat und alles; kein Menſch weiß, was ihm da in den Kopf kommt und welche Bekanntſchaften, welche verderbliche Bekanntſchaften es macht — und wenn es am End' auch noch von Joſef geht, ſo hat es gar niemand mehr, der es gut und redlich mit ihm meint."

Michel kam in die Stube geſprungen, denn er hatte Joſef kommen ſehen und wollte nun gleich hören, was das Kaſpale zu ſeinem Antrag geſagt habe. Sobald Joſef unter die Stubentür kam, rief ihm Michel entgegen: „Was ſagt es? Will es mit?"

„Ja, von Herzen gern; mein Plan hat ihm ſogleich gefallen. Als ich gegen ſeine Klausnerei gekommen bin, habe ich es darin hantieren und ſingen hören und ich habe lange an der geſchloſſenen Türe rumpeln und lärmen müſſen, bis es mir aufgetan hat. Es ſei ſo ſtreng an der Arbeit, hat es dann geſagt, während ich ihm in die Stube nachgegangen bin, daß es nicht einmal höre, wenn alle Monate einmal jemand zu ihm kommen wolle; aber es ſei, glaube es, ſchon ſo Brauch, daß jeder mit ſeinem Beruf ein Gerumpel mache und etwas anderes gar nicht mehr höre. Dem Sennen ſei geſtern auch ſo gegangen, er habe auch ſo mit den Talern der reichen Bauern gerumpelt, daß er kein vernünftiges Wort mehr hören konnte oder wollte. Er und ſeine Nachbauern da drunten haben es zuweilen gerade wie

die kleinen Buben; die ſtehen auch auf Vaters Miſthaufen hinauf und ſchreien: ‚Luogod, wie bean i ſo groß*)!‘ ‚Aber haſt du denn das noch nicht vergeſſen?‘ hab' ich es dann gefragt. ‚So exakt ſollteſt du es mit Reden bei dem Sennen doch auch nicht nehmen!‘ Da ſagte das Kaſpale: ‚Du haſt's gut wieder vergeſſen; aber ich ſtecke halt in engern Schuhen. Siehſt, Joſef, das Neſt da iſt am Herbſt, als ich hergezogen bin, faſt noch leerer geweſen, als meine Taſchen. Ein Tiſch, zwei Stühl' und a butzlära**) Kaſten, das iſt die ganze Hauseinrichtung geweſen. So hab' ich natürlich allerhand kaufen müſſen, Küchengeſchirr und Handwerkszeug, und das Ding hat ein verflixt's Geld gekoſtet. Da hab' ich einmal den Sennen gefragt, ob er nicht ſo gut wär' und mir bis auf den Joſefotag zwei Kronentaler leihen tät'? Der Senn hat ‚ja‘ geſagt und mir das Geld gleich gegeben. Es iſt jetzt erſt Lichtmeß vorbei und noch lang nicht Joſefotag, aber ich tät' dem Senn ſein' Sach' gern wiedergeben und wollt's lieber dir ſchuldig ſein, wenn du ſo gut wärſt und mir's leihen täteſt!‘ Ich ſagte, ich wolle es ihm geben, wenn es heut' auf die Nahtſtubat komme. ‚Du ſollteſt jetzt dann grad mit ins Elſaß, da kocht man dir und wäſcht dir und in zwei bis drei Jahren verdienſt Geld wie Laub.‘ ‚Ja,‘ ſagte das Kaſpale, ‚bloß hat's keine Stiel' und iſt nicht ſo viel, gelt?‘ Mir ſei Ernſt, ſagte ich dann; der Michel ſei daheim und bleibe daheim, und wenn es wolle, ſo könne es für ihn mit mir. ‚Heißt und gilt!‘ ſagte es und gab mir die Hand darauf. Dann erzählte es mir, es hab' dieſen Winter wieder Rechen gemacht, das hab' es ſchon beim Nazi gelernt und nun hätt' es das Schreinern

*) „Seht, wie bin ich ſo groß!“ — Je größer der Viehſtand eines Bauern, deſto größer ſein Düngerhaufen; daher hört man oft: „Der iſt ſtolz auf ſeinen hohen Miſthaufen!“

**) a butzlära — ein ganz leerer.

probieren mögen; mit dem Rechenmachen hab' es wollen ſich einen Samen zum Lehrlohn verdienen. Aber es habe nicht viel erhauſet. Bis einer Koſt und Häß und das Handwerkszeug habe, brauche es ungemein viel, und es, das Kaſpale, habe ſich daher ſchon mehrmal vorgenommen, es wolle eine Zeitlang zum Loch hinaus, bis es imſtand ſei, etwas Beſſeres anzufangen, als im Armenhaus hocken, Erdäpfel eſſen und Rechen machen. So komme ihm denn der Antrag grad recht. Das Schreinern laſſe es jetzt eine gute Sach' ſein und fange einmal das an, was ſich ihm am beſten ſchicke.

„So," ſagte das Mille, „geht es jetzt ſo gern fort?"

„Ja, ja, recht herzlich gern, das hat man ihm grad angeſehen! Jetzt hab' es den Sommer Arbeit und Verdienſt, könne etwas lernen, und am beſten freue es das noch, daß es keinem Reichen dafür danken müſſe."

Dem Mille war doch wohler, als es hörte, daß das Kaſpale gar ſo gern fortgehe, und es gönnte ihm dieſe Freude von Herzen, wenn auch es ſelber dabei litt. Und der Michel? Wenn er in ſeinem Leben einmal hätte hübſch genannt werden können, ſo wäre es dieſen Augenblick geweſen, ſo zufrieden und glücklich ſchaute er drein und um ſein Geſicht herum ging etwas, ähnlich einem herzlichen Lächeln. Bisher hatte er ſich noch nicht ohne Rückhalt dem frohen Gedanken überlaſſen dürfen, daß er nun daheimbleiben könne das ganze liebe lange Jahr; aber jetzt war er deſſen gewiß. Es litt ihn nicht mehr in der Stube und er ging in den Stall hinaus zum Kühle, das ſtreichelte er und gab ihm Heu, indem er ihm erzählte, daß er nun Frühling, Sommer und Herbſt dableibe und ihm und dem Kalb recht vieles und gutes Heu für den Winter gewinnen wolle. Dabei war Micheln, als ob das Kühle erſt jetzt recht ihm gehöre.

In der Stube aber ſagte der Müller: „Es iſt gut für das Kaſpale, wenn es eine Weile fortgeht und etwas Recht's abgibt, ohne daß die Leut' da im Dorf ſehen, wie? Denn man meint in dem Stück, die Menſchen wären lauter Weiber. Wenn die ein Kind im erſten Jahr ſehen und dann vielleicht nicht mehr, bis es achtzehn Jahr' alt iſt, ſo ſagen ſie ganz erſtaunt: ‚Iz gruſot as mi ah, ſo iſt dear Gog ſo gnot gwaſſo*)!' — Und bei ihren Eigenen können ſie es faſt nicht erwarten, bis ſie ſechs Jahr alt ſind. Und das, glaub' ich, kommt neben anderm auch davon, weil ſie die eigenen Kinder alle Tage vor ſich ſehen; es wächſt etwas viel ſchneller, wenn man's nur ſelten ſieht; es kommt einmal einem ſo vor. Wenn jetzt bis in etwa drei oder vier Jahren das Kaſpale einen rechten Kerle abgibt, ſo hat bis dann alles ſauber vergeſſen, daß es heuer im Armenhauſe geweſen iſt."

„Ja," ſagte Joſef, „aber ſonſt iſt ihm ſogar im Armenhaus noch wohl und es macht auch dort G'ſpäß grad g'nug. Vorhin hab' ich auch ab ihm lachen müſſen. Als wir ſo im fürnehmſten Diſchkurs geweſen ſind, iſt Metzgers langhalſige Gret' vor dem Haus vorbeigangen; da hat das Kaſpale g'ſagt, das ſei die reicheſt Motol, und doch hab' ſie es am ſchlechteſten unter allen im Dorf und ſei am ärgſten zu erbarmen. Denn die überkomme das ganze Jahr nichts Warm's in den Magen; auf der Reiſe durch den langen Hals werde ihr alles eiskalt."

„Das Kaſpale ſoll nur nicht zu viel ſagen," meinte der Müller. „Im Sprichwort heißt's: ‚Was man nicht will, das muß man' — und das Kaſpale könnte Greten am End' auch noch heiraten müſſen."

---

*) „Jetzt grauſt es mich an (ich bin erſtaunt), ſo iſt das Kind ſo ſchnell gewachſen!"

„Ja,“ ſagte das Mikle, „wenn es die nähm', ſo könnte man denken, es hätte ſie nehmen müſſen; aber Gret' nähm' das Kaſpale auch nicht, die iſt z'wäh*) dazu.“

„Das iſt noch ungewiß,“ meinte der Müller. „Wenn man ſie noch ein paar Jahr' hocken läßt, ſo wär' ſie dann am End', im Fall das Kaſpale unterdes etwas Recht's worden iſt, noch froh ab ihm. Aber dann könnte ihm mit der Gret' wohl auch gehen, wie es ſeinem Vater, dem Schwarzhannes, mit ſeinem Weib gangen iſt.“

„Das muß eine böſe Hechel geweſen ſein,“ ſagte Joſef; „einmal wenn man jetzt von einer rechten Wetterhex' erzählt, ſagt man: ‚Die iſt grad ſo leid und bös, wie Schwarzhanſens Weib.‘“

„Ja, der Hannes hat vielmal g'ſagt, es reue ihn nix ärger, als daß er ſie nöd g'freaſſo hei**), da ſie ihm noch zum Freaſſo lieb gſin ſi. Jetzt ſteh' ſie ihm nümma am rechten Ort und lieg' ihm nümma am rechten. Stehen ſollte ſie bloß im Seelzeadol***) und liegen auf dem Friedhof, damit auch er im Frieden ruhen könnte.‘“

„Das war aber doch nicht ſchön vom Hannes geredt, oder?“

„Ja, aber das Weib iſt ſchon auch danach geweſen! Nicht bloß mit dem Hannes, mit allen im Dorf hat ſie Riſſ' überkommen. Eurer Mutter, meinem Weib ſelig, iſt einmal auch ſchlecht gangen mit der Johanna. Sie haben am Brunnobächle Streit und Händel miteinander überkommen; da hat Hanſens Weib g'ſchwind einen Katzenfuß aus dem Sack genommen und iſt meinem Weib damit ins Geſicht gefahren und es hätte bös gehen können, wenn mein Weib nicht davongegangen wär'.“

*) z'wäh — zu ſtolz.
**) hei — habe.
***) Seelzeadol — Verzeichnis der Verſtorbenen.

„So," ſagte das Bäbele, „dann muß das Kaſpale auf ſeine Eltern auch nicht grad ſtolz ſein!"

„Das muß niemand," ſagte ſchnell das Mikle; „aber zu ſchämen braucht ſich wegen ſeinen Eltern auch niemand. Nur mit dem, was man ſelbſt tut, verdient man ſich Ehre oder Schande."

Jetzt kamen ein paar Nachbäuerinnen, um ſich von Mikle auf morgen neue Zöpfe machen zu laſſen; das Bäbele hatte mit dem Beſen und der Bürſte zu ſchaffen, Joſef aber ging zum Michel in den Stall, um ihm vielleicht etwas zu helfen, oder dem Kühle für morgen das Heu zu richten. Denn der morgige Tag war ein Sonntag und da ſchafft man nicht gern mehr, als man grade muß.

Der Samstag iſt ein „heiliger Abend," dem Andenken der Verſtorbenen geweiht. Der Menſch, der die ganze Woche für das Zeitliche ſorgt und arbeitet, ſoll nun auch an den Tod, an die Vergänglichkeit des Irdiſchen denken und ſo ſich vorbereiten auf den Sonntag. „Am Samstag nachmittag," ſo erzählt man, „geht die Mutter Gottes ins Fegfeuer und nimmt allemal die Seelen, die entweder durch fremde Fürbitte, oder weil ſie nun alles abgebüßt haben, erlöſt ſind, des Abends mit in den Himmel; die andern aber tröſtet ſie und verſpricht ihnen, bei ihrem Sohne für ſie zu bitten." Als das Mikle noch ganz klein war, ſo daß es noch nicht einmal die Juppe anlegen durfte, außer am Sonntag, hatte es die Mutter gelehrt und ihm befohlen, allemal am Samstag zu Nacht folgendes Gebetlein zu beten:

Hinnaht*) am heiligo Samstag z'Naht,
Als üſa Frou**) im Bettle lag,

---

*) hinnaht — heute nacht.
**) üſa Frou — unſere Frau, die Mutter Gottes.

Iſt Jeſus kommen und ſagte:
O weh, o weh, o weh!
Wie tuond mer die heiligo fünf Wunda ſo weh,
Die kino wie die groſſo;
Die falſcho Judo hind mer's g'ſchlago und g'ſtoſſo!
Winn i nu noſſan*) hätt',
Der mer all Samstag z'Näht**)
Das Gebeatle beato tät',
Deam gäb' üſa Herrgott da ewigo Luoh***)
Und die himmliſcho Kruo.†)

Jetzt betete das Mikle freilich bei weitem nicht mehr alle Gebete, die es die Mutter ſelig gelehrt hatte; aber es hatte ſie doch noch nicht vergeſſen, ſo wenig als die Zeit, wo es von der Mutter einſt das Beten gelernt hatte.

Auf der Nahtſtubat war es heute ganz ſtill. Es blieb alles daheim, nur das Kaſpale kam, um den Seelenroſenkranz beten zu helfen. Als dieſer zu Ende war und der Müller das Näſter††) wieder an den Nagel neben der Uhr aufhängte, ſagte Joſef:

„Heut' iſt es wieder a bißle ſtiller und ruhiger, als näht; man merkt's wohl, daß es Samstag iſt. Im Elſaß ſieht man auf ſo etwas viel minder."

„Ja," ſagte Michel, „dort feiert man den Samstag nicht und den Sonntag auch nicht."

„Das iſt wahr," fuhr Joſef fort. „Am Samstag abend zahlt man den Arbeitern den Lohn und da gehen dann viele ins Wirtshaus und bleiben dort, bis er wieder ſauber fertig iſt. Dabei denken ſie natürlich ſo wenig an den Tod, als ans Hauſen und an ihre alten Tage."

---

*) noſſan — jemanden.
**) z'Näht, z'Naht — zu Nacht; näht — geſtern abends.
***) Luoh — Lohn.
†) Kruo — Krone.
††) Näſter — Roſenkranz.

„Dann glaub' ich gern, daß ſie auch den Sonntag nicht recht halten," ſagte das Mikle; „ich einmal kann am beſten beten, wenn ich vorher an den Tod denke. Und dazu iſt ja der heilige Feierabend! Die Mutter ſelig hat uns einſt erzählt, daß man früher am Feierabend ſchon um Sechſe mit Schaffen aufgehört habe; das ſei ſo kommen: Es ſei einmal ein alt's Weible geweſen, das hab' gar fromm g'lebt; dabei hab' es Tag und Nacht g'ſchafft und g'huſet, daß es ſeiner Schweſter und deren Kindern recht viel hinterlaſſen könne, wenn es ſterbe. Zu dem Weible ſei nun an einem Samstag abend eine überaus ſchöne Frau kommen, die hab' eine Sichel in der Hand gehabt und hab' g'ſagt, ſie ſei die heilige Notburga und komme bloß, ihr zu ſagen, daß es Gott wohlgefallen würde, wenn ſie am Samstag früher Feierabend machte. Wer am Samstag keinen Feierabend habe, der bekomme nach dem Tod auch noch lang keinen. Das habe die Heilige g'ſagt, und ſei dann verſchwunden."

„Solche Geſchichten höre ich recht gern erzählen," ſagte das Kaſpale, „aber glauben tu' ich dann doch nicht viel davon. Wenn man einmal geſtorben und in der Ewigkeit iſt, ſo wähn' ich, laſſe man keinen mehr zurück, es mag ein Heiliger oder ein Spitzbub' ſein."

Der Müller legte die Pfeife neben ſich auf das Ofenſims und ſagte: „Wenn man von einem Ort berichtet, es ſei ein Geiſt dort oder ſo etwas, ſo denk' ich allemal, es ſei wenigſtens einmal etwas Merkwürdiges da paſſiert. Wie z. B. in der Au, da erzählt man auch von einem Geiſt, der in der Bünt*), etwa eine Viertelſtund' ob Rehmen, ſein ſoll. Habt ihr die G'ſchicht' noch nie gehört, die man davon erzählt?"

---

*) Bünt — ein eingezäunter (gebundener) Bauernhof.

„Nein," ſagten alle und baten den Müller, ihnen dieſelbe zu erzählen.

„Das Häusle," begann der Müller, „in dem die G'ſchicht' paſſiert iſt, ſteht jetzt noch. Wenn man bei gutem Wetter von hier nach Rehmen hinabgeht, ſo ſieht man die Fenſterſcheiben glitzern im Sonnenſchein. In dieſem Häusle lebte vor viel, viel Jahren ein alter Mann ganz allein mit ſeinen zwei Kühen. Er hatte auch einen Buben gehabt, aber der war in die Welt hinaus und ſchon lange hatte man nichts mehr von ihm gehört. Und der alte Mann hatte jetzt wochenlang keine andere Kurzweil, als mit ſeinen Kühen im Stall. In einem Winter merkte er nun etlichemal, daß man ihm über Nacht Heu geſtohlen. ‚Den Schelm muß ich haben, und wenn ich drei Wochen auf ihn paſſen müßte!' dachte er, nahm an einem rauhen Winterabend eine Axt und ging damit in den Stall, um Wacht zu halten; denn er meinte, ſo ein Abend ſei grad recht zum Stehlen, heut' komme der Schelm gewiß wieder. Die ganze Nacht ſchaute er fort und fort zum Fenſterchen in der Stalltür hinaus, entdeckte aber nichts; erſt gegen Morgen kam einer allsg'mach auf ſein Haus zu. ‚Wart', Kerle,' dachte er, ‚du wärſt heut' leichter hintern Ofen blieben; jetzt will ich dich ſchon zeichnen, daß man dich morgen noch kennt!' Und indem er ſo dachte, nahm er die Axt in die Hand und ging damit vor die Stalltür hinaus. Als nun der andere, ohne ihn zu merken, an ihm durch den dunkeln Schopf vorbei wollte, gab ihm der Mann mit der Axt eins an den Kopf, daß er gleich niederfiel und keinen Schnupfer mehr tat. Freilich erſchrak der Bauer jetzt faſt zum Tod, denn erſchlagen hatte er den Schelm nicht wollen, ſondern ihm bloß zeigen, ‚woher Barthle den Moſt holt.' Zitternd vor Schrecken und Angſt eilte er ins Häusle, um Licht zu holen, aber da wollte nichts brennen und nichts recht tun und es

brauchte lange Zeit dazu, bis er endlich eine Kerze gefunden und angezündet hatte. Bei deren Schein ſah er nun, daß es ein Fremder war, der ihm gewiß kein Heu geſtohlen hätte. Er verſuchte auf alle Weiſe, denſelben noch zum Leben zu bringen, aber umſonſt. Einen Doktor hatte man damals im ganzen Revier noch keinen und ſo lief der gute Mann denn zum Pfarrer und erzählte ihm die ganze traurige Geſchichte. Dieſer ging gleich mit ihm hinauf, ſah aber, daß da alle Hilfe vergebens und der Fremde ſo tot ſei, wie Lazarus. Er ſuchte nun deſſen Taſchen aus und fand da etwas Geld und ein Gebetbüchlein, in dem man auch ſeinen Namen fand . . . Es war des Bauern eigner Bub', den er da erſchlagen hatte. Vor Kummer, Angſt und Gewiſſensqual iſt dann der Vater bald danach erkrankt und ſeinem Buben in die Ewigkeit nachgefolgt und ſeit der Zeit ſieht man vielmal einen Mann ohne einen Kopf, mit einer Axt in den Händen, dort umhergehen, und wer nicht recht herzhaft iſt, der dürfte um viel Geld keine Nacht in dem öden Häusle oben bleiben und ſchlafen."

„Ich einmal nicht," ſagte das Bäbele.

Das Mikle wäre ſchon herzhafter geweſen. „Man brauche nichts zu fürchten, wenn man in der Gnad' Gottes ſei und ein gutes Gewiſſen habe."

Noch eine Zeitlang redete man über ſolche Dinge und jedes erzählte, was es davon glaube und gehört habe; als es aber neun Uhr ſchlug, ſtand das Kaſpale auf und ſagte: „So, jetzt iſt's für heute Zeit ins Bett. Schlafet wohl!"

„Ja, will's Gott, und du auch!" ſagten die andern, in der dunkeln Stube zurückbleibend, während das Mikle mit dem Licht ihm hinauszündete.

Am Sonntag ging das Kaſpale mit Nümmamüllers Buben morgens zur Kirche. Auf dem Plätzle vor derſelben redeten ſchon alle Leute davon, daß jetzt der Michel einen Bauern abgeben und für ihn das Kaſpale mit Joſef gehen wolle. Man ſagte allgemein, der Michel tue ganz recht, der verſtehe 's Bauern wie wenige im Dorf, das habe man ihm ſchon als Bub' auf den Alpen angeſehen, wo er Pfiſter geweſen ſei. — Jetzt müſſe ihnen der Michel im Sommer auch auf den Taglohn kommen, wenn er Zeit dazu habe, ſagten andere; ſchaffen tu' er ſo viel als ſonſt zwei nicht grad von den Schlechteſten, und dabei ſehe man's ihm kaum an, ſo leicht gehe ihm alles aus der Hand. Der bringe ſein Haus wieder ins Unterdorf hinab. Das ſollte bedeuten, er werde noch ein Bauer gleich den reichen Unterdörflern werden.

Auch das Kaſpale ſah man heute mit ganz andern Augen an, als ſonſt. Es war grad geweſen, als ob bisher alles geglaubt habe, es müſſe ſein' Lebtag' im Armenhaus bleiben; aber jetzt, wo einige Ausſicht vorhanden, daß es vielleicht einmal noch etwas Rechtes werden könne, tat wieder jeder freundlich mit ihm. Die alten Kameraden aus dem Unterdorf kamen von allen Seiten und fragten, ob es wahr ſei, daß es einen Fremdler abgeben wolle. Das Kaſpale ſagte kurz: „Ja, das iſt wahr!" und ſuchte den Sennen auf. Dieſem gab es verſtohlen die ſchuldigen zwei Kronentaler, die es geſtern abends von Joſef erhalten hatte und bedankte ſich; dann ging es in die Kirche. Joſef und Michel waren ſchon vorher hineingegangen. Daß ſie noch hinten in den Stuhl kommen, darauf ſehen ordentliche Buben immer ganz beſonders. Vorn iſt der ſogenannte Müllerplatz. Wenn nun ein fremder Mann in die Kirche kommt und wiſſen möchte, welches die gleichgültigſten Chriſten in der Gemeinde ſind, dann braucht er bloß

zu sehen, wer in den vordern Stühlen ist, — diese werde gewöhnlich von den zuletzt Gekommenen besetzt.

Die Kirche steht am Fuß eines Berges auf einem Fe sen und man kann von dort aus mit einem Blick das gan Dorf übersehen. Auf dem Plätzle vor dem Eingang kom men nach dem Gottesdienst alle Männer und Buben de Dorfes zusammen. Hier wird, auch im Winter, besonde wenn die Sonne so warm und freundlich über die Künzel*) herausscheint wie heut', über alles von allen geredet. De Vorsteher und die „gesalbten Häupter" (so nennt man d Gemeinderäte) stehen etwas höher als die andern auf eine steinernen Stufe, wie sie auch „in der Gemeinde" höh stehen und in der Kirche sogar einen eigenen Stuhl, de sogenannten Herrenstuhl, haben. Die übrigen Männer ab bilden auf dem Plätzle einen Halbkreis und hören de Vorsteher zu, der ihnen hier die gerichtlichen Bekann machungen vorliest und erklärt; denn wie sollte ein eh licher, einfacher Bauer verstehen können, wie es die Fede fuchser auf den Kanzleien gemeint haben? Hierauf erzäh der Vorsteher wohl auch das Neueste aus der Zeitung, d er, der Pfarrer und der Schullehrer alle Wochen einm vom Boten überkommen. Die Zuhörer vergleichen dan das Erzählte mit dem, was ihnen etwa ein Handwerk burſch' oder Hausierer erzählt hat, und so unterhält ma sich recht gut und vielleicht um so besser, weil man eigen lich an nichts großen Anteil nimmt, wenn es nicht da eigene und das Wohl des Landes, oder das der Freun und Bekannten in der Fremde betrifft. Die Herren in Pa ris und Konstantinopel können einander die Nase abbeißen oder tun, was sie wollen, wenn nur Friede im Land bleib

*) Künzel — ein südlich von Schoppernau gelegene 2415 m hoher Berg.

das iſt für den Bauern das Wichtigſte; um das andere Lirum Larum, wenn er auch gern davon erzählen hört, kümmert er ſich nicht viel, denn er weiß wohl, daß für ihn das Geſcheiteſte iſt: „I d'Kilko gau, winn as lüt, und zahlo, was ma büt*)."

Während die Männer ſich ſo unterhalten, ſtehen die Buben auf der andern Seite und ſehen den Mädchen nach, die durch den Weiberweg an der Säge hinabgehen. Denn auch zu und von der Kirche hat jedes Geſchlecht ſeinen eigenen Weg, die Männer beim Kaufhaus, die Weiber bei der Säge hinab, und man tät' einen Buben auslachen, würde er durch den Weiberweg zur Kirche gehen.

Der alte Rümmamüller ging bei ſo kaltem Wetter, wie es dieſen Morgen war, nicht in die Kirche. Er hatte letzten Herbſt den Pfarrer gefragt, ob er im Winter an kalten Sonntagen nicht daheim bleiben dürfe, und der Pfarrer hatte es ihm erlaubt und ihm ein Buch gegeben, daß er während der Kirchenzeit allemal darin leſen könne. Unter dem Mittageſſen erzählten ihm nun die Buben alles Neue, das ſie auf dem Plätzle gehört hatten, und dann ſagte Joſef auch, wie es ſchon ſo ſonnig und warm geweſen, faſt wie im Frühling. Die Kirche ſteh' doch auf dem ſchönſten Platz im Dorf und man hätte in der ganzen Gemeinde kein beſſeres Ort für ſie finden können.

„Ja," ſagte der Müller, „habt ihr noch nie gehört, wie es gangen iſt, daß man die Kirche grad dorthin gebaut hat?"

„Nein!"

„Man hat zuerſt die Kirche mitten zwiſchen die Häuſer im Unterdorf hineinbauen wollen; aber was man am

*) „In die Kirche gehen, wenn es läutet, und zahlen, was man gebietet."

Abend allemal gebaut hatte, war am Morgen fort und ſtand grad ſo, wie man es unten gemacht hatte, oben auf dem Felſen, wo es jetzt noch ſteht. Da ſah man dann wohl, daß Gott ſein Haus ob den Häuſern der andern Leut' haben wolle."

Nach dem Eſſen kam das Kaſpale mit der Zither und machte etliche neue „Stückle" auf, die es wieder gelernt hatte, und dann tanzten Joſef und das Mikle die „drei ledernen Strümpf'", einen alten Wäldertanz*), der aber hauptſächlich durch Geſtikulationen mit den Händen ausgeführt wird, und ſangen dazu:

Drei liederne Strümpf'
Und zwei dazu gibt fünf;
Mein Vater hat a Kartog'ſpiel,
Sind nix als lauter Trümpf'.
Drei liederne Schuh',
A Motol und a Buo,
A Güotle, Häusle,
A Ställe a... dazuo uſſ.

Das Bäbele aber ſaß mäusleſtill wie ein Stiefkind in einem Winkel und ſtickte eine abgemalte Blume auf ein Tuch. So war es bei Bäbele immer, nicht einmal am Sonntag wollte es ſich Raſt und Ruh' gönnen, — es hatte dann ſtets etwas Apartes zu tun und zu machen, „das," wie Michel ſagte, „Gott und der Welt nichts nützte." Auch der Müller hatte ſchon vielmal geſagt: „Am beſten hätt' das Bäbele ein Kloſterfräule abgeben, da könnt' es den ganzen Tag die ſaubern leichten Pantöffele anhaben und Altartücher und Meßgewänder und derlei Herrlichkeiten machen. Solche Leut', die bei der Bauernarbeit gar nicht helfen

*) Wälder — ſo nennen ſich die Einwohner des Bregenzerwaldes kurzweg.

mögen und, wie es, noch wild werden, wenn man ſie etwas anderes tun heißt, als beim Stickſtock hocken, ſolche ſind grad recht ins Mittelberger Kloſter.“

In ähnlicher Weiſe äußerte ſich der Müller auch jetzt; da ſagte das Bäbele: „Tun denn Joſef und das Mikle etwas Beſſeres als ich, wenn ſie tanzen? — Ich hab' doch mit Sticken ſchon manchen ſchönen Gulden in die Haushaltung verdient und jetzt ſagt man, meine Arbeit nütze Gott und der Welt nichts und ich tue euch nicht helfen!“

„Du mußt nicht gleich mit dem Waſchwaſſer auch die Erdäpfel ausſchütten,“ ſagte der Müller. „Das Sticken iſt ſchon recht, aber wenn man gar nichts iſt als eine Stickerin, ſo iſt das dann doch wohl zu wenig. Man kann nicht ſein' Lebtag' immer ſticken und ſollte auch die andere Arbeit lernen, daß man das Hausweſen gehörig ranſchieren könnte, wenn man auch nicht gerade ans Heiraten denkt. Man ſoll eben immer tun wie ander' Leut' an Sonntag und Werktag, dann geht einem auch wie andern Leuten.“

Das Kaſpale ſah ſchalkhaft lächelnd auf ſeine Zither und ſagte, es glaub' auch, daß es dem Sennen viel beſſer gefallen tät', wenn er das Bäbele dem Kühle Waſſer in den Stall bringen ſähe, als wenn es eine Blume ſticke, ſo groß wie die Stubentür.

Das Mikle war auf die Kammer gegangen, um wieder das „Kilkohäß“ anzulegen; denn ihm tat es allemal weh und es mochte nicht dabei ſein, wenn man einem Menſchen etwas ſagte, das er nicht gern hörte. Auch das Bäbele legte ſeine Arbeit in einen Winkel und ging dem Mikle nach. Bald kamen beide in den tauſendfältigen, glänzendſchwarzen Juppen, die die ſchneeweißen Strümpfe faſt ganz verdeckten, wieder in die Stube. Hier ordneten ſie noch vollends ihren Anzug, banden vor dem Spiegel das Hals-

tuch feſt, brachten den Bleaz*) in Ordnung und gingen dann zur Kirche, wohin ihnen nach kurzer Zeit auch die Buben folgten.

Nach der Chriſtenlehre gingen Joſef und das Kaſpale zum Kronenwirt, um zuſammen eine Maß Bier auf gute Kameradſchaft in der Fremde zu trinken. Hier hoben von allen Tiſchen die andern Buben und Männer die Gläſer in die Höhe, daß Joſef komme und Beſcheid tue, und viele fragten, ob nicht er oder Michel dieſe Woche noch einen Tag zur Arbeit zu haben ſeien, — ſo daß Joſef, obſchon er ſich und Micheln auf die ganze Woche verſprach, dennoch manchem abſagen mußte. Die Reichern im Dorf forderten jetzt die Karten vom Wirt und fingen zu ſpielen an; Joſef und das Kaſpale aber machten ſich, ſobald ſie ihr Bier getrunken hatten, in aller Stille heim. Erſterer erzählte im Gehen dem Kaſpale, daß er im Willen habe, nach Mühlhauſen im obern Elſaß zu gehen, dort baue man jetzt viel neue Häuſer, Arbeit ſei alſo dort genug, und 30 Kreuzer könne einer täglich neben dem Eſſen leicht verdienen. An oder nach Joſefotag wollten ſie gehen, das ſei alſo grad noch fünf Wochen. Das Kaſpale erwiderte, ihm wär's recht, wenn ſchon morgen Joſefotag wär'. Mit Rechenmachen ſei eben nicht viel zu verdienen, wenn man, wie es, noch das Holz dazu kaufen müſſe.

Als ſie zu Rümmamüllers Häuschen kamen, lud Joſef das Kaſpale ein, es ſolle nur mit ihm hineingehen und grad bei ihnen zu Nacht eſſen. Das Kaſpale ließ ſich dies nicht zweimal heißen; es ging mit und blieb, bis man zu Bette ging. Wieder in ſeiner Klausnerei dann angelangt, machte es ſich Vorwürfe, daß es nicht beim Mikle auf

*) Bleaz — ein quer über die Bruſt gehender Streif, mit dem gewöhnlich in Gold geſtickten Namen der Eigentümerin.

dem „Strich“ geblieben ſei. Es hatte ſich ſchon lang vorgenommen, einmal recht von Herzen mit ihm zu reden, und das hätte ſich noch ſelten ſo gut geſchickt wie heut abend, da kein Menſch, als es, dort auf der Rahtſtubat geweſen.

„Sobald es wieder einmal ſo gute Gelegenheit gibt wie heut, will ich ſie benützen,“ dachte es; „und wenn die Gelegenheit nicht von ſelbſt kommt, ſo mache ich ſie.“

Michel, der dem Vater verſprochen hatte, von jetzt an alle Morgen ſelbſt zur rechten Zeit zu erwachen, hielt redlich Wort. Um Fünf, gleich nach dem Avemarialäuten, ſtand er jedesmal auf und ging in den Stall. Da verſorgte er das Vieh mit Futter und machte ihm ein friſches Bett aus trockener Streu und nun weckte er den Joſef, damit ſie zuſammen auf den Taglohn gingen. Arbeit hatten ſie immer, denn fleißige und geſchickte junge Leute ſind ja überall willkommen. Jetzt, um Faſtnacht herum, gab's übrigens Geſchäfte und Verrichtungen, wobei Kraft und Geſchicklichkeit in beſonderm Maße erforderlich waren. Es hatte im Dorf gut ſeine 4 Fuß Schnee, auf den Bergen noch mehr, und das war gerade die rechte Gelegenheit zum Heuziehen.

Hoch über den Alpen, da, wo keine Tanne und kein Baum mehr ſtolz den Wipfel erhebt und nur noch Föhren und Wachholderſträuche auf dem Boden dahinkriechen; wo nur noch die Gemſe ihre Weide ſucht und nichts als das Geſchrei der Steinadler die ewige Stille ſtört: — auch da noch ſucht der fleißige Bauer im Sommer das Winterfutter für ſein liebes Vieh. Auf einem ebenen Plätzchen gräbt er

dann eine Stange von Tannenholz, die er oft ſtundenweit heraufſtragen mußte, in den Boden, und um ſie herum legt er das gewonnene Heu. Im Winter ſehen ſolche ſchneebedeckte „Heuſchochen" aus, wie ein runder Kirchturm, und die Stange ragt, ähnlich wie beim Turme das Kreuz, über den Schochen hinaus.

Dieſes Heu muß nun im Winter, wenn die Berge mit Schnee bedeckt und die Abgründe mit Lawinen ausgefüllt ſind, heimgebracht werden und das iſt eine mühvolle, ja oft gefährliche Arbeit. Mühvoll iſt ſchon das Bahnen eines ſichern Fahrweges durch den oft klaftertiefen Schnee bis auf die höchſten Berge hinauf; und gefährlich iſt das Herunterfahren mit der ſchweren Heulaſt, wenn man auch nichts von den im Sonnenſchein oft losbrechenden Lawinen zu fürchten hätte.

Aber deswegen gingen Nümmamüllers Buben doch wohlgemut und mit ſtolzem Selbſtgefühl ans Tagwerk. Und ſie hatten auch alles Recht zu dieſem männlichen Stolz, der in dem Bewußtſein ihrer Kräfte lag; denn das Heuziehen iſt jedenfalls eine Arbeit, zu der nicht jeder Krösar*) Mann genug iſt.

Der Himmel war heiter, die Luft kalt und im Dorfe trieb man eben die Kühe zum Brunnen, als Joſef und Michel eines Morgens mit ihren Schlitten den Bergen zuwanderten, nachdem ſie ſich durch ein kräftiges Morgeneſſen auf den langen Tag eingerichtet hatten. Jeder, der ihnen begegnete, wünſchte ihnen einen guten Tag und gute Verrichtung. Mancher hätte gern länger mit ihnen geplaudert, aber die beiden ließen ſich von niemand aufhalten; raſch ſchritten ſie vorwärts und merkten bald nichts mehr von des Winters Kälte, die nur den Müßiggänger

*) Krösar — Schwächling.

zittern macht, dem Fleißigen aber oft faſt lieber iſt als die Hitze des Sommers.

Der Berg war erſtiegen, der Weg zum Heimfahren gemacht und die Brüder ruhten ein wenig aus im Sonnenſchein, der gerade mit ihnen auf dem Heuplatz angekommen war. Da, tief unten im kalten, halb dunkeln Tal lag ihr Dörflein mit ſeinen friedlichen Bewohnern; dort herrſchte frohes Faſtnachtsleben heute und hier oben auf den ſonnigen Bergen war alles ſo ödelig und ſtill! Kein Vogel, kein Bach, nichts regte ſich. Unter der kalten Leichendecke des Winters lagen die tauſend Kränze des Sommers welk und begraben. Mochte auch die Sonne warm und frühlingsverheißend ihre Strahlen ſenden vom blauen Himmel, kein Weſen ſchien ſie grüßen zu wollen, denn alles war gebannt von der Macht des Winters.

Hinausblickend über die eisbehangenen Klippen und Felſen, die im Sonnenſchein tauſendfältig glänzten und funkelten, gedachten die Brüder der Zeit, wo ſie als kleine Pfiſter das erſtemal im Sommer mit den Kühern aus den Alpen hier heraufgekommen waren und hinausgeſchaut hatten über die bekannten Berge ihrer Heimat. Damals hatten ſie freudig erſtaunt ausgerufen: „O wie iſt doch die Welt ſo groß!“ Unendlich gefreut hatten ſie ſich damals auf die Zeit, wo auch ſie in dieſe weite große Welt hinaus dürften. Und jetzt hatten ſie, beſonders der Michel, ſchon ſo genug an dem Leben da draußen. Wie die lang vermißte Heimat begrüßten ſie die alten Berge und zeigten ſich gegenſeitig ihre Lieblingsplätze drunten in den Alpen, wo ſie früher die ſchönſten und glücklichſten Tage verlebt hatten.

Es ward ihnen hier ſo frei, ſo wohl, daß ſie würden aufgejauchzt haben vor Luſt, wenn ſie nicht bedacht hätten, daß die Geiſter der Berge dem frohen Jauchzen oft mit dem Krachen der von ihnen losgelaſſenen Lawinen ant-

worten, — und eine Lawine hätte, wenn ſie auch da oben auf dem Berge nicht zu fürchten war, ihnen doch den eben gemachten Fahrweg verderben, oder etwa andern Heuziehern gefährlich werden können.

Nachdem jetzt der Schnee vom Schochen weggeſchaufelt, wurden Seile auf den Boden ausgebreitet, das Heu auf dieſe Seile gelegt und viereckig zuſammengebunden. Sobald eine ſolche „Bürde", etwa zwei bis drei Zentner ſchwer, gebunden war, wurde eine andere angefangen, bis der ganze Schochen aufgebunden war. Michel, der zuerſt fertig geworden, ſetzte ſich auf eine Bürde und ſchaute zu den eingeſchneiten Alpenhütten hinab, in denen jetzt vermutlich die Geiſter von verſtorbenen treuloſen Kühern und liederlichen Sennen ihr Weſen trieben. Als dann auch Joſef mit Binden fertig war, holte Michel eine Schnapsflaſche und ein Stückle Brot aus dem Ranzen und nun ſetzten ſie ſich gemeinſchaftlich auf die Bürde und langten herzhaft zu. „Bei der Arbeit tut einem ſo ein Schlückle an Leib und Seel' wohl und man iſt darum noch kein Lump," ſagten ſie zueinander.

Nach kurzer Raſt banden ſie die Flaſche auf die letzte Bürde, den ſogenannten Hund, und Michel nahm noch einen friſchen Schub „Freaßtobak", indem er ſagte, er möchte noch lang da im warmen Heu bleiben an der lieblichen Sonne, wenn's nicht Zeit wär' zum Heimfahren." Dem Eiſe aber an dem Felſen, gerade neben ihnen, ſchien das Sonnenlicht nicht ſo wohl zu gefallen, denn auf einmal ſtürzte krachend das ganze glänzende Säulengebäude des Winters zuſammen. Der donnerähnliche Schall erſchreckte die ganze, an ungeſtörte Stille gewöhnte Gegend. Bis weit hinab ſah man den Schnee aus den Tannen fallen und ſo weit, als das Krachen gehört werden konnte, ſchien alles lebendig zu werden. Zwar ſah man hier oben nur kleine

Schneemaſſen ſich vom Berge losmachen, aber augenblicklich wuchſen ſie zur ungeheuren Lawine an.

„Wenn man doch nur bei uns daheim das Krachen nicht gehört hat,“ ſagte Joſef, als es endlich wieder ſtill und ruhig war, „ſonſt hat man faſt zu Tod Kummer wegen uns.“ Michel meinte, es ſei doch gut, daß es losgegangen ſei, bevor ſie am Hinabfahren geweſen; jetzt kämen ſie jedenfalls ſicher heim und hätten nichts mehr zu fürchten, denn was heut' hat losbrechen können, ſei nun fort. Wenn es ihnen nur den Weg nicht verderbt habe!“

Sie fuhren nun, jeder mit drei zuſammengekoppelten Bürden, die eine Schwere von ſechs bis acht Zentnern haben mochten, in flugähnlicher Schnelle über ſchnee- und lawinenbedeckte Klippen und Abgründe, bei deren Anblick es im Sommer jedem minder Beherzten ſchwindelte, ins Tal hinab. Der Weg war von keiner Lawine verderbt und ſo kamen ſie bald und glücklich in der Ebene an.

Jetzt, als ſie das Heu auf die hier zurückgelaſſenen Schlitten luden und heimfuhren, begann aber auch das Juzen und Singen, welches den beſorgten Ihrigen die frohe und glückliche Heimfahrt meldete.

Im Dorf ging es heut zu wie im Himmel vor der Tür; denn in jedem, auch dem ärmſten Hauſe, wo ein Weib oder ein Mädchen iſt, ladet man in den letzten Tagen der Faſtnacht einmal die Schweſtern, Baſen, Nachbäuerinnen und Freundinnen zur Stubat ein. Es war am „ſchmutzigo Dunnstag“, dem letzten Donnerstag in der Faſtnacht. Faſt alles ging heut zur Stubat, wer nicht ſelbſt Stubata hatte. Rümmamüllers Mädchen waren mit noch zwölfen beim Weber. Da war heut alles ſo ſauber und fürnehm im Haus hergerichtet, wie in einem Pfarrhof. Schon etliche Tage hatten die beiden Töchter des Webers geſcheuert und gerichtet, „daß es a bißle eats gliche, winn d' Stubata

kund*)." Und ſie hatten ſchon zu tun. Denn es galt da nicht bloß den Stuben- und Hausboden ſchneeweiß zu waſchen und die Küche, in der das ſauber geputzte Geſchirr glänzte, mit Kaffee, Göttibrot, Zucker, Honig und andern bekannten Herrlichkeiten zu verſehen; ſondern alles im Haus, von unten bis oben, mußte in Ordnung gebracht werden, damit man, ohne ſich ſchämen zu müſſen, den Stubata die ganze Einrichtung ſehen laſſen könne, wie es unter Verwandten und Bekannten der Brauch iſt. Während nun Marie, die ältere Tochter, den Weibern Stall, Küche und Keller zeigte, ging die jüngere mit den Mädchen auf die Kammer und ließ ihnen die Kaſten voll Häß, die Kommoden voll Bettzeug, das viele Porzellan uſw. ſehen. So unterhielten ſich die fremden Weiber und Mädchen ganz gut, lobten, was zu loben war, und erzählten nebenbei auch von ihrem eignen Hausweſen. Nach dem Kaffeetrinken wurde mit Karten geſpielt, bis es zu dunkel dazu war. Dann wurde geſungen, gelacht und allerhand Kurzweil getrieben; denn mit dem Nachteſſen wartete man, bis auch die Buben kämen, und das konnte jetzt, da die Stallarbeit im ganzen Dorf vorbei war, nicht mehr lange dauern. Die Weiber waren unterdes ſchon lang wieder heim und die Mädchen, die noch da waren, wußten gewiß, daß ihre Liebhaber und, wenn ſie keine hatten, die Brüder kommen würden, um ſie abzuholen.

Das Kaſpale war den ganzen Tag daheim in ſeiner Klausnerei geblieben, aber hier keineswegs müßig geweſen. Doch war ſeine heutige Tätigkeit teilweiſe ſehr eigentümlicher Art.

---

*) „ein bißchen etwas gleich ſähe, wenn die Beſuche kommen."

Neben ſeiner Hobelbank hing nämlich eine großmächtige Schelle, die es vom Nazi entlehnt hatte. Wenn es nun eine Stubat im „beſſern Häß" vorbeigehen ſah, ſie mochte kommen und gehen, wo ſie wollte, ſo läutete es luſtig mit ſeiner Kuhſchelle zum Fenſter hinaus, daß man's im halben Dorf hörte, bis wieder ein anderer Spaßvogel, der ebenfalls zu dieſem Zweck eine Schelle gerichtet hatte, zu läuten anfing. Denn das Kaſpale war in dem Stück nicht der einzige und nicht der Ärgſte. Die Mädchen hatten dieſen Brauch freilich nicht gern und ſuchten auf alle Weiſe ungeſchellt durchzukommen; einige nahmen ſogar Säcke oder andere Sachen mit, daß man wähnen ſollte, ſie gehen ſonſt wohin; aber faſt allemal wurde ihre Liſt durch irgendeine unverſchämte Schelle zuſchanden gemacht. Es iſt doch grad, als ob auf dieſer Welt keine Freude vollkommen ſein ſolle!

Gegen Abend tat das Kaſpale ſeine Fenſterläden zu, nicht weil es fürchtete, man könnte ihm über Nacht etwas ſtehlen, ſondern daß es in ſeinem Stüble nicht gar ſo kalt werde und es morgen nicht zu viel Holz im Ofen verbrennen müſſe. Denn die Not lehrt nicht bloß beten, ſondern auch Holz ſparen. In dieſem Augenblick kamen Joſef und Michel im beſſern Häß zur Türe herein. Als Kaſpale eben die heut ſo oft gebrauchte Schelle zur Seite legte, da fragte Michel: „Haſt unſern Mädchen auch geſchellt?"

„Nein, die hab' ich nicht g'ſehen; ſind ſie auch zur Stubat?"

„Verſteht ſich, beim Weber ſind ſie mit noch etwa einem Dutzend. Heut geht alles zur Stubat; willſt nicht auch mit?"

„Wohin?"

„Zum Weber natürlich und die Mädchen holen. Du kannſt die Zither mitnehmen und uns aufmachen, wenn's

luſtig wird, — und wird's nicht luſtig, ſo iſt auch nichts verſpielt. Aber mach' ſchnell, wenn du mit willſt!"

Das Kaſpale ging von Herzen gern mit. Es legte geſchwind das beſſere Häß an und war bald gerüſtet. Joſef und Michel erzählten ihm auf dem Weg, was ſie heut getan und wie ihnen beim Heuziehen gegangen ſei. Das Kaſpale hörte ihnen aber nur mit halbem Ohr zu, denn es dachte an etwas ganz anderes: — vielleicht gab es dieſen Abend Gelegenheit, mit dem Mikle heimzugehen und bei ihm auf dem Strich zu bleiben. Dann konnte es einmal, wie es ſchon lange ſein Wunſch, mit dem Mikle allein und im Vertrauen reden, — wenn nicht auch der Senn beim Weber war und mit dem Bäbele heimging. „Aber das tut der Senn gewiß nicht," dachte das Kaſpale; „mit dem Bäbele iſt's ihm wohl doch nicht ernſt. Was wollt' ſo ein Bauer, der ein Weib braucht für Haus und Stall, mit einer Stickerin wie das Bäbele tun, die nichts als das Sticken gelernt und getan hat ihr' Lebtag'? Das Mikle wär' ſchon eher für ihn, aber ich nähm' nicht zehntauſend Gulden, wie gut ich ſie brauchen könnte, wenn dem Sennen das auch in den Sinn kommen tät'. Und doch der Teufel trau'! Ich glaub', ſo für nichts und wieder nichts kommt der Senn gewiß nicht den ganzen Winter alle Abend zum Müller herauf und wegen dem Bäbele kommt er auch nicht. Jetzt, das iſt ſchon auch wahr, ſo kurzweilig wie beim Müller iſt's im ganzen Dorf auf keiner Nahtſtubat und eſtimieren tut man den Sennen da auch genug, weil da faſt immer ſonſt nur lauter arme Oberdörfler ſind. Beim Müller im Oberdorf iſt er der Reicheſt' unter allen und bei einem Haufen Unterdörfler wär' er nicht mehr als andere. Wäh iſt der Senn, aber gar ſo ſtolz glaub' ich doch ſei er nicht, daß er bloß darum komme; und dann wüßt' ich halt, lieber Gott, nichts mehr, was ihn ſo heraufzieht, als — Doch

man wird es jetzt ſehen! Wenn es iſt, wie ich faſt fürchten tu', ſo iſt heute der Senn beim Weber und geht mit Müllers Mädchen heim, — und wenn er nicht dort iſt, ſo weiß ich, was ich tue, dann geh' grad ich mit."

Während das Kaſpale ſo ohne Zahlen im Kopf rechnete, Joſef und Michel aber vom Heuziehen redeten, waren ſie nahe zu des Webers Haus gekommen, aus dem ihnen ſchon von weitem frohes Singen und Lachen entgegenſchallte. Michel ging voran in die Stube, aber ſie waren nicht mehr die erſten Buben in derſelben und ſo eng war es darin, daß ſie nur noch auf der Ofenbank neben der ſchon z'weg*) gerichteten Suppenſchüſſel ein Plätzle fanden.

Der Weber, der ſchon lang mit der Stallarbeit fertig war und bereits wieder im Sonntaghäß prangte, hatte die Stühle um den runden Tiſch geſtellt, der im obern Stubenwinkel ſich befand, wo das Kruzifix hing. Webers Marie trug Suppe und Löffel auf den Tiſch und ſagte: „Jetzt ſoll man kommen, und zuohi ſeotzo**)!" Nachdem man nun zum Tiſch gebetet, ließ man ſich wohl ſein bei Suppe und Braten. Keines fürchtete, etwas Unſchickliches und Dummes zu ſagen und zu tun; jedes machte, ſo gut es konnte und mochte, und den andern war es ſo recht, denn man dachte da nicht an's Fürnehmtunwollen und hatte daher auch keine lange Weile.

Nach dem Eſſen wurden die Stühle auf den Tiſch und dieſer in den Uhrenwinkel geſtellt, daß es ein wenig Platz gäbe. Vom Sitzen war jetzt keine Rede mehr. Das Kaſpale mußte ſogleich die Zither holen, die es draußen verſteckt hatte, und nun wollte man ſich mit Tanzen und Ge-

*) z'weg — zurecht.
**) „dazu hinſitzen!"

ſellſchaftsſpielen unterhalten, wobei es gewöhnlich recht drunter und drüber ging. Denn luſtig mußte es jetzt werden, das hoffte und wünſchte jedes, und jedes trug auch gern das Seine dazu bei.

Der Senn war nicht da und das Kaſpale hatte einen Humor wie „Sida“*), es war ihm bei allem drum**), daß man's nicht beſſer hätte wünſchen können. Sobald es anfing aufzumachen, wurden alle Bänke leer; jeder Bub' nahm ein Mädchen „beim Flügel“ und miſchte ſich juzend und ſtampfend in die Reihe der fröhlichen Tänzer. Freilich hat es kein Auge geſehen und kein Ohr gehört, was da das Kaſpale aufmachte, ſo laut ging's zu; aber luſtig war's, ſo daß „Pruggers geiſtliches Exempelbuch“ mitſamt dem Spiegel, hinter welchem es, von Spinnen eingewebt, ſchon jahrelang ſteckte, auf den Boden herabfiel und alle Fenſter im Hauſe zitterten. Doch das war bloß, bis ſich die Buben ein wenig erſprungen hatten, dann konnten ſie ſchon ordentlich auch tun und das Walzen ging ſo g'ſatzli***) und prächtig, wie ein Spinnrädle. Wenn es dann den Tanzenden zu heiß wurde, ſo ruhte man aus, daß man ſich verſchnaufen könne, und das Kaſpale, welches auch hier, wie überall wo es luſtig herging, der Rädleführer war, unterhielt die Leute mit Geſellſchafts- und Pfänderſpielen. Die Pfänder mußten dann durch Tanzen, Küſſen u. dgl. wieder gelöſt werden; aber dabei ging es ganz ordentlich zu, und wenn einem Mädchen aufgegeben wurde, „daß es für ſein Pfand dem Liebſten einen Kuß geben müſſe,“ ſo gab es den Kuß dem Heiland am Kreuz.

So floſſen die Stunden ſchnell dahin und es war al-

---

*) Sida — Seide.

**) einem drum ſein — eine Freude zu etwas haben, gut aufgelegt ſein.

***) g'ſatzli — in der Ordnung.

len noch faſt zu früh zum Heimgehen, als die alte Uhr zehne ſchlug; doch es mußte ſein, denn um Zehn iſt es für jedes ordentliche Mädchen die größte Zeit zum Heimgehen, wenn es nicht will, daß ihm die Fledermäuſe ins Haar kommen. Die Buben lieſen in Hemd und Hoſen durcheinander, um das übrige, in der Hitze beim Tanzen weggeworfene Häß wieder zuſammenzuſuchen, während die Mädchen ihre runden ſchwarzen Pelzkappen aufſetzten. Dann ging alles, der Weber mit dem Lichte zuletzt, zur Türe und zum Haus hinaus. Die Stubata bedankten ſich und luden Webers ein, ſie ſollen bald kommen, „'s ga inzühо*)." Dann fanden ſich die Paare zuſammen. Das Kaſpale ging mit dem Mikle, Joſef mit dem Bäbele dem Häuschen am Brunnobächle zu; Michel aber allein hintennach, nachdem er geſehen hatte, daß ſchon zwei Buben mit Webers Mädchen zurück ins Haus gegangen. Er war den ganzen Abend recht luſtig geweſen, hatte ſo viel gejuzet und getanzt als einer; beſonders ſchien Webers Marie ihm zu gefallen, denn mit der tanzte er, ſo oft er konnte, — und da war es ihm dann nicht zu verargen, wenn er beim Heimgehen ein wenig brummelte. Das Kaſpale war ſchon wohlauſer. Wie hatte ſich jetzt alles ſo prächtig gerichtet! Vor acht Tagen wär' es ihm noch nicht im Traum eingefallen, daß es in dieſer „Faſchnaht"**) noch ſo glücklich ſein und zum Mikle auf den Strich kommen würde. So gut hatte es beim Mikle noch kein Unterdörfler gehabt. Glücklich wie ein Landamma juzte es hinab ins Unterdorf, als ob es der ganzen Gemeinde ſeine Freude verkünden wolle.

Nachdem ſie daheim angekommen waren, Joſef die Fenſterläden zugetan und das Mikle Licht gemacht hatte,

*) 's ga inzühо — es einzuziehen, d. i. Gegenbeſuch zu machen.

**) Faſchnaht — Faſtnacht.

konnte das Bäbele gar nicht genug erzählen, wie die Webers ſo vieles und ſo ſchönes Küchengeſchirr und ſo prächtige Käſten voll Häß hätten. Michel, welcher ſolche Schüſſeldiskurſe nie gern hörte und diesmal ſchon gar nicht, ſagte endlich, als es ihm zu lang währte: „Du hätteſt notwendig ein paar Schüſſeln mitnehmen und ſie in den Tiſchwinkel neben das Kreuz ſtellen ſollen, da könnteſt du ſie dann immer anſehen, wenn du wollteſt!“

Alle lachten. Das Kaſpale aber ſagte: „Es geht ihm eben, wie einmal einer Oberländerin; die hat der Pfarrer in der Kinderlehr' g'fragt, ob ſie auch wiſſe, wie viel die Mutter Gottes Söhne gehabt habe. Statt einer Antwort fragte nun ſie ihn, ob er wohl wiſſe, wie viel Fenſter ſie daheim auf der hintern Kammer hätten, und da der Pfarrer es unwillig verneinte, ſagte ſie: „Drei haben wir. Siehſt, Pfarrer, ſo iſt's auf der Welt: es weißt halt a jeda Sin's*)!“ Dem Bäbele geht's jetzt auch ſo. Es weiß halt auch Sin's und ich tät' Min's**) ſchon auch wiſſen; aber ich bin nicht ſo närriſch wie das Bäbele, daß ich's grad ſage. Man tut eins dafür nichts als auslachen.“

„Ich möcht' aber grad auch nichts wiſſen, wenn ich's nie jemand ſagen dürft'!“ meinte das Bäbele.

„Wär's dir auch ſo, Mikle?“ fragte das Kaſpale.

„Nein, mir wär's g'nug, wenn ich es wiſſen tät'!“

„Dann will ich Min's lieber dir ſagen.“

Joſef winkte jetzt ſeinem Bruder und Bäbele und ſagte lachend: „Ich glaub', wir drei können ins Bett. Wenn uns das Kaſpale allenfalls braucht, wird es uns ſchon wecken.“

---

*) „es weißt halt a jeda Sin's“ — „es weiß halt ein jeder das Seinige.“

**) Min's — das Meinige.

Sie ſtanden auf, taten die Schuhe ab, nahmen das Weihwaſſer aus dem kleinen zinnernen Keſſelchen neben der Stubentür und mit dem gewöhnlichen „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ gingen ſie zur Stube hinaus.

Das Kaſpale war noch ſein' Lebtag' nie auf dem Strich geweſen, weder beim Mikle noch ſonſt bei einem Mädchen; aber zum Mikle hätte es ſchon vielmal gern mögen, wenn ihm nicht zu angſt geweſen wäre. Es hatte auch ſchon Viertelſtunden lang darüber nachgedacht, was es dem Mikle alles ſagen wollt', wenn es einmal allein bei ihm ſein könnte; und jetzt, da es ihm wirklich allein gegenüber am Tiſche ſaß, bei einer Gelegenheit, wo ſonſt die unberedteſten Klötze geſprächig werden, wußte das ſonſt nie verlegene Kaſpale kein Wörtle zu ſagen. Schweigend, oft mit den Blicken ſich begegnend, ſaßen beide ein paar Minuten da, dann ſagte das Mikle in ſcherzendem Ton:

„Wann ladeſt wohl du uns zur Stubat ein?“

„Sobald ich einen eigenen Herd hab' und euch grüßen kann als Gäſte in meinem eigenen Haus.“

„Zu einem eignen Herd kannſt du ſchon kommen, wenn du einmal das Mauren gelernt haſt, die Steine ſind wohlfeil bei uns; aber ein Haus — das braucht ſchon a bißle mehr!“

Beide lachten, und das Kaſpale meinte: „Das Ärgſt' ſei dann noch, eine Köchin in das Haus zu bekommen.“

„Na,“ ſagte das Mikle, „das iſt nicht halb ſo bös. Es ſind eine ganze Kirche voll Mädchen im Dorf und alle wollen.“

„Aber nicht mich!“

„Ja, ſei nur froh! Was wollteſt du mit allen tun?“

„Da haſt auch recht. Ich wäre wohl zufrieden mit einer, wenn ſie akkurat wär' wie du!“

„Bſt, Kaſpale, du mußt nicht ſchmeicheln!“

„Gewiß, mir iſt's der bar' Ernſt. Siehſt, Mikle, es iſt jetzt das erſtemal mein' Lebtag', daß ich auf den Strich geh'! Das Kareſſieren und Schöntun kann ich nicht und mag's nicht."

„Und ich kann's auch nicht haben, wenn einer ſo hähl*) tut wie eine Katz'. Da fügten wir in dem Stück grad zuſammen."

„Ich wollt', wir täten noch in mehr Stücken zuſammenfügen und es wär' dir in allem grad wie mir!"

„Und wie iſt es dir?"

„Faſt wie zu der Zeit, als ich noch ein kleiner Bub' geweſen bin. O du weißt es gewiß noch, wie ich da alles mit dir und Joſef gemein hatte! Wenn ich dann einmal etwas Neues überkam, es mochte ein Stück Häß oder Bäſolzüg ſein, ſo lief ich allemal gleich damit zu euch herab, um es euch ſehen zu laſſen, dir und dem Joſef."

„Ja, das weiß ich noch ganz gut! Und wenn es uns dann nicht gefiel, was du uns ſehen ließeſt, ſo freute es dich gleich auch weniger; dagegen wenn wir es lobten und ſagten, wir möchten auch ſo etwas, ſo gingſt du zur Mutter ſelig und bateſt ſie, ſie ſoll uns das auch überkommen, wir hätten's ſo gern; dein Vater ſei arm wie ſie und hab' es dir doch gekauft." Einmal haſt du neue Schuhe ſehen laſſen, und da ich ſagte: „Ich wollt', ich hätt' auch ſolche!" haſt du mir den einen davon ſchenken wollen. Ich weiß noch ganz gut, wie da meine Mutter ſelig ſo herzlich gelacht hat."

„Ja, Mikle, da iſt mir noch wohl geweſen und drei liebe Menſchen hab' ich gehabt, den Vater ſelig und dich und Joſef. Aber jetzt iſt der Vater geſtorben und ich hab' keine Eigenen mehr auf der ganzen Welt. Drum möcht' ich wieder, wie als kleiner Bub', alles mit dir

*) hähl — übertrieben freundlich.

gemein haben, dir alles mitteilen, was ich weiß und was ich erwerbe, wie damals."

„Ja, damals biſt ſchon ein recht gut's Kaſpale geweſen. Wenn du andern Leuten, deinem Vater oder Joſef, etwas tun konnteſt, ſo hat's dich faſt noch mehr gefreut als ſie."

„Und grad ſo hab' ich's jetzt noch — ich muß einen Menſchen haben, dem ich Freud' machen kann, ſonſt hab' ich ſelbſt auch keine. So ganz allein in der Klausnerei leben, das tät's noch; aber mir iſt es jetzt vielmal faſt, als ob ich allein auf der Welt ſei."

„Das wird nun ſchon anders und beſſer. Du gehſt mit Joſef ins Elſaß, da werdet ihr die beſten Freunde, denn Joſef mag dich recht gern, — und ihr könnt immer beieinander ſein, zuſammenhalten ſo treu und feſt wie Brüder, bis ihr wieder miteinander heimkommt. Oder?"

„Joſef iſt mir ſchon recht lieb, aber —"

„Was?"

„Er wird jetzt Meiſter und ich ſein Lehrbub' und die zwei kommen faſt ſo wenig miteinander aus, als reich und arm. Wenn ein armer Teufel einem Reichen Geld ſchuldig iſt, ſo iſt die Freundſchaft zwiſchen ihnen hin, das hab' ich ſelbſt nur zu gut erfahren."

„Du mußt aber doch nicht wähnen, daß Joſef drum ſtolz wird, weil du ſein Lehrbub' biſt. Er zeigt dir gewiß alles gern, wenn du mitgehſt und in der Fremde bei ihm brav bleibſt."

„Ja, das glaub' ich ſonſt auch, es wird ſchon gehen; und dann, wenn ich einmal ſchaffen und etwas verdienen kann, will ich es ganz gewiß weiter bringen, als zu einem Quartier im Armenhaus, da iſt mir nicht bang, — eure Buben haben's auch ſchon weit gebracht. Aber eins mangelt mir dann halt doch noch, wenn mir ſonſt auch alles

nach Wunſch geht, und das wär' mir grad das Liebſte. Ich wollt' halt, ich hätt' auch ſo ein Mikle daheim, wie Joſef — und wenn's ſchon nicht meine Schweſter wär'."

„Und dann?"

„Dann tät' ich immer, was dem Mikle Freud' machte, und das wär' gewiß nur lauter Gutes. Ich wär' häuslich und brav, und wer das iſt, der kommt zu etwas. Das Mikle aber tät' ich nie mehr fortlaſſen, und wenn es heiraten wollt', ſo täten's wir grad an einem Tag. Aber jetzt ſag' du Din's auch!"

„Min's iſt der alt' Vater, der ſchon ſo viel für uns erlitten und getan, und die Geſchwiſter, die mir die Mutter auf dem Todbett empfohlen hat. Das iſt eine Zeit für uns geweſen, eine traurige! Ich war das Älteſte und erſt zwölf Jahr' alt. Mich nimmt jetzt noch vielmal wunder, daß der Vater den Kummer und das Elend überlebte. Er hat es in der frühern Zeit ſo gut gehabt und war's ſo gut gewohnt und ſo einem Vater muß es doch faſt das Herz abſtoßen, wenn er die Kinder ſo arm und verlaſſen ſieht und ihnen nicht helfen kann. Wenn ich ſpäter an dieſe Zeit gedacht habe, hab' ich vielmal zu mir ſelber g'ſagt: „Nein, heiraten tu' ich nicht, in ſo ein Elend mag ich mich und ander' Leut' nicht bringen!"

„Du gut's Mikle, es geht aber nicht immer bös auf der Welt! Mein Vater iſt wohl auch arm geweſen und hat viel ausſtehen müſſen mit der Mutter und mir, aber er hat doch vielmal g'ſagt, ich ſei ihm das Liebſte auf der Welt, und ſo er mich hab', ſei ihm ſo wohl als den Reichen. Und dein Vater iſt doch auch wohl froh, daß er g'heiratet hat, es wär' ihm jetzt ſonſt nicht halb ſo wohl. Und wenn es unſern Vätern auch vielmal ſchlecht gangen iſt, ſo geht es dann vielleicht grad uns um das beſſer."

„Das iſt noch ungewiß. Ich glaub' ſchon, daß du

es nach und nach vorwärts bringſt, aber jetzt iſt dir g'wiß wohler, wenn du nie an's Heiraten denkſt."

„Aber a Schätzele ſollt' einer halt doch haben, daß er a bißle wiſſen tät', für wen er ſchafft und was er einmal zum Lohn für ſein Schaffen und Machen hoffen könnte. Ich hab' früher vielmal ſingen hören:

I bin a luſtiga Kerle
Und ſchaff' für drei vier;
Ans Schätzele denk' i,
Das iſt beſſer als Bier!

Zu der Zeit hab' ich dann denkt: „Wenn ich recht Durſt hätt', wollt ich eine halbe Bier doch wohl lieber;" aber jetzt weiß ich g'wiß, daß das Versle ſo wahr iſt, als eine Predigt. Es muß einem recht wohl ſein bei der Arbeit und immer, wenn man a Schätzele hat und denken kann bei allem, was man tut: „Das tu' ich für mich und ſie!" Ich glaub', das ſei auch eine gute Meinung, und wer die mache, dem geh' alles ring und leicht. Auch hab' ich ſchon oft ſagen hören, zum Schaffen ſeien zwei Verliebte am beſten, die hätten einen guten Humor dabei und täten ſo viel als ſonſt viere."

„Da kommt mir in den Sinn, was unſere Buben ſchon vielmal g'ſagt haben, ſie ſeien auch nicht immer gern im Elſaß; aber wenn ſie daran denken, daß ſie dort der Haushaltung und den Eigenen am meiſten tun können, und wie prächtig es ſei, wenn ſie im Herbſt als brave Buben mit viel Geld heimkommen und ſo der Haushaltung ſtets beſſer auf die Füß' helfen, — dann, ſagten ſie, hätten ſie wieder gern g'ſchafft und ſeien dabei wohlauf und luſtig geweſen.

„Siehſt, das ſag' ich ja auch! Aber für wen ſchaff' ich? Jetzt hab' ich keinen Vater, keine Eigenen, gar niemand; drum möcht' ich halt a Schätzele haben!"

„Du überkommſt jetzt dann ſchon eins, wenn du dich gut hältſt. So einen Fremdler, der fleißig und brav iſt und nicht gar z'ausländiſch tut, mag faſt jedes Mädchen gern.“

„Und wie wär' es dir, Mikle?“

„Du biſt mir ſchon auch lieb und recht, aber ich hab' dir ſchon geſagt, was Min's ſei: der Vater und die Eigenen und das Verſprechen, das ich der Mutter auf dem Todbett geben hab'. Und dann wird man ja wieder ſehen, was Gott's Will' iſt. Jetzt ſich ſo in den Nebel hinein das Heiraten verſprechen, wär' närriſch. Ich bin erſt 25 Jahr' und du noch zwei Jahr' jünger, da kann man ſchon noch warten. Aber das mußt du dann auch nicht wähnen, daß ich einen andern im Sinn hab'; für jetzt denk' ich an nichts, als die Eigenen.“

„Dann hab' ich in meiner Heimat keinen einzigen Menſchen, der Freud' und Leid mit mir teilen tut und der mich gern mag!“

„Wohl freilich! Den Joſef haſt du; der iſt froh, daß du mit ihm gehſt, und bis du ein paar Jährle fortgeweſen biſt, kann ſich viel ändern.“

„Still, ich hör' draußen lärmen und ſingen!“ ſagte das Kaſpale, den Kopf wieder aufrichtend, den es bisher hatte hängen laſſen. Beide horchten und hörten ſingen:

Mädle, nimm kan Schoppernauer,
Es tät' di g'wiß nöd freuo;
Du müßteſt da den ganzen Summer
An der Uenſcho*) heuo!

„Das ſind Auer!“ ſagte das Mikle. „Still, ſie kommen näher!“ Und wirklich hörte man ſie bald darauf hart vor dem Häusle ſingen:

*) Uenſcho — ein 2139 m hoher Berg neben dem Dorf.

Magſt du mi,
So mag i di,
Dann ſind mer beide beieinand'.
Magſt du mi nöd,
Mag i di nöd,
So ſind mer glei wieder voneinand'.

„Das ſingt der Senn viel hundertmal; ich glaub' faſt, er iſt auch dabei!" ſagte das Mikle. Aber jetzt tat's einen Schlag in den Fenſterladen, daß es krachte. Das Mikle wußte ſchon, was in ſolchen Fällen der Brauch iſt, und tat den Laden auf. Da ſteckte ſogleich ein Bub' den Kopf herein, den er aber, daß man ihn nicht kenne, mit einem Schnupftuch verbunden hatte, und mit verkehrter Stimme ſagte er, man müſſe es jetzt nicht ungern haben und nicht fuchsteufelswild werden, wenn er komme und ſtören tue! Sie ſeien (er und noch etliche) da vorbeigangen und hätten geſehen, daß die Fenſterläden alle zu ſeien; da hätten ſie denkt, deswegen, weil man da fürchte, man könnte über Nacht kommen und das Geld ſtehlen, hätt' der Müller die Läden gewiß nicht zu und den roten Michel ſtehle ihm auch niemand, wegen dem müßte man die Läden auch nicht zutun; da müſſe ſonſt 'was Teufels in der Stube ſein. Wenn ſie gewußt hätten, daß nichts da ſei, als das kohlſchwarz' Kaſpale, ſo hätten ſie gar nicht ſtören mögen!

Jetzt ſagte ein anderer, den das Mikle für den Sennen hielt: „Das Kaſpale gibt ſpäter einmal ſchon noch etwas ab, es geht in's Elſaß!" Da fingen die Buben an, das Kaſpale als Fremdler auszulachen, und der Senn — denn der war es wirklich mit drei Auern — ſagte ein paar Verſe aus dem „Wälder Buobo"*), über welche die in der

*) „Der Wälderbuob, von Joſef Feldkircher", abgedruckt in „Vogts Belvedere der Hochlande, Seite 13 u. folg. Lindau, Stettner 1846."

Stube ſowohl, als die draußen herzlich lachen mußten. Die Verſe hießen:

Die Murar pflutſchorod i d'Welt
Im März no vor do Flügo,
Und bringods ou am Hebſt ka Geld,
So kunnt's doch huo ga lügo.
Da Brava abor tun i nünz,
Dinn äppa Oanar bringt ſchu Münz'
Und kunnt am Hebſt ga röſto,
Dam gaunzo Hus zum beſto.

Und gaunz mit Recht hind d'Fründlar-Mä
Lange Hoſa übor d'Schinkol,
Dinn die vorſtaund 's groß' Häxowä,
Do Winkol und do Sinkol.
Sie machod, woßt dor Guggar wau!
Viel große Akkörd dum Tauſod nau
Und kunnt dor Stüo und Meatol
So nau und nau vum Beatol*).

„So, jetzt gut' Nacht, nix für ungut, wenn ihr wollt, und ſonſt, wenn ihr wild ſeid, ſo betet einen Roſenkranz!" Mit dieſen Worten ſchlugen die Buben den Laden wieder zu und gingen juzend und ſingend ins Unterdorf hinab.

An ſolche Störungen muß ſich jeder, der auf den Strich geht, gewöhnen und er tut am beſten, wenn er die Spöttereien ſolcher Nachtbuben geduldig hinnimmt und

*) „Die Maurer flattern in die Welt Im März noch vor den Fliegen, Und bringen ſie auch im Herbſt kein Geld, So kommen ſie doch heim, um zu lügen. Den Braven aber tue ich nichts, Denn etwa einer bringt ſchon Münze, Und kommt im Herbſt, um zu raſten, Dem ganzen Hauſe zum Beſten. — Und ganz mit Recht haben die aus der Fremde zurückkehrenden Männer Lange Hoſen über die Schenkel, Denn dieſe verſtehen das große Hexenwerk, Den Winkel und das Senkblei. Sie machen, weiß der Guckguck wo, Viele große Akkorde dem Tauſend nach Und kommen durch Stein und Mörtel So nach und nach vom Bettel."

tut, als ob ihn das gar nichts angehe. Schon mancher, der da Spott mit Schimpf bezahlen wollte, oder gar hinausging, um die Lärmer fortzujagen und Ruh' zu machen, bereute es hernach mit halb zerſchlagenem Kopf, daß er keinen Spaß hatte verſtehen wollen. Dem Kaſpale war es nicht eingefallen, ſo etwas übel aufzunehmen. Auslachen tun die luſtigen Leut' jeden, ſei er Schuſter, Schneider, Gemeindsrat oder was er wolle; wenn einer das Auslachen nicht haben könnte, ſo müßte er Pfarrer werden, das iſt der einzige Menſch in der Gemeinde, den man gehen läßt. Als Fremdler und Maurer durfte ſich einer ſchon eher auslachen laſſen, als mit der Armut und den Fehlern der Eltern; für letzteres können die Kinder nichts, und doch hatten die Unterdörfler das Kaſpale bisher mit ſo etwas ausgelacht.

Nachdem draußen wieder alles ſtill geworden war, ſagte das Mikle, es glaube ganz gewiß, der, welcher die G'ſätzle aus dem Wälderbuben geſagt hab', ſei der Senn geweſen. Dem Kaſpale aber war es um die G'ſätzle im Wälderbuben ſo gleich, als um tote Fliegen, und das Mikle irrte ſehr, da es wähnte, die Stichelreden der Nachtbuben ſeien ſchuldig, daß das Kaſpale gar nicht mehr zum Reden aufgelegt ſei. Es war auch wirklich eine Zeitlang ganz ſtill, ſo daß man leicht merken konnte, es gehe ihm etwas im Köpfle herum; dann aber ſah es nach der Uhr, und da es ſchon faſt Zwölfe war, ſtand es auf und ſagte, es wolle jetzt heim nach Bettlehem.

„So, das war das erſt'mal auf dem Strich," ſagte es zu ſich ſelber, als es im Schein des eben aufgegangenen Mondes ſeiner Heimat zuſchritt, „und der Mond da oben wird wohl ein paar dutzendmal voll und leer werden, bis ich wieder einmal Luſt dazu überkomme. Ich habe jetzt ſchon gemerkt, wo die Katz' im Heu liegt. Wenn ich ſo

ein Kerle wär', der Haus und Hof hätt' wie der Senn, dann wär' ich den Mädchen ſchon recht. Daß es die andern alle ſo haben, hab' ich ſchon lang gewußt; aber das Mikle, hab' ich immer gewähnt, ſei beſſer als andere. Doch jetzt merk' ich wohl, daß es mich gewaltig betrogen hat, und das tut mir faſt noch weher, als daß es mir ſo rund hat abg'ſagt. ‚Es müſſe bei den Eigenen bleiben!' Das könnt' es ja noch wegen meiner; ich hab' nicht geſagt, daß es mit mir ins Elſaß gehen ſoll. Aber es iſt grad gleich, was es zu mir ſagte; alles miteinander heißt doch bloß: ‚Ich mag nicht!' — und ob man einem das mit ſüßen oder mit ſauren Worten ſagt, iſt am End' das nämliche. Auf den Sennen kann das Mikle freilich auch noch lang warten, das hab' ich jetzt ſchon g'merkt; wenn es ihm drum wär', ſo wär' er wild worden, da er mich beim Mikle auf dem Strich g'ſehen hat. Zum Weber iſt er auch nicht kommen und hat das Heimtun von Müllers Mädchen dem Schickſal überlaſſen; und bloß von den G'ſätzlen im Wälderbuben und den G'ſchichten, die der Senn auf der Nahtſtubat erzählt, hat das Mikle wohl nicht viel. Doch mir kann's jetzt gleich ſein, wer es gern hat und wen es gern möcht'; einmal mich mag's nicht. Wenn es einmal eine Motol verdient hätt' und wert geweſen wär', daß man wegen ihr rähgo tät', ſo iſt es das Mikle; aber nicht das, welches jetzt die Haustür beim Müller zuſchlägt, ſondern jenes, das ich Tröpfle mir eingebildet hatte und das ich — vergeſſen will."

Das Kaſpale war jetzt wieder in ſeiner Klausnerei. „Das Beſte wär'," ſagte es zu ſich ſelbſt, noch einmal ins Dorf hinabſchauend, „wenn ich morgen fort könnte. An andern Orten hätt' ich's dann, will's Gott, doch ſo gut als andere Fremdler; aber hier in dieſem Dörfle bin ich der allerelendeſte und verlaſſenſte Tropf. Doch nicht mehr lang,

Sakerlott! Ich weiß gewiß, ja ich merk's in allen Gliedern, daß ich auch noch etwas Recht's werden kann. Jetzt will ich an nichts mehr denken, als daß ich einen rechten Kerle abgebe, und hernach wird man ja weiter ſehen, wie es geht; der Letzte hat keinenfalls noch geſchoſſen."

Mit ſolchen Plänen und Gedanken beſchäftigte ſich das Kaſpale noch lange Zeit und erſt gegen Morgen ſchlief es ein.

Die fünf Wochen bis Joſefotag gingen dem Joſef zu ſchnell, dem Kaſpale zu langſam vorbei. Der Aſchermittwoch hatte dem frohen Faſtnachtsleben ein Ende gemacht. Überall herrſchte wieder die frühere Stille und Ruhe, auch auf der Nahtſ...bat beim Müller.

Der Senn, der die letzte Faſtnachtswoche ausgeblieben war, kam jetzt wieder alle Abende herauf zu Rümmamüllers, denn im Unterdorf, wo es in der Faſtnacht am luſtigſten geweſen, war es jetzt am ſtillſten und beim Kronenwirt wurde an Werktagabenden ſchon um acht Uhr das Licht gelöſcht. Nun mutterſeelenallein bei ſeiner Schweſter daheimhocken hätte der Senn nicht mögen und in den Büchern leſen, die er vom Pfarrer-Vetter geerbt, wär' ihm auch zu langweilig vorgekommen. Er war überhaupt kein Lesliebhaber, und wenn er dann und wann aus Langweile eine Stunde in einem Buche las, ſo tat er es hauptſächlich, weil das Buch vom Pfarrer-Vetter kam; ein anderes nahm er nie in die Hände. Der Herr Pfarrer-Vetter war allzeit der Stolz und die Freude ſeiner Familie geweſen. Wenn der Senn in ſeinen Knabenjahren, und als er ein Werktagſchüler war, einmal nicht ordentlich tat und loſe Streiche machte, ſagten Vater und Mutter zu ihm: „Du ſollteſt dich ſchämen, ſo unartig zu ſein, da wir doch einen Pfarrer zum Vetter

haben; ja du beſonders ſollteſt immer ordentlich tun, weil er dir noch ſogar Taufgötte iſt.“ Als des Sennen Vater auf dem Todbette lag, ſagte er, er gehe ſeinem Weib gern nach in die Ewigkeit, denn er wiſſe gewiß, daß er an ſeinem verſtorbenen Bruder, dem Pfarrer, einen mächtigen Fürbitter bei Gott habe.

Jetzt lebte der Senn mit ſeiner Schweſter im Vaterhauſe und ſie ließen ſich wohl ſein bei dem hübſchen Vermögen, welches die Eltern ihnen hinterlaſſen hatten. Gewiß war das Bäbele nicht die einzige im Dorf, welcher der Senn und ſein Anweſen gefallen hätte; aber bisher hatte der Senn ſich nicht viel um Mädchen gekümmert. So an Faſtnachtstagen und Hochzeiten konnte es den Fall ſchon geben, daß er mit einer zechte, tanzte und heimging, denn im Wirtshaus kam's ihm auf ein paar Gulden hin oder her grad nicht an. An ſolchen Tagen war es ihm dann aber auch gleich, mit wem er tanzte, wenn es nur eine gute Tänzerin war. Da ſeine Schweſter das Hausweſen ganz gehörig verſorgte, hätte er nicht gewußt, warum er ans Heiraten und alſo auch ans Kareſſieren hätte denken ſollen.

Ledigo Leuto iſt es wohl,
Ihre Kinder ſchlafen ſchon!

ſang er vielmal, wenn er beim Kronenwirt ſaß nach dem Gottesdienſt und den Mädchen nachſah, die aus der Kirche heimgingen. „Einem ſchönen Mädchen und einer hübſchen Kuh ſieht man immer gern nach, wenn man ſie auch grad nicht kaufen will. Hübſchere hab' ich nun allerdings ſchon geſehen als meine Schweſter, aber mir hat doch noch keine beſſer gefallen. Freilich hat ſie auch ihre Launen, aber ich bin die ſchon gewohnt; eine andere hätte vielleicht noch mehr, und dazu lauter ſolche, die ich nicht gewohnt wär'.“ So ſagte der Senn und weder Buben noch Mädchen konnten ihn zu einer andern Meinung bekehren. Auf der Naht-

ſtubat beim Müller war er beſonders gern; er wußte, daß man es ihm dort „für eine Ehre hielt," ſo oft er kam. Da erzählte er dann ſeine Geſchichten und ſprach viel und gern vom Pfarrer-Vetter, in deſſen Büchern er ſie geleſen habe.

Mit dem Kaſpale überkam er nie mehr Streit, denn dieſes ſaß jetzt faſt immer mäusleſtill da. Es hatte noch nicht vergeſſen, wie ihm auf dem Strich gegangen war, und es wollte ſolches auch nicht vergeſſen. Denn das, meinte es, wäre in der Fremde das beſte Hausmittel gegen das Heimweh, wenn es (das Kaſpale) daran denke, wie man es in der Heimat für gar nichts gehalten habe, weil es arm iſt und dem Schwarzhannes gehört. Sogar das Mikle, wähnte es, hab' es nur wegen ſeiner Armut nicht mögen — das war alſo in dem Stück auch nicht beſſer als andere und es dünkte das Kaſpale vielmal kurios, warum ihm trotzdem das Mikle ſo tief ins Herz gewachſen, daß es gar nicht herauszubringen war.

Schon vielmal hatte das Kaſpale ſich am Morgen vorgenommen, nicht mehr zur Nahtſtubat zu gehen; aber der Tag war ſo lang, daß es am Abend von Herzen gern ein paar Stunden — zu andern Leuten ging. Da ſaß es dann gewöhnlich im Tiſchwinkel neben dem Joſef und hatte mit ihm einen eigenen Diskurs. Freilich merkte alles auf der Nahtſtubat, daß dem Kaſpale etwas über das Leberle gekrochen ſein müſſe; aber kein Menſch konnte ſich einbilden, was? Das Mikle nicht einmal, obſchon es die Urſache von Kaſpales ſchlechtem Humor war.

Auch es hatte jenen Abend noch nicht vergeſſen, aber das wähnte es nicht, daß es da dem Kaſpale weh getan habe. Es hatte ihm ja treu und offen, wie eine Schweſter dem Bruder, was es dachte und meinte, geſagt. Das Kaſpale war ihm lieb und recht und grad drum hatte es ſo

offen mit ihm geredet. Schon jetzt auf viel' Jahr' hinaus ſich wechſelſeitig das Heiraten verſprechen, dünkte ihm eben recht närriſch. Dem Mikle kam dabei Kaſpales Armut nie in den Sinn; denn es traute dem Kaſpale zu, daß es ſich, wenn es einmal etwas Rechtes gelernt habe, ſchnell vorwärts bringen werde, und dann überkomme es gewiß Mädchen genug.

„Wenn das Heiraten von einem Paar Gott's Will' iſt, ſo braucht's nicht, daß ſie vorher ſchon Jahre lang ein unnötig's G'ſchäft miteinander haben, und dem Kaſpale könnte es auch noch anders werden, und dann tät's es ja nur reuen, daß es ſein' Lebtag' ein einzig's Mal bei mir geweſen iſt. Das iſt freilich wahr, ſo viel als einem würde ich in dem Stück dem Kaſpale ſchon trauen; aber wenn es ihm ſpäter noch iſt, wie heut', ſo kann es ja wieder kommen, es iſt immer der liebſte Gaſt, wenn es kommt. Doch jetzt bin ich dem alten Vater und der Mutter ſelig und den Buben, die auch für mich ſchaffen, ſchuldig, daheim zu bleiben und zu helfen, was ich kann. Joſef tät' gewiß auch ſo gern daheim bleiben, als Michel; aber er ſagt kein leides Wörtle und tut gern, was er kann, und alles bloß für uns. Das iſt ſchön! So will ich es auch machen und auch ganz den Eigenen gehören, dann wird mir Gott wohl geben, was für mich das Beſte iſt."

So dachte das Mikle. Es hatte ſich ſchon vielmal vorgenommen, es wolle ſich mit dieſen Geſchichten keine Kopfarbeit mehr machen, da ſei beſſer etwas zu erwarten als zu erſpringen; aber wenn es dann das Kaſpale ſo ſtill im Winkel ſitzen ſah, wie ein Stiefkind, ſo mußte es allemal denken: „Wenn ich jetzt keinen Vater, keine Eigenen, kein Haus und auf der Welt nichts hätt', wie das Kaſpale? — Aber dann tät' ich doch auch nicht zuerſt ans Heiraten denken! Ich weiß nicht, was ich dann tät', aber was ich

jetzt tun will, das weiß ich: dem Vater will ich beiſtehen, viel Freud' und ein frohes Alter ihm machen; den Buben aber will ich bei der Arbeit helfen, was ich kann, und dafür ſorgen, daß Michel und das Bäbele Frieden miteinander haben. Das will ich tun und dabei für das Kaſpale etwa ein Vaterunſer beten. Es iſt das Beſte, was ich jetzt tun kann."

Michel machte immer Pläne, was er den Sommer alles tun wolle, war aber dabei keinen Augenblick müßig, — was ſonſt nicht bei allen Planmachern der Fall iſt. Joſef half ihm in allem, ſo viel er's vermochte, wobei er jedoch dem Bruder das Anordnen überließ; denn die Bauerſchaft verſtand Michel beſſer, das mußte man ihm laſſen, und Joſef ſagte: „Beim Mauern bin ich Meiſter und beim Bauern du; jeder ſoll da reden, wo er es am beſten verſteht."

So waren Joſef die fünf Wochen ſchnell vorbeigegangen. Sein Namenstag (19. März) war der letzte Feiertag, an dem er daheim in die Kirche ging. Er beichtete da noch und kommunizierte, denn am andern Tag hatte er im Sinn fortzugehen. Nach dem Gottesdienſte beſuchte er mit Kaſpale den Pfarrer, wie es jeder ordentliche Fremdler tut, um ihm „B'hüt Gott" zu ſagen und ihn um ſein Gebet zu bitten. Dann mußte er auch noch zu einigen Vettern und Baſen, ſo daß die Namenstagküchle faſt kalt wurden, bis er zum Mittageſſen heimkam. Er traf alle Eigenen in der Stube beiſammen; ſie ſchienen auf ihn gewartet zu haben. Sobald er nun die Tür hinter ſich zugetan, ſprangen ſie auf ihn los, packten ihn beim Hals, wünſchten ihm ſo nach Landesbrauch Glück zum Namenstag und die Geſchwiſter ließen ihn nicht eher los, bis er ihnen eine Maß Roten zu zahlen verſprochen.

Joſef ſagte auch zu, daß er heute noch mit ihnen

ins Wirtshaus gehen wolle, und bat dann den Vater, er ſolle doch mit hinab zum Kronenwirt, das Wetter ſei ſo ſchön und warm, der Weg bloß etwa zehn Minuten weit. Und dann können ſie lang nicht mehr miteinander ins Wirtshaus gehen.

Der Müller erwiderte, er ginge recht gern; aber wenn man den ganzen Winter nie in die Kirche gehe, dürfe man halt auch nicht ins Wirtshaus.

Unſerm Herrgott würde das wohl gleich ſein, meinte Michel; aber es ſei wegen dem Weibergeſchwätz. Wahr ſei es ſchon, ſo etwas könne den Leuten verflickt viel zu reden geben.

„Ja, du haſt recht," ſagte der Müller; „und dann, wenn ihr nicht gern ſo früh heimgeht, ſeid ihr auch froh, wenn jemand im Haus iſt. Einmal, glaub' ich, kann ich die Stallarbeit ſchon tun, daß das Kühle und der Michel mit mir zufrieden ſind."

Beim Kronenwirt war nach der Veſper die Stube ziemlich voll, denn faſt in jedem Hauſe iſt ein Joſef, und bereits alle wollten an ihrem Namenstag wenigſtens „a Schöpple" trinken. Sie ſtießen an, ließen alle Joſefe hoch leben und blieben bis zum Abend fröhlich beiſammen ſitzen. Sogar geſungen wurde, und wenn es nicht Faſten geweſen wäre, ſo würde man gewiß auch getanzt haben, da das Kaſpale ſo prächtig luſtige Walzer auf der Zither ſpielte, die gar nicht klangen wie ein Abſchiedslied, oder doch nicht wie ein trauriges. Als es Neune war, forderte Joſef noch eine Maß Wein, tat einen Vierling Zucker in denſelben und ſagte, das Glas bringe das Mikle wieder, denn er wolle den Wein dem Vater mitnehmen. Dann nahm er von allen in der Stube herzlichen Abſchied und ging mit den Eigenen und dem Kaſpale heim.

Hier ließ man ſich noch ein Stündchen wohl ſein und

plauderte miteinander. Joſef verſprach, er wolle ſchreiben, ſobald er an End' und Ort komme, daß man ſeinen Aufenthalt inne werde und ihm auch wieder ſchreiben könne, wenn man wolle. Aber ſonſt ſoll man dann nur keinen Kummer haben, wenn ſchon lange Zeit kein Brief mehr von ihm komme. Wenn er lang nicht ſchreibe, ſo bedeute das, er ſei noch am alten Ort und es gehe ihm wohl. Und ſie ſollten ihm nur auch nicht ſo oft ſchreiben, wenn ſie grad nichts Extras wüßten, und dann wolle er auch denken, daheim iſt alles geſund und wohlauf, ſonſt hätte man's ſchon geſchrieben.

„Ja," ſagte Michel, „wenn ſo ein Brief von daheim einem in der Fremde draußen zukommt, iſt's grad, als ob das Heimweh drin ſtecke, — einmal ich hab' dann allemal wieder acht Tag' lange Weile gehabt, — und drum hat Joſef ganz recht. Ich wollt' auch lieber, daß man mir nicht ſo vielmal ſchreiben tät', wenn ſchon bei Leſen eines Briefes einem ſo wohl wird, wie wenn man ein Alpenlied ſingen hörte."

So unterhielt man ſich bis ſpät in die Nacht, während Joſef und das Kaſpale nebenbei ihre Ränzchen packten.

Am Morgen um Viere war ſchon wieder alles in Bewegung. Joſef ging noch in den Stall, um Abſchied vom Kühle zu nehmen; auch die andern kamen nach und man blieb beiſammen im Stall, bis das Mikle aus der Küche zum Morgeneſſen rief. Mit dem Kaffeetrinken tat es heut' keinem beſonders Not, da man wohl wußte, daß man jetzt nur noch ſo lang beieinander ſein könne, bis das Eſſen zu Ende ſei.

Nachdem Eſſen und Tiſchgebet vorbei war, nahm Joſef den Hut vom Nagel und das Bäbele brachte ihm den Stock, indes Mikle dem Kaſpale ſein Ränzchen anlegen

half. Es läutete eben das Ave Maria und alle beteten ſtehend den Engliſchen Gruß. Dann ging der alte Müller zur Tür. Joſef kniete vor ihm nieder und der Vater gab ihm nun das Weihwaſſer, machte das Kreuz über ihn und ſagte: „Gott' behüte dich an Leib und Seele im Leben und Tod! Sei brav, vergiß die Deinen nie, und wenn ich ſterben tu', ſo bete für mich!"

„Vater!" rief das Kaſpale, „gebt auch mir das Weihwaſſer, denn ich hab' ja ſonſt keinen Vater mehr auf der Welt!"

„So behüte dich der himmliſche Vater!" ſagte der Müller, und gab auch ihm den Segen. Mikle und Bäbele weinten, während Michel die Scheidenden mit mitleidigen Blicken anſah. Man reichte ſich die Hände, begleitete die Fortgehenden noch ein Stückchen ins Dorf hinab und ſchied dann, ſich gegenſeitig einen guten Sommer wünſchend.

Im Unterdorf gingen die Bauern eben in den Stall, als die zwei Fremdler zum Dorf hinausgingen. Eine Zeitlang waren beide ganz ſtill, dann ſagte Joſef: „Kaſpale, es iſt doch hart für einen, ſo von den Eigenen fortzugehen!"

„Ja, aber noch härter iſt es, keine Eigenen zu haben!"

„Das glaub' ich gern. Jetzt wollen eben wir beide uns eigen ſein und leben, als ob wir Brüder wären!"

„Ja, Joſef, das wollen wir!"

Sie reichten ſich die Hände und gingen vorwärts. Das Dorf lag ſchon hinter ihnen.

„Jetzt wollen wir das ſchöne Abſchiedslied ſingen, welches ein Mellauer Fremdler gemacht haben ſoll," ſagte Joſef. Und ſie ſangen:

Was ſoll ich anfangen?
Schwer kommt es mir für

Von hier jetzt zu ſcheiden,
Schwer fallet es mir!

Meine Eltern ſind g'ſtorben,
Sind, ach! ſchon lang tot;
Jetzt muß ich abreiſen,
Selbſt ſuchen mein Brot.

Ich hab' auch noch Schweſtern,
Derſelben ſind vier,
Von ihnen zu ſcheiden
Schwer fallet es mir.

Ihr Schweſtern zuſammen,
Euch biet' ich die Hand!
Laßt's euch nicht ſchwer fallen,
Ich ſchreib' euch ſein bald.

Ich bitt' euch um dieſes:
„Vergeſſet mich nicht,
Und wenn ich ſollt' ſterben,
So betet für mich!"

Ich und mein Bruder
Sind weit voneinand',
Ich kann ihm nicht geben
Zum Abſchied die Hand.

Er iſt bei 'n Soldaten,
Muß ſtehen Schildwacht;
Gott wolle ihm beiſteh'n
In feindlicher Schlacht!

Ade, ihr Seelſorger,
Euch herzlich bitt' ich:
Daß ihr doch einſchließet
Ins Meßopfer mich.

Ich bitt' euch um dieſes:
Wenn ich komm' in G'fahr,
So denket, ich ſei auch
Ein Kind aus der Pfarr'!

Sie hatten den Schronnenbach, eine Viertelſtunde unter Schoppernau, überſchritten, und erblickten jetzt noch

einmal die Heimat. Da ſtanden ſie eine Minute ſtill und ſchwenkten die Hüte in der Luft — und dann wieder vorwärts gehend, ſangen ſie:

Ade, ihr Schoppernauer*),
Ihr alle insgemein;
Ich wünſch' euch wohl zu leben,
Den Frieden gemein!

Was ſoll ich anfangen?
Schwer kommt es mich an!
Muß reiſen von dannen,
Wo land' ich mich an?

Muß reiſen auf Straßen
Und weiß noch kein Ziel.
Will auf Gott mich verlaſſen,
Mag's gehen, wie's will.

Will fleißig anhalten
Um göttliche Gnad',
Das Kreuz Chriſti ſoll werden
Zum Reiſen mein Stab.

Jetzt will ich mich befleißen
Und ſuchen noch mehr,
Eine Kunſt zu ergreifen,
Das macht mir dann Ehr'!

Immer ſchneller ſchritten Joſef und das Kaſpale inzwiſchen vorwärts und immer wohler ward ihnen, als es anfing Tag zu werden, die erſten Sonnenſtrahlen die Spitzen der nahen Berge vergoldeten und aus den Berg und Tal grün umkränzenden Tannenwäldern der Vögel tauſendſtimmiger Morgengeſang ihr einfaches Lied wie ein feierlicher Chor begleitete.

Wieder ſtanden ſie, etwa eine Stunde ſpäter, bei der St. Wendelinskapelle auf der Schnepfegg ein paar Minu-

*) Im Liede heißt es „Mellauer", doch nennt, der es ſingt, am liebſten ſeine eigene Heimat.

ten ſtill — aber nicht mehr den trüben Blick der Heimat zukehrend, ſondern mutig und froh vorwärts ſchauend über die neu ergrünten Wieſen, auf denen ſchon die Frühlingsarbeit ihren Anfang nahm.

„Nur wohlauf, Joſef!“ ſagte das Kaſpale. „Wir gehen ja dem Frühling entgegen! Lug' bloß, da geht's ja ſchon zu wie in einem Ameiſenhaufen. Dort ſpringen die Kühe, durch das Grün des Feldes verlockt, den bekannten Weideplätzen zu; ſie mögen nicht mehr länger im Stall ſein und haben nun die eiſernen Hälslinge lang genug getragen. Wie ungern ſie wieder heimgehen! Ich glaub', es ſei ihnen grad, wie es mir wär', wenn ich jetzt wieder heim müßte in die Klausnerei.“

„Ja,“ ſagte Joſef, „und dort die Glücklichen, die wieder fröhlich und fleißig das Feld anbauen — nicht im Taglohn, ſondern für ſich ſelber. Denn wenn es Taglöhner wären, ſo würden ſie gewiß nicht ſo luſtig ſingen, daß man's bis da herauf hört, wie die es tun. Und wir müſſen hinaus in die Fremde und bauen, wo wir doch niemals wohnen werden!“

„Aber,“ ſagte das Kaſpale, „die reichſten Kühbauern im Land wären nur arme Tröpfe mit all ihren Kühen und Käſen, wenn es nicht in der Welt draußen auch ſolche gäb', die ihnen dafür das bare Geld zahlten, und andere, die für ſie Korn pflanzten und Tuch machten. So ſchafft auf der Welt einer für alle und alle für einen. Alles hängt aneinander, und wenn ein jeder redlich das Seine tut, ſo wird alles getan.“

„Das iſt wahr, und recht gut iſt es eingerichtet, daß der, welcher für andere ſchafft, ſelbſt ſein gutes Auskommen dabei findet. Ich z. B. gehe jetzt von daheim fort, aber nur, um für die daheim zu ſchaffen.“

„Und ich,“ entgegnete das Kaſpale, „hab' ſo wenig

im Sinn, mein' Lebtag' ein Maurer zu bleiben, als ich früher im Sinn gehabt habe, einer zu werden. Als Maurer aber will ich mir den Grundſtein zu einem eignen Haus legen. Wer nichts hat, muß eben von vorne anfangen."

So unterhielten ſich die beiden im Weitergehen. Ein alter Mann, deſſen Haar weiß war, wie die vom Herbſtreif bedeckten Wieſen, kam ihnen, auf ſeinen Stock ſich ſtützend, langſam entgegen. Die ſiebzig Jahre, die er erlebt haben mochte, hatten manchen mühevollen Tag für ihn gehabt, das ſah man ſeiner gebückten Geſtalt an.

„Ihr ſeid gewiß Fremdler?" fragte er freundlich, indem er bei Joſef und Kaſpale ſtille ſtand.

„Ja."

„Und wohin wollt ihr? Ins Elſaß?"

„Ja. Seid Ihr auch dort geweſen?"

„Verſteht ſich! Ich tät' den Weg ins Elſaß ſo gut wiſſen, als zu unſerer Kirche, denn dreißig Jahre hab' ich das Ränzle hinausgetragen über die Loſe*). Immer bin ich gern fort, weil ich ja in der Fremde am meiſten hab' verdienen können. Aber das muß ich ſchon auch ſagen: noch lieber bin ich halt doch im Herbſt wieder heim."

„Seid Ihr auch verheiratet geweſen?" fragte das Kaſpale, dem dieſer freundliche alte Mann mit dem treuherzigen Blick und der ſchrundenvollen Hand ſchon ſo lieb geworden war, daß es ihn hätte Vater nennen mögen.

„Verſteht ſich, bin ich verheiratet geweſen," antwortete der Greis und die Erinnerung an jene Zeit ſchien ihn auf einmal um zwanzig Jahre jünger zu machen. „Glaubt ihr denn," fuhr er fort, „ich hätt' ſonſt ſo gearbeitet und gehauſt? Man ſieht ja alle Jahre, wie es mit Fremdlern

---

*) Loſe — ein Berg (1248 m), über den der Weg aus dem Bregenzerwald nach Dornbirn geht.

geht, die keine Eigenen haben und zu faul ſind zum Heiraten. Sie bleiben in der Welt draußen und werden liederlich. Solche Fremdler ſind wie die ſcheuen Schafe, die nicht mehr zur Herde mögen; die ſpringen in den Bergen herum, bis der Winter kommt, und dann gehen ſie jämmerlich zugrunde."

„Habt Ihr auch Kinder?"

„Ja, Gottlob, vier Buben, geſund und ſtark wie ihr. Und eine Dorothee hab' ich auch gehabt, die iſt geweſen, grad wie mein Weib ſelig; aber die iſt halt unſerm Herrgott auch lieb geweſen, nicht bloß mir, drum hat er ſie vor einem Jahr zur Mutter in den Himmel geholt."

„Was tun jetzt Eure Buben? Sind alle vier daheim?"

„Nein, bloß der Toni. Der jüngſte hat zu den Soldaten müſſen und zwei ſind vor ein paar Tagen ins Elſaß. Jetzt iſt, wie geſagt, niemand daheim bei mir, als der Toni, der beſorgt unſere kleine Bauerſchaft. Zu Oſtern kommt auch ein junges Weib ins Haus, denn der Toni will heiraten — und da hat er ganz recht. Wenn er ſchaffet und tut wie ich, ſo kann er in ſeinen alten Tagen ſo zufrieden und froh ſein, wie ich es bin. Freilich iſt aller Anfang ſchwer! Zu der Zeit, als man mir noch alle Jahr' einen Buben ins Haus gebracht hat, da haben die Leut' gejammert und gewähnt, das könn's nicht tun. Aber jeder Bub' hat für mich auch neue Luſt zum Schaffen mit ins Haus 'bracht. Wenn ich im Herbſt wieder glücklich und geſund heimkommen bin und dem Weib das verdiente Geld in die Schürze gelegt und das Kind aus ihren Armen genommen habe, das der heilige Klaus während des Sommers gebracht, ſo iſt mir alle Arbeit belohnt und ſo wohl geweſen wie im Himmel. Und jetzt, was wär' ich jetzt, wenn ich keine Kinder hätte? Der allerelendeſte, verlaſſenſte Mann wär' ich ohne meine Buben, die mir den Zins von

allem ſo reichlich geben, was ich für ſie getan habe. — Aber da ſteh' ich und plaudere, als ob wir alle gar nichts ſonſt zu tun hätten; aber ſo geht mir's allemal, — wenn ich ſo ein paar Fremdler antreffe, da muß ich halt zu ihnen ſtehen und plaudern und an meine Buben denken und an meine Jugendjahre. Doch jetzt geht in Gottes Namen und ich will machen, daß ich nach Schnepfau komme, dem Toni die Hohzigſtiefel zu holen."

„Das iſt ein prächtiger Mann," ſagte das Kaſpale zu Joſef, als der Alte ſich entfernt hatte; „vor ſo einem ſollt' man die Kappe abnehmen. So einen möcht' ich ſchon lieber hören, als einen Kerle, der bloß auf das ſtolz iſt, was ihn ſein Vater hat erben laſſen."

Die muntern Reden des Greiſes hatten beide mit Mut und Arbeitsluſt erfüllt. So überſchritten ſie fröhlich die Loſe, von deren Gipfel ſie die ſtillen Dörfer des Waldes zum letztenmal überſchauen konnten.

Bei Nümmamüllers ging es heute Morgen, nachdem Joſef fort war, ganz ſtill zu. Sonſt hatte Michel beim Melken allemal das Lied vom Bauernſtand geſungen, oder mit dem Kühle geredet und ihm von ſeinen Freuden und Hoffnungen erzählt; aber heut' hatte er mit ſich ſelber Arbeit genug und konnte vor lauter Sinnen faſt nicht fertig werden im Stalle. Auch das Mikle war ganz ſtill und es fing an, ſich Vorwürfe zu machen, daß es dem Kaſpale doch gar kein gut's Wörtle mit auf den Weg gegeben habe.

„Das gute Kaſpale hat gar keinen Menſchen auf der Welt, der ihm ſo viel Freude hätte machen können, als ich; alle Liebe, die andere zu Vater und Mutter und den Eigenen haben, hat es mir ſchenken wollen. So treu und

offen hat es mit mir geredet und ich hab' es mir nicht einmal wollen anſehen laſſen, wie mich das ſo herzlich freute! Das iſt gar nicht hübſch geweſen. Wenn ich doch noch ein Viertelſtündle mit ihm reden könnt'! Es iſt ſo lang bis zum Herbſt, — und vielleicht mag es gar nie mehr heim, wo man ſo leid mit ihm war, und dann bin ich daran ſchuldig. Ja, es iſt gar nicht recht von mir geweſen!" So machte ſich das Mikle Vorwürfe. „Aber," tröſtete es ſich dann wieder, „was hätt' ich ihm denn ſagen ſollen? Ich wolle mit ihm heiraten? Das hätt' ich wohl doch nicht können. Ich habe ja meinen Beruf als Stellvertreterin der Mutter zu erfüllen. Daß ich es nicht gern habe, ſagte ich ja nicht, und es wär' auch nicht wahr geweſen. Man wird jetzt dann ſehen, wie es geht. Wenn ich meine Pflicht daheim tue, ſo wird Gott wohl auch zufrieden mit mir ſein."

Sich zu zerſtreuen, ging das Mikle in die Wohnſtube hinüber. Hier erzählte das Bäbele eben dem Vater, daß das Konſtanzer-Bäsle (eine Baſe des Malers Moosbrugger von Au) wieder einmal heimgekommen ſei. Der Maler, bei dem ſie ſonſt in Konſtanz lebe, gehe auf Reiſen und komme erſt nächſten Herbſt wieder. Da habe es, das Bäsle, die Gelegenheit benützt, um die Eigenen in Au und Schoppernau zu beſuchen und wolle nun den Sommer hindurch da bleiben.

„Aber die kann reden," fuhr das Bäbele fort, „ſo ſchön und vornehm und hat ſo ſchöne weiße Hände! Michel ſagt immer, die Leute, die ſo weiße glatte Hände haben, ſeien nichts nutz. Da kann er jetzt dann ſehen, daß er auch nicht allemal recht hat; denn das Konſtanzer-Bäsle iſt doch viel mehr und vornehmer, als unſereins. Geſtern morgen hab' ich ein ausgeſticktes Stuck zum Fergger in die Au getan und die Konſtanzerin iſt auch dort geweſen. Da hat der

Stückleferggger geſagt, ich ſei die beſte und fleißigſte Stickerin unter allen, die er habe. Mir iſt ganz angſt worden bei dieſem Lob; aber die Konſtanzerin hat meine Arbeit angeſehen und hat geſagt, die Arbeit gefalle ihr recht gut; ſie komme in der Woche einmal zu uns herauf. Und dabei iſt ſie ſo freundlich und gemein geweſen, als ob ſie nicht mehr wär', als unſereins."

Der Vater hatte dem Bäbele nur ſo halb und halb zugehört. Michel aber, der indeſſen vom Stall hereingekommen war, lachte das Bäbele aus und ſagte, es müſſe jetzt halt machen, daß es mit der Konſtanzerin fortgehen und auch fürnehm werden könne. Bei der Bauernarbeit möge es doch nicht helfen. Es paſſe viel beſſer zu einer Herrenmagd, als zu einem Bauernweib, das oft vor lauter Arbeit das ganze Jahr nie zum Sticken kommt!

Nachdem Mikle noch einiges Nötige in der Küche beſorgt hatte, ging man, um das beſſere Häß anzulegen; denn heut' wollten alle die Meſſe beſuchen, was ſonſt an Werktagen nie geſchah. Man wollte da für Joſef beten, daß ihm Gott eine glückliche Reiſe und einen guten Sommer verleihe. Das Mikle vergaß dabei nicht, auch das Kaſpale in ſein Gebet mit einzuſchließen.

Nach der Meſſe begab ſich Michel zum Vorſteher und ſagte, daß er gern ein paar Worte mit ihm reden würde. Der Vorſteher, ein ziemlich alter, freundlicher Mann, der ſo arme, aber fleißige und werkſame Buben, wie Michel einer war, recht gern mochte, gab ihm einen Stuhl und ſagte, er ſolle ſich nur niederſetzen und das Seinige herzhaft ſagen. Michel konnte ſonſt unmöglich ſtill ſitzen, wenn er etwas zu ſagen hatte; doch wollte er beim Vorſteher recht ordentlich tun. Er nahm daher nach einigem Zaudern auf dem Stuhle Platz und ſagte, den Vorſteher feſt anſehend: „Ich hätt' dich bloß fragen wollen, wem der große

Platz hinter dem Dorf, der im Grund kein Wald und kein Gut ist, gehört?"

„Das ist früher ein prächtiges Stück Gut gewesen und hat des Sennen Vater gehört; da ist bei einer Güse*) der Bettlerbach kommen und hat es ganz überlegt mit Sand und Steinen. Des Sennen Vater hat zum Räumen keine Lust gehabt; er hat geglaubt, wenn man, wie er, alles mit fremden Leuten tun müsse, so könne man um die Kosten des Räumens einen viel bessern Platz kaufen. Er hat dann auch keine Steuern und Abgaben für das unbrauchbare Gut mehr zahlen wollen und so ist es jetzt der Gemeinde zugefallen."

„Aber was meinst du wohl, wenn es einer, wie ich, jetzt von der Gemeinde kaufen tät'? Man könnt' doch etwas beim Räumen verdienen. Die darauf gewachsenen Weiden und Erlen könnte man umhauen und die Steine sind ja nicht so groß, man könnte sie ans Wasser führen und einen Wuhr davon machen, so daß das Gut in Zukunft vor jeder Güse sicher wär'. Sag' mir doch aufrichtig deine Meinung hierüber!"

„Mich hat's schon lang wunder genommen, daß das noch nie keinem in den Sinn gekommen ist," sagte der Vorsteher.

„Ich glaub', die G'meind' gäb' einem das Ganze wohlfeil, da es sie so doch grad sauber gar nichts nützt."

„Ja, nicht viel," sagte der Vorsteher, „nur was das bißle Holz wert ist. Am nächsten Sonntag will ich mit den G'meindsräten davon reden und dir dann sagen, was ausgemacht worden."

Die Unterredung war zu Ende. Michel ging wieder nach Haus und fing an zu schaffen, „was gibst was hast,"

*) Güse — Überschwemmung.

daß er mit seiner Arbeit vorwärts komme, um dann später, wenn er das verrumminierte*) Gut kaufen tät', an seiner „Weltverbesserung," so nannte er das Räumen des Gutes, desto ungestörter arbeiten zu können. Josef war jetzt fort und hatte ihn ohne Widerrede daheimgelassen; er war also demselben vor Gott und der Welt schuldig, zum Wohl aller gleichfalls nach Kräften zu wirken und in dieser Beziehung zu tun, was irgend möglich war. Und so betrachtete er das Amt, welches er als Führer und Verwalter des Hauswesens hatte, als ein so großes, wichtiges, daß die treue Erfüllung seiner Pflicht ihm mehr Kopfarbeit machte, als manchem, der über das Wohl und Wehe von Hunderten zu entscheiden hat.

Das Bäbele war mit Michels neuem Plane keineswegs zufrieden. Wenn da etwas zu verdienen wäre, so hätte gewiß schon lang ein anderer den Platz gekauft. Des Sennen Vater werde die Sach' wohl auch verstanden haben. Jetzt habe man den ganzen Sommer keinen ruhigen Tag mehr, und am End' doch nichts für die Arbeit. Diese und hundert andere Gedanken beschäftigten und plagten das Bäbele und es suchte auch den andern den Kauf zu verleiden.

Am Donnerstag kam endlich die Konstanzerin und brachte fürs Bäbele eine angenehme und wohltätige Zerstreuung mit. Sie hatte nämlich einen ganzen Haufen gedruckte und gezeichnete Stickmuster bei sich; die ließ sie das Bäbele anschauen und es hatte sogleich Lust, nach diesen Mustern zu sticken. Die Konstanzerin versprach ihm dann die Arbeit abzukaufen und gut zu bezahlen.

Die Nahtstubat kam jetzt nicht mehr beim Müller zusammen, da die Tage schon bedeutend länger geworden

*) verrumminiert — ruiniert, verdorben.

waren und die Stickerinnen meinten, eine Fleißige könne jetzt den Tag hindurch genug ſticken und eine Faule tät' auch die Nacht über nicht mehr viel verdienen. Michel aber ſagte, um Achte ſei es ihm allemal noch zu früh ins Bett. Und er ging daher alle Abende eine Zeitlang zum Weber hinab, wo die Mädchen noch beim Licht ſtickten.

Am Sonntag nach Joſefotag verkaufte der Vorſteher im Namen der Gemeinde das „verrumminierte Gut" hinter dem Dorf um ſechzig Gulden an Rümmamüllers Michel. Die Bauern lachten dieſen dabei aus und ſagten, wenn er da auch nie viel Heu überkomme, ſo könne er doch ſteinreich werden.

„Lacht ihr mich nur aus," dachte Michel; „wenn ich einem alten Weible einen Kreuzer ſchenke, lacht es mich wieder ein. Wir wollen jetzt warten, bis Gras auf meinem Handel gewachſen iſt, und wer dann zuletzt lacht, lacht am beſten."

Am erſten April fing er mit ſeiner „Weltverbeſſerung" an. Die Leute meinten, das ſei ein Unglückstag zum etwas Anfangen. Aber Michel ließ ſich hierdurch nicht abſchrecken. Er ſagte, ſo einen Unglückstag habe der liebe Gott gar keinen gemacht. Ein Tag, an welchem man eine Arbeit anfange, ſei niemals ein Unglückstag und verworfene Tage ſeien nur die, an welchen einem das Schaffen verleide und man ein Lump werde, und wenn's an Maria Himmelfahrt wär'.

Vier Wochen nach Joſefs Abreiſe kam ein Brief von ihm an die Eigenen. Darin hieß es, er ſei mit dem Kaſpale glücklich in Mühlhauſen angekommen und ſie hätten dort bald ein Quartier und Arbeit gefunden für den ganzen Sommer. Neben ihnen arbeiten noch zwei Bizauer und ein Schweizer, der gleiche akkurat dem Schweizerkarli, welcher viele Jahre in den Wälderalpen geſennet habe,

und bei dem ſie beide, er und Michel, früher Pfiſter geweſen. Für den hätten ſie den Schweizer zuerſt gehalten, dann ſei es herausgekommen, daß er zwar nicht der Karli, aber doch ein Bruder von ihm ſei. Das ſei ein recht Freier und Kurzweiliger und er erzähle viel und oft aus der Schweiz; das höre auch das Kaſpale recht gern und erzähle ihm dann wieder, wie das und das ‚im Wald' der Brauch ſei. Das Kaſpale nehme auch die Arbeit recht geſchickt zur Hand. Es laſſe alles grüßen, von den reichen Unterdörflern bis hinauf, wo Käs und Schmalz ein End' haben. Neues wiſſe er noch nichts. Wenn ſie ihm allenfalls ſchreiben wollen, ſo ſollen ſie den Brief bloß in das beigelegte Papier tun, auf dem ſein Name und ſein Quartier gehörig geſchrieben ſei. Im Sommer ſchreibe er dann wieder und bis dahin ſollten ſie um ihn keine Sorge haben.

Im Scheine der warmen Sonne war der Schnee vergangen, wie die Blaunäsler*) am Kathrinentag, wo allemal die Lechtaler herauskommen, um den Zins zu holen von den vielen tauſend Gulden, die ſie an Wälder ausgeliehen haben, ſo daß am Morgen nach dem Kathrinentag der Geldſack manches Bauern ſo leer iſt, wie das Feld, auf dem ſoeben der letzte Schnee geſchmolzen und noch kein einziger Grashalm ſich zeigt. Doch wie nach dem Kathrinentag der heilige Klaus, ſo kam auch jetzt bald der Frühling und teilte ſeine lieblichen Gaben aus zur Freude und zum Nutzen für Leute und Vieh.

Am Morgen, allemal ſchon um Viere, fingen die Vögel auf den Kirſchbäumen vor Nümmamüllers Häusle an zu pfeifen und zu tun, als ob ſie es im Verding hätten, die

*) Blaunäsler — Kronentaler.

Leute drin zu wecken. Michel ſtand dann allemal gleich auf, denn er hätte ſich geſchämt, die ſchöne kühle Morgenſtunde, welche ja Gold im Munde hat, zu verſchlafen, wie die faulen fürnehmen Blümle, die ihre Augen nicht auftun mögen, bis die Sonne kommt. Er nahm das Weihwaſſer, betete ein kurzes Morgengebet und ging dann mit Axt und Haue dem verrumminierten Gute zu.

Wenn er hier ankam, ſah und hörte er gewöhnlich, wie es ſchon im ganzen Dorfe begann, lebendig zu werden. Aber er nahm ſich nicht Zeit, den weidenden und ſpringenden Kühen zuzuſehen und den arbeitenden Leuten, wie herrlich auch die Ausſicht faſt über das ganze Dorf geweſen wäre. Da, auf eigenem Grund und Boden, war es doch ein viel froheres Leben und Schaffen für Michel, als beim Mauern im Elſaß, wo man nichts hört, als das Raſſeln der Steinkarren und die Schläge des Maurerhammers, nichts ſieht, als nackte Steinwände und fremde Geſichter. Freilich ging es auch nicht immer grad ſo leicht, als Schmalz und Brot eſſen; aber es ging doch und Michel richtete jedenfalls in einem Morgen weit mehr aus, als ein anderer, der müßig daheimhockte und über ihn lachte. Und ſolche gab es ſchon auch im Dorf; aber das war Micheln ſo gleich, als Fliegenſtechen. Er meinte, wenn er in einem Tag auch nur einen Platz räume, ſo groß, daß er die Nacht der Länge nach drauf liegen könnte, ſo ſei ihm die Arbeit ſchon gezahlt. Was dann nicht an der Breite ſei, das wär' grad an der Tiefe; das Gut gehöre jetzt ſein bis hart ans Fegfeuer hinab.

Die Leute hatten ſich lange den Kopf darüber zerbrochen, was Michel mit ſolchen kurioſen Reden meine, bis es ihnen auf einmal klar wurde. Wo er nämlich tiefes Erdreich fand, ſchaufelte er die Erde heraus und füllte die Grube dann wieder bis faſt zu oberſt mit Steinen, deren

es hier nur zu viel gab, und ſo gewann er Erde genug, um auch den ſchlechten und ſteinigen Boden damit zu verbeſſern. Die großen Steine aber führte er ans Waſſer und machte daraus nach und nach einen Wuhr, ſo feſt, „daß das Waſſer ihn ewig und drei Jahre nicht mehr verrumminieren und ſolches alſo auch keinen Unfug auf dem Gut mehr anrichten wird können.“ Dadurch ſchaffte Michel nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern der ganzen Gemeinde Nutzen. Das ſahen die Leute auch ein und die Reichern liehen ihm gern unentgeltlich ihre Roſſe zum Steinführen, oder wenn er ſie ſonſt brauchte. So hatte er ſchon einen hübſchen Platz hergerichtet, auf dem es jetzt ordentlich grün war und ein paar Kühe ſich hätten wohl ſein laſſen können.

Es war ein herrlicher Morgen, die Vögel ſangen ſo luſtig, als ob ſie Abends auf dem Strich geweſen wären. Nach der Hitze des geſtrigen Tages hatte der kühle Tau allem recht wohl getan und Feld und Wald ſtanden ſo prächtig und ſchön da, wie neu. Eben war Michel wieder auf der ihm ſo werten Stätte angelangt. Ein paar Minuten ſtand er ſtill und überſchaute freudigen Blicks das Gütle, das er jetzt ſo lieb hatte, wie der Senn ſeine Alp'; dann aber ging's ans Weiden- und Erlenabſchnodeln, als ob vom Streich ein Batzen gezahlt würde, und als zwei Stunden ſpäter die Sonne über das Starzeljoch herauskam, konnte ſie ein ſchon manches Jahr nicht mehr geſehenes großes Stück Boden anlugen.

„Das iſt einmal wieder das,“ ſagte Michel, als er jetzt die Axt aus der Hand legte, um zum Morgeneſſen heimzugehen. „Wenn ich nun das Holz, was noch brauchbar iſt, zum Verkaufen herrichte und Scheiter mache, ſo kann ich mir damit doch das Freaßtobäkle verdienen!“ Michel hatte nämlich die Gewohnheit, laut mit ſich ſelbſt zu reden, oder mit den Tieren und Dingen, womit er ſich gerade

beſchäftigte. So hatte er ſchon als kleiner Bub' auf den Alpen ſtundenlang mit den Kühen geredet, wenn er mutterſeelenallein ſie hüten mußte. Später, als er beim Mauern faſt zu jedem Stein ſagte: „Jetzt mußt du daher und jener dann dorthin!" hatten ihn ſeine Mitarbeiter vielmal ausgelacht und geſagt, er ſolle dafür lieber ihnen ein Wörtle gönnen, und hatten es ſo dem Michel ſchon ziemlich abgewöhnt. Aber gegenwärtig hatte er mit dem Fremdlerhäß auch allen Zwang abgelegt; in ſeinen Lederhoſen war er wieder der alte freie Michel. „Nun da mit euch, ihr kleinen Dinger," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, während er ein kaum fingerdickes Stämmchen in die Hand nahm, „mit euch wird nicht mehr viel anzufangen ſein. Das Geſcheiteſt', glaub' ich, iſt, man verbrenne euch grad da auf dem Plaß, ſo kommt ihr fort und die Aſche gibt herrlichen Dünger. Das iſt wieder Arbeit fürs Mikle!"

Bei dieſen Worten drehte Michel ſich um, lud noch einen ſchönen viereckigen Stein auf ſeinen Karren und fuhr dann heim. So ein Maurer weiß natürlich, was ein ſchöner Stein wert iſt, an dem man nicht mehr lange zu hämmern braucht; Michel nahm ihn auch nur deswegen mit. „Vielleicht," ſagte er, „kommt noch eine Zeit, wo man froh iſt, wenn man dich hat!" Ein echter Bauer geht nie ganz leer aus Feld und Wald heim, da gibt es immer etwas aufzuleſen und mitzunehmen, denn es iſt alles wieder zu etwas gut. Das ſieht man an der Natur, die ja ſogar aus jeder toten Maus noch etwas zu machen weiß.

Das Mikle war inzwiſchen mit dem Kühle, das auf der Weide geweſen, gleichfalls heimgekommen und es war ihm eine gute Hörat, als Michel ſagte, daß es heut' wieder mit könne, um das abgeſchnodelte Holz zuſammen an zwei Haufen zu werfen, das große zum Verkaufen, das kleine zum Verbrennen. So bei frühlingsſchönen Tagen

daheimhocken und ſticken, war dem Mikle ſchon lang zuwider und es war froh, wenn es einen Tag hinaus konnte und dem Michel helfen. Aber da ging ihm dann die Arbeit ſchon auch aus der Hand, grad wie das Häftlemachen, und das Holz flog ſo ſchnell an die Haufen, als die Hunde einander beißen. Michel aber hackte ein Stückle weiter oben Erlen ab was gibſt was haſt, — und wenn man ihm auch mit allen dieſen Erlen und Weiden, als ſie noch Ruten und er ein Schulbub' geweſen, Hoſenſpanner gegeben hätte, ſo hätte er es ihnen jetzt doch nicht ärger dafür machen können.

So ging es unermüdet fort bis Mittag, wo dann das Bäbele mit dem Eſſen kam. Man ſoll nur gleich kommen, es werde ſonſt kalt, ſagte es und trug ſein Päckle an den gewöhnlichen Platz, neben dem ein klares Bächlein vorbeimurmelte. Hier hatte Michel extra ein paar Erlen ſtehen laſſen, daß man allemal Schatten habe beim Mittageſſen. Die beiden Geſchwiſter ließen ſich nicht zweimal zum Eſſen rufen, ſie gingen ſofort dem Bäbele nach und luden es dann ein mitzuhalten. Es habe nicht ſo lang gewartet, ſagte es, und ging auf dem gerichteten Gut hin und her, während Michel an einem tüchtigen Stück Fleiſch ſeinen gottgeſegneten Appetit bewies.

„Gelt, Bruder," ſagte ſchalkhaft lachend das Mikle, „es iſt dies Fleiſch doch a bißle beſſer als anderes; oder?"

„Ich hab' halt ſchon lang kein's mehr geſſen, und dann iſt es einem ſo," erwiderte Michel.

„Ja," fuhr das Mikle lachend fort, „und Webers haben immer die ſchönſten und leibigſten Sauen im Dorf und das Fleiſch da hat Webers Marie geſtern bracht als Metzgat*). Haſt's ihm nicht ang'merkt?"

*) Wenn man ein Stück Vieh ſchlachtet, ſo verehrt man Nachbarn und Bekannten ein oder ein paar Stücke Fleiſch, und das heißt man Metzgat.

„Nein, aber ich will es jetzt recht probieren!“ ſagte er und ſchnitt dabei ein Stück ab, mit dem man einen g'ſchwundo*) hätte werfen können. Das Mikle meinte, es wollte bald lieber, es hätt' nichts geſagt; jetzt dünke ihn dann das Fleiſch ſo gut, daß er alles allein wolle und es nichts mehr überkomme. Bald darauf kam auch das Bäbele langſamen Schritts zu ihnen zurück und ſagte, es ſehe wohl, gar ſo ſchlecht, als es gewähnt hab', ſei der Handel mit dem verrumminierten Gut doch nicht geweſen.

Dem Bäbele kam heut' überhaupt alles recht und gut vor. Denn die Konſtanzerin war vormittags bei ihm geweſen und hatte ihm erzählt, daß es ſeine Stickereien an eine Freundin in Konſtanz geſchickt und daß ſie dieſer recht gut gefallen hätten. Es wäre Sünd' und Schad', hatte die Konſtanzerin dann beigefügt, wenn das Bäbele ſein Talent zu weiblichen Arbeiten, wie Nähen, Sticken, und vielleicht gar Malen, nicht ausbilden würde; und andere Wälderinnen haben ihr Pfund auch nicht vergraben. Sie ſprach nun von der Angelika Kaufmann von Schwarzenberg, wie die ſogar bis nach Rom und London gekommen ſei und für alle hohen Herrſchaften gemalt und dem Tauſend nach Geld dabei verdient habe, und fuhr alsdann fort: „Ich wüßte dir jetzt grad einen Platz bei einer guten Freundin, wo du gar nicht viel Arbeit hätteſt und nebenbei ſehr viel lernen könnteſt, wenn du im Herbſt mit nach Konſtanz gehen willſt.“ Das Bäbele, welches ſchon lang eingeſehen, daß der Vater mit dem Sennen recht gehabt, hatte gleich Luſt zum Mitgehen. Es rechnete ſo: „Sein' Lebtag' daheimhocken und ſticken, iſt nicht viel, das muß ich ſelber ſagen; die Bauernarbeit aber tun, wie das Mikle, kann ich nicht und mag ich nicht. Beim Michel heißt es

*) g'ſchwundo — beſinnungslos, ohnmächtig.

immer, mein Sticken ſei nichts, im Wald ſollte eine etwas Beſſeres können, als ſich immer in die Stube und an den Schatten einſperren, wie wenn ſie Hoalgoſchmaulz*) wär'. So ſagt Michel, und die andern Buben denken's. Das Heiraten wär' auch nichts für mich. Einen Reichen überkäm' ſo eine arme Stickerin nicht, der Vater hat da ganz recht, — und einen Armen nehmen, und das ganze Leben durch nichts als Hunger und Kummer haben, wär' eine Torheit. Das Beſte iſt, ich gehe eine Zeitlang fort. Sollt's mir dann gar nicht gefallen draußen, ſo kann ich ja ſpäter immer wieder heim und inzwiſchen a bißle d'Welt anlugen und viel Nützliches lernen, viel Neues ſehen und hören."

So dachte das Bäbele. Dem Michel wollte es jetzt gern alles loben und alle ſeine Pläne gut heißen in der Hoffnung, Michel und das Mikle würden dann Gegenrecht halten und es auch machen laſſen. Der Vater war ſchon ſo ziemlich gewonnen. Dieſen Vormittag hatte er geſagt, als er von ihren Plänen hörte, ihm ſei es gleich, er glaube ſelbſt, es füge beſſer an ſo ein Ort, als zur Bauerſchaft; wenn es nur nicht für das Seelenheil gefährlich ſei! Da hatte dann die Konſtanzerin verſprochen, zum Bäbele zu ſehen, als ob es ihr eigenes Kind wäre. Sie ſei auch fort und ſchon lang lebe ſie in der Welt draußen und ſie glaube ganz gewiß, ſie komme darum doch in den Himmel. Wenn man recht tun wolle, ſo könne man's überall. So hatte ſie dem Bäbele beim Vater zum beſten geredet und ihn mehr und mehr auf ihre Seite gebracht. Es handelte ſich jetzt nur noch darum, was Michel und das Mikle ſagen würden.

---

*) Hoalgoſchmaulz — Heiligenſchmalz, braucht man in der Kirche zur Speiſung des ewigen Lichts.

Michel hatte das Bäbele ſchon vielmal ausgelacht und geſagt, es ſolle nur mit dem Bäsle fort; aber man wußte nicht, ob es ihm Ernſt damit war oder nicht. Denn das Auslachen hatte er an ſich wie viele, welche glauben, mit Auslachen könne man die Leute anders machen; wenn man einem zeige, meinen ſie, wie närriſch und gläch-terig ſein Tun und Laſſen ſei, ſo nütze das mehr, als lange Strafpredigten. Jetzt wollte das Bäbele probieren, ob es dem Michel Ernſt geweſen ſei, aber es wußte nicht, wie anfangen? — Es hatte etliche Blümlein vom Boden auf-geleſen und zerzupfte ſie, indem es in Gedanken einen Weg ſuchte, um darauf mit ſeinem Plan in Michels Kopf und dort ans rechte Ort zu kommen.

„Gelt aber," ſagte Michel, „das ſind ſchönere Blümle, als du ſticken kannſt? Die hab' jetzt ich gemacht. Denn wenn ich das Gut nicht gerichtet hätt', ſo wären die auch nicht gewachſen."

„Im Frühling iſt alles ſchön, das Feld und der Wald und die Berge und alles iſt prächtig. Ich wollt', ich wär' eine wie die Angelika Kaufmann, von der mir die Kon-ſtanzerin heut' vormittag erzählt hat, dann tät' ich das alles abmalen."

„Und ich wollt', du wäreſt eine wie das Mikle und täteſt einem ſchaffen helfen, daß alles noch hübſcher und ebener würde. Das tät' doch a bißle mehr nützen; oder?"

„Aber die Angelika hat auch ſchwer' Geld verdient mit Abmalen!"

„Dann ſind das doch närriſche Leut' geweſen, die es ihr zahlt haben."

„Warum?"

„Das Feld abmalen! Das kann man ja alle Tag' in der Wirklichkeit anlugen. Es iſt da viel hübſcher als ge-malt, und wächſt Heu und Erdäpfel und allerhand drauf

— und das alles kann man umſonſt anlugen, ſo lang man will. Gewiß, es iſt doch närriſch, ein gemaltes Feld kaufen! Die fürnehmen Leut', die gar ſo g'nug Geld haben, ſollten es armen Teufeln ſchenken, daß ſie Gut, — leibhaftig's, nicht bloß gemaltes Gut, — kaufen könnten, und dann ſollten ſie kommen und das Gut anlugen und immer wieder anlugen, das wär' g'ſcheiter!"

„Aber von der Angelika erzählt man jetzt noch und lobt ihre Bilder und ſie iſt ſchon vielleicht zwanzig Jahr' tot."

„Ja," ſagte Michel, indem er ſich ſtolz aufrichtete, „aber wart' nur! In hundert Jahren, wenn einmal der Himmel ausſieht, wie ein alter Bettlerſack, und dann wieder ſo feurig wird, als ob er mit Sprengpulver gefüllt und angezündet worden ſei; wenn es im Himmel oben raſſelt und tut, als ob unſer Herrgott das Heu alles auf einmal heimführen laſſen wolle, und jeder Engel und jeder Heilige einen eigenen eiſernen Wagen dazu habe; wenn es an den Wänden und auf den Dächern kracht, daß man das eigene Wort nimmer hört, geſchweige denn das Schreien der Weiber, die nicht mehr aus der Stube hinaus dürfen, um geweihte Palmen ans Feuer zu legen; wenn der Bettlerbach ſtürmt daher ſo wild und dick, als ob der Teufel den Ranzen drin ausgeleert habe, aber man muß ihn doch nicht mehr fürchten: denn vor hundert Jahren hat einer, Michel hat er geheißen, einen Wuhr gemacht, das Waſſer läuft, ohne Schaden anzurichten, fort und am Morgen drauf ſteht Feld und Flur ſo ſchön und prächtig da, daß es eine Luſt iſt — wähnſt nicht, daß meine Arbeit dann auch noch etwas nützt, nicht bloß ſchön iſt, und daß etwa einer noch ſagt: ‚Tröſt' Gott den roten Michel?'"

Das Bäbele gab ihm ganz recht mit den Worten, er könne die Arbeit wohl und tue ſie gern; aber mit ihm, dem

Bäbele, ſei das anders. Und nun erzählte es, was es auf dem Herzen hatte. Michel ſagte nicht viel dazu. Er meinte, man könne ja davon noch reden, es ſei noch lang bis zum Herbſt. Er könne da nicht raten und nicht wehren, bloß das wiſſe er, daß einem die gebratenen Vögel draußen auch nicht ins Maul fliegen. Das Bäbele glaubte, der Haber ſei ſchon gewonnen, und ging fröhlich heim.

Das Mikle hatte ernſthaft zugehört, aber kein Wörtle verlauten laſſen, bis das Bäbele fort war. Dann ſagte es: „Aber Michel! das Bäbele dürfen wir durchaus und gar nicht fortlaſſen. Denk', unter lauter Leute, die ſo falſch und verſchlagen ſind wie die Katzen; b'hüt' üs Gott, und ſo verderbt werden laſſen, wie es die jetzige Welt iſt! Die Mutter ſelig, tröſt' ſie Gott! tät' noch im Grab ſich umkehren, wenn wir es zuließen, daß ihr Bäbele ſo einen Weltflügel abgäb'. Und dann erſt, wenn es einmal alt wär' und überall unwert und nun heimkäme mit fremden Bräuchen und frembem Häß und nicht mehr herfügte; oder wenn es gar noch neue Moden mit herbrächte, daß alle rechten Leut' mit Fingern auf es zeigten — was denkſt, Michel?"

„Ho, das wird nicht halb ſo bös! Wenn's ein Jahr fort iſt, ſo hat's die Flügel ſchon a bitzle verbrannt und iſt froh, wenn es wieder heim kann. Das iſt dann recht! Da wird's hernach tätig wie der verlorne Sohn und iſt zu allem zu brauchen. Es iſt ganz gut, wenn es weiß und erfährt, wie es an andern Orten iſt."

„Wenn's nun aber nicht kommt in einem Jahr und in zweien auch nicht?"

„Ja nu, dann wird's es wohl zum Erleiden haben, und folglich iſt's auch recht. So lang man heim kann, wenn man will, iſt man nicht zu erbarmen. Wär' es eine wie Webers Marie oder du, dann wär's ſchad', wenn es fortging', und noch gar in eine Stadt; aber das Bäbele —

ſo daheim wird es nie nichts. Um die Bauernarbeit iſt's ihm grad ſo wenig, als einem Hund ums Scheiterfreſſen; aber wenn es jetzt ein Jahr fortgeht, dann wird's ſchon anders werden."

So ſuchte Michel dem Mikle ein Loch ins Gewiſſen zu ſchwätzen. Es ſah wohl, daß es dem Bruder recht war, wenn das Bäbele fortkam. Das war doch nicht ſchön an Michel! Es ſagte nichts mehr davon, aber es dachte den ganzen Nachmittag, während es Holz zuſammenwarf, darüber nach. Das Bäbele war ihm auch nicht grad beſonders ans Herz gewachſen, aber es war doch ſeine Schweſter und die Mutter ſelig hatte auch es ihm auf dem Todbett empfohlen. „Im Winter habe ich dem Kaſpale rund abgeſagt und habe gedacht, ich ſei das der Mutter ſelig und den Eigenen ſchuldig, — und jetzt, da das Bäbele dem Michel nicht grad nach ſeinem Kopf iſt und tut, ſoll es fort, als ob's bloß da Magd wär'. Es hat auch immer getan, was es konnte, und manchen Gulden für die Haushaltung erſtickt. Michel könnte ſich wohl auch ein wenig leiden und der Haushaltung dieſes kleine Opfer bringen; ich hab' im Winter, als das Kaſpale bei mir geweſen iſt, ein größeres bringen müſſen. Den Michel tät' es nichts koſten als Geduld; aber er tut es immer auslachen und plagen und es nimmt mich gar kein Wunder, wenn es fort will. Das G'ſcheiteſt' iſt, wenn ich mit dem Vater von der Sach' rede, mit Micheln gäb's nichts als Streit; dem Vater iſt das Bäbele auch lieb und der verſteht die Sach' am beſten."

Als nun Michel aufhörte zu ſchnodeln und zum Mikle herabkam, um ihm zu helfen, fragte dieſes ihn, da es für jetzt nichts mehr vom Bäbele reden wollte, ob man beim Weber an Sonntagen z'Naht auch ſticke, daß er am letzten Sonntag z'Naht ſo ſpät heimkommen ſei?

„Nein, aber man kann auch ſonſt bei den Mädchen

ſein, wenn ſie ſchon nicht grad ſticken. Mit ſo einer, wie die Marie, kann man reden und kurzweilen, grad von was man will. Sie verſteht einen Spaß und tut dabei immer ordentlich. Alle Arbeit ſteht ihr wohl an und dabei wähnt ſie doch nicht, daß ſie allen Witz gefreſſen hab'. Sie iſt keine von der neuen Mode, die nichts tun wollen als hübſch ſein, und doch dürfte ſie ſich auch in dem Stück neben jeder ſehen laſſen. Aber ſie iſt ſo wenig ſtolz drauf, als auf die Taler ihres Vaters, von dem ſie ein hübſches Vermögen überkommt, wenn er ſtirbt."

„Ja, du kannſt wohl aufpaſſen, daß dir keiner ins Neſt kommt! An deinem Platz tät' ich faſt fürchten, es ginge mir wie der Katz' mit dem Speck: er hängt ihr zu hoch, ſonſt wär' er ſchon recht."

„Nein, nein, da laß du mich nur machen! Wer ſich immer fürchtet, iſt nie ſicher. Die Marie eſtimiert einen, der etwas kann und das Schaffen gelernt hat, auch mehr, als ſo einen, der, wenn der Guggar Vaters Geldſack holen und ihm das Neſt im Feuer aufgehen tät', ſein' Lebtag' betteln oder Hunger leiden müßte."

„Da hat ſie recht," ſagte kurz das Mikle, dann wurde es wieder ſtill. Es gönnte dem Michel die Marie von Herzen; aber es kam ihm doch unheimlich vor, daß bei ihnen auf einmal alles den Kopf über den Hag hinausſtrecke. „Der Vater wird luogo und Joſef loſo im Herbſt, wenn es bei uns daheim ſo auseinandergabelt. Aber ſo iſt's allemal: wenn man einem den Finger gibt, dann will er gleich die ganze Hand. Da hat ihn der gute Joſef daheimgelaſſen und man hätte geglaubt, nun hab' er alles, was er wolle; aber jetzt ſieht man's! Er fängt an zu kareſſieren, das Bäbele ſoll und muß fort; am End', wenn er die Marie überkommt, will er noch heiraten und weiß Gott was alles. — Verargen tu' ich's ihm im Grund gar nicht. Vor ein

paar Jahren iſt es für mich und die Eigenen auch gut geweſen, daß nie kein Kaſpale zu mir auf den Strich kommen iſt; ich hätt' ihm da verſprochen, grad was es hätte wollen. Freilich hab' ich dann wohl g'ſehen, daß es beſſer iſt ſo, und daß uns allen am wohlſten iſt beieinander, wenn wir gar nicht weiter ſinnen. Gabelt's aber bei uns noch lang ſo auseinander, wie es da mit dem Bäbele und Micheln angefangen hat, ſo könnte es mich zuletzt noch reuen, daß ich dem Kaſpale ſo rund abg'ſagt hab'; es gefiele mir doch unter allen Buben weitaus am beſten und recht weh tät's mir, wenn es in der Fremde anders würde. Aber nein, nein, das Kaſpale wird nicht anders, es bleibt ſchon brav und ich für meinen Teil tu' gewiß auch immer, was ich glaube, es ſei das Beſte, — und ſo wird uns der liebe Gott ſchon auch geben, was für uns das Beſte iſt."

So dachte das Mikle. Der Tag hatte ſich indes geneigt, und es wanderten nun die beiden der Heimat zu, und bald fanden ſie in den Armen des Schlafs Ruhe und Kraft zum neuen Tagwerk.

Die Bauern im Dorf verwunderten ſich, daß Michel alles ſo gut könne und verſtehe; doch meinten mehrere auch, das hätten ſie ihm ſchon angeſehen, da er noch als Bub' auf den Alpen Pfiſter geweſen, daß der einmal einen tüchtigen Bauern abgebe. An Sonntagen ging Michel in den vielgeliebten Lederhoſen hemdärmelig im Feld herum, wo man jetzt die Kühe überall auf der Weide hatte, da es auf den Alpen noch kaum grün geworden war. Da kannte er alle Kühe ſchon von weitem, und wenn er eine ſah, die er nicht kannte, d. h., von der er nicht wußte, wem ſie gehöre, ſo konnte er annehmen, daß es eine neugekaufte ſei. Da ging er dann hinzu, viſitierte ſie überall, ob ſie die Eigenſchaften einer guten Milchkuh habe, und man ſah es ihm wohl an, daß er die Sach' verſtehe, und manche ſagten

drum auch: „Um den iſt's ſchad', daß er nöd an Stall voll Veh hat!"

„O, der wird ſchon einen überkommen!" erwiderten dann die andern, während Michel ſorglos und froh im Feld herumſpazierte.

Der Frühling und ein Teil des Sommers war vergangen. Michel war jetzt entweder für ſich oder für andere die ganze Woche auf dem Heuet — bald oben auf den Bergen, wo die Sonne am Morgen um Drei auf- und abends um Achte untergeht, bald unten in der Ebene. Die Tage waren lang, aber ihm war nie einer zu lang, er mochte für ſich ſelbſt ſchaffen, oder als Heuer auf dem Taglohn ſein. Er hatte ſonſt noch ſein' Lebtag' nie geheuet, aber was man mit Luſt anfängt, kann man bald, und das Mähen ging ihm ſchon ſo flink, daß ihn jeder gern voranließ. Bei allem war er Erſt' und Letzt', und wenn am Abend die andern über Müdſein klagten, ſagte er bloß, es ſei alles beſſer, als im Elſaß Maurer ſein.

An Sonntagen ging er etwa zum Sennen auf die Alp', wo er auch ſein Kühle und das Kälble hatte, oder zum Weber hinab, oder er brachte die ganze freie Zeit zu Haus zu. Denn wenn man die ganze Woche fortgeweſen iſt, bleibt man von Herzen gern wieder einmal einen Tag daheim bei den Eigenen. Es gibt da gar viel zu erzählen, zu beratſchlagen und zu richten. Da dachten ſie dann auch oft an Joſef, und wie er jetzt ſo gut Zeit hätte, ein Stündchen bei ihnen zu ſein. Am meiſten ſehnte ſich das Mikle nach ihm. Ach, es hätt' ihm ſo viel zu erzählen gehabt vom Michel und vom Bäbele!

Übrigens war jetzt auch der Vater auf Bäbeles Seite, und wenn allenfalls das Mikle zum Bäbele etwas gegen

das Fortgehen ſagte, ſo wurde es bös, und äußerte es gegen Michel etwas, ſo war er wild.

„Du närriſches, eigenköpfig's Ding du!“ hatte er einmal zu ihm geſagt. „Wenn das Bäbele fort will, ſo muß man's halt gehen laſſen. Es wird nicht der Welt ans End' ſpringen und dann wohl wieder heimfinden, wenn es einmal die Hörner abgeſtoßen hat!“

„Aber wenn du nicht ſo leid mit ihm geweſen wärſt, hätt' es nie fort mögen und die Konſtanzerin hätt' ſchwätzen können bis zum jüngſten Tag.“

„Michel hat es mit dem Bäbele immer gut g'meint,“ entgegnete der Vater; „er hat ihm bloß in aller Aufrichtigkeit g'ſagt, daß man ſo ein Zuckerboppole*), das nichts tun will, als daheim ſitzen, in einem Bauernhaus nicht brauchen kann. Und damit hat er recht gehabt und das Bäbele hätt' das nie ſo auf die hohe Achſel zu nehmen braucht. Jetzt kann's fort und ſelbſt probieren. Wenn's ihm gut geht, ſo iſt's recht und ich gönn' es ihm von Herzen — und ſonſt iſt auch nichts verſpielt, es kann ja wieder heimkommen.“

Alſo redete der Vater und das Mikle fand bei niemand Hilfe. Wenn der Joſef dageweſen wär', dem hätte es ſeinen Kummer um's Bäbele klagen können, der hätte gewiß zu ihm geholfen. Es hätte ihm wohl ſchreiben und ihm brieflich ſein Leid mitteilen können; aber das mochte es doch auch nicht. Denn zum erſten hätte es das ja verſtohlen vor den Eigenen tun müſſen und das wäre nicht recht geweſen; und dann wollte es auch dem Joſef nicht das Herz ſchwer und die Weile lang machen. Sonſt Joſef hätte zu ihm geholfen, das wußte es ganz gewiß. Denn früher ſchon, wenn einmal im Haus oder ſonſt etwas zu

*) Zuckerboppole — Zuckerpüppchen.

beraten geweſen war, hatten es und Joſef allemal die gleiche Meinung gehabt. Aber hatten damals Michel oder das Bäbele, oder beide auch etwas anderes im Kopf, ſo hatte es doch nie einen Streit gegeben und keines war wild geworden. Jetzt war es jedoch ganz anders und eben das war die Haupturſache von Mikles Kummer. Es ſah, wie der Michel und das Bäbele jedes eigenſinnig ſeinen Weg ging und auch ſeine eigene Rechnung machte, bei der ſie alles zu vergeſſen ſchienen, nur ſich ſelbſt und ihren Vorteil nicht.

Schon vor zwei Jahren hatte das Mikle an die Brüder in der Fremde geſchrieben: „Ich und das Bäbele ſchaffen fleißig und gern, wir ſchaffen ja mit Euch, wenn wir auch tagweit voneinander entfernt ſind. Wir werden wieder zuſammenkommen und oh! das wird dann eine ſchöne Zeit ſein, wenn wir einmal alle daheim beim Vater Arbeit und Brot haben. Viele Hände tragen leicht und ein Baum, der ſchon hart am Boden die Äſte auseinanderſtreckt, wird nie ſo feſt, als einer mit einem einzigen, aber feſten und dicken Stamm. Drum wollen auch wir vor allem vereint unſere Kindespflicht gegen den Vater erfüllen, keines extra auf ſich ſelbſt ſehen, ſondern jedes auf alle."

Man ſieht hieraus, daß das Mikle zu keiner Zeit vergaß, was es einſt der Mutter auf dem Todbett verſprochen, an ihrer Statt für alle zu ſorgen und allen, ſoviel es könne, Mutter zu ſein. Treulich hatte es bisher ſein Verſprechen gehalten, hatte getan, was es konnte, und ſich durch nichts abwendig machen laſſen. Selbſt dem Kaſpale gegenüber hatte es ſeine Pflicht gegen die Eigenen nicht vergeſſen. Und jetzt, da alles anfing auseinanderzugabeln wie die Äſte eines Baumes, jetzt war es ihm faſt wie einem Vater, wenn er zuſehen muß, wie ſeine Kinder das leichtfertig verbrauchen, was er und ſeine Voreltern ſo mühſam

erhauſet und erſpart haben. Es kam ihm faſt vor, als ob es ein Kind mit giftigen Beeren ſpielen ſehe, wenn ihm das Bäbele von ſeinen ſchönen Plänen und Hoffnungen erzählte. Es müſſe es bös haben, ſagte es, wenn es, einmal fort, bald wieder heimkomme, wo der Michel jetzt meine, alles ſolle tun, grad wie er und was er wolle. Früher ſei man ab ſeinem erſtickten Geld ſo froh geweſen, wie eine arme Seel' ab einem Vaterunſer; aber jetzt möchte es der Michel für ein Roß hergeben, weil es ſelbſt nicht alle Roßarbeit tun wolle, — und da gehe es lieber ſonſt, da es ſich grad ſo prächtig ſchicke. Die Konſtanzerin ſah das Bäbele als eine Art von höherem Weſen an, wenn ſie ſo in dem engen Stüble ſaß und von den Herrſchaften erzählte, die ſie geſehen, ja mit denen ſie ſogar ſelbſt geredet hatte. Oft wäre ihm dann faſt angſt geworden, in eine Stadt zu gehen, wo, wie es wähnte, lauter Herren und Fräulein und Maler ſeien; doch da war ja die Konſtanzerin, die wie ein Schutzengel Wegweiſerin, Helferin und Führerin ſein wollte.

Die Konſtanzerin ſah wohl, wie gern das Bäbele fortgehe. Sie fand das auch ganz natürlich und meinte, es ſei zu etwas Beſſerem beſtimmt, als bloß zu ſo einer Bäuerin. In einer Stadt, da könne man etwas ſehen und hören, viel lernen, und vielleicht noch gar ſein Glück machen auf ſein' Lebtag'. Daß Michel es ſei, welcher eigentlich dem Bäbele den Stoß in die Welt hinausgebe, kam der Konſtanzerin nie in den Sinn; denn wie jedes ordentliche Mädchen, hätte ſich auch das Bäbele geſchämt ins blutige Herz hinein, etwas Leides über die Eigenen vor jemand Fremdem, und wär' es auch die beſte Freundin geweſen, zu vertätſchen*).

*) vertätſchen — ausplaudern.

An einem Sonntag, grad vor der Auer Kilbe*), alſo Mitte Auguſt, ſaß beim Müller nach dem Nachmittagsgottesdienſt alles ſtill in der Stube beiſammen. Der Müller blätterte im Kalender, Michel blies dicke Tabakwolken aus ſeiner Pfeife und ſchaute zum Fenſter hinaus, Mikle ſaß ſinnend am Tiſche und das Bäbele las in einem Geſchichtbuche, welches ihm die Konſtanzerin gebracht hatte. Da auf einmal rief Michel: „Der Bote kommt!“ Alle eilten ans Fenſter. Richtig, da kam er herauf! Man zählte ihm faſt jeden Schritt, bis er vor der Tür war.

„Ein Brief von Joſef!“ ſagte der Müller mit vor Freude zitternder Stimme, während der Bote zur Tür hereinkam. Einen Brief brachte er allerdings, aber nicht von Joſef, das ſah man ſchon der Überſchrift — auf Deutſch „Adreſſe“ — an. „Vom Kaſpale,“ ſagte das Mikle, ſobald der Bote bezahlt und wieder fort war; „ich kenne ſeine Schrift ganz gut; es hat ſchon in der Schule ſo ſchön geſchrieben, als ob man's g'ſtochen hätt'.“

Das Mikle wußte nicht, ob es erſchrecken oder ſich freuen ſollte... Es tat den Brief auf, ſo ſchnell es konnte, und las:

Mühlhauſen, den 6. Auguſt 1824.

Werte Bekannte!

Der Joſef hat ſchon lang geſagt, bis auf die Auer Kilbe wollte er Euch einen Brief ſchreiben und eine Freud' damit machen; aber der Menſch denkt und Gott lenkt! Und das iſt bei der traurigen Nachricht, welche ich Euch ſchreiben muß, noch der beſte Troſt, daß es Gott ſo gelenkt und gerichtet hat. Geſtern mittag iſt mein beſter Freund

*) Kilbe — Kirchweih.

und Euer Bruder Joſef von einem Gerüſte herabgeſtürzt und — — geſtorben."

So weit hatte das Mikle geleſen, aber weiter konnte es nicht mehr, die Stimme hätte ihm verſagt dazu und die Buchſtaben bewegten ſich vor ſeinen Augen, wie der Staub im Winde. Aber auch weinen konnte es nicht; ſchneeweiß und ſtarr ſaß es da und ließ beide Hände mit dem unglücksſchweren Brief auf den Schoß hinabſinken. Das Bäbele lehnte ſich an es, als ob es ihm g'ſchwundo wär'. Michel aber hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt, wie ein kleines Kind, wenn es verſtohlen weint; die tönerne Tabakspfeife, die ihm der Joſef einſt geſchenkt hatte, fiel ihm aus dem Munde und zerſprang auf dem Boden in hundert Scherben. Und der Vater? Der ſank mit einem ſchweren Seufzer auf die Ofenbank und ſagte: „Das macht mich um zehn Jahr' älter, aber tröſt' ihn Gott!" —

Wie einer, der durch Feuerlärm vor ſeinem Hauſe aus einem furchtbaren Traum zu einer traurigen Wirklichkeit aufgeſchreckt wird, ſo richtete ſich das Mikle nach ein paar Minuten traurigen Schweigens jetzt wieder auf und fuhr leiſe mit zitternder Stimme zu leſen fort:

„Am 1. Auguſt wurde ich durch Unvorſichtigkeit eines Handlangers an der linken Hand ſo beſchädigt, daß ich nicht mehr arbeiten konnte und im Quartier bleiben mußte. Dieſe Zeit benützte ich, einen Brief an Nazi zu ſchreiben, damit ich ihn dann mit Joſefs Brief fortſchicken könne. Joſef war gewöhnlich der Erſt' und der Letzt' auf der Arbeit und ich ging ſonſt dann allemal mit ihm; aber dieſe Tage war er eben, bis zur Ankunft der andern, allein. Geſtern nun, als die Bizauer und der Schweizer auf die Arbeit kamen, fanden ſie Joſef ſchon vom Gerüſt herabgefallen und faſt tot.

Morgen wird er, weit, weit von den Eigenen, ver-

graben; aber auch hier wird einer auf ſeinem Grabe für ihn beten wie für einen Bruder. Und auch Ihr werdet für ihn beten, vielleicht oft mit naſſen Augen; aber er hat Tränen verdient! Und gerade das iſt ein Beweis, daß er, wenn auch unvorbereitet, doch gut geſtorben iſt. Wißt Ihr noch, wie uns der Pfarrer in der Schule einmal erzählt hat, die Tränen des wahren und aufrichtigen Schmerzens, die man um einen Vorſtorbenen weine, ſammle der heilige Schutzengel in ſeine goldene Schale und lege ſie zu den guten Werken des Verſtorbenen in die Wagſchale Gottes. Drum ſollen wir gegen alle Leute lieb und gut ſein und ſo, daß wir Tränen verdienen täten, wenn wir ſtürben. Der Joſef nun iſt immer ſo geweſen.

Am traurigſten faſt kommt es Euch vielleicht im erſten Augenblick vor, daß er nicht mehr verſehen worden iſt mit Beicht und Kommunion; aber Joſef iſt ja nie ſchlecht geweſen und der himmliſche Vater hat's wohl gewußt, daß er das nicht nötig hat, drum iſt es ſo gegangen. Man ſagt, wenn ein Soldat im feindſeligen Krieg mitten in der Schlacht vom Tod erfaßt wird, ſo komme er ſchnurgrad in den Himmel; warum nun ſollte es ein anderer, der im Schweiß des Angeſichtes arbeitet für die Eigenen, warum ſollte es ein ſolcher bei unſerm Herrgott nicht auch ſo gut haben?

Was das Zeitliche betrifft, ſo ſeid Ihr ja doch nicht verlaſſen, in dem Stück hab' ich es ſchlechter als Ihr; und dann hat Joſef jetzt auch alles Böſe auf der Welt überſtanden und Ihr könnt Euch auch ohne ihn fortbringen.

Ich tät' Euch noch mehr ſchreiben, aber Ihr möget es jetzt gewiß nicht leſen und hören. Den beiliegenden Brief bitte ich dem Nazi zu geben. Von dem, was Joſef hinterlaſſen hat, will ich Euch dann ſpäter Rechnung ablegen.

Und nun b'hüt Euch Gott; der Doktor kommt und ich muß fort! Euer mitleidsvoller Freund

Kaſpar Lechleitner."

Aber jetzt konnte das Mikle weinen und der Vater und das Bäbele auch. Michel ging hinaus in den Stadel, es war ihm zu eng geworden in der Stube; da legte er ſich nieder ins Heu und weinte wie ein kleines Kind lange Zeit. Dann richtete er ſich wieder auf, wiſchte ſich die naſſen Augen mit dem Hembärmel ab und ging zurück in die Stube. Hier war es jetzt ſo traurig und ſtill, wie vielleicht in dieſem Augenblick auf Joſefs Grab, wo nie ein Eigenes ſtehen, ihm ein Vaterunſer beten und das Weihwaſſer geben wird.

Beim Nachteſſen ſaßen alle ſtill beiſammen am Tiſche. Es war ihnen immer, als ob eins noch nicht da ſei, als ob der Joſef noch kommen ſollte. Keines mochte eſſen. Sie ſahen einander an und fingen dann an zu weinen.

Am andern Morgen ging Mikle mit Kaſpales Brief zum Pfarrer. Dieſer las ihn und ſagte dann: „Das Kaſpale iſt halt doch ein ordentlicher Bub', die Leut' mögen ſagen was ſie wollen."

Das Mikle äußerte nun, ſie möchten dem Joſef auf dem Friedhof ein Kreuz ſtecken und Meſſen leſen laſſen. Dem Pfarrer war alles recht; er tröſtete zugleich das Mikle, ſo gut er konnte. Aber den beſten Troſt fand dieſes in Kaſpales Brief, den es nun wieder mit heimnahm. Wieder und wieder las es ihn und es wurde ihm gar wunderbar weh und wohl dabei. „Das iſt noch das alte gute Kaſpale, ſo g'ſcheit und fromm, wie es ſchon in der Schul' geweſen, wo es einmal die hellen Tropfen geweint hat, da man die Geſchichte vom letzten Abendmahl Jeſu geleſen," ſprach es leiſe vor ſich hin, indem es den Brief, den es mit

ſo mancher Träne ſchon benetzt hatte, in ſeinen Kaſten in der Schublade verſorgte, wo auch noch einige Angedenken an die Mutter ſelig und andere dergleichen kleine, ihm teure Schätze aufbewahrt lagen.

Am Mittwoch brachte der Schreiner das hölzerne Kreuz. Mikle und Bäbele nagelten zuerſt das Bild des heiligen Joſef darauf und machten dann einen ſchönen Kranz aus natürlichen und künſtlichen Blumen rings um das Bild, wie das bei einem verſtorbenen Jüngling oder einer Jungfrau der Brauch iſt.

Am Samstag kam der Meßner und holte Käs und Schmalz, denn faſt der ganze Gehalt des Meßners beſteht in dem ſogenannten Seelenalmoſen, d. h. in dem, was man ihm bei Begräbniſſen und Jahrtagen der Verſtorbenen geben muß. Da iſt dann aber genau vorgeſchrieben, was und wieviel, und damit niemand zu wenig Schmalz oder einen zu kleinen Käs gebe, ſo wird das Seelenalmoſen auf einer extra dazu unten in der Kirche errichteten Bank öffentlich ausgeſtellt.

Am Kilbeſonntag um Achte läutete es in der Kirche mit allen Glocken und die ganze Gemeinde kam vor Rümmamüllers Häusle zuſammen, um Joſefs Kreuz abzuholen. Im Heraufgehen erzählte faſt jedes von Joſef und alles, was man hörte, war lauter Liebes und Gutes. Die Männer lobten ſeine Geſchicklichkeit und die Buben erzählten von ſeiner Kraft Wunderdinge; die Weiber ſagten, wie er ſo ordentlich und folgſam gſin ſi allewil, und die Mädchen, wie doch das einen ſo ſchönen Heiligen im Himmel abgebe; er hab' faſt a G'ſicht gehabt wie a recht ſchöne Motol und a Stimm' a wunderſchöne! Das iſt der Welt Brauch: wer heiratet, wird geſchimpft, und wer ſtirbt, gelobt. Aber Joſef hatte das Lob wirklich verdient ſo gut als einer.

„Tröſt' ihn Gott!" ſagten alle, als Joſefs Gottle*) mit dem bekränzten Kreuz zur Haustür herauskam und dem Zug, der nun laut zu beten anfing, voran zur Kirche ging. Da, grad neben dem Kreuz der Mutter, wurde auch das Joſefs geſteckt. Hier beteten nun der Müller und die Seinigen an jedem Sonntag für die Teuren, deren Andenken ſie durch das Kreuz auch bei andern auf längere Zeit zu erhalten wünſchten. Für ſich ſelbſt hätten ſie derartige Erinnerungszeichen freilich nicht nötig gehabt.

Nachmittags ging faſt alles im Dorf auf die Auer Kilbe, nur Nümmamüllers blieben daheim. Dem Mikle kam jetzt in den Sinn, daß es dem Nazi Kaſpales Brief noch nicht gebracht habe. Es hatte es die Woche hindurch mehreremal tun wollen, aber dann war immer wieder etwas dazwiſchen gekommen. Jetzt ſuchte es den Brief hervor und ging ſogleich damit hinab.

Der Nazi war mutterſeelenallein daheim. Das Thareſle ſei auch auf die Auer Kilbe, das wiſſe man wohl, daß das hinten und vorn dabei ſein müſſe, und ihn laſſe man allein daheim ſitzen. Da ſagte das Mikle, es bringe ihm da für die lange Weil' einen Brief vom Schwarzokaſpale.

„Potz Sakarlott, ſo hat es den alten lottrigen Nazi noch nicht vergeſſen? Der Teufelskerle der, was macht er? — Ja ſo, und euer Joſef iſt, glaub' ich, auch geſtorben! Nu, tröſt' ihn Gott! Es iſt beſſer jung ſterben, als ſo alt und übrig werden, wie die Schlitten am Sankt Johannistag. — Aber was das Kaſpale mir da ſchreibt, das nimmt mich wunder. Mußt du grad wieder heim, oder haſt ſonſt noch etwas Nötiges zu tun?"

„Nein, nix Extras!"

---

*) Gottle — Taufpatin.

„Dann biſt ſo gut und tuſt mir den Brief grad leſen, gelt? Ich hab' die Augenkrucken*), weiß Gott wohin, verlegt und mit Leſen bin ich ſonſt nie grad am beſten z'Fuß g'weſen. Willſt ſo gut ſein?"

„Das kann ich wohl," ſagte das Mikle und tat ſogleich den Brief auf, während der Nazi mutſchelte**), es möge dem Tharesle nichts davon ſagen, es wähn' ſonſt wieder wunder was. Das Mikle las:

Mühlhauſen, den 3. Auguſt 1824.

Lieber Nazi!

Am 1. Auguſt iſt durch Unvorſichtigkeit eines andern meine linke Hand ein wenig aus der Ordnung gekommen, ſo daß ich jetzt arbeitsunfähig in meinem Quartier bleiben muß. Hier ſehe ich nun, daß das Vornehmtun doch auch gelernt ſein muß, einmal mir wär' beim Faulenzen die Weil' zu Tod lang, das merk' ich ſchon jetzt und iſt erſt zwei Tag', ſeit ich nichts mehr tun kann. Da hab' ich denn ſo an meine Heimat und an meine Bekannten dort gedacht (Eigene hab' ich leider keine!) und es kam mir in den Sinn: Jetzt will ich doch dem alten guten Nazi ein paar Wörtle ſchreiben; das iſt der einzige Mann in der G'meind', dem vielleicht ein Brief vom Kaſpale Freud macht.

Zuerſt will ich Dir ſagen, daß ich, den kleinen Unfall mit der Hand abgerechnet, geſund und wohlauf bin, und nun erzählen, wie es mir hier gefällt.

Der Arbeitslohn iſt gut und das iſt für mich die Hauptſache; aber wenn man mir unter der Bedingung, ich müſſe mein' Lebtag' im Elſaß bleiben, gleich ein nettes Häuschen ſchenken wollte, ich nähme es nicht und würde mich für das Häuschen und fürs Dableiben lieber be-

*) Augenkrucken — Brille.
**) mutſchelte — murrte, brummelte.

danken. Anfangs habe ich vielmal den andern erzählt, was ich Kurioſes an den Leuten geſehen hab' und in den Häuſern; dann haben die andern bloß g'lacht und geſagt, das ſei hier überall ſo, es ſei ſo Mode. Ich glaube zwar nicht, daß es beſſer ſei, weil man's hier überall ſo trifft; aber ich weiß nun doch, was hier Mode iſt, und das will ich Dir denn treulich ſchildern.

In dem Haus, wo wir im Quartier ſind, iſt Mann und Weib; da iſt nun Mode, daß ſie einander vor den Leuten Herr und Madam, daheim aber Lump und Hexe heißen. Bei Tiſch gibt man in prächtig ſchönen Schüſſeln von Porzellan verflickt wenig und ſchlecht zu eſſen und da iſt es dann kein Wunder, wenn man ſo mager wird, als unſere Suppen, die grad dem heitern Sommerhimmel ob dem Bregenzerwald gleichen; und wie dort ein paar Nachmittagswölkle, ſchwimmen ein paar Brocken darauf herum. Da heißt's dann beim Eſſen: „Still, es wär' gleich ein Löffelvoll verplaudert!"

„Die vorige Woche, am Sonntag, war mein Geburtstag, da gingen ich und Joſef ins Wirtshaus. Es traf ſich ganz gut, denn es waren fremde Sänger da, ‚und die,' ſagte man, ‚können es wie ſonſt keine weit und breit.' Mir gefielen nun ihre Lieder gar nicht, es war darin alles ſo langweilig und ſo jammernd, faſt zum Einſchlafen. Da ſagte ich, ich hätte doch g'meint, im Wirtshaus, beim Glas Wein, ſollte man etwas Luſtig's ſingen, nicht ſo wie in der Kirche bei einem Totenamt. Das ſei Mode, ſagte man. Nun wegen meiner kann es Mode werden, auf dem Kopf zu ſtehen; was mir nicht gefällt, mag ich deswegen doch nicht. Da gefallen mir die Bräuch' im Wald doch beſſer. Dort wenn z. B. zwei einand' gern haben, ſo werden ſie immer wahrer und offener gegeneinander, je lieber ſie einander ſind; hier aber, je länger zwei miteinander kareſſie-

ren, deſto ärger lügen ſie einander an. Da iſt es dann eben kein Wunder, wenn die Ehen auch nach der Mode ausfallen.

Ich könnte Dir noch mehr ſolche Dinge ſchreiben, aber Du würdeſt es mir nicht einmal glauben. Ich und Joſef und der Schweizer, der neben uns arbeitet, lachen vielmal darüber. Der Schweizer — ein Bub', der grad ſeinem Bruder, dem Schweizerkarli, gleicht, den Du gewiß gekannt haſt — iſt mir faſt ſo lieb als Joſef. Er hat uns ſchon ſo viel von ſeiner Schweiz erzählt, daß ich und Joſef Luſt haben, den nächſten Sommer auch dorthin zu gehen. Arbeit, hat er geſagt, wolle er uns ſchon überkommen. Dann ſchaffen wir wieder alle drei miteinander wie jetzt. Dort muß ein Leben ſein!

Übrigens bin ich ſonſt nicht ungern im Elſaß, denn ich habe zwei gute Freunde da und verdiene brav Geld und das iſt, wie ſchon geſagt, für mich die Hauptſache. Ich habe nämlich im Sinn, ſobald als möglich im Wald ein Häuschen zu kaufen und dann dort zu bleiben, ſobald ich auch ein Gut und alſo Arbeit habe. Wenn Du hörſt, daß eines, nicht gar zu teuer, feil wird, ſo ſei ſo gut und ſchreibe es mir. Etwa 200 Gulden könnte ich im Herbſt daran abzahlen, wenn man will, und das Übrige würde ich dann, will's Gott! ſchon auch noch verdienen.

Im nächſten Winter komm' ich ein paar Wochen heim. Joſef hat geſagt, ich könne zu ihm ins Quartier, bis wir dann wieder fort und der Schweiz zu gehen.

Sei ſo gut und ſchreibe mir auch ein paar Wörtle. Den Brief darfſt Du dann bloß Nümmamüllers geben, die werden wir ihn ſchon mitſchicken, wenn ſie dem Joſef ſchreiben.

Lebe wohl, lieber Nazi!

Dein altes
Schwarzokaſpale."

Nazi hatte während dem Leſen oft recht herzlich gelacht, das Mikle aber hatte es zuerſt faſt erelendet, als es dachte, wie Joſef im Sinn gehabt habe, ihnen auf die Auer Kilbe auch einen Brief zu ſchicken und eine Freude damit zu machen; und jetzt war dieſe Kilbe für ſie ſo traurig und Joſef tot! Allein als es dann weiter las, mußte es doch auch lächeln, obſchon ihm dabei das Waſſer in den Augen ſtand; denn das freut jeden Wälder und tut ihm wohl, wenn er ſieht, daß die in der Welt draußen die Heimat noch nicht vergeſſen haben. Nazi aber ſagte: „Es iſt mir grad, als ob ich das Kaſpale wieder leibhaftig vor mir ſtehen ſähe; das iſt noch immer das Alte, und mir noch ſo lieb wie früher. Auf den Brief tät' ich ihm jetzt gern auch mit a paar Zilata*) antworten, aber ich kann's ſo ſchlecht. Wenn ich dürfte, ſo käm' ich einmal zu dir hinauf und dann müßteſt halt du für mich ſchreiben."

„Das will ich ſchon," entgegnete ohne weiteres Beſinnen das Mikle, „und du kannſt mir dafür eine andere Gefälligkeit tun, — wenn du nämlich ſo gut biſt und mich den Brief da mitnehmen läſſeſt, ich tät' ihn dann auch dem Vater und den Eigenen vorleſen."

„Ja freilich, nimm ihn nur mit wegen meiner, ich hab' ihn jetzt ſchon g'hört," ſagte Nazi und das Mikle nahm den Brief und ging wieder heim.

Michel war auf das verrumminierte Gut hinaufgegangen; aber traurig ſchaute er drein, wie ſchön auch das Grummet daſtand und ſeinen Fleiß zu belohnen verſprach. Er hatte ſich das ſo ſchön gedacht, wenn er dem Joſef im Herbſt das viele Heu zeigen, ihn dann heraufführen und zu ihm ſagen könnte: „Siehſt, Joſef, ich hab' Mins

---

*) Zilata — Zeilen.

daheim ſchon auch getan!" Aber jetzt war das alles vorbei. —

Beim Heimgehen kam ihm in den Sinn, daß er früher Webers Marien verſprochen habe, mit ihr auf der Auer Kilbe zu tanzen... Sein Geſicht wurde wieder heiterer, als das Mikle ſpäter erzählte, daß Webers Marie nicht in der Au ſei, es habe ſie geſehen, wie es zum Nazi hinabgegangen. Nun mochte Michel doch wieder lachen, als das Mikle Kaſpales Brief vorlas, und nachdem es fertig war, ſagte er: „Reſpekt vor dem Kaſpale, daß es Mut hat, ſpäter daheim zu bleiben! Es iſt das beſſer für Leib und Seel'. Wenn nur Joſef auch daheim geblieben wär'!"

Man begann nun wieder an die Arbeit zu denken. Wenn eines aus einem Haus herausſtirbt, ſo müſſen die andern näher zuſammenrücken und in Gottes Namen wieder vorwärts machen, ſo gut es eben geht. Es iſt dies auch das beſte Mittel, Kummer und Leid aus dem Herzen zu bringen.

„Was offenbar Gottes Wille geweſen, muß man hinnehmen; und es wäre nicht recht, ein Jahr lang mit Jammern und Klagen dem Vater im Himmel das Geſchehene vorzuwerfen. Mit Gott getroſt weiter ſchaffen, ſeine Pflicht tun und die traurigen Gedanken verſchwitzen, das iſt beſſer, als in eine Ecke hocken und mit Tränen ſeinen Kummer nähren, daß er am Ende einem noch über den Kopf wächſt." So dachten Joſefs Geſchwiſter. Friedlich und ſtill taten ſie wieder ihre Arbeit und ſuchten in treuer Erfüllung ihres Berufes Troſt zu finden. Der Müller aber ſagte, es ſei doch noch bei weitem nicht ſo traurig, als wenn

Joſef ſchlecht und bös geworden wär'. So ſei er jetzt im Himmel und hab' es viel beſſer, als er es je auf der Welt überkommen hätte.

Inzwiſchen war es Herbſt geworden. Das Bäbele redete jetzt zuweilen wieder vom Fortgehen und niemand widerſprach ihm mehr. Es ſoll in Gottes Namen gehen, hatte das Mikle endlich nach langem Kampf mit ſich ſelbſt geſagt, es gebe ſonſt doch keinen Frieden mehr. Von Joſef aber ſprach man noch oft, ja jeden Tag, — und was er den letzten Winter geredet und getan hatte, erzählte man wieder und jedesmal nach dem Eſſen betete man ein Vaterunſer für ihn.

Eines Abends, als es ſchon dunkel war, kam der alte Nazi herauf, und nachdem er ſich geſetzt und ein wenig verſchnauft hatte, ſagte er zum Mikle, ob es noch nicht vergeſſen, was es ihm im Sommer verſprochen habe.

„Es hat mich ſchon lang gewundert, daß du noch nie gekommen biſt."

„Ja, das Kaſpale muß freilich lang warten; aber der Bericht, den es jetzt überkommt, iſt das Warten ſchon wert. Ich habe nämlich im Sinn, dem Kaſpale mein Haus und mein ganzes Ahgricht zu kaufen zu geben."

„Und was tuſt dann du?" fragte der Müller.

„Für mich iſt Platz g'nug im kleinen Stüble hinten; mein Vetter iſt auch viel' Jahr' lang dort geweſen. Für jetzt kann ich mir ſchon noch ſelber kochen, ich hab' ja den ganzen Tag ſonſt nichts zu tun; und ſpäter, wenn das Kaſpale einmal heiraten tut, geh' ich zu ihm in die Koſt, das Koſtgeld kann ich ſchon noch geben."

„Aber das Tharesle?"

„Ja, das will heiraten. Habt ihr noch nichts davon gehört?"

„Kein Sterbenswörtle.“

„An der Auer Kilbe iſt ein Auer, a boda richa*), mit ihm heimkommen. Dem iſt das Weib geſtorben und jetzt will er wieder heiraten, daß er keine Magd mehr haben müſſe, und da wähnt er, das Tharesle füge für ihn am beſten. Kinder müſſe er da keine mehr aufziehen, dazu ſei es zu alt; die Arbeit aber könne es wohl und Vermögen überkomme es auch etwas, wenn ich einmal ſterbe.“

„Und nimmt das Tharesle den?“ fragte erſtaunt das Mikle.

„Verſteht ſich! Zum erſten iſt es ein Mann und dann iſt es, wie ſchon geſagt, ein vermöglicher Mann — das iſt für ſo ein Tharesle genug.“

„Und jetzt willſt du dein Ahgricht hergeben?“

„Ja. Ich ſelbſt bin alt, fremde Leut' haben mag ich nicht immer und das müßte ich ja. Das Kaſpale kann es dann, wenn es noch länger fort und noch gar in die Schweiz will, verlaſſen oder wurſten oder machen, wie es ihm gefällig iſt, und wenn es einmal dableiben will, ſo iſt es g'wiß froh, wenn es ein eigenes Neſt hat. Denn wenn es am Ende das bare Geld im Sack hätt', ſo wären doch nicht alle Tag' Häuſer feil, — und heiraten tut es auch viel leichter, wenn es ein hübſches Ahgricht hat, es kann dann eine Reiche nehmen und ſich wohl ſein laſſen und das gönne ich keinem beſſer als dem Kaſpale. Drum ſchreib' ihm jetzt das alles vom Tharesle und von mir und es ſoll nur bald heimkommen, daß wir den Handel eben machen können; denn unſereiner weiß nicht, wie lang er noch lebt, und ich glaube, das Kaſpale überkäm' es wohlfeiler von mir, als von den Erben. So, das ſchreib' ihm ſo bald als

*) bodo rich — ziemlich reich.

möglich! Den Lohn dafür will ich dir dann ſchon geben. Jetzt aber noch etwas — ſagt nur keinem Menſchen ka Dämpfle*) von dem, was ich da g'ſagt hab'!"

Das Mikle und die andern verſprachen zu ſchweigen, wie der Pfarrer von der Beicht. Und der Nazi ging wieder heim, „daß ihm dort das Nachteſſen nicht erkalte."

Schon am andern Morgen ſetzte ſich das Mikle zum Schreiben, denn was man gern tut, das tut man gleich. „Wie wird das dem guten Kaſpale Freud' machen!" dachte es. „Ordentlichen braven Leuten geht es doch zuletzt noch allemal gut und es gibt immer wieder ſolche, die ihnen geneigt ſind und ihnen helfen. Nazi hat ganz recht, daß er ihm ſein Ahgricht verkauft, da er es auf jeden Fall hergeben will. Es denkt ihm noch dran, wenn er ſchon lang unterm Boden iſt. Ha, und jetzt gibt das Kaſpale noch einen Unterdörfler ab und hat ſonſt ſo vielmal über die gelacht; aber ſtolz glaub' ich doch nicht, daß es wird. Nein nein! Es kommt dann doch noch hie und da einmal zu uns herauf. Vorigen Herbſt iſt ihm der Weg vom Nazi herauf auch nicht zu weit geweſen."

Manches Mädchen an Mikles Platz hätte gedacht: „Aha, potz Dunnstag, jetzt gibt das Kaſpale einen Kerle ab! Es gleicht jetzt etwas mehr zum Kareſſieren und Heiraten, als vor einem Jahr. Ich muß nur machen, daß ich es für mich fangen kann!" Aber das Mikle war nicht ſo. Es gönnte dem Kaſpale ſein Glück von Herzen und ohne Eigennutz und dachte an nichts als an die Freude, welche das Kaſpale jetzt haben werde, wenn es zu einem ſo ſchönen Anweſen komme. Freilich konnte es noch nicht alles bar auszahlen; aber beim Nazi hatte es Kredit genug. Für

*) ka Dämpfle — nicht das mindeſte.

ſich ſelbſt rechnete das Mikle gar nicht; es hätte ja jetzt, da das Bäbele beſtimmt fortgehen wollte, auch gar nicht mehr ans Heiraten denken dürfen.

Der Nazi hatte geſagt, das Kaſpale könne nun eine Reiche nehmen und dem Mikle war es bei dieſen Worten freilich ein wenig kalt geworden; aber dann dachte es wieder: „Früher einmal hätte es wegen dem Vermögen keine genommen, wenn es ſchon hinten und vorn nichts gehabt hat, als ſich ſelbſt; und warum ſollte es jetzt auf Vermögen ſehen, wo es ſelbſt welches hat?“ Es ſchrieb den Brief, ſo ſchnell es konnte, und da es ihn zuletzt wieder überlas, hätte einer, wenn er ſein heiteres Geſicht dabei geſehen, meinen können, es habe einem Bruder von einem großen Glück geſchrieben, das ihm ſelbſt zuteil geworden. Man hätte es ihm angeſehen, daß die Worte: „Du freuſt Dich ob dieſer Nachricht gewiß nicht viel mehr, als Deine Freundin Maria Katharina,“ mit welchen es den Brief ſchloß, wahr ſeien.

„Jetzt bin ich fertig!“ ſagte es und legte den Brief zuſammen; es wollte ihn ſogleich zuſiegeln und zum Kronenwirt hinabtun, daß ihn dann der Bote dort mitnehmen könne und er ſo bald als möglich an End' und Ort komme; „aber halt,“ ſagte der Vater, „du mußt ihn doch zuerſt dem Nazi noch vorleſen! Du haſt ja für ihn geſchrieben, drum muß er doch auch wiſſen was? Man darf ſo etwas nicht ſo ſelbherr und verſtohlen machen, wie die Herren auf dem G'richt, die unſereinen auch nichts mehr dazu ſagen laſſen, wenn ſie einmal geſchrieben haben.“

Das war nun für das Mikle gar keine gute Hörat. Was brauchte der alte Nazi, daß es auch es ſo freue, zu hören? Es ließ das Köpfle hängen und ſann nach, ob es nicht geſchwind einen andern Brief ſchreiben wolle; dann aber hätte es dem Kaſpale dieſen Brief nicht mehr ſchicken

dürfen und das wollte es durchaus tun. Aber ihn zuerſt dem Nazi vorleſen, das tat es ſo ungern, als es ihm aus ſeiner letzten Beicht erzählt hätte, und doch war es ihm ſelbſt, der Vater habe recht. „Nun, es wird ſich ſchon machen," dachte es und ging ſogleich hinab, daß es dann überſtanden ſei und der Brief bald fortkomme.

Nazi verwunderte ſich, daß das Mikle ſchon fertig ſei, und lobte deſſen Pünktlichkeit und Ordnungsliebe. Es fing nun ſofort an zu leſen; die Stellen jedoch, wo es von ſeiner eigenen Freude geſchrieben, und wie es ihm das gönne, überhüpfte es, oder ſagte etwas anderes dafür. Wenn Nazi die Augenkrucken bei Handen gehabt hätte, ſo würde er es dem Mikle wohl angeſehen haben, daß es unterm Hütle ſpiele, denn es wurde einmal übers andere feuerrot; er merkte jedoch von allem nichts und ſagte, als der Brief geleſen war, grad ſo hab' er's g'meint, hätt's aber ums Leben nicht ſo ſchön ſagen können. Er wollte ihm nun den Lohn fürs Schreiben geben; aber das Mikle nahm nichts und ſagte, das ſei gern geſchehen. Es war froh, daß es wieder gehen konnte, denn es fürchtete immer, man ſehe ihm den geſpielten Betrug an. Doch Nazi hatte weder vor- noch nachher das Mindeſte gemerkt und der liebe Gott wird dem Mikle das, was es getan, wohl auch verziehen haben.

Nachmittag beim Erdäpfelausgraben, wo das Mikle und Michel allein waren, ſagte dieſer: „Jetzt gibt das Kaſpale noch etwas ab, wenn es ein Ahgricht überkommt; jetzt ſollt's eben heiraten und ein Bauer werden!"

„Und ich glaube, es wäre beſſer, wenn es noch ein paar Jahre in die Fremde ging' und brav Geld verdienen tät'. Das Haus und Gut könnt's ja in Pacht herlaſſen."

„Nein, nein, potz Sakerlott, das wäre nichts! Das Gut iſt in ſchlechtem Stand jetzt und durch's Verlaſſen und Verpachten würde es ſchwerlich beſſer, da heißt's:

Willſt, daß dir äppas g'ling',
So luog ſealb' zum Ding!

Das Kaſpale überkäm' jetzt ordentliche Mädchen g'nug zum Heira:en. Oder möchteſt du es nicht?"

„Ich habe dem noch nie nachg'ſinnet und warum hätt' ich das auch ſollen? Ich bin gern daheim bei dem Vater und dir und ihr ſeid doch auch froh, wenn ich dableibe. Ein Hausweſen ohne ein Weib iſt grad, wie tanzen ohne Muſik, — es iſt gar nichts."

„Ja, jetzt wenn du fortgehen tätеſt, ſo müßte man das halt ſonſt wieder richten. Ich tät' dann grad auch heiraten und ſo wär' wieder Muſik zum Tanzen."

„Und wollteſt du, daß ich ginge?"

„Nein, das wär' bloß, wenn du gehen wollteſt."

„Aber der Vater?"

„Ja, der weiß wohl, daß man mit Heiraten nicht wartet, bis man einen Blaßkopf*) hat. Ich meine, er ſähe es lieber, wir täten heiraten, als ſo daheim hocken und auf ſeinen Tod warten, wie die Hund' auf das Fleiſch, da man eine Kuh metzget. Er leidet wegen dem doch keine Not, wenn wir ſchon heiraten."

„Und das Bäbele?"

„Das will ja jetzt fort, und wenn ihm ſo gut geht, als es wähnt, ſo kommt es lang nicht mehr heim, und kommt es wieder, ſo gehört ja das Haus und alles ihm ſo gut als mir."

So redeten die zwei Geſchwiſter noch lang hin und her und das Mikle konnte Micheln im Grunde nicht unrecht geben, als er zum Schluß noch ſagte, bisher hätten ſie alle zuſammengeholfen, aber ſein' Lebtag' könne das doch nicht ſo bleiben. Es müſſe jedes auch an die Zukunft

*) Blaßkopf — Kahlkopf.

denken. Er wolle mit dem nicht sagen, daß jedes jetzt grad für sich selber leben und schaffen soll; sie könnten schon beisammenbleiben. Er meine bloß so: Wenn es sich einem grad schicke, so sei es närrisch, wenn es nicht auf sich selbst sehe. Es seien jetzt alle gewachsen und sollten durchtrieben genug sein, selbst einen Weg zu finden, auf dem sie in Ehren durch die Welt kommen können. Das Bäbele wolle fort, das sei ihm recht; wenn es aber wieder komme, so sei es auch recht. Und wenn das Mikle eine gute Heirat tun könnte, so würde es ihn gewiß herzlich freuen; bleibt es dagegen lieber daheim, habe er nicht das Mindeste dawider. Nur das wolle er sagen: wenn es sich ihm schicke, so heirate er und die andern können es wegen seiner auch so machen!

In diesem Augenblick kamen einige Bekannte auf die Geschwister zu; das Mikle erwiderte daher kurz: „Bis jetzt das Lob*) wegen Josefs Tod vorbei ist, bleibt alles beim Alten und nachher wird man wohl weiter sehen."

Michel war wieder täglich auf dem verrumminierten Gut, bis der Winter seinem Arbeiten dort ein Ziel setzte. Doch war er deshalb keineswegs müßig und benützte die gute Schlittbahn zum Heimziehen von Holz und Berghen. Die Abende brachte er daheim zu bei Vater und Schwester. Die Nahtstubat kam diesen Winter natürlich nicht mehr, weil man im Leid war um Josef; das Bäbele war fortgegangen mit der Konstanzerin und so war es jetzt in den langen Dezemberabenden recht still und ödelig im Häusle des Müllers. Oft noch redeten Michel und das

*) Lob — Leid, Trauerjahr.

Mikle vom letzten Winter, wo bei ihnen noch alles beieinander geweſen und es immer ſo luſtig zugegangen war.

Auch das Kaſpale war vielmal der Stoff ihres Geſprächs und es nahm alle wunder, warum es heuer nie mehr heraufkomme. Bloß ein einzigesmal war es dageweſen, gleich nachdem es aus der Fremde heimgekommen; es brachte da Joſefs Häß und das Geld, welches er bis zum 5. Auguſt, ſeinem letzten Tag, verdient hatte. Zugleich erzählte es noch einmal alles von A bis Z, was an dieſem Unglückstage geſchehen war. Es redete recht ordentlich, d. h. gar nicht fremdleriſch, fragte allem in der Gemeinde nach und ſagte auch, wie es Mikles Brief gefreut habe und wie es ſo gern wieder heim ſei, da es habe hoffen können, daß es nun auch ein eigenes Haus und an Nazi einen guten Freund und Hausgenoſſen überkomme, nachdem das Thareſle, das ſonſt immer wie eine Wand zwiſchen ihm und dem Nazi geſtanden, geheiratet habe. Das Mikle war bei Kaſpales Beſuch nicht daheim geweſen, doch erzählten ihm die andern treulich, was es geſprochen und was ſie an ihm beobachtet hatten.

Wenn einer einem andern ein halbes Jahr lang eine gute neue Sackuhr geliehen hat und dieſer ſie nun wieder bringt, ſo unterſucht ſie der Eigentümer genau, ob ſie noch gehörig mit der Kirchenuhr gehe und ob ſonſt daran nichts „verrumminiert" und geflickt worden ſei. Ein in die Heimat zurückkehrender Fremdler, den die ganze Gemeinde als eine Art von Eigentum anſieht, muß ſich ähnliche Unterſuchungen gefallen laſſen. Oft hat man dabei dann kurioſe Dinge gefunden. Einmal iſt einer heimgekommen, der war beim Mauern im Elſaß ſo fürnehm geworden, daß er ſogar die Wälderſprache verlernt und vergeſſen hatte. „Wie heißt man jetzt bei euch dies nette Tierle mit dem ſammetenen Kleide?" fragte er, während er eine Katze beim

Schwanz zupfte. Dieſe kehrte ſich um und ſchrieb ihm mit der Tatze etwas auf die Hand. Ihr Name war das nun freilich nicht, aber den wußte jetzt der Fremdler ſonſt und zornig ſchrie er auf: „Ok*) du vardammte Katz' a näſche**)!"

Das Kaſpale, welches die heimatliche Sprache ſo wenig als ſeine alten Kameraden vergeſſen hatte, überſtand die Feuerprobe glücklich und wurde unverfälſcht gefunden, weil es noch mit jedem „per du" redete, die Haare nicht auf die Seite ſtrich, als ob es darunter wegſpringen wollte, und noch zur gehörigen Zeit in die Kirche und dort ordentlich in ſeinen Stuhl ging.

Etwa drei Wochen lang redete man faſt von nichts als davon, daß der Nazi dem Kaſpale ſein Anweſen zu kaufen gegeben habe. Jetzt müſſe es denn heiraten, hieß es allgemein. Aber mit wem? das war die große Frage, welche Jung und Alt beſchäftigte und die niemand zu beantworten wußte. Mancher Bub' fürchtete um ſeinen Schatz zu kommen, denn dem Kaſpale ſtand das Fremdlerhäß prächtig wohl an und ein hübſches Anweſen hatte es jetzt auch. Man beobachtete es auf Weg und Steg, in der Kirche und im Wirtshaus; aber man merkte ka Zöchele***), daß es einer einen Vorzug vor den andern gab, und nun ging es wie gewöhnlich: je weniger man wußte, deſto mehr redete man davon!

Auf einmal hieß es überall, das Kaſpale ſei bei des Metzgers langhalſiger Gret' auf dem Strich geweſen. Über Nacht war dieſe Neuigkeit gekommen, wie ein Maienreif, der manchem die ſchönen Hoffnungen auf Blumen und Kirſchen ſchonungslos raubt. Nach ſo einem Reifen geht

*) Ok — ein Schmerzensausruf.
**) näſche — närriſche.
***) ka Zöchele — nicht das mindeſte.

man dann hinaus, ſchaut wehmütig die ſchwarzgewordenen Blätter an und ſagt oder denkt: „Wenn man das gewußt hätte! Es wäre ſo leicht zu helfen geweſen; man hätte den Garten verdecken und unter den Bäumen ein Feuer anmachen können.“ So dachte jetzt auch manches Mädchen: „Wenn man das vor einem Jahr gewußt hätte, daß es mit dem Kaſpale bis heuer ſchon ſo weit kommt! Damals wäre es noch ſo gut zu fangen geweſen und dann hätte man's jetzt!“ Am ſchlechteſten unter allen ging's aber doch Metzgers Greten, obſchon ſie die meiſten beneideten. Ihr Hals wurde noch zehnmal länger, ihre Naſe zehnmal ſpitziger gemacht, als ſie wirklich waren, und herab ſetzte man ſie an allen Brunnen und wo überhaupt Weibervolk zuſammenkam, daß es ein Elend war.

Das Mikle hatte natürlich auch von dem Lärmen gehört, aber es ſagte kein Wörtle dazu; es bereute auch nicht, daß es das Kaſpale im vorigen Winter nicht gefangen habe. „Es müßt' einer ſo gern wollen als ich, und einen, den ich erſt fangen müßte, möcht' ich grad auch nicht,“ ſo dachte das Mikle. Daß es aber mit Metzgers Greten Ernſt gälte, würde es nicht geglaubt haben, und wenn's grad der Vorſteher geſagt hätte, und da hatte es auch recht. Das Kaſpale war eigentlich bloß aus Spaß bei der Gret' geweſen, mehr dem Nazi zulieb, als weil es ihm ſelbſt drum war. Der Nazi hatte ihm keine Ruhe gelaſſen Tag und Nacht.

Es ſollt' jetzt halt um a Schätzele luogo, meinte er, und dann heiraten, ſonſt gehe es den Sommer wieder weiß Gott wohin, und das ſollt' es nicht mehr tun. Ein junger ſtarker Kerle, der daheim etwas zu verſorgen habe, ſollte ein Weib nehmen, daheim bleiben und zu ſeiner Sach' ſehen. Wenn es heiraten tue, ſo wolle er ſeinen Buben Ihne ſein, zu ſo einem Ihne ſei er dann grad recht.

Das Kaſpale erwiderte, es wiſſe grad keine, die ihm gefallen tät' und die es nehmen könnte.

„Probieren," ſagte Nazi, „probieren geht über ſtudieren. Da iſt z. B. Metzgers Gret', die vermag ein paar tauſend Gulden. Ihr Bruder, der Metzger, hat vor etwa einem Jahr geheiratet und die Schwägerin kommt mit Greten, ſoviel ich g'hört hab', nicht grad am beſten aus. Ich glaube, die tät' gern heiraten und die Arbeit kann ſie auch ſo gut als eine. Willſt nicht einmal probieren?"

Das Kaſpale meinte lachend, es laſſe ſich alles probieren, aber nicht alles treiben. Er probierte auch wirklich und war dann herzlich froh, daß man nicht alles treiben müſſe, was man probiere. „Freilich, mit ihren paar tauſend Gulden wär' ſchon etwas anzufangen, aber bei der müßte ſie einer verdienen; da hätte einer ſein' Lebtag' immerfort Kreuzwoche!" dachte es, als es an jenem Abend heimging, der nachher ſo viel zu reden gab.

„Haſt geſtern abends etwas ausgerichtet?" fragte Nazi am Morgen darauf das Kaſpale, als dieſes beim Feuer ſtand und das Morgeneſſen bereitete.

„Verſteht ſich, ich richte allemal etwas aus," ſagte es lachend.

„Ei was?"

„Ich habe gemacht, daß die Leut' wieder einmal etwas zu reden überkommen. Da ich bei ihr und ſie im beſten Diſchkurs geweſen iſt, ſind fünf Buben kommen und haben hereingeredet. Mich haben ſie natürlich geſehen und ſo wird bald genug das ganze Dorf voll davon ſein."

„Aber ſonſt — haſt nichts ausgerichtet?"

„Wohl, ich hab' alles bei Greten getan und ausgerichtet, was nötig und in meiner Abſicht war. Ich hab' ſie kennen g'lernt und geh' jetzt, will's Gott, mein' Leb-

tag' nie mehr zu ihr. Iſt das nicht genug ausgerichtet für einen einzigen Abend?"

„Wie iſt es denn aber gangen?"

„Ich bin alſo ins Haus, da ſind der Metzger und das Weib auch noch auf geweſen. Jetzt herkommen wie einer, der ſchnurgrad heiraten will, hab' ich nicht mögen, drum hab' ich den Metzger g'fragt, ob er mir nicht morgen einen Schlitten leihen könnte? Ich hab' wohl g'wußt, daß er morgen ſeine Schlitten alle ſelber braucht zum Heuziehen, hab' aber dabei denkt: „Die Gret' braucht ihr nicht einzubilden, ich komm' grad pur wegen ihr; wenn ich dann dableiben will, ſo iſt's recht." Der Metzger hat natürlich g'ſagt, morgen könne er mir nicht aushelfen, er brauche die Schlitten ſelber. Nun haben wir noch geplaudert bis etwa um halbe zehne, da hab' ich g'ſagt, jetzt müſſe ich wieder heim, und hab' dabei denkt: „Wenn's Greten a bißle drum iſt, ſo wird ſie ſchon dergleichen tun" — und richtig hat ſie auch gleich g'ſagt, ich könne ja noch lang heim, Nazi ſei gewiß ſchon im Bett, und ich werde doch nicht meinen, daß ich allemal um Neune ſchon daheim ſein müſſe. So hab' ich mich allsg'mach überreden laſſen und bin wieder niederg'ſeſſen. Der Metzger und das Weib ſind ins Bett und da iſt es dann angegangen. Zuerſt hat Gret' erzählt, wie ihre Schwägerin ſo giftbös und liederlich ſei und ſie müſſe ſchaffen wie eine Magd, ſonſt wär' nichts getan im Haus. Ihr Bruder, der Metzger, verſtehe auch nicht viel und ſie müſſe alles kommandieren und für alles ſorgen. Endlich hat ſie mir noch von ihrem Vermögen erzählt und wie ſie ein Hausweſen zu führen verſtehe. Wenn ſie verheiratet wär', ſie gäb' dann ganz ein anderes Weib ab, als ihre Schwägerin; und der Mann müßte ihr gar nichts tun, als — folgen. Dann ſind, wie ich ſchon erwähnt hab', Buben kommen, haben eine Zeitlang über

uns g'lacht und ſo iſt es dann endlich Zwölfe worden, und ich bin von Herzen gern wieder heim und hab' denkt: „Das wär' faſt auch eine nach der neuen Mode, bloß kehrt ſie das Rauhe ſchon zu früh heraus. Es iſt ſchad', daß ſie nicht ins Elſaß kann; dort wär' noch viel für ſie zu lernen.““

„So,“ ſagte Nazi, „dann iſt Min's nichts geweſen. Jetzt weiß ich halt nichts Beſſer's, als daß du tuſt, was du gern willſt; einmal ich ſchwätz' dir g'wiß keine mehr ein.“

Aber beim Kaſpale hätte es das Einſchwätzen gar nie nötig gehabt; es wußte wohl, wohin es gern auf den Strich hätte gehen mögen. Oft bei ſeiner Arbeit ſang es:

Die alt' Lieb' iſt troſtreich,
Iſt allzeit die beſt';
Die neu' Lieb' tut wanko,
Iſt nümma ſo feſt.

Dabei dachte es ans Mikle, welches es ſchon ſeit den Jahren der Kindheit gekannt und — geliebt hatte. „Wenn es ihm ſeit dem letzten Winter anders worden wär'! Aber jetzt, da auch das Bäbele fort iſt, braucht man es noch nötiger daheim — und dann bloß für nichts und wieder nichts mag ich grad auch nicht zum Mikle hinauf und den Leuten, die einem überall aufpaſſen, wie die Katz' der Maus, viel z'reden und z'lachen machen. Wegen meiner kann es dann wähnen, ich ſei wild, oder was es will. Nein, nein! Grad a bißle rappelköpfig bin ich ſchon noch, aber wild bin ich nicht, wenn es ſchon faſt zum Erwilden geweſen iſt; einem gar kein Tröſtle und nichts geben und bloß ſagen, wenn es Gott's Will' ſei, ſo komme man dann noch zuſammen! Das hätt' ich ſchon ſonſt gewußt, daß das g'ſchieht, was Gott's Will' iſt, wegen dem hätt' ich nie zu ihm auf den Strich müſſen; aber ich hätt' lieber wiſſen wollen, was denn ſein Wille ſei? — „Sich ſo in den Nebel

hinein das Heiraten verſprechen, wäre närriſch.“ Wenn es mit dem Nebel meine Armut gemeint hat, ſo wär' jetzt freilich ein etwas beſſeres Wetter und mein Glückshimmel heiterer als damals; aber das Mikle wird mich doch nicht für ſo miſerabel gehalten haben, daß es glaubte, ich müſſe all' mein' Lebtag' im Armenhaus bleiben und Rechen machen? Und wenn es etwa das geglaubt hätte und mich jetzt bloß wegen dem Vermögen nehmen tät' — nein, nein, potz Sakerlott, ſo eine wär' durchaus nicht nach meinem Sinn! Und doch wüßt' ich ſonſt nicht, warum es ihm anders worden ſein ſollt'. Ich bin nicht größer und nicht beſſer als den letzten Winter und es braucht man jetzt daheim noch nötiger als damals.“

Das waren Kaſpales Gedanken und manche Woche war inzwiſchen hingefloſſen, ohne daß es nur ein einziges Mal wieder zum Müller hinaufgekommen, — ja ſeit es aus der Fremde zurück war, hatte es noch kein Sterbenswörtchen mit dem Mikle geredet. Es blieb jetzt die meiſte Zeit daheim und tat da ordentlich ſeine Arbeit. Die Leute aber ſagten, das Kaſpale müſſe ſeinen guten Humor im Elſaß gelaſſen haben. Früher, da ſei es immer und überall der Erſte und Letzte geweſen, wo es luſtig zugegangen, und habe ſogar noch den Rädleführer dabei gemacht. Aber jetzt hocke es die ganze Woche daheim wie ein Stiefkind oder ein Ihne, und wenn es etwa an einem Sonntag einmal zum Kronenwirt komme, ſo luge und loſe es den Leuten a bißle zu, es ſelb' aber tue grad als ob es nicht könne und möge, ſage dann bald wieder, jetzt müſſe es heim in Stall, und eile fort, als ob es ſchon weiß Gott was verſäumt habe. So einen Stubenhocker ſollte ein junger Bub' nicht abgeben, das ſei nicht recht. Das „in den Stall müſſen“ ſei bloß eine Ausred', und noch dazu eine ſchlechte. Die Kühe würden nicht ab dem

Schwanz ſpringen, wenn ſie auch einmal ein halbes Stündle länger warten müßten, — und ſonſt wär' ja auch der Nazi noch daheim, der würde bloß ein einziges Mal die Stallarbeit ſchon noch beſorgen können.

Die Leute, welche ſo redeten, waren noch nie ſo arm und verlaſſen geweſen, wie früher das Kaſpale; ſie wußten daher nicht, wie froh es auch aus der luſtigſten Geſellſchaft heimging mit dem Gedanken: „Jetzt gang i wieder heim zum Nazi!" Hätten ſie es nur eine Viertelſtunde ſpäter daheim im Stall geſehen, wo nun ſeiner auch, wie es früher immer gewünſcht hatte, etwas „Leabigs" wartete, — wie es da ſo flink und ordentlich ſeine Arbeit tat und dazu ſang und jolte, daß die drei Kühe horchend ihre Köpfe in die Höhe richteten; oder hätten ſie gehört, wie es dem Nazi alles erzählte, was es etwa wieder Neues innegeworden und dazu die größten Späße machte — dann hätten ſie gewiß geſagt: „Das Kaſpale hat ſeinen guten Humor nicht im Elſaß, ſondern bloß daheim gelaſſen!" Und ſie hätten auch recht gehabt.

Der Nazi mochte das Kaſpale ſchon auch recht gern, ſonſt hätte er ihm ſein Anweſen nicht unter ſo günſtigen Bedingungen zu kaufen gegeben. Bloß zweihundert Gulden mußte es gleich zahlen. Denn ſo viel, ſagte Nazi, ſei er einem Bezauer noch ſchuldig, den er gern gleich zahlen tät'. Seine übrigen Schulden werden ihm wohl noch warten und dann warte er dem Kaſpale mit dem andern auch und wolle für jetzt nichts als einen billigen Zins und auch den nicht in barem Geld, denn er ſei froh, wenn er beim Kaſpale in der Koſt ſein könne. Bis er ſpäter einmal mehr brauche, werde es ihm ſchon mehr geben können. So hatte das Kaſpale Haus und Gut, Vieh und Heu überkommen und war aus einem Fremdler ein Bauer geworden. Freilich war es noch faſt alles daran ſchuldig,

aber das Zahlen war ihm kein großer Kummer und auch dem Nazi nicht, obſchon die Bauern im Dorf dieſem vielmal Kopfweh machen wollten und zu ihm ſagten, das hätte er nicht tun ſollen! Das Kaſpale, wie man es ja überall kenne, ſei ein Weltflügel und könne ihn am End' für ſein Vertrauen noch um Sack und Bindol bringen. Aber alles Reden nützte beim Nazi nichts und konnte ihm die gute Hoffnung auf Kaſpales glückliche Zukunft und das Vertrauen auf ſeine Redlichkeit nicht nehmen. Nach und nach faßten auch die andern Unterdörfler ein beſſeres Zutrauen zu Kaſpale, als ſie ſahen, wie es in Haus und Stall alles ſo ſchön in der Ordnung hatte, als ob es ſein' Lebtag' ein Bauer geweſen ſei, dabei ſo freundlich und dienſtfertig war und jedem zulieb' tat, was es konnte. Manchen reute es jetzt, daß er ihm im Anfang hatte z'Böſt'*) reden wollen.

In der Weihnachtswoche ging das Kaſpale nach Bezau, um die zweihundert Gulden an Nazis Gläubiger zu zahlen und ſeinen Haushandel auf dem Gerichte anzuzeigen, und dann wollte es nebenbei auch die beiden Bizauer beſuchen, mit welchen es im letzten Sommer gearbeitet hatte. Auf der Schnepfegg, einem kleinen Berge, über den man von Schnepfau nach Bizau geht, kam ihm jener frohe Alte wieder in den Sinn, der ihm und dem Joſef, als ſie miteinander ins Elſaß gingen, im Frühling hier begegnet war und nach Schnepfau wollte, um ſeinem Toni die Hohzigſtiefel zu holen. „Vielleicht," dachte Kaſpale, „iſt der jetzt ſchon Ihne geworden und trägt im nächſten Jahr ſtatt den Hohzigſtiefeln einen Buben umher. Wie wohl kann ſich der jetzt ſein laſſen, wenn er, im Kreiſe der lieben Seinen oder beim warmen Ofen ſitzend, in Gedanken auf die in angeſtrengter Arbeit verfloſſenen Jahre zurückſchaut, wel-

*) z'Böſt' reden — Böſes über einen reden.

che aber, wie es ſein guter Humor beweiſt, keine trübe Erinnerung in ihm zurückgelaſſen haben. Ich glaube, man wird unter all den fürnehmen Müßiggängern in der Welt draußen, die ihr' Lebtag' nie haben ſchaffen, nie für das tägliche Brot ſorgen müſſen, nicht viele antreffen, die im Alter dieſes Mannes noch ſo froh und zufrieden leben wie er, der alles, was er jetzt ſein nennt, ſeinem Fleiß und ſeiner Ausdauer zu verdanken hat. Sicher iſt bei ihm auch nicht alles grad von ſich ſelbſt gangen und er hat gewiß manchen heißen Tag durchzumachen gehabt; aber alles geſchah ja für Weib und Kind und drum tat er es auch von Herzen gern. „Warum ſollt' einer wohl hauſen und ſchaffen, wenn er nicht verheiratet wär'?" hat er geſagt und er hat damit jedenfalls wahr geſprochen. Zu was braucht einer ſo ein Ahgricht wie ich jetzt habe, wenn er bloß ledig ſein und in die Fremde gehen wollte? — Ich ſollte doch wieder einmal mit dem Mikle reden und hören, was es jetzt im Kopf hat; denn im Ernſt, das merke ich ſchon, könnt' ich doch nie ans Heiraten mit einer andern denken."

Das Kaſpale war jetzt vor ein damals vielgenanntes Wirtshaus gekommen, und da es hoffte, den Wirt anzutreffen, ging es hinein; denn längſt ſchon hatte es gewünſcht, dieſen Mann kennen zu lernen, von dem man überall erzählte und der allgemein für den geſcheiteſten Kopf galt. Wer immer etwas zu rechten und zu richten hatte, ſuchte ihn auf und jedem half er freudig und gern aus mit Rat und Tat. Denn er betrachtete es als eine Ehrenſache für ſich und den ganzen Wald, daß die Herren auf dem Gericht nicht die mindeſte Arbeit überkämen und dann jedermann einſähe, wie man die eigentlich gar nicht brauche, indem ja im Wald noch Männer ſeien, welche die hieſigen Verhältniſſe beſſer zu beurteilen wiſſen, als der Allerg'ſtudierteſte, wenn er fremd hereingekommen.

Solche Männer könnten ja, ſo gut als früher, jeden redlichen Handel richten und unredliche Händel, oder gar jahrelange Prozeſſe, wie ſie auf den Gerichten oft vorkommen, habe und wolle man keine. Da dieſe Anſicht damals noch eine allgemeine war, ſo ſuchte jeder das Gericht ſo viel als möglich zu umgehen und ließ ſeine Angelegenheiten durch einen ſachverſtändigen Mann in Ordnung bringen. Wollte ſich aber einmal einer dem Ausſpruch eines ſolchen Sachverſtändigen nicht unterwerfen, ſo verlor er das Vertrauen und die Neigung faſt aller in der Gemeinde und wurde als ein Streitkopf angeſehen, dem man aus dem Wege gehen müſſe.

Unter dieſen Sachverſtändigen war der Wirt, zu welchem jetzt das Kaſpale gehen wollte, einer der beliebteſten und es war recht froh, daß es ihn antraf und zwar allein; nicht weil es ihn grad in einer Angelegenheit um Rat fragen wollte, ſondern weil es überhaupt an Leib und Seele wohl tut, mit einem geſcheiten Manne zu reden und ſeine Anſichten und Meinungen zu hören. Als der Wirt den geforderten Schoppen geholt hatte, knüpfte er ſogleich ein Geſpräch an und das Kaſpale, aufgemuntert durch die freundliche Teilnahme des Wirts an allem, was es ſagte, kam ins Reden hinein, es wußte nicht wie, und erzählte aus der Fremde, was es da geſehen und gehört habe, dann auch von ſeinem Haushandel mit dem Nazi und wie es nun im Sinn habe, auf das Gericht zu gehen, ſeinen Handel anzuzeigen und die Taxen zu erlegen.

„Oha, guter Freund!“ ſagte lachend der Wirt. „So ſchnell geht das Taxenerlegen nach der jetzigen Ordnung ſchon nicht mehr. Heut' kannſt auf dem G'richt den Kauf anzeigen und dann wieder gehen, — und in etwa 3—4 Wochen ſchickt man es dir ſchriftlich, wie viel du Taxen zahlen müſſeſt.“

„So? — Ich hab' geglaubt, wenn einer Geld bringen tu', ſo nehme man es ihm von Herzen gern gleich ab!"

„Ei, das Geld ſpringt wegen dem doch nicht fort — und dann müſſen ſolche Käufe in viele und dicke Bücher eingeſchrieben werden, daß die Herren doch auch a bißle Arbeit haben!"

„Ja, das verſteht unſereiner halt nicht."

„Ich verſteh's heutigstags auch nicht mehr. Aber nach meiner Anſicht iſt die Kauftaxe ein wenig unbillig. Da muß mancher arme Teufel jahrelang ſchinden und ſchaben, ſchaffen und machen, und wenn er's dann endlich ſo weit bringt, daß er etwas anſtellen kann, ſo muß er, ſchon vor er auch nur einen Pfennig Nutzen vom Gekauften hat, taxieren, daß ihm die Augen übergehen."

„Aber die Regierung muß die Abgaben doch auf etwas legen!"

„Abgaben zahlen iſt ſchon recht; aber man könnte uns ja alle Jahr' ſagen: „jetzt ſo und ſo viel müßt ihr zahlen," und uns dann die Wahl laſſen, wie mir es zuſammenbrächten. Früher iſt es auch ſo geweſen und man hat das Tinteſchmieren in keiner Weiſe nötig gehabt. Grad wenn jetzt z. B. ein Hausvater ſtirbt, da koſtet's oft ſchon grauſam viel, bis nur Pfarrer und Doktor und Meßner ihr' Sach' haben, und es weiß dann manche arme Witwe und manche Waiſe kaum mehr, wie ſie's machen müſſen, um auch noch die Taxen aufs Gericht zahlen zu können."

„Jetzt davon hab' ich nicht viel gemerkt. Wegen dem, was mir mein Vater, der Schwarzhannes, hinterlaſſen hat, hab' ich gar keine Taxe zahlen müſſen."

„Iſt der Schwarzhannes dein Vater geweſen?"

„Ja, habt Ihr ihn kennt?"

„Verſteht ſich, und manches Mal hab' ich ab ihm lachen müſſen. Am beſten hat er es einmal da bei mir

in der Stube einem Tiroler Kitzefellhändler*) gemacht. Ich habe mich fast zutot lachen müssen. Da in der Stube am Tisch ist der Händler gesessen und hat ein Gläsle Schnaps trunken, die Kitzefelle hat er alle auf der Bank vor der Haustür liegen gehabt. Nun ist auch der Schwarzhannes kommen, hat sich neben ihn gesetzt und die beiden sind so ins Reden kommen, wie das in den Wirtshäusern geht. Zuletzt hat der Tiroler den Hannes gefragt, ob er keine Kitzefelle zu verkaufen habe? Der Hannes sagte ganz still, als ob ich es nicht hören sollte, er hätte schon Felle, aber lauter gestohlene, und die werde er wohl nicht kaufen mögen? Der Tiroler sagte, ihm sei das olloweil grod glaich. Da ging der Hannes hinaus und holte ein Dutzend von den Fellen herein, die der Tiroler vor der Tür hatte liegen lassen, und gab sie ihm zu kaufen. Aber dabei sagte er immer, gestohlen habe er sie, das bekenne er offen, und wenn der Tiroler nichts Gestohlenes kaufen wolle, so soll er sie nur nicht nehmen. Doch dem Tiroler war das, wie er selbst gesagt hatte, „grod glaich." Es sehe es ihnen kein Mensch an, sagte er lachend, während er dem Hannes das Geld gab. Dieser machte sich damit aus dem Staub, so schnell er konnte; der Tiroler aber ging mit den Fellen hinaus, um sie zu den übrigen zu legen und — „Höllischar Taisol!" erst jetzt merkte er, daß der Hannes ihm selbst die Felle gestohlen habe. Er wußte sich nun nicht zu raten und nicht zu helfen. Machen konnte er gegen den Dieb schwerlich etwas, denn der hatte es ja unumwunden bekannt, daß es gestohlene Ware sei; doch wollte er jedenfalls dem Hannes nach. Da sagte ich zu ihm: „Ich tät' jetzt grad dableiben und warten. Der Hannes wird schon wieder kommen; er will dich gewiß nicht ums

*) Kitzefellhändler — Ziegenfellhändler.

Geld bringen, ſondern hat bloß einen Spaß machen wollen.“ Und richtig! als Hannes das ganze Dorf ausgebettelt hatte, kam er wieder und ſagte, ihm gehe beim Betteln ſo gut, daß er nicht nötig habe zu ſtehlen, und wenn die Tiroler Händler auch ſchlecht genug wären, daß ſie Geſtohlenes kaufen, ſo hätten doch die Wälder Bettler, Gottlob! nichts Geſtohlenes zu verkaufen. Mit dieſen Worten zählte er dem erſtaunten Tiroler ſein Geld auf den Tiſch und ging dann lachend davon.“

Während der Erzählung des Wirtes war ein Mann hereingekommen, den jetzt der Wirt als „Herr Gemeindsrat“ grüßte. Der Herr Gemeindsrat ſetzte ſich und fragte, ob man nicht ſoeben vom Schwarzhannes erzählt habe? Als der Wirt es bejahte, fuhr jener fort: „Es iſt doch eine Schande und ein Spott für den ganzen Wald, daß man für ſo dumme Streiche ein viel beſſeres Gedächtnis hat, als für kluge! Von einem Bettler und ſeinen Sprüngen erzählt man noch lang nach ſeinem Tod und einen rechten Mann, der der Gemeinde, ja dem ganzen Wald etwas nützt mit ſeiner Einſicht und ſeinem Verſtand, einen Vorſteher oder dergleichen hat man vergeſſen, ſobald man ihm das Kreuz ſteckt. Iſt das nicht ſchmählich?“

„Nein, gar nicht,“ ſagte der Wirt, dem Kaſpale, welchem das Blut ein wenig ins Geſicht gefahren war, geſchwind mit Reden zuvorkommend. „Die Leute erzählen am liebſten von etwas Seltenem und drum beweiſt meine Erzählung, daß es im Wald noch mehr kluge und einſichtsvolle Männer, als luſtige Bettler gibt. Es wär' gar kein gutes Zeichen, wenn man ein halbes Jahrhundert von einem einzigen Biedermann reden tät'!“

Die beiden Männer kamen nun auf Gemeindeangelegenheiten und andere Dinge zu ſprechen, die dem Kaſpale

ganz fremd waren; es trank daher seinen Schoppen aus und ging geradenwegs Bezau zu.

Sobald es dort seine Geschäfte mit Nazis Gläubiger und auf dem Gerichte, wo es ihm ging, wie der Wirt prophezeit, besorgt hatte, wollte es über Bizau nach Hause zurück. Da traf es in der Nähe letztern Orts einen seiner beiden Kameraden vom letzten Sommer beim Holzziehen an. Dieser lud das Kaspale sofort ein, mit ihm heimzukommen und bei ihnen über Nacht zu bleiben, und es willigte auch ohne weitere Umstände ein, indem es sagte, es habe ohnedies im Sinn gehabt, sie zu besuchen; es sei froh, daß es jetzt nicht mehr nötig habe, ihnen lange nachzufragen.

Nach kurzer Wanderung waren sie im Hause des Bizauers angelangt und das Kaspale traf daselbst froh überrascht jenen muntern Alten an, der ihm heut' am Morgen schon in den Sinn gekommen. Es war der Vater der beiden Bizauer. Auch den Toni lernte das Kaspale nun kennen und es verlebte bei diesen biedern Leuten einen sehr kurzweiligen Abend. Das Weib des Toni gefiel ihm recht gut, und es fühlte, daß hier doch noch ein froheres, innigeres Zusammenleben sei, als daheim beim Nazi. „Wenn freilich das Mikle mein Weib abgäbe," dachte es im stillen, „so würde es bei uns akkurat wie es da ist, oder noch besser und feier*)." Man blieb bis um Eilfe auf und der Alte erzählte viel aus seinem Leben und von der guten alten Zeit. Das Kaspale hatte aufmerksam zugehört und sagte jetzt, es hab's früher immer Altweiberg'schwätz genannt, wenn man die alte Zeit für besser gehalten und sie mehr gelobt habe, als die jetzige; aber es wisse nun, daß jene Zeit recht tüchtige Männer gehabt hat, drum glaube

*) fei — angenehm, gemütlich.

es auch, daß es eine gute Zeit geweſen ſei! Und nun erzählte es, wie und von was es heut' mit dem Wirt geredet habe und wie es dann auf dem Gericht hernach alles grad ſo gefunden, wie es der Wirt geſagt hatte.

„Das iſt ein Mann!" ſchloß das Kaſpale ſeine Erzählung. „Wenn in jeder G'meind ein Dutzend ſolche wären, es ſtünd' viel beſſer im Ländle. Und dabei will er gar nix B'ſundrig's ſein; er hat geſagt, es wäre ein böſes Zeichen, wenn man ein halbes Jahrhundert lang von einem Biedermann erzählen täte."

„Das iſt eben der Deixel," rief der Alte unmutig aus, „daß man jetzt dieſes böſe Zeichen überall antrifft! Ich weiß gewiß, es wär' dem Wirt noch eine Freude auf dem Todbett, wenn er wüßte, daß nach ihm noch beſſere und einſichtsvollere Männer aufſtünden, ſo daß man ihn gleich vergeſſen tät'; aber das iſt jetzt nicht mehr der Fall!"

„Aber warum iſt denn unſer Ländle ſo arm worden an rechten Männern?" fragte das Kaſpale.

„Es wären ſchon noch rechte Männer da und es würde auch ſpäter wieder geben, aber man läßt ſie nichts mehr gelten. Haſt's denn noch nicht gehört und geſehen und gemerkt in der Kirche und im Wirtshaus und überall: Geld regiert die Welt! —?"

„Wohl, das hab' ich ſchon gemerkt."

„Ja, ich glaub's gern! Die, welche vornen dran ſind und etwas drein zu reden haben in der G'meind', wollen und tun das Rechte nicht mehr, weil es das Rechte iſt, ſondern alles tun ſie bloß, um zu Geld und Ehre und Anſehen zu kommen. Drum haben ſie auch nie das im Kopf, was im Grund das Rechte und Beſte wär', ſondern bloß ihre Ehre und ihr Nutzen wird berückſichtigt, man will ſich lieber bei dem Reichen beliebt machen, als beim gemeinen Mann, und ſo gilt der denn auch blutwenig."

„Das iſt wahr," ſagte das Kaſpale, „eſtimieren tut man den gemeinen Mann nicht viel; dafür ſoll man eben die ungemeinen um deſto mehr eſtimieren. Heut', da ich beim Wirt geweſen bin, hat mir der a luſtig's Stückle erzählt, das mein Vater ſelig einmal bei ihm gemacht hat. Da iſt denn ein Mann kommen ſo laut und ſtolz, als ob er das Brot für den ganzen Wald hab' wachſen laſſen; als Herr G'meindsrat hat man ihn grüßt . . . Der hat es faſt nicht erwarten können, bis der Wirt mit Erzählen fertig geweſen. Aber dann iſt's angangen! Es ſei eine Schand' für den ganzen Wald, daß man von ſo etwas noch reden möge, und man ſollte von nichts als von rechten Männern, wie Vorſtehern (und gern hätt' er wohl hinzugeſetzt „G'meindsräten") ſprechen."

„Ja, ja," ſagte lachend der Alte, „ich kenn' den ſchon; aber von ſolchen, wie er, wär' grad viel Wichtiges nicht zu erzählen. Er hat von ſeinem Vater eine große Bauerſchaft ererbt und ſo iſt er halt, lieber Gott! G'meindsrat worden."

„Gar ſo viel, glaub' ich, eſtimiert man die Reichen bei uns drinnen doch noch nicht, daß man wähnt: Weil ſie viel im Stall haben, werden ſie auch viel im Kopf haben," ſagte das Kaſpale.

„Das wähnt man bei uns auch nicht; aber die Reichen ſagen: „Wir zahlen die Steuern, drum wollen wir auch befehlen," — und die armen Teufel haben einen ungemeinen Reſpekt vor denen, die viel Steuer zahlen: ſie fallen vor dem goldenen Kalb nieder und beten es an, ſo daß unſere Väter, wenn ſie das ſähen, noch aufſtehen täten aus den Gräbern und unſern alten guten Landsbrauch*) von der Bezegg herabwerfen im Zorn, wie Moſes die zehn

*) Landsbrauch — das von den Wäldern ſelbſt gemachte alte Geſetzbuch.

Gebote Gottes vom Sinai. — Aber lache nur nicht, Kaspale! Es wird bei euch drin schon auch noch so werden, wenn's nicht halb und halb schon so ist. Das geht je länger je weiter hinein, wie die Weiberhoffart, und 'vor man's merkt, ist es, wenn's noch eine Zeit lang so fortgeht, bei uns aufs Haar so schlecht, wie in der Welt draußen. Der Reiche hat alles und überkommt alles, der Arme aber will reich werden, koste es was es wolle; doch überall wird er hintendran g'setzt und die Arbeit als etwas Verächtliches und Gemeines angesehen von Hohen und Niedern und von ihm selbst."

„Das wär' traurig!" sagte das Kaspale. „Letzten Frühling hätt' ich ums Leben nicht glaubt, daß Ihr das Ding so ernsthaft ansehen tätet."

„Meine Buben sind, Gottlob! noch nicht verderbt worden und noch viel brave gibt's im Wald unter Armen und Reichen und so lang die wacker zusammenhalten, ist's gar so schlimm noch nicht. Ihr seid jetzt da vier junge starke Kerle und für euch ist mir gar nicht bang! Dem Braven, Fleißigen ist wohl und geht wohl, die Welt mag sein wie sie will. Ich bin jetzt alt worden und hab' immer viel schaffen und erleiden müssen; aber im Ganzen hätt' ich nie mit einem reichen Elsässer tauschen mögen. Ein ordentlicher Bauer im Wald, mit etwa vier Kühen, zu werden, das ist immer mein höchster Wunsch gewesen. So weit hab' ich es nun freilich nicht gebracht, aber am Segen Gottes und am guten Humor hat's mir drum doch nie g'fehlt und das ist etwas, was viel Reiche um all ihr Geld nicht kaufen können, — und einbilden darf sich einer schon auch a bitzle 'was, wenn er sich und die Seinen durch eigenen Fleiß redlich durch die Welt bringt!"

„Ja, ja, das wähn' ich eben auch," sagte das Kaspale, stolz den Kopf aufrichtend, wie ein junges mutiges Roß,

wenn es ein anderes wiehern hört. „Einmal ich habe mir ſchon vielmal vorgenommen, jeden armen, aber braven Menſchen zu ſchätzen und ihm zu helfen, wie und wo ich kann, aber nie mein' Lebtag' den Kopfdeckel vor einem goldenen Kalb abzunehmen. Es kommt mir auch vor, als ob die langen Zipfelkappen, wie man ſie bei uns im Wald hat, gar nicht zum Servusmachen erfunden worden ſeien — ſie ſchicken ſich kein bitzle dazu."

Es ſchlug Eilfe und nun wollte man doch ins Bett, obſchon es noch keinem, ſogar dem Alten nicht, viel ums Schlafen war.

Am andern Morgen beim Frühſtück ſagte der Toni, heut' werde, wie an jedem Donnerstag, in der St. Wendelinskapelle auf der Schnepfegg Meſſe geleſen. Nun habe er am letzten Samstag, als ihm das Kühle gekalbet, dem heiligen Wendelin verſprochen, auf der Schnepfegg eine Meſſe anzuhören, wenn er ihm alles geſund erhalte. Und dieſes ſein Gelübde habe er im Sinn, heute zu erfüllen.

„Das fügt ja, wie eine Fauſt auf ein Ohr," ſagte das Kaſpale. „Ich muß jetzt auch machen, daß ich wieder heimkomm'; da können wir bis auf die Schnepfegg miteinander und ich kann die Meß dort noch mitnehmen."

Als man vom Tiſch gebetet und Toni das beſſere Häß angelegt hatte, reichte das Kaſpale allen freundlich die Hand zum Abſchiede. Es verſprach, im Frühling, wenn es in die Schweiz gehe, wieder einzukehren und dann auch Tonis Buben anzulugen; „denn wenn die Vögel wiederkommen, werden ſie wohl ſo etwas mitbringen," meinte es und ging dann lachend und plaudernd mit dem Toni der Schnepfegg zu. Ihre Unterhaltung nahm jedoch bald ein Ende, da von allen Seiten andere Wallfahrter ſich zu ihnen geſellten. Dieſe redeten mit dem Toni über allerhand Dorfneuigkeiten, und da das Kaſpale, als ein Fremder, an

dieſen Geſprächen nicht viel Anteil nehmen konnte, ſo überließ es ſich ſeinen eigenen Gedanken, ohne dabei Langeweile zu überkommen. Es hatte dieſer Tage ſo viel geſehen und gehört, das ihm noch Kopfarbeit machte, hatte Männer kennen gelernt, die nicht bloß für ihr eigenes, ſondern für das Wohl des ganzen Landes beſorgt waren, und ein Familienleben hatte es geſchaut, ſo friedlich und froh, daß man es nicht ſchöner hätte wünſchen können. Und die Macht, welche das ſo geſchaffen hatte, war nicht Geld, ſondern Arbeit und Liebe!

„Ich mag grad lugen, wo ich will, die glücklichſten Männer und Hausväter ſind allemal auch die beſten Menſchen; und glücklich und froh könnte ich auch werden, wenn ich — das Mikle zu einem Weib überkäm'. Ich hätte jetzt ein Haus, ein ſchönes Anweſen und alles, was ſich Tonis Vater g'wünſcht hat, und ich ſelbſt tät' mir jetzt gar nichts mehr wünſchen, als das Mikle. Im letzten Winter hat es mir freilich nicht viel Hoffnung g'macht; aber das iſt im Grund noch grad das Schönſte an ihm, daß es z'erſt auf die Eigenen und dann erſt auf ſich ſelbſt ſchaut. Wenn eine gar ſo gern von daheim fortgehen und heiraten tut, ſo iſt das kein gut's Zeichen. Ja, ja, der Nazi mag jetzt ſagen, was er will, wenn ich wüßte, daß mich das Mikle ſo gern hätt', als ich es, ſo wollt' ich lieber etliche Jahr' warten, bis es ſich ihm auch beſſer ſchicken tät', als eine andere, die wie die ſchlechten Kühe alle Tag' zu haben wär', gleich nehmen. Und wenn es mich gar nicht mag — dann? Na, dann nehm' ich grad auch keine andere, und das Mikle iſt ſchuldig, wenn ich weiß Gott wohin gang. Einmal probieren will ich mein Heil wieder und hören, was das Mikle ſagt, ſobald es ſich mir ſchickt; es liegt ja mancher Stein am Waſſer, den man auch nicht auf den erſten Ruck dorthin gebracht hat."

Während das Kaſpale ſo mit ſich ſelbſt ſann und redete, war es in der Nähe der St. Wendelinskapelle angelangt und hatte das Mikle, das gleichzeitig auf der andern Seite des Berges heraufkam, nicht geſehen, bis ſie hart vor der Türe der Kapelle zuſammentrafen. Drinnen war ſchon alles voll und ſie mußten daher im „Voarzoocho“*) bleiben. Während der ganzen Meſſe ſtanden ſie da dicht nebeneinander und dem Kaſpale war es, als ob ſie mutterſeelenallein da wären vor Gott, und es hatte vielleicht noch nie ſo andächtig gebetet und war ihm ſo fromm zumute geweſen, wie heute.

Grad als ob ſie es vorher ſchon verabredet gehabt hätten, gingen Mikle und Kaſpale gleich nach der Meſſe dann zuſammen fort und der Heimat zu, ſo ſchnell ſie konnten, um den andern Wallfahrtern aus den Augen und aus den Füßen zu kommen. Sie redeten zuerſt nicht viel miteinander. Das Mikle fing vom Wetter an, dann meinte das Kaſpale, es ſeien heut' viel Leute auf der Schnepfegg geweſen. So viel ſeien es allemal, ſagte drauf das Mikle und nun ſchwiegen beide wieder und das Kaſpale begann noch ſchneller zu gehen.

So waren ſie bald in den rechts und links von himmelhohen Bergen eingeſchloſſenen Schnepfauer Wald gekommen. Wie war es hier jetzt ſo ganz anders, als im letzten Frühling, wo das Kaſpale mit Joſef hinausgewandert war ins Elſaß! Damals war die Sonne ſo golden und prächtig aufgegangen da oben über dem Liggſtein und die Vögel hatten es ſich zugeſungen von Berg zu Berg und von Wald zu Wald, daß der Frühling endlich wieder über die Loſe hereinkomme; jetzt aber ſtarrte alles vor Schnee und

*) Voarzoocho — Vorzeichen, der Raum vor der Kirchentüre.

Kälte, die Nacht ſchlich unter ihrer eiſigen Decke ſtill dahin — und doch war dem Kaſpale, indes es ſo neben dem Mikle vorwärtsſchritt, noch viel frühlingsmäßiger zumut als damals. Es war ihm, als ob es nun einer glücklichen Zukunft entgegengehe. Und immer noch ſchneller ſchritt es vorwärts und immer blieb das Mikle an ſeiner Seite; doch redete keines ein Wort.

„Aber anfangen muß ich doch wohl, bevor wir nach Au oder zu andern Leuten kommen; ſo prächtig ſchickt es ſich vielleicht lang nicht mehr wie heut'!" dachte das Kaſpale. Im vorigen Winter war es aus Scheu faſt nicht auf „Sin's" gekommen; dasmal war es einzig die Furcht, eine abſchlägige Antwort zu überkommen und dann auf einmal aus ſeinem gehofften Glückshimmel herabzufallen, was es bis jetzt vom Reden zurückhielt. „Wiſſen muß ich nun aber doch, was es gegenwärtig im Kopf hat, und da geht halt auch Probieren über Studieren, wie der Nazi geſagt hat. Drum friſch drauf los, wie Hans auf die Wurſt, das iſt jedenfalls das Geſcheiteſte!" So ſprach das Kaſpale zu ſich ſelbſt. Es ſchaute noch einmal zurück, und da es niemand nachkommen ſah, begann es langſamer zu gehen und ſagte:

„Mikle!"

„Was?"

„Weißt du auch noch, daß ich dir den letzten Winter verſprochen, dich zur Stubat einzuladen, ſobald ich einen eignen Herd und ein eignes Haus hätte? — Jetzt wollte ich von Herzen gern Wort halten, wenn du dann nur auch kommen tätest!"

„Das wär' aber gar nichts G'ſcheit's! Es würden dann die Leute wieder etwas zu reden und zu lachen überkommen."

„Ja was wär' denn da zu lachen und zu reden? Man

tät' höchſtens ſagen: wir beide hätten einander gern — und das wär' doch wohl nichts Unrecht's, oder?"

„Ich wähnte halt, wenn Zwei einander gern hätten, ſo müßt' es nicht grad das ganze Dorf wiſſen und davon reden."

„Aber die Zwei, die einander gern hätten, ſollten doch wiſſen, nicht bloß ein jedes, wie es ihm ſelbſt, ſondern auch, wie es dem andern in dem Stück ſei, — und drum hätt' ich eben fragen wollen, ob es auch wahr wäre, wenn man ſagen tät', wir möchten einander gern. Bei mir wär' es ſchon wahr, aber wie wär' es dir jetzt?"

„Mir iſt es noch, wie ich ſchon im letzten Winter g'ſagt hab': du biſt mir lieb und recht."

„Iſt es dir aber ſonſt auch noch wie damals? — Da haſt du gar nichts verſprochen, gar nichts vom Kareſſieren reden wollen. Du wirſt halt denkt haben, zuerſt müſſe man einen Platz haben, bevor man eine Kirche baue, und ich hätte ja kein Haus und gar nichts, drum brauch' ich auch nicht ans Heiraten zu denken. Ein eigenes Ahgricht hätt' ich jetzt, Gottlob! überkommen; viel reicher bin ich aber wegen dem ſeit letzten Winter doch nicht worden, denn ich muß eben für jetzt dem Nazi noch faſt alles ſchuldig bleiben. Allein das wird ſich ſchon richten und der Anfang wär' wenigſtens gemacht. — Der Nazi ſagt immer, ich ſollte heiraten, daß ein rechtes Weib ins Haus käm', und da hat er ganz recht! Mir wär's ſchon lang auch ſo g'ſin. Drum hätt' ich dich jetzt im Ernſt fragen wollen, ob du nicht mein Weib abgeben wollteſt, oder was du im Sinn habeſt?"

Das Mikle beſann ſich ein wenig, dann ſagte es: „Das letztemal, wo wir allein beieinander geweſen ſind, hab' ich ganz offen mit dir geredet und dir g'ſagt, grad wie es mir war, und das will ich jetzt auch wieder tun. Bei uns iſt

viel, viel anders worden ſeit damals! Joſef iſt im Himmel, das Bäbele iſt auch fort. Es hat die vorige Woche geſchrieben, daß es ihm gut gefalle in Konſtanz, und es hab' im Sinn, die erſten paar Jahre dort zu bleiben. Jetzt hat denn der Vater bloß noch mich und den Michel. Wenn es nun immer ſo bleiben tät', ſo könnt' ich nie ans Fortgehen denken; aber ich hab's ſchon g'merkt, der Michel bleibt auch nicht mehr länger ledig als er muß, und wenn er dann einmal heiratet, ſo wär' auch ohne mich wieder ein Weib im Haus und das ein rechtes und ein braves! Doch weiß ich halt nicht, wie dann dem Vater der Tauſch gefallen tät', und auf das käme am End' freilich alles an. — Was mich anbelangt, biſt mir ſchon ſo lieb, daß ich ums Leben nie keinen andern nehmen tät', wie ich ſchon im letzten Winter es dir verſprochen hab', und jetzt ſagſt du, ich habe dir damals nichts verſprechen wollen!"

Das Kaſpale fühlte ſich glücklich, wie noch nie in ſeinem Leben, und mit vor Freude zitternder Stimme ſagte es: „Vergelt's Gott, Mikle, daß du ſo reden tuſt! Das gibt mir Kraft und Mut zu allem, was noch kommen mag; mit dir und für dich kann ich gar alles, das wirſt du ſehen. Mit dem Vater wollen wir reden, ſobald es ſich uns ſchicken tut, und er wird dich mir gewiß laſſen! Er hat ſchon meinen Vater ſelig immer recht wohl mögen und mich mag er auch gern. Ich will eben jetzt je bälder je lieber zu dir auf den Strich kommen und dann wollen wir mit ihm reden, gelt?"

„Auf den Strich kannſt kommen, wann du willſt, es iſt mir ſtets recht, wenn du kommſt; aber das Reden mit dem Vater tät', glaub' ich, noch nicht gar ſo not. Michel iſt auch noch kein Hochzeiter und das Leid um Joſef noch nicht vorbei. Weißt, und bis Michel heiratet, muß ich daheimbleiben!"

„Dann heiraten ich und Michel grad an einem Tag. Juhe, da ſoll es dann luſtig werden und zugehen, daß ſich die reichen Unterdörfler faſt zu Tod ärgern möchten über die Oberdörfler Bettler, daß ſie ſo einen Lärmen machen!“

„Ja, und dann nach der Hohzig nur auch nicht gleich den Mut verlieren, auch wenn es nicht immer fadengrad geht!“

„Nein, nein! Wohlauf und zufrieden ſein wollen wir immer und ſchaffen und hauſen, daß unſere Buobo und Motla nie ſo arm werden, wie wir geweſen ſind, und nicht ſo viel erleiden müſſen. Du haſt gelernt, wie man ſchaffen und hauſen muß, mit den Eigenen biſt g'ſin wie eine Mutter und das wird dir Gott dein' Lebtag' belohnen. Ich will gern tun, was ich kann, daß du recht viel frohe Täg' bei mir haſt, nie das Heimweh überkommſt und auch ſo glücklich wirſt, als du mich macheſt.“

„Du biſt mir ſchon auch recht lieb und es iſt mir nicht bang mit dir zu leben; aber eins mußt du mir jetzt noch verſprechen: In die Fremde gang nicht mehr länger, als es g'rad ſein muß! Du haſt ja daheim eigene Arbeit und haſt eine geſchickte Hand und könnteſt daheim auch mauern oder anfangen, was du wollteſt. Gelt, das verſprichſt mir?“

„Ja,“ ſagte das Kaſpale und gab dem Mikle die Hand. „Aber den nächſten Sommer erlaubſt mir doch noch in die Schweiz zu gehen? Ich hab' es meinem Freund, dem Schweizer, verſprochen und ich muß grad ſagen, ich ging' recht gern.“

„Ja, gang nur! Dein Gut können ich und Michel ſchon heuen und dir zu allem lugen, bis du wieder heimkommſt.“

„Und dann komm' ich wieder im Herbſt und du ziehſt für immer zu mir und erſt dann bin ich recht daheim,

und habe auch Eigene wie andere Leute. Das muß ein Leben ſein, grad wie im Himmel!"

„Der Nazi g'fallt mir auch ganz wohl und ich ziehe recht gern neben ihn und will ihn halten wie einen Vater; er hat dir auch zu einem Haus geholfen!"

„Ja, der wird ſtaunen, wenn ich ihm ſag', was ich jetzt dann für ein Weib ins Haus bring'!"

„Wenn ich ihm nur nicht zu arm bin!"

„Nein, nein — einmal mir nicht. Ein großes Vermögen macht nicht halb ſo viel Freuden, als wenn man in Fried' und Frohſinn vornezu verdient, was man braucht. Zuerſt, da ich aus der Fremde kommen bin, hat mir Nazi Metzgers Gret' einſchwätzen wollen und einmal bin ich auch zu ihr auf den Strich gangen; aber die hat mir grad gar nicht g'fallen und ſpäter hat dann Nazi auch g'ſagt, ich hab' recht gehabt. Dasmal ſagt er gewiß auch wieder, ich hab' recht g'habt, ſobald er dich näher kennen lernt."

So kamen Mikle und das Kaſpale zum Dorf, lang bevor ſie mit Plaudern fertig geweſen wären. „Doch wir haben uns jetzt verſtanden und ſehen uns bald wieder. Bis dahin aber b'hüt dich Gott, lieb's gut's Mikle!" Mit dieſen Worten nahm das Kaſpale Abſchied und jedes eilte nun, ſo ſchnell es konnte, der Heimat zu.

Wenn einer, ohne von ſeiner Unterredung mit dem Mikle etwas zu wiſſen, geſehen und gehört hätte, wie das Kaſpale daheim von einem Ort zum andern mehr tanzte als ging und immer plauderte und lachte, es mochte beim Nazi ſein oder allein: ſo würde ihm wohl auch gegangen ſein, wie dem Nazi. Dieſer ſchaute dem Kaſpale eine Zeitlang verwundert zu, dann, als es wieder in die Stube hereintanzte, ſagte er:

„Biſt trunken, Kaſpale, oder was haſt heut', he?"

„Nein, trunken bin ich nicht, aber auf dem Strich bin ich g'weſen und da iſt's ja ein gutes Zeichen, wenn man danach luſtig und wohlauf iſt.“

„Auf dem Strich biſt g'weſen? Aber wo? Sakerlotts-kaſpale!“

„Im Schnepfauer Wald.“

„Oho, und bei wem? Hat dich etwa der Geiſt, der dort ſpukt, aufgehalten, wie er es vielmal Leuten macht, die nicht gehörig geſegnet ſind und abends nach dem Ave-Marialäuten noch in die Au hereinwollen? Oder bei wem biſt du dort g'weſen?“

„Bei Nümmamüllers Mikle.“

„So!“ ſagte Nazi gedehnt; dann fing er auf einmal herzlich zu lachen an. Es war ihm ein Licht aufgegangen. „Aha,“ rief er aus, „drum hat das dunnſtags Mikle an dem Brief bloß eine Nacht zu ſchreiben g'habt, in welchem es dir meinen Entſchluß, daß ich alles an dich verkaufen wolle, mitteilte! Da hätte ich ſchon 'was merken ſollen. Doch ſo ein alter Klotz, der es ſein' Lebtag' bei keiner Motol gut g'habt hat, merkt halt nichts, bis man ihm mit dem Holzſchlägel winken tut.“

Das Kaſpale erzählte ihm nun, daß es das Mikle ſchon lang gern gehabt hätte, es habe nur nichts davon ſagen mögen, denn es hab' zuerſt mit dem Mikle reden und hören wollen, was dieſes im Kopf habe. Heut' hätte ſich das dann prächtig geſchickt. Das Mikle ſei auf der Schnepfegg geweſen. Dort habe es dasſelbe angetroffen, ſei dann mit ihm hereingangen und habe jetzt alles mit ihm gerichtet. Es komme nur noch auf den alten Müller an und der werde wohl nicht viel dagegen haben.

„Im Grund tätest du doch wohl g'ſcheiter, wenn du eine mit etwas mehr Vermögen nähmeſt, man könnte das grauſam wohl brauchen,“ meinte der Nazi. „Doch bin ich

froh, wenn du nur jetzt heirateſt. Das Allerſchlechteſte iſt ledig bleiben, das hab' ich ſelbſt erfahren, und ſo viel ich das Mikle kenne, iſt es eine ordentliche, brave, ſcharmante Motol. Das Schaffen und Folgen hat es lernen müſſen von Jugend auf und wenn es Geld hätte wie Metzgers Gret', ſo wäre es die erſte im Dorf."

Darauf entgegnete das Kaſpale: „Alles Gute trifft man nie beieinander an und dann will ich doch lieber eine Arme, die mir auch ohne Vermögen lieb iſt, als wegen ein paar hundert Gulden mit einer, die ich nicht ſehen und nicht ſchmecken kann, mir eine Unlieb' ins Haus nehmen auf mein' Lebtag'."

So ſprach das Kaſpale, lobte das Mikle in allen Stücken und gab nicht nach, bis endlich auch Nazi ganz und vollkommen mit ſeiner Wahl ſich einverſtanden erklärte.

An einem ſtürmiſchen Abend im Jämmer, wo man ſicher war, von keinem Nachtbuben geſehen zu werden, da gewiß jeder froh war, daß er nichts im Feld zu tun hatte, ging das Kaſpale auf den Strich zum Mikle.

Als es in des Müllers Stube kam, waren auch Michel und der Vater noch auf und das war dem Kaſpale ganz recht, denn es hatte mit beiden zu reden. Zuerſt ging es an den alten Müller, aber dieſem hatte das Mikle ſchon alles mitgeteilt und auch bereits ſeine Einwilligung erhalten. Er habe es ſchon lange gemerkt, hatte er zum Mikle geſagt, daß ſie einander gern mögen, und er glaube, ſie können glücklich werden. Sie hätten manchen Irrweg weniger zu verlaſſen, als er, denn ſie rechneten nicht auf ein großes Vermögen, ſondern ihr Kapital ſei Häuslichkeit und Fleiß und das trage die beſten Zinſen. Drum möge

er ihnen das Heiraten nicht wehren. Man könne ja nicht ſein' Lebtag' daheim beieinander bleiben, und wenn dann Michel heiraten tue, ſo ſei er auch wieder verſorgt und ſeinem Reden nach werde er nicht mehr lang mit dem Heiraten waren.

Das war für das Kaſpale eine gute Hörat. Es hatte kaum erwartet, daß es ſo gnädig ablaufen werde, obſchon es zum Nazi geſagt hatte, der Müller werde nicht viel dawider zu ſagen haben; denn es wußte wohl, daß die Väter bei weitem nicht ſo verhitzt auf das Verheiraten ihrer Töchter ſind, als die Mütter, — und dann fand es das auch ganz natürlich, daß man ein Mädchen, wie ſein Mikle eines war, nicht gern fortziehen ſehe. Es fiel ihm daher ein rechter Berg vom Herzen, als ihm das Mikle in Gegenwart des Vaters erzählte, was dieſer geſagt habe. Frohen Mutes verdingte es ſofort dem Michel das Heuen und zu ſeiner Sach lugen, ſo lang es in der Schweiz ſein werde. Es könnte wohl dableiben und gar nicht mehr fortgehen, ſagte es; aber bei ſeiner Bauernſchaft hätt' es, alles zuſammengerechnet, doch bloß etwa 7—8 Wochen Arbeit und die übrige Zeit könne es halt doch in der Fremde bei weitem mehr verdienen, als daheim. Michel gab ihm ganz recht und verſprach, alles ordentlich zu beſorgen; und über den Lohn waren beide ſchnell handelseins.

Man plauderte noch bis um Zehne, dann klopften der Vater und Michel die Pfeifen aus und gingen zu Bette. Das Kaſpale aber hatte viel und lang mit dem Mikle zu reden und erſt gegen Morgen ſuchte es den Heimweg.

Ein paar Wochen ſpäter, an einem Samstag Nachts um Zehne, gingen Michel und das Mikle zum Kaſpale hinab, um ſein Haus und ſein Ahgricht zu beſichtigen; denn wenn ein Mädchen heiratet, ſo will es doch auch wiſſen, wo es hinkommt und was es für eine Einrichtung findet.

Nun aber wenn ſie am hellen Tage, oder ſonſt an einem Abend gegangen wären, wo immer Leute um den Weg ſind, die alles ſehen und plaudern, ſo hätte die ganze Gemeinde es inne werden und dann erraten können, wo die Katz' im Heu liege. Dann würde das Reden und Ausrichten gleich angegangen ſein und auf das war dem Kaſpale ſchon lange angſt; denn es wußte wohl, wie man es einem macht, wenn man einmal in den Hohziglärmen hineinkommt. Da wird einem alles, was man redet und tut, leid und bös ausgelegt und es iſt grad, als ob einem alles den Schlägel vor die Tür werfen wolle. „Die Leut' könnten wegen meiner ſagen, was ſie wollten, wenn ich nur das Mikle mit in die Schweiz nehmen könnte, daß es nichts davon hören tät'," dachte es oft; doch dann tröſtete es ſich wieder: „Ah bah! das Mikle iſt a rechte Motol und glaubt und traut ſeinem künftigen Mann g'wiß mehr, als den ärgſten Plaudertaſchen in der Gemeinde." Aber wenn ſich das Kaſpale auch im voraus zu tröſten und auf alles gefaßt zu machen wußte, — es war doch von Herzen froh, ſo lang niemand a Däumpfle*) von ſeinem Liebesverhältnis wußte, und bei verſchloſſenen Türen und Fenſterläden führte es die Geſchwiſter mit dem Licht im ganzen Haus herum.

Den beiden gefiel alles wohl und Michel ſagte beim Heimgehen zum Mikle: „Du überkommſt einen prächtigen Mann und a hübſches Ahgricht hat er auch. Es iſt wahr, das Kaſpale iſt noch faſt alles daran ſchuldig; aber in der jetzigen Zeit muß man die Schulden nicht gar ſo ſehr fürchten. Einmal ich glaub', wenn das Kaſpale Nazis Gut zehn Jahr' hat und ordentlich dazuluget, ſo ſei es luſtig noch einmal ſo viel wert als jetzt, und dann kann man die

*) a Däumpfle — ein Dämpfchen, d. i. das mindeſte.

paar Lechtaler am Kathrinentag ſchon abfertigen. Den Zins bringt man jetzt ſchon leicht heraus. Das Schuldenmachen iſt nicht gefehlt, wenn man dabei gehörig arbeitet und das Geld zweckmäßig verwendet. Man weiß wohl, wenn einer etwas anſtellt, ſo kann er das Geld zum Zahlen nicht grad aus einem Stein herausſchlagen; aber nach und nach kommt's ſchon wieder. Einmal ich gäbe das verrumminierte Gut nicht mehr her, und wenn man mir dreimal ſo viel dafür gäb', als es mich gekoſtet hat, — und das Geld zum Zahlen hab' ich auch entlehnen müſſen."

Dem Kaſpale ging der Winter ſchnell, ja viel zu ſchnell vorbei. Es hatte ſich ſo gefreut auf die Schweiz und jetzt ging es nur ungern fort. So iſt es vielmal im Leben! Der Menſch wünſcht und hofft, und bis er das Gewünſchte, Gehoffte erwartet und erſtrebt hat, macht eine andere Denkungsart oder ſonſt etwas, daß die Freude nicht mehr halb ſo groß iſt, als ſie es früher geweſen wäre. „Das kommt bei mir bloß davon," dachte das Kaſpale, „weil ich nun dann auch daheim gute Tage überkomme. Ich gehe heuer allerdings nicht mehr halb ſo gern fort, wie letzten Frühling, — ich bin halt jetzt, Gottlob! daheim zufrieden und glücklich. Aber im Herbſt komm' ich ja wieder und hab' ein ſchönes Geld verdient für mich und das Mikle und dann kann ich daheimbleiben und froh und glücklich ſein immerfort."

Ähnliche Gedanken durchkreuzten am Abend vor der Abreiſe Kaſpales Kopf, als es zum letztenmal für lange Zeit zum Mikle auf den Strich ging. Es blieb bis gegen Morgen da, das Mikle machte ihm zuletzt noch Kaffee und während dem Trinken redeten ſie davon, wie wohl ihnen das nächſte Mal ſein werde, wenn ſie wieder miteinander eſſen können. Nachdem das Kaſpale dann dem Mikle zum Abſchied noch herzlich die Hand gedrückt und ihm guten

Mut zugeſprochen hatte, ging es heim, nahm ſein Ränzle auf den Rücken, ſagte dem Nazi „B'hüt' Gott" und wanderte nun ſtill zum Dorfe hinaus.

In Bizau wollte es nicht durch, ohne das Haus ſeiner lieben Bekannten zu beſuchen. Hier kam ihm der Alte mit einer geſunden und ſcharmanten Dorothee auf den Armen entgegen, während man Tonis Weib in der Küche ſchaffen und ſingen hörte. Auf Kaſpales Frage nach ſeinen zwei Fremdlern erwiderte der Alte, daß ſie vor drei Wochen ein Schreiben überkommen hätten und infolgedes gleich fortgereiſt ſeien. Das Kaſpale trat mit dem Alten ins Haus und blieb länger da, als es im Sinn gehabt hatte, und als es wieder ging, dachte es: „Bis in 2—3 Jahren iſt mir, will's Gott! auch ſo wohl, als jetzt da dem Toni." Voll Vertrauen auf ſich und ſein Mikle und erheitert von tauſend freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, wanderte das Kaſpale fröhlich und guten Mutes über die Löſe hinaus. —

Als der Schnee vergangen war und nun Michel anfing, den Miſt auf Kaſpales Gut auszuführen, potz Wetter, ging da das Reden und Ausrichten an! Denn nun war es eine ausgemachte Sache, daß Michel und das Kaſpale Schwäger würden. Freilich hätte Michel Kaſpales Gut düngen und heuen können, ohne daß darum gerade eine Schwägerſchaft hätte ſtattfinden müſſen; aber der Lärm war nun einmal da und um das Wie und Warum kümmerte ſich kein Menſch. „Es iſt vielleicht nicht wahr, aber ſagen tut man's!" hieß es allgemein und das war ſchon genug, um das Paar tüchtig durch die Hechel zu ziehen; denn in ungewiſſen Fällen dieſer Art tun die Leute des Guten, oder eigentlich des Böſen lieber zu viel, als zu wenig. Als nun gar noch der Senn erzählte, daß er das Kaſpale ſchon vor mehr als einem Jahr beim Mikle auf

dem Strich geſehen habe, konnte es faſt nicht mehr fehlen und alles wollte ſchon früher etwas geſehen und gemerkt haben. Daß bei den böſen Zungen das Kaſpale am ärgſten herhalten mußte, war ganz natürlich, weil es ſelbſt nicht da war und keinen rechten Verteidiger im Dorf hatte. Das Mikle kam, wenn auch nicht ungeſchlagen, doch noch ziemlich gut durch, denn das Kaſpale war nicht da und hatte auch keine Eigenen, folglich hätte man ihm, dem Mikle, bei niemanden „ſ'böſt" reden können, als beim Nazi. Metzgers Gret' hatte es auch einmal bei dieſem probiert, der Nazi hatte jedoch weder Red' noch Gehör gegeben.

Freilich alles Gift wurde doch nicht auf das Kaſpale allein ausgeſchüttet, auch Micheln und Webers Marien ließ man redlich ihren Teil zukommen. Aber weder Michel, noch Marie, noch das Mikle kümmerten ſich viel um ſolche Schwätzereien und Michel ſagte, man müſſe die böſen Mäuler ſchnappen laſſen, daß ſie das Handwerk nicht entlernen; wenn ſie einmal merken, daß es ſie nichts nützt, hören ſie von ſelbſt wieder auf, — wie die bellenden Hunde, wenn ſie ſehen, daß man ſie nicht fürchtet! Zum Mikle kam auch manche Mutter, welche Buben daheim hatte, die ein tüchtiges Weib hätten brauchen können. Dieſe Mütter ſagten dann, es hätte doch noch ledig bleiben ſollen; einmal das Kaſpale ſoll es nur durchaus und durchab nicht nehmen! Es überkomme ja Buobo aus viel anſtändigern Familien, als dieſes hergelaufene Bettlerpack ſei. Das Mikle gab ſolchen Reden nicht die mindeſte Acht, ſo wenig als andern, noch direkteren Anträgen. Dieſe Erfahrung mußte auch der Senn machen, der an der Auer Kilbe, als das Leidjahr um Joſeph vorbei war, das Mikle zum Tanzen mit in die Au nehmen wollte.

„Aber beigutt, das iſt doch dumm an dich, daß du ſo vernarret biſt in das Bettlerkaſpale und keinem rechten

Buobo mehr acht gibſt!" ſagte er, als ihm das Mikle rund abſagte. „Du könnteſt ja ſolche überkommen, bei denen du es viel beſſer hätteſt, die auch deinem Vater und dem Michel helfen und euer ganzes Haus wieder emporbringen könnten."

Etwas gereizt entgegnete das Mikle: „Am beſt', wähn' ich, hab' man es bei dem, welchen man am liebſten mag. Was den Vater anbelangt, ſo ſieht mich der keineswegs für eine Kuh an, die man dem zu kaufen gibt, welcher am meiſten für ſie zahlt. Und eine Haushaltung kommt nach meiner Meinung am ſicherſten empor, wenn ſie ſich nicht durch's „reich heiraten," ſondern durch Fleiß und Arbeitſamkeit hinaufhilft."

„Ich weiß nicht, welches von beiden noch das ärgere Maul hat, das Mikle oder das Kaſpale!" dachte der Senn beim Gehen und war ein wenig wild. Dieſe Gleichgültigkeit gegen Reichtum und Anſehen, das Höchſte, was er ſelbſt kannte, hatte er bei ſo armen Leuten ſonſt noch nie erlebt. Aber eben darum mußte er Mikle und das Kaſpale im Innerſten ſeines Herzens auch achten und bewundern, obſchon er ſich es nie recht geſtehen wollte.

Das Mikle hatte auch dem Michel das Tanzen mit ſeiner Marie in der Au ausreden wollen. Wenn er heut' mit der Marie auf die Kilbe gehe, ſo nähmen es dann die Leut' für gewiß an, daß er mit ihr heiraten wolle, und täten dann noch mehr lügen und ſchwätzen als vorher. Michel aber erwiderte lachend: „Mikle, Mikle! das iſt bloß Nid, ſus*) ſauber nix as**) Nid! Weil jetzt dein Kaſpale dich nicht mit zum Tanzen nehmen kann, wähnſt du, ich ſollt' auch nicht gehen. Aber ich gang doch! Denn um

*) ſus — ſonſt.
**) as — als.

das Gered' und Getätſch iſt es mir ſo gleich, daß es mir niemand glauben tät'. Einmal ſchaden, glaub' ich, tue das Gift, welches in ſolchen Geſchwätzern ſteckt, doch nicht ſo viel, ſonſt wär' in unſerm Dörfle ſchon lang Krankheit und Peſt draus entſtanden."

So ſagte Michel, und ging dann auch richtig mit der Marie auf die Kilbe. Er tanzte, daß es ſtob, und ließ die Leute reden, was und ſo viel ſie wollten. Das Mikle aber blieb daheim beim Vater und es hatte da auch eine Freude, als am Nachmittag der Bote kam und einen Brief vom Kaſpale brachte. „Will's Gott, einen fröhlichern, als wir vor einem Jahr um dieſe Zeit von ihm überkommen haben!" dachte es, während es ihn auftat.

Das Kaſpale ſchrieb, daß es geſund und wohlauf ſei und viel verdienen könne. Es gefalle ihm in der Schweiz ſo wohl, daß es vielleicht den Wald faſt vergeſſen tät', wenn es noch wär' wie im letzten Jahr, daß es kein lieb's Mikle und keine Heimat dort hätte. So wie es jetzt ſei, tät' es den Wald wohl nicht vergeſſen, und wenn es im Paradies wäre, geſchweige denn in der Schweiz. Es freue ſich recht herzlich auf den Kathrinentag, der auch Mikles Namenstag ſei, und es glaube, daß ſich kein Lechtaler, der dann wieder den Zins holen könne, herzlicher auf dieſen Tag freue, als es; denn bis dahin komme es wieder heim und werde ihm dann ſelbſt ſeinen Glückwunſch zum Namenstag bringen und zugleich auch, wie es im Wald der Brauch ſei, den Schulden Red' und Antwort geben. Geld verdiene es inzwiſchen ſchon noch ſo viel, als es heuer brauche, und es hoffe, daß ihm dann überdies noch genug bleibe, um alles zahlen zu können, was beim Heiraten etwa aufgehen würde. — In der Schweiz ſei es viel lieber, als im Elſaß, die Leute und alles gefalle ihm beſſer. An Werktagen ſchaffe es mit dem Schweizer, von dem es ſchon

ſo vielmal erzählt habe, ſo viel es könne, an Sonntagen aber gehen ſie miteinander etwa auf eine Alp oder in irgendein Bauernhaus; denn der Schweizer ſei in der ganzen Gegend gut bekannt und die Leute ſeien überall recht freundlich und liebſam. Man laſſe einem alles ſehen, erzähle einem, wie man hier die Arbeit tue und wie man alles am beſten brauchen und benützen könne. So habe es ſchon manches gehört und beobachtet, was man auch im Wald tun könnte und ſollte; doch das könne man dann vielleicht ſpäter ſchon richten, wenn man wieder beiſammen ſei. — Dem Nazi wiſſe es nichts Beſonderes zu ſchreiben. Es laſſe ihn freundlich grüßen und verſpreche ihm, daß es bis nach Martini heimkomme und dann vielleicht nie mehr in die Fremde gehe. Mit den herzlichſten Grüßen an den Vater, Michel und alle Bekannten hatte es den Brief geſchloſſen.

Dieſer Brief machte dem Mikle mehr Freude, als wenn es den ganzen Nachmittag hätte auf der Kilbe ſein und mit den reichſten und hübſcheſten Buben des Dorfes hätte tanzen können. —

Ein paar Wochen ſpäter, als Michel ſein und Kaſpales Heu eingetan hatte, fing er wieder an, auf dem verrumminierten Gut zu ſchaffen und noch die letzten Steine ans Waſſer zu führen. Das Gut war jetzt prächtig in Stand und gewiß den vierfachen Kaufpreis wert. Nun richtete Michel auch Bauholz her, um einen Stadel darauf zu bauen; denn er meinte, wenn er den nächſten Sommer noch mehr Heu überkomme, als heuer, ſo werde er daheim bei weitem nicht mehr allem Platz haben.

Das Mikle war unterdes faſt immer zu Haus. Wenn ein Mädchen heiraten will, ſo hat es vorher noch zu richten und zu machen, daß es kein Menſch glauben tät', wie viel. Da muß es das Hohzighäß, ein paar Dutzend Hemden

und Betthäß für ſich und den Mann richten und das Mikle hatte die größte Freude, daß es das alles ſelbſt machen konnte; denn

„Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht,
Iſt die ſchönſte Bauerntracht.“

Oft ſehnte es ſich recht herzlich nach der Zeit, wo das Kaſpale verſprochen hatte heimzukommen und wünſchte: „Wenn es nur morgen ſchon Martinstag wär'!“ Und doch war ihm dann auch wieder recht angſt und bang auf den Winter und die Hochzeit. Dem Bäbele hatte es geſchrieben, daß es und Michel im Sinn hätten zu heiraten und drum ſoll es, wenn es könne, zur Stubat und zur Hohzig kommen. Bisher hatte man aber vom Bäbele noch keine Antwort erhalten.

Am Abend vor dem Kathrinentag kam das Kaſpale endlich heim. Es brachte viel Geld, hübſches Häß und einen recht guten Humor mit. Wie froh und glücklich das Mikle ſich fühlte, als es dem geliebten Kaſpale die Hand zum Gruß drückte, hätte ſich jeder einbilden können, der vorher geſehen hätte, wie lang in den letzten Tagen dem Mikle die Weil' geweſen, als ſchon faſt alle Fremdler da waren und das Kaſpale immer noch nicht kommen wollte.

In der Au iſt am Kathrinentag ein großer Markt. Faſt alle Krämer des Waldes und alle die, welche im hintern Wald Geld zu zahlen oder einzuziehen haben, kommen hier zuſammen. Da geht es dann zu! Der eine ſucht „ſeinen Lechtaler,“ ein anderer will ſich vor dem ſeinen noch verſtecken, nicht weil er die Abſicht hat, heuer nicht zu bezahlen, aber er hat den auf einer Alp verdienten Sommerlohn noch nicht erhalten und daher kann er ſich noch nicht regen und nicht bewegen. Wieder einer tröſtet ſeinen Gläubiger mit der Verſicherung, daß er bei weitem nicht der einzige ſei, dem er heut' noch nichts gegeben

habe. In den Wirtshäuſern ſitzen die großen Kapitaliſten und abſolvieren ihre Schuldner, einen nach dem andern, wie der Pfarrer im Beichtſtuhl.

Aber auf den Charfreitag kommt Oſtern! So kommt auch am Kathrinentag nach einem geſchäfts- und für manchen ſorgenvollen Vormittag, wo man lauter ernſte Geſichter ſieht und von nichts als Handeln und Geld reden hört, ein recht froher Nachmittag. Die Jahresrechnungen ſind abgeſchloſſen, auf ein Jahr lang iſt wieder alles zufriedengeſtellt; der Dienſtbote hat ſeinen Lohn und all die ſtrengen Tage, in denen er ihn verdiente, ſind vergeſſen. Jeder aber will ſich noch ein Stündchen wohl ſein laſſen, bevor er heimgeht. Der ärmſte Bauer trinkt mit ſeinem Weib noch „a Halb's Roten" und ſitzt ganz behaglich neben dem Lechtaler, vor welchem er ſich Vormittags verſtecken wollte.

Auch das Kaſpale, als es ſeinen und Nazis Schulden „ihr Sach'" gegeben und auf dem Markt das Nötige eingekauft hatte, ging mit dem Mikle zum Sonnenwirt. Hier war Muſik und die beiden miſchten ſich gleich in die Reihe der Tanzenden und waren ſo recht von Herzen luſtig, gewiß noch luſtiger als Michel und Marie an der Kilbe geweſen waren. Dem Mikle kam es nie mehr in den Sinn, daß nun die Leute, wie es zu Michel geſagt hatte, noch ärger zu ſchwätzen und zu lügen anfangen werden. Das war aber auch nicht der Fall, denn die Leute hatten ſchon alles geſagt, was ſie wußten, und als das Kaſpale heimkam, war der Lärm bereits völlig wieder vergangen. Die am ärgſten über es losgefeuert hatten, waren nun die erſten, welche es grüßten und ihm gute Wörtle gaben. Das Kaſpale aber war gegen jedermann gut und freundlich und es richtete binnen acht Tagen alles wieder, was die böſen Zungen in acht Monaten verdorben hatten.

An Sonn- und Feſttagen nachmittags nach der Kirche trank es allemal beim Kronenwirt eine Halbe Bier und erzählte dabei aus der Schweiz, was es da geſehen und gehört habe, und die Buben und Männer hörten ihm ſtundenlang zu und keiner dachte ans Heimgehen, bis es zu erzählen aufhörte. Einer ſeiner fleißigſten Zuhörer war der Senn. Das Kaſpale brachte aber auch manchmal Sachen aufs Tapet, die den Sennen gar ſehr intereſſieren mußten. So ſprach es einſt mit ihm von dem Nutzen, den das ganze Dorf von einer gemeinſamen Sennerei haben würde.

„Bisher," ſagte es, „iſt es der Brauch geweſen: jeder Bauer hat von ſeiner Milch Käs und Schmalz gemacht, ſo viel und ſo gut er es hat können, wenn auch jeder dabei eingeſtanden hat, daß man in den Alpen, wo überall gemein geſennet wird, grad noch einmal ſo viel aus der Milch bringe, als im Winter daheim. Das kommt gewiß nicht ganz davon, daß die Milch vom Gras ergiebiger iſt, als die vom Heu, ſondern die Urſache iſt, weil, beſonders ſeit man ſich bei uns ſo viel mit der Stickerei abgibt, manches Weib das Sennen nie recht gelernt hat; aber auch denen, welche es ganz gut können und verſtehen, geht bei den etlichen Maß Milch, die ſie haben, verhältnismäßig viel mehr zugrunde, als wenn im ganzen Dorf bloß eine einzige Sennerei wär'. Und wie viel Zeit und Holz könnte dadurch erhauſet werden? — Wenn ich in der Lage wäre wie du, genug Geld und Kredit hätte und dabei gründlich das Sennen verſtünde, ich tät' beim Nazi eine Sennerei einrichten und probieren, ob ich nicht Milch genug zu kaufen überkäm'. Wenn nur die Halben im Dorf ſie bringen täten, ſo könnte man damit ſchon etwas anfangen."

Dem Sennen ſchien die Sache ziemlich einzuleuchten. Auch den meiſten der anweſenden andern Bauern gefiel der

Vorſchlag, und es nahm ſie nur wunder, daß man ihn nicht ſchon längſt gemacht habe. Der Senn aber ſagte, es wär' alles recht und gut, doch wo bloß ein Bub' allein ſei, wie er, und man einen ziemlich großen Viehſtand habe, da ſei faſt immer ſonſt Arbeit in Feld und Stall, und wenn er ſchon hier und da etwa einen Raſttag hab', ſo hätt' er doch bei weitem nicht immer Zeit, der Sennerei gehörig abzuwarten. Da meinte das Kaſpale, das ſei grad gleich. Wenn er wolle, ſo können ſie ja den Handel miteinander gemein haben und dann könne er es das Sennen lehren. Es hab' im Winter ſchon Zeit dazu und Luſt auch genug. Bisher habe es alles leicht gelernt, es werde das wohl auch lernen können.

Der Senn und das Kaſpale redeten noch oft miteinander über dieſe Sache und erſterer, der in jüngſter Zeit einen ganz guten Glauben an das Kaſpale überkommen hatte, ließ ſich endlich von dieſem dazu bereden, die Milch zu kaufen und einen Winter das Sennen mit ihm zu probieren.

Nun mauerte das Kaſpale daheim eine Sennerei. In kurzer Zeit brachten dann faſt ſämtliche Bauern die Milch, weil jeder einſah, daß es ſo viel vorteilhafter ſei, als wenn man ſelbſt ſenne. Das Kaſpale aber lernte dem Sennen ſein Handwerk ab und alle, welche die Milch brachten, lobten es und ſagten, wie es ein ſo ordentlicher und ſäuberlicher Senn ſei, und der Senn ſelbſt mußte dieſes Lob beſtätigen.

Vierzehn Tage vor Kaſpales und Michels Hochzeit kam das Bäbele von Konſtanz heim zur Stubat. Einmal, ſagte es, hab' es ſchon lange im Sinn gehabt, zu den Eigenen zur Stubat zu gehen. Man wiſſe nicht, wen man dann ſpäter noch antreffe, und man ſei, wenn man ein ganzes Jahr keinen bekannten Menſchen antreffe, recht

froh, wieder einmal heimzukommen. Das Bäbele hatte ſich ſehr verändert. Es tat jedoch gleich wieder wie die andern im Dorf, und obſchon es in Konſtanz auch ſo ſchön reden gelernt hatte wie die Konſtanzerin, ſo war es doch nicht ſtolz darauf und redete mit jedem in der Wälderſprache, als ob es nie fortgeweſen ſei.

Michel freute es ſehr, daß das Bäbele ihm zur Hochzeit kommen wollte. „Gelt, Bäbele," ſagte er, „jetzt haſt auch genug Fremde, oder?"

„Nein, nein, es tut's ſchon! Vielmal wird es einem freilich, ich weiß ſelbſt nicht wie, wenn man gar keinen bekannten und vertrauten Menſchen hat, nie mehr die Sprache der Heimat hört. Der Konſtanzerin iſt es auch ſo gangen, drum iſt die ſo froh geweſen, daß ich mit ihr bin. Wir zwei ſind jetzt einander worden wie Eigne und freuen uns, wenn wir eine Stunde zuſammenkommen."

„Und was haſt du denkt, als du meinen Brief geleſen haſt?" fragte das Mikle.

„Da hab' ich denkt, jetzt ſchick' es ſich mir ſo gut heim zur Stubat als einmal, und Madam hat mir dann auch gleich erlaubt zu gehen."

„Aber ich meine, was du denkt habeſt, daß ich und Michel heiraten wollen?"

„Ja ſo! Da hab' ich halt denkt, ihr habet recht; es tue jedes, was ſich ihm am beſten ſchickt."

Man hatte einander nun vieles mitzuteilen. Michel und das Mikle berichteten, was ſich in letzter Zeit im Dorf zugetragen, und das Bäbele erzählte dagegen von Konſtanz; die Madam möge es recht wohl und es ſei auch gern bei ihr, beſonders ſeit es das Reden und die Arbeit ein wenig gelernt habe, wie's dort der Brauch ſei.

Als das Hohzigleben für Michel und das Kaſpale anging, übergab letzteres dem Sennen für die nächſten zehn

Tage die Sennerei zur alleinigen Führung und Beſorgung. Am Sonntag dann, als man die beiden Paare das erſtemal verkündete, fuhren dieſe in den vordern Wald, um die dortigen Verwandten und Bekannten zur Hohzig einzuladen. Auch beim Toni in Bizau kehrte das Kaſpale ein und es freute es recht herzlich, als auch dieſer zu kommen verſprach im Namen ſeiner beiden Brüder, die dieſen Winter noch nicht heimgekommen waren.

Die Woche hindurch gingen die Paare im Dorf herum und luden alles zur Hohzig ein. Wer nicht kommen konnte oder wollte, gab ihnen etwas „a d'Wicko*),“ oder verſprach für ſie zu beten.

Am Freitag war Lichtmeß und die Hochzeitleute gingen in die Au zur Kirche; denn erſt am Sonntag, wo man ſie zum dritten Mal verkündet, dürfen die Brautleute wieder in die eigene Pfarrkirche.

Montag morgens um Achte war die Trauung der beiden Paare. Begleitet von ihren Eigenen und Bekannten, zogen ſie zur Kirche, die zwei Hochzeiter und ihre Begleiter hatten die Hüte mit Blumen geſchmückt, die Hochzeiterinnen und Brautjungfrauen den Kopf mit dem Schappale, einem Kranze von künſtlichen Blumen, bedeckt. Nach der Trauung verfügte ſich alles zum Kronenwirt, wo die Muſikanten bereits luſtige Walzer und Hopper aufmachten.

Auf der Hochzeit ging es recht luſtig zu, wie das Kaſpale es ſchon vor einem Jahr prophezeit hatte. Der Senn kam auch, tanzte den ganzen Tag mit dem Bäbele und war hudelwohlauf. Der alte Müller und Nazi ſaßen nebeneinander, ließen ſich das Eſſen und Trinken wohl ſchmecken und redeten zuſammen von der alten guten Zeit, bis der „Abdanker“ kam.

*) a d'Wicko geben — den Brautleuten, oder eigentlich der Braut, etwas ſchenken. (Wicko — Spinnrocken.)

Jetzt wurde Stille geboten. Der Abdanker, der zugleich Schullehrer im Dorf war, kündete zuerſt an, daß das Mahl zu Ende ſei, und es wäre nun eine ſchöne Sache, wenn man Gott mit einem Vaterunſer für alles genoſſene Gute danken täte.

Nach dem Vaterunſer, das ſtill gebetet worden war, hielt der Abdanker eine kurze Rede, die ſogenannte Abdankungsrede. Darin ſagte er, daß der Ehſtand grad einem Vergrößerungsglas gleiche, und dieſes bewies er folgendermaßen: „Ein lediger Menſch, wenn er Untugenden und Fehler an ſich hat, wenn er ein Trinker, ein Spieler, ein Müßiggänger iſt, ſchadet dadurch gewöhnlich nur ſich ſelbſt; aber wenn ein ſolcher Weib und Kind hat, dann iſt es anders. Durch ſein liederliches Leben bringt er Streit und Händel ins Haus, Weiber, die ſonſt Lämmer geweſen ſind, werden zu Drachen und bei beiden Teilen, bei Mann und Weib, kommen Fehler an den Tag, von denen man, wenn ſie ledig geblieben wären, nie eine Spur gefunden hätte. Drum gleicht der Ehſtand einem Vergrößerungsglas! Aber das, was ich geſagt habe, iſt noch nicht alles. Man bedenke das Ärgernis, das ſolche Leute der ganzen Gemeinde geben! Und das böſe Beiſpiel, die ſchlechte Erziehung, die ſie ihren Kindern zuteil werden laſſen, kann vielleicht auf Jahrhunderte hinaus Böſes ſtiften bei Kind und Kindeskind. Und drum vergleich' ich wohl nochmals mit Recht den Ehſtand einem Vergrößerungsglas."

Hier machte der Abdanker eine Pauſe und fuhr dann etwas ſtiller fort: „Wer einen rechten Sprung vorwärts machen will, der geht zuerſt ein paar Schritte zurück. So habe auch ich es gemacht. Ich wollte euch zuerſt das Bild einer unglücklichen Ehe malen, damit ſich das von einer glücklichen um ſo ſchöner dann zeige. Denn auch wenn gute und fleißige Menſchen heiraten, iſt der Ehſtand gleich

einem Vergrößerungsglas. Die Liebe beider Teile wird täglich größer, weil ſie täglich neue Tugenden aneinander entdecken, und mit der Liebe wächſt auch die Luſt zur treuen Erfüllung des Berufes und der Standespflichten. Drum dürfen dieſe beiden Paare den Ehſtand getroſt antreten und wir wollen hoffen, daß er alles Gute an ihnen vergrößere und daß wohlerzogene Kinder einſt ihre Tugenden erben und dadurch beweiſen, ich habe die Wahrheit geſagt."

Zum Schluß bemerkte der Abdanker nun noch, daß man jetzt, nach altem Brauch, mit dem Teller von Gaſt zu Gaſt gehen werde — und da nehme man natürlich lieber viel als wenig, weil die Brautleute von dem, was man ihnen da gebe, den Wirt und alles bezahlen müßten, was heute aufgegangen ſei.

Gewöhnlich zahlt der Hochzeiter dem Abdanker für ſeine Rede einen Schoppen vom Schlechteſten; aber dem Kaſpale hatte die Rede ſo gut gefallen, daß es dem Lehrer ſogleich „a Halbe vom Allerröteſten" kommen ließ, und Michel beſtellte ihm noch überdies einen Braten dazu, obſchon er eigentlich beiden Paaren bloß eine Rede gehalten hatte.

Das Kaſpale ging nun, wie bereits angekündet worden, mit dem Teller von Gaſt zu Gaſt und jeder gab wenigſtens einen Kronentaler, die Eigenen und die beſten Bekannten noch mehr. Nun richteten ſich die verheirateten und die ältern Leute zum Heimgehen, die jüngern aber wieder zum Tanzen. Um Zwölf, als die Hochzeitleute gingen, tanzten noch neun Paare, daß es ſtob, und erſt am Morgen um Drei begleitete der Senn das Bäbele heim.

Am andern Tag gingen Michel und das Kaſpale zum Kronenwirt, um Rechnung mit ihm zu halten. Das Mikle ſuchte inzwiſchen das elterliche Haus auf, um noch ſein Häß und alle ſeine Sachen zuſammenzupacken und mitzu-

nehmen. Bäbele ſchlich hier umher und ſah aus, wie jedes Mädchen, wenn es eine Nacht faſt gar nicht geſchlafen hat. Da ſagte das Mikle zu ihm:

„Bäbele, wollteſt nicht grad, es wär' Ernſt mit dem Sennen?"

„Nein, ich tät' dem Sennen nicht taugen und er mir nicht; das Heiraten wär' gar nichts für mich."

„Warum nicht?"

„Wenn ich am End' auch noch einen reichen Bauernbuben überkäm', ſo wär' ich kein rechtes Weib für ihn, und mit einem Armen faſt den Tod erleiden möcht' ich halt auch nicht!"

„Ja wollteſt du vielleicht lieber einen Konſtanzer nehmen, als einen ordentlichen Wälderbuben?" fragte das Mikle mit einem Tone, der wie ein Vorwurf klang.

„Ich glaube faſt, ich nehme gar keinen. Du und Michel, ihr tatet recht, daß ihr geheiratet habt, es macht jeder Menſch wie er will, wenn er kann und es ſich ihm ſchickt; ich aber gehe jetzt wieder Konſtanz zu und verdiene mir dort ſo viel, daß ich im Alter zu leben habe, ich mag ledig ſein oder verheiratet. Was dann ſonſt geſchieht, wird man vornezu ſehen. Nicht einmal die Männer können alle ihre Pläne ausführen und wir Mädchen noch viel weniger. Drum iſt das Richtigſte, keine Pläne zu machen und ruhig abzuwarten, was einem zu Handen ſtoßt. Vielleicht gebe ich jetzt dann ein alt's ledig's Konſtanzer Bäsle ab, vielleicht aber auch nicht; was man nicht weiß, kann man nicht ſagen."

„Aber bei deinem Zulugen iſt dir doch nie ſo wohl und biſt nie ſo glücklich, als ich es bin!"

„Du gut's Mikle du, darum mußt du gar keinen Kummer haben! Weißt du's nicht mehr, wie der Vater ſchon früher vielmal g'ſagt hat, wir beide, ich und du,

ſeien ſo ungleich g'natürt, man tät's faſt nicht glauben, daß zwei Schweſtern, die immer beieinander daheim geweſen ſind, ſo ungleich werden können. So hat der Vater vielmal g'ſagt und er hat ſich ganz gut mit uns auskennt. Aber eben weil wir ſo ungleich g'natürt ſind, ſo iſt uns auch auf ungleiche Art wohl. Ich tät' es mir jetzt gar nicht anders wünſchen, als ich es in Konſtanz hab', und Michel hatte wohl ganz recht, wenn er ſagte: ‚Solche, wie ich, taugen nicht für den Bregenzerwald und nicht für eine Bauerſchaft, wo man ein rechtes Bauernweib und kein Zuckerpoppele haben ſollte.'"

„Aber gelt, Bäbele, du biſt nicht mehr wild über ihn und haſt's nicht ungern, daß er das zu dir g'ſagt hat, oder?"

„Nein, nein, gar nicht! Ich gebe ihm ja vollſtändig recht. Aber ein's muß ich dir jetzt noch ſagen: Wenn du einmal Motla haſt und du nicht willſt, daß ſie werden wie ich, ſo laß ſie nicht immer beim Stickſtock ſitzen. Bei mir hat man zuerſt immer g'ſagt, ich könne mit Sticken am meiſten verdienen; da hab' ich dann nichts anderes mehr tun mögen und drum iſt es das größte Glück für mich, daß ich fortkommen bin; ‚denn eine Wälderin ſollte etwas mehr tun können als in der Stube ſitzen, wie ein Stadtfräule, und ſticken,' da hat Michel ganz recht gehabt."

Das Mikle war mit Zuſammenpacken fertig geworden und wanderte nun wieder ſeiner neuen Heimat im Unterdorfe zu bewegten Herzens, aber mit heiterm, ruhigem Blick in die Zukunft, zumal es geſehen hatte, daß die Eigenen, die es jetzt verlaſſen mußte, alle glücklich und zufrieden waren. Auf dem Wege ſtand es plötzlich ſtill und ſchaute noch einmal hinauf zum kleinen Häusle am Brunnobächle und all die dort verlebten frohen und traurigen Tage tauchten vor ſeiner Seele empor. Es dachte an ſeine Mutter und an Joſef und mußte ſich verſtohlen eine

Träne aus den Augen wiſchen. Doch hätte es nicht viel genommen, wenn die Leute, die ihm überall nachſchauten, das geſehen und ihm vielleicht — falſch ausgelegt hätten. Nicht Schmerz oder Trauer oder Unmut hatte ihm die Träne ausgepreßt, es hatte nur gedacht, daß es jetzt doch unter allen noch lebenden Familiengliedern am glücklichſten ſei; aber das habe es ſelbſt nie verdient und gewiß hätten es Joſef und die Mutter ſelig von Gott erbittet. Dabei waren ihm die Augen naß worden und es mußte im Weitergehen den lieben Verſtorbenen ein Vaterunſer beten.

Mikle traf das Kaſpale, wie es eben das Geld zählte, das ihm noch geblieben, nachdem der Kronenwirt bezahlt war. Es war noch ein ordentliches Sümmchen, für welches das Kaſpale nun ſeinem Mikle das Nötigſte im Hausweſen anſchaffen wollte. Denn das Kaſpale war keiner von den Männern, wie es leider da und dort gibt, die glauben, man müſſe vor dem Weib jeden Kreuzer hinter ſieben Schlöſſer verſperren; es hatte aber auch ein Weib, bei dem das in keinem Fall nötig war. „Wir müſſen miteinander verdienen und wollen dafür einander auch das Nötige geben," ſagte es und hat auch immer Wort gehalten.

Ein paar Tage ſpäter ging das Bäbele wieder fort, nachdem es von allen herzlich Abſchied genommen hatte. Dem Kaſpale und dem Mikle aber war jetzt ſo wohl, als neuverheirateten Leuten nur ſein kann, wenn ſie einander ſo gern mögen, als dieſe beiden.

Das Kaſpale gewann in kurzer Zeit die Liebe und das Vertrauen aller im Dorf. Das kam zum Teil davon, weil die Leute ſahen, daß es etwas verſtand und konnte; die Haupturſache aber war, daß das Kaſpale eine Bauerſchaft hatte und verheiratet war. Einen ledigen Buben, beſonders wenn er ein Fremdler iſt, ſieht man, obſchon man

ihn gehörig eſtimiert, doch immer als einen halb Fremden an; erſt wenn er heiratet und ein Bauer wird, tritt er in den Kreis der Männer, die für das Wohl und Wehe der Gemeinde, an die ſie jetzt gebunden ſind, ſorgen müſſen, und gehört erſt dann ſo recht ganz in die Gemeinde.

So kam es denn, daß das Kaſpale, welches, wie bereits erwähnt, das Sennen gelernt hatte und ſein Glück nun auch auf eigne Rechnung verſuchen wollte, den Sommer darauf in einer ziemlich großen Alp die Milch zu kaufen überkam, ohne den Verkäufern einen Bürgen ſtellen zu müſſen.

An der Auer Kilbe kommen alle Sennen des Hinterwaldes zur Stubat aus den Alpen heim. Vormittags gehen ſie in die Pfarrkirche zur Meſſe und bleiben dann über Mittag zu Hauſe und nachmittags geht alles in die Au. Als im nächſten Sommer an der Kilbe das Kaſpale mit Mikle und Nazi beim Mittageſſen ſaß und fröhlich plauderte, kam der Senn und warf einen großen Stumpo*) Geld auf die Bank, daß der Fleiſchteller hart daneben hoch aufhüpfte. Das war das Geld, welches ſie aus dem Wintermolken gelöſt hatten.

Gleich nach dem Eſſen fingen ſie miteinander zu rechnen an. Das Kaſpale wollte dem Sennen vorerſt den Zins für das Geld geben, welches dieſer ihm zum Milchhandel geliehen hatte; aber der Senn nahm durchaus nichts und ſagte: „Ich habe nun erfahren, daß es nicht bloß für uns beide, ſondern für das ganze Dorf, ja ich glaube, ſogar für die ganze Welt am beſten wär', wenn Arme und Reiche, die mit guten Köpfen und die mit ſtarken Händen und die mit vollen Säcken, kurz, wenn jeder dem andern mit dem

*) Stumpo — Pack.

helfen tät', was er am beſten könnte oder hätte. Und drum wollen wir beide darin den Anfang machen."

„Wir ſind bei weitem nicht mehr die erſten," ſagte das Kaſpale, „mit der Arbeit iſt es ſchon lang ſo geweſen. Es tut jeder, was er am beſten kann, und ſo wird alles getan. Nur die Reichen, ſtolz daſtehend wie die Tannen im Walde, wollen oft nicht einſehen, daß ihre armen Mitmenſchen, die wie niedriges Holz in beſcheidener Demut ſie umgeben, vor gar manchem Sturme ſie ſchützen und daher auch Anſpruch hätten auf ihre Hilfe. In Frankreich, hat man mir erzählt, ſei das ſchon früher ſo geweſen, und da hat man denn einmal, als die Armen oben dran kommen ſind, das Vermögen der Reichen und die Arbeit der Armen gleichmäßig unter alle verteilen wollen. Wie es da mit dem Vermögen gegangen wär', weiß ich nicht; aber mit der Arbeit hätt' das für die Länge ſicher kein Gut getan. Das ſieht man bei uns in den Alpen, in welchen das Holz, die Weide und alles gemein iſt. Hier findet man gewiß immer die ſchlechteſte Ordnung; wenn einer nicht tut, wie er ſollte, ſo tun es die andern auch nicht mehr, und wenn man in ſo einer Alp etwas gemein ſchafft, ſo richten zwanzig Männer nicht mehr aus, als ſonſt zehn. Es denkt eben jeder: ‚Wenn nur ich nicht viel tun muß, getan wird es am End' doch.' Tät' jeder für ſich allein ſchaffen, ſo wär's ſchon anders. Das kommt nach meiner Anſicht davon, weil jeder Menſch a bißle eigennützig iſt, und drum glaub' ich, wär' das die rechte Gemeinſchaft, wenn einer dem andern helfen tät', wo er könnte, und Reiche und Arme einſehen lernten, wie nötig ſie einander haben."

„Ja," ſagte der Senn, „ich einmal habe es jetzt erfahren, daß man jeden braven fleißigen Menſchen eſtimieren ſoll, er mag ausſehen wie er will und gehören wem er will. Ich will dir es jetzt grad geſtehen: ich hab'

früher keine Buben im Dorf ſo verächtlich ang'ſehen und ſo vielmal ausg'lacht, als dich und Rümmamüllers Michel, und jetzt ſeid ihr beiden mir die Liebſten im Dorf. Aber wartet nur, wenn ich ſpäter in der G'meind' auch einmal etwas drein zu reden hab', ſoll dieſe Erfahrung die andern ärmern Leut' ſchon etwas nützen!"

Das Kaſpale fragte jetzt, ob ſie den nächſten Winter auch wieder miteinander die Milch kaufen wollten. „Verſteht ſich!" ſagte der Senn. „Wir Zwei halten jetzt immer zuſammen wie Hanf und Harz und wir werden, will's Gott, noch viel miteinander zu tun haben, bis wir ſterben."

Sie rechneten vollends ab und es blieb ihnen neben dem Arbeitslohn noch ein hübſcher Profit im Sack. Der Senn wollte nun wieder gehen und machen, daß er in die Au komme; da ſagte das Kaſpale, es hätt' ihn noch etwas fragen und plagen wollen.

„Sag's nur! Wenn ich dir etwas tun kann, ſo mußt du es bloß ſagen, das Fragen iſt gar nicht nötig."

Das Mikle war ein wenig rot geworden und ging hinaus, als das Kaſpale jetzt zum Sennen ſagte: „Die Vögel pfeifen immer ums Haus herum, ich weiß nicht, was das am Ende bedeutet. Drum tät' ich gern mich früh genug auf alle Fäll' einrichten und hätt' dich fragen wollen, ob du, wenn allenfalls der heilige Klaus einen Buben oder ſo etwas bringt, ob du dann nicht Taufgötte ſein wollteſt."

„Verſteht ſich," ſagte der Senn luſtig, „von Herzen gern. Aber a Buob ſollt' es nötig ſein und dann muß er beigutt Hans heißen, und wenn auch nicht ſo arm, ſo doch ſo g'ſcheid und luſtig werden, wie ſein Ihne, der Schwarzhannes!"

„Und ſo fleißig und brav wie ſeine Eltern!" ſagte der Nazi, während der Senn und das Kaſpale ſich die Hände reichten.

Liebeszeichen.

1.

Zwei Tage nach einem Oktobersturme, deſſen Spuren noch ringsum in den herbſtlich gelben Buchenwäldern zu ſehen waren, ſaß auf der hinter Schwarzenberg über die Aach führenden Bersbucher Brücke ein ſchwarzlockiges Bürſchchen und ſchaute hinab in die ungemeſſene Tiefe, aus der das Rauſchen und Gurgeln der mit welken Blättern überſäten Aach ſich nicht ohne einiges Grauſen hören läßt. Immer weiter beugte ſich der Waghals über die für weniger Herzhafte errichtete Seitenwand der Brücke hinaus und murmelte vor ſich hin: „Wie das doch prächtig iſt und großartig, über dem gähnenden Abgrunde auf der ſicheren Brücke zu ſtehen als Herr über Leben und Tod; ein Sprung und — hui!“

Erſchrick nur nicht, Leſer! Denn unſer Bürſchchen denkt im Ernſte gewiß ebenſowenig an dergleichen, als das Vöglein, welches dort auf dem dünnen, halb entblättert über die Tiefe hinaushängenden Buchenaſte ſich ſtolz und ſicher wiegt, bis ein heftiger Windſtoß den Aſt bewegt. Aber ein etwas wunderlicher Kauz iſt der junge Menſch denn doch und ſcheint ſeine Freude zu haben am Durcheinanderwirbeln der Blätter, wie am Toſen und Brummen des Stromes, über deſſen gelbglänzenden Grund ſich grüne, blaue und ſchwarze Schlangen zu winden ſcheinen, während dort weiter drinnen in einem wohl kirchturmhoch mit Waſſer gefüllten Becken ſich das bißchen Abendröte ſpiegelt,

welches ob der Brücke zwiſchen rieſigen Tannen und ſtarren, hochaufragenden Felſenköpfen hereinglänzt. — Jetzt iſt es windſtill geworden und gleichmäßig brummt die Ach da unten, immer mehr und mehr erblauend, wo nicht ein Strahl der Abendröte in ihren Schoß fällt. Ungeduldig wartet das Bürſchchen, bis der Tanz der Blätter wieder beginnt.

Und da es ihm nicht gelingt, einen großen ſtarren Aſt, der hart an ihm ſich ausſtreckt, mit dem kurzen Reiſeſtock zu erlangen, um die letzten Blätter von demſelben abzuſchütteln, wird das hübſch gebundene Tagebuch aus der auf der Brücke liegenden Reiſetaſche gezogen. Der Verſchwender reißt ein ſchneeweißes, noch unbeſchriebenes Blatt heraus und läßt es in die Tiefe fliegen. „Das muß entweder ein Papiermacher oder ein wahrer Bruder Liederlich oder ein rechter Dummian ſein", brummte ein Bäuerlein, welches eben, von dem über die Brückenwand Herauslehnenden kaum bemerkt, darüberſchritt und mit Mißfallen ſeine Verſchwendung anſah. Ganz unrecht konnte man dem Bäuerlein billigerweiſe nicht geben. Das Bürſchchen konnte wirklich recht leichtſinnig ſein und hätte vielleicht bald auch ſeinen, allerdings nicht mehr gerade neuen Hut dem Tagebuchblatt nachfliegen laſſen, wenn ihm die Sache noch ſo viel Vergnügen wie anfangs gemacht hätte. Aber als es dem Blatte nachſtarrte, wie dasſelbe flog und flog, von Klippe zu Klippe, nach rechts und links in die immer dunklere grauſame Tiefe, da fuhr ihm plötzlich ein ganz eigenes Zittern durch die Glieder und unfähig, länger hinabzuſehen, ſchloß es die Augen und ſuchte ſich an einem Gegenſtande zu halten.

Sein Tagebuch abermals zur Hand nehmend, ſuchte dann der wieder ſicher Gewordene ein Plätzchen, wo es noch hell und bequem zum Sitzen war, und begann mit

dem Stift ungewöhnlich schnell zu schreiben. Wir dürfen ihm schon über die Schultern blicken und sehen, was aus den zierlichen Buchstaben werden wird; denn er hat es gar nicht ungern, wenn man sieht, daß er gewissenhaft sein Tagebuch führt, wie verstohlen er zuweilen auch damit tun mag.

„Also wieder im alten lieben Heimatsland und auch selbst noch immer der Alte! Droben auf dem Lorenaberg, wo der ganze Bregenzerwald fast zu übersehen war mit den stillen Dörfern, mit den grasreichen Wiesen, den taubesäten Hügeln und den gesegneten Alpen; droben war es mir zu weit, zu mannigfaltig. Und hier in diesem furchtbaren Loch — würden viele sagen — hält ein Schauspiel mich schon länger als eine halbe Stunde fest. — Was ist schön und was ist uns zuwider? Wie viel lieblicher klingt doch das trauliche Du als das feine Sie. In Schwarzenberg hab' ich dem ersten Bäuerlein, das mich wieder einmal mit Du anredete, meine letzte Zigarre geschenkt. Ich hätte es küssen mögen, das alte gute Männchen in Holzschuhen. Es lag etwas in dem breiten sonnverbrannten Gesichte, was außer mir wohl kein Mensch auch nur ein wenig hübsch genannt hätte. Und doch! Was ist schön! Gewiß nur, was man vom Menschen als solchem erwartet; was auch der Blinde sehen, der Taube hören kann. Aber das und gerade das würde man bei äußerlich schönen Menschen meistens umsonst suchen.

Sie sind ja schon von Jugend auf zu sehr daran gewöhnt, durch ihr Erscheinen zu gewinnen, als daß sie daran denken dürften, es könne wohl auch ihnen noch etwas fehlen. Und wie sie sich gewöhnen, durch ihr Äußeres zu gelten, so veräußerlicht sich auch ihr ganzes Wesen. Inwendig sind sie, wie ihre Bewunderer, leer und hohl."

So würde wohl noch lange über innere und äußere

Schönheit abgehandelt worden sein, wenn nicht die allmählich aus der Tiefe heraufsteigende Dunkelheit das Weiterschreiben unmöglich gemacht hätte. Das Bürschchen stand auf, steckte das Taschenbuch ein, strich sich die langen Locken aus dem blassen, auch nicht gerade schönen, aber ausdrucksvollen Gesichte und hing sich das neben ihm liegende Ränzchen wieder um. „Also jetzt geht's wieder der Heimat zu", jubelte der rasch Vorwärtsschreitende, während er seinen Reisestock im Kreise herumdrehte, daß es wie ein Spinnrad schnurrte. „Der Heimat, wo ich als unbedeutendes Kind spielte, wo ich so manchen unverdienten, aber im Grunde doch gut gemeinten Tadel hören mußte. Grüß Gott, du liebes Dörflein, für das ich nun als Lehrer wirken, für dessen Zukunft ich entscheidend werden kann! Aus dem unbeholfenen Träumer ist ein Mann geworden, dem ihr eure Kinder nun anvertrauen dürft ohne Sorgen.

O! wie will ich sie lehren und ziehen! Wie soll es schön sein in meinem Dörflein, wenn ihr mich nur zwanzig Jahre machen laßt!"

2.

Schnell und immer schneller schritt der junge Lehrer auf tannenüberhangenem Pfade am Felsen heimwärts. Es war weniger die Sorge, von der völligen Dunkelheit noch vor Erreichung seines Reisezieles überfallen zu werden, als Sehnsucht und freudige Erwartung, was ihn so rasch seinem nicht mehr allzufernen Geburtsorte zutrieb. Von Ermüdung merkte er jetzt nichts mehr, obwohl er eines Ganges von Bregenz kam, wo er sich in letzter Zeit zu seinem Berufe als Schullehrer vorbereitet und auch die besten Zeugnisse erhalten hatte. Und nun ging es heim! Im fremden langen Rock, den ausländischen Hut auf dem ein wenig stolz aufgerichteten Kopfe, mit der schönen Zigarrenspitze

in der glatten weißen Hand und getragen von tausend schönen Plänen und Hoffnungen, die sich bald verwirklichen mußten. Jetzt war er da, der große Tag, auf den der Lehrer sich schon seit Monaten freute, daß er der ernsten, langweiligen Base in Bregenz draußen gewiß lange früher davongelaufen wäre, wenn er nur daheim bis zum Beginne der Schulzeit etwas anzufangen gewußt hätte. Man darf aber darum nicht glauben, daß er sich, wie das auch schon vorgekommen sein soll, nur aus Stolz, um unter den Bauern eine Rolle zu spielen oder aus anderen ähnlichen Gründen dem Berufe des Lehrerstandes widmete. Er war eben ein „guter Kopf" gewesen, der sich durchaus nicht bändigen ließ, und aus solchen — wird allgemein behauptet — gäbe es entweder Studenten oder Lehrer oder Spitzbuben. Im Franzsepp nun — hatte es früher geheißen — stecke so etwas von allen dreien, doch werde dann am Ende der Lehrer wohl noch Meister werden und die anderen beiden, wenigstens soweit als unumgänglich nötig, zurückdrängen. Hatte er doch schon als Schulbub am liebsten den Lehrer gespielt, während andere Knaben sich weit lieber mit hölzernen Rossen und Kühen beschäftigten. Und Franzsepp wußte nicht nur gravitätisch mit Stock und Feder unter seinen Altersgenossen herumzugehen, „ruhig mit die Füß" oder „Händ auf der Bank" zu rufen und schallende Ohrfeigen auszuteilen, sondern er hatte auch eine ganz eigene, ungemein leichtfaßliche Art, selbst nicht besonders gelehrigen Kindern alles, sogar die halbverhexte Sprachlehre, in kurzer Zeit ohne besondere Mühe beizubringen, so daß viele von ihm weit mehr als von ihrem damaligen Lehrer lernten. Das war übrigens auch gar bald geschehen und würde ihn anderwärts wohl nicht einmal besonders zu empfehlen imstande gewesen sein.

Als Sohn eines reichen Bauern, der noch für fünf

andere Burſchen zu ſorgen hatte, war Chriſtian vor zwölf Jahren in den Lehrſtand hineingekommen, er wußte ſelbſt kaum recht, wie es eigentlich zugegangen war und ohne zu dieſem wie zu einem anderen Berufe eine beſondere Zu- oder Abneigung zu empfinden. Der Vater, der eben wenigſtens einen ſeiner Söhne von der läſtigen Rekrutenaushebung freimachen wollte, hatte den älteſten eine Zeitlang nach Bregenz geſchickt und als erſter Gemeinderat ſtellte er den mit hübſchen Taſchentüchern und dem Anfang von einem Bärtchen zurückkommenden Chriſtian der Gemeinde als künftigen Lehrer dar. So war der Chriſtian Lehrer geworden und mehr als ein Jahrzehnt geblieben. Nun aber hätte er denn doch gern endlich das von den jüngeren Brüdern zum Teil ſchon verlaſſene Anweſen des Vaters übernehmen und ſich einen eigenen Hausſtand gründen mögen.

Er war daher der erſte geweſen, welcher dem Franzſepp großmütig riet, ein Jahr oder ſo etwas nach Bregenz zu gehen und ihn dann von ſeinem Pöſtlein zu verdrängen. Franzſepp hatte dieſen Gedanken mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens erfaßt. Er war gerade in den Jahren, wo er notwendig etwas anfangen mußte, und noch war ihm nichts Klügeres, ja überhaupt nicht einmal etwas Kluges eingefallen. Den Beruf eines Lehrers aber hielt er viel zu hoch, als daß er hätte ahnen können, wie gern der Chriſtian ihm ſeinen Platz abtreten würde. Nun war es natürlich, daß er ſeiner älteſten und man darf ſagen, einzigen Liebhaberei nachgab. Schon wenige Wochen ſpäter wanderte er nach Bregenz, [illegible] bei einer alten Baſe Koſt und Wohnung frei erhielt. Nur wenige in der Gemeinde würden ſobald aus den bisherigen Verhältniſſen heraus geweſen ſein, als er. Seine Eltern ruhten ſchon ſeit Jahren auf dem Friedhofe, ihr kleines Anweſen hatte

der Vorſteher, Franzſepps Vormund, gleich nach ihrem Tode verkauft, das einzige Kind für die Zinſen — alſo jedenfalls billiger, als andere das getan hätten — zu ſich genommen und ihn gehalten wie ein eigenes Kind. Man hätte ihm wahrhaftig keinen beſſeren Platz wünſchen können, wenn er nicht von dem in den talentvollen Burſchen ein wenig vernarrten Vorſteher zu ſehr verzogen worden wäre. Mochte er ſich den Tag hindurch alles erlauben oder zu gar nichts aufgelegt ſein, abends, wenn er dem etwas kurzſichtigen Mann aus einer Zeitung oder einem Buche vorlas, war er eben wieder der allerprächtigſte Kerl weit und breit. Da ſah ja der Vorſteher, daß er doch auch ruhig ſitzen, auch ordentlich tun könne, denn nur ſo zuweilen einen Sprung oder ſonſt eine Unart konnte man billigerweiſe dem erſt Neunjährigen nicht verargen. Das war ihm ja nur geſund; beſonders im Sommer, wo er ſchon des Vorſtehers Schreiberei beſorgen half, während draußen alles zum Hüpfen und Spielen einzuladen ſchien.

„Jugend muß hüpfen", meinte der Vorſteher und ſprach gegen andere beruhigend die Hoffnung aus, daß dem guten Jungen, der ja nur die für ihn ſicher langweiligen Schreibſtunden mit Gewalt wieder einbringen wolle, noch manches vergehen werde. Und das geſchah früher, als er ſelbſt es erwartete und wünſchte. Franzſepp wurde von Jahr zu Jahr ernſter. Unter ſeinen Altersgenoſſen wollte er eben nur noch Schule und Lehrer ſpielen. Er wurde daher nur von wenigen geliebt, wie viel Liebes und Gutes auch alle von ihm zu erzählen wußten. Nach dem Tode des Vorſtehers wußte mit dem faſt neunzehn Jahre alt gewordenen Burſchen, der nur daheim im Schatten ſitzen und ſchreiben oder leſen mochte, kein Menſch im Dorfe etwas Vernünftiges anzufangen, als — wie geſagt — der Klopfer.

— So nannte man den Lehrer Christian wegen seiner Eigenheit, jeden seiner vielen „Zörne*)“ auf dem Tische mit irgend etwas Erreichbarem auszuklopfen. Und noch nie war die Gemeinde dem Christian für etwas so dankbar, wie für den Gedanken, statt seiner den Franzsepp in die Schule zu lassen. So ein Faulpelz liegt wie eine Last auf der Gemeinde, die gern auf ihre Angehörigen ein wenig stolz sein möchte. Es erleichtert daher alle ordentlich, wenn er sich zu regen beginnt, mag dann aus ihm werden, was will.

Bei der Base in Bregenz nun lag der Speck nicht mehr so dick und das Kanapee war nicht so weich wie beim guten seligen Vorsteher. Auf Franzsepps Gemüt lastete bald etwas wie Heimweh. Aber er hatte ja keine Heimat mehr und die wenigen, die sich noch um ihn kümmerten, weil sie ihn für etwas Rechtes hielten, sollten sich ja doch nicht getäuscht sehen in ihrer Gutherzigkeit. Es galt also jetzt, die Tage so fruchtbar als nur möglich für künftige Jahre zu machen. Dann und wann gab es doch eine freie Stunde, wo man sich zerstreuen und unterhalten konnte. Dabei erfuhr er denn, daß es sich ganz gut mit allerlei Leuten leben läßt, wenn man nur für sie ein Herz und nicht zu viel Hochmut und Vorurteil mitbringt. Er selbst hätte nie geglaubt, daß er so gut mit Leuten aller Art auskommen, sich so angenehm mit ihnen unterhalten könne. So war ihm selbst das ernste Gesicht und der lange Rosenkranz der Base, wie alles andere, was ihn aus ihrem düsteren Hause trieb, eine Wohltat, für die er Gott nach und nach auch wirklich danken lernte. Seiner Selbstbespiegelungssucht diente noch das Tagebuch, welches er auf Anraten seiner Lehrer sorgfältig führte. So ist denn aus ihm der

*) In der Mundart verwendete Mehrzahl von Zorn.

wunderliche Burſche geworden, den wir nun im halbdunklen Tale der Bregenzeraach dem inneren Walde zuſchreiten ſehen.

Rötlich ſchimmernd und funkelnd winkt ihm dort ſüdlich über die näheren Berge herüber die ſagenumwobene „Kanisfluoh“ mit der verſteinerten Geiſterkirche. Jetzt glaubt er, eine der wunderbaren Geſtalten heraustreten zu ſehen, mit denen früher ſeine Einbildung den ſtillen, ernſten Felſen belebte. Jetzt ſchon ſieht er jene hart vor ſich, die ihm die Schneehand entgegengeſtreckt, um ihn zu grüßen und in das vor ihm ſich ausbreitende Heimatdorf einzuführen. Schon hört er das Schellengeläute der zum Brunnen getriebenen Kühe und des begleitenden Knechtes luſtigen Johler, welcher — von der Feierabendglocke unterbrochen — zwiſchen den Bergen in eins mit den zum Gebete mahnenden Klängen zuſammenzuſchmelzen ſucht. Und drinnen im Stall beim jungen munteren Kälbchen ſtehen jetzt wohl die lieben Kinderlein und plaudern vom heiligen Klaus und wie ihnen etwa der neue Lehrer gefallen werde! „Wohin will er?“

Jetzt iſt das Geläute erſtillt. Droben, im nun ganz ſchwarzen Tannenwalde und gleich überall von Berg und Tal, von Fels und Wald wiedergegeben, hallt das Feierabendlied der armen Holzhacker, die ſchon von den Höhen aus den beſorgten Ihrigen die glückliche Vollendung des harten Tagewerks und die baldige Heimkehr künden. Für nur kargen Lohn müſſen dieſe guten Leute eine harte, gefahrvolle Arbeit verrichten und ſind doch ſo froh. Warum ſollte es der Lehrer nicht ſein, der noch viel Größeres als ſie ohne Lebensgefahr vollbringen konnte? Im Dorfe angelangt, zieht er die Zigarrentaſche heraus, aber ſie iſt leer und bleibt leer. „Im Leichtſinn“, murmelte der Lehrer, „konnte ich mich wieder einmal dem Augenblick ſo hin-

geben, noch das allerletzte Stück an einen Fremden zu verschenken, und jetzt gäb' ich trotz meiner Geldnot einen halben Gulden, wenn ich ‚eine dampfen' könnte beim Einzug in Jerusalem!"

3.

Es gibt wohl kaum einen angenehmeren Spaziergang, als im Dunkel eines warmheiteren Herbstabends auf der stillen Straße eines bekannten Dorfes. Aus jeder Wohnung schimmert ein Licht und winkt deinen Gedanken in den Kreis, der um den großen, runden Tisch im Herrgottswinkel — mit dem kleinen Hausaltar hinter dem Glaskasten — sich bildete. Du kennst sie alle mit ihren Freuden, Hoffnungen und Sorgen, und sie erzählen dir, bis ein anderes Licht dich wieder in einen anderen Kreis, zu anderen Hoffnungen und Sorgen hinzieht.

Dem jungen Lehrer waren die Verhältnisse derjenigen, zwischen deren Häusern er jetzt gegen die Dorfkirche hinaufschritt, um so weniger fremd geworden, weil sein noch immer nicht überwundenes Heimweh ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu jedem aus seinem Geburtsorte nach Bregenz Gekommenen hinzog, um gute und böse Neuigkeiten von daheim zu erfragen. Schon der Schein des ersten Lichtes hatte ihn aus dem Halbdunkel seiner Zukunftspläne in die einfache, doch ungemein schöne und kurzweilige Wirklichkeit geführt. Bald war er mit den an ihm vorüberziehenden alten Bekannten in so guter Unterhaltung, daß er beinahe erschrak, als er schon die alte Dorfkirche mit dem etwas baufälligen Turme ganz hart vor sich erblickte. War denn das Dörfchen wirklich nicht länger? Alle Häuser hatte er in Gedanken schon durchgeprüft! Nicht ein einziges fiel ihm noch ein, wie lange er sich

auch beſinnen mochte, während er ſeine Schritte mehr und mehr mäßigte. Sehr kleine und merkwürdig einfache Häuſer; freilich aber in Wirklichkeit doch immerhin etwas größer, als er ſich in Bregenz draußen vorgeſtellt hatte. Nur mit dem Wirtshaus „Zur Krone" ging es ihm wunderlich. Es war doch dieſes hart neben der Kirche mit der großmächtigen Holzlage vor der Stubenwand. Aber früher war ihm dasſelbe weitaus als das ſtattlichſte im ganzen Dorfe erſchienen und nie hätte Franzſepp geglaubt, daß es ihm einmal ſo erbärmlich und unbedeutend vorkommen würde.

Doch hier war kein Irrtum möglich. Zudem ſah er jetzt des ſeligen Kronenwirtes ſchöne, aber ſtolze Philomena einem Gaſte herausleuchten und hörte, wie ſie dem ihr zugleich bittendes und befehlendes „Komm bald wieder" nachrief. Es war der Klopfer, oder wie der in dieſem Augenblicke ſo dankbare Franzſepp ſich geſchwind im ſtillen verbeſſerte, der gute Lehrer Chriſtian, welcher ſo bedeutſam in ſein Leben eingegriffen und für ſeine Zukunft entſchieden hatte.

„Halt!" rief er dem Herauseilenden zu. — „Was iſt das?" fragte Chriſtian ſtehenbleibend. „Gar nichts; darum eben können wir ganz gemütlich ein Glas Bier trinken, wenn du ſo gut ſein und wieder hineingehen willſt." — — „Mit Verlaub, mit wem — Die Stimme iſt mir ganz bekannt." — „Mit dem Franzſepp." — „Es hat ihrer ſechzehn, drum hat man jedem einen Übernamen gegeben." — — „Nun, ich bin der Franzſepp von Bregenz." — — „Ah — der Lehrer?" — „Natürlich — ja", antwortete Franzſepp, und das „Ja" klang eigen feierlich, nachdem das „Natürlich" dem Ärger über Chriſtians ſchlechtes Gehör ein wenig Luft gemacht hatte. Chriſtian ſelbſt, der oft Beneidete, war der erſte, welcher ihn Lehrer nannte.

Franzſepp hatte das Gefühl, daß er ihm ſein Lebtag deſſen gedenken werde.

„Ja, ja“, ſagte Chriſtian, ſich vergnügt die Hände reibend. „Ich hätte daran denken ſollen, daß du doch endlich bald kommen müßteſt.“

Die beiden waren hart bei dem Hauſe zuſammengetreten. Der Lehrer reichte dem guten Chriſtian die ſchneeweiße Hand, die dieſer ſo kräftig drückte, daß Franzſepp beinahe laut aufgeſchrien hätte. Philomena kam mit dem Lichte heraus und nun wurde der Angekommene ſchweigend von oben bis unten gemuſtert. Des Mädchens Urteil verriet ſich nur durch ein freundliches Lächeln und die beinahe dringende Einladung, doch gleich hinein in die Stube zu kommen. Chriſtian erfaßte aber nochmals die Hand ſeines Nachfolgers im Amte und ſagte: „So — Gott Lob und Dank, nun biſt du Lehrer und das ein rechter!“ Stolz und doch demütig ſchaute er den vor ihm ſtehenden Franzſepp, ohne ſeine Hand loszulaſſen, lange an. Das war ſein Werk!

Kein Menſch in der Stube hätte den voran Eintretenden gleich erkannt in den fremden Kleidern mit dem kleinen Hütchen in der weißen Hand, wenn Chriſtian nicht gleich nachgerufen hätte, daß dies des Vorſtehers verzogener Franzſepp ſei, aus dem ſich kein Menſch etwas Rechtes zu machen traute. Er aber habe dann das Bürſchchen nach Bregenz gebracht, wo nun ein Mann aus ihm geworden ſei, daß man weit gehen könne, bis noch ſo einer irgendwo zu finden. Franzſepp machte merkwürdig große Augen, als er ſich ſo dem Doktor und den angeſehenſten Männern der Gemeinde vorgeſtellt ſah. Dieſe aber ſtanden auf, reichten ihm die Hände und luden zum Niederſitzen bei ihnen ein, während Philomena einen Strohſtuhl aus dem Herrenſtüble holte und zum Tiſch ſtellte. „Die Leute

haben doch Art, obwohl ſie mich früher oft etwas unbillig behandelten", dachte Franzſepp. „Warum aber überhaupt ihnen etwas nachtragen? Ich war damals eben noch nicht Lehrer."

Jetzt brachte das Brigittle, welches etwas jünger als Schweſter Philomena und noch neben Franzſepp in der Werktagsſchule geſeſſen war, das von Franzſepp zum [illegible]ten Anfang verlangte gute Bier. In einem Deckelkrug [illegible]urde ſeine Halbe vor ihm hingeſtellt, wie ſonſt nur der Doktor und der Ortsvorſteher einen vor ſich ſtehen hatten. Selbſt der gute Klopfer, der Chriſtian, bekam keinen Deckelkrug mehr. Ja, ſo iſt die Welt! Alles wechſelt, ſteigt und ſinkt; kein Anſehen, gar nichts hat Beſtand. Franzſepp ſah den bisherigen Lehrer mitleidig an, als aber dieſer ſein einfaches Glas ſo ganz neidlos lächelnd nach Bregenzerwälder Art an ſeinen Deckelkrug ſtieß — ja da wurde ihm ganz eigentümlich zumute und er verdemütigte ſich vor Chriſtian, welcher alles ſo männlich zu ertragen die Kraft hatte. Nein, er ſelbſt wäre es wahrlich nicht ſo leicht imſtande geweſen! Franzſepp wurde ſehr ſchweigſam. Die anderen aber begannen den Chriſtian und Philomena zu necken. Nun würden in der Faſtnacht denn doch einmal beide Zeit zum Heiraten bekommen. Die Philomena brauche nur noch ja zu ſagen, dann ſei alles im reinen.

„Die werden ſich den Verlobungskuß wohl ſchon gegeben haben", vermutete der Doktor. — „Nein, das nicht," rief die bisher beinahe unbemerkt gebliebene Wirtin im Nebenzimmer, und unter die halb offene Tür tretend, fuhr ſie leidenſchaftlich fort: „Noch heute tät' ich mein Mädchen fortjagen — ohne Gnad und Barmherzigkeit, hinaus in die kohlſchwarze Nacht, wenn ſie mir ſolche Dummheiten, ſolche Keſſelflickermoden machen wollte." — „Aber Wirtin," entgegnete der Doktor, „ein Kuß iſt doch nur eine Liebes-

äußerung, ein ganz natürlicher Ausdruck von Liebe, die ja — Gott sei Dank — wie dem Kesselflicker, so auch dem König und Kaiser das Leben erst recht schön macht. Auch fromme Weiber, wie Ihr, küssen die Kreuze, ihre Rosenkränze und Heiligenbilder und nennen das ein Liebeszeichen. Es ist schon einmal so und ich finde, wie gesagt, nichts natürlicher als das." — „Und ich", eiferte die Wirtin, „finde nichts gemeiner, unsittlicher und verdächtiger. Mir sollte einmal einer so gekommen sein."

„Wunderliche verknöcherte Leute!" — „Gar nicht sauber, Herr Doktor", sagte die Wirtin etwas bitter. „So wunderlich und verknöchert sind eben alle, welche noch auf Anstand und fromme Sitten halten."

„Alle?" fragte der Doktor und sah wie hilfesuchend jeden Anwesenden scharf an. Diese aber schauten mit etwas gezwungen scheinendem Ernste vor sich in das Glas oder nickten der Wirtin beifällig zu. Mancher mochte dem forschenden Blicke des Doktors zu entgehen wünschen; denn es gab doch solche, die dieser Streit wieder einmal recht lebhaft an schöne, nun längst entschwundene Stunden erinnert haben mochte. Aber es würde daheim bei dem seit damals „ernsthaft" gewordenen Weibe einen bösen Tag gegeben haben, wenn in Erfahrung gebracht worden wäre, daß das Behagen, die Freude an so einer Erinnerung selbst nur durch das unbedeutendste Zeichen Ausdruck gefunden hätte. Der Doktor sah sich allein, auch der junge Lehrer, welcher ja seinen Hut jetzt immer nach dem Winde zu drehen hatte, schwieg. Und wäre das nicht auch für ihn das Klügste gewesen? Er hätte vorher wissen können, wie es ihm gehen mußte. Doch er fühlte sich den anderen immer so überlegen, daß er sich eben in jeden Streit mit ihnen einlassen zu dürfen glaubte. Nun sah er aber doch ein, daß es die höchste Zeit zum Rückzuge sei, wenn er nicht überall

in üblen Ruf kommen wollte, als „junger Weltflügel", dem eine ordentliche Perſon ſich nicht einmal ohne Sorgen anvertrauen dürfe. Wohl nur, um im neubelebten Geſpräch unangenehme Erinnerungen dieſer Art recht ſchnell wieder los zu werden, murmelte er, ſich zum Lächeln zwingend: „Den Weibsbildern läßt ſich ſo wenig etwas einreden als etwas abſtreiten. Dies wollen wir uns merken, auf daß wir lange leben und es uns wohlergehe auf Erden."

Der Lehrer, an den dieſe Worte gerichtet waren, fuhr beinahe erſchrocken auf. Während der Abhandlung über das Küſſen waren ſeine Blicke von Philomenas lieblicher Geſtalt derart gefangen, daß auch ſeinem Gehör die Unterredung zum großen Teil verloren ging. Das ſtolze Mädchen hatte ihn freundlich angeſchaut und dabei die Kirſchenlippen ſo eigen geſpitzt, daß Franzſepp jetzt — den Worten des Doktors aufmerkſam folgend, um das Geſagte in der nun folgenden Pauſe ſich ergänzen und recht lebhaft ausmalen zu können — ſchon die Dummheit machen und dem Doktor beiſtimmen wollte, als dieſer ſich an ihn wendete und ihn wieder in die nüchterne, trockene Wirklichkeit zurückbrachte. Da ſtand die noch immer zürnende Wirtin mit in die Seite geſtemmten Armen, dort das blaſſe Brigittle, deſſen tiefer, fragender Blick die leichtſinnige Schweſter bewachen zu wollen ſchien. Zwiſchen ihnen aber ſtand Philomena, wie eine Roſe zwiſchen Dornen, und um ihre Lippen ſchwebte ein Lächeln, daß Franzſepp von Herzen gern hätte der Chriſtian ſein mögen, wenn dieſer auch keinen Deckelkrug vor ſich auf dem Tiſche hatte. Aber warum bekam Chriſtian nicht auch einen, wenn derſelbe wirklich im Hauſe etwas galt, und warum wurde er ſichtlich von beiden Schweſtern bevorzugt? Jetzt war er eben der Lehrer, nach dem Pfarrer und Vorſteher ſozuſagen der erſte Mann in der Gemeinde. Vielleicht — doch nein, dem guten Chriſtian

ſollte nicht durch einen ſo böſen Streich vergolten werden. War Philomena ſeine Geliebte, ſo ſollte ſie es ja bleiben, ſo lange — ſie wollte. Aber auch dann durfte man mit ihr reden und kurzweilen, ſo oft es beiden Teilen gefiel. Was überhaupt ging ihn der alte Lehrer an? Vor allem hatte er denn doch für den neuen zu ſorgen, um für ihn irgendwo im Dorfe ein anſtändiges Quartier zu bekommen. Ein beſſeres freilich als hier würde wohl ſchwerlich irgendwo zu finden ſein. Nahe bei der Schule, dem Pfarrhof und — Philomena. Dann jeden Abend ordentliche Geſellſchaft und kurz alles ganz anders, viel, viel beſſer als drunten bei Baſe Urſula, die ihm auch unaufgefordert Aufnahme in ihrer baufälligen Hütte verſprach; aber ſicher nur darum, weil die Schlaue annahm, daß er gewiß nicht komme und ſie ſich daher ganz billig als dienſtwillige Baſe zeigen könne.

Ja, ja! Die Urſula hätte ihn getroſt einladen dürfen, denn bei ihr drunten war doch kein Platz mehr für ihn, nachdem er einmal etwas von der Welt geſehen und gehört hatte. Hier in der „Krone" war Leben und alles, was der Lehrer brauchte. Kam er aus der Schule, ſo konnte Philomena jedesmal beim gemeinſamen Mahle erzählen, was vorging, während er ſich von der Welt abſchließen und zu Kindern einſperren mußte. Abends, wenn niemand da war, las er der Philomena und dem Brigittle etwas recht Schönes vor. Waren dagegen Gäſte da, ſo hatte er das Zeug, ſie zu unterhalten und allenfalls auch zu bedienen, ſo gut wie irgendeiner. In einem Hauſe, wo ſo viel und vielerlei aus und ein ging, mußte man jemanden wie ihn vortrefflich brauchen können, und es durfte getroſt abgewartet werden, ob Philomena — der er ja wie ein Bruder werden mußte — noch Luſt habe, ſich wieder an einen anderen zu gewöhnen.

Franzſepp war eben daran, ſich ſeine Stellung in

dieſem Hauſe mit den allerſchönſten Farben auszumalen, als der Doktor ihn ſpöttiſch lächelnd fragte: „Und was ſagt man denn in Bregenz draußen vom Küſſen?“ — — „Anderes Land — anderer Brauch“, antwortete Franzſepp, dem Doktor innerlich von Herzen dankend, daß er ihn wieder an ſeine Pflichten gegen die Geſellſchaft erinnerte, welche er nun nicht mehr ſo vernachläſſigen durfte, wenn er ſich ſeine ſchöne Stellung wirklich erobern und erhalten wollte. Der Lehrer fing nun von Bregenz zu erzählen an und kam unwillkürlich auf Perſonen und Verhältniſſe zu ſprechen, welche beſonders die beiden Mädchen intereſſieren mußten. Den anderen Gäſten freilich wurde dabei gar bald die Weile lang und ſie folgten dem Beiſpiele der Wirtin, welche dem Lehrer gähnend „ſchlaf wohl“ ſagte und die Stube verließ.

4.

Aber wenn auch noch das Brigittle gegangen wäre, den Lehrer würde ſelbſt das nicht beſonders verlegen gemacht haben. Vor dieſem wunderlichen Mädchen, welches ihn nur ſo anſah und dabei tat, als ob es nicht fünfe zählen könne, war ihm ſchon den Abend hindurch beinahe angſt geworden. Wohl lag in ihrem Blicke nichts von der Strenge der alten Wirtin, aber dem Lehrer war derſelbe doch zu ernſt. Philomena wollte noch immer mehr von Bregenz hören. Brigittle dagegen gedachte der früheren Jahre, erzählte von Franzſepps Knabenſtreichen und verriet dabei ein ſo gutes Gedächtnis, eine ſo feine Beobachtungsgabe, daß dem Lehrer manchmal ordentlich angſt wurde. Zuweilen lachte er wohl auch überlaut mit, doch er mußte ſich dazu ein wenig zwingen und ſein Lachen klang nie ſo froh, wie das des Mädchens, welches eine rechte Freude

daran zu haben ſchien, ihn wieder einmal an ſeine früheren Tollheiten und ſeinen Knabenſtolz zu erinnern. Wenn ſie dann nebenbei behauptete, ſchon damals geahnt zu haben, daß noch einmal was Rechtes aus ihm werde, ſo wußte er erſt nicht, wie das auszulegen und was für ein Geſicht dabei zu machen ſei. Lieber als den Reden des wunderbaren Mädchens glaubte er Philomenas Lächeln, welches ihm zu ſagen ſchien: „Sie iſt noch ein Kind und kein Menſch braucht ſich um ſie zu kümmern.“

Und allerdings nur ein Kind konnte ſo ſein wie ſie. Die Ausgelaſſenheit ſelbſt, wo andere gewiß verlegen geworden wären, und dann doch wieder ſo ängſtlich, ſo befangen und ſcheu. Das Mädchen ſchien dem nicht einmal um ein ganzes Jahr älteren Lehrer noch viel zu jung, um ſich in ernſte Unterhaltung mit ihm tiefer einzulaſſen. Dem nämlichen, der heute ſchon ſo tiefe Gedanken über ſchöne Menſchen in das Tagebuch ſchrieb, tat es jetzt ungemein wohl, als die wunderhübſche Philomena ihrer blaſſen Schweſter zu verſtehen gab, daß man ſie hier genug geſehen und gehört hätte. „Das wird ſich ja auch richten,“ lächelte Franzſepp ſo auf den Stockzähnen. Doch ſein Behagen währte nur, bis das Brigittle, ſchon unter der offenen Stubentür ſtehend, ihn und die Schweſter ganz eigen ernſt anſah, worauf ſie ohne ein Wort des Abſchiedes die Stube verließ. Nur Philomenas immer freundlicheres Lächeln gab dem Lehrer Mut und Selbſtgefühl wieder.

Philomena hatte ihre Freude an dem lebhaften Burſchen, der ſo hübſch zu erzählen verſtand und dabei ſo viel Lebensart zeigte, daß das Mädchen meinte, er müſſe jedenfalls mit ſehr vornehmen, gebildeten Leuten Umgang gehabt haben, ſo daß die Unterhaltung mit ihm nicht nur angenehm, ſondern zugleich auch eine große Ehre ſei. Schon gleich nach ſeinem Kommen hatte ſie in der Küche zur Mut-

ter gesagt, es dürfte die ganze Gemeinde stolz sein auf diesen Mann. Die Mutter aber, die außer der Wirtschaft sich sehr wenig zu kümmern pflegte, hatte nur gelächelt und gesagt, vorzeiten sei man der Meinung gewesen, man solle den Tag nicht vor dem Abend loben. Ja, die Mutter war eben nur eine Bäuerin und hatte niemals in die Bücher und Zeitungen hineingesehen, welche auf Anraten eines Weinreisenden, der im Hause sehr viel galt, zur Unterhaltung der Gäste angeschafft wurden. Philomena dagegen hatte hineingesehen und sich sogar schon genug Bildung herausgenommen, um einen Mann, wie den Lehrer, gehörig schätzen zu können. Für die Mutter gab es keinen bedeutenderen Menschen als den Christian, und zwar nicht, weil er etwa Lehrer, sondern einzig, weil er ein reicher, kräftiger Bauer war und eine sehr angesehene Verwandtschaft hatte. Auch der Philomena war Christian keineswegs zuwider, und wenn einmal geheiratet werden sollte, so mußte es jedenfalls mit ihm sein, der sich von ihr so leicht, wie sonst selten einer, weisen und leiten ließ. Jetzt aber war sie noch nicht geneigt, ihr Pfund auf Christians Hof zu vergraben. Es sollte sich doch auch jemand mit ihr an dem erfreuen, was sie neben der Arbeit sich aus den Büchern und in dem Umgang mit vornehmen Leuten angeeignet, die im Sommer ihr Haus zu beziehen pflegten.

Während die beiden zerstreut über ziemlich gleichgültige Dinge plauderten, rückten sie sich immer näher. Der Lehrer erfaßte bald des Mädchens weiche, warme Hand und überließ sich ganz dem bisher noch nicht gekannten Gefühle, einem so hübschen Kinde bei weitem nicht gleichgültig zu sein. Philomena suchte lange nach dem rechten Worte, um das einzuleiten, was augenblicklich ihre wichtigste Angelegenheit war. Da sie es aber nicht fand, wurde

ſie ungeduldig, und indem ſie Franzſeppens Hand plötzlich noch feſter hielt, fragte ſie ihn mit leiſer Stimme: „Wo — bei wem willſt du im Winter bleiben?“ — — „Wo man mich gern hat, wenn ſo ein Ort in unſerem Dorfe zu finden iſt.“ — — „Das wird leicht ſein — ganz leicht,“ ſagte das Mädchen nach einer Pauſe, während der man die noch im Dorfe herumziehenden Nachtbuben jauchzen und ſingen hörte. Für gewöhnlich würde der Lehrer ſchon in kürzerer Zeit auf andere Gedanken gekommen ſein, ſo daß er die endlich folgende Antwort nicht mehr an das frühere anzuknüpfen vermocht hätte. Jetzt aber war das glücklicherweiſe nicht mehr der Fall, obwohl ihn der Lärm der Burſchen auf der Gaſſe — die auch anderen keine Ruhe gönnten, keine noch beleuchtete Stube unbeſehen und kein Pärchen unbelauſcht ließen — zuerſt beinahe zu einer Lobrede auf die ſtrenge Polizei draußen in Bregenz begeiſterte. Des Mädchens Antwort gab ihn ganz dem Augenblicke wieder und herzhaft ſagte er: „Am allerliebſten wäre und blieb ich gerade hier bei — euch im Wirtshaus. Philomena, das müßte ſchön werden und kurzweilig an den langen Winterabenden.“ — „Ei, ja,“ rief das Mädchen mit funkelnden Augen. „Du tätest uns vorleſen und erzählen und erklären. Dann müßten wir nachher auch nicht mehr wie Stöcke daſtehen vor vornehmen Leuten, welche etwas wiſſen und etwas können, und die guten Bauern ſollen Augen machen über die Philomena, die ſie bisher immer faſt nur ausgelacht haben.“ — „Tun ſie das?“ fragte der Lehrer heftig. „Nun bei mir und neben mir,“ fuhr er dann nicht ohne Selbſtgefühl fort, „ſoll das in Zukunft anders werden. Ich will mächtig eingreifen in das Leben dieſer Leute, unter denen es für dich wohl recht hart zu leben war. Ich bedaure dich, daß du ſo hier ſchalten mußteſt, ganz allein und von keinem verſtanden. Hätteſt du denn nie in die

Welt hinausgehen mögen?" — — „Nein, es wäre mir angſt unter lauter vornehmen und geſcheiten Leuten," antwortete das Mädchen. „Etwas höher jedoch, als die meiſten herum, wollte ich doch nicht ungern ſtehen." — — „O, du ſtehſt hoch, unerreichbar hoch," ſeufzte der Lehrer, welcher alle Mühe anwandte, um ſich nicht einmal als Wirt und Philomena als — Frau Lehrerin zu denken. „Nun," fuhr er nach einer Weile fort, während er des Mädchens weiche, warme Schneehand erfaßte, „nichts auf der Welt tut ſolche Wunder, wie Wiſſenſchaft und Bildung. Schließlich muß dieſen ſich alles beugen. Das ſei unter dieſen ziemlich rohen Leuten mein und auch dein Troſt. Denn freilich, ſo ſchnell wirſt du bei ihresgleichen die Anerkennung, das Verſtändnis nicht finden, wie du es verdienſt." — „Aber fort möcht' ich doch auch nicht," ſagte das Mädchen entſchieden, ohne daß es dem Lehrer ſeine Hand entzog. „Nein," wiederholte es beinahe bittend, „fort möcht' ich nicht, wie unnatürlich, ja wie roh mir auch das Fühlen und Empfinden dieſer Bauern manchesmal vorkommt." Dem Lehrer war ganz eigen zumute. Er mußte etwas ſagen — gleich, ohne ſich zu beſinnen: „Wunderlich," lachte er, „war mir doch in der Abhandlung über — der Streit war mir merkwürdig," verbeſſerte er ſchnell, „wo die Mutter ſich dem Doktor gegenüber gar ſo ereiferte." Einigermaßen erſchrocken entzog das Mädchen dem Lehrer ſeine Hand und fragte faſt ſtrenge: „Hatte die Mutter nicht recht?" — — „Wie iſt es denn dir vorgekommen?" — „Ich mag das dir nicht ſo herausſagen." — „Darfſt du nicht?" fragte der Lehrer und fuhr dann, ſeine Frage bereuend und verwünſchend, ohne dem Mädchen Zeit zur Antwort zu laſſen, fort: „In der Welt draußen gewöhnt man ſich, darüber viel freier zu denken und zu reden." — „Ich weiß es und will es dir ſchon verzeihen, aber hier —

hier —“ — „Wenn du so redeſt,“ bemerkte der Lehrer nun auch ſtreng, „dann freilich gehörſt du mit Leib und Seele zu dieſen Bauern und würdeſt ſchwerlich anderswo gut hinpaſſen.“

Das war ein Schlag, der ſchmerzlich traf. Die Wirkung war für den Lehrer eine vorteilhafte, wenn er das Mädchen demütigen wollte. Aber ſein Herz war zu gut, um dieſes zu wollen. Er war ſo unzufrieden mit ſich ſelbſt, als das Mädchen. Beide plagten ſich mit Vorwürfen, auf ſo Närriſches gekommen zu ſein. Die Unterhaltung wurde immer trockener und der Lehrer bemerkte endlich, daß es doch Zeit zum Schlafengehen ſei, wenn man nicht noch von den im Dorfe herumſchwärmenden Nachtbuben belauſcht und ſchon morgen überall im Gerede ſein wolle. Jetzt wurde Philomena geſprächig und erzählte einen Fall nach dem anderen, wo die Nachtbuben durch ihr Horchen und Plaudern öffentliche Meinung gemacht, ja ſogar Ehen ſowohl geſtiftet als verhindert hätten. Die beiden hatten das behagliche Gefühl, über eine böſe Klippe glücklich wieder hinübergekommen zu ſein. Jetzt erſt tauten die Herzen recht auf; eine Stunde war verſchwatzt, man merkte es gar nicht, und als ſchließlich der Lehrer etwas übermütig der peinlichen Zwiſchenpauſe gedachte, fügte er lächelnd bei: „Zum Abſchied gibſt du mir nun doch — oder nicht?“ — — „Ja — doch nur einen, um dich nicht zu erzürnen, denn *ich hab' dich gern. Im Ernſte freilich täte* ich es ums Leben nicht. Aber ich will dir zeigen, daß ich denn doch nicht gar — gar ſo verbregenzerwäldert bin.“

Und ſie küßten ſich. Dieſer Fall kam unter dem Dache ſicher noch niemals vor. War es ein Wunder, daß die Wände zu zittern, die Fenſter zu klirren, der alte Tiſch zu wackeln, alles ringsum zu baumeln und zu wanken begann? Das Mädchen ſchien zwar ſchon im voraus auf

ſchreckliche Dinge gefaßt zu ſein. Als nun aber ein Schlag in die Holzwand das im Herrgottswinkel aufgenagelte Kreuz auf den Tiſch herunterſtürzte, da flog ſie mit dem Rufe: „Jeſus, die Nachtbuben!“ zuerſt gegen das Schlafzimmer der Mutter, dann zurück in den Ofenwinkel. Der Lehrer aber löſchte noch geſchwinde das Licht, bevor er leiſe fluchend zur Türe hinausſchlich.

5.

Das Licht auszulöſchen war das Gefehlteſte, und der Tumult nahm gleich darauf derart zu, daß der Lehrer die ſchon geöffnete Haustür wieder zuſchlug und in der Stube etwas ruhigeres Wetter abzuwarten beſchloß. Er dachte an die ſchrecklichen Schlägereien, die früher ſchon beim Vorſteher unterſucht wurden, und es galt ihm für gewiß, daß Chriſtian mit im Spiele ſei, der ſich wohl nicht jede Bevorzugung des neuen Lehrers ſo leicht wie die mit dem Deckelkruge gefallen ließ. Schon bei deſſen erſter Begrüßung hatte er dem Lehrer ſeine ſtarke Fauſt ſo empfinden laſſen, daß er einer noch leidenſchaftlicheren womöglich aus dem Wege gehen wollte.

Am ſicherſten blieb er während dieſes Lärmens und Tobens hart hinter der geſchloſſenen Haustüre. Selbſt in die Stube zu gehen, war gefährlich, denn die rohen Burſchen konnten ihn auch durch ein zerſchlagenes Fenſter hinausholen, wie es zu ſeiner Knabenzeit einigen aus der Schweiz zurückgekommenen Arbeitern geſchah, die ebenfalls neue Moden ins Land zu bringen verſucht hatten. Aber mochte kommen, was wollte, das Mädchen durfte er nicht ſich ſelbſt überlaſſen. Er mußte ſich als Mann zeigen, das war ihm klar. So taſtete er im Dunkel nach der Stubentüre, die er bald fand und ſo leiſe als möglich zu öffnen verſuchte. Doch kam er damit nicht weiter, als zu der

Überzeugung, daß Philomena die Tür von innen geſchloſſen, alſo durchaus nichts mehr mit ihm zu tun haben wolle. Gerade, wie wenn die dumme Geſchichte ſie mehr oder weniger anginge als ihn.

Der Lehrer dachte an Philomenas letzte Worte. Ihr war nach dieſen es ja nicht ernſt. Sie war eben ein hochmütiges, leichtſinniges Ding. Und er? Mit feſtgeballter Fauſt, die er ſich oft wieder hart vor die Stirne hielt, blieb Franzſepp vor der geſchloſſenen Stubentüre ſtehen, bis es draußen wieder ruhig und ſtille geworden. Dann tappte er hinaus auf die Gaſſe, wie ein Schleichhändler über die Grenze und eilte ſo ſchnell als möglich auf langen Um- und Abwegen dem Hauſe des ſeligen Altvorſtehers zu. Durch eine ihm von früher her bekannte Spalte in der Stadelwand gelangte er glücklich auf den duftenden Heuboden, wo er ſofort den ſchönen langen Rock rückſichtslos zum Kopfkiſſen zuſammenballte und ſich dann tief in das Heu begrub. Hier konnte er nun, wenn auch nicht ruhig, ſo doch ſicher über die erzdumme Geſchichte nachdenken. Bald verwünſchte er die ungebildeten Burſchen, die ihm alles verdarben, bald ärgerte er ſich darüber, daß eigentlich gar nichts für ihn verdorben war, da ja das Mädchen, wie ſie ſelbſt ſagte, ihm nicht „im Ernſte" — nachgab, ſondern nur, um zu zeigen, wie vorurteilsfrei, wie gebildet ſie ſei. Und er Tropf hatte ſich ſo einer Laune überlaſſen und dabei noch Wunderdinge eingebildet. Er, der nun Führer, ſozuſagen der Apoſtel einer ganzen Gemeinde werden wollte, hatte derſelben ſich heute ſo erbärmlich vorgeſtellt, daß die ernſten Hausväter bedenklich werden mußten und ſich vielleicht ernſtlich fragten, was ſo ein Menſch die Kinder wohl lehren werde. Immer tiefer bohrte ſich Franzſepp in die Heuhaufen hinein. Ach, er hätte ſich in die Erde, ja bis in das Fegfeuer hinab verkriechen mögen

vor Scham und Ärger über ſich ſelbſt. Dann weinte er bitterlich und erſt nach Mitternacht konnte er ſchlafen, bis das Geräuſch des beholzſchuhten Hausknechtes ihn wieder erweckte.

Er taſtete erſchrocken herum und ſtieß den Kopf einigemal an die mächtigen Dachbalken, bis er ſich wieder auf ſein letztes Erlebnis beſann. Dann kletterte er ſo geräuſchlos als möglich die Leiter hinab in den dunkeln Gang zwiſchen dem Wohnhaus und der Stallung und hielt es ordentlich für ein Glück, daß es ihm gelang, ganz unbemerkt in das Freie zu kommen. Als er ſich um die Küchentüre herumwendete, lockte lieblicher Kaffeegeruch den einer Erfriſchung ſo Bedürftigen beinahe wieder zurück. Aber die Furcht, gefragt zu werden, wo er übernachtete, trieb ihn ſchließlich zum Dorfe hinaus und in den Wald, wo er eine geeignetere Stunde zum Eintritt in des Altvorſtehers Wohnung abzuwarten gedachte. Doch er hatte ſich ſelbſt zu viel oder ſeinem Hunger zu wenig zugetraut. Schon während es zur Meſſe läutete, kam er wieder in das Dorf und ſuchte ein abgelegenes, etwas verrufenes Wirtshaus auf, wo er jede Frage grob abweiſen durfte. Bis weit in den Vormittag blieb er da, trank zwei Schalen Kaffee und ſchritt dann langſam dem Hauſe des Altvorſtehers zu.

Wie ſchön hatte er ſich den erſten Spaziergang in ſeinem Dorfe noch geſtern vorgeſtellt. Alle Kinder dachte er ſich rechts und links am Wege, die Väter unter den Türen und die Mütter, jede ihren Kleinſten zum Fenſter hinaushaltend, der von ihm ja ſo viel zu erwarten hatte. Franzſepp war gerade nicht beſonders vom Hochmutsteufel geplagt, aber als Lehrer durfte er denn doch auf ein freundliches Entgegenkommen rechnen, ſtatt darauf, daß er von jedem angeſehen werde, wie jemand ſeine Reiſetaſche an-

ſieht, die er unverſchloſſen längere Zeit einen verdächtigen Menſchen tragen ließ. Vielleicht war das nur ſeine Einbildung und die kalte Novemberluft konnte an allem ſchuld ſein. Der neue Lehrer aber brachte die ihm begegnenden ſauren und bitter lächelnden Geſichter mit dem geſtrigen Abend in Zuſammenhang, und nicht ohne Zagen trat er in das Haus des guten für ihn doch zu früh verſtorbenen Altvorſtehers, wo er deſſen jüngſte, vierzigjährige Schweſter ganz allein in der Stube antraf. „Woher kommſt du denn ſchon ſo früh, oder biſt du gar ſeit geſtern ſchon da und haſt dich nicht einmal geregt?“ fragte das liebe gute Bäschen mit einer Herzlichkeit, die den Lehrer ſonſt recht glücklich gemacht hätte, während er jetzt nur noch mehr ſeine Faſſung verlor.

„Ich bin im Wirtshaus geweſen,“ ſtotterte er. — „Aber doch nicht in der ‚Krone‘?“ Alſo auch die gute Baſe hatte wohl ſchon von der unſeligen Geſchichte des geſtrigen Abends gehört. „Geſtern abend,“ ſagte der Lehrer langſam, „kam ich allerdings hungrig und müde in der ‚Krone‘ an und habe dann vielleicht — wie das in dieſem Zuſtande nur zu bald geſchehen iſt — etwas mehr getrunken als mir gerade nötig und wohltätig ſein mochte. Ich will es nicht leugnen, daß ich mich etwas närriſch aufführte, da ſind dann die Nachtbuben gekommen, und die und alles miteinander hat mich ſo geärgert, daß ich gleich fort und zu euch auf den Heuſtock ging.“

Es iſt dem Lehrer zu verzeihen, wenn er heute einem unſicheren, durch den ſchönen Deckelkrug herbeigeführten Zuſtande zuſchrieb, was er ſonſt ſich nicht zu erklären vermocht hätte. „Du hätteſt mich aber gleich wecken ſollen,“ tadelte die Bäuerin und ſetzte dann des langen und breiten auseinander, daß man ihm zu ſolcher Scheu unter dieſem Dache noch ſein Lebtag nie Veranlaſſung gegeben habe.

„Aber," unterbrach ſie ſich dann plötzlich, „ich Närrin ſchwätze da von der Gaſtfreundſchaft unſeres Hauſes ein langes und großes, während du armes Tröpfchen zuhören und hungern mußt." Und nun eilte die gute Margarete in das Nebenzimmer, um zuerſt in ihres Mannes Sonntagsweſte einige Zigarren zu ſuchen, die der Lehrer verdampfen ſollte, bis ſie Beſſeres aufzutragen imſtande war. Als ſie endlich „Herrenprügel" und Zündhölzchen gefunden und vor ihm auf den Tiſch geſtellt hatte, ſperrte ſie die Stubentüre weit auf, um auch draußen in der Küche nebenbei noch eins plaudern zu können. Bald fing es auf dem Herde vor dem Stubenofen links neben der offenen Türe zu praſſeln und zu brodeln an, ſo daß der Lehrer Margaretens zahlloſe Fragen kaum noch hören konnte. Liebliche Düfte durchzogen die geräumige Stube und begeiſterten den guten Lehrer zu einer Schilderung einer bei der geizigen Baſe verlebten hungrigen Vergangenheit. Unterdeſſen wurde ein Berg von Kuchen, eine Familienſchüſſel voll Milch und Zucker vor ihm aufgeſtellt und dabei auch noch von einem Braten und ganz weichem Obſt geredet. Hier iſt gut ſein, dachte der Lehrer, während Margarete ihn vor Erzählen kaum zum Eſſen und vor Eſſen kaum zum Reden kommen laſſen wollte. Doch er begann nun immer mutiger von ſeiner Zukunft zu reden, beſonders betonend, daß er ſich zuerſt um ein anſtändiges Koſthaus umſehen müſſe.

„Und um eines, wo du es gut haſt, daß du nicht am Ende noch gar krank wirſt. Das biſt du dir und ebenſo auch der Gemeinde ſchuldig," ſagte Margarete herzlich warm und bedauerte, daß es ihr nicht möglich ſei, ſelbſt für ihn zu tun, was für ihn getan werden müſſe. „Mein Mann," erzählte ſie, „hat vor kurzem ein größeres Anweſen gekauft. Das beziehen wir ſchon in den nächſten

Tagen mit Rind und Kind, um dort das Heu zu verfüttern. So wird denn dieſes Haus wenigſtens den halben Winter geſchloſſen ſein, da wir ſelbſt am Sonntag nicht mehr in unſere, ſondern in die Kirche des Dorfes gehen, zu dem dieſer Hof gehört.“ Selbſt der im Lehrer auf dieſe Mitteilung erwachende Unmut wurde durch die herzgute Margarete bald wieder zerſtreut und als ein ganz anderer Mann, der dem Lehrer von heute morgen auch äußerlich kaum gleichſah, verließ er eine Stunde ſpäter das Haus. „Nun ſollen ſie mir nur kommen mit den vielſagenden Blicken,“ murmelte er. Doch das Flüſtern einiger Vorübergehender und endlich gar die Frage des Vorſtehers, ob er auch wüßte, wo Küßnacht ſei? brachten ihn wieder ſo um allen Mut, daß er in keinem angeſehenen Hauſe mehr um Koſt und Quartier zu fragen wagte, ſondern ſich demütig und ohne Beſinnen auf den Kreuzweg vor dem Dorf zu Chriſtinen, dem armen Bäschen, machte. „So iſt es auf der Welt,“ klagte er... „Ein dummer Streich nur und man kann jeden als mit der Zeit nicht fortgeſchrittenen Tropf bedauern, der einem aus einem Winkel heraus noch ein freundliches Geſicht macht. Doch gerade in dieſer Veränderlichkeit liegt auch der Troſt, daß es bald beſſer kommt. Sie ſollen mich nur in ihre Schule laſſen — dann werden ſie noch ganz andere Augen machen.“

6.

Wohl noch zwanzigmal ärger als der Lehrer war *Philomena über den plötzlichen Lärm der Burſchen* erſchrocken. Und doch war der erſte Schrecken nicht ſo furchtbar, wie nachher der Gedanke an Chriſtian und die ſtrenge Mutter, an den morgigen Tag und die ganze Zukunft. Hatte ſie doch ſo dumm, ſo ſchlecht gehandelt, daß ſie nicht einmal ſich entſchuldigen konnte, ſondern ſich immer wie-

der die bitterſten Vorwürfe machen mußte. Hätte ſie gewußt, daß er noch draußen vor der Stubentür ſtand, ſie wäre hinaus und würde mit ihm aufbegehrt haben, wie er noch ſein Lebtag es nie erlebte. Aber ſie wähnte den Erbärmlichen ſchon längſt fort. Er konnte ja, wie ein Dieb, das Licht löſchen, davonſchleichen und ſie allein der Schande, den Vorwürfen der Ihrigen und all dem Unheil überlaſſen, das aus einer verwünſchten Minute entſtand. Er konnte gehen in ſeiner aus der verderbten Welt hereingebrachten Frechheit, konnte ſich ſenkelaufrecht, mit zur Seite geſtrichenem Haare vor die Leute hinſtellen. Denn er hatte ſie nur zum beſten gehabt und durfte ſich freuen an der dummen Geſchichte. Sie aber fühlte, daß ſie nicht einmal der Mutter davon werde erzählen können. Nur dem Pfarrer wollte ſie ſagen, wie der neue Lehrer durchaus nicht von dem Holze ſei, aus welchem die Heiligen geſchnitzt werden. Durch dieſen Entſchluß etwas beruhigt, wagte ſie endlich den Winkel zu verlaſſen und ſich in ihre Kammer zu begeben. Recht ſtill öffnete ſie die Türen, huſchte auf den Zehen hindurch und tat alles mögliche, um ja von der Mutter nicht mehr gehört zu werden. Schon ſtand ſie vor der Tür ihres Kämmerleins und glaubte ſich glücklich entronnen, als die Mutter ſie mit der allerunwilligſten Stimme an ihr Bett zurückrief und ſie dort ausſchalt. Und zwar noch ärger, als Philomena im erſten Zorne mit dem Lehrer aufzubegehren Luſt hatte. Zitternd lehnte das Mädchen ſich an die beinahe mannshohe Bettſtelle, welche das halbe Zimmer einnahm, und wagte nicht ein Wörtlein zu erwidern. Die Mutter hatte ja ganz recht und alle hatten recht, welche ihr von jeher nichts Gutes zutrauten und ſie ein eitles, leichtſinniges Ding zu nennen pflegten. Am folgenden Morgen war in der „Krone" ſchon in aller Frühe Feuer und Licht. Die Frage, was wohl „der und die", beſonders

der ſonſt ſo gute, aber in gewiſſen Dingen ſehr eigenſinnige Chriſtian ſagen werde, wenn die Nachtbuben plaudern ſollten, hatte weder die Wirtin noch Philomena ſchlafen laſſen. — „Nun?“ fragte die Wirtin ihr hübſches Kind ſtreng und doch etwas mitleidig, als es in die Stube trat: „Nun, was für ein Geſicht willſt du ihm machen, wenn er kommt?“ — „Ich denke ihm alles treulich zu erzählen,“ antwortete Philomena leiſe. — — „Damit würdeſt du, närriſches, unerfahrenes Tröpfle, dir es ganz verderben. Dann wird er dich gewiß nicht mehr haben wollen. Er ſoll aber unter uns bleiben und darum muß die dumme Geſchichte vertuſcht, ausgeputzt und ein wenig lächerlich gemacht werden. Ich weiß nur nicht, wie das anzufangen iſt.“ — „Ich wohl“ — — „Ei, wie denn?“ — — „Gar nicht,“ antwortete das Mädchen entſchieden und fuhr mit Wärme fort: „Chriſtian iſt ein herzensguter Kerl, mit dem ſich ein Wort reden läßt. Auf ihn iſt mehr zu geben, als auf ſo einen jungen Weltflügel. Ach Gott! Daß ich ſeine Geradheit, ſeinen Biederſinn unterſchätzen konnte! Nein, das darf nicht mehr geſchehen. Er ſoll mich kennen, wie ich bin, und wenn er mich dann nicht mag —“

Die Mutter wollte etwas ſagen, das mit einem Aber anfing, doch ſie unterbrach ſich, als hart vor der Tür ſchwere Tritte gehört wurden. Die Tür ſprang einen Augenblick ſpäter auf und der Lehrer Chriſtian trat herein in den eng anliegenden Lederhoſen, die der kurze Überzieher ganz unbedeckt ließ. Er war ordentlich gekämmt und aufgeputzt *wie ſonſt ſelten am Sonntage. Nur der großmächtige Hut* fehlte, und die hinten auf den Kopf geſteckte, langſeidene Zipfelkappe baumelte bei jedem Tritt über den breiten Rücken hin und her. Ohne Gruß oder Anrede ſetzte er ſich auf die Bank, welche, wie in allen Bauernhäuſern, unter den kleinen Fenſtern längs der glatten Holzwand hinlief,

daß dieſe krachte und ſeufzte. Dann ſtemmte er die Ellbogen auf den Wirtstiſch, wo auch noch des Lehrers Deckelkrug ſtand, ſtützte das Kinn auf die flachen Hände und ſah zuerſt die Mutter, dann die Tochter ſtreng fragend an. Länger als eine Minute war es in der Stube ſo ſtill, daß man des ſeligen Kronenwirtes goldene Taſchenuhr an der hinteren Wand gehen hörte. Endlich fragte die Wirtin einigermaßen ſpitz: „Was willſt du ſchon ſo früh?“ — — „Wollt Ihr nichts?“ fragte Chriſtian zurück, und es war nicht möglich, von dem ruhigen, etwas ſtrengen Ton dieſer Frage auf ſein Empfinden zu ſchließen. — Die Wirtin ſchwieg. Philomena ſeufzte. — — „Wenn Ihr,“ fuhr Chriſtian langſam fort, „mir heute nichts zu ſagen habt, dann“ — ſeine Stimme begann leiſe zu beben — „dann hab' ich genug gehört. Genug gehört und geſehen,“ fuhr er plötzlich in ganz anderem Ton und mit einem Fauſtſchlag auf den Tiſch fort. „Wenn Ihr einen Narren zum Spielen wollt, ſo laßt Euch einen aus Holz machen, damit ihm nichts weh tut. Mir war's mit Philomena heiliger Ernſt, aber darum kann und will ich mir ſo etwas beim Herrgott nicht gefallen laſſen.“ — Die letzten Worte begleitete ein mächtiger Fauſtſchlag auf den Tiſch, ſo daß Philomena erſchrocken zuſammenfuhr, obwohl ſie ſich an Ähnliches ſchon längſt hatte gewöhnen müſſen.

„Er iſt trotz alledem doch wirklich ein herzguter Kerl und der Anfang klingt nicht halb ſo ſchlimm, als man hat fürchten müſſen,“ dachte die Wirtin. — „Was iſt denn geſchehen?“ fragte ſie. — „Ich habe es mit Philomena zu tun,“ antwortete Chriſtian. „Die weiß alles ganz gut. Ich habe genug an dem, was ich ſah mit dieſen meinen Augen, und du kannſt genug bekommen an dem, was du noch hören wirſt. Könnte ich mir das Mädchen nur aus dem Sinn ſchlagen, dann käm' ich gewiß nicht mehr in

dieſe Stube. Aber immer treibt es mich: ‚Die und nur die.‘ Bei anderen dagegen iſt mir nichts recht und nichts gut genug. Sie, die Hexe, hält es mit mir ſchon anders. Das tut mir ſo weh. Aber doch möchte ich ihr gewiß und wahrhaftig keine Nacht wünſchen, wie ich ſoeben eine erlebt. Zuerſt wohl! Ja, da hab' ich es ihr gegönnt, daß ihre Schande in das Dorf und in die Nacht hinausgeſchrien und geſungen würde in Liedlein, welche die Burſchen ſchon unter dem Horchen erdichteten. Doch dann iſt mir in den Sinn gekommen: Vielleicht geht es ihr, wie mir bei anderen Mädchen. An dem müßte ich freilich unſchuldig leiden und tragen jahrelang. Ihr darf ich darum nicht böſe ſein. Aber Leute, man mag ſich ſo etwas ſagen, ſo lang man will, man wird nur billiger gegen andere, aber noch nicht ruhig, und man iſt keinen Augenblick ſicher, ob es nicht wieder von neuem losbricht. Jetzt will ich Gewißheit. Ich kann die Nacht nicht mehr erwarten, darum kam ich ſchon am Morgen und frage dich mit heiligem Ernſte und auf dein Gewiſſen: Bin ich dir lieb und recht und willſt du mich oder nicht? Willſt du mich, ſo iſt's gut und du kannſt bleiben, wo du willſt und ſo lang du magſt. Denn ich glaube dir und habe dir dann nichts zu ſagen als ‚Vergelt's Gott‘ und .... ſolche Dummheiten mit neuen Lehrern kann ich noch viel weniger leiden als nach dem, was geſtern an dieſem Tiſche geredet wurde, deine Mutter. — Willſt du mich aber nicht, magſt du mich nicht, ſo habe ich es immerhin um dich verdient, daß du mir das offen ſagſt, bevor Alte und Junge mit mir ihren Spaß treiben dürfen.“

Philomena in ihrem Ofenwinkel wurde ganz eigen wohl und weh. Große, warme Tropfen rannen aus ihren ſchönen Augen über die Hand, welche ſie auf die ſtürmiſch wogende Bruſt gelegt hatte. Wie war er ſo gut, ſo bieder, der Chriſtian! Und ſie, das Unglückskind, hatte ihm eine

ſo wichtige Stunde wegnehmen können, für den grünen, ſelbſtſüchtigen Weltflügel! War aber Franzſepp etwas Beſſeres, ſo mußte er ſie heute ſelbſt verachten, daß ſeine glatten Worte ihr ſo zu Kopf geſtiegen. Chriſtian ſchmeichelte nicht, der redete die Sprache des Herzens, die ſchönſte, wahrſte, der man trauen durfte. O! Gott Lob und Dank! Sie hatte das edle Herz noch nicht verloren, deſſen ſie ſich ſo unwert gemacht. Noch konnte ſie ſo viel Treue, ſo viel Liebe und Nachſicht verdienen. Und ja, das wollte ſie. Das und nichts anderes mehr, ſolange ſie lebte.

Ohne der ſich ſtark beſinnenden Mutter noch Zeit zu einer wohlberechneten Antwort zu laſſen, flog das Mädchen dem Chriſtian an den Hals und jubelte: „O! Chriſtian! ich will vom Herzen gern alles, was du willſt und was dich freut. Ich habe es nicht verdient, daß du ſo biſt. Aber verzeihe mir, ich habe auch nie geglaubt, daß du ſo ſein kannſt!“ — — Und das Mädchen verbarg ihr ſchönes Geſicht an der Bruſt des Überglücklichen, der plötzlich alles um ſich her vergaß. Ach, ſie hätte ihn — küſſen mögen, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, ihn damit wieder zu erinnern, woran er ſein Lebtag nicht mehr erinnert werden ſollte. — Chriſtian wußte nicht, wie ihm war, als Philomenas Atem ihn anwehte. Zitternd ſaß er da und war nicht imſtande, auch nur durch ein Wort auszudrücken, was er fühlte. Und doch drängte es ihn zu ſagen, wie gern, wie ganz er dem guten, lieben Kinde alles, alles vergebe, da er doch nur dadurch ſo unausſprechlich glücklich wurde. Einem langen, innigen Blick in des Mädchens ſeelenvolles Auge folgte wirklich und wahrhaftig — ein herzhafter Kuß. Erſt ſpät am Vormittag ging Chriſtian heim. Der heutige Tag war für ihn ein wahrer Feſttag. Keine Arbeit rührte er an und erſt gegen Abend, als es Zeit war für den Stall, wurden die in der traurigſten Stimmung angelegten beſſe-

ren Kleider wieder fröhlich mit den alten vertauſcht. — Wieviel hatte ſich ſeit damals doch verändert!

7.

Zwei Menſchen hängen oft an einem Ereigniſſe wie zwei Wagſchalen, deren eine nur ſteigt, wenn die andere niedergedrückt wird. — Noch geſtern war Franzſepp ſo ſicher und ſelbſtbewußt aufgetreten gegenüber dem demütigen Chriſtian, der nicht einmal mehr einen Deckelkrug erhielt. Heute, während der letztere jauchzend und ſingend in ſein Kämmerlein eilte, um ſich umzukleiden, ſchlich der neue Lehrer traurig in dem kaum drei Manneslängen hohen, dunkeln, baufälligen Häuschen der Baſe herum. Er ſuchte einige Gegenſtände, welche allenfalls geeignet wären, in dem engen, nur durch ein papierbeklebtes Fenſterlein erhellten Zimmerchen einen Stuhl und einen Tiſch einigermaßen zu erſetzen. Ein trauriger kalter Winter ſchien ihn in dieſer düſteren Behauſung zu erwarten. Und doch war er noch viel zu ſehr mit dem Allernächſten beſchäftigt, um nur die Hälfte von dem zu ahnen, oder ſich wenigſtens lebhaft vorzuſtellen, was jeder Dorfſchullehrer mit Beſtimmtheit erwarten muß und was beſonders ihm noch bevorſtand. So ſah er erſt in den folgenden Tagen das unfreundliche Geſicht ſeiner ſparſamen Baſe, welche nicht erwartet haben mochte, daß er ihre Einladung ſo ernſthaft nehmen und ſich wirklich bei ihr einquartieren werde. Bis zu dem Tage, an welchem die Werktagsſchule begann, kam er ſich gerade wie das fünfte Rad am Wagen vor. Das Ausgehen war ihm durch die Spottreden der Begegnenden, welche ihn den Mädchenhelden nannten, bald verleidet. Daheim aber, wo er nichts zu tun und nur wenig zu leſen hatte, war es zum Sterben langweilig, wenn man auch das immer gleich ſtarre Geſicht der Baſe nicht zu den Herrlichkeiten dieſes

Hauſes zählte. Er hatte ſich es ſchön ausgemalt, wie er jeden Poſttag zu Pfarrer und Vorſteher ſtiefeln werde, um über Weltereigniſſe zu reden und die neueſten Zeitungen mitzunehmen. Jetzt aber, da ihn alles wie einen Übeltäter anſah und er zuletzt ſelbſt kaum wußte, wofür er ſich halten ſollte, hatte er dazu alle Luſt verloren. Erſt einen Tag vor Martini machte er dem Pfarrer den erſten Beſuch, da er ſich dieſem nicht erſt morgen in der Schule vorſtellen konnte.

Mit klopfendem Herzen ſtieg er langſam die weiße, hölzerne Stiege hinauf, klopfte ſo leiſe, daß er das erſtemal gar nicht gehört wurde und war dann auf das angenehmſte überraſcht, ſich von dem ehrwürdigen Greis mit ſolcher Freundlichkeit empfangen zu ſehen. — „Der hat gottlob noch nichts gehört," dachte er anfangs, fing aber ſtark zu zweifeln an, als der Pfarrer ihm ſagte, wie er nicht nur in der Schule ein tüchtiger Lehrer ſein, ſondern ſich überall als Mann geben müſſe, damit er auch bei den Eltern das Vertrauen nicht verliere, ohne welches der beſte Lehrer nichts auszurichten vermöge, während im Gegenteil ſelbſt ein ſchlechterer beinahe Wunder wirken könne, wenn nur die ganze Gemeinde auf ſeiner Seite ſei. Beim Heimgehen trug Franzſepp ſein Köpfchen wieder einmal höher.

Mit leichterem Herzen reichte er am anderen Tage in der Schulſtube, die gerade ſo hoch war, daß er aufrecht ſtehen konnte, jedem der eintretenden Kinder die Hand zum Gruße, was dieſen allerdings ausländiſch vorkommen mochte. Hier war nun ſeine Welt. Da wollte er wirken, wollte mit den Kindern nach der Zeit auch die Alten wieder gewinnen, wie es der Pfarrer geſagt, um auf dieſe Weiſe immer Größeres zu erreichen. Er gehörte jetzt ganz der Gemeinde, ganz den ihm anvertrauten ſchuldloſen Weſen an. Dieſer Gedanke hob ihn über alles hinaus, was ſich

zwiſchen ihn und die anderen gelegt hatte. Anfangs ging auch alles ſo vortrefflich, daß es ſich der Lehrer nicht beſſer hätte vorſtellen und wünſchen können. Die Scheu der Kinder vor dem Fremden war bald überwunden und mit der Zuneigung kam natürlich auch die Luſt zum Lernen, ſo daß Franzſepp nicht mehr künſtlich die Wärme erhalten mußte, die bereits ein Schüler dem anderen mitzuteilen begann. Wenn er nur die Kinder Tag und Nacht hätte in der Schule oder doch von den Eltern fernhalten können, daß dieſe nie von ſeiner neuen Schulordnung, von ſeiner Art, mit Kindern umzugehen und ihre Sprache zu reden, erfahren hätten. Das eben vermochte Franzſepp nicht zu ändern, wie viele Verdrießlichkeiten ihm aus dem Dareinreden der Eltern auch erwuchſen. Mit Hilfe des fleißigen Pfarrers, der nicht aus Volkstümlichkeitsſucht, ſondern recht von Herzen Kinderfreund war, hatte Chriſtian früher die Schule in ſo ziemlich gutem Stand erhalten. Dennoch fand Franzſepp manchen Übelſtand zu bekämpfen und mußte manche Neuerung einführen. Wer aber das will und anſtrebt, der ſoll in ſeiner Gemeinde feſter Wurzel gefaßt haben, als es bei unſerem Lehrer der Fall war. „Unſere Kinder," hieß es, „brauchen nicht ſo neumodiſch zu werden wie der Lehrer. Katechismus und Rechnen, das hält warm und hilft durch die Welt. Das übrige — nun — mag recht ſein, aber im beſten Falle iſt es, wie ein goldener Fingerring, nicht für die Bauern und wird weggelegt oder verloren, wenn man arbeiten muß." Nur zu oft hatte Franzſepp Gelegenheit, den nachteiligen Einfluß ſolcher Reden zu bemerken. Einmal, als er den Kindern ſagte, er denke nun, ihnen einiges aus der Geſchichte vorzutragen, bemerkte ein Schüler ganz trocken: „Mein Vater hat geſagt, am Ende werde er uns auch noch das Küſſen lehren."

Der erſchrockene Lehrer ſah ſich ängſtlich um und ſuchte

aus jedem Geſichte die Wirkung dieſer Worte zu leſen. Er atmete leicht auf, da er nirgends ein rechtes Verſtändnis zu bemerken meinte. Doch wagte er nicht ein Wort an den vorlauten Schwätzer zu richten, um jedes Aufſehen zu vermeiden und ja nicht merken zu laſſen, wieviel Pein ihm dieſe Rede erregt habe.

Etwa drei Wochen ſpäter wurde aus Schmids bibliſcher Geſchichte für Kinder vorgeleſen: „Sei gegrüßt, ſagte Judas und küßte ihn.“ „Der hat es auch wie unſer Lehrer gehalten,“ bemerkte der nämliche Junge, und alle Kinder fingen an überlaut zu lachen. Was war zu tun? Franzſepp wußte ſich weder zu raten noch zu helfen. Und doch hatte er nicht den Mut, dem einzigen, der da mächtig einzuſchreiten imſtande geweſen, nämlich dem alten Pfarrer, den ganzen Hergang zu erzählen. Der „prächtige Einfall“ des Knaben wurde im ganzen Dorfe herum erzählt und belacht. Nun wollte jeder Junge noch Witzigeres zu Tage fördern, um doch auch einmal ſo berühmt zu werden. Der Lehrer aber, der die Lacher und die Ernſten ſich gegenüberſah, durfte nicht dreinſchlagen, ja ſich nicht einmal anmerken laſſen, was in ſeinem Innern ſich immer mächtiger zu regen begann. Starr und ſtumm ſtand er da, während es in ihm kochte und gärte. Und nur am harten Brot des Bäschens durfte er ſeinen Ärger auslaſſen.

So ging es mitten in den Faſching hinein. An Chriſtians Hochzeitstag aber — ja, da mußte er doch einmal ein bißchen zeigen, wie ihm eigentlich bei dem Spaße zumute war. — Als Lehrer wurde er eingeladen, am Schluſſe des Hochzeitsmahles die Feſt- oder Abdankungsrede zu halten. Er hatte auch wirklich zu dieſem Zwecke eine ſchöne, lange Abhandlung über die Ehe geſchrieben, aber er brachte es nicht über ſich, unter ſo frohe und glückliche Menſchen zu gehen und ſich da vielleicht manche Neckerei gefallen zu

laſſen. Ja, er blieb daheim und bat ſogar das Bäschen, die Haustür zu ſchließen, da doch heute kein Menſch mehr komme. Chriſtian wartete mit Sehnſucht auf ſeinen Schützling, da bis zur Abdankungsrede alle Anweſenden auf ſeine Rechnung es ſich recht herzlich gut gehen ließen. Als nun endlich der anweſende Pfarrer eine kurze Rede halten mußte, ſchrieben die meiſten das Ausbleiben des Lehrers ſeiner Eiferſucht und dem Ärger zu, daß es ihm nicht gelang, dem guten Chriſtian ſeine Philomena wegzuküſſen. So erfuhr denn auch der Pfarrer, was ihm Franzſepp nicht zu ſagen gewagt hatte und was man ihm bisher um ſo weniger mitteilte, weil doch niemand dem Lehrer ſchaden mochte. Die ganze Geſchichte wurde jetzt von vielen nur für einen Spaß gehalten, da ſie ihre Folgen nicht zu überſehen vermochten. Man beſchäftigte ſich nun mit der Frage, wohin den Lehrer ſeine Eiferſucht getrieben habe. Doch kein Menſch vermutete, daß er daheim im geſchloſſenen Hauſe ſeiner Baſe ſitze und mit dieſer den beinahe endloſen Abend-Roſenkranz durchbete. Er wußte wirklich nichts mit ſich und ſeiner Zeit anzufangen; daher tat er, was wenigſtens dem Bäschen Freude machte, ihm ſelbſt aber heute keine große Selbſtüberwindung koſtete. Wohl hätte er ſich eine beſſere Unterhaltung gewünſcht, aber wo ſollte er ſie finden? Auf der Gaſſe mochte er ſich durchaus nicht ſehen laſſen. Auch war der Abend kalt und ein Haus, wo er ſich behaglich fühlte, gab es für ihn nicht mehr. Sogar des ſeligen Vorſtehers Schweſter, die Margarete, war gegen ihn und ſagte ihm ſchon vor längerer Zeit ziemlich deutlich, er brauche nicht mehr zu kommen und ſie zu ärgern mit dem Gedanken, was er jetzt ſei und was er hätte werden können. Und an dem allem war eigentlich jener Kuß ſchuld. Allzu empfindlich gegen den Spott, den er nun einmal hervorgerufen hatte, war er immer auf Gehäſſigkeiten ge-

faßt und sah selbst darin Beleidigung und Hohn, was nur der Ausdruck einer derben Gutmütigkeit und Geradheit war. Nachdem er sich aber den Leuten gegenüber dachte, fing er mit ihnen zu rechten an, wobei ihn sein Trotz und seine Selbstliebe auf einen Posten stellten, von dem aus er den Bauern unmöglich die Hand zur Versöhnung reichen konnte. War doch nach seiner Ansicht mehr das harte, verknöcherte Wesen der Leute als sein Fehler die Schuld, daß er in so übeln Ruf kam oder wenigstens das Vertrauen der Gemeindeangehörigen verloren hatte. Aber brauchte er mit dem, was er war und konnte, sich auch um das Urteil dieser so tief unter ihm stehenden Tröpfe zu kümmern? Nein, nicht im geringsten, sagte er sich hundertmal und würde sich damit auch beruhigt haben, wenn nicht die Liebe zu seinem Berufe und der Wunsch, als Lehrer Tüchtiges auszurichten, ihm seine Lage und seine Stellung der Gemeinde gegenüber immer unerträglicher gemacht hätten. Und wer immer in seine Nähe kam, mußte seine üble Laune empfinden, selbst das gute Brigittle, welches den so traurig herumschleichenden Lehrer herzlich zu bemitleiden schien. Er wollte aber nicht bemitleidet sein. Daher mied er jetzt das Mädchen, dessen Umgang er zuerst Philomena zum Trotze gesucht hatte, und weil das Mädchen, dem er anfangs die allerdings hübschere Schwester vorzog, immer mehr sein Herz gewann. Er hatte ein Gefühl, als ob er dem guten Kinde an jenem Abende sehr unrecht getan habe, obwohl er doch nur die Philomena in einen etwas üblen Ruf gebracht hatte. Dieses unbestimmte Gefühl zog ihn bald zu dem zartfühlenden Brigittle, bald hielt es ihn zurück. Je nachdem seine üble Laune ihn weich machte, wie zuweilen, wenn er das wunderbare Kind auf dem Kirchweg suchte und antraf, oder trotzig und bitter wie heute, wo er jeden vom Wirtshause zu seinem Neste herüberhallenden Jauch-

zer wie einen Stich in das Herz empfand, wechſelte ſein Verhalten.

Nachdem endlich die Baſe das letzte Vaterunſer gebetet und das letzte Kreuz gemacht hatte, hielt ſie ihm eine lange Lobrede, daß er an einem ſo unruhigen Abende tugendlich daheimbleibe und ihr den Roſenkranz beten helfe. Sie habe es doch endlich von Gott und ſeiner heiligen Mutter erbetet, daß der böſe Weltgeiſt aus ihm zu fahren beginne. Es wiſſe kein Menſch, was ohne ihr Gebet aus ihm geworden wäre. — „Weiß aber jemand, was in dieſem Käfig noch aus mir werden wird?“ fragte der Lehrer. — — „Im Winter kannſt du natürlich lehren. Im Sommer aber, wo andere deines Standes als Maurer, als Tagelöhner oder mit der Heugabel ihr Brot verdienen, ja — da weiß ich freilich noch nicht, was du Verwöhnter anfangen ſollſt. Bei mir bleiben kannſt du ſchon um das Koſtgeld, denn du gefällſt mir weit beſſer, als in den erſten Wochen.“

Den Lehrer berührte es doppelt unangenehm, jetzt auf ſolche Weiſe an ſeine Zukunft erinnert zu werden. — „Du kannſt mir alſo auch nicht ſagen, was hier aus mir wird?“ fragte er beinahe ſpöttiſch. — „Einen Alpknecht gibſt du nicht. Vielleicht kannſt du ein bißchen heuen. Nebenbei dem jetzigen Vorſteher den Schreiber machen; dazu magſt ein wenig fiſchen in der Aach für den Kronenwirt und den Pfarrer und zwiſchendurch Vergnügungsreiſenden den Führer abgeben. So ein ſtudierter Lehrer kann —“ — — „zum Narren werden, wenn es ein bißchen lang ſo währt,“ ſagte Franzſepp und verließ dann, ohne dem erſtaunten Bäschen „Gute Nacht“ oder „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus“ zu ſagen, mit haſtigen Schritten die Stube.

Das alſo war ſeine Zukunft! Sozuſagen mit einem Striche hatte die Baſe ſie gemalt. Und wie grob, wie form-

los ihm das Bild auch vorkam, ſeine Einbildung vermochte daran wenig zu ändern und nichts zu verbeſſern. Ja, ſo war ſein Sommer und dann kam wieder ein Schulwinter, der nach dem natürlichen Lauf der Dinge noch ſchlimmer werden mußte als der jetzige.

„O wäre ich um Gottes willen nie Lehrer geworden!“ klagte er. „Der Knecht, der Tagelöhner hat nur einen Meiſter, den Mesner kann man das ganze Jahr brauchen und er iſt dennoch zuweilen ſein eigener Herr. Unſereiner aber hängt immer in der Luft, iſt nie frei und hat gar nichts, weil einmal die Liebe zur Sache dahin iſt. Da klimpert nichts und übertäubt die Klagen des Geplagten. Dagegen erfaßt etwa ein Maurer mit ſchwielenbedeckter Hand im Herbſt den vollen Beutel und wirft ihn auf den Tiſch oder an die Wand. Wäre ich ein Maurer, daß ich doch gleich fort könnte. O! Wie wollte ich die Steine klopfen und alles verſchwitzen! Aber auch ich bin ja durchaus nicht angebunden wie der Chriſtian, der, weil er ſich von der Rekrutenaushebung freimachte, nun durchaus herhalten muß, wenn die Gemeinde will,“ tröſtete Franzſepp ſich wieder und erſchrak dann ſelbſt beinahe über den in ihm erwachenden Gedanken. Angebunden war er freilich nicht; aber — nein, nein. Alle Schulkinder ſtanden vor ihm und ſchrien nein. Auch manchen vernünftigen Mann in der Gemeinde glaubte er zu ſehen und zu hören, der ihm zuredete, doch einer Laune nicht ſein ganzes, ſchönes, für die Gemeinde gewiß ſegensreiches Wirken zu opfern. Freilich waren die Geſtalten einer aufgeregten Einbildung keine Weſen der wirklichen Welt. Aber unſer Lehrer iſt nicht der erſte und nicht der letzte, welcher ſich leichter von dieſen als von jenen getrennt hätte. „Nein, ich kann nicht gehen,“ rief er — „und doch“, fügte er wieder ſeufzend bei. Er wachte die ganze Nacht und hörte das Jauch-

zen der heimkehrenden Hochzeitsgäſte. Jeden Glockenſchlag zählte er und wußte doch nie, wie lang die Nacht noch währen werde, bis endlich die grelle Stimme der Baſe zum Morgeneſſen rief. In der Schule ſagte er ſich heute, daß es denn ſo lange nicht mehr fortgehen könne. In den letzten drei Monaten hatte er — alles zuſammengenommen — nicht ſo viel Spott und Trotz erleben müſſen, als in dieſen drei Stunden. Krampfhaft ballte ſich ſeine Fauſt in der Taſche, denn er wagte doch nicht dreinzuſchlagen, und als er endlich alle Herrſchaft über ſich ſelbſt zu verlieren fürchtete, ſchickte er die Kinder plötzlich heim, obwohl es noch eine Stunde Zeit zum Mittageſſen war. Nun kam der Pfarrer zu ihm und fragte faſt rauh, was es denn heute für ihn Wichtigeres zu tun gäbe, als die Erfüllung ſeines Berufes, daß er ſich ſo mir nichts dir nichts Feierabend mache. — — „O! Herr Pfarrer," jammerte Franzſepp. — — „Sie können unmöglich noch Lehrer ſein. Sie dürfen nicht mehr." — —

Das war nicht zu beſtreiten. Franzſepp ſtand ſo ziemlich gefaßt vor dem Pfarrer, deſſen entſchiedenes Wort nun auf einmal allen ſeinen Kämpfen und Zweifeln ein Ende machte. Auch war ihm der Beruf des Lehrers ein ſo wichtiger, heiliger, daß er dem Pfarrer innerlich recht geben mußte. „Schon im letzten Herbſt," fuhr der Pfarrer, den blaß und ſtumm vor ihm daſtehenden Lehrer mitleidig anblickend, milder fort, „ſchon im Herbſt habe ich Ihnen an das Herz gelegt: Sie dürfen nicht bloß die Schule für Ihren Wirkungskreis halten. Pfarrer und Lehrer müſſen vor allem imponieren. Mir war ſchon damals bange um Sie, denn ich hielt Sie zu ſehr für ein Kind des Augenblicks. Aber wie leichtſinnig, wie frech Sie das ſtreng ſittliche Gefühl des Volkes verletzen konnten, habe ich leider erſt geſtern erfahren. Jetzt iſt es aus für ſo einen und

ich werde bis zum Schluß der Schule noch genug zu wehren und zu tun haben, daß nicht alles aus Rand und Band geht.“ — — Franzſepp zitterte am ganzen Leibe. Es wurde ihm heiß und kalt, aber ſchließlich ging er doch mit leichterem Herzen heim, als manchen Tag zuvor.

8.

Was dem Emporklimmenden als Handhabe dient und ihn ſicher und feſt hält, das kann brechen unter der Laſt des Stürzenden und ſeinen Fall noch gefährlicher machen. Was Franzſepp ſeit ſeiner Ankunft als Lehrer tat, hätte genügt, ihn zum beliebteſten Menſchen zu machen, wenn er nur nicht anfangs den Gegnern jeder Neuerung und allen, die ihn ſonſt nicht recht leiden konnten, ſich gleichſam in die Hände gegeben hätte. Zuerſt waren es die Verwandten des Chriſtian, welche ohne deſſen Wiſſen und Wollen dem Lehrer zu ſchaden ſuchten. Dann wurde auch durch Franzſepps Freunde manches verdorben, indem dieſe, da ſie das Küſſen nicht zu entſchuldigen vermochten, den aus dem Neſte getriebenen Chriſtian lächerlich zu machen geſucht hatten. So wurde das Geſchwätz von der Sache ſo laut, daß das Echo davon bald auch in die Schule dringen mußte, wo es täglich größeres Unheil anrichtete. Der Pfarrer hatte daher ganz recht, als er ſagte, daß Franzſepp unter ſolchen Umſtänden als Lehrer geradezu unmöglich werde. Das ſah kein Menſch ſo gut ein, als Franzſepp ſelbſt. Mochte er doch vom Herzen froh ſein, daß der ehrwürdige, allgemein beliebte Pfarrer ihm die Kinder auf die Prüfung vorbereiten half. Nach Schluß der Schule ſah Franzſepp ſich wieder auf der weiten Gaſſe. Aber das tat ihm unvergleichlich weniger weh, als früher das Bewußtſein, auf einem ſo wichtigen Poſten zu ſein und den-

ſelben doch nicht gehörig verſehen zu können. Jetzt mußte etwas anderes angefangen werden, um in den beſten Jahren wenigſtens ehrlich durchzukommen. Aber wenn es irgend möglich war, nicht hier, wo zu den vielen über ihn bereits umlaufenden Nachrichten noch die kam, daß er als Schullehrer zu nichts nutz ſei und daß die Kinder ſeit Mannesgedenken nie ſo viele unanſtändige, ja ſelbſt geradezu ſchändliche Reden aus der Schulſtube mit heimgebracht hätten, als eben dieſen Winter. Daher ſei vom Pfarrer und dem Schulaufſeher für den nächſten Winter wieder mit dem Klopfer unterhandelt worden.

„Es iſt doch ein Elend," wurde meiſt der Mitteilung dieſer wirklichen Tatſachen beigefügt, „ſo eine Handwerksburſchennatur in der Gemeinde zu haben und mitzählen zu müſſen!" — — „Ihr ſollt ſie nicht mehr lange haben müſſen, dieſe Natur," rief Franzſepp, als er das an einem Sonntag beim Eſſen von ſeiner Baſe hörte. Er ſchrieb ſofort an einen ehemaligen Schulgefährten nach Bern und erſuchte denſelben, ſich in der Gegend nach einem Platze für ihn umzuſehen. Er glaube zu allem ſo gut der Mann zu ſein, als ein anderer Anfänger. Alles ſei ihm erwünſcht, wenn er nur ſo ſchnell als möglich fortkommen könne. Die Antwort ließ lange auf ſich warten und unterdeſſen wurde der Lärm von einem bevorſtehenden Kriege mit Italien immer lauter. Schon hieß es, daß auf dem Gerichte den Burſchen in Franzſepps Alter keine Päſſe mehr gegeben würden, da man keinen Augenblick ſicher ſei, ob ſelbe nicht wieder zur Rekrutenaushebung aufgerufen werden müßten. Die in der Fremde Lebenden ſchrieben den Ihrigen, daß die Arbeit überall ausgehe, und Franzſepp durfte um ſo weniger noch auf ein Schreiben von Bern hoffen, da ſogar ſolche kein Unterkommen mehr fanden, die ihre Lehrzeit ſchon überſtanden hatten. So war denn der Sommer ziem-

lich dem ähnlich, was die Base an jenem Abende sagte, als Franzsepp ihr so ordentlich den Rosenkranz beten half. Zu verdienen war nicht viel, da jetzt um geringen Lohn viel kräftigere und geübtere Arbeiter gefunden wurden. Es war ein furchtbar langer Sommer für Franzsepp und er hätte von Herzen gewünscht, sofort zum Losen aufgerufen zu werden. Nicht im entferntesten dachte er daran, als Lehrer oder als einziger Sohn und Verwalter seines Vermögens um Befreiung von der Aushebung einzukommen. Es reifte vielmehr der Entschluß in ihm, für einen anderen einzustehen, wenn er so glücklich sein und sich beim Losen freispielen sollte. Schon jetzt fuhr ein etwas soldatischer Geist in ihn. Es kam ihm auf einmal recht erbärmlich vor, so viel bei der mürrischen Base zu sitzen, über die Welt oder sich selbst jammernd, am Hungertuche zu nagen, als ob man an Händen und Füßen gebunden sei. Einmal mußte doch auch dieser verwünschte Sommer mit seinen vielen Hundstagen zu Ende sein und er hatte ja noch Vermögen genug, um so ruhig als mancher Handwerker eine bessere Zukunft erwarten zu können. Nun begehrte er mit seiner Base einmal recht mordsmäßig auf und sagte ihr, er wisse schon, was sich für einen Menschen gehöre und sofort werde er ihr elendes Nest verlassen, wenn sie ihm nur Gesichter schneide und ihn für gutes Geld nicht auch anständig halten könne. Und als dann die Base zu weinen und zu jammern begann, verließ er die düstere Stube. Eines Ganges eilte er in das Wirtshaus, in welchem er auch am Morgen nach seiner Ankunft einige Stunden verbracht hatte. Und von jenem Morgen an bis heute hatte er nicht so viel Schönes und Gutes gehört, als er nun in einer Viertelstunde zu hören bekam. Er nahm das auch lächelnd an, ohne sich zu fragen, wie, woher und warum das komme. Es tat ihm unaussprechlich wohl, doch

wieder einmal etwas zu gelten. In gehobener Stimmung verließ er erst bei einbrechender Dunkelheit mit stolz aufgerichtetem Kopfe das etwas verrufene Haus. „Kronenwirtschaft hin und her," lachte er. „Soll man daheim auf der Pritsche jammern, wenn es einem nicht gelingt, diesen und gerade diesen Berg zu erklimmen. In anderen Öfen wird auch Brot gebacken, sagt der Handwerker, und ich bin um nichts besser als er."

Am folgenden Sonntage, gleich nach dem Nachmittagsgottesdienste, eilte Franzsepp wieder dem Wirtshause zu, wo er den kurzen, so fröhlichen Abend erlebt hatte. Heute kam er schon mit einigen Erwartungen, er hörte aber nur wieder die alten Schmeichelworte, die ihm jetzt „schrecklich albern" vorkamen und nur zu sehr die Gemeinheit eines Kreises verrieten, in den nur der Unmut ihn hatte treiben können. In der übelsten Stimmung verließ er heute schon nach einer Viertelstunde das Haus und eilte in die langgemiedene Krone, wo er eine recht fröhliche Gesellschaft fand. Das Brigittle wurde eben ersucht, ein Lied mit der Zither zu begleiten. Die Wirtin aber wollte das durchaus nicht geschehen lassen, da es ja alle Hände voll zu tun gäbe. „Hier sind andere Hände, die zwar nicht so schön und kunstfertig für das Geschäft sind, aber so gut taugen, wie die Hände des Mädchens," rief der sich erhebende Lehrer, welcher Brigittles Spiel zu hören wünschte und auch dem von den Gästen immer beschäftigten Kinde etwas Ruhe von Herzen gönnte. Er freute sich schon, einer Gesellschaft, die er droben bei den Schnäpslern des vorhin verlassenen Spinnwebenwirtes wieder achten und schätzen gelernt hatte, einen Dienst und eine Freude machen zu können. Viele lächelten ihm recht freundlich zu, einer aber rief: „Du mußt nur nicht meinen, daß du dafür wieder einen Kuß erwischen kannst." Das war zuviel für den Lehrer. „Ich

meine nichts, als daß ihr grobe Klötze seid, mit denen sich gar nicht leben läßt," rief er und verließ die Stube. Wäre der Lehrer noch geblieben, so würde er wohl eine ruhigere Nacht gehabt haben. Er würde es erlebt haben, daß schon die meisten den Spötter tadelten, bevor das Mädchen das Köpfchen stolz aufrichtend mit einer so klagenden Stimme, wie man sie gar nicht erwarten durfte, zu der Gesellschaft sagte: „Ich kann nicht mehr spielen, denn immer klänge mir ein Mißton darein. Ich mag es aber auch nicht, da ich doch der Mutter helfen muß, nachdem ihr meinen Ersatzmann fortgetrieben habt." Der Lehrer suchte sich daheim sein Tagebuch und schrieb dann auf das folgende Blatt, welches er leer gelassen hatte, um einmal sein erstes Erlebnis in der Heimat einzutragen: „Der ist auf dem Eise, welcher alles überwunden meint. Beweis hierfür ist eine Geschichte, deren ich an dieser Stelle stets gedenken werde, wenn ich auch nicht den Mut habe, sie herzuschreiben. ‚Hübsche und gute Menschen,' schrieb ich damals; Philomena und Brigittle würde ich heute den Gegensatz nennen. Aber wozu ein Tagebuch führen, wenn man dabei nicht auch klüger wird. Es ist wohl gut, daß die Klänge der Trommel bald das Geschwirr im Kopfe überdonnern. Bis dahin aber lebe wohl, nutzloses, altkluges Tagebuch!"

9.

Der Kriegslärm war wieder verhallt. Die Bauern lachten oder schimpften auf die verlogenen Zeitungsschreiber sowohl, als über die, welche ihnen aufs Wort geglaubt hatten oder ferner noch glauben zu wollen schienen. Es sah schon ziemlich herbstlich aus; den Wäldern und den darüber stehenden Bergen hatte der September seinen Nebelschleier umgehängt. Aber obwohl es schon stark abwärts,

den langen Kartoffelabenden entgegenging, mußte doch mancher die Seinigen noch verlaſſen, um in der Fremde wenigſtens einige Wochenlöhne über das Reiſegeld hinaus zu verdienen für die lange Zeit des Winters, in der es für Maurer, Zimmerleute und Anſtreicher ſo viel zu vertun und nur wenig einzubringen gab. Franzſepp konnte ſich jetzt nicht mehr zum Fortgehen entſchließen, obwohl er nun von Bern eine recht freundliche Einladung erhalten hatte. Sein Entſchluß, Soldat zu werden, ſtand feſt; daher mochte er jetzt nirgends anbinden und beſonders nicht als Lehrling ſich noch die wenigen fernern Wochen bis zum Tage der ſchon angekündigten Rekrutenaushebung verderben. Von ſeiner Abſicht hatte er noch keinem Menſchen ein Wort geſagt als dem Pfarrer. Mit dieſem ſchien er überhaupt trotz allem noch auf ziemlich gutem Fuße zu ſtehen; ein Umſtand, der ihn wohl auch der Gemeinde wieder näher gebracht haben würde, wenn es jetzt dem Verbitterten darum zu tun geweſen wäre. Bei ihm ſtand es aber einmal feſt, „daß er hier das Waſſer verſchüttet habe," und ſein Betragen ſollte beweiſen, „es liege ihm nicht mehr viel daran, wenn jetzt auch noch der Krug zerſchlagen werden ſollte." — Die Baſe, die ihn für krank hielt und herzlich zu bedauern begann, ließ ihn jetzt ohne Tadel machen, was er wollte. Tagelang ſtrich er in den Wäldern und auf den Bergen herum. Viele Alpknechte wollten ihn ſchon mit einem Gewehre geſehen haben, doch den Pächtern des Forſtes erſchien er nicht gefährlich genug, um ihm beſonders aufzupaſſen. Man ließ ihn ungeſtört gehen, bis der Winter ihn neuerdings in das enge Häuschen der Baſe ſperrte. Hier ſaß er nun, während Chriſtian zu ſeinem großen Ärger wieder Schule halten mußte, und vertrieb ſich die Zeit bei den Büchern des Pfarrers, bis endlich nach dem Dreikönigsfeſt der ſogenannte „Spieltag" be-

kanntgegeben wurde, an dem die Militärpflichtigen in Bezau zu erscheinen und die Losung auf dem Gerichte vorzunehmen hatten*). Wäre Franzsepp öfter mit den übrigen Dorfbewohnern zusammengekommen und hätte er, statt ihnen mit einer den Tiefbeleidigten verratenden Scheu aus dem Wege zu gehen, sich nur ein wenig um sie und ihre Ansichten gekümmert, so würde ihm sicher nicht entgangen sein, daß man ihn allgemein wieder viel freundlicher ansah und daß mancher den Versuch machte, sich ihm trotz seines abstoßenden Wesens im Ernste wieder zu nähern. Zum Teil mochte dies dem Mitleid mit dem Verlassenen, dem Gefühle, ihm unrecht getan zu haben, und dem Einflusse des Pfarrers zugeschrieben werden, der sich soviel als möglich auf seine Seite stellte. Hauptsächlich aber kam

*) Vor der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war der Militärdienst ein Beruf wie andere. Die Aushebung geschah in folgender Weise: Die jungen Männer mußten am Orte des Bezirksgerichtes erscheinen und das Los ziehen („spielen"); die untersten Nummern bis zur Höhe der zu stellenden Anzahl waren „verspielt", diejenigen, die sie gezogen hatten, mußten „zu den Soldaten". Reiche Bauernsöhne stellten einen Ersatzmann, indem sie einem armen Teufel mehrere hundert bis tausend Gulden gaben; dafür mußte der „Gekaufte" den zehn Jahre dauernden Dienst übernehmen. Es kam wohl auch vor, daß die Gemeinden sich von einem lästigen Tunichtgut befreiten, indem sie ihn unter die Soldaten steckten. Die wieder zurückkamen, waren meist verroht — man denke nur an Prügelstrafen und Spießrutenlaufen — und wurden „rechte Lumpen". Doch gab es auch unter den entlassenen Soldaten durchaus ehrenwerte Personen, die es manchmal in ihren Gemeinden oder in Staatskanzleien zu mehr oder minder angesehenen Stellungen brachten. Im nachfolgenden schildert Felder voller Anschaulichkeit das Treiben der „Spielbuben" am „Spieltag". Einen „Gekauften", der nach seiner Heimkehr zunächst ein gefürchteter Schwärzer wird, dann aber sich bessert, stellt Felder in „Reich und arm" in der Figur des Hansjörg dar.

das daher, weil man jetzt mit dem Klopfer bei weitem nicht mehr so zufrieden war, als bevor man einen wirklich tüchtigen Lehrer in der Schule gehabt hatte. Erst jetzt erzählten die Kinder begeistert, wie ordentlich ihnen im Winter alles gezeigt und erklärt worden sei, wie der ehemalige Lehrer sich immer bemühte, auch das Schwierigste leicht und faßlich zu machen. Franzsepp aber hörte von allem nichts und wollte nichts mehr hören. Er war in Gedanken schon Soldat und dieses Dorf mit seinen närrischen, verknöcherten Bewohnern ging ihn so wenig etwas an, als einen anderen, der aus der Welt hereinkam, um für sein Geld eine Zeitlang hier zu leben. Seinetwegen konnte der nun einmal entstandene Riß für immer offen bleiben.

Blaß und ernst erschien er am Losungstage in der „Krone", wo die Pflichtigen sich allmählich einfanden, um zusammen das Dorf zu verlassen. Hastig warf er den etwas abgetragenen Überrock in den Winkel, ohne das beschädigte Futter den Blicken der Anwesenden zu verbergen. Düster blickte er vor sich auf den Boden, bis endlich der langersehnte Lehrer Christian kam, der auch mit nach Bezau wollte, um für seinen jüngsten, aber etwas unpäßlichen Bruder das Los zu ziehen. Nun langten die Burschen, welche sich größtenteils ganz froh und sorglos stellten, um den Ihrigen weniger Angst zu machen, jauchzend und singend nach den Hüten, welche ihre Schwestern und Schätzchen ringsum mit Blumen und duftenden Rosmarinstauden bedeckt hatten. Franzsepp warf sich seinen Überrock um und setzte den seinerzeit neuen Hut auf, welchen ihm niemand auch nur mit einer Staude geschmückt hatte, und ging langsam hintennach. Er hatte von niemand einen Glückwunsch gehört, denn die Base schlief noch, als er ihr Haus verließ. Er war wohl der Unglücklichste unter allen,

die jetzt so viel bedauert wurden. Losgerissen von der Vergangenheit ging er gegenwärtig eigentlich ohne Wunsch und Ziel einer dunklen Zukunft entgegen. Die einzige Hoffnung war, die nächsten zehn Jahre seines Lebens recht teuer verkaufen zu können, da glücklicherweise dieses Jahr mancher Reiche mitlosen mußte, der im heißen Italien alle möglichen Fieber mit den Kaiserjägern zu erleben sicher keine Lust hatte. Es war also vielleicht noch ein gutes Geschäft mit sich zu machen, wenn er nicht selbst ein verspielendes Los zog, was allerdings auch leicht geschehen konnte. Dort vor dem kleinen Häuschen stand ein armes, über seine Jahre alt scheinendes Bäuerlein, umgeben von seinen Töchtern, und reichte dem Ältesten noch einmal die Rechte zum Abschied, während die Linke sich auf das feucht werdende Auge legte; die Brüder standen unter der offenen Stalltür und hatten ganz vergessen, daß es der einzigen Kuh zu kalt werden müsse. Die Mutter kam aus dem Häuschen, hing sich laut weinend an ihren Liebling und steckte ihm verstohlen ein kleines Büchlein in die Tasche. In dem Büchlein war sicher ein vierblättriger Klee. Denn der Glaube ist allgemein, daß ein solcher, dem Spielenden ohne sein Wissen zugesteckt, vor einem unglücklichen Lose bewahre.

Und gewiß! Diese innige Liebe mußte Gott wohlgefallen, so ein schönes Gemeinleben konnte er nicht zerstören lassen. Zu einer anderen Zeit hätte Franzsepp es nicht in Ordnung gefunden, daß bald hier, bald dort einem Scheidenden zugerufen wurde, wer dürfe in der Messe und den ganzen lieben Tag zu Gott beten, daß doch er glücklich entrinne? Aber es waren doch herzensgute Menschen, die durch solche Wünsche ein inniges Zusammenleben, eine glückliche Vergangenheit vereinte. Freilich war auch Selbstsucht dabei. Allein, wenn man an die entsittlichenden Folgen des Spieles um Geld sich erinnerte, war es nicht

mehr zu verwundern, daß auch das Spiel um das Blut, um die schönsten Lebensjahre, vielleicht auch um die Geliebte und die ganze Zukunft, so leicht erregbare Gemüter unbillig, die gleiche Lage der Nebenmenschen vergessen und sogar das Gebet um das Liebste auf der Welt etwas selbstsüchtig machen konnte. Alles bisher Gehoffte und Erstrebte wurde heute wieder ungewiß und das Los entschied, ob sie noch länger der Heimat, den Ihrigen und dem freigewählten Berufe angehören durften. Diese Stimmung Franzsepps bewies ziemlich bestimmt, daß er noch lange kein echter Soldat war. Gewiß wurde keinem von allen der Abschied vor dem so wichtigen Gange schwerer als ihm. Der Gedanke: dir schaut niemand besorgt nach, kein Mensch fürchtet, dich nur in des Kaisers Rock wiederzusehen und kein Gebet wird für dich zum Himmel geschickt, verbitterte ihm diese Stunde.

Endlich zog man singend in Bezau ein. Franzsepp war der einzige, welcher sich nicht zum Lustigsein zwingen mochte. Im Wirtshause, wo sogar Christian tolle Sprünge zu machen begann, saß er mäuschenstill bei seinem Bierglas, gedachte schmerzlich lächelnd des Deckelkruges in der „Krone" und war der erste, welcher dem auf das Amt rufenden Gerichtsdiener hastig folgte. Jauchzend, die bekränzten Hüte schwenkend, bewegte sich der von Wirtshaus zu Wirtshaus wachsende Zug langsam dem Amtsgebäude zu. Hier wurde es plötzlich grabesstill. Ein eigenes Lächeln zuckte um den festgeschlossenen Mund des Lehrers, als er, während die Pflichtigen nach alphabetischer Ordnung heruntergelesen wurden, die Gesichter der bisher so Lustigen sich bläsſer und röter färben sah. Jetzt war er der Mann. Denn wenn er auch Nummer Eins zog, so verlor er nichts als die wenigen hundert Gulden, welche er als Stellvertreter eines anderen von diesem noch über die Summe

hinaus erhalten hätte, die aus der freiwilligen „Anlage sämtlicher Pflichtiger zum Besten der sechs Verspielenden" zu erhalten waren.

Endlich war der Bezirksvorsteher mit dem Herunterlesen über das Z hinaus, und es wurde nun aus dem Buchstabentopf ein Buchstabe herausgezogen. — „B," sagte der Adjunkt laut und feierlich. — — „B, b, b, b," hallte es lange und immer dumpfer im Kreise der Familienväter, Brüder und Schwestern der Aufgerufenen fort. — — „Also die, welche Bär und Backel heißen, fangen an," rief der Bezirksvorsteher. — Es wurde wieder ganz still und B, b, b, b hörte man es auf dem Platze vor dem Amtsgebäude dumpf widerhallen. Die Burschen im Saale ordneten sich allmählich vom B, C, D bis zum A. Franzsepp Albrecht stand hinten im letzten Winkel. Doch war er groß genug, um auch von hinten aus über die Köpfe der anderen hinweg die Spielenden zu sehen. Es waren fast lauter schöne, kräftige Gestalten. Auf ihren Wangen blühte Gesundheit des Leibes und aus den Augen blitzte die der Seele. Und dem Lehrer tat es ordentlich wohl, sie so mutig vor den Bezirksvorsteher hintreten, so herzhaft in den vorgehaltenen Topf mit den in Spulen verborgenen Losen hineinlangen zu sehen. Nur wenige zuckten mit den Augen oder verzogen den Mund, wenn sie die Spule in die Hände des Beamten legten, der dann die Nummer mit einem eisernen Häkchen ruhig herauszog. — — „Andreas Moosbrugger" las der Adjunkt. — „Für den wäre ich da," stotterte Christian sich vordrängend. „Ich tät' wohl zehnmal lieber für mich selbst eine Nummer ziehen als für ihn. Doch was sein soll, schickt sich von selbst und da kann niemand nebenaus." So viel hatte noch keiner der Spielenden geredet. Aber obwohl er mit diesen Worten sich und seinen Bruder dem Verhängnis unterwarf, wählte er doch lange in den

Spülchen herum, bis er endlich mit zitternder Hand eines nahm und in die Hände des Bezirksvorstehers legte. — „Nummer Eins," sagte dieser so trocken und gleichgültig als gewöhnlich. — — „Da hat er's nun," rief Christian mit dem Fuße stampfend und warf seinen Hut, das einzige, was er gerade in der Hand hatte, so heftig auf den Boden, daß er nochmals aufflog. „Hat es doch schon lange, schon seit er unwohl ist, auf mir gelegen, daß es so gehen werde. Nun muß man noch gar einen Mann kaufen und nahezu tausend Gulden sind wieder hin." — — Jetzt brachen alle, selbst die Beamten, in schallendes Gelächter aus, so daß kein Mensch mehr verstand, was er noch aufbegehrte, während er mit dem zerknüllten Hute das Zimmer verließ. Franzsepp, als der letzte, brauchte nicht mehr zu ziehen. Der Bezirksvorsteher gab ihm die Nummer 59 in die Hand. Noch war er also frei und gehörte sich selbst. Wenn auch sein Entschluß durch das Beispiel der mutigen Burschen nur fester geworden war, so tat ihm dies Gefühl doch wohl.

Als er zum Gerichtshause kam, sah er vor demselben einige Mädchen, welche Blumensträuße an damit noch nicht Versehene feilboten. — „Lieber Gott," murmelte er, „die, welche diesen hier zu verdienen geben, sind doch noch schlimmer daran als ich. Der ungeschmückte Hut verrät den Verlassenen, der mit gekauften Blumen Bedeckte würde den Verrückten bezeichnen." — Jetzt aber drängte er sich mit den anderen zu einer hübschen Blumenverkäuferin hin und lachte laut auf, so oft er von links oder rechts einen Rippenstoß erhielt. Auf wenigen lag jetzt, was vor einigen Stunden noch alle mitsammen trugen, aber auch diese wenigen dachten jetzt doch nicht an Vater und Mutter, nicht an die Zukunft. Gott hatte es nun einmal so gewollt, darum mußte es doch wohl recht sein, wenn es auch der Mensch nicht einzusehen vermochte.

In den Wirtshäuſern ging es bald zu, wie wenn Kirchweih geweſen wäre. Da griff einer an ſeiner Ziehharmonika herum, als ob er gar nicht merkte, daß kein Menſch auf ſein Spiel achte. Dort hatten alle Anweſenden einer Gemeinde ſich um den größten Tiſch verſammelt und begannen nun die anderen zu necken, ſo daß es bald ernſtlich Händel gegeben hätte, wenn nicht plötzlich durch allen Lärm hindurch etwas wie Tanzmuſik zu hören geweſen wäre. Nun aber ſprang mancher vom friſchgefüllten Glaſe weg, erfaßte eine der anweſenden Blumenverkäuferinnen oder ſah ſich in der Küche um, ob nicht noch eine der Wäſcherinnen zu entbehren ſei, und eilte dem Tanzſaale zu. Dadurch wurden die Zurückbleibenden an ihre Schätzchen und an die beſorgten Eigenen erinnert. Man wurde da und dort eins, einen Boten zu ſchicken, der ſo ſchnell als möglich Bericht in die Heimat bringen ſollte.

10.

Unter allen, die in Bezaus ſtattlichen Wirtshäuſern ſangen und ſprangen, machten doch diejenigen den ärgſten Lärm, welche ſich als Stellvertreter eines Verſpielenden „kaufen“ zu laſſen gedachten. Es gehörte ja mit zu ihrem Geſchäfte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, zugleich aber ſich auch unabhängig mit Geld und gutem Mute zu zeigen. Neben einem ſolchen — von ihm ſcheinbar gar nicht beachtet — ſaß auch der Lehrer Chriſtian und ſah mit Schmerzen, wie der das auf ſeine Koſten gefüllte Glas jubelnd jedem Eintretenden entgegenhielt. Nur wenn Chriſtian wieder einmal unwillig aufſprang und etwas rauh „Behüt Gott“ ſagte, drehte der andere ſich um, zog ihn mit Gewalt auf ſeinen Stuhl zurück und ſagte ihm abermals, daß ſie beide noch vieles und wichtiges mitein-

ander zu ſchwatzen hätten. Dann blieb Chriſtian ſitzen, bis ſeine Geduld wieder zu Ende war. So wäre es wohl noch lange gegangen und Chriſtian hätte vielleicht ſchließlich einen übereilten Handel gemacht, um doch einmal fertig zu werden, wenn nicht Franzſepp ihm plötzlich auf die Schulter geklopft und freundlich zu ihm geſagt hätte: „Komm nur mit mir, was du mit dem willſt, können wir beide auch machen und du biſt mit mir noch früher fertig als mit dem da.“ — — Das war für Chriſtian eine Stimme aus der beſſeren Welt. Ein viel Stärkerer als der neben ihm Sitzende würde nicht mehr imſtande geweſen ſein, ihn noch länger zu halten, und eine viel weniger heiſere Stimme hätte ihn vergebens nochmals zum Niederſitzen eingeladen. Ein ganzer Berg war ihm vom Herzen, da er nun doch mit einem ihm bekannten redlichen Menſchen zu tun bekommen ſollte. Arm in Arm ſchritt er mit ſeinem lieben Franzſepp in ein ſtilles Nebenſtübchen und ſetzte ſich zu einem kleinen Tiſchchen, auf welchem noch Meſſer, Gabeln, Glasſcherben und allerlei Spuren eines überaus ſchwelgeriſchen Mahles zu ſehen waren. — — „Iſt der Andreas tauglich zum Soldaten?“ fragte Franzſepp. — — „Eben das iſt es ja,“ jammerte Chriſtian. — — „Weißt du das gewiß?“ — — „Ja, denn ſchon im letzten Jahre, als er das erſtemal ſpielte, zog er ſehr nieder. Es ſtand ihm ſo nahe, daß er ſich mit den andern ärztlich unterſuchen laſſen mußte.“ — — „Er wäre alſo das nächſte Jahr nicht mehr im Spiel?“ — — „Wenn er nur ſchon jetzt heraus wäre!“ — — „Jetzt aber liegt er krank?“ — — „Ach Gott! Das macht ihn nicht frei. Es iſt nur ſo ein Übergang. Er leidet an allem, was einmal in der Gemeinde umläuft.“ — — „Ich will, ich bin für ihn Soldat!“ — — „Du?“ fragte Chriſtian erſtaunt, ja erſchrocken. — „Du ſelbſt? Das hätte ich ſonſt keinem geglaubt, du aber

biſt ſonſt ja durchaus kein Spaßvogel; du könnteſt behaglich Lehrer ſein und willſt wirklich Soldat werden? — Nun, mir könnte das ſchon recht ſein, aber ich ſehe dich doch nicht gern unüberlegt einen ſo wichtigen Schritt machen." — — „Er iſt wohlüberlegt," beruhigte Franzſepp und erzählte dann, daß er ſchon mehr als ein halbes Jahr darüber nachgedacht habe. Das Leben ſei ihm ſo zur Laſt geworden, daß er gar nicht ungern ein Jahrzehnt davon verkaufe. Es freue ihn auch, daß er nebenbei dem guten Chriſtian vielleicht noch eine Gefälligkeit tun, einen Kummer abnehmen könne. — — „Kummer?" wiederholte Chriſtian etwas bitter. „Kummer gerade habe ich noch nicht gehabt. Man muß eben die Augen zutun und zahlen. — Aber geärgert hat es mich recht unmenſchlich, daß ich einen ſo ins Zeug bringen mußte. Bin ich doch ein ganzes, liebes Jahr nach Bregenz hinausgeſeſſen, hinter Luſt und Licht, daß ich Lehrer werde, hab' mir das alles gefallen laſſen, damit ich nicht ſpielen müſſe. Aber ich Tropf habe eben immer einen Hut auf, wenn es Glück regnet, und wenn es Haberſuppen ſchneit, fehlt mir der Löffel. Da — grad noch in den letzten Tagen — wird der Lümmel unpäßlich. Ohne Gnad und Barmherzigkeit muß ich heraus, will es da noch recht klug machen, wählen und wägen, und tauſend Millionen Donnerwetter, es iſt gerade zum Verrücktwerden!" — Chriſtian ſchlug mit der Fauſt auf das Tiſchchen, daß es klirrte und klapperte. Raſch zog er die noch geballte Fauſt wieder zurück und ein blutroter Streifen bezeichnete die Stelle, wo ſie aufgefallen war. — „Du bluteſt!" rief Franzſepp erſchrocken. — „Da ſo ein dummer Glasſcherben," ſtotterte Chriſtian. „Haben die Leute nicht mehr Zeit, ordentlich aufzuräumen, wo gar ſo teufliſch gehauſt wurde. Das iſt mir eine Ordnung am Spieltag! Nicht einmal mehr am Tiſch iſt man ſeiner Glieder ſicher.

Und es tut auch weh! Recht heidenmäßig beißt es und brennt. Aber das wollt' ich noch vom Herzen gern ertragen, wenn nur kein Menſch wüßte, was dem Klopfer wieder Närriſches begegnet iſt. Sie haben mich heute ſchon einmal gehabt mit ihrer Schadenfreude und das wäre mir genug, wo ich doch nur für andere da bin." — — „Nein, dann wäre ja die Wunde zu, die jetzt tröpfelt wie ein klipperdürrer wurmſtichiger Melkkübel. Wenn's doch nur nicht ſo rinnen tät!" — — „Zunder auflegen ſoll gut ſein," ſagte Franzſepp etwas verlegen, als er ſeinen Freund immer blaſſer werden ſah. — — „So, Zunder — ja, das habe ich auch ſchon gehört. Mach nur Lärm. Oder nein, ſag nur in aller Stille der Wirtin, daß ſie davon bringe."

Franzſepp hatte ſchon ſeine Rocktaſchen zu unterſuchen angefangen. „Glücklicherweiſe," ſagte er, „hat mir die Baſe Zunder genug gegeben zum Tabaken, denn ſie kann die ſchnellen Zündhölzer durchaus nicht leiden. Aber in ſo einem elenden Schullehrerüberrock findet man nichts wieder als Löcher." Er langte nach einem Meſſer und ſchnitt den Riß in der Taſche ſo groß, daß er ganz bequem ins Futter hineingreifen konnte. — „Jetzt hab' ich das Geſuchte und noch etwas," ſagte er, dem Lehrer ein großes Stück Zunder reichend, während er mit der anderen Hand ein in Briefform zuſammengefaltetes Zeitungsblatt aus den Tiefen des Rockes zog. Chriſtian legte den ganzen Fleck auf die Wunde und zog ſein ſeidenes Halstuch ab, um es einſtweilen als Binde zu gebrauchen. Wohl hatte das Tuch mit den roten und grünen Streifen auf dem letzten Schwarzenberger Markte bare drei Gulden gekoſtet, aber in ſeinem Schrecken fiel dem ſonſt ſo Sparſamen das gar nicht mehr ein. Das Verbinden machte ihm viele Mühe, da er ſtatt der geübteren Rechten ſeine Zähne gebrauchen mußte. Trotzdem kam Franzſepp nicht, um ihm

zu helfen. Der ſchien bei ſeinem gefundenen Papierſtreifen alles um ſich her vergeſſen oder gar den Verſtand verloren zu haben, denn auf einmal begann er um den Tiſch herumtanzend zu ſingen und zu jubeln, als ob er in dem aufgeſchnittenen Schullehrerrock ein ganzes Vermögen gefunden hätte.

„Was haſt du denn?“ fragte Chriſtian etwas ärgerlich. — — „Einen vierblättrigen Klee.“ — — „Und hierüber dieſe närriſche Freude! Ich hab' auch einen gefunden vorhin in der Brieftaſche, und doch iſt mir das ‚Eins‘ gekommen und jetzt auch noch ein neuer Unfall.“

„Aber ich habe gewonnen beim Spielen,“ jubelte Franzſepp. „Viel, alles habe ich gewonnen und bin nun der glücklichſte Menſch auf der Welt.“ — „Warum nun auf einmal der Lärm? Das hätteſt du ſchon vor einer Stunde wiſſen können, wenn du alle fünf Sinne ordentlich mitgenommen hätteſt. Zweifelhaft wird es freilich, wenn man dich ſagen hört, daß du den ſchönſten Teil deines Lebens aus Mißtrauen verkaufen willſt.“ — — „Daraus wird nun wohl nichts mehr,“ ſagte Franzſepp mit vor Bewegung zitternder Stimme. „Es wäre doch ein Elend, wenn einer in meinen Jahren mit dem geſunden ſtarken Kerl ſonſt nichts anzufangen wüßte. Nein, guter Chriſtian, ich muß mein Wort zurücknehmen, der Franzſepp läßt ſich nicht mehr kaufen.“ — Jetzt kam auch dem Chriſtian ſein guter Humor wieder. „Siehſt du, Franzſepp,“ ſchwatzte er behaglich, „es konnte mir natürlich erwünſcht und recht ſein, ſo ſchnell einen Erſatzmann für den Andreas zu finden. Du aber kamſt mir doch unerwartet und unerwünſcht. Es wäre mir wohl faſt nicht möglich, mit dir einen förmlichen Handel abzuſchließen. Ich will lieber einen ſuchen, von dem ich mir wenigſtens einbilden darf, das Klügſte, was er eben machen könne, ſei, ſich kaufen zu laſſen. Bei

dir wäre mir das nicht möglich und ich fühle, daß mir der Handel mein Lebtag auf dem Gewiſſen läge."

Franzſepp hatte Chriſtians Rede kaum gehört. Immer noch hielt er ſeinen Klee in der Hand und beſah ihn von allen Seiten, doch fand ſich nichts daran, wovon er auf die Hand ſchließen konnte, die das Kleeblatt ihm beigeſteckt hatte. Nur ſo viel war herauszubringen, daß die Baſe nichts damit zu tun hatte. In ihren vier Wänden war wohl keine alte Zeitung und noch weniger ein ſo ſchönes unbeſchriebenes Blatt Papier, wie dasjenige, welches die zweite, innere Umhüllung des Kleeblattes bildete. Sie würde ein ſolches auch nie aus der Silberzeugſchublade genommen haben, um etwas einzuwickeln. Auch wußte er, daß die Baſe es lieber ſah, wenn er friſchweg verſpielte, als wenn er ſich kaufen ließ. Denn während das erſtere wenigſtens als Fügung Gottes genommen werden konnte, war das letztere beinahe eine Schande für die Verwandtſchaft. In der guten alten Zeit nämlich ſchrieb kein Geſetz den freien Bregenzerwäldern vor, wie ſie die dem Kaiſer zu ſtellenden Rekruten zuſammenzubringen hätten. Die Gemeinden benutzten die Gelegenheit, um ſich ungeratener junger Burſchen auf die Weiſe zu entledigen. Das ſteckt noch immer im Volk und ein Soldat gilt noch häufig für einen Menſchen, aus dem eben — ſonſt nichts zu machen geweſen; eine Anſicht, die durch die vom Geſetz an Wohlhabende gemachten Zugeſtändniſſe und Ausnahmen dem Volke beſtätigt erſcheint. Baſe Chriſtina hatte davon gehört, daß er ſich kaufen zu laſſen gedenke; darum war beſtimmt anzunehmen, daß ſie ihm Nummer Eins wünſchte und daher kein Hausmittel dagegen mitgab. Aber wer hätte es denn getan? Ein Gefühl, ein Gedanke regte ſich in ihm und durchſchauerte ihn, daß ſeine Hände zitterten, die Knie wankten und ihm kalt und heiß wurde. Eine hätte es ſein

können, ſein ſollen. Es mußte auch die ſein, denn für keine hätte es ſich heute ſo gut geſchickt. Aber nein! Das Brigittle war — zwar nicht zu ſtolz, nicht zu ſcheu und nicht zu fromm und doch etwas von allem und noch etwas, wofür er gar keinen Namen hatte. Es leuchtete aus des wunderbaren Mädchens tiefem Blick, umſtrahlte die ſchneeweiße, ſchöngeformte Stirn und klang auch aus ſeinem hellen, ungezwungenen Lachen heraus. Es war doch ein ganz anderes, höheres als Philomenas Schönheit, was ihn trieb, das Mädchen auf dem Kirchweg nur flüchtig zu treffen und was ihn wieder abhielt, ſeine Halbe Braunbier in der „Krone" zu trinken. Nein, das Brigittle hatte ihm wohl den Klee nicht beigeſteckt, aber doch jemand mußte es geweſen ſein. Jemand war alſo noch, der ſich freute, wenn er wieder kam, wieder blieb, das war genug, war unausſprechlich viel für einen, der ſich für ganz einſam, ganz verlaſſen hielt. Er küßte das Blatt, wickelte es errötend wieder ein und ging dann mit Chriſtian in die Stube, um ihm einen Stellvertreter für den Bruder ſuchen zu helfen. Bald war einer gefunden, mit dem ſie nach einigem Hin- und Herreden um tauſend Gulden handelseins wurden.

11.

Nun wurden die anderen Gemeindeangehörigen aufgeſucht und daran erinnert, daß es ſchon die höchſte Zeit zum Heimgang ſei. Doch die für das Bleiben ſtimmende Mehrheit ſiegte um ſo eher, da jetzt auch den beiden Großvätern — ſo waren Chriſtian und Franzſepp ihrer Ernſthaftigkeit wegen genannt worden — ganz eigen leicht und wohl war. Gerade ſo recht, um in der nun einmal nicht aufzuhaltenden Strömung fröhlich mitzuſchwimmen. Beſonders Franzſepp war ſo luſtig und ſogar übermütig,

wie man ihn sein Lebtag noch niemals gesehen und gehört hatte. Das wußte noch kein Mensch, daß er so witzige Einfälle habe und sich so gut mit den Leuten zu spaßen verstehe. Auch Christian war ganz erstaunt, wegen einem Kleeblatt — denn das ja nur war es gewesen — einen Menschen auf einmal so verändert zu sehen. Es war also doch nicht alles nur leerer Aberglaube. Konnte doch sogar er — alles zusammengerechnet — mit dem Tage noch ziemlich zufrieden sein. Er hatte einen Ersatzmann, an dem das Land vermutlich nicht besonders viel verlor, und Franzsepp blieb da und kam vielleicht im nächsten Winter wieder in die Schule. Dann war das jedenfalls seiner Nummer Eins zu danken und der dummen Geschichte mit der Hand, die ihn allerdings nebenbei noch immer ein wenig ärgerte. So hatte Christian schon im Wirtshause seine Tagesrechnung zu halten angefangen. Franzsepp kam dazu erst beim Heimgehen, wo auf dem schmalen Pfad durch den neugefallenen Schnee nur einer hinter dem anderen daherschritt und deshalb keine gemeinsame Unterhaltung möglich war. Die da und dort gewechselten Worte aber verrieten, daß die meisten sich in Gedanken wieder mit den Ihrigen zu beschäftigen begannen.

„Gott verzeihe mir die Sünde," sagte der Vorangehende auf einmal sich umwendend. „Ich sollte es wohl nicht sagen, aber heut kann ich nun einmal nichts für mich behalten. Selbst vom Beichtstuhl bin ich nie mit so leichtem Herzen weg, als ich heute heimgehe. Wenn ich vorwärts schauen wollte in die Zukunft, ist mir immer der heutige Tag im Wege gewesen wie ein starrer, unfruchtbarer Berg. Nun aber bin ich eben, die Luft ist leicht und die Aussicht frei. O, ich jubelte heute und tät, daß man noch lange von mir reden könnt', wenn ich mich jetzt gerade gehen ließe."

„Und die Eigenen!“ rief ein anderer. „In der letzten Zeit iſt mir doch gar nie mehr recht wohl geweſen neben Vater und Mutter. Nie hab' ich ihnen recht wie früher gehören dürfen. Heut aber ſagen wir uns einmal wieder: ‚Grüß Gott!‘“

Franzſepp hatte unwillkürlich nach ſeinem Kleeblatt in der Rocktaſche gelangt und ein jubelnder Jauchzer verkündete den ernſten Bergen, daß auch er nicht mehr ſtumm neben den Glücklichen ſtehe. Kummer und Sorgen machen leicht hart gegen ſich ſelbſt und gegen andere. Wer unter einer drückenden Laſt ſeufzt, richtet ſein Haupt empor und wie mit geſchloſſenen Augen geht er durch die ſchöne Welt. Nehmt nur ſeine Laſt ihm ab und er wird ſich erheben, wird bald vor euch zu wachſen ſcheinen und ſein Auge öffnet ſich nicht nur, um dem Retter, ſondern jedem früher vielleicht unbewußt beneideten, glücklichen Weſen freundlich zuzulächeln. Und ſein Glück wird immer größer im Anſchluß an die, welche er früher gar nicht zu verſtehen vermochte. Wie freute ſich jetzt Franzſepp ſchon im voraus mit jenem guten Mütterlein, welches ſeinem Liebling noch geſchwind etwas verſtohlen in die Taſche ſchob. O, nun verſtand er das Jauchzen des guten Burſchen und die immer wachſende Fröhlichkeit der übrigen. Dann ging er in Gedanken wieder durch das Dorf, wie an jenem Abend, als er von Bregenz hereingekommen war. Und dann aber gedachte er auch der ihm freilich nicht bekannten ſechs Unglücklichen aus den Nachbargemeinden, die nun den Kummer für alle tragen und in ſich verarbeiten mußten. O, es war ſo hart, fort zu müſſen von den Eigenen, den Lieben und allen, mit denen man ſeit ſeinem Denken Freud und Leid gemein hatte. Franzſepp war ein ganz anderer geworden. Das fühlte er erſt ſo recht, als er die Türe des Kronenwirtshauſes öffnete, um voran in die Stube zu

gehen. Sonſt hatte er immer gezittert und gezagt vor dieſem Hauſe, ſtets mußte er zweimal drücken, bis die ſchwere Stubentüre ſich auftat, heute war es, als ob eine unſichtbare Hand ihm einen Stoß in die Stube gegeben hätte. Und auch drin kam er ſich wie ein Hereingeworfener vor, der ſich für ſein Hierſein zu entſchuldigen habe.

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel," rief die Wirtin den Eintretenden entgegen. „Unſere Gemeinde iſt glücklich durchgekommen. Nur einen hat es getroffen und der wird ſich zu helfen wiſſen." — — „Das iſt nicht hübſch von der Schwiegermutter, daß ſie zu meinem Unglück ſo einen Jubel anſtimmt," lachte Chriſtian. — „Es war gerade der rechte," meinte die Wirtin. „Ich wenigſtens wüßte keinen, der mich minder gedauert hätte als du." Das hätte Franzſepp ſonſt nie geglaubt, daß die Wirtin ſo ein Herz habe für die ganze Gemeinde. Auch ihn alſo hatte ſie mehr bedauert als einen Geldverluſt, welchen eine ihr ſo naheſtehende Haushaltung erlitt. Das war beinahe wieder ein Kleeblatt für ihn, der bisher überall nur Selbſtſucht und Berechnung ſah oder doch zu ſehen wähnte. Nun er gehörte gottlob auch noch mit zu dieſer Gemeinde, in der man ſo treulich zuſammenhielt. Jetzt freute es ihn recht, daß er hier war. Zwar war er nicht mehr ſo ausgelaſſen wie nachmittags, aber ſein Geſicht ſtrahlte vor innerlicher freudiger Erregung und etwas wie Andacht hob ihn hinweg über die ganze traumhaft trübe Vergangenheit. Ja, er würde zu beten angefangen haben, wenn nicht die heute ſo überaus freundliche Wirtin gekommen wäre und ſich trotz der vielen Arbeit, die die hungrigen und durſtigen Burſchen mit den ſchnell nachgekommenen Angehörigen machten, hart neben ihm auf einen Stuhl geſetzt hätte.

„Da der Chriſtian," ſagte ſie, „erzählt von einer

böſen Hand, die er aus Dummheit bekommen hab', und zum Unglück für den Lehrer iſt es gerade noch die rechte. Nun ſei doch ſo gut und ſchreibe in den Kalender, gerade neben den Hornung auf das leere Blatt, welche Nummer jeder zog, wie das bei uns ſchon ſeit vielen Jahren immer der Brauch geweſen iſt." — „Das," fiel das Brigittle ungewöhnlich haſtig ein, „das könnt' unſereins denn doch auch, wenn ihr es nur noch erwarten möchtet bis morgen. Wer ſollte wohl auch um Gottes willen heute zum Schreiben noch aufgelegt ſein?" — — „Wie das Kind jetzt eitel wird," ſpottete die Wirtin. „Da will es nun ſeine Hexenkünſte zeigen und ſeine neumodiſchen Kräuſel, die man ohne Brille kaum ſieht, die halbe Ewigkeit in der Tiſchſchublade aufbewahrt wiſſen. Schreib du nur, was nötig iſt und was von dir gefordert wird. Jetzt mach mir aber kein ſolches Geſicht, ſondern geh und ſchaffe Tinte und Feder herbei!"

Das Mädchen ging bei weitem nicht ſo ſchnell, als es ſonſt der Mutter zu gehorchen gewohnt war. Franzſepp blätterte unterdeſſen in dem ihm vorgeſetzten Kalender und ſuchte das neben dem Hornung eingeheftete leere Blatt, aber nur ein ſchmaler Streifen zeigte, daß einmal da etwas geweſen, dann aber — wie es ſchien in größter Eile — herausgeſchnitten war. Schon wollte er die Wirtin rufen, die jetzt mit Chriſtian plauderte, ſchon hatte er das „Aber" heraus, als er auf einmal den Kalender zuſchlug und über und über rot wurde. Das Blatt, welches hier fehlte, hatte er — in ſeiner Rocktaſche. Das nämliche Papier und die gleichen Spuren einer ſchlecht geſchliffenen Schere oder großer Eile waren dort und hier zu ſehen. Das war denn doch noch übers Kleeblatt und es gehörte eigentlich alles zuſammen und alles war auch gehörig zuſammengekommen, um ihn zum glücklichſten unter den Menſchen, den heutigen Tag zum ſchönſten ſeines Lebens zu machen. Ach,

er hätte dem guten Mädchen nacheilen und ihm ſagen mögen, daß noch kein Menſch etwas gemerkt habe und auch niemand etwas erfahren werde, da er ſich ja morgen um einen noch unbeſchädigten Kalender von gleicher Art umſehen könne. Heute aber werde die Mutter nichts merken, wenn man auch ſtatt neben den Hornung neben den April ſchreibe. Er würde wirklich hinausgegangen ſein, um das Brigittle zu beruhigen, wenn dieſes nicht eben wieder hereingekommen wäre.

Wie war ihm doch ſo eigen wohl und weh, als das ſonſt überaus flinke Mädchen hereinſchlich, faſt jeden Tritt ein wenig ſtille ſtand und nun mit weggewendetem Geſichte das Verlangte auf den Tiſch brachte. — „Ich hab' ſchon das rechte Blatt," ſagte Franzſepp, und das großgedruckte „April" mit dem linken Arm bedeckend, begann er zu ſchreiben. Brigittle ſah ihn fragend an, er ſie lächelnd. Lange ſchien ſie nicht eins mit ſich, was ſie aus ſeiner Rede und ſeinem Tun machen ſollte, dann aber zuckte etwas über ihr Geſicht. Sie eilte aus der Stube und ließ ſich den ganzen Abend nicht mehr ſehen.

12.

Am anderen Tage war der Klopfer in ſeiner übelſten Laune. Auch geſtern abend hatte ihm der Andreas wegen ſeinem ſchlechten Zug das Kapitel geleſen, wie es von einem, der wegen Unpäßlichkeiten nicht einmal ſelbſt nach Bezau konnte, eigentlich gar nicht zu erwarten war. Und heut in der Schule waren die Bälge*) ſo unartig wie noch

*) Balg, Bälge, im Bregenzerwalde allgemein gebräuchliche Bezeichnung für Kind, Kinder; gewöhnlich ohne üble Nebenbedeutung. Im deutſchen Schrifttum findet ſich das Wort von Kirchhofs Wendunmut bis auf Klopſtock und Goethe vereinzelt in dieſer Bedeutung, meiſt in Verbindung mit tadelnden Eigenſchaftswörtern.

nie und hatten ihr Gespötte wegen der ungefährlichen verbundenen Klopferhand, welche ihm immer weher tat, obwohl ihm der Doktor heute früh bestimmt sagte, es sei nichts von Glas darin, man müsse aber ruhig die Zeit erwarten, wo es dann selbst wieder besser werde. Das wäre nun auch ganz gut gewesen, wenn er nur nicht schon jetzt seine Rechte so nötig hätte brauchen sollen zum Federschneiden, zum Vorschreiben und hauptsächlich, um gehörig dreinzuschlagen und den Jungen zu zeigen, wer eigentlich in der Schule Meister sei. Das Jüngelein hatte sich wieder gekehrt. Christian stürmte verdrießlich in der Schule herum, Franzsepp sang und jubilierte, daß der alten Base dabei um ihre gesunden fünf Sinne himmelangst wurde. O, wenn es doch Frühling gewesen wäre, daß er draußen sich hätte regen, seine Kraft an etwas auslassen können! Das Lesen wollte heute schon gar nicht gehen. Er suchte wieder sein Tagebuch, um die Erlebnisse von gestern einzutragen, aber es war ihm unmöglich, der Ordnung nach zu erzählen. Seine Worte sagten nicht, was sie sagen sollten, so daß ein Fremder dabei gewiß nie in die richtige Stimmung gekommen wäre, das Erzählte zu bezeichnen.

Mehrmals schnitt er das beschriebene Blatt wieder heraus und begann von neuem, endlich aber warf er das Buch in einen Winkel, verließ die enge Stube und spazierte mit dem schon am Morgen aufgetriebenen Kalender in der Tasche trotz Sturm und Wetter langsam dem Kronenwirtshause zu. Er traf das Brigittle allein in der Stube. Die Kleine schien über sein Kommen beinahe erschrocken. Eine Zeitlang war sie sehr schweigsam, dann aber kam sie in das Reden und von dem Unbedeutendsten zu dem Hundertsten und in das Tausendste, daß Franzsepp staunen mußte, obwohl er bald den wahren Grund ihrer Gesprächigkeit merkte: das Mädchen wollte durchaus nicht mehr auf den

Kalender zurückkommen. Anfangs tat ihm das beinahe weh, denn er wollte durch den mitgebrachten Kalender mit der schon daheim neben dem Hornung eingetragenen „Spielerei" dem Brigittle zeigen, daß er an sie gedacht habe und ihretwegen schon tätig gewesen sei, dann aber kam es ihm selbst vor, darüber wäre denn doch nicht viel Wesens zu machen. Schweigend vertauschte er den Kalender mit dem, welcher am Nagel unter dem Tische hing, überzeugte sich noch, daß in letzterem sonst nichts eingeschrieben war, und steckte ihn dann hastig in die Tasche. Das Mädchen verließ errötend die Stube, nachdem es den Franzsepp noch mit einem Blick belohnt hatte, der wohl mehr war als alles, was etwa bei dieser Gelegenheit wäre zu sagen gewesen.

Dem Lehrer wurde, obwohl er allein in der Stube war, die Zeit nicht lang. Er überließ sich dem Gefühl, ein Geheimnis mit dem holden Wesen ganz allein zu teilen, bis die Tür sich öffnete und Christian schnellen Schrittes zu ihm an den runden Haustisch kam. „Wie geht's?" fragte Franzsepp. — — „Schlecht!" klagte der Lehrer, „ja, es geht gar nicht mehr, denn auch meine Geduld ist hin. So viel Federn, wie heute, hat es noch nie zu schneiden gegeben und du weißt, wie dumm meine Linke tut. Willst du nicht morgen kommen und mir ein wenig helfen?" Noch vor kurzem wäre es unmöglich gewesen, den Franzsepp wieder in die Schule zu bringen, wenn auch der Vorsteher und Pfarrer nicht nur, wie Christian versicherte, ihre Einwilligung erklärt, sondern ihn selbst zu gehen ersucht hätten. Jetzt aber wollte er etwas sein, etwas tun. Was ihn früher drückte, war weggenommen und er sagte zu, ohne sich lange zu besinnen.

Das war am anderen Tag ein Jubel, als er in der Schule erschien; fast jedes Kind hatte ihm etwas zu er-

zählen oder eine Frage an ihn zu richten. Denn noch wußten alle, auch schon die erst diesen Winter in die Schule Gekommenen, daß er nicht aufbegehre wie der Christian, wenn auch einmal eins unaufgefordert zu reden wagte. Christian, der auch mitgekommen war, sah mit innigem Behagen, daß dem Franzsepp alles ganz vortrefflich ging — viel besser als ihm selbst, was er diesem auch so herzlich als sich selbst gönnte. Er hatte schon lange bemerkt, daß durch den neuen Lehrer etwas Fremdes in die Schule gebracht worden war, was sich, da er es nicht fortzubringen und zu beherrschen vermochte, wie eine Scheidewand zwischen ihn und die Kinder stellte. Für Franzsepp war heute gerade der rechte Tag, zum erstenmal wieder in die Schule zu gehen. Innerlich schon versöhnt mit der Gemeinde und voll Mut und Selbstvertrauen war er in „seine Welt" zurückgekommen. Der Friede mit sich und der Welt gab seinem Wesen etwas, das ihm, noch mehr als am Spieltage die Alten, jetzt auch die Herzen der Kinder gewinnen mußte. Christian kam bald nie mehr in die Schule, was ihm auch von keinem Menschen verargt wurde. Hatte man doch dafür den Franzsepp, der wieder, getragen von dem ihm nun allgemein geschenkten Vertrauen, wirklich mehr zustande brachte, als er früher sich selbst zugetraut hatte. Immer entdeckte er in sich neue Fähigkeiten, so daß er bald nicht nur bloß in der Schule wirkte. So viele Bande verknüpften ihn bald mit der Gemeinde. Alles dabei war so natürlich, so ungemacht, daß er kaum noch begriff, wie es jemals anders habe sein können.

Mit dem Brigittle beschäftigten sich seine Gedanken mehr und mehr, aber er wurde dabei nicht immer so froh, wie in den ersten Wochen nach dem Spieltag. Der heimlich eingetauschte Kalender mit dem herausgerissenen Blatte, früher sein teuerster Schatz, war ihm jetzt ein Beweis, wie

ſehr das gute Mädchen ſeine Gefühle vor der ſtrengen Mutter zu verbergen ſuchte. Er hätte ſich ſagen können, daß er jetzt ganz anders in der Gemeinde ſtehe, aber wo man wahrhaft liebt, hört die kalte Berechnung auf. Vielleicht war's nur eine flüchtige Regung des Mitleids, was ihn, den einbilderiſchen Tropf, ſo glücklich gemacht hatte. Dieſer Zweifel quälte ihn wochenlang; dann ſagte er ſich, daß er doch auch nicht mehr als Mitleid verdient hätte. „Und jetzt," geſtand er ſich endlich, „verdiente ich nicht einmal mehr Mitleid, wenn ich nicht den Mut gewinne, mich freizumachen von den Zweifeln, welche mir die Tage und anderen den Umgang mit mir unangenehm machen. Ich wäre ja noch der alte Träumer, wenn ich abermals durch ein Kleeblatt, durch einen beſonderen Glücksfall geweckt werden müßte."

„Meine Kraft iſt nicht, um ſie von Zweifeln verzehren zu laſſen. Heute noch ſoll es ſich entſcheiden, wozu ich ſie zu brauchen habe," ſagte er ſich an einem ſchönen Sonnabend im Frühling und eilte wieder dem eine Zeitlang faſt ängſtlich gemiedenen Kronenwirtshaus zu. Die Mutter war in der Kirche, die Stunde wäre alſo günſtig geweſen, und doch wurde dem Lehrer himmelangſt, ſich ſo ganz allein dem Mädchen gegenüber zu ſehen. Dieſes aber rief ihm froh entgegen: „Grüß Gott wieder einmal! Die Mutter hat ſchon gefürchtet, ſie habe dich wider Willen erzürnt oder du trageſt ihr gar noch Früheres nach und ſpieleſt den Großen, ſeit du obenauf biſt." — „Und was haſt du gedacht?" fragte der Lehrer mit bebender Stimme. — „Ich — — ich kenne dich beſſer," ſtammelte das Mädchen. — „Ich weiß, daß du mich kennſt, darum iſt mir vor dir immer angſt worden." — — „Mir vor dir auch ſeit — —" — „Seit wann?" — — „Seit dem Spieltag" — — „O, das war für mich ein herrlicher Tag," rief der

Lehrer. — „Und mich hat's eigentlich recht geärgert." — „Ich merkte das und darum kam ich so selten." — „Auch das hat mich geärgert. Zuweilen wollte ich, um der Geschichte loszuwerden, sie der Mutter erzählen." — „Hast du es getan?" — „Nein." — — „Warum nicht?" — „Ich dachte, die Mutter würde wieder aufbegehren, wie einmal über das Liebeszeichen. Sie ist sehr streng in dem Stück." — „Auch ich," stammelte der Lehrer, „hielt das Kleeblatt für ein Liebeszeichen. Nicht für das Kind des Augenblickes, sondern für einen Balsam der Liebe, welcher den Entfernten, Verirrten zum schönsten Glücke rief. Hielteſt nicht auch du das Kleeblatt für ein Liebeszeichen?" — — „Ja," hauchte das Mädchen, glühend rot werdend, und vielleicht hätten sie sich gar noch geküßt, wenn nicht eben in diesem Augenblicke die Wirtin aus der Kirche zurückgekommen wäre. Es ist aber eigentlich so nun doch viel besser und schöner, dachte der Lehrer, während er langsam der Heimat zuschritt.

Ein Dorfschullehrer, der seinen Posten gehörig versieht, ist wirklich neben dem Pfarrer im Dorfe der erste Mann. Das wußte auch die Kronenwirtin und konnte es daher kaum leiden, daß Franzsepp noch länger im schlechten Häuschen der Base wohne. Sie wollte ihn durchaus unter ihrem Dache haben, da denn doch dem Hause der Mann fehlte. Das war nun wegen dem Gerede der Leute nicht anders zu machen, als daß Franzsepp und Brigittle sich als Brautleute verkünden ließen.

Unter dem Hochzeitsmahl erzählte der Lehrer einigen guten Freunden, wie er in dieses Haus gekommen sei. Er bat sie aber, die Geschichte ja nicht bekannt werden zu lassen. Und sie haben geschwiegen, so lang es dem Lehrer schaden konnte. Jetzt aber hat er gewiß nichts dagegen, wenn durch Veröffentlichung der wunderlichen Geschichte ein Lieblings-

wunſch des Doktors erfüllt wird. Er glaubt ſeinen Landsleuten unrecht getan zu haben, da er einſt vor mehreren Vergnügungsreiſenden behauptete, ſie hätten kein anderes Liebeszeichen als die Rechnungstafel oder das Steuerbüchlein. Und er möchte es drucken laſſen, daß er ſeitdem ſowohl durch Beobachtung als durch eigene Wahrnehmung auf ganz andere Gedanken gekommen iſt.

Land und Leute.

Ein Ausflug auf den Tannberg.

Um Weihnachten herum gibt es der Feſt- und Feiertage ſo viele, daß man es billigerweiſe auch dem beſten Chriſtenmenſchen nicht verargen kann, wenn er am ſogenannten Dankfeſte, dem letzten Sonntage des Jahres, nicht mehr Luſt hat, auch nachmittags noch zweimal zur Kirche zu gehen, um je einen aus fünfzehn Vaterunſern und hundertfünfzig Aves beſtehenden Pſalter zu beten. Haben doch ſchon halbe Betbrüder ihr Gemüt mit der Einbildung zu beruhigen geſucht, ſie ſeien etwas unwohl und es wäre der Anfang zum Selbſtmord, wenn ſie ſo ſtundenlang in der kalten Kirche knien wollten. Auch daheim könne man ja danken und bitten, daß der liebe Gott, der doch auch wiſſe, wie einem halberfrorenen Bäuerlein zumute, gewiß zufrieden ſei und den Saumſeligen nichts entgelten laſſen werde.

Mein Hausmittel, das Gemüt zu beruhigen, war viel einfacher. Ich nahm, durch Erfahrung belehrt, eine Zeitung, las etwas vom Bundestag in Frankfurt und ſchon beinahe war ich der unwiderſtehlichen Macht eines längeren Leiters unterlegen, als ein Geräuſch mich aufſchreckte und — einige Bewohner des nahen Tannberges vor meinem Geiſtesblick erſcheinen ließ.

Wer je im Leben einen Tannberger, der durch Sturm und Schnee nach Schoppernau, dem hinterſten Dorfe des

Innerbregenzerwaldes, kam, die gefrorenen Stollen von Schuhen und Kleidern ſchlagen und ſtampfen hörte, der wird ſich dieſen Phantaſieſprung von Frankfurt auf den zwiſchen Tirol und Vorarlberg liegenden Tannberg, der ſeine Flüſſe der Nordſee und dem Schwarzen Meere entgegenſendet, ganz leicht erklären können.

Noch lag ich auf dem rechten Ellenbogen und langte etwas unmutig nach der Tabakspfeife, als die Tür von einem heftigen Stoß aufſprang und mich den Vetter Jakob ſehen ließ und hinter ihm eine ſchwarz gekleidete Geſtalt, die dieſer, ohne ein Wort zu ſagen, ins Zimmer führte.

Vetter Jakob, kurzweg Jock genannt, hatte vor einem Jahr zu Warth auf dem Tannberg ein Anweſen gekauft und ich hatte Grund zu der Vermutung, daß die Begleiterin ſeine Braut ſei.

Ich wünſchte ihm nach Tannbergerbrauch „Glück zu den hochzeitlichen Ehren und Gnaden," worauf er mich dankend „zu Amt*), Tanz und Mahl" einlud. „Auch ein Beamter, ein Herr Vetter der Braut, wird da ſein und ihr beiden könnt dann eins ſtreiten, wie du es mit ſo ſtudierten Herren nicht ungern tuſt."

„Euer Feſt ſoll ein Feſt des Friedens werden," entgegnete ich und verſprach dann, ohne weiteres zu kommen, wenn man mir einen gehörigen Maien**) gebe.

Die Braut war etwas ſcheu bei der Tür ſtehen geblieben, nun aber war wie auf ein Zauberwort alle Angſt weg. Ich hatte ſie in ihre Welt zurückgebracht. Bald plauderte ſie behaglich von den vielen Einrichtungen für den ihr ſo wichtigen Tag. „Einen Maien wird's ſchon geben," ſagte ſie und zählte lächelnd herum, wer alles

*) Amt = geſungene Meſſe.

**) Ein Sträußchen, wie es die Begleiter des Brautpaares, ſeinem Beiſpiel folgend, anſtecken.

ihr künſtliche Blumen und Rosmarinſtengel verſprochen habe. Eine Hochzeit ſei jedem im Dorfe ein Feſt und jeder trage gern das Seine bei, daß ſo ſeltene Tage immer recht luſtig würden.

Ich dachte in der Freude darüber, einmal eine Hochzeit auf dem Tannberg mitzumachen, weder an Sturm noch Schnee, und erſt die andern im Bregenzerwalde lebenden Verwandten des Vetters Jock erinnerten mich an die Staub- und Grundlauinen*), die jetzt eine Reiſe nach Warth unangenehm, ja ſogar gefährlich machen könnten. Sie ſtellten ſich das alles ſo ſchrecklich vor, daß ich faſt ſtaunte, als nachher an dem zur Abreiſe beſtimmten Dreikönigstag alle in meinem Hauſe ſich einfanden, die vom Vetter Jock ein Schnupftuch geſchenkt bekamen und zum Amt, Tanz und Mahl eingeladen wurden.

Sie mahnten, ſich ſchnell aufzumachen, da man ja gar nicht wiſſe, was der ſo grämlich ausſehende Himmel bis abends noch herunterwerfen werde. Ich ſorgte weniger für heute als für die kommenden Tage. Der früher gefallene Schnee, der die Schluchten füllte, war ſchon etwas hart, und der neue Schnee wäre bald gefährlich geworden auf dem ſchon geebneten Boden. Aber warum nur ans Schlimme denken? Stürme und Gefahren gibt's, auch wenn es nicht ſchneit. Am Ende konnte man ja einige Tage mit der Rückreiſe warten, kurz ich gab keinem Einwand mehr Gehör und zog trotzig den Hut auf die Stirn herunter, als mir der Sturm die erſten gefrorenen Schneeflocken entgegentrieb. Meine Geſellſchaft vermochte ſich nicht ſo ſchnell zu beruhigen. Die fleißigen Leutchen, die ungern auch nur ein Stündchen ungenützt verſtreichen ließen, wären wohl

*) Lauine — Lawine; zu' lau; lauen — auftauen. Mundartlich ſtatt Lauine — Läue. Daher in Schillers „Berglied": Löwin — Lauine.

von Herzen gern wieder zurück, wenn sie dem guten Vetter Jock nicht gar zu ungern weh getan hätten.

Da jetzt Berg und Tal mit Schnee bedeckt war und die Aach unter der eisigen Decke kaum hörbar hinausschlich, brachte nichts die guten Leutchen auf andere Gedanken, bis jedes herumgezählt hatte, was alles es versäumte, wenn man auf dem Tannberg für nur eine Woche eingeschneit würde. „Aber," sagte ich endlich, bemüht, das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, „auch die Brautleute haben das wagen müssen, als sie uns zulieb' und Ehr' herauskamen, um uns zur Hochzeit einzuladen. Denkt, wie das erst eine Geschichte gewesen wäre, wenn's die festgeschneit hätte, während der schon gebackene Hochzeitskuchen ältlich und das Birnenbrot hart geworden wäre!"

Das wirkte; die Frauen kamen nun auf die vielen Hochzeitsbräuche zu sprechen, wie es da zu laufen und zu kaufen, zu schenken und zu bitten gebe. Die Männer nannten es lästig, daß man eines Tages wegen so viele Geschäfte haben müsse, die ledigen Burschen fanden es ganz in der Ordnung, daß man's doch wenigstens einmal im Leben gehörig rasseln lasse, und ein Mädchen bemerkte, indem es das Köpfchen stolz und trotzig aufrichtete: „Einem Burschen, dem sogar das zu viel wär', tät ich schon auch nicht den Selbherr, die Eltern und alles zum Opfer bringen."

„Und," fiel ein eifriges Hausmütterchen ein, „was die Brautleute uns geben, ist nur geliehen, nicht geschenkt, und was für die Braut angeschafft wird, kann sie nachher noch ganz gut brauchen, wenn einmal der Mann kein so williger Geber mehr ist."

So kam man zuerst auf den „Brautstand", dann auf das verwandte Brautpaar zu sprechen. Besonders viel hatte man zu sagen und zu fragen über die Braut, die

nun auch mit zu den Eigenen gehörte. Man fand, daß ſie alle Vorzüge der Tannbergerin in ſich vereine; ſie ſei durchtrieben*), arbeitſam, könne Hitz' und Kälte aushalten, gleich einem Mann, und Tannberger, die zufrieden ſeien, wenn das Weib auch Knecht ſei, hätten mit ihr ſicher die beſten Tage, ob aber auch ein Bregenzerwälder mit ſo einem zwar guten, aber derben Weſen gemütlich leben könne, ſei eine ganz andere Frage, die jetzt noch ſchwer zu beantworten wäre.

Der Bregenzerwälder ſah die Tannberger ſchon für Fremde an, bevor er irgendwo las, daß dieſe von den Walliſern abſtammen und daß ſie, wie ihre dem Neuhochdeutſchen verwandte Sprache beweiſt, viel ſpäter deutſch gelernt haben als wir**). Und nicht nur unſere Sprache, auch Kleidung, Sitten, Glaube und Aberglaube verraten den grundverſchiedenen Charakter der beiden Nachbarvölklein jedem, der auch noch ſo flüchtig beobachtet. Freilich hat man von den Nachbarn manches gelernt und auch viel mit ihnen vergeſſen. Merkt doch ſogar der Fremde bald die eigentümliche Luft aus Tirol, die nicht ſelten die aus Vorarlberg kommenden „leichten" Bücher und Zeitungen über den Wirtshaustiſch hinausbläſt.

Unſere Weiblein hatten von der unkleidſamen Tracht der Tannbergerinnen zu reden angefangen. „Da," meinten ſie, „ſehe man am beſten, daß Kleiderſucht nicht nur eine Weiberkrankheit ſei. Hätten ja die Tannberger längſt den alten Brauch verlaſſen, ſo daß man nur noch ſelten einen in kurzem Rock und roter Weſte herumgehen ſehe, während

*) Durchtrieben — praktiſch.

**) Dieſe Anſicht iſt veraltet; die Walliſer oder Walſer ſind ihrer Abſtammung nach ebenſo Alemannen wie die „Wälder", ſie haben ſich aber ſpäter in Vorarlberg angeſiedelt als dieſe.

die Tannbergerinnen noch immer in den schweren, unförmigen Wollenröcken drin steckten gleich einem Zuckerhut, so daß nur das Gesicht sie als Menschen kennzeichne. Aber so hätten es die Männer; andere suche man beim Ofen, nachdem man sich dort gewärmt habe.

Die Männer merkten wohl, daß nun eine Predigt angehen sollte. Da sie nun heute schon eine gehört hatten, zu viel aber für ungesund halten mochten, beschleunigten sie ihre Schritte derart, daß ich, den es dort zog und hier zurückhielt, gar bald allein in der Mitte war und nichts mehr hörte als das Rauschen der hart neben mir vorbeistürzenden Aach, die, hier durch die Berge ringsum vor der Macht der alles starr machenden Kälte so ziemlich geschützt, dem einsamen Wanderer von den Bergen erzählt, von denen sie kommt, und von den schönen Tagen des Sommers. Jene Welle dort, die sich so munter über andere weg machte, kam gewiß von der 7900 Fuß hohen Künzel*) herunter. Jetzt hüpfte sie mir entgegen und brachte mir einen freundlichen Gruß von dem guten „Geist" auf der Alp Schideln, der mir als Knabe an nebeligen Tagen die Ziegen, die ich abends holen mußte, auf halbem Weg entgegentrieb, wenn ich ihm nur einige Vaterunser betete. Jene Silbertropfen, die so lustig zwischen ofengroßen Steinen hinaustanzten, stürzten wohl über jene eisigen Säulen aus dem Walde herab, in welchem mir der Vater selig einst unversehens eine Ohrfeige gab, damit ich mir eher die Stelle merke, wo unsere Alpgrenztanne stand. Es ist kaum zu glauben, wie viel der Bach dem Sohn der Berge erzählt, an was alles er ihn wieder erinnert aus der Zeit, da man noch ein Blatt hineinwarf und von Herzen wünschte, ihm folgen zu können, hinaus aus der engen Heimat

*) 2415 m.

in die weite, große, herrliche Welt. Plötzlich tritt da der fromme, freie, frische, fröhliche Knabe, der du damals warst, ernst fragend vor dich hin und — Kinder können mehr fragen als Erwachsene zu beantworten imstande sind. Man ist froh, daß man eine Gesellschaft vor sich hat, die nach Warth auf eine Hochzeit will, wenigstens geht man unwillkürlich etwas rascher und hat sie daher bald wieder eingeholt.

Im Sommer macht man den zwei Stunden langen Weg durch das an Naturschönheiten so überreiche Aachtal am liebsten allein. Ich wüßte keinen Weg, auf dem man alle Fragen und Klagen so schnell vergessen könnte wie hier, wo sie bald sich verlieren im Rauschen der mächtigen Bergströme, welches sich, wie die Gegend, fast alle Minuten ändert. Da stürzt und braust und zischt der Aachstrom wie plötzlich in tausend und abertausend glänzende Schlossen verwandelt, zwischen alpenrosenbedeckten Felsblöcken vorbei, um sich in jener Vertiefung zu sammeln und scheinbar stille stehend, einzelne silberkrause Wellen aus sich hinaus springen zu lassen gegen jene wunderlichen Felsenköpfe, die sich da in der bläulich grünen Tiefe spiegeln mit samt dem herrlichen Regenbogen, den die nur selten in diese Tiefe scheinende Sonne in jenem Wasserfalle dort oben entstehen ließ. Dort windet sich der Strom mit Gewalt tosend durch den schmalen Weg, den er sich durch den beim letzten Gewitter entstandenen Bergsturz in Monaten machte. Jetzt mahnt sein Rauschen an das des Dezembersturms, an den auch der unter jener schon haushoch hohlen Lauine hervorbringende eisige Luftzug erinnerte, wenn nicht gleich die auf den von der Lauine mitgerissenen Erdschollen wie in einem Garten blühenden Alpenrosen dich lächeln machten über den so Empfindlichen, der schon seinen Überrock zuzuknöpfen begann. Für die Länge könnte die Schnee-

luft den vom Marsch Erhitzten allerdings gefährlich werden, aber schon ist das Lauinentobel glücklich überschritten, die Aach zieht sich nach links, die bisherige Gegend ist verschwunden und da im schattigen Walde laden dich moosige Plätzchen neben ganzen Feldern von Erd- und Heidelbeeren zur Ruhe und zum Genusse ein. Hier darfst du dir wohl sein lassen, so lange du magst, denn die Gemsen da oben sind durch das Vieh auf den Alpen und das Schellengeläute verscheucht und du bist sicher, daß ihr flüchtiger Fuß keinen der Steine berührt, die herunterstürzend dir gefährlich werden könnten.

Selbst der Bauer, der mit der Natur seiner Heimat zu sehr verwachsen ist, um sich ihr noch betrachtend gegenüber stellen zu können, findet auf diesem Weg immer etwas, das ihm die Gesellschaft ersetzt; wären es auch nur Heidelbeeren, eine ihm unbekannte Pflanze, ein seltener Stein oder ein guter Gedanke, der ihn seinem Gott näher bringt. Man erzählt: Einsame Wanderer hätten schon oft auf diesem Weg eine gar wunderbare Stimme aus der Aach heraus beten und all ihren Kummer, all ihr Herzleid dem lieben Gott so feierlich schön vortragen und anbefehlen gehört, daß sie durchaus hätten mitbeten müssen, und so schön sei das gewesen, daß es gewiß auch im Himmel nichts Schöneres geben könne.

In Gesellschaft hört der Bauer von solchen Stimmen natürlich nichts. Er wird besonders im Winter, wenn selten etwas seine Aufmerksamkeit auf sich zieht, bald laut und gesprächig, besonders wenn die Eiszapfen ob seinem Haupte hübsch im Schatten sind und er keine schlummernden Lauinen zu wecken fürchtet.

Ich hatte die immer schneller vorwärts schreitenden Männer noch ziemlich weit vor mir, als ich sie schon erzählen und streiten hörte: „Man sag' mir was man will,"

entſchied der Vetter Schuhmacher, „recht haben die Reichen und gut iſt es, daß die Geiſtlichen ihnen helfen, ſo viel ſie dürfen, wenn ſie nicht alle armen Teufel heiraten laſſen; denn überfüllt muß die Welt ſein, ſonſt wäre niemand dazu verdammt, in dieſen abſcheulichen Löchern zu leben und zu ſterben.“

Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Bemerkung ein wenig ärgerte. Ich lief ſo ſchnell, daß ich bald nahe genug bei der Geſellſchaft war, um nun auch die etwas leiſere Antwort des Sennen, eines ſehr talentvollen jungen Menſchen, wie man ſie unter ſeinen Berufsgenoſſen nicht ſelten findet, ganz deutlich zu verſtehen. Er ſagte: „Wenn einmal der übervölkerten Welt ſo ein Opfer gebracht werden müßte, ſo ſehe ich erſt nicht ein, warum es gerade die ohnehin von allem Enterbten bringen ſollten. Da wollte ich und wohl noch mancher auch ein Wort mitreden, und erſt zuletzt würde es ſich zeigen, wer das Kürzere gezogen hätte. Übrigens ſind dieſe Berge ſchon vor der Übervölkerung der Welt bewohnt geweſen, viel früher als jene fruchtbaren Täler.“ Ich erzählte nun, es ſei auch von einem Amerikaner (Carey) die Anſicht aufgeſtellt und verteidigt worden, der Menſch habe zuerſt den ſchlechten Boden bebaut und ſei erſt ſpäter fähig geworden, auch den beſſern zu erobern.

„Das glaub' ich von Herzen gern,“ fiel mir mein Freund ins Wort. „Hat man doch ſchon oft davon ſingen und ſagen gehört, daß auf Auenfeld, etwa eine halbe Stunde von der Aachquelle, wo jetzt nur noch einige Sennhütten ſtehen, vor viel grauen Jahren die ſchönſten Roſſe und die luſtigſten Mädchen geweſen ſein ſollen.“

Auenfeld, anderthalb Stunden ſüdöſtlich von Schröcken, liegt wie auch das Dörfchen Hochkrumbach „ob Holz“, d. h. auf einer Höhe, wo wenigſtens jetzt nur noch Legföhren

und Wacholderſträuche aufkommen können. Früher mag das anders geweſen ſein, wenigſtens hab' ich auf Hochkrumbach am Fuß des 8005 Fuß*) hohen Widderſteins in einer Rinſe**) einen halb verfaulten Holzblock von zwei bis drei Fuß Durchmeſſer gefunden, den ſicher niemand dort hinauftrug. Als ich dem Sennen das erzählte, ſagte er: „Hier oben iſt ein Wald bald vom Sturm zugrunde gerichtet, wenn er einmal kein geſchloſſener mehr iſt. So mag denn mit dem Verſchwinden der Wälder, deren Spuren auch ich da und dort ſchon wahrnahm, auch die Gegend noch wilder geworden ſein. Jetzt ziehen ſich die Tannberger immer mehr aus dieſen Höhen zurück, Hochkrumbach wird im Winter bald ganz verödet ſein, und auch hier," fügte er, auf das einzige Wirtshaus in Schröcken zeigend, bei, „auch hier hätte der Wirt nach dem Brandunglück vor zwei Jahren nicht mehr ſo ſtattlich bauen müſſen, wenn nicht der Fremdenverkehr von Jahr zu Jahr lebhafter würde."

Jochums neues Wirtshaus, die Kirche und die Gemeindegebäude, Pfarrhof und Schule ſind die einzigen Wohnungen zu Schröcken, die nichts von den im Winter die enge Talſchlucht durchdonnernden Lauinen zu fürchten haben ſollen. — —

Wir ſtanden ſtill und warteten auf die noch nirgends ſichtbare „Nachkommenſchaft".

„Grüß Gott im Schrecken!" rief die klangvolle Stimme der Wirtin, die als echtes Bregenzerwälder Kind ſich noch nicht an das ö in Schröcken gewöhnt hatte.

„Im Schrecken," das klingt ſo eigen unheimlich, daß der unwillkürlich ſich Umſehende die roten Lauinenſtreifen, die ſich neben den Häuſern zwiſchen ſchneebehangenen Tan-

*) 2536 m.
**) Rinſe — Bergſturz; vgl. Gerinnſel.

nen über eisige Klippen herunterziehen, für blutig hält, und die seltenen, nackt in die Höhe starrenden Laubholzstämmchen für die letzten Denkmale des durch die Macht der Elemente zerstörten Lebens. Der Windstoß, der eben einige Fensterläden zuschlug, mußte ein ungewöhnlich greller gewesen sein, mich wenigstens durchfuhr es eisig kalt, und mitleidig fragte ich einen vorübergehenden riesengroßen Mann, dessen listig scheuer Blick, dessen weiße Strümpfe in den breiten Schuhen sogleich den Tannberger verrieten: „Kann man's hier aushalten den lieben, langen Winter?"

„Wenn man's nicht mehr aushält, legt man sich hin und stirbt."

Ich kannte den Tannberger zu gut, um durch diese Antwort überrascht zu werden. Sie trotzen und necken immer, mögen's dann aber schon leiden, daß man sie dafür auch wieder gehörig abzahlt. „Wenn Gott," sagte ich, „einen zum voraus wert hält, auf dem Tannberg geboren zu werden, so wird er auch den Tod für kein Unglück mehr halten."

„Wenn ich oder du sterben sollten, so ist darum hernach noch keiner zu wenig, sondern nur einer minder."

„Ein eigener Trost!" lachte der Senn.

„Unser einer," fuhr der Tannberger fort, „gewöhnt sich an alles. Hundertmal sieht er den Tod, wie er unter ihm winkt, neben ihm Lauinen weckt und Steine von den Höhen stürzt, doch Gott läßt keinen Deutschen ganz untergehen bis zuletzt."

Ein Bregenzerwälder würde nun von glücklich überstandenen Gefahren zu erzählen angefangen haben, mein Tannberger aber sah schweigend und ernst den Wolken nach, die er schnell hintereinander aus seiner kurzen Tirolerpfeife blies.

„Wo seid ihr daheim?" frug der Senn.

Der Mann drehte sich um: „Siehst du dort hart ob dem Felsen neben den Tannenwipfeln zwischen den beiden Tobeln das Fensterlein glitzern im Sonnenschein?"

„Ist's aber dort nicht sehr gefährlich?" fragte der Senn, der sogleich einen Lauinenzug neben dem Häuschen bemerkte.

„Gefährlich," lachte jener, „gefährlich ist's auf der Welt überall. Warum aber sich mit derlei Vorstellungen plagen, wie meine Mädchen, die auch oft jammern würden, wenn sie alles wüßten, was um sie her vorgeht und vorgehen könnte. Im letzten Winter, als es hier bei der Kirche zehn Fuß festen Schnee, dort oben aber noch etwas mehr hatte, da hab' ich es ihnen einmal recht gemacht, um sie an etwas zu gewöhnen. Da sie die Lauinen fürchteten und immer vom Ausziehen aus dem Hause redeten, was schon sehr gefährlich gewesen wäre, jagte ich sie schon um sieben abends ins Schlafzimmer und band die Türe fest zu, um wenigstens vor ihnen Ruhe zu bekommen. Wir Menschen müssen alles dem gerechten Gott überlassen, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Kopfe fällt. Wie gesagt, ich blieb allein auf, und da tobakete ich und las in der Legende bis zwölf Uhr. Aber jetzt ging's los, und zwar so, daß ich gar nicht mehr an den Schnee dachte, sondern meinte, der Jüngste Tag sei da und alles gehe drunter und drüber. Ich hab's schon erlebt, daß halbe Berge in die Tobel stürzten und Feuerfunken dabei aufstoben, als ob nun Stein und Bein verbrennen müsse; donnern hab' ich schon gehört, daß die Fenster rasselten wie Holzsägen und die Melkkübel von den Nägeln an den Wänden herunterpurzelten; aber so ein Surren hab' ich noch mein Lebtag nie gehört, und doch kam es immer noch ärger. Ohne dem erdatterten*) Weibervolk noch acht zu geben, eilte ich ans

*) geängstigten.

Fenster, um doch auch noch zu sehen, auf welche Art wir nun zugrunde gehen sollten. Es war gut, daß einst der Baumeister den hintern Teil des Häuschens sozusagen in den Berg hineingesteckt hatte, sonst würde ich jetzt nichts mehr davon erzählen. Übers Dach her stürzten die Schneeballen wie Bachöfen*) und ausgerissene Tannen mit Haut und Haar; immer mehr kam nach, bis endlich Steine und Wasen den Schluß machten. Wäre nicht alles so schnell in die Tiefe, so würde es ein hundertmal festeres Nest zu Fetzen zerschlagen und zu Brei zerdrückt haben, so aber ist alles glücklich abgelaufen und nur das Gut**) hat Schaden gelitten. Ich machte die Gadentür auf und rief den zitternden und betenden Weibern zu: Da seht ihr, daß man sich sein Lebtag nicht fürchten soll; ärger als heute wird's gewiß nie mehr."

Ich könnte nicht sagen, daß mir neben diesem frommen Manne besonders wohl geworden sei. Mit der unterdessen vollzählig gewordenen Gesellschaft eilte ich in die Stube, als ob es einer Lauine zu entrinnen gelte. Wenn auch die Wirtin sich nicht so gottergeben stellte wie der Mann, den ich eben verließ, so sagte doch auch sie, daß sie noch nie Zeit gehabt habe zur Langeweile, seit sie am Tannberg sei. Den Tag über gebe es für sie zu tun und zu sinnen recht genug und in den langen Nächten könne man dort schon etwas zum Zeitvertreib finden. Sie zeigte dabei auf eine Büchersammlung, wie man sie da wohl schwerlich gesucht hätte. Ich gestand das offen, während ich die Namen mancher lieben Bekannten herunterlas.

„Und erst, wenn alles da wäre!" sagte die Wirtin. „Im Winter will hier alles lesen. Zwar den Schiller läßt

*) Backöfen.
**) d. h. das Besitztum an Wiesen, die Matte.

man uns da, aber die älteren Jahrgänge der Gartenlaube z. B. wandern beinahe von Haus zu Haus.“

„Es ist schön, daß ihr damit den Leuten eine Freude macht in dem furchtbar langen Winter.“

„Und doch bekommt man nur Stank für Dank,“ fiel mir der hereinkommende Wirt ins Wort; „zuerst bringt einen das Ausleihen dieses von den ‚Tiroler Stimmen‘ schon arg durchgehechelten Blattes in den Ruf eines Ketzers, und dann erhält man auch sein Eigentum nur beschmutzt wieder zurück.“

„Beim Pfarrer,“ sagte ich, die aufgestellten Bücher noch einmal überblickend, „wird hier das Konversations-Lexikon des so beliebten Binder doch ein mächtiger Fürsprecher sein?“

„Ich hatte das neue von Meyer mit den hübschen Zeichnungen bestellt,“ erzählte er ärgerlich; „da kamen einmal einige dieser Herren, die unsern Pfarrer immer als zu gut, zu nachsichtig tadeln; sie suchten den Artikel Ablaß und als sie denselben kaum halb gelesen, ging es über mich los, gerade wie über einen siebenfachen Todsünder. Ohne Gnad' und Barmherzigkeit mußte ich den guten Meyer gegen den längst veralteten Binder umtauschen, wenn ich nicht überall unterhöhlt werden wollte. Zur Ergänzung des alten Werkes bestellte ich dann ‚Unsere Zeit‘ von Gottschall; wohl war das nur Öl ins Feuer, da schon das erste Heft einen Artikel über Renans Leben Jesu brachte, aber nachgegeben hätte ich nun um alles in der Welt nicht mehr.“

Feierliches Glockengeläute verkündete nun den Schluß des Nachmittagsgottesdienstes. „Also auch hier,“ rief ich, den lieblichen Klängen lauschend, „auch hier sind das nicht mehr Laute des Friedens, die nur fromme, herzerhebende Gedanken wecken, hier in diesem engen Talkessel zwischen Tirol und Vorarlberg oder zwischen Deutschland und Rom.“

„Die Tiroler laſſet mir gehen!“ ſagte der Wirt etwas heftig. „Es waren Vorarlberger, ehemalige Feldkircher Studenten, die der Gemeinde das Recht abſtreiten wollten, die ausgebrannte Kirche nach ihrem Plan wieder herzurichten, und Vorarlberger hetzen den guten Pfarrer immer noch, die Keime einer nur zu ſchnell großwachſenden Oppoſition zu unterdrücken.“

Die uns begleitenden Weiblein, denen unſer Geſpräch vielleicht nicht recht erbaulich vorkommen mochte, drängten immer mehr zum Aufbruch, da man ja gar nicht wiſſe, wie heute das Wetter noch werden könne. —

Der Wirt verſprach, womöglich morgen nachzukommen und dann auf dem Rückweg unſer Führer zu ſein, was uns allen lieb war, da er wohl auch bei Sturm und Schnee den rechten Weg zu finden oder vor drohenden Gefahren früh genug zu warnen wußte.

Nun ging's ſcharf aufwärts nach Krumbach ob Holz. Es hatte zu ſchneien angefangen, daß man kaum noch einige Schritte vorwärts ſehen konnte. Es war uns immer, als ob wir in einer Wolke ſtänden, und von einem Wegweiſer zum andern mußte der ſchmale Fußpfad mit dem Stock in der Hand geſucht werden, bis wir endlich das einzige im Winter bewohnte Haus auf Hochkrumbach hart vor uns ſtehen ſahen.

„Hier,“ bemerkte lächelnd der Senn, „wäre im Winter alles mögliche, das heißt Speck, Schwarzbrot und Schnaps zu haben.“

Die Frauen zeigten Luſt in das Innere des Hauſes einzutreten, als die ungeheure Haustüre von einem Kinde geöffnet wurde.

In der Stube war es ſo eng, daß nicht ans Sitzen gedacht werden konnte, wenn wir auch eine ſaubere Bank geſehen hätten. Die Stühle waren als Bettſtellen an den

beiden Seitenwänden ohne Fenster aufgestellt, die Bänke mit Milchgeschirr und unreinen Kleidern überworfen, während unter denselben ein halbes Dutzend Hühner gackerten. Das war die Behausung des letzten Hochkrumbachers!

Vier ärmlich gekleidete Kinder standen um uns her, fragten uns, ob wir für sie denn gar nichts mitgebracht hätten, und erzählten, der Vater und die erwachsenen Maika*) und der Lehrer seien nach Warth zur Kirche und noch immer nicht zurückgekommen.

„Habt ihr also doch auch einen Lehrer da?"

„Ja," wurde mir geantwortet, „und das einen rechten. Er macht uns viele Späße, und wenn uns eine Rechnung oder ein Brief recht gut gerät, so gibt er uns dafür schon auch einen gehörigen Schluck Schnaps —"

Ich erfuhr später, daß der Vater dieser Kinder sich alljährlich einen Knecht dinge für die Zinsen des Kapitals, welches von der ehemaligen Gemeinde Hochkrumbach zur Erhaltung eines Lehrers angelegt wurde. Dieser Knecht hat dann im Winter so nebenbei die Kinder zu unterrichten. — Der Pfarrer in Warth, unter dem jetzt laut Konkordat auch die Krumbacher Schule steht, würde diese Zinsen wohl verwendet haben, den unglücklichen Kindern während der Schulzeit in Warth ein Kosthaus zu verschaffen, wenn er mit dem dortigen Lehrer auf weniger gespanntem Fuß lebte.

Wohl nur, um frische Luft hereinzulassen, wurde eines der düstern Fenster geöffnet und ein Mädchen rief: „Schaut jetzt, das schönste Wetter!"

Es war, als ob alle auf diesen Ruf gewartet hätten. Eine Minute später befanden wir alle uns schon auf dem Wege nach Warth.

---

*) Mädchen.

Es war wirklich ganz heiter geworden. Wie eine blaue, ſtarre Decke ſchien der Himmel auf den Spitzen des nördlich liegenden Widderſteines zu ruhen, eines der höchſten Berge Vorarlbergs, welcher in früheren Zeiten die Grenze des Wildbannbezirks am linken Lechufer bildete, den Kaiſer Heinrich IV. am 4. Februar 1059 dem Biſchof Heinrich von Augsburg ſchenkte. Merkwürdig, daß dieſer majeſtätiſche Felſenkoloß nie mit den Gebilden der Sage umwoben wurde, daß er nur die Ehre hatte, eine Zeitlang die Arche Noahs zu tragen, während ſonſt allüberall gute und böſe Geiſter ins Tun und Laſſen der Menſchen eingreifen.

Die Geiſter treiben ihr Unweſen in Klüften und düſtern Wäldern und verlaſſenen Wohnungen, du, Stolzer, aber ſtehſt zu männlich offen, zu groß da oben mit der wettergehärteten Stirn, um Geiſter und derlei verdächtiges, eulenhaftes Zeug zu beherbergen. Nur die trugſt du ſchützend, die aus dem des Verderbens werten Geſchlecht noch gerettet zu werden verdienten, und jetzt ſchauſt du ernſt und wehmütig auf die Kinder derjenigen herab, die du auf den Schultern trugſt.

Noch war ſeine äußerſte Spitze vom Scheine der untergehenden Sonne überglüht, und man würde ihn beinahe für einen Vulkan gehalten haben, wenn man nicht gewußt hätte, daß jene Flammen und Funken, die dort auffuhren, da wieder aſchgrau in die dunkle Rinſe niederſanken, nur von der Sonne beleuchteter Schnee war, den der Wind von den nackten Felſenköpfen wegblies. Das war wohl recht hübſch, für die nächſten Tage aber ließ es kein gutes Wetter erwarten. Zwar trugen im Weſten goldene Engelchen mit Feuerflügeln der ſcheidenden Sonne ihren Strahlenmantel ſo artig nach, daß man hätte glauben ſollen, ſie müßten ſich's gefallen laſſen und ſich auch für morgen

wiederzukommen entschließen. Aber bald schickte sie ihren Hof zurück und ihre Diener, schwarz und grau vor Ärger, trieben nun mit den stets wachsenden Hörnern und Schwänzen immer mehr unzufriedenes, verdächtiges Gesindel aus allen Windrichtungen zusammen, um ihren Zorn einmal recht auszulassen.

Wir waren froh, daß wir noch in Warth und im wohnlichen Hause des Brautpaares anlangten, bevor der Sturm die Berge durchsauste, und unsere Freude darüber war umso größer, da er uns beinahe noch ereilt hätte.

Die Weiber und Mädchen fanden bei den Kranzmacherinnen sogleich erwünschte Beschäftigung, ich aber dachte, als der erste Windstoß ein halbes Dutzend Fensterläden zuschlug, an den Beamten*), der von Stuben heraufzukommen versprach, aber immer noch auf sich warten ließ.

Es ging außerordentlich lebendig im Hause zu. Während man hier Kuchen und Braten auftrug, dort die neugekauften Kleider probierte und beurteilte, waren die Kränzlerinnen mit Zusammenbinden von Sträußen beschäftigt, deren Größe genau den Grad der Verwandtschaft zum Brautpaar andeuten mußte. Dabei wurde so viel geredet und gelacht, daß eigentlich kein Mensch etwas verstehen konnte, bis endlich auch der kaum noch erwartete Beamte, weiß wie ein Müller, in die Stube kam, worauf denn auch die leiser redeten, die sich nicht mit ihm und seinen von Schnee und Kälte starrenden Kleidern beschäftigten.

Am andern Morgen mußte man uns spät Eingeschlafene wecken, damit wir noch vor dem Gottesdienste zum Kaffee und zu dem den halben Tisch bedeckenden Birnenlaib kommen könnten. Als wir die Kammerstiege herunter-

*) Es war der Adjunkt Kaspar Moosbrugger, Felders Schwager und bester Freund.

gingen, wurde neben uns in der Küche mit einem jungen Mädchen furchtbar aufbegehrt, weil dieses einen Beſen auf den Borſt, nicht auf den Stiel geſtellt hatte. Nur gleich ſolle es ihn umkehren, herrſchte die Küchenmagd, damit doch keine Hexerei zu fürchten ſei, es wiſſe kein Menſch, was alles aus dieſer Liederlichkeit entſtehen könne.

„Glaubt man denn hier noch an Hexen," fragte der Beamte.

„Glauben," wiederholte die Tannbergerin in einem Tone, der ihre Gedanken über den ſtudierten Herrn nur ſchlecht verbarg, „was man weiß, braucht man nicht mehr zu glauben."

In der Stube mußte jeder, bevor er ſich zu Tiſche ſetzte, der Kränzlerin ſeinen Hut übergeben, damit der ihm beſtimmte Maien darauf genäht werden könne; dem Brautführer, der heute die wichtigſte Rolle zu ſpielen hatte, wurde auch der Arm bekränzt, an dem er die Braut führen ſollte.

Im Bregenzerwalde gilt es für bettlerhaft oder wenigſtens ausländiſch, ein Frauenzimmer öffentlich am Arme zu führen, und es wurden darum über die fremden Vergnügungsreiſenden ſchon allerlei Bemerkungen gemacht. Die Nachkommen der Walliſer aber finden das ganz in der Ordnung und zeigen ſich dadurch, wie der Beamte bemerkte, gegenüber den ſich ſo gern über ſie erhebenden Bregenzerwäldern ganz als Kinder der neuen Zeit. Ich geſtand das zu, da eben das Verwelſchtſein überhaupt ein Zeichen dieſer Zeit zu ſein ſcheine.

Bei uns Fremden erkundigte ſich die Kränzlerin ſorgfältig, ob wir ledig oder verheiratet ſeien, da ſie den Maien danach einzurichten habe. Die Verehelichten erhielten zur Beherzigung aller etwa mit ihnen Zuſammenkommenden nur Rosmarinſtauden und künſtlich geformte blaue

oder gelbe Blumen, während die ledigen mit allen Farben des Regenbogens beglückt wurden.

Nach dem Kaffee machte man sich, so schnell es auf dem schon fußhoch mit Schnee bedeckten Wege möglich war, dem Wirtshause zu.

Hier saßen, auf den Beginn des Gottesdienstes wartend, sämtliche Väter und Mütter sowie auch die erwachsenen Söhne und Töchter der Gemeinde Warth beim Schnaps und man sah uns groß an, als wir dem Wirt zu Lieb' und Ehr' ein Glas Wein bestellten.

Das mußten wohl rechte Erztrinker sein, daß sie schon vor dem Gottesdienste Wein forderten.

Man schickte einen Boten an den Meßner mit der Meldung, er könne nun zu läuten anfangen, da jetzt alles bereit sei.

Jetzt kam auch der noch kaum erwartete Wirt von Schröcken, schüttelte den halbgefrorenen Mantel und wischte den Schweiß von der Stirn. Er sagte, er wäre hundertmal zurück, wenn er sich's eher als vorwärts zu gehen getraut hätte. Nun fingen auch die andern von den vielen, bei solchem Wetter gefährlichen Stellen des gestern von uns zurückgelegten Weges zu erzählen an, daß uns um die Rückreise Besorgten bald fast Sehen und Hören verging. Der Beamte erkundigte sich, ob auch sein Weg über Stuben gefährlich werden dürfte, und lächelte ganz eigentümlich, als man ihm sagte, daß er vielleicht wochenlang nicht mehr zu seiner Schreiberei kommen werde.

Meßner und Pfarrer mußten den Bericht des Wirtes erhalten haben, denn jetzt begann es zum Gottesdienste zu läuten. Alles stürmte vor die Haustür, wo sich der Zug schnell ordnete. Voran die beiden Musikanten mit Geige und Klarinette, dann die Brautleute und ihre Verwandten, denen die übrigen Warther paarweise folgten, nachdem man

laut ein Vaterunser gebetet und Weihwasser ausgeteilt hatte.

Am schlimmsten daran waren die beiden Musikanten. Sie sollten sozusagen den Weg bahnen durch den schon tiefen Schnee und zugleich einen Marsch spielen. Es ist daher kein Wunder, daß den Mühebeladenen mancher Takt verloren ging. Die ihnen Folgenden haben später gesagt, es brauch' niemand zu bedauern, im tosenden Sturme nichts von der Musik gehört zu haben, denn der aufgespielte Hopper*) sei weder lustig noch feierlich gewesen.

Nun — meinetwegen hätte der Sturm auch die Kirchenmusik verschlingen können. Es war ein merkwürdiges Durcheinander, wie alles, was ich hier sah und hörte. Die Altäre könnte man einen zusammengeworfenen Haufen nennen von unförmlichen Blumen und Heiligenbildern, die für die darunterstehenden Namen um Schonung flehen, und von gräulich zugerichteten Gestalten, die das Kreuz, an dem sie hängen, scheint zu Christusbildern machen zu sollen.

Vor dem Hochaltar durfte der Hochzeiter der Braut die Rechte reichen und zu allem Ja sagen, dann aber wurde sie vom Brautführer zu ihrem Stuhl zurückgeleitet, um dort bis zum Schluß des Amts zu bleiben. Wir andern aber mußten während der Messe um den Altar herumgehen und dem Pfarrer einen Groschen opfern.

Nach dem Gottesdienste ging's gleich wieder dem Wirtshause zu, der Brautführer mit der „Spuso"**) schritt voran, der Hochzeiter ging neben mir hinten nach. „Jetzt

---

*) Ein veraltender Tanz im $^2/_4$ Takt, bei dem in die Höhe gesprungen und gestampft wird. Er ist oder war auch im Appenzell im Gebrauch.

**) Braut.

könnt' ich bis morgen um die Zeit, wohin ich wollte," sagte er, „wenn ich nur dann da wäre, um zu zahlen, was der nun alles regierende Brautführer auf meine Rechnung aufgehen läßt. Ich gelte nicht mehr als ein anderer Gast, nur daß ich abends beim zweiten Mahle die Ehre habe, neben — dem Brautführer zu sitzen."

Im Wirtshaus war es schon so laut, daß man nichts mehr hörte von dem Sturm, der draußen alles durcheinander warf. Ich eilte sogleich nach dem Saal hinauf, wo ich nun verstehen lernte, was mit Leib und Seele tanzen heißt. Wenn ein neues Stück begann, paßte man nur auf, ob es ein Hopper oder ein Walzer sei; hatte man das aber einmal glücklich heraus, dann war so wenig mehr etwas von der Musik zu hören, als vorhin auf dem Kirchweg draußen in Sturm und Schnee. Jauchzend, johlend, singend und stampfend drehten, rissen, zogen und trugen kräftige Burschen, meistens in Tirolertracht, die kleinen Tannbergerinnen um den Kamin herum, der mitten im Saale stand. Alte Mütterchen und Greise in den Winkeln herum klatschten vor Vergnügen und riefen sich zu: „Grad so lustig wieder wie das letztemal vor drei Jahren, oder noch lustiger!" Doch auch ihnen ließ der pflichtgetreue, für alle sorgende Brautführer nicht lange Zeit zu Bemerkungen. Er führte den Männern die Braut oder ihre Verwandten zum Tanzen zu und versuchte selbst mit jedem Mütterlein, ob es auch noch so gut gehe wie früher, nachdem er Hansen und Greten, den Josef Anton und das Apollonchen sich zugeführt hatte. Das volle Glas, welches er jedem Kommenden vorhielt, schien nie aus seiner Hand zu kommen, während die Braut an seiner Seite viel Heiligeres zu tragen hatte, um ja vor bösem Zauber bewahrt zu bleiben. Gleich nach dem Gottesdienste war ihr ein großes, mit Blumen und Bändern geschmücktes Amulett

übergeben worden, welches ſie nun bis zum Schluß des Feſtes nicht wieder aus der Hand legen durfte.

Der glückliche Bräutigam hatte, im Vereine mit Brautführer und Braut, eine Zeitlang landesüblich für die Unterhaltung der Anweſenden geſorgt, ohne jedoch dafür, wie die Braut, ein Geſchenk zu erhalten. Später ſah ich ihn in einem ſtillen Stüble mutterſeelenallein ein Glas Zuckerwaſſer trinken und die neueſten Zeitungen leſen.

„Wie geht's?“ frug ich, mich zu ihm ſetzend.

„Gar nicht,“ antwortete er gähnend und zog die Uhr heraus. „Wie du es in dem Durcheinander da oben ſo lange aushalten konnteſt? Der Beamte iſt ſchon vor einer halben Stunde herunter.“

Das war gar nicht mehr der fröhliche Hochzeiter von heute morgen mit dem blumenbedeckten Hute auf dem linken Ohr.

Wenn das ſo ſchnell anders wurde, ſo mußte es wieder ſchnell anders werden. Ich wußte, was ihn gleich wieder froh und geſprächig machte, daher ſagte ich: „Aber die Braut tanzt vortrefflich, mit Leib und Seele, wie nur eine Tannbergerin es kann. Mir hat ihr Amulett viel zu lachen gegeben, das ſo luſtig auf den breiten Rücken der Tänzer herumhüpft.“

„Wenn du darüber noch lachen kannſt, ſo haſt du es beſſer als ich,“ eiferte der neue Ehemann. „Wenn es nicht ſo traurig wäre, müßte man freilich lachen über die Tröpfe, welche meinen, der dumme Kapuzinerglaube könne wieder gut machen, was ſo ein Heidenfeſt verdirbt.“

„Wie meinſt du das?“

„Haſt du nicht beachtet, wie man bei Hochzeiten ſich vor Hexereien fürchtet und allen erdenklichen Unſinn als Mittel dagegen anwendet, weil ſchon ſo viele nach ihrer Hochzeit keine geſunde Stunde mehr erlebten? Den un-

glücklichen Bräutigam hilft aber alles nichts, so lange sie achtzehn Stunden fast ohne Unterbrechung sich mit jedem Manne herumdrehen müssen, bis er genug hat. Sein tut's schon grad, daß einer davonlaufen möchte."

„Warum hast du denn doch nach Landsbrauch Hochzeit halten wollen?"

„Meinst du, ich frage zuerst nach den Bräuchen wie du? Seit ich hier bin, hab' ich nie Gelegenheit gehabt zu sehen, wie es da auf dem Tanzsaal zugeht. Ich wähnte unter vernünftigen Menschen zu sein, mit denen es sich schon auf ihre Art werde leben lassen, und um diese nicht schon anfangs zu beleidigen, wollte ich den laut ausgesprochenen Wunsch aller erfüllen und ihnen einen lustigen Tag machen."

„Die Braut könnte aber den Saal verlassen, wenn man ihr dort einen Augenblick Ruhe gönnt."

„Das Amulett sollte dir sagen, daß man hier nicht alles kann, was man will," bemerkte Vetter Jock und verließ unmutig das Zimmer.

Wie anders kam mir jetzt das Jauchzen und Stampfen da oben vor! Bald war es mir so zuwider, daß ich in die unterste Stube hinabsprang, wo der Beamte eben fragte, wie lange es denn da oben noch so außerordentlich zugehen werde?

„Bis alle beinahe umfallen werden," antwortete der Wirt.

„Wenn aber die Musikanten früher ermüden?"

„So holt man eine Maultrommel und einen Kamm. Gehen muß es so lang als möglich — wer weiß, wie viel Jahre es nicht mehr geht. Wenn dann die halben Tänzerinnen krank werden — das schadet wenig, denn jetzt im Winter hat man Zeit und sterben tut die Tannbergerin nicht so leicht."

Man brachte einige Hochzeitsgäste herein, denen auf dem Tanzsaal etwas unwohl geworden war. Ich sprach mein Erstaunen darüber aus, daß diese Leute nicht mehr auszuhalten vermöchten.

„Bei diesen," war die Antwort, „ist weniger das Tanzen und der ungewohnte Wein, als ihr — Hunger an allem Schuld. Ich dürfte wetten, daß sie seit gestern morgens nichts Ordentliches mehr gegessen haben, um dann beim Hochzeitsmahl für ihren Taler auch gehörig einpacken zu können. Es gibt solche wohl auf jeder Hochzeit."

Nun nahm es mich nicht mehr wunder, daß die Tanzenden, die ich selbst mit der Nachricht vom bevorstehenden Weltuntergang nicht aus dem Saal bringen zu können geglaubt hätte, so hastig herunterstürmten, als endlich, nachmittags um zwei Uhr, zum Essen gerufen wurde.

Schweigend verschlang man die reichlich und schnell nacheinander aufgetragenen Speisen. Nur am Brauttische wurde laut geredet. Besonders mußte die Braut manches Witzwort hören, weil sie auch während des Essens das Amulett nicht wegzulegen wagte, da sie wohl merkte, wie sehr besonders ihren Landsmänninnen die Bemerkungen der leichtfertigen Bregenzerwälder, zu denen man natürlich auch den Bräutigam zählte, zuwider waren. Auch wir schwiegen einige Minuten erstaunt still, als wir sogar einige Tannberger von altem Schrot und Korn sich zuflüstern hörten, da sehe man, wie wahr das sei, was fast täglich in den Tiroler Zeitungen über Vorarlberg gesagt werde.

O dieses unselige Suchen von Gegensätzen, nur um immer neue Keime derselben auszustreuen!

„Am Ende," begann ich ungewöhnlich ernst, „sind wir doch alle Deutsche und schwache, nur Nachsicht verdienende Kinder Gottes!"

Sogar der Beamte konnte nicht umhin, die gute Wirkung dieſer Worte mit Vergnügen zu konſtatieren.

Nach dem Mahle eilten die jüngeren Leute wieder dem Tanzſaal zu, als ob ſchon viel verſäumt worden wäre. Ältere Perſonen aber, die daheim weder Kind noch Rind zu verſorgen hatten, blieben beim Schoppen ſitzen und im neckenden Wortgefecht, wo der ſchlagfertige Tannberger nur wenige ſeinesgleichen findet, waren Tirol und Vorarlberg und alle Gegenſätze gar bald vergeſſen.

Der Brautführer, der heute ſo viel zu richten und zu ſchlichten hatte, war kaum zu uns in die Stube gekommen, um einmal auszuruhen von des Tages Laſt und Mühe, als einige Burſchen ſich ſchreiend und polternd zu ſeinem Tiſche drängten.

„Was gibt's wieder?“ frug er, ſeinen Unmut nur ſchlecht verbergend.

„Händel gibt's,“ ſchrie einer, dem ich nicht viel getraut hätte, wenn er mir irgendwo allein begegnet wäre; „da der Maurer, der Pflaſterer meint, weil er etliche Jahre fortgeweſen ſei und franzöſiſch fluchen gelernt habe, müſſe gar alles ſich nach ihm richten. Du Flohgeſicht du!“

„Was habt ihr denn?“

„Nichts,“ ſagte der gutgekleidete Fremdler*), „nichts haben ſie, nachdem ſie ihr Geldle vertrunken und ich ihnen mein Martinele weggenommen.“ Und dabei ſchien er zuſehends größer zu werden. Stolz ſchaute er über die etwas gebeugten Bergheuergeſtalten weg, als dieſe ſich näher zu ihm drängten und geballte Fäuſte ſehen ließen. „Schlagt mich krumm und blau,“ trotzte er, „dem Martinele bin ich doch noch lieber als ihr!“

---

*) Einer, der in der Fremde geweſen, fremde Sitten angenommen hat.

„Aber tanzen dürfen wir doch mit ihm, du Hoffartsnarr!"

„Ich frage nichts nach euren Bräuchen und mache, wie es mir und dem Martinele am beſten paßt."

„Sei doch vernünftig, Mathis," begütigte der Brautführer. „Gib nach, damit keine Händel entſtehen."

„Komm, Mathis," riefen mehrere Mädchen, die, wie ich nachher erfuhr, zu den reichſten und angeſehenſten gehörten, „komm und du ſollſt tanzen, bis du genug haſt."

Das war eine Verſuchung, der kein echter Tannberger hätte widerſtehen können, da ja jeder ſich ſo teuer als möglich verkaufen will und jeden Augenblick bereit iſt, den Schatz zu wechſeln, wenn er dort mehr gilt. Man ſah den Mathis erwartungsvoll an und manches ſchöne Geſicht entfärbte ſich, als er ſagte: „Wenn ihr dem Frieden oder mir zulieb tanzen wollt, ſo tut's mit denen, die mir das Martinele nicht laſſen wollen ..." Und ohne ſich noch um die langen Geſichter der Umſtehenden zu kümmern, ſprang der arme Handwerker dem Tanzſaale zu, wie ich noch nie einen Menſchen ſpringen ſah. Die Tannberger und ihre Maika ſtanden wie angedonnert da und machten ihre gerade nicht liebevollen Bemerkungen über das ſtolze Paar.

„Das," ſagte der Brautführer zu mir, während wir auf den Tanzſaal ſchritten, „das iſt ſicher der größte Augenblick im Leben der armen, von jeher mit Geringſchätzung behandelten Leutchen, aber ſie würden ihn teuer zahlen müſſen, wenn ſie mit den reichern Gemeindevertretern etwas zu tun bekommen ſollten."

Das Paar hatte ſich indeſſen, wie man bald ſah, auch Freunde und Freundinnen gewonnen; das Martinele war unter allen Mädchen, die heute in der Kirche dem Pfarrer einen Groſchen opferten, bei weitem das ſchönſte,

nur schade, daß es durch die formlose Tannbergertracht gar so verunstaltet wurde.

Es ging auf dieser Hochzeit, den eben erzählten Zwischenfall ausgenommen, ungewöhnlich friedlich zu, was der Beamte unserer Anwesenheit zuschrieb, während andere es den Musikanten verdanken zu müssen meinten, die den Leuten keine Zeit zu Streit und Händel ließen.

Abends zehn Uhr setzte man sich zum zweiten Mahle, und nun wurden die eigentlichen Hochzeitstrachten aufgetischt. Zuerst Knödelsuppe, dann kalte Kuchen, Fleischwurst, künstlich geformtes Backwerk und zuletzt der bekränzte Kalbskopf. „Der oberste Strauß ist für die Spuso," rief der Brautführer, indem er den Teller vor die Braut hinschob; diese hob den Strauß weg und hastig suchte die Errötende ein aus Wachs geformtes, pausbackiges Bäblein, welches mit einem seidenen Band unten am Strauß befestigt war, in der Schürze zu verbergen. Leider ließ sie dabei das Amulett fallen und die Anwesenden flüsterten sich zu: „Sie wird keine Kinder bekommen."

Ich hatte heute schon manchen kräftigen Tiroler Jauchzer gehört und ersuchte nun die Burschen am gegenüberstehenden Tische, einige Lieder zu singen. Die Aufgeforderten steckten flüsternd die Köpfe zusammen und fingen endlich laut zu lachen an. Sie könnten kein Lied, dessen sie sich im offenen Wirtshaus vor ihren Müttern, Schwestern und Schätzen nicht schämen müßten, bemerkte der landeskundige Senn und der Brautführer nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Wenn ihr den Fremdler noch hören möget, so will ich euch schon eins singen," sagte Martineles Liebhaber, und gleich setzten sich noch einige zu ihm, die in den langen Winterabenden manchs Lied von ihm gelernt hatten.

„Schließt froh den Freundschaftsbund"

begann er, als es still geworden war, mit kräftiger, klangvoller Stimme und bald sah man die Gesichter aller ihm freundlich zulächeln. Haß und Neid waren verschwunden und manches Mütterlein wischte sich verstohlen die Augen, nachdem es im Leben das erste anständige weltliche Lied singen hörte.

„Die Weise mußt du uns auch lehren!" riefen seine ehemaligen Gegner, sich zu ihm drängend.

„Und uns die Worte abschreiben," baten die Mädchen, die noch vor einer Stunde gemeint hatten, dem Stolzen nie und nimmermehr gut werden zu können.

„Von Herzen gern," lautete die Antwort.

„Dann," jubelten die andern, „wollen wir singen lernen, daß es eine Art hat." Und fröhlich klangen die Gläser auf das Gedeihen des neuen Bundes.

So war denn dieser Tag wirklich ein Tag des Friedens und der Vereinigung. Möge Mathis, der Bote der Kunst und Gesittung, segensreich wirken!

Die Geisterstunde war vorüber, als man gemeinsam das Tischgebet verrichtete und wieder dem Tanzsaal zueilte.

Ich fragte die Braut, die immer noch mitmachen mußte, ob sie denn noch nicht todmüde geworden sei?

„Bei uns," sagte sie, „ist es Brauch, daß die Brautleute die letzten sind, welche den Saal verlassen. Es würde die Leute beleidigen, wenn wir früher gehen und sie so völlig fortschicken wollten."

„Meinetwegen," brummte Vetter Jock etwas unhochzeiterlich, „könnten die Tröpfe sich für beleidigt halten; ich wollte lieber der Gescheitere sein und nachgeben, statt mich so zu plagen bloß des erbärmlichen Hochzeitsgeschenkes wegen."

„Es ist nicht gar so erbärmlich," lachte die Braut,

einen mit Silberstücken ziemlich gefüllten Beutel hervorziehend und schüttelnd. „Überdies — Jakob — hält eine Tannbergerin so etwas schon aus. Morgen nach dem Seelenamt werden alle ganz munter und lustig sein wie jetzt."

„Wie," fragte ich — „wird's denn morgen erst noch einmal angehen?"

„Allerdings — zuerst ist Gottesdienst für die aus unserer Verwandtschaft Gestorbenen, dann kommt man hier zusammen und der Tanz beginnt von neuem. Mancher ledige Bursche, den der heutige Spaß etwa zwanzig Gulden kostet, hat freilich kein Geld mehr; aber da macht man aus der Not eine Tugend, trinkt Schnaps mit dem genügsamen Schatz und läßt aufschreiben bis auf bessere Zeiten."

Schon wieder kam der Brautführer, um meine Gesellschafterin zum Tanzen abzuberufen. Noch um zwei Uhr, als ich den Saal verließ, tanzte sie so flink, wie am Morgen gleich nach dem Gottesdienste mit jedem, der noch dazu aufgelegt war.

Morgens um halb sechs soll das neuvermählte Paar wohlbehalten zu Hause angekommen sein; also gerade recht, die Kühe zu füttern und den Fremden vor der Abreise noch einen gehörigen Rahmkaffee zu machen. Der Wirt von Schröcken hatte uns nämlich beredet, nicht mehr zum Seelenamt zu gehen, sondern mit Tagesanbruch in Gottes Namen abzureisen.

Es war noch ziemlich dunkel, als wir das Brautpaar verließen, ihm einen recht guten Winter wünschend und ruhige und bessere Tage, als der Hochzeitstag einer war.

Als wir um Mittag auf Hochkrumbach ankamen, waren mehrere, die vorgestern über das gar so einfache Wirtshaus lachten, das eigentlich um wenig besser sei als

gar keines, von Herzen froh, hier nun doch wenigstens einen stärkenden Schluck Schnaps bekommen zu können. Die etwa dreiviertel Stunden lange Wegstrecke hatten wir in drei Stunden kaum zurückgelegt, da die abwechselnd Vorangehenden fast immer mit der Schaufel in der Hand über heruntergerutschte Schneemassen einen nur ein wenig gangbaren Pfad graben mußten. Wir hielten es für eine große Wohltat, in einer warmen Stube, wo uns Schweißtriefenden wenigstens der beißende Heiterer*) nichts schadete, ausruhen zu können, und wie das nach glücklich überstandenen Gefahren gewöhnlich ist, war unsere Stimmung eine frohere als selbst gestern um diese Zeit auf dem Tanzsaal.

Es war kein leichtes Stück Arbeit gewesen, von Warth nach Krumbach über so viele Schneerutschen den Weg auszuschaufeln, aber noch ärger, gefährlicher wurde es doch hier, wo es noch gar keine heruntergerutschten, daher an und für sich ungefährlichen Schneemassen gab. „Alles ist noch droben und doch nichts mehr fest," sagte der Wirt von Schröcken und zeigte uns viertelstundenlange Risse im Schnee.

„Kann denn das nicht jeden Augenblick losgehen?" fragten mehrere.

„Zuerst," antwortete er, „bricht's auf der anderen Seite drüben, wo jetzt die Sonne den Schnee erwärmt, doch der Donner der ersten Grundlauine wird auch hier alles lebendig machen. Ich möchte euch nicht erschrecken, doch wir müssen wissen, woran wir sind. Wenn's da drüben kracht, sind wir keinen Augenblick mehr sicher. Geht nur nicht so nahe beisammen, damit es nicht alle auf einmal hinabschlägt und allenfalls noch jemand da ist, um zu retten und Hilfe herbeizuholen!"

*) Der Ostwind, der die Aufheiterung des Himmels bewirkt.

Die Weiblein hinter uns, die sich bisher recht tapfer gehalten, begannen nun zu jammern und zu beten.

Jetzt stand der Tannberger still und winkte uns, so schnell als möglich nachzukommen; rufen durfte er nicht mehr, um ja durch keinen Laut die so gefährlichen Berggeister zu wecken.

Eine Viertelstunde hörten wir nichts als das Geräusch unserer Tritte und das Klopfen des Herzens.

Endlich lag wieder eine Ebene vor uns, von keiner Seite drohte Gefahr und aufatmend fragten die so schnell als möglich ankommenden Frauen unseren Führer, den Wirt, ob jetzt endlich das Ärgste überstanden sei.

„Nein; auf dieser Ebene ist erst der eingeschneite, gefrorene Körbersee, in den die alten silbernen Glocken der Hochkrumbacher Kirche in Kriegszeiten versenkt worden sind und aus dem jedem, der seine Tiefe messen will, eine Geisterstimme zuruft:

‚Willst du mich ergründen,
So tu ich dich verschlingen.'" —

Unmutig überschauten unsere Begleiterinnen die breite, blendend weiße Ebene, bis ihnen die Augen übergingen vor grellem Glanz. Ihnen kam es ungemein närrisch vor, in diesem Augenblicke noch von so etwas zu erzählen. War denn dieser Tannberger so hart und abgewettert, daß er gar keinen Sinn hatte für ihre Angst, keine Furcht vor den Gefahren, denen man noch entgegen ging?

Der Senn sagte, ihm sei es lieb, daß auch diese so öde Gegend, in der man nichts höre als das Rauschen des Trittes, nichts sehe als blendend weißen Schnee und die traurig zwischen Wolken hervorschauende Sonne, wenigstens von so alten Geschichten belebt werde; es käme einem sonst fast vor, als ob man plötzlich allein auf der Welt sei.

„Mir kommt's jetzt nicht mehr so vor," lachte der

Wirt. „Ich ſehe dort einige Geſtalten uns entgegenkommen.“

„Richtig, Männer mit Schaufeln,“ riefen mehrere.

„Wer doch iſt denn ſo unmenſchlich waghalſig, heute da herauf zu gehen?“ fragten unſere Begleiterinnen.

Der Wirt ſah ſie ſtolz lächelnd an und antwortete: „Das ſind Tannberger, ſchon am rüſtigen Daherwaten iſt's ihnen anzuſehen. Man weiß in Schröcken drunten immer, wer noch abweſend iſt und etwa eingeſchneit werden könnte, und die Tannberger ließen keinen im Stich, wenn's gerade Meſſerſpitzen hagelte. Ja“ — fuhr er etwas bitter fort — „wenn wir nicht mehr Gemeingeiſt hätten als dieſe, die da ſtolzer ſind auf ihre Bildung, ſo wären wir und noch manche ſchon längſt zugrunde gegangen.“

Acht kräftige Burſchen waren unterdeſſen zu uns herangeſchritten. Sie hatten Schaufeln, Lebensmittel und ſogar einen Schlitten bei ſich, um die etwa Ermüdeten aufladen zu können.

Aber jetzt wollte niemand mehr müde und niemand mehr mutlos ſein. Munter plaudernd ſchritten meine Landsmänninnen neben den jungen Tannbergern über die gefährlichſten Stellen und geſtanden lächelnd, daß Land und Leute eigentlich gar nicht ſo übel ſeien, wenn man ſie einmal genauer kennen gelernt habe.

„Vor allem ſind wir Deutſche und Kinder Gottes,“ ſagte der Wirt, meiner geſtrigen Worte ſich froh wieder erinnernd; „überall unter den Menſchen findet ſich etwas Gutes, denn nur durch dieſes können ſie beſtehen und gedeihen.“

Während alles ſo ſorglos plauderte, mußte ich immer wieder an den guten Beamten denken, der mit uns das Haus ſeiner Baſe verließ. Ihm und ſeinen zwei Begleitern war wohl niemand entgegengekommen und doch war ſein Weg

noch viel gefährlicher als der unsere. Der Wirt suchte mich zu beruhigen; seine Führer würden nicht nur unerschrocken vorwärts gehen, sondern auch zur rechten Zeit stillzustehen und umzukehren wissen.

Im Wirtshause zu Schröcken, wo wir nach einer Stunde glücklich anlangten, ging's bald recht lustig zu, wie es der Tannberger nach überstandener Gefahr liebt. Erst spät im Nachmittag mahnten die immer dichter werdenden Flocken zur schnellen Heimreise.

Wir langten wohlbehalten, nur etwas müde, nach dem Ausbruch des Unwetters zu Hause an, wo man uns kaum noch erwartet hatte, da die in den letzten Tagen zu Tal gestürzten Lauinen genugsam Zeugnis von den Schneemassen auf den Höhen abgelegt hatten.

Vierzehn Tage später erhielt ich von dem Beamten folgendes Schreiben:

„Laut in Warth getroffener Vereinbarung folgt nachstehend Mitteilung über die Heimreise von dort.

Nach Durchwatung von fünf Schneerutschen und vierstündiger Rücklegung einer Wegstrecke von zirka neunzig Minuten erfuhr ich mein Vergessen meiner Reisetasche, ohne mich jedoch darum nach besagtem Aufbruchsort wieder zurückzubegeben. Im Weitergehen freute uns der blaue Himmel. An allen todes-, resp. lebensgefährlichen Stellen war der Schnee schon herunter und am Lech erfuhren wir mit Staunen, daß es am Montag abends am Flexen schon zwei Männer verlauinet habe, aber beide durch Hilfe ihnen Entgegenkommender bald wieder ausgegraben worden seien.

Nun hatte doch ich an besagter Stelle nichts mehr zu fürchten, und begab ich mich nach Speisung und Entlohnung meiner Begleiter nach dem k. k. Postamt Stuben, wo ich meine zwei nassen Stiefelsocken von der freundlichen Wirtin wieder trocknen lassen mußte. Dieselbe erstattete Bericht,

wie am Arlberg dreiundzwanzig Pferde und ein Mann mit Schnee überschüttet wurden, so daß nur noch das Menschenleben mit genauer Not habe können gerettet werden. Es konnte nun ein Schlittenfuhrwerk zur Heimfahrt benutzt werden bis um sechs Uhr abends, um welche Zeit es zu stürmen und zu winden begann, daß das Pferd auf keinerlei Weise mehr vorwärts zu bewegen war. Das war in stockfinsterer Nacht, fern von allen Behausungen und deren Bewohnern, auf eisiger Straße der unangenehmste Moment auf meiner ganzen Reise. Weiter ist nichts Erhebliches zu berichten, als daß es daheim, wo ich später glücklich ankam, die ganze Zeit nur geregnet hatte.

Der am Tannberg herrschende Geist ist im ganzen ein vortrefflicher, wenn man bedenkt, wie weit diese Leute aus dem Bereiche der Quellen der Ordnung und Gesittung sind. Übelstände sind allerdings mit Bedauern wahrzunehmen, wie allenthalben, wo die Menge sich selbst überlassen ist. Es ist aber das ein kräftiges Volk, vor dem einem fast angst werden könnte, wenn man nicht wüßte, daß strenge Geistliche es in Zucht und Ordnung zu halten suchten, die da mit heiligen Banden binden, wo unser Arm — offen gestanden — beinahe zu kurz wäre.

Mit dem etwas derben Ausspruch, daß das Volk einem Klavier gleiche, das aber doch nicht schön klingt, wenn man in Holzschuhen auf seinen Tasten herumspringt, kann ich mich nicht ganz einverstanden erklären, doch darum keine Feindschaft!“

Vom Tannberg.

(„Feldkircher Zeitung" vom 6. November 1867, Nr. 89, S. 355.)

In Nr. 14 und 15 der bei Keil in Leipzig erscheinenden „Europa" findet sich die Schilderung einer Hochzeit auf dem Tannberg und es wird Erstaunliches erzählt, wie die Leute da eine für sie so seltene Tanzgelegenheit „auszukaufen" vermögen. Man kann sich denken, daß diese kräftigen, lebensfrohen Burschе sich so eine Freude nicht gerne verderben ließen, wie das bei der am letzten Montag im Schröcken stattfindenden Hochzeitsfeier geschehen sollte.

Zur Mitfeier der Trauung war auch der Pfarrer vom Lech herunter gekommen und die beiden Geistlichen erschienen nur erst beim Festmahl, als die Braut, welche diese Ehre wünschte, dafür zu sorgen versprach, daß die Feier durch keinen Tanz entweiht werde. Nur Tafelmusik sollte man hören, meinte sie; die anwesenden Burschе und Mädchen aber wollten von so einer Vereinbarung nichts wissen. Als die Musikanten ihre lustigen Weisen zu spielen begannen, hatten die Leute keine Ruhe mehr. Während der Wirt und die Brautleute zur Ruhe ermahnten, fanden sich die Paare zusammen und der Tanz begann, und zwar so, wie es selbst Tannberger noch selten erlebt haben wollen.

Das war unsern Geistlichen zu arg. Unwillig eilten sie heim und am andern Tage schon kam die Vergeltung.

Es ist nämlich ein uralter Brauch, daß am Tage nach der Hochzeit für die seligen Verwandten der Brautleute Gottesdienst mit Amt und Beimessen gehalten wird, wobei alle Hochzeitsgäste sich einzufinden pflegen.

Am Dienstag nun, als ziemlich ganz Schröcken beim Wirte sich versammelt hatte und auf das Glockenzeichen wartete — siehe, da kamen die beiden Geistlichen aus der

Kirche, wo ſie, lange vor der von ihnen vorher beſtimmten Zeit das heilige Opfer ohne Glockenzeichen in beſcheidener Stille verrichtet hatten.

Die Aufregung der Tannberger kann nur der ſich erklären, welcher weiß, als wie wichtig und verdienſtvoll für den armen Sünder das Anhören einer Meſſe dargeſtellt wird. Der Tannberger iſt zu ſtrenggläubig, als daß ihm ſo etwas keine Kopfarbeit machen ſollte. Jedermann wollte in der erſten Aufregung etwas tun, um ſeinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Einige ſchlugen im Ernſte vor, den ſogenannten „Karfreitagsrumpler" auf den Kirchturm zu ſtellen und die Gemeinde zu einem ſtillen Gottesdienſt zuſammen zu klappern, ſo daß der Wirt und die Beſonneren herzlich froh waren, als die aufgeregte Menge aufs neue wieder zu tanzen begann.

Heilsgeſchäfte.

Wenn man auch nicht gerade Sprachforſcher iſt, ſo kann man doch leicht dazu kommen, das Wort Heilsgeſchäfte für ein Kind unſeres ſo wortreichen Jahrhunderts zu halten. Unſere guten Alten kannten zwar einen „Dienſt Gottes", ein „Geſchäft des Heils" aber konnte ſicher erſt in den geſchäftigen Tagen der Gewerbefreiheit einem in den Sinn kommen.

Ja, es iſt auch ein Zeichen der Zeit, daß in ſtreng katholiſchen Gegenden, zum Beiſpiel in den abgeſchloſſenſten Tälern Vorarlbergs, ein Ausdruck ſich ſo in alle religiöſen Vorträge hat einſchleichen können, der beſſer als das fleißige Leſen des „gott- und liebeloſen Freimaurer-

blattes Gartenlaube" das bedauerliche Abnehmen wahrhaft religiösen Sinnes beweist. Das alte schöne Verhältnis mit Gott dem Vater hat aufgehört, denn er ist so zu sagen zum Kaufmann geworden, zum launischen Rechner hinterm Ladentische der Gnade, und nicht wer einfach bittet, der empfängt, sondern jeder wird gefragt, was er als Kaufpreis mitbringe. Die Abendandachten und Tischgebete verlängern sich, denn jedes gute Werk, jede Andachtsübung ist ein Tagewerk beim lieben Gott, das einen Anspruch auf Lohn erwirbt. Der von seinen Berufsgeschäften ganz in Anspruch genommene Bauer, der arme Handwerker, muß daher, um doch auch am „großen Zahltage" nicht zu kurz zu kommen, genau rechnen mit der Gebetszeit, er muß, wie man es nennt, die vorteilhafteste Gebetsmeinung (Art, Gattung) zu der seinigen machen, um so auch mit Kleinem Großes zu erreichen. Folgender Zug wird das dem Leser vollends klar machen.

Unter dem Volke Vorarlbergs herrscht die Sitte, nach Tische laut ein Dankgebet zu verrichten und dann mehrere Vaterunser folgen zu lassen um den Segen Gottes, um einen glücklichen Tag, um die Fürbitte des Bauernpatrons St. Martin und besonders für die verstorbenen Voreltern; ja das Vaterunser für Vater und Mutter selig ist so allgemein, daß ich einst in einem mir wohlbekannten Bauernhause geradezu fragte, warum denn dieses heute ganz unterlassen werde? „Dieses Vaterunser," antwortete mir die Bäuerin, die doch überall als Muster der Frömmigkeit galt, „dieses Vaterunser haben wir nicht mehr im Brauch, wie früher, seit auf das Vaterunser zu den unbefleckten Herzen Jesu und Mariä ein Ablaß verliehen wurde. Zu allem hat unsereins nicht Zeit, und dann nimmt man sich natürlich das Beste. Der Pfarrer hat's von der Kanzel verkündet, die Bruderschaft des unbefleckten Herzens sei

die vorteilhafteste, weil man da nur wenig beten müsse und sich doch unsägliche Gnadenschätze gewinne."

Noch eigentümlicher, als diese Art, mit Krämersinn in Heilsgeschäften zu „machen", ist der Handel mit sogenannten guten Werken, die von den im Heilsgeschäft Angestellten für Lebende und Verstorbene verrichtet werden sollen. Man könnte es gewissermaßen auch einen Handel, ein vorteilhaftes „Geschäft" nennen, wenn der in den letzten Zügen Liegende seinen oft blutarmen Verwandten oder natürlichen Erben noch geschwind einige hundert Gulden von dem wegnimmt, was er nun doch nicht mehr brauchen kann, um sich dieselben für die Ewigkeit fruchtbar zu machen; aber die Absicht mag denn doch oft eine gute, aus religiösem Bedürfnis erwachsene sein und das Jahrtaghalten hat auch außer dem heilsgeschäftlichen Teil noch so viel Schönes, daß man sein Verschwinden nur beklagen könnte.

Es wird nämlich im Bregenzerwalde für jeden Verstorbenen alljährlich ein sogenannter Jahrtag gehalten und von der Kanzel verkündet, bestehend in einem kirchlichen Opfer und einer beliebigen Anzahl von Messen, wobei denn auch der Meßner den nach der Anzahl der Messen bemessenen Gehalt von Käse, Butter, Brot und dergleichen erhält und auf einer in der Kirche hierzu eigens errichteten Bank öffentlich ausstellt. Der so verkündeten und bezahlten Messen stehen längst schon so viele im Kirchenbuch, daß nur der kleinste Teil von den Ortsseelsorgern selbst gelesen werden kann. Hundert und tausend Aufträge und halb so viele Gulden werden jährlich aus den Gemeinden des Bregenzerwaldes an auswärtige Klöster verschickt, da es ja für jeden Ehrenmann und noch mehr für seine ihn überlebenden Eigenen „eine wahre Schand'" wäre, wenn nicht jeden Winter, wo auch die Verwandten aus der

Fremde und die Alpknechte zur Kirche können, sein Jahrtag mit drei bis sechs Messen und für einen Gulden Armenbrot von der Kanzel verkündet würde.

So findet hier das Gefühl der Zusammengehörigkeit jedes „Geschlechts" seinen Ausdruck in einer öffentlichen Feier, an der die Knechte und Dienstboten des Hauses gleich den zum Geschlecht Gehörenden mit brennenden Kerzen Anteil nehmen. Gleich nach der Predigt, während die vom Pfarrer für den und jenen geforderten fünfzehn bis vierundzwanzig Vaterunser gebetet werden, bewegt sich der Zug der Verwandten und Bekannten desjenigen, der heute verkündet wurde, um den Hochaltar, wo Teller oder Schubladen zum Aufnehmen des Opfergeldes angebracht sind. Die Ehre des Vorangehens fällt, wie im Bregenzerwald bei jedem Kirchenopfer, den Frauen zu, weil, so erzählt man, die Wälderinnen sich im Schwedenkrieg viel tapferer als die Männer gehalten und sich für ewige Zeiten das Recht des Vorangehens — wenigstens in der Kirche — erobert hätten. Der vorangehenden Frau, Tochter, Mutter oder Schwester des Gefeierten, deren Haupt ein weißer Schleier fast ganz verhüllt, folgen in strenger Ordnung die ganz schwarz gekleideten Basen von Grad zu Grad. Alle tragen brennende Kerzen, außer den Nachbarinnen, denen dann nach einer Pause die männlichen Verwandten in gleicher Ordnung folgen. Kein junges Bäschen darf an diesem Tage das Schappale (die Jungfrauenkrone) auf dem Köpfchen glitzern oder den goldenen Brustfleck mit den Anfangsbuchstaben des Tauf- und Geschlechtsnamens funkeln lassen, wenn's auch noch ein so hoher Festtag sein sollte. Alles kniet zusammen zu dem frischgeschmückten Kreuz auf dem Friedhof, das brennende Licht in der Hand und der armen Seele die ewige Ruhe erbetend. Noch unter dem Mittagessen, zu dem sich auch die aus den Nachbardörfern zum

Opfern Gekommenen im Hauſe des Gefeierten einfinden, wird von ihm geredet, und wohl keines hätte Luſt an dieſem Tage, der gewöhnlich auch ein Kommuniontag iſt, eine lärmende Luſtbarkeit mitzumachen. So ein Feſt muß daher immerhin eine ſchöne, dem religiöſen Bedürfniſſe des Volkes entſprechende Sitte genannt werden. Schade nur, daß dabei Stolz und Selbſtſucht ſo oft ihren Ausdruck zu finden ſuchen und daß es jetzt immer mehr unter die „Heilsgeſchäfte" gezählt werden muß!

Aber was wäre ſo heilig, ſo ſchön und ehrwürdig, daß es auf dieſer böſen Welt nie mißbraucht würde, nie gemeinem Eigennutz und anderen Erbärmlichkeiten zur Beute, ja ſogar zum Deckmantel werden müßte! Leib und Seele ſind nicht enger ineinander verwachſen, als das Geſchäft des Heils mit den allergemeinſten Bedürfniſſen der fehlerhaften Menſchheit verwachſen kann. Während die einen gleich der obenerwähnten Bäuerin mit dem Herrgott wie mit einem Krämer umgehen und mit irdiſcher Geſinnung den Himmel erliſten wollen, ſuchen andere mit frommem Augenverdrehen das, was ſie für das Reich Gottes ausgeben — damit ihnen alles übrige von ſelbſt zufalle. In ſeinem Himmel hat ja Gott alles genug, drum will man ihm nicht nur dienen, ſondern gleich ein vorteilhaftes Geſchäft mit ihm machen.

Der fleißigſte Beter aber, das ſogenannte Vaterunſermännchen, der für Geld die Vaterunſer betet, zu denen andere nicht die Zeit haben, iſt doch bis jetzt ein einfacher Tagwerker geblieben. Im Bregenzerwalde iſt es überhaupt keine vielumworbene Perſönlichkeit mehr und nur noch reiche, behagliche Bauern geben ihm jährlich achtundvierzig Kreuzer, damit es ihnen die jedem Mitgliede der Skapulierbruderſchaft vorgeſchriebenen ſieben Vaterunſer täglich bete. In dieſe Bruderſchaft wird man nämlich ſchon als

kleines Kind aufgenommen, daher denn die so ohne Wissen und Willen übernommenen Verpflichtungen zuerst lästig werden. In der Jugend nimmt man so eine Unterlassungssünde nie für so wichtig, ja man wird häufig so leicht, daß man sich, um nicht beim Pfarrer weniger als andere zu gelten und beim öffentlichen Ausfragen in der Kinderlehre nicht besonders aufs Korn genommen zu werden, auch noch in andere der bei jeder Gelegenheit empfohlenen Bruderschaften einschreiben läßt, da das ja wohl so wenig als die Skapulierbruderschaft je lästig werden wird. So rechnet die leichtsinnige Jugend, wenn sie sich zu einer täglichen oder wöchentlichen Andachtsübung verpflichtet. Aber mit den Jahren kommt der Verstand, das Gewissen erwacht. Es muß nun etwas gemacht werden, daß man wieder ruhig schlafen kann und doch nicht gar zu viel beten muß. Bei mancher Bruderschaft ist es denn auch erlaubt, die vorgeschriebenen Gebete zu unterlassen, wenn man dafür alljährlich eine Messe lesen läßt. Für die sieben Vaterunser aber, die man dem heiligen Skapulier schuldet, zahlt man von Herzen gern achtundvierzig Kreuzer an das Vaterunsermännchen, das nun wieder für ein Jahr die Verantwortung trägt. Es hat aber zu wenige Arbeitgeber, um von dem Ertrage leben zu können. Es muß neben dem Beten auch arbeiten und ist genötigt, seine Gebetsarbeit möglichst auf den Sonntag in die Kirche zu verlegen. Da hat es denn vor lauter Beten oft genug nicht einmal Zeit, der Predigt zuzuhören, sondern bewegt auch während des schönsten Vortrages vaterunserbetend die Lippen, bis endlich das müde Haupt immer tiefer auf die Brust herabsinkt.

Etwas häufiger kommen die jungen Leute des untern Walsertals in die Lage, die Dienste des Vaterunsermännchens in Anspruch nehmen zu müssen. Hier ist es eifrigen Geistlichen gelungen, das gottlose Tanzen etwas abzustellen

und die jungen Leute, die denn doch mit etwas ſich abgeben müſſen, um den ſtillen Spieltiſch zu verſammeln, wo doch das Blut etwas ruhiger läuft. Die Reichen können nun ihre Taler auf zwei Karten ſetzen, weniger Wohlhabende aber ſpielen um lauter Vaterunſer in der Weiſe, daß jeder, der verſpielt, für den Gewinner ſo und ſo viel Vaterunſer zu beten hat, und zwar ohne gegenſeitiges Aufheben, ſo daß z. B. der eine achtzig, der Gegner einhundertundzwanzig „Stück" entweder ſelbſt beten oder eben beten laſſen muß. Drum ſitzt auch das graue Vaterunſermännchen, eingehüllt in den Schafpelz ſeines Großvaters, mit halbgeſchloſſenen Augen den ganzen lieben langen Tag in einem Winkel ſeines kalten Stübchens und betet ohne Unterlaß, das Tauſend für dreiviertel Gulden, während die Burſchen droben im Wirtshaus ſitzen und ihm wieder Arbeit machen.

So iſt das Vaterunſermännchen der gemeine Arbeiter, das zur Maſchine erniedrigte Produkt der himmliſchen Großinduſtrie. Mit ihm verglichen iſt der Bettler ein Herkules, der da mit dem vollen Sack auf dem Rücken von Haus zu Haus wandert und auf Mehl, Butter uſw. das vollſte Recht zu haben glaubt, weil er vor jeder Tür drei Vaterunſer ſo laut und ſchnell als möglich herunterbetet. Nicht umſonſt hat der Volkswitz ihn einen Gebethändler genannt, er kennt ſeine Stellung und weiß, daß er gleichſam der Stellvertreter des Gottes iſt, der jedes Almoſen belohnt, als ob man es ihm ſelbſt gegeben hätte. Ja, dieſe Bibelſtelle hat ihn ſicher, ſogar beinahe ſtolz gemacht und an Grobheit gibt er kaum der Zigeunerin etwas nach, die nur noch ſo fragt, ob man lieber das Unglück wolle oder ihr den erbärmlichen Taler geben zu zwei Meſſen, die in Rom geleſen werden müßten?

Ja, das iſt der rechte Ton. In den Heilsgeſchäften

versteht der Bauer keinen Spaß. Donnern und blitzen will er sehen und die Hölle offen; wer bittet, steht unter ihm, wer droht, ist sein Mann und wer recht wettert, kann auch den ärgsten Klotz zu allem Erdenklichen bewegen. Davon wüßte wohl auch jener Handlungsreisende zu erzählen, der die guten Bauern einmal besuchte, um Bestellungen auf seine „frommen Bücher aus der guten alten Zeit" zu erobern. Im Anfang will's gar nicht gehen, in den ersten Dörfern erlebt der artige Herr wohl alles eher, als eine Bestellung. Doch durch Erfahrung wird man klug und lernt seinen Hut nach dem Winde drehen. Nun besucht er zuerst den Pfarrer und legt diesem eine Probe seiner Artikel vor, wobei dann recht unverschämt über den verkommenen Pfarrer des Nachbardorfes geschimpft wird, weil dieser sich der Sache so gar nicht angenommen habe. Damit macht sich der Reisende freilich mehr gefürchtet als beliebt, aber gerade das ist auch sein Zweck oder wenigstens das Mittel zu seinem Zwecke. Er hat ja ein Schreiben vom Dekan in der Tasche, mit dem er sich decken kann, und zudem weiß er nebenbei wieder so lieblich von einem Freiexemplar zu reden, daß das Kopfschütteln über die etwas veralteten, den Bedürfnissen des Volkes nicht mehr entsprechenden Sachen immer leiser, immer unmerklicher wird, bis endlich die letzte widerstrebende Bewegung sich in den Seufzer aushaucht: „Wenn's etwas anderes wäre, dann hätt' ich mich viel lieber und schneller herbeigelassen, Sie nach Kräften zu unterstützen."

„Alles will jetzt lesen," beginnt der Reisende salbungsvoll. „Hier nun ist etwas, dieses Bedürfnis zu befriedigen, und zwar etwas, das auch nützt, wo man meinen könnte, es nütze nichts. Den guten Bauern ist Zeit und Geld leider sehr karg zugemessen; wenn sie meine Sachen kaufen, werden sie lange an nichts anderes mehr denken."

Dieſe demütige Rede entſcheidet. Der Pfarrer ſieht einen Verbündeten vor ſich, nun ſetzt er ſich hin und ſchreibt demſelben eine lange Empfehlung an ſeine leſeluſtigen Pfarrkinder, die dieſen faſt wie ein Befehl vorkommen wird. Der Reiſende nimmt das Blatt, ſobald es nur ein wenig trocken iſt, und wie eine Fahne ſchwingt er es in den Lüften, indem er ſeinen Siegeszug durch das Dorf beginnt. Ohne anzuklopfen, poltert er, ein frommes Lied ſingend, in die Wohnſtuben der erſtaunten Bauern und von der Höflichkeit weltlicher Handlungsreiſenden iſt in ſeinem Betragen auch nicht die leiſeſte Spur zu entdecken. Hat er ja doch das Buch der Lebendigen und Gerechten bei ſich unterm Arm! „Einſchreiben oder nicht?!“ Wehe dem Bäuerlein, das da wagt, dem Gewaltigen ein ſchiefes Wort zu geben oder nichts zu beſtellen, oder gar für unwahr zu halten was er lügt! Nur wenige werden das Herz haben, ſich in einen Wortwechſel mit ihm einzulaſſen, obwohl er ſie ſchon verdammte Ketzer, lutheriſche Hunde und freigeiſtiges Heidengeſindel nennt. Wer ſich aber auch gegen derlei Auslaſſungen noch wehrt, der iſt dann ſchon auch immer ſelbſt ſchuld, wenn er in ſeiner Glaubensnacktheit vor drei Gemeinden herumgezogen wird, zur Erbauung und zum warnenden Beiſpiel für jung und alt. Und das macht Eindruck auf Weiblein und ehrenhafte Männer. Ähnliches möchte man denn doch nicht erleben um zehnmal ſo viel, als ſo ein Buch koſtet. Man beſtellt ſo ſchnell als möglich und erſucht den eifrigen Herrn, dem Pfarrer und anderen Leuten doch auch zu ſagen, wie leicht und ſchnell hier das Geſchäft hab' abgemacht werden können.

Aber nun muß denn doch auch etwas artigerer, ja nicht ſelten recht gemütlicher Reiſender im Heilsgeſchäfte gedacht werden; ſolcher, die die Firma nicht auf der Stirn tragen, ſondern demütig und in aller Stille ihre Schuldig-

keit zu tun bemüht ſind. Es ſind das meiſtens ältere Mädchen, oder auch kinderloſe Witwen, die aber, wie der Leſer ſchon dem Erwähnten entnommen haben wird, mit den echten und rechten Betſchweſtern nicht zu verwechſeln ſind. Dieſe Reiſenden, häufig Wallfahrerinnen oder auch Allerweltsbaſen genannt, haben in der Regel mit den Betſchweſtern eine unglückliche, ſie wenigſtens nicht befriedigende Vergangenheit gemein. Der Unterſchied iſt aber der, daß die Betſchweſter dieſe böſe Welt nun verachtet und vor Neid zu Gott und dem Pfarrer ſchreit, wenn ſie einen frohen, glücklichen Menſchen ſieht, während die Allerweltsbaſe die unglückliche, ſchwache, verblendete Menſchheit mehr bedauert als anklagt und daher immer und überall retten, warnen, helfen möchte. Sie warnt die Kinder, gibt Jungfrauen guten Rat und alten Weibern gute Bücher. Aber nicht nur für kranke Seelen iſt ſie da und tut, was ſie für ihre Pflicht hält, allen Leidenden ſpringt ſie bei mit gutem Rat und frommem Troſt. Iſt ein junges Weib einmal auch nur ganz verſtohlen ein wenig unpäßlich, ſo daß man glauben ſollte, es könne das ſchlimmſtenfalls noch kaum von der Nachbarin am Brunnen bemerkt worden ſein, ſo ſchleicht ſich abends ſo zwiſchen Feuer und Licht ſchon die Nothelferin hart neben dem erſtaunten Mann ins Haus und zieht ungeheißen die Vorhänge zu, damit ja kein Menſch draußen ihre Anweſenheit merke.

Anfangs mag ihr, die nur von Leiden und unmenſchlichen Wehtagen erzählt, wohl mancher Bauer und ſogar manche Bäuerin etwas unfreundlicher begegnen, als ihre gute Abſicht verdient hätte; doch ſie kennt das und weiß ſich ſo ſchnell ins Haus einzuleben, die Schwächen und Eigenheiten aller entſcheidenden Größen ſo zart zu faſſen, ſo klug zu umgehen, daß ſie auch hier wie allerwärts gar bald eine gern geſehene Freundin und Nothelferin ſein wird.

Nur mit trockenen Verſtandesmenſchen will und mag ſie nichts zu tun haben; der glaubensloſe Doktor iſt ſchon durchaus nicht ihr Mann, denn ſie weiß zu gut, wie wenig oft ſeine Flaſchen und Pillen ausrichten, wie viel dagegen ſchon da und dort mit einer Wallfahrt oder ähnlichem erreicht worden iſt. Das will ſie nun auch dem unpäßlichen Weibe zu Gemüte führen, während ſie nebenbei die Suppe brennt, Erdäpfel obs Feuer bringt und alle Arbeiten der Hausfrau ſo ordentlich verrichtet, als ob ſie ſchon ſeit langer Zeit im Hauſe geweſen wäre. Der Bäuerin tut das eigen wohl, das Vertrauen kommt, ſie wird immer geſprächiger und ſagt endlich, ſie möchte wohl gern wieder einmal nach Rankweil wallfahrten oder zur Mutter Gottes in Einſiedeln, aber jetzt ſchicke ſich das eben nicht mehr, und auch wenn alles anders wäre, ſo würde ſie doch kaum die Zeit erübrigen können.

Jetzt iſt die Bäuerin auf der rechten Höhe, um das alles zu ſehen, was ihr nun von der gezeigt wird, die ſchon in hundert ſolchen Fällen immer aus chriſtlicher Liebe aushalf. „Wohl iſt die Welt ein Jammertal," beginnt die gute Allerweltsbaſe, „aber ſo arg und ſo ſchlimm iſt's denn noch nicht, daß es gar keine Liebe mehr gäbe und kein Mitleid. O, es hat noch viele, die gern helfen und laufen und wachen und alles mögliche tun und dabei nur bedauern, daß ſie ſo wenig können. Ich geh' von Herzen gern, wohin Ihr wollt, und verlange gar nichts als die Zehrung und ein Vergelt's Gott, wenn's gut geht*)."

*) Daß es ſolche Lohnwallfahrer ſchon längſt gab und nicht erſt in neuerer Zeit, iſt bekannt. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, geben wir das Regeſt einer Urkunde im Innsbrucker Staatsarchiv (Schatzarchiv 4951). Am Montag vor St. Gertrautentag (13. März) 1486 quittiert Bernhardt Zeller von Felbkirchen dem Erzherzog Sigmund über vier rheiniſche Gul-

Das hätte man gar nie geglaubt, daß die so viel und so schönes in ihrem Redhaus hätte; die Zuhörerin fühlt, daß es vom Herzen kommt, und obwohl erst halb überzeugt, gibt sie doch lächelnd nach, da der stumm unter der Tür stehende Hausherr ihren fragenden Blick mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortet. Am andern Morgen, noch bevor es graut, schleicht eine kleine Gestalt auf Umwegen zuerst langsam, dann aber immer schneller zum Dorfe hinaus. In dem weißen Päcklein, welches an dem über die Achsel getragenen roten Regenschirm hängt, befinden sich neben ihrer Wäsche auch noch eine Anzahl Rosenkränze, die die Kapuziner segnen, und Kreuzchen, auf welche sie den Sterbablaß verleihen sollen; ferner Flaschen und Fläschlein, worin Wasser von irgendeinem berühmten Wunderbrunnen mitzubringen ist, und ganz zu unterst, neben des Pfarrers beschädigter Brille, die sie längst einmal schon zum „Macher" mitzunehmen versprach, hat sie auch einige Briefe an den Wundersmann in Goldau, den sie persönlich kennt. Und immer schwerer noch wird das weiße Päcklein am roten Regenschirm und immer voller die Strohtasche am Arm, je mehr bekannte Familien und gute Freundinnen sie auf dem so vielen zum Segen gereichenden Gange noch geschwind einen Augenblick besucht. Aber nicht nur Päcklein und Korb werden schwerer, auch das mitleidsvolle Herz der guten Base wird immer mehr belastet, auch das nimmt fast aus jedem Hause etwas mit und schon so viel hat sie zu bedauern, zu sinnen und zu beten, daß sie den kleinen Nebenhandel mit mehreren Samengattungen,

---

den, darum er „kirchferten" (wallfahrten) gehen soll. Es siegelt Ulrich Reinklich, Spitalschreiber zu Hall. Das Original ist auf Papier geschrieben. Auf der Rückseite steht: „velkirch". Somit ist unter Feldkirchen Feldkirch in Vorarlberg zu verstehen, das ja auch im Besitze des genannten Erzherzogs war.

Nadeln, Salben und ähnlichem kaum noch zu beſorgen vermag.

Schreit dann ein halbes Jahr ſpäter im Hauſe der neuen Freundin ein ganz kleines Bäuerlein der Nachbarſchaft die Ohren voll, dann iſt die Stellung der Allerweltsbaſe auch in dieſem Hauſe geſichert und als treue Hausfreundin wird ſie nun bis zum letzten Stündlein am Glück und Unſtern des Hauſes innigſten Anteil nehmen. Zu den von ihr erbeteten Kindern zieht ſie ſchon das Gefühl geiſtiger Verwandtſchaft, und wie oft ſie auch ins Haus kommen mag, erſcheint ſie doch nie, ohne den ihr jubelnd entgegenhüpfenden Lieblingen etwas mitzubringen. Woher ſie es immer nimmt, weiß kein Menſch, denn ſie wird den Leuten zu „eigen", als daß ſie rechneten, wie viel ſie ihr ſchon gegeben. Ihr Kommen iſt nicht nur den Kindern erfreulich, ſogar die trockenſten Männer laſſen ſich gern in ein Geſpräch mit ihr ein und die Frauen tun kaum noch einen wichtigen Schritt, ohne ſie um ihren Rat gefragt zu haben. Sie hätte das auch ſehr ungern und man darf ſchon mit ihr reden, denn noch nie hat ſie das ihr geſchenkte Vertrauen mißbraucht. Glücklich entgeht ſie meiſtens der Gefahr, zur Kupplerin zu werden, denn nur aus chriſtlicher Liebe übernimmt ſie zuweilen ſo nebenbei ganz weltliche Verrichtungen, eigentlich aber iſt ihr Reich nicht von dieſer Welt. Sie verklagt niemand und beneidet auch niemanden, als etwa den Pfarrer, der in ſeinem Berufe noch viel mehr Gutes tun kann als ſie. Aber ſie tut denn zu ihrem Troſte doch auch, ſo viel ſie kann, ja zuweilen faſt noch mehr, das weiß der Pfarrer und entſchuldigt ſie daher auch noch, wenn ſie ihm gar zu arg ins Handwerk pfuſchen ſollte.

Aber zuweilen muß er ſich denn doch wehren, wenn er ſo einem guten Weſen auch noch ſo ungern weh tun ſollte.

So klagte einmal eine Bäuerin ihrer Base, daß ihr Mann denn doch gar kein bißchen anders werde, wie lang und innig sie auch zum lieben Heiland beten möge. „Das ist ganz natürlich," wurde ihr zugleich tröstend und verweisend erwidert, „in solchen Fällen muß man sich an die Mutter Gottes wenden; die Männer halten alle zusammen und unsereins findet bei ihnen weder Glauben noch Gehör." Als später der Pfarrer ihr solche Rede streng verwies, entschuldigte sie sich, es gut gemeint zu haben, was er denn auch nicht bezweifeln konnte.

Ja gut, recht gut meint sie es immer, es mag auch oft noch so schlecht ausgedrückt werden, und darum ist sie auch bei denen sogar nicht verhaßt, die doch eigentlich gegen alles sind, was sie will und tut. „Ihren Kindern" bleibt sie, auch wenn sie erwachsen sind, eine liebe Base, deren Erscheinen sie stets an schöne, glückliche Stunden erinnert; die Geschäfte des Heiles aber lassen sie noch nicht durch andere verrichten, wie nötig das auch für sie zuweilen scheinen möchte. Besonders Wallfahrten macht man am liebsten selbst und verspricht solche zuweilen, selbst um ein verlorenes Taschenmesser wieder zu finden. Ist doch das für viele das einzige Mittel, einmal von Hause fort zu kommen und „neu Land zu erfahren", da sonst der Vater nicht einen Tag verlieren will, hier dann aber durchaus einmal nachgeben muß. Auch manches belastete Herz hat sich dabei schon erleichtert, aufgehört mancher jahrelange Kampf mit sich selbst, da doch z. B. ein junges Mädchen viel herzhafter wird zum Reden und Abwerfen dessen, wodurch es sich gedrückt fühlt, wenn es einen fremden Beichtvater vor sich hat, der es nachher sein Lebtag nie mehr darum ansehen wird.

Aber wenn das Mädchen einmal Bäuerin ist, wird wieder ein Allerweltsbäschen kommen, wenn auch nicht

mehr um zu beten, zu wallfahrten und ähnliches zu tun. Auch dann noch wird es kommen, wenn andere ähnliche Gestalten, die nur ihren Teig ob dem heiligen Feuer braten wollen, schon längst aus der Welt und dem Gedächtnisse verschwunden sind. Wahre Frömmigkeit und uneigennützige Liebe sterben ja nie und werden je nach dem Bildungsstandpunkt und den Bedürfnissen eines Volkes in dem oder jenem ihren Ausdruck finden.

Abdankungsrede,

gehalten am Hochzeitstage des Josef Oberhauser.

Die hier herrschende Fröhlichkeit, die auf verschiedene Weise sogar jedem fern diesem Hause Vorübergehenden sich verkündigt, ist ein Beweis, daß der heutige Tag für euch alle ein recht angenehmer war; die Zeit steht aber der Glücklichen wegen nicht still; vielmehr scheint sie gerade dann am schnellsten zu eilen, wenn man am liebsten den Augenblick festhalten möchte, und so mahnt auch heute die schon angebrochene Nacht manches frohe Mitglied dieser Gesellschaft an die Wiederkehr zu den Seinen und zu den häuslichen Geschäften. Doch vereint habt ihr die Freuden des heutigen Tages genossen und gemeinsam laßt uns auch dem Himmelvater für alles genossene Gute danken und in der Stille ein andächtiges Gebet verrichten!

Sobald der Mensch seines Daseins sich bewußt wird, sieht er sich von der uneigennützigsten Freundschaft umgeben. Jeden Schritt des noch unerfahrenen jungen Weltbürgers begleitet der Blick der sorgenden Mutter und der Vater arbeitet gerne früh und spät, um sein geliebtes Kind gut erziehen und vor Not bewahren zu können. Seine Altersgenossen sind ihm schon eine Viertelstunde nach ge-

machter Bekanntſchaft die vertrauteſten Freunde ohne Falſch und ohne Hehl. So lernt er nur von der beſten Seite die Menſchen kennen. Allmählich aber werden ihm die oft wirklich allzugroßen Bekümmerniſſe und die unzähligen Lehren und Befehle der Vorgeſetzten zur Laſt; er will nach eigenem Ermeſſen ſein Tun und Laſſen einrichten, er drängt ſich hinaus ins Leben, wenn er auch nicht von den Verhältniſſen gedrängt wird. Froh, der engen Feſſeln entledigt zu ſein, bewegt ſich nun der Jüngling im Vollgefühle ſeiner Kraft; aber ſchon fängt er an, Welt und Menſchen auch von der ſchlimmern Seite kennen zu lernen und die nahe Verwandtſchaft von Selbſtſucht und Freundſchaft zu ahnen. Es wird dunkel, wird Nacht vor ſeinen Augen; unheimlich, geſpenſtig furchtbar bewegen ſich die Geſtalten um den Einſamen herum, deſſen Weg nicht mehr beleuchtet wird von der Flamme der Liebe, der keinen Führer hat, keinem trauen würde.

Wie lebt dieſer nur auf Selbſthilfe Angewieſene neu auf, wenn er ein Weſen findet, das ſich ihm ganz hingibt, ihm zugeführt von der Liebe Macht, der er um ſo eher traut, da auch er empfindet, wie ſie den Menſchen uneigennützig macht, ihn veredelt und beſſert! Durch Vereinigung wird er Menſch, nur in und mit der Geſellſchaft genießt er die Freuden des Lebens, die Früchte der Bildung.

Darum ſprach die ewige Weisheit ſchon im Anfang: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei," und ſchuf damit die Familie, die Grundlage aller Geſittung, das Vorbild des Staats, jener großen Familie, deren ſchönſte Aufgabe die iſt, ſich durch und für ihre Glieder die teuerſten Güter zu erkämpfen und zu bewahren. Zu keinem andern Zwecke treten Menſchen in einer Geſellſchaft zuſammen, als daß ſie einander beiſtünden, die Mühen des Lebens ſich erleichterten und verſüßten, frohe Tage einander machten

und durch vereinigte Kräfte zur gemeinsamen Glückseligkeit das bewirkten, was einzeln nicht erreichbar war, aus Geselligkeit aber, wie eine neue Schöpfung, emporblühte.

Dazu schuf, befähigte, zwang Gott das Menschengeschlecht. Wie die Liebe dem weinenden Säugling beispringt, die ersten Schritte des Kindes leitet, den Knaben warnt und für den Jüngling betet, so ist auch sie es, die den Mutlosen aufrichtet, den Leichtsinnigen warnend zurückruft, den Zagenden stark macht und den Müden erquickt. Das Hochzeitsfest guter Menschen ist immer ein Fest, bei dem Jesus gegenwärtig ist, ein Siegesfest der Liebe über die Selbstsucht, die die Sorgen für andere beschwerlich findet, weil ihr Herz zu arm ist zum Fühlen und Empfinden. Jedes Ehepaar segnet Gott, wie er das erste segnete, und unglückliche Ehen entstehen nur aus Mangel an Liebe, nur da, wo der Mensch weder sich selbst noch andere gehörig kennt und schätzt.

Daher ist's wohl in der Ordnung, daß man so ein Fest des Sieges über die Selbstliebe fröhlich begeht, daß der Tag nicht andern Tagen gleicht, an welchem wieder ein Mensch, ein Mitbruder dem vorgesteckten Ziele sich naht.

Ich wollte, daß ich hier aufhören könnte! Aber werte Gäste, es ist eine notwendige Folge des heutigen Festes, daß morgen der Wirt von der wirklich trefflichen Bedienung redet und unserm Ehepaar von jedem vertilgten Schoppen erzählt. Daß ihr die Werten nicht schon anfangs in Verlegenheit bringen möget, weiß ich gewiß. Aber, wie viele wissen, bin ich immer für das Gemeinsame und hoffe daher, daß ihr, noch auf weiter denkend, unserem Brautpaar für das Gebäude des Glückes eine recht breite und feste Grundlage schaffen werdet. Ich glaube und erwarte das so bestimmt, daß ich auch schon jetzt herzlich dafür zu danken wage.

Soziales und Politiſches.

Geſpräche des Lehrers Magerhuber mit ſeinem Vetter Michel.

1866.

Einleitung.

In der guten alten Zeit hatte im Bregenzerwalde wohl jedes Dorf und jedes Dörflein ſeine Linde, ſein ſog. Kaufhaus oder ſonſt einen öffentlichen Platz, wo nicht nur die Jugend ſich verſammelte zu Spiel und Tanz, ſondern wo auch die ernſteren Väter oft und gerne ihre Schätze von Lebensweisheit zum Nutzen und Frommen aller öffneten. Nicht nur Dorfneuigkeiten wurden auf ſolchen „Stubata" zuſammengeſchwemmt; dieſe hatten für jeden Gemeindebürger die Bedeutung einer Schule, indem er hier zum Landsbräuchlichen erzogen wurde, durch ehemalige Fremdler, die nun in Ehr' und Anſehen bei den ihren lebten, Kunde von der Welt erhielt und ſich dabei ſein Urteil über Menſchen und Sachen frei nach ſeiner Eigenart bildete.

Oft und oft beſtätigte ſich ſchon in ſolchen Verſammlungen der Ausſpruch eines ungariſchen Abgeordneten:

„Ein geſprochenes Wort wirkt und kann nützen, immer aber ſchadet es weniger als ein ungeſprochenes."

Die alten Bregenzerwälder waren ganz andere, als ein ihnen ferner Stehender hätte glauben können, was man freilich auch vielen Kindern der jetzigen Zeit — nur in

umgekehrtem Sinne — nachsagen muß. Unsere Väter waren die Verfasser des Jahrhunderte zu Recht bestandenen Landsbrauches, durch den sie sich selbst ihr schönstes Denkmal gesetzt haben, und auch die von ihnen auf uns gekommenen Sprüche und Redensarten beweisen, daß sie nicht nur über Milchwirtschaft und Käsebereitung nachzudenken pflegten.

Sie ist nun vorüber, jene Zeit, wo aus dem Auge jedes jungen „Wälders" die stolze Hoffnung, einmal Landammann zu werden, herauszuleuchten schien, doch lebte die Erinnerung an sie immer im Gedächtnis und noch mehr im Wesen der Besten des Volkes fort.

Die Versammlungen unter den Dorflinden haben aufgehört, denn unsere Verhältnisse scheinen nicht nur größeren Volksversammlungen, sondern auch den harmlosesten Zusammenkünften ungünstig zu sein. So ist es denn jenen Guten und Tüchtigen nicht mehr gegeben, auch die anderen zu und mit sich zu ziehen, und in viele Sümpfe verläuft sich der mächtige Strom, der den Verkehr zu beleben, der alle zu tragen vermöchte. Unsere Feste sind, wo ihnen der frohe Tanz und das freie Wort fehlen, zu gemeinen Schlemmereien geworden, von denen die Besseren sich bald mit Widerwillen ins sog. Herrenstüble zurückziehen. So hat sich, dank dem Bemühen unserer Erzieher und Leiter sowohl als ihrer gutmütigen Helfer und Helferinnen, auch hier jene bedauerliche Trennung der Klassen zu vollziehen angefangen, an der die jetzige Gesellschaft krankt. Selbst wo nach dem Ausspruch unserer Dichter alle gleich sind und sich als Gleiche fühlen, in Wirtshäusern, in Kirchen und auf Friedhöfen, gibt es bevorzugte Plätze, auf die der gewöhnliche Mensch nur noch mit dem Gefühle des Neides zu blicken vermag.

Aber einen Platz hat das Volk noch, wo es sich frei

bewegt, wo Mißtrauen und Neid noch immer vergebens ihren Samen streuten, damit er aufschieße riesengroß und die Menschen sich zwischen dem Unkraut wie auf einer Prärie vorkämen — dieser Platz ist — die Sennhütte.

Nach des Tages Mühen und Sorgen kommen hier die Dorfbewohner mit den gefüllten Butten zusammen, um den Segen des Stalles, die Milch, die hier gesennet wird, sich messen und aufschreiben zu lassen. Jeder kommt hieher als abhängiger Bauer, als Arbeiter und in seinen Werktagskleidern, wie er den Kuhstall verläßt; daher gilt denn auch immer der am meisten, der die anderen am besten unterhält. Früher war es gewöhnlich der beste Spaßmacher, jetzt, seit dem man etwas ernster worden, ist es der Zeitungsleser oder wer sonst Kunde zu bringen weiß von dem, was in der Welt geschieht.

Der von wenigen kapitalbesitzenden Händlern abhängige Bauer fühlt seine Lage zu ähnlich der der Arbeiterbevölkerung größerer Orte, als daß die Arbeiterbewegungen, von denen die fleißiger, als man glaubt, gelesenen deutschen Zeitungen berichten, ihm hätten gleichgültig bleiben können. Und wie überall wurden auch hier mit der sozialen zugleich die politischen Fragen in den Kreis der Beratungen gezogen.

Es gibt und gab Leute, die das als ein trauriges Zeichen der Zeit schmerzlich beklagten. Es gab solche, die von heiliger Stätte aus diejenigen zu bekämpfen suchten, die einem zeitgemäßen Gedanken zum Ausdruck verhalfen; doch die Tat schlug in ihr Gegenteil um, da durch das so erregte Aufsehen gar mancher aus seinem krankhaften Schlummer geweckt und so der Wirkungskreis der Angefeindeten nach allen Seiten erweitert wurde.

Mißverständnisse und Verwechslungen des Sachlichen mit dem Persönlichen konnten um so weniger ausbleiben, in

je weiteren Kreiſen der Gedanke der Sennhüttler, die Produzenten zu eigenen Unternehmen zu vereinen, beſprochen wurde.

Es dürfte nun endlich Zeit ſein, ſowohl Freunden als Gegnern in einigen Geſprächen, die der Verfaſſer kürzlich zu belauſchen Gelegenheit hatte, die Grundgedanken jener früheren Unterredungen unverfälſcht vorzulegen.

Der hier auftretende Lehrer hat im letzten Sommer als Maurer in der Fremde allerlei gehört und geleſen; er iſt daher nicht immer, ja nur ſelten eins mit dem etwas behaglichen Vetter Michel, den man jedoch im ganzen keinen Stockbauern, ſondern einen ziemlich fortgeſchrittenen liberalen Michel nennen darf.

Dem Verfaſſer, einem Bregenzerwälderbauern, fällt es nicht ein, mit einem Cicero*) oder auch mit weit Geringeren zu wetteifern; aber beim Bauen wird man wohl auch die gemeinen Arbeiter brauchen können. Alſo einſtweilen Steine zuſammentragen, ſeinerzeit werden ſich die Anſtreicher ſchon finden! Dem „Ruf aus Vorarlberg" folgen dieſe Geſpräche. Die einfache, freilich mir auch bequemſte Form verrät den Wunſch, daß ſie auch in weitern Kreiſen gehört und erwogen würden.

Franz Michael Felder.

Erſtes Geſpräch.

Michel: Herrliche Herbſttage das! Noch glaubte man kaum, daß es ſchon November ſei, wenn man nicht auch dich, den ſicheren Wintervogel, wieder kommen ſähe. Aber

*) Cicero wird hier genannt, weil Felder eine Stelle aus deſſen Tuskulanen I, 16 gegen Ende des „Zweiten Geſpräches" zitiert.

das, Vetter, das war ein trauriger Sommer! Ich hätte nicht mehr geglaubt, daß du meinen Ältesten noch einmal sehen würdest. Man kann sich wohl kaum vorstellen, wie mir ward, als ich in der Zeitung las, wie jetzt die Rosse mehr wert seien als die Menschen. Es war furchtbar!

Lehrer: Es war wie immer, wenn von einem oder einigen ein Zweck verfolgt wird und die Mittel, die Werkzeuge, nur so viel gelten, als sie zur Erreichung dieses ihres Zweckes wert sind. Da kann es einem gar oft begegnen, daß man weniger als ein Tier, ja weniger als eine Maschine geschätzt und auch danach behandelt wird.

M.: Ja, ja, der Krieg ist das allerschrecklichste.

L.: Und doch muß man ihn, wie die Welt nun einmal ist, ein notwendiges Übel nennen.

M.: Geht denn Macht vor Recht?

L.: Ja. —

M.: Mensch — Kerl — und dich läßt man noch Lehrer sein?

L.: Nur ruhig! In unseren Schulen haben wir nichts mit der Gegenwart, ihren Schlagwörtern und Forderungen zu tun. Wir haben ja von Abraham und Isaak und ähnlichen Helden der guten alten Zeit vorzutragen; jener Zeit, da der Mensch noch Gut und Blut einsetzte für seine Überzeugung. Damals war das Recht Macht, wie die Lebensgeschichte vieler beweist; heutzutage aber gleicht das Recht fast der von den einen heiß, den andern kalt gedachten Sonne hoch oben am oft bewölkten Himmel. Die armen Menschlein sitzen auf einem Hügel und warten auf ihre Strahlen, die sie ein wenig erwärmen und die Früchte an den Bäumen neben ihnen reif machen sollen.

M.: Es gibt aber doch ein göttliches Recht, ein Gewissen, dessen Sprache —

L.: Dessen Sprache in den Söhnen Jakobs und den

Schülern des Sokrates, im Chinesen und im Europäer, im Richter am Scheiterhaufen der verurteilten Hexe und in einem Kinde des 19. Jahrhunderts eine sehr, sehr ungleiche sein muß. Ein deutscher Dichter sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott," und noch immer hat dieses Wort sich bestätigt. Darum bei den freien Völkern anfangs überall Vielgötterei. Auch später noch verehrte man höhere, aber doch dem Allgeist untergeordnete Wesen und suchte durch sie sich ihm näher zu bringen.

M.: Hoch hinaus — zerstört das Haus!

L.: Ich bin schon wieder bei dir; wie mit dem Begriffe von Gott, so mußte es mit dem Gewissen sein, so auch mit dem, was im gewöhnlichen Leben Recht oder Unrecht heißt.

M.: Es gäbe nach diesem für jeden andere Rechte?

L.: Rechte? Nein! Ich möchte sagen, es gibt nur ein Recht für alle wie nur einen Gott. Aber wie die vielen herrlichen Eigenschaften des Unendlichen von jedem nur zum kleinsten Teile geahnt werden, wie wir diese gleichsam unter uns teilen und doch täglich die wohltätige Wirkung aller empfinden, ähnlich ist es oder sollte es doch sein mit dem durch das Gesetz gegebenen Recht. Das Gesetz ist ein Kompromiß, eine Vereinbarung, oder wie ein neuerer Schriftsteller sagt: der Ausdruck der innerhalb einer gesellschaftlichen Verbindung (Staat) bestehenden Machtverhältnisse. Zuerst war der mächtige Krieger, waren die Fürsten und ihre Helfershelfer die Gesetzgeber, dann wurde auch Wissenschaft Macht, und als später mit dem Fortschritte der Bildung und dem Wachsen der Macht des Menschen über die Naturkräfte der Bürger zum Wohlstand kam und vergesellschaftungsfähig wurde, mußte auch dieser bei der Gesetzgebung berücksichtigt werden. Nur das Verkennen dieses Gesetzes, das wie ein Naturgesetz wirkt, hat die neuen,

flüssigen Elemente bis zur Revolution des Jahres 1789 aufgehalten. Seitdem hat keine Gesetzgebung über die an den Errungenschaften der Zivilisation teilnehmenden Völker ohne wenigstens scheinbare Berücksichtigung dieses dritten Standes für die Dauer bestehen können.

M.: Nun endlich kommst du mir doch recht. Es wäre mir schon fast zu langweilig worden, so vor dir dazustehen wie s. Zt. in der Schrift „Der Liberale und der Katholik" der erstere vor letzterem. Du weißt, ich nehme an den Bestrebungen der Liberalen nach Kräften Anteil und lerne aus ihren Blättern, soviel ich kann. Ich muß gestehen, daß mir jener Liberale denn doch etwas zu hölzern vorkommen wollte.

L.: Nun gut, so mache du es besser.

M.: Das will und werde ich. Du willst, wenn ich dich recht verstand, mir beweisen, daß der Rechtszustand einer gesellschaftlichen Verbindung immer das Resultat ihrer Geschichte oder der Ausdruck der bestehenden Machtverhältnisse sei. Allerdings ist es richtig, daß die französische Revolution die von der fortgeschrittenen Nation als vernunftwidrig erkannten Privilegien für ungültig erklärte; ja wenn man nur wenige Jahrhunderte weiter zurücksähe, so müßte man dir wohl recht lassen mit deiner Behauptung, daß jedes Recht ein geschichtliches, ein errungenes sei. Aber man weiß, daß es zu allen Zeiten und unter allen Völkern Männer gegeben hat, die mit Erfolg für das kämpften, was eigentlich auch der Grundgedanke der französischen Revolution war. Griechen und Römer beweisen uns, wie wenig wir lernen, beweisen, daß das Recht des Volkes ein ewiges, daß das Bewußtwerden nicht von gewissen geschichtlichen Erscheinungen abhängig ist. Der Preis der französischen Revolution war nur das, was höher gebildete Völker schon im grauen Altertum beinahe am

Anfang aller Geschichte ihr Eigentum, ihr Recht genannt hatten.

L.: Ich wünschte, daß du das ein wenig unbestimmte Wort „Volk" nicht so oft gebrauchtest.

M.: Warum nennst du es ein unbestimmtes?

L.: Weil es je nach dem Standpunkt desjenigen, der es gebraucht, eine sehr ungleiche Bedeutung hat. Wenn deine gepriesenen Alten vom Volke redeten, so dachten sie dabei nicht an die vielen tausend Sklaven, die ihnen zum Wohlstand verhalfen und es ihnen dadurch möglich machten, sich mit andern Angelegenheiten zu beschäftigen. Es gehörten also viele Tausende nicht zum Volke. Ja, du kannst die Volksstaaten des Altertums oder des Mittelalters, kurz alle uns geschichtlich bekannten derartigen Erscheinungen auch bei den sog. fortgeschrittensten Völkern ins Auge fassen, immer und überall, von Salomon herauf bis ins 18. Jahrhundert wirst du finden, daß die ausgedehnte Rechtsstellung des einzelnen, die Grundlage freier Verfügung des Volkes über seine Angelegenheiten, nicht als ein dem Menschen als solchem zustehendes Recht betrachtet wurde, sondern lediglich bloß als eine ihm zufällig, vermöge seiner Eigenschaft als Mitglied der fraglichen Staatsbürgerschaft zustehende Befugnis, als das Privilegium einer bestimmten Klasse. Die der Verfassung von 1791 vorausgeschickten, bereits 1789 beratenen und beschlossenen „Menschenrechte" aber verkünden:

> Die Menschen werden frei und gleich zu Rechten geboren und bleiben es; die gesellschaftlichen Auszeichnungen können bloß auf die gemeine Nützlichkeit gegründet sein.

M.: „Und dann?" pflegen die Jesuiten zu fragen.

L.: Dann kamen furchtbare Tage. Die plötzlich und zum großen Teil ohne eigenes Verdienst Entfesselten waren

einer Zeit, wo jeder entweder Hammer oder Amboß sein mußte, noch zu nahe, als daß nicht ein Schatten davon, ja ich darf wohl sagen das furchtbarste Dunkel auf sie hätte fallen müssen. Die Verkündigung der „Menschenrechte" war eine Folge des Zusammenwirkens aller lebensfähigen Elemente der Nation gewesen; als aber die Klassen wieder zum Bewußtwerden noch fortbestehender gesellschaftlicher Gegensätze gedrängt wurden, da kam die durch Kapital und Bildung mächtigste Klasse, die Bourgeoisie, gar bald wieder oben auf und vergebens forderte später die Bevölkerung der Vorstädte die Verfassung von 1793 wieder zurück. Immer aber sind seit jener Zeit die, welche die wahre Wohlfahrt der Gesellschaft anstrebten, auf die dem Menschen als solchem gebührenden Rechte zurückgegangen.

M.: So wäre denn nach diesem das Wort Volk doch nicht mehr gar so unbestimmt.

L.: Nach *diesem* wäre es wohl bestimmt, aber bald *nach* diesem wurde es wieder sehr unbestimmt, denn die Zeit war wohl groß, aber die Menschen klein und auf den die anderen Überragenden blieb liegen, was nur von allen getragen werden konnte. Darum ist denn auch das Wort Volk ein unbestimmtes geblieben und wird es zum Unheil der Menschheit bleiben, so lange jene gesellschaftlichen Gegensätze fortbestehen. Der der Klasse der Bourgeoisie Angehörende denkt sich, wenn er mit Fräulein Tochter und einigen guten Freunden vom Volke redet, ganz etwas anderes als da, wo er sich als sein Repräsentant gebärdet. Mir kommt die Geschichte, d. h. diese Ordnung, fast vor wie eine Haushaltung, die zwar von außen als ein Einiges angesehen wird, in der aber jedes Glied seine eigene Rechnung macht und keines dem andern recht traut.

M.: So ein Hauswesen wird sich aber auch nach außen den Schein der Sicherheit und Festigkeit nicht lange wahren

können, da es ja rasch dem nicht mehr zu verbergenden Verfall entgegengetrieben werden muß.

L.: Das glaub' ich auch.

M.: Ich habe dir aber die Richtigkeit deines Vergleiches noch nicht zugestanden.

L.: Warum nicht?

M.: Des Bürgerstandes bevorzugte Stellung entstammt wohl weniger der Unterdrückung des sog. gemeinen Mannes als der Macht höherer Bildung, die jedem Anerkennung und Achtung abnötigt, wenn er sich auch noch so sehr dagegen wehrte. Das Volk findet sich jetzt allerdings zum großen und größten Teil im Bürgerstande, doch kann ich das, die vielen Kenntnisse berücksichtigend, die zu erwerben ihm möglich und von seiner gesellschaftlichen Stellung geradezu geboten war, nur ganz in der Ordnung finden. Die Leute hier herum sind mit ihren eigenen Angelegenheiten derart beschäftigt und überladen, daß sie froh sein müssen, wenn sie sich nicht auch noch mit den ihnen weniger wichtigen des Staates zu befassen haben, zumal sie letztere getrost denen überlassen dürfen, die, wie gesagt, am meisten Gelegenheit und Veranlassung haben, sich dazu gehörig vorzubereiten.

L.: Mit dem zuletzt Gesagten bin ich so ziemlich einverstanden. Doch sage mir schnell: Gibt es für den Menschen, dieses vergesellschaftungsfähige und -bedürftige Wesen, wichtigere Angelegenheiten, als die des Staates? Wozu wären denn je Menschen in einer gesellschaftlichen Verbindung zusammengetreten und hätten derselben soviele ihrer persönlichen Freiheiten zum Opfer gebracht, als um vereint zu erreichen, was dem und den einzelnen zu erreichen rein unmöglich war? Du wirst doch etwas höher hinauswollen, als jenes Bäuerlein, welches behauptete, daß unser Staat immer in Wien drunten sei.

M.: Du hast eigentlich recht. Der Staat, d. h. seine Beamten und Diener sind es, die dem einzelnen sein Eigentum schützen, die Gewerbe sichern und überhaupt die Ordnung aufrecht erhalten müssen.

L.: Nein, Vetter Michel, der Staat ist nicht nur so ein Polizei-Institut. Erniedrige nicht dich selbst, indem du so klein denkst von der Verbindung, zu der auch du gehörst; Bauer, werde mir nicht zu verbauert! Vergleiche die Verbindung, in der die größten und kühnsten Gedanken der Besten und Tüchtigsten, von der Kraft aller unterstützt, sich verwirklichen oder doch verwirklichen sollten, nicht mit deinem Kuhstall, in dem die vom Zufall zusammengetriebenen Kühe vor Kälte und Nässe geschützt werden.

M.: Ich hätte vom Staat schon auch noch mehr zu sagen gehabt, denn ich weiß wohl, daß die Teilung der Arbeit, durch die eigentlich der Mensch zum Menschen wurde, nur im Staate möglich war. Die Teilung der Arbeit schritt sicher genau in dem Maße fort, in welchem eine genügende Zahl Menschen, einen Teil ihrer Freiheiten opfernd, sich dem aus der Sorge für das Gemeinwohl erwachsenden Rechtszustande unterordneten. So war z. B. wohl eines der größten Hindernisse bei der Teilung der Arbeit die Schwierigkeit, Ortsveränderungen vorzunehmen, daher war das Bedürfnis der Wege eines der frühesten. Zuerst bildete der Fußpfad das einzige Verbindungsmittel, dann, als die Landwirtschaft sich schon bedeutend entwickelt hatte, trat das Saumpferd an die Stelle des Menschen, dann gab es Straßen, Schiffe, Postanstalten und ein Verbindungsmittel folgte dem andern. Aber immer mehrere mußten sich vereinigen, teils um Kraft zu gewinnen, teils um der Selbstsucht der hiedurch Geschädigten mit Erfolg entgegentreten zu können. Auch hier war die Teilung der Arbeit vielleicht zwar zum Nachteil dieses oder

jenes einzelnen, aber sicher zum Wohle der Gesamtheit. Daher mußte diese oder ihre Diener überall befehlend auftreten, wo mit Vernunftgründen nichts auszurichten war. Später freilich wurden die gesundesten Körper stark genug, um auch die noch widerstrebenden schwächeren anzuziehen. Heute ist der Kleine im Großen da, durch ihn vertreten und trägt mit ihm Vor- und Nachteile gemeinsam. Daher ist wohl eine der wichtigsten Staatsangelegenheiten die Sorge für den Handelsstand, von dessen Macht oder Gebundenheit sowohl Konsumenten als Produzenten abhängig sind.

L.: Nur soll für den Handel so gesorgt werden, daß er dem Verkehr dient. Es soll gesorgt werden nicht besonders für einen Stand, sondern dafür, daß alle handeln und tauschen können, ohne sich ihre Werte erst vom allmächtigen Vermittler schaben zu lassen, wie der Bregenzerwälder den Vorgang sehr treffend bezeichnet. Mir kommt es überhaupt vor, einer unserer alten Sprüche sage auch mehr und Richtigeres vom Staat, als deine Auseinandersetzung gesagt hat, nämlich der:

Drei im Verein
sind mehr als zehn allein.*)

M.: Und warum sollte diese Reder besser sein, als die meinige?

L.: Weil sie sich nicht bloß auf etwas Besonderes, nur gerade in unserer Zeit so stark Hervortretendes bezieht. Im Verein mit verschiedenen Talenten und Fähigkeiten ist sogar der Schwächere etwas für sich und etwas für die andern. Das ist aber nicht immer so gewesen. Im Anfange war Kain und Abel, der Jäger und der

*) So glaubte ich folgenden Spruch übersetzen zu dürfen:

Dri i-ß gmuo
Seand meh as zeho-n-alue.

Ackerbauer. Jeder hatte den andern nötig, da ja der Bauer lange auf die Ernte warten mußte und auch der Jäger sicher nicht jeden Tag seine Beute heimbrachte. Später kam der Jäger als Krieger, als Eroberer und machte den Ackerbauern zu seinem Sklaven. Erst mit dem Wachsen der Macht des Menschen über die Natur und seiner Herrschaft über die Naturkraft verbesserte sich auch die Stellung des Schwächeren. Schwere Lasten hatte zuerst nur der Staat vom Platze zu bringen vermocht, Achse und Rad aber konnte auch der weniger Kräftige benützen, um nun noch viel größere Lasten vom Platze zu bringen. Kain mußte sich noch der Kraft fordernden Keule bedienen, David, der Knabe, hatte nur einen Kieselstein. So führte die Herrschaft des mit der Natur ringenden Menschen über ihre bereits eroberten Kräfte nach und nach zur Gleichheit des Schwachen und des Starken, wenn nicht einzelne die so gewonnene Macht für sich allein in Anspruch nahmen und sich nun doppelt und dreifach stark gegen die andern erhoben, und die Verbesserung der Werkzeuge erhöht den Wert des Menschen als eines denkenden Wesens, wenn diese Werkzeuge allen dienen, die ihrer bedürfen.. Das scheint mir in kurzem die Entwicklung und die Aufgabe der Menschheit zu sein, und wenn du nichts dagegen hast, so sage mir, was du hiezu, also für die Entwicklung der Geschichte der Menschheit zum Höchsten für das Nötigste halten würdest.

M.: Auf diese Frage bin ich wirklich nicht vorbereitet.

L.: Und doch hast du selbst es schon gesagt: Ein festes Zusammenstehen, ohne welches die zum Menschen machende Teilung der Arbeit rein unmöglich gewesen wäre.

M.: Nun hast du mir allerdings bewiesen, daß durch Entdeckungen und Erfindungen die Schwächeren und die

Starken sich gleicher stellten. Ich begreife auch, daß der erste Jäger, obwohl ihm gehörte, was seine Keule erreichte, ganz alleinstehend gedacht, nicht fortkommen konnte. Aber sage mir nun, was hat das alles mit unsern modernen Zuständen, mit unseren Staaten gemein, was beweist es für uns?

L.: Wenn wir nur noch in einer Klasse lebten und uns entwickelten, etwa in der der Handelsleute und Krämer, dann allerdings nicht mehr viel.

M.: Ich kann nicht begreifen, wie du gegen die, durch die die Gesellschaft besteht, warum du gegen den Handelsstand so abgeneigt sein kannst.

L.: Das bin ich nicht, nur möchte ich das Mittel nicht über den Zweck stellen.

M.: Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

L.: Der Zweck ist der Verkehr. Der Amerikaner Carey stellt Handel und Verkehr als etwas Ungleiches sich gegenüber, indem er beweist, daß, solange der Handel von einigen Mächtigen betrieben wird, dieselben den freien Verkehr, den Tausch ohne ihre Vermittlung hindern wollen und können, indem sie Konsumenten und Produzenten sich ferne halten und sich dazwischen stellen — nicht als ihre Diener, sondern als ihre Beherrscher, um alle Macht, alle Bildung für sich allein zu haben. Das aber führt zur Barbarei, indem es die Gesellschaft trennt und den einzelnen rechts und links mit Mauern umgibt, so daß er nur noch vorwärts rennen kann in die Höhen oder Tiefen der Gesellschaft. Ich habe dir bereits angedeutet, was ich vom Staat erwarte; ich will aber nun einen andern reden lassen, der es besser kann. In seiner Verteidigungsschrift: „Die Wissenschaft und die Arbeiter" sagt Ferdinand Lassalle beiläufig so: Wenn die Adelsidee die Geltung des Individuums an eine bestimmte natürliche Abstammung und gesellschaftliche Lage bannt,

so ist es die sittliche Idee der Bourgeoisie, daß jede solche rechtliche Beschränkung ein Unrecht sei, daß das Individuum vielmehr gelten müsse rein als solches und daß ihm nichts anderes als die ungehinderte Selbstbetätigung seiner Kräfte als der eines Einzelnen zu garantieren sei. Wären wir nun, sage ich, alle gleich reich, gleich gescheit, gleich gebildet, so möchte diese sittliche Idee ausreichend sein; da aber eine solche Gleichheit nicht stattfindet, nicht stattfinden kann, da wir nicht als Individuen schlechtweg, sondern mit bestimmten Unterschieden des Besitzes und der Anlagen in die Welt treten, die dann auch wieder entscheidend werden über die Unterschiede der Bildung, so ist diese Idee noch nicht ausreichend. Denn wäre nun demnach in der Gesellschaft nichts zu garantieren, als die ungehinderte Selbstbetätigung des Individuums, so müßte das in seinen Konsequenzen zu einer Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren führen. Die sittliche Idee des Arbeiterstandes ist daher die, daß die ungehinderte Selbstbetätigung des Individuums für sich allein noch nicht ausreiche, sondern daß dazu in einem sittlich geordneten Gemeinwesen noch kommen müsse die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit der Entwicklung. Die Geschichte, sagt Lassalle ferner, die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, der Rechtslosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art, in der wir uns im Naturzustand, am Anfang der Geschichte befinden. Die fortschreitende Besiegung dieser Machtlosigkeit, das ist die Entwicklung der Freiheit, wie die Geschichte sie darstellt. In diesem Kampfe würden wir nie einen Schritt vorwärts gemacht haben, noch jemals weiter machen, wenn wir ihn als einzelne, jeder für sich, jeder allein geführt hätten oder führen wollten. Der letzte und inhaltliche Zweck des Staates ist: Die menschliche Bestimmung, d. h.

alle Kultur, deren das Menſchengeſchlecht fähig iſt, zum wirklichen Daſein herauszuringen und zu geſtalten. Er iſt die Erziehung und Entwicklung des Menſchengeſchlechtes zur Freiheit.

Ja, Vetter Michel, nur in dem Staat, in dem die ganze Tugend des Menſchengeſchlechtes ſich verwirklichet, wo alle an den Errungenſchaften der Kultur und der gewonnenen Macht des Menſchen über die Natur und ihre Kräfte teilnehmen können, nur da wird der Wert des Einzelnen nie mehr unter dem eines Tieres oder einer Maſchine ſtehen. Erſt wenn die Ungleichheit der Rechte und der daraus entſtandene Klaſſenkampf, wenn Ungerechtigkeit und Vergewaltigung aufgehört haben, werden Macht und Recht eins ſein und auch bleiben für immer.

Zweites Geſpräch.

Michel: Ich dürfte wetten, ſchon das erſtemal zu erraten, wovon du mir heute vorpredigen wirſt.

Lehrer: Nun denn, wovon?

M.: Wir könnten nun vom Wetter oder von der Erdäpfelkrankheit anfangen, du würdeſt alles drehen und wenden, daß du wohl ſchon in zwei Sekunden wie von ſelbſt auf das allgemeine Wahlrecht zu ſprechen kämſt.

L.: Dazu gehört gerade keine beſondere Rednergabe. Ein Blick auf unſere jetzigen Zuſtände, ihre Urſachen und ihre Wirkung zwingt uns faſt, darauf zu kommen und du haſt recht, wenn du ſagſt, daß ich von jedem — wenigſtens von jedem bedeutenderen Ereigniſſe binnen zwei Sekunden, ohne unnatürliche Sprünge machen zu müſſen, auf dieſes von unſerer Zeit immer dringlicher geforderte Recht kommen könnte. Am beſten aber geht es doch, wenn

wir gleich wieder an unsere Unterredung vom vorigen Sonntag anknüpfen.

M.: Dann kann ich dir gleich sagen, was mir dabei aufgefallen ist. Du bezeichnetest die Idee, den einzelnen als solchen frei sein, sich entwickeln zu lassen, als eine für die Entwicklung des Menschengeschlechtes zum Höchsten nicht ausreichende, weil nicht alle gleich reich, gleich gescheit und gleich gebildet sein können. Du hast mir doch auch nicht abgestritten, daß der Bürgerstand, die Klasse der Wohlhabenderen am fortgeschrittensten sei. Ist es nun, frage ich, ist es nach diesem wirklich zu beklagen, daß diese sich, wie das ganz natürlich, mit der Zeit mehr politische Rechte aneigneten als die anderen, als wenigstens die noch ganz unreife Arbeiterklasse? Durftest du beinahe darüber spotten, daß wir fast nur in einer Klasse, in der der Krämer, wie du sagtest, uns entwickeln, nachdem du mir ja das erwähnte Zugeständnis machtest? Gerade wenn die ganze Tugend des Menschengeschlechtes im Staate sich verwirklichen soll, kann ich die Herrschaft der Menge nicht wünschen, dieses doch so bildungsarmen Ungeheuers, das nicht weiß, was es will, und nicht kann, was es soll.

L.: Es ist dir etwas Wunderliches begegnet; du willst die jetzigen Zustände verteidigen und verdammst sie. Wenn die Menge wirklich so bildungsarm sein sollte — was sie aber nicht ist — woran läge das? Von wie vielen geschickten Photographen wußte man vor hundert Jahren zu erzählen oder in welcher Druckerei Deutschlands hatte man vor einem halben Jahrtausend den flinkesten Setzer?

M.: Damals war man auf das noch gar nicht gekommen.

L.: Gut! Jetzt aber sind viele darauf gekommen, ohne daß man ihnen gerade eine besondere Begabung nachrühmt; sie stellen wenigstens die Auftraggeber zufrieden. Sie be-

finden sich dabei um so besser, weil die wohlhabenderen Klassen, zu den genannten Beschäftigungen, wie überhaupt zu allem, was Fleiß und Anstrengung erfordert, gar nicht befähigt, ihnen nie Konkurrenz machen werden.

M.: Das letztere beweist doch nur, daß die von dir gar zu arg mitgenommenen Klassen weder Zeit noch Lust zu solchen Beschäftigungen haben; ihre Unfähigkeit aber ist damit noch keineswegs erwiesen.

L.: Du glaubst also, daß es sogar unter ihnen Leute gäbe, die so etwas ganz ordentlich treiben könnten?

M.: Warum nicht? Doch sie sind eben zu etwas Höherem da und du wirst doch auch den Gelehrten, den Dichter als Arbeiter gelten lassen.

L.: Von Herzen gern; doch darum handelt es sich eigentlich nicht. Wenn man sogar einer verhältnismäßig kleinen Anzahl der Wohlhabenden eine Befähigung auch dann nicht absprechen dürfte, wenn sie dieselbe noch nie gezeigt hätte, sollte man es dennoch wagen, der Mehrzahl, der ungeheuren Mehrzahl in einem anderen, aber ähnlichen Falle weniger zuzutrauen? Jahrhunderte hat immer und überall das Sprichwort gegolten: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." Sollte das Volk nicht berechtigt sein, die aufgebrachten tiefsinnigen Verteidigungsgründe für dieses Wort auch einmal für sich zu fordern?

M.: Damit es auch in Zukunft zum Nachteil der Gesellschaft seine Geltung behalte. Meine Forderung wäre: Nur schnell weg mit dieser Altweiberweisheit und für immer! Wer den Verstand hat, soll auch das Amt haben. Eine Wahl ist etwas höchst Wichtiges, und wenn man sieht, mit welchem Leichtsinn die unteren Klassen vorgehen — —

L.: Und ihren Bettelteil von Rechten wegwerfen.

M.: Wer das Kleine verachtet, ist des Großen nicht wert.

L.: Dieser Spruch paßt ganz gut für die Wirtschaft oder in ein Taschenbuch für junge Kaufleute; aber daß überhaupt der Mensch sich unwert mache des Großen, wenn er das Kleine, Kleinliche möchte ich sagen, verachtet, wirst doch auch du sicher nicht behaupten wollen. In unserer Schule sollten auf einmal die Prämien nach Altersklassen und nicht mehr wie früher nach Verdienst verteilt werden. Der Pfarrer hatte dabei sicher die gute Absicht, so auch dem ärmsten Kinde zu einer hübschen Prämie, einem ordentlichen Gebetbuch zu verhelfen. Aber man hat das, wie löblich es auch scheinen mochte, gar bald wieder aufgeben müssen.

M.: Natürlich! Weil der Wetteifer aufhörte, nachdem man es den Kindern nahelegte, sich nach dem Alter zu klassifizieren.

L.: Nun, ist's anders, wenn einzelne ihrer bevorzugten Stellung sicher sind, während andere nicht wagen dürfen, nach einer solchen zu ringen?

M.: Aber deinen Vergleich hättest du doch eigentlich nicht bringen sollen. Er zeigt eben, wohin deine Gleichmacherei führt: Der der Gesellschaft so nützliche Wetteifer hört auf —

L.: sobald es Klassenschranken gibt.

M.: Du redest aber doch selbst immer vom sog. vierten Stand und beweisest mir trotz allem und allem, daß dieser wenig mit den andern gemein hätte und nur selten mit ihnen gehen könne.

L.: Und du hast mir das um so eher zuzugestehen, da du einen solchen Unterschied, z. B. in der Bildung, selbst behauptest. Soll nun dieser Unterschied ewig fortbestehen? Du hast nicht geleugnet, daß es in der jetzt sozusagen macht-

los dastehenden Mehrheit viele Talente gäbe, die jetzt der Gesellschaft verloren sind, indem sie nie eine ihrer würdige Stellung zu erringen vermögen, wo sie, mit allen bereits errungenen Kulturschätzen ausgestattet, zum Wohle der Gesamtheit nach den höchsten Zielen streben könnten. Du wirst nun auch mit mir den der Gesellschaft aus ungleicher Rechtsverteilung erwachsenden Verlust beklagen und noch mehr: Du wirst mit mir fürchten, daß die so zurückgehaltene Kraft sich einmal gegen alles Bestehende kehre, wie ein mächtiger Strom, mit Gewalt aufgehalten, solange anschwillt, bis er endlich die Schranken zu durchbrechen vermag.

M.: Nun denn, so macht man es auch, wenn man mit einem schwachen Strom große Holzmassen vom Platze bringen will.

L.: Nein, dann wartet man nicht, bis das Wasser selbst die sog. Stube durchbricht, weil sonst der losbrechende Strom auch die angrenzenden Wiesen überschwemmen und so mehr, weit mehr schaden als nützen könnte.

M.: Du und deine Gesinnungsgenossen wünschten also, um ohne Bild zu reden, keine Revolution?

L.: Eine Revolution mit Heugabeln und Pflastersteinen ist immer etwas Furchtbares. Schon im Interesse der hohen Kultur, die wir bereits errungen, könnte kein Menschenfreund wünschen, daß des Volkes von niemand zu schätzende Kraft, sich plötzlich entfesselnd, sich gegen alles Bestehende wende, um, was nicht zu vermeiden, mit dem Unkraut auch den Weizen auszuraufen. Warum reden wir uns so oft heiser? Warum gehen wir mutig dem entgegen, was jeden bedroht, der für die Armen und Elenden einzustehen wagt? Wünschten wir durch rohe Gewalt den Sieg des vierten Standes errungen — o, dann könnten wir ruhig und still in einem Winkel sitzen und, von keinem Menschen ange-

feindet, ganz gemütlich warten, bis der Strom stark genug sein wird, um die Schranken zu durchbrechen. Wir wollen die bereits errungenen Kulturschätze erhalten und vermehren für alle und durch alle. Für diesen großen Zweck soll alle gereifte männliche Vernunft gewonnen, alle Kraft angespannt werden, die jetzt ziel- und zwecklos sich selbst verzehrt oder gar sich dem Bestehenden feindlich gegenüber stellt und alles in Jahrhunderten und Jahrtausenden mit dem Schweiß und Blut der Edelsten, Bevorzugtesten Errungene zu vernichten droht.

M.: Nach diesem hätte es bisher der armen sündigen Menschheit an nichts gefehlt, als am allgemeinen Wahlrecht. Und doch war es die Menge, die den Sokrates vergiftete und dem Größten unter den Großen ihr „Kreuzige" entgegenschrie?

L.: Ich habe dir schon gesagt und du weißt selbst, daß die Menge nur den Vorteilen der bevorzugten Klasse diene. Das Ungeheuerste, was die Geschichte uns erzählt, entstand immer daraus, daß dieser Zustand von den Gesetzen, die stets der Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse der Mächtigsten gewesen sind, gutgeheißen, so unveränderlich gemacht und mit einer so festen Mauer umgeben wurde, als das den Menschen nur immer möglich war. Sollte eine Gesetzgebung, die nur das Werk derjenigen war, die auf Unkosten aller übrigen groß und mächtig wurden, andere Früchte tragen? Könnte ein Rechtszustand, der nur auf den Schwächen, den Leidenschaften der Menge ruhte und der die von ihm Gehobenen und Getragenen gleichsam zwang, mit ihm auch seine Grundlagen zu erhalten — könnte so ein Rechtszustand wohl verglichen werden mit dem, der sich auf die Vorzüge der Menschen stellt und innerhalb dessen sich die edelsten Kräfte, die schönsten Eigenschaften aller frei und zum Wohl des Ganzen entwickeln

werden? Nein, Michel, die Bildung einzelner ist keine Garantie für den Fortschritt aller, sondern eher das Gegenteil, denn Wissenschaft ist Macht.

M.: Ich glaube dich zu verstehen, wenn ich auch nicht einverstanden bin. Gerade wenn du einzelne nicht allzu mächtig wissen möchtest, kannst du das allgemeine, gleiche Wahlrecht nicht wünschen, denn du mußt doch auch wissen, wie leicht der Hans und der Josef zu gewinnen sind.

L.: Ob der Hans und der Sepp von dem oder diesem*) gewonnen sind und was der Jodok und der Kaspar meinen, war bisher verdammt gleichgültig.

M.: Bisher! Aber nun würde das eben bei weitem nicht mehr gleichgültig sein und diese guten Freunde könnten traurige Erfahrungen machen.

L.: Gut! das sollen sie auch und dann werden sie schnell weiter kommen, wenn sie allenfalls wirklich auch noch nicht weiter sein sollten. Eben darum nenne ich das allgemeine Wahlrecht und die damit gegebene Öffentlichkeit der allgemeinen Angelegenheiten eine Volksschule, in der sich die edelsten Kräfte, die schönsten Eigenschaften aller zum Wohl des Ganzen frei entwickeln, das Böse aber schon der Öffentlichkeit wegen in den Hintergrund gedrängt wird. Noch ist der gemeine Mann gewissenhaft, noch fehlt ihm nicht das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit. Er wird nicht mehr gleichgültig bleiben, sobald er nicht mehr aller Welt gleichgültig ist. Jede Saite zittert, wenn ein verwandter Ton angeschlagen wird, und das bisherige Verhalten des gemeinen Mannes beweist nur, daß der verwandte Ton noch nicht angeschlagen wurde. Ist's doch noch nicht hundert Jahre, seit die damals bevorzugten Stände auch den Bürger als unfähig und unwürdig jedes

*) Diesem, mundartlich = jenem.

politischen Rechtes erklärten und noch heute kann man ähnliches in gewissen Kreisen sattsam hören. Das Volk aber hat gezeigt, wie es hierüber denkt. Denn wie fremd ihm auch die Größen der Landtage zu sein scheinen, es trägt und stützt doch die Rechte des Bürgers, was von diesem — wenigstens indirekt — auch immer zugestanden wird, indem er sich um seinen Beifall bemüht. Es wäre traurig und eine Schande unseres aufgeklärten Jahrhunderts, wenn die herrschenden Klassen die Kraft und Bildung der nicht mit Glücksgütern gesegneten vier Fünfteile der Gesamtheit, die schon durch die Forderung gleiches Rechtes für alle ihr Dasein verkündet, von der großen Kulturarbeit ausschließen, sie ihr feindlich gegenüberstellen oder in andere Kanäle drängen wollten.

M.: Nun, du magst in mancher Beziehung recht haben, nur ist noch sehr fraglich, ob die Verhältnisse dem gemeinen Mann erlauben, sich so zu bilden, wie es nötig wäre, wenn dieses Recht wahrhaft gute Früchte tragen sollte.

L.: Es ist doch ein Elend, daß die Verhältnisse den gar nichts erlauben, durch den sie bestehen. Woher kommen die Soldaten, die das Teuerste, ihr Leben, für den Bestand einer gesellschaftlichen Verbindung einsetzen müssen? Wer zahlt die meisten Steuern? Wer arbeitet und schwitzt für alle? Ist etwa das auch Teilung der Arbeit, wenn die einen die Mühen, die anderen die Genüsse haben? Wenn die einen säen für alle und die anderen ernten nur für sich? Wenn der Jäger es dem Zusammenleben mit anderen, wenn er es der bereits vorrätigen Arbeit verdankte, daß er sich bessere Werkzeuge verschaffen konnte, ist's etwas anderes, als beim Sohn unseres Jahrhunderts, der, wenn auch mit allen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgestattet, auf einer öden Insel doch wieder so ziemlich von vorn würde anfangen müssen? Und so viele sollten von den Früchten einer

Verbindung, zu der ſie gehören, der ſie manches Opfer bringen, zwar nicht ausgeſchloſſen ſein, aber doch faſt nur das erhalten, was ihnen der Zufall oder ein Sturm vielleicht noch unreif in den Schoß wirft! Nein, du biſt ein zu guter Michel, um nicht allen, den Chriſten und den Juden, aber auch den Armen und den Reichen, gleiches Recht auf die Kulturſchätze zu wünſchen, die die Größten und Edelſten oft um den höchſten Preis erkämpft haben; und ein zu beleſener Michel biſt du, um nicht zu wiſſen, daß die Bevorzugung einzelner oder einer Klaſſe auf Unkoſten aller der Entwicklung der Geſellſchaft zum Höchſten nachteilig und hinderlich iſt.

M.: Ich kann in der Eile nichts ſagen als: „Dieſe Spitzfindigkeiten nötigen mir eher ein Zugeſtändnis ab, als daß ſie mir eine Überzeugung beibringen*).“

L.: Wenn du bisher deine Überzeugung ausgeſprochen haſt, ſo ſind wir ja in der Hauptſache ſchon völlig eins. Auch du ſagſt, daß man einer ganzen Klaſſe eine Befähigung noch nicht abſprechen dürfte, wenn ſie dieſelbe auch wirklich noch nie gezeigt hätte, und auch, daß die Klaſſenvorrechte wie in der Schule ſo überall der Entwicklung und dem wahren Fortſchritte hinderlich ſeien. Wir haben ausgemacht, daß durch das allgemeine, gleiche Wahlrecht nicht nur die auf Unkoſten anderer oder wie immer groß Gewordenen, ſondern die Tüchtigſten am meiſten Einfluß bekommen würden. Denn erſt dadurch wird die Wiſſenſchaft wahrhaft eine Macht werden, während jetzt nur einzelne ſich aneignen können, was die Wiſſenſchaft bringt. Es handelt ſich jetzt alſo nur noch um die Ungunſt der Verhältniſſe, d. h. es handelt ſich darum, daß der ſog. gemeine Mann noch nicht iſt, was er erſt durch das allgemeine Wahl-

*) Cicero, Tuskulanen, I, 16.

recht und nur durch dieſes, nicht etwa ſchon durch „aufklärende“ Zeitungsartikel, werden kann, werden wird und werden muß. Schon die Parteikämpfe in Vorarlberg, das noch vor wenigen Jahren keine eigene Zeitung hatte, haben, wer wollte das leugnen, die Aufmerkſamkeit des Volkes geweckt, obwohl es mit keinem Teil unbedingt gehen mochte. Immer mehr Verſtändnis äußert ſich für die Fragen und Forderungen der Gegenwart und ich ſage mit Freude: Es hat ſich hier im letzten Jahrzehnt manches geändert, was doch nur den Menſchen zuzuſchreiben iſt, die jedenfalls über den Verhältniſſen ſtehen oder doch ſtehen ſollten. Ich komme hier vom Beſonderen auf das Allgemeine. Sage mir: Was überhaupt iſt das Menſchliche oder das Göttliche im Menſchen? Was erhebt ihn über alle Geſchöpfe? Was verſteht man unter Seelengröße, Tugend, Heiligkeit anderes, als daß der Menſch herrſche über die Welt, über das Tier und das Weltliche, Tieriſche in ihm? Darum eben iſt die Geſchichte, die Entwicklung des Menſchengeſchlechtes, ein Kampf mit der Natur, ein Kampf mit den Verhältniſſen. Alle ſollten gleich, d. h. nach Kräften an dieſem Kampfe teilnehmen können, und aller gereiften männlichen Vernunft, die von Gott geſetzt war, „über die Erde zu herrſchen“, wird der Sieg nicht fehlen. Ein Sieg, deſſen Glanz keine Träne verdunkelt, dem kein Fluch folgt, ein Sieg, deſſen Preis kein neuer Feind mehr ſtreitig macht, ſo daß alle ungeſtört bauen können an dem neuen Tempel, an der wahren chriſtlichen Kirche, die dann auf dem feſteſten, breiteſten Grunde, auf Gleichberechtigung und allgemeiner Bildung ruht.

Drittes Geſpräch.

Michel: Deine letzten Reden haben mich ordentlich warm gemacht; du haſt etwas gelernt bei den Deutſchen draußen in ihren Vereinen. Doch wenn man ſo alles überlegt, wenn man, ſtatt von der Begeiſterung ſich hinreißen zu laſſen, die ſteingraue Wirklichkeit ſich anſieht, dann — lieber Vetter — kommen einem immer neue Bedenken. Ja, wenn man ſo wie du ſich über alle Verhältniſſe ſtellte, dann wär's freilich hübſch und gut; doch ſag' mir einmal: Wähnſt du nicht, die Selbſtſucht ſei auch eine Macht?

Lehrer: Allerdings — und am größten iſt dieſe Macht, wenn der einzelne ſich einer Menge anderer einzelner gegenüber ſieht.

M.: Am Ende iſt wohl jeder ſich ſelbſt der Nächſte und auch dem weiſeſten Geſetzgeber wird es nie gelingen, alle Bürger eines Staates zu tüchtigen Politikern und zur Opferwilligkeit heranzuziehen. Jeder wird zunächſt eben für ſich ſelbſt ſorgen.

L.: Und weil er dazu ein Recht hat und ſogar verpflichtet iſt, ſo ſoll auch jeder gehört werden, ſollen alle durch ihre Gewählten bei der Geſetzgebung vertreten ſein, dabei mitreden können.

M.: Da würde man allerlei zu hören bekommen.

L.: Verſteht ſich!

M.: Es gibt z. B. noch viele Leute, die weit weniger verdienen, ſeitdem man die Kraft des Dampfes ſo gut zu benützen weiß. Dieſe nun verfluchen alle Maſchinen, alle Dampfkeſſel als die wahren Höllenrachen, aus denen Elend und Not wie nie vorher auf die Welt gekommen ſei. Manche erwarten mit Sehnſucht den Tag, an dem ſie einmal ihren Zorn an den „verfluchten Zwingburgen der Neuzeit" auslaſſen könnten.

L.: Ganz begreiflich!

M.: Und das ſagſt du ſo ruhig?

L.: Es beſtätigt nur, was ich vor acht Tagen vom gewaltſam zurückgehaltenen, allen Kulturpflanzen Verderben drohenden Strom bemerkt habe.

M.: Und mit ſolchem Material wollteſt du den ſtolzen Tempel aufbauen, von dem du mir damals vorpredigteſt?

L.: Warum nicht? Selbſtſucht findet man auch in Kreiſen, wo ſie noch viel weniger zu entſchuldigen iſt.

M.: Aber dieſe Dummheit, die überall „halt!" ſchreit, wo man ſie nicht voranläßt!

L.: Gar ſo dumm darf man die guten Leute denn doch nicht ſchelten.

M.: Alſo auch da noch finden ſie an dir einen Verteidiger! Das iſt allerdings noch unbegreiflicher, als ihr Toben gegen Einrichtungen, deren Vorteile für alle und mithin auch für ſie, die Tröpfe eben nicht einzuſehen vermögen.

L.: Der Vorteil der Maſchinen für die Geſamtheit beſteht nach meiner Anſicht darin, daß durch ſie den Menſchen ſowohl Arbeitskraft als Arbeitszeit erſpart wird. Nun aber haben wir ſchon gehört, daß die von der Menſchheit bereits errungene Macht über die Verhältniſſe viel ungleicher verteilt iſt, als angemeſſen iſt unſerer Idee von der Geſellſchaft, in der alle für jeden und jeder für alle da ſein ſollten.

M.: Du wünſchteſt alſo gleiche Verteilung des Beſitzes unter alle?

L.: Ich wollte wirklich, die Menſchheit wäre fähig, der erſten Chriſtengemeinde zu gleichen.

M.: Das iſt ſie aber nicht!

L.: Nein, und wird es ſobald nicht werden. Daher wünſche ich auch nicht gleiche Verteilung des Vermögens, ſondern, was ganz billig iſt und von den jetzigen Bedürf-

nissen und dem jetzigen Bildungsgrad des Arbeiterstandes gefordert wird, ich möchte gleichen Anteil für alle an den Vorteilen der Vergesellschaftung und an der Macht der Menschen über die Naturkräfte.

M.: Nun, das haben wir ja schon; kauft doch der Arme wie der Reiche billiger ein, seit die Dampfkraft die anstrengendsten Arbeiten hat übernehmen müssen.

L.: Allerdings! Die Vorteile haben sie beide gemein; aber einzig auf Kosten des armen Arbeiters, der nun seine Kraft und seine Zeit viel billiger zu verkaufen gezwungen ist.

M.: Das Niederreißen der Fabriken wäre demnach also die erste große Tat der sich zur höchsten Tugend entwickelnden Menschheit!

L.: Wann habe ich es beklagt, daß jetzt die Naturkräfte für den Menschen arbeiten? Aber bitter beklagt haben wir beide, daß einzelne, die einen Zweck verfolgen, die Menschen nur noch nach ihrer Dienlichkeit zur Erreichung desselben, also oft weniger als ein Roß oder eine Maschine schätzen. Es kam dir schauderhaft vor, daß dein Ältester nur noch als Werkzeug galt, was er als solches gegenüber Pferden und anderen Werkzeugen wert war. Nun sage mir aber: Was müssen die Millionen denken und empfinden, die immer Werkzeuge sind, sie mögen Kleider kaufen oder Kinder zeugen, sie mögen tanzen oder arbeiten, salzen oder schmalzen, sich verehelichen oder ausziehen in den Krieg?

M.: So dient eben jeder der Gesamtheit.

L.: Sie dienen aber eigentlich nur einzelnen, und indem sie deren Vermögen vermehren helfen, vergrößern sie auch deren Vermögen, immer neue Kräfte sich dienstbar zu machen, und müssen so Waffen schmieden gegen sich selbst und die eigenen Kinder. Das soll, das muß anders werden; der Arbeiter muß wieder sein eigener Unternehmer werden,

damit ihm der volle Arbeitsertrag zukomme und er wirklich teilhabe an den Wohltaten der Vergeſellſchaftung und der Macht des Menſchen über die Natur.

M.: Ich habe ſchon von ſolchen Vereinen gehört, die Ähnliches anſtreben. Doch für die Landbevölkerung, für den Bauer im Bregenzerwald käme da nichts heraus als, wenn es den Arbeitern gelänge, ſich zu einigen, etwas höhere Preiſe der Gegenſtände, die wir nun einmal kaufen müſſen. Wir ſollten ſolchen Beſtrebungen feindlich gegenüberſtehen, denn hier iſt, wenn auch manches Gütlein ſchwer belaſtet ſein mag, denn doch noch jeder ſein eigener Unternehmer.

L.: Wenigſtens wähnt er noch, das zu ſein; in der Tat aber verhält es ſich ſo: Der Hans bekommt von der Hinterlaſſenſchaft des Vaters z. B. 800 Gulden, alſo eine Summe, von der er nicht lange zehren könnte. Hat er nun, wie viele Bauernſöhne, kein Handwerk gelernt und fällt nicht ihm das Anweſen zu, auf dem er zu Lebzeiten des Vaters Arbeit und Brot hatte, ſo muß er ſich gleich Werkzeuge zum Arbeiten, Grundſtücke, kaufen. Für 800 Gulden bekommt er aber nicht genug Werkzeuge, um ſich damit durchzubringen; er muß ſeine Werkzeuge viel teurer, ja vielleicht gerade um die 800 Gulden zu teuer einkaufen. Denn es ſind immer mehrere, die Werkzeuge kaufen müſſen, um ſich erhalten zu können. So wird natürlich der Preis ſo hoch hinaufgetrieben, daß nichts mehr zu gewinnen iſt, und unſer Hans muß daher ſo gut mit fremden Werkzeugen arbeiten wie der Fabrikler. Ich behaupte: Der Bregenzerwald iſt unter den jetzigen Verhältniſſen beiläufig ſo viel wert, als durch die Summe ſeiner Schuldenlaſt ausgedrückt wird. Das Vermögen der Bauern aber beſteht in der Summe, um welche der Preis höher iſt als der wirkliche Wert, denn darin liegt ja die Konkurrenzkraft. Daß ich

hier nur vom Grundbeſitzer, vom eigentlichen Bauern rede, kannſt du, der mich dazu aufforderte, dir denken *).

M.: Da iſt unſer Hans allerdings ſchlimm dran mit ſeinen 800 Gulden; wenn er aber nun 8000 bekommen hätte?

L.: So hätte er als Bauer eine wenigſtens zehnmal ſtärkere Konkurrenzkraft.

M.: Nach dieſem müßte das wirkliche Vermögen in den letzten zwanzig Jahren bedeutend gewachſen ſein.

L.: Allerdings in den Preiſen des Holzes und unſerer Produkte wurden uns auch die Arbeiten für beſſere Verbindungsmittel zurückbezahlt, der Handel hat angefangen, ſich zum Verkehr zu erweitern.

M.: Wie iſt das zu verſtehen?

L.: Wenn einzelne den Tauſch für alle beſorgen, ſo iſt das einfach Handel; wenn mehrere, wenn alle tauſchen könnten, iſt das, wie Carey ſagt, Verkehr. Je beſſer die Verbindungsmittel ſind, deſto lebhafter wird der Verkehr und deſto billiger das ihn vermittelnde Werkzeug. Ein Brief von Bregenz nach Wien braucht höchſtens zwei Tage, einer von Bregenz nach dem neun Stunden von dort entlegenen Dorf Au manchmal eine ganze Woche und doch koſtet der Brief nach Wien fünf, der nach Au neun Neukreuzer. Dort dient die Poſt dem ſtarken Verkehr, hier ſcheint ein ſo ſchwacher Verkehr vorausgeſetzt zu ſein, daß er dem Gerichtsboten untergeordnet wurde. Du kennſt die Nachteile dieſer einer früheren, noch ziemlich ruhigen Zeit entſtammenden Einrichtung ſo gut, daß ich wohl gleich auf die Anwendung meines Vergleiches übergehen darf.

*) Es iſt allgemein anerkannt, daß hier der mittelloſe Handwerker ſich beſſer befindet, als der im ſelben Grade mittelloſe Bauer, wenn dieſer nicht nebenbei ſich auch als Handwerker etwas zu verdienen imſtande iſt.

Der wöchentlich zweimal kommende Gerichtsbote und ſolche, die man oft auf eigene Rechnung aufs nächſte Poſtamt ſchicken muß, ſind hier gleichſam die Händler, deren einzelne Gänge um ſo mehr von ihrem Werte verlieren, je mehr gezwungen ſind und je öfter ſie gezwungen ſind, ſolche Diener des Verkehrs neben dem früheren allmächtigen Beherrſcher desſelben, dem Gerichtsboten, ins Feld zu ſchicken. Und nun, da wir glücklich an unſerer Heimat angekommen ſind, finden wir viel Altes und Bekanntes wieder. Wenn der Käsproduzent noch immer daſtehen und warten muß, bis der Händler kommt und ihm die Summe nennt, die er ihm für ſein Produkt geben will, ſo iſt der Händler nicht das Werkzeug und den frommen „Wäldern" muß man nachreden, daß bei ihnen das umgekehrte Evangelium gilt, indem da viele für einen leiden.

M.: Das wäre allerdings ſo, wenn nur einer einkaufen wollte; ſo aber wird der Preis durch die freie Konkurrenz geregelt. Jeder Händler ſucht aus bekannten Gründen möglichſt viel einzukaufen.

L.: Und möglichſt billig; denn die freie Konkurrenz wird ihm den Preis auch regeln beim Verkauf, der doch dem Händler das Wichtigſte iſt und ſein muß. Ich glaube, dir hat neulich ein Wiener Zeitungsartikel den Kopf ein bißchen verdreht; ein Artikel über Arbeiterfragen, deſſen Herr Verfaſſer „die Unternehmer einander die Arbeiter und Werkmeiſter ſich wegfiſchen" läßt.

M.: Ich geſtehe, daß ich darin gar nichts ſo Unebenes fand.

L.: „Kapital und Intelligenz repräſentieren" nach jener Auffaſſung „den Unternehmer". Gut! Und dieſem mächtigen Unternehmer gegenüber ſteht der Bauer, deſſen Lage wir ſchon beſprochen, oder der Arbeiter, der wie jener leben und verdienen muß, während das Kapital frei und

groß und allmächtig dasteht und seinen Besitzer trägt. Ich möchte zur Abwechslung doch einmal so eine Wegfischerei der Arbeiter und Werkmeister sehen. Es müßte ein herrliches Schauspiel sein: den Arbeiter auf seinem Produkte thronend, die armen Kapitalisten aber um ihn herum sich drängend und fischend zu erblicken, und ich gebe dir hundert Gulden für so eine Szene auf dem Markt der Welt. Die fernere Behauptung, daß „Kapital und Intelligenz, die den Unternehmer vorstellen, sich mehren", ist nicht anzustreiten; ob aber, solange diese Vermehrung wie bisher vorgeht, darum auch die Unternehmer sich mehren, ist keine Frage mehr für den, der sich nur ein wenig auf dem Marktplatz umsah, auf diesem Schlachtfelde des Kapitals, wo nur die und immer von neuem die Sieger bleiben, welche die meisten Hilfstruppen aufzustellen imstande sind. Da müssen der Unternehmer immer weniger werden, der arme Arbeiter, dessen Ausbeutung der Zweck dieses Krieges aller gegen alle ist, verliert bei diesem Kriege sowohl, wenn sein Arbeitgeber als Großmacht aus dem Kampfe hervorgeht, als wenn er geschlagen wird.

M.: Es ist freilich traurig!

L.: Und unnatürlich dazu! Drum wird, drum muß es anders werden und auch für den vierten Stand seine Zeit kommen. Er hat ein Recht auf den ganzen Ertrag seiner Arbeit, auf volle Gleichberechtigung und muß daher auch in die Lage gebracht werden, als sein eigener Unternehmer an den Wohltaten der menschlichen Vergesellschaftung teilzunehmen.

M.: Aber jetzt ist er dazu noch nicht fähig.

L.: Wann, wenn du das aussprechen kannst und darfst, wann ist der Mensch fähig, zu seinem Rechte zu kommen? Soll er etwa außer demselben dazu erzogen werden?

M.: Es würde allerdings schon ein Fortschritt und

ein Beweis höherer Befähigung sein, wenn es z. B. gelänge, die vor einem Jahr schon viel besprochene Vereinigung der hiesigen Bauern zur gemeinsamen, auf eigene Rechnung zu betreibenden Verwertung der Produkte der Milchwirtschaft zustande zu bringen.

L.: Und ist je ein einmal in bestimmter Form zutage kommender Gedanke überall so eifrig besprochen worden wie dieser? Hat sich wenigstens hier herum je eine Idee schneller verbreitet und Anhänger in allen Kreisen gefunden?

M.: Nein, aber vom Wort bis zur Tat ist denn doch gewöhnlich noch eine weite Strecke.

L.: Wenigstens bei bloßen Wortmachern; aber die Bauern sind gewöhnt, der einmal gewonnenen Überzeugung Ausdruck zu geben und vielen und immer mehreren leuchtet es ein, daß die Vereinigung der Bauern zu Selbstunternehmern die Wirtschaft heben und dem gemeinen Mann nicht nur zu einem höheren Ertrag verhelfen, sondern ihn auch rühriger und tüchtiger und für die Zukunft unabhängiger machen würde.

M.: Aber wo Geld dazu hernehmen?

L.: Sag' mir fürs erste: Fordern die Händler von den ins Geschäft gesteckten Summen keine Zinsen?

M.: Sie wollen und müssen diese allerdings auch verrechnen.

L.: Allerdings! Und das ist für jetzt genug zugestanden. Sie haben oft nicht eigenes Kapital, mit dem sie unsere Arbeit sich fruchtbar machen, und sie wollen natürlich nicht nur Zins, sondern auch Lohn und Profit. Ist das alles nicht mehr zu bekommen, so gibt der Händler sein Geschäft auf und wir sind dann, gerade im schwierigsten Fall, wenn alles stockt, dennoch auf uns selbst angewiesen. Jetzt läßt man, wie gesagt, den vierten Stand politisch

und ſozial nur etwas gelten, denkt nur an ihn, wenn man ihn ausbeuten will.

M.: Die Sache wäre ſchon gut; aber wer dem Volk oder, wie du ſagſt, dem vierten Stand helfen will, dem geht es wie einem, der ein recht unartiges und, wenn ich ſo ſagen darf, verkommenes, ſchmutziges Kind waſchen und kämmen will.

L.: Und wenn es auch ſo wäre, man würde und müßte doch für das Kind ſorgen, ſchon weil es mit zur Familie gehörte, der es ſonſt durch ſein Ausſehen wenig Ehre machte. Jedoch wird das Kind ſich der Bemühungen ſeiner Freunde würdiger zeigen, als du fürchteſt, es wird groß und ſtark und gut werden durch das Recht, durch welches es gehoben und erzogen wurde.

M.: Anderwärts vielleicht wohl, aber hier herum?

L.: Wir haben ſchon ausgemacht, es ſei zuweilen ein Beweis von Einſicht und Geſundheit, wenn man dem nicht folgt, der ſich uns als Ratgeber und Führer vorſtellt. Einzelne blendet die Neuheit eines Gedankens und mit dieſen iſt nicht viel gewonnen; das Volk aber will Wahrheit und Recht. Als die lauteſten Parteien im Ländchen ſich zu bekämpfen begannen, ſuchte man vergebens auch den ſog. gemeinen Mann ins Getümmel des Gefechtes zu ziehen; aber das war kein Beweis, wie er ſich verhalten würde, wenn die Fahne für volle Gleichberechtigung aufgepflanzt werden ſollte. Es wäre wenigſtens unartig, zu behaupten, daß er auch dann gleichgültig bleiben werde und nicht einſtehen für gleiches Recht auf die Wohltaten der Vergeſellſchaftung.

M.: Der Sieg einer ſolchen Partei müßte aber zu einer Herrſchaft des vierten Standes führen.

L.: Wenn die Menge doch gar ſo bildungsarm wäre, ſo ſäh' ich nicht ein, wie und warum, da ja die rohe Kraft

sich immer mehr und mehr der höheren Intelligenz unterordnen muß. Freilich hast du noch zugestanden, daß man einer ganzen Klasse eine Befähigung denn doch nicht rundweg abstreiten dürfe.

M.: Da wäre dann aber wieder nicht von Gleichberechtigung, sondern nur von der Herrschaft des Arbeiterstandes die Rede.

L.: Ich werde hier nicht um Worte streiten, aber auch keine Worte fürchten. Die Ausbeutung derjenigen, die für alle arbeiten und sorgen, muß ein Ende nehmen, der entsittlichende Krieg aller gegen alle muß aufhören und wird aufhören. Denn alles der großen Mehrzahl Unerträgliche hat einmal aufgehört. Jeder nur etwas gebildete Arbeiter weiß das, wie das Gebahren der vielen, in letzter Zeit entstandenen Arbeitervereine deutlich genug beweist. Preußen hat den Arbeitern schon bedeutende Zugeständnisse gemacht, obwohl auch dort noch nicht alle Arbeiter, alle Teile des Volkes sich ihrer Lage bewußt worden sind. Preußen hat nicht auf diesen, dem Thron und der schon errungenen Kultur gefährlichen Augenblick gewartet und sollten wir beide dem Volke weniger zutrauen, als ein König, der seine Krone vom Tische des Herren nahm? Sollten wir uns stolz erheben gegen eine Klasse, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdient? Nein, Michel! Freuen wollen wir uns über das Morgenrot einer schönen Zukunft und mit allen erlaubten Mitteln der Menschheit zur Ehre und zum Wohl dahin streben, daß die Klasse stark und mächtig werde und neben den anderen stehe, in die einzutreten jedem möglich, am Anfang aller Geschichte von Gott geboten und für die Gesamtheit vorteilhaft ist.

Skizzen aus Vorarlberg.

(„Österreichische Gartenlaube" III. Jahrg. [1868] Nr. 7.)

Ernst, ja unfreundlich schauen die schneebehangenen Berge hinab in die stillen Täler, welche sie trennen. Früh und recht ungeschickt hat der Winter dem ehrlichen Herbst in das Handwerk gepfuscht und was unsere Bergtannen von seiner kalten Last noch abzuschütteln vermochten, das stürzte, zu donnernden Lawinen angewachsen, in die Täler, die schlechten Wege zerstörend und sie abreißend wie schwache Fäden, welche die einsam zwischen Bergen versteckten Dörfer mit der „Welt" zu verbinden suchten.

Hier zieht der Winter wie ein Eroberer ins Land. Alles fesselt er und selbst das harmlose Geschwätz der munteren Bäche ist während der Zeit seiner Herrschaft strenge verboten. Aber welch ein eifriger Gegner des Partikularismus er auch zu sein scheint, so werden die aus der Geschichte und Abstammung der Einwohner Vorarlbergs noch vorhandenen Keime desselben doch gerade durch ihn groß gezogen in der Wärme der Stuben, in die er alle treibt. Man sollte glauben, unsere Bauern, die sich doch um Geschichte so wenig zu kümmern scheinen, hätten recht genug an der durch ihren gelehrten Landsmann Josef Ritter von Bergmann gewonnenen Unterscheidung zwischen Gemeinden deutscher, romanischer und gemischter Abstammung. Aber merkwürdigerweise unterscheiden sie noch feiner. Nicht nur Tannberger und Walser, Vorder- und Hinterbregenzerwälder; ein, fast jede der hundert Ortschaften des kleinen Grenzländchens pocht trotzig dem Nachbardorf gegenüber auf ihre Eigenart und auf ihre besonderen Sitten. So hat sich denn manche aus der Geschichte erwachsene Besonderheit im Laufe der Jahre nur

noch schärfer ausgeprägt. Die Charaktereigentümlichkeiten der Bewohner eines kleinen Talkessels werden um so weniger verwischt, da die Bevölkerung ihre Hochzeiten und Feste fast nur im Winter zu feiern pflegt, wo nur selten die Bewohner der verschiedenen Nachbargemeinden daran teilnehmen. Fast einzig bloß auf Jahrmärkten haben alle Gelegenheit, sich zu sehen. Aber da in Geschäftssachen ganz besonders beim Bauern alle Gemütlichkeit aufhört, welcher sich stets mit Mißtrauen zu umpanzern pflegt, so muß dieses gleichsam bewaffnete Zusammenkommen weit eher eine Trennung als eine Annäherung herbeiführen. Und hierin sind die am Rhein und am Bodensee kaum weiter als die Bauern an den Quellen der Aach und der Ill. Da wie dort hat und pflegt man seine Besonderheiten wie fromme Übungen, indem man fast mitleidig auf die schon anders geartete Nachbargemeinde oder Stadt herabsehen möchte. Es findet sich unter diesen Besonderheiten manches, was gelegentlich „gegartenlaubt" zu werden verdient. Für heute aber nichts Besonderes von den klugen Tannbergern, von den biederen Bewohnern des kleinen Walsertales, nichts Besonderes von dem oder jenem, sondern vom Vorarlberger überhaupt. Das Ländchen hat auch seine Kosmopoliten und hat sie schon gehabt, bevor Handel und Industrie für die fleißige Bevölkerung alte Schranken stürzten und tausend neue Verbindungen in und außer dem Ländchen zu schaffen vermochten. Diese Kosmopoliten entstehen aus denjenigen, die jeden Sommer in der Fremde ihr Brot suchen als Maurer und Zimmerleute, als bildende Künstler oder auch als reisende Krautschneider mit dem glänzenden Krauthobel auf dem breiten Rücken. Wer je so einen Vorarlberger „Fremdler" kennen lernte, dem wird jedenfalls die gegen den Nachbar Tiroler merkwürdig abstechende Leichtigkeit aufgefallen sein, mit der er sich

binnen wenigen Wochen in ganz fremde Formen und Verhältnisse hineinzuleben vermochte. Und wenn man nun hört, daß aus dem für ein Gebirgsland sehr stark bevölkerten Vorarlberg, besonders von dort, wo es noch keine Maschinen zu bedienen gibt, alljährlich Hunderte und Hunderte in die Fremde ziehen, um im Dezember reicher an Geld und Erfahrung zu den Ihren zurückzukehren, welche unterdessen das kleine Bauerngut bearbeiteten, so wird man wohl kaum begreifen können, wie trotzdem die erwähnten Besonderheiten immer noch fortbestehen können. Das Zollamt am Bodensee ist freilich zuweilen sehr streng, aber es durchsucht ja doch nur die Taschen und das Gepäck des Heimkehrenden. In seinem Kopfe könnte er manches versteckt haben, was nach einem uralten Ausspruche zollfrei ist. Doch vielleicht trug der Fremdler das in der Welt draußen Angelebte nur wie seinen Krauthobel oder die Arbeiterschürze und hat alles lächelnd weggelegt, als er wieder zu den lieben Seinigen gekommen ist. Er machte alles so natürlich, daß man ihm, wie pfiffig er auch ist, doch eine solche List kaum zugemutet hätte. Besuchen wir also lieber selbst, etwa am Weihnachtsabende, die eingeschneite Wohnung, in die er soeben wieder zurückgekommen ist.

Auf dem Tische ausgebreitet liegen die mitgebrachten Geschenke für Eltern und Geschwister. Daneben dampft ein „gesteifter" Kaffee; denn der Braten, von dem die Mutter erzählt, darf heute, am gebotenen Fasttage, durchaus nicht aufgetischt werden. Schon wegen der Nachbarn nicht, die zur Begrüßung des ehemaligen Schulfreundes gleich herübergekommen sind. Wird doch „seinen Eigenen" himmelangst, wenn er lächelnd bemerkt, daß man es mit so etwas in der Welt draußen bei weitem nicht so genau nehmen dürfe. Freilich entschuldigt ihn die Mutter inner-

lich beſſer noch als er ſelbſt; aber ſie fürchtet, daß er ſich durch ſeine Offenheit hierzulande leicht böſes Spiel machen könnte. Der Fremdler hat viel zu fragen und auch ſelbſt gar manches zu erzählen. Das hilft über die gefährliche Klippe hinaus. Aber dafür iſt bald wieder eine andere da. Er ſagt nämlich, wie man ſich in der Welt draußen immer auf Weihnachten freue. Mit ſcheuen Kindern dürfe man nur von dieſem Feſte reden, dann würden ſie geſprächig. Hier aber wiſſe man gar nichts von dieſem ſchönen Feſte. Der Gottesdienſt in der Nacht ſei die einzige beſondere Feier. Man ſehe den prächtig gekleideten Prieſter und höre ein lateiniſches Gloria ſingen. Das laſſe das Herz kalt und man ſei froh, wenn man endlich die Feſttage mit den vielen Betſtunden überſtanden habe. Der Mutter tut dieſe Rede doppelt weh. Sie ſieht ihren Liebling etwas verweltlicht und glaubt ihm abzuhören, daß es ihm daheim nicht mehr recht und gut ſei. Das wird aber anders, wenn er nun ſagt, er hätte Weihnachten trotzdem nirgends feiern mögen als zu Hauſe. Von aller Pracht und Herrlichkeit würde die Sehnſucht ihn weggetrieben haben in den Kreis der lieben Seinen; da ſei ihm jetzt am wohlſten, wie ſtill und ruhig es auch immer zugehen möge. Daß ihm das Ernſt iſt, ſieht ihm nicht nur die Mutter an. Er redet fröhlich in der Mundart ſeiner Heimat, in deren Brauch er ſich gleich wieder ſo hineinzuleben beginnt, daß er beim Schlafengehen nicht nach dem Weihwaſſerkrüglein zu langen vergißt. Die Mutter hat das lächelnd bemerkt und iſt nun gerne bereit, ihm manches andere dafür zu verzeihen. Nun an Gelegenheit wird es ihr ſicher nicht fehlen. Er hat ſich ſeine Landsleute geiſtig viel freier gedacht, als er ſie wirklich findet. Wie ſchonend er auch manches wohl nur durch ſein Alter Ehrwürdige angreift, er tut den guten Leuten doch oftmals weh und

weckt die Sorge, daß er ſich durch derlei Äußerungen in gar übeln Ruf bringen könnte. Vergebens wendet er ſich oft an ihren Verſtand; aber er hat das Herz der Seinen für ſich und auch die Nachbarn lauſchen ihm gern, wenn er, in ihrer Mundart nach Ausdrücken für ſeine neuen Gedanken ſuchend, ihnen ganze Abende lang aus der weiten wunderbaren Welt Neues erzählt.

Am Sonntag lieſt er im Wirtshauſe ſeinen Schulfreunden die Zeitung vor, für die ſie erſt durch ſeine eingeſtreuten Erzählungen und Anmerkungen das rechte Verſtändnis gewinnen. Herzhafter jedoch als hier, wo er nie weiß, wer hinter der halb offenen Türe des „Herrenſtüble" ſitzt, redet er, wenn er mit den andern auf den Heuzug geht. Stundenweit tragen ſie die ſchweren Schlitten bergauf, durch klaftertiefen Schnee muß ein Weg gebahnt werden bis zu dem ob der Holzgrenze unter kalter Decke verſteckten Bergheu, welches im Sommer mit Lebensgefahr zwiſchen vielköpfigen Felſen neben todbrohenden Abgründen, wetteifernd mit der leichtfüßigen Gemſe, gewonnen wurde. Im Aufklimmen erzählt der Frembler ſeinen wohlhabenderen Gefährten, die des Vaters ſtattlicher Hof beſchäftigt und ernährt, ſowie denen, die mit Not und Mangel ringen, von dem Leben da draußen im Blauen, von der ſchönen Schweiz, von Vereinen und Volksverſammlungen, von Schützen- und Sängerfeſten und allem, was drum und dran hängt. Halbe Viertelſtunden lang läßt er keinem den Platz und denkt nicht einmal daran, daß er ſich doch unterdeſſen den ſchweren Schlitten abladen könnte. Auch die anderen Burſche ſcheinen manches zu vergeſſen. Immer lauter werden Rede und Gegenrede. Der Lärm wächſt und es iſt ſchon vorgekommen, daß er die noch leiſe ſchlummernden Lawinen weckte. Rechts und links begann es zu krachen. Die ernſten Berge ſchienen über ſo uner-

hörtes Gerede unwillig die ſtarren Häupter zu ſchütteln und die Heumacher danken Gott mit den Ihrigen, daß ſie glücklich, wenn auch unverrichteter Sache wieder heimgekommen ſind. Mag man das auch als einen ernſtlichen Wink Gottes zu deuten ſuchen, dennoch, ohne es zu merken, kommt der Fremdler immer wieder zu ſeinen Vergleichen zwiſchen Heimat und Fremde. Immer größer auch werden die Ringe, welche ſein Steinwurf im ruhigen Waſſer erregt. In den entlegenſten Dörfern beginnen ſich kleine Vereine zu den verſchiedenſten Zwecken zu bilden. Es fehlt nicht an Beiträgen zum Betriebe gemeinnütziger Gewerbe, zur Errichtung von Leihbibliotheken und zu vielem, was der Fremdler und alle, die einmal über die Heimat hinauszublicken wagten, als ſo große Wohltaten ſchätzen und empfehlen. Und wenn es nun wieder ſchön und warm wird, ſo daß er von neuem die Wanderung wagt, weil ihn die Heimat nicht ernähren will, blickt manches Auge ihm weit weniger neidiſch nach, ſeit er in den Kreis der Seinen auch ein bißchen aus der Welt hereinzuzaubern vermochte. So ſcheinen in den Tälern des Walgaues, im Montafon und an der Bregenzeraach im Gegenſatze zu den Städten arme, im Kampfe mit tauſend Hinderniſſen geſtählte, von des Gedankens Bläſſe nicht angekränkelte Handwerker die Pioniere des Geiſtes zu werden. Meiſtens unbewußt, nicht beachtet oder gar noch verlacht von denen, die im Herrenſtüble der Wirtshäuſer ſich breit machen; verfolgt ſogar von ſolchen, welche die Bildung nur für das Vorrecht eines Standes, einer Klaſſe halten, nehmen ſie lange ſchon teil an der großen Kulturarbeit unſeres Jahrhunderts. Aber in den ſtets getrennten Gemeinden Vorarlbergs tat es jeder allein, jeder nur für ſich und in ſeinem engen Kreiſe.

Der Kampf war ſchon angegangen. Aber noch fehlte

das Wort, welches die ringsum Zerſtreuten zuſammen auf den Kampfplatz rufen konnte. Man hatte ſo lange jeden Denkenden einen Lutheriſchen genannt, bis dieſes Wort ſeine furchtbare Spitze verlor. Da kam denn, wohl als eine Art Hinterlader für die Ultramontanen, das Wort „Freimaurer" in das Land. Ähnlich einem verſengenden Wüſtenwinde kam es und traf jeden, der nicht tief genug kroch. Wer den Kopf auch nur ein wenig aufrichtete — und das tun ſelbſt die kernigen Bauern nicht mehr ſo ſelten — den brandmalte es, daß man ihn bald im ganzen Gerichtsbezirke kannte. Ja, da hörten ſie zum erſtenmal von einander alle, welche bisher einzeln rangen und unter dem grenzenloſen Haß einer ihnen auf den Leib gehetzten bildungsloſen, frömmelnden Rotte die Hölle auszuſtehen hatten. Sie empfanden als gemeinſame Laſt, was bisher jeden einzelnen mit furchtbarer Gewalt gedrückt hatte. Wie brüderlich ſie ſich nun die Hand reichten, wie mutig ſie ſelbſt ihren allwiſſenden und allmächtigen Pfarrbeamten gegenüber für des Volkes Recht und Freiheit mit Wort und Tat einzuſtehen wagten, ſagt ſchon ihr Name Freimaurer jedem, der die furchtbare Bedeutung kennt, welche er im Munde eifernder Seelſorger und unwiſſender Kapuziner gewann. Ein Freimaurer iſt nämlich der Söldling des leibhaftigen Teufels, dem er ſich mit ſeinem Blute verſchrieb. Natürlich, wie ſollte ein Menſch ſich ſo dem Haß und der Verfolgung ausſetzen, wenn er dafür nicht beſſer als für friedliche Arbeit bezahlt würde! So ein Frömmler, vor dem ſein Schutzengel mit vollen Flaſchen ſteht und hinter dem der Teufel mit feurigen Ketten immer raſſeln muß, damit er auf dem rechten Wege bleibt, ſo ein Erbärmlicher kann es nicht begreifen, wie ein Menſch ſich für Wahrheit und Recht um ihrer ſelbſt willen begeiſtern, wie er den Frieden und die

Ruhe seines Hauses, das Wohl seiner Kinder aufs Spiel setzen könne. Doch kein Wort mehr über das, was hierzulande ein sogenannter Freimaurer ausstehen muß. Die Tagesblätter haben seinerzeit davon erzählt, wie die Wut einer aufgeregten Menge den Schreiber dieser Zeilen zur Flucht aus der Heimat nötigte. Er ist nun wieder zurück; aber man hat es ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, er habe noch Schlimmeres zu erwarten, wenn er sich nochmals an die Öffentlichkeit wende. „Predigt also ungestört Haß und Feindschaft in die Gemeinden und Familien hinein, schimpft über Reichsvertretung und Landtag, laßt Erklärungen für das Konkordat und gegen den Geist unseres Jahrhunderts die Unmündigen mit sechs Namen unterschreiben, schlagt gemeine Schimpfgedichte auf einzelne an die Kirche an. Ihr wißt aus Erfahrung, daß Ihr das alles ungestraft tun dürft! Und dabei bleibt euch unbestritten das Verdienst, daß Ihr so alle Schranken, die der Lage, der Abstammung und des Besitzes, überwinden helft, und die Tüchtigen überall von Berg und Tal her unter einer Fahne zusammen treibt!“ Während man im Norden Deutschlands im Kampf um Einheit auf die Freiheit verzichtet, scheint hier im Freiheitskampf auch die Einheit gewonnen zu werden. Wenn jetzt der reiche unabhängige Bauer seinem armen, aus der Fremde kommenden Freunde klagt, wie es aus sei mit Frieden und Eintracht, wie fast mit jeder Predigt neues Feuer unter das Volk geworfen wird und wie man sich in Wirtshäusern um des lieben Glaubens willen blutige Köpfe zu schlagen sucht, so antwortet der Fremdler: „Laßt sie nur machen. Auch Stahl und Stein treffen sich feindlich; aber eben davon gibt's Funken, welche die Nacht erhellen, so daß dann auch der verirrte Wanderer leicht wieder von dem grell erhellten Abgrunde zurück und auf die rechte Straße gelangt.“

Aus dem Bregenzerwald.

I.

(Feldkircher Zeitung 1868, Nr. 2 vom 4. Jänner S. 6.)

Berichtigungen verlieren viel durch die Langsamkeit, mit der sie unsere Postverbindung in die Öffentlichkeit bringt; aber wenn einmal ein gewisses Blatt den Ruf strenger Wahrheitsliebe auch nur da oder dort verlieren könnte, so dürfen obige Bedenken eine rettende Tat nicht mehr verhindern.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Zahl der Unterschriften auf den „Erklärungs"-Bogen von Au, Schoppernau und Schröcken nicht richtig angegeben sein würde, wenn damit zugleich auch die Unterschreiber gemeint waren. Die „Erklärung" — oder eigentlich die derselben im „Volksblatt" Nr. 92 groß nachgedruckte Aufforderung zum Unterzeichnen, welche in den genannten Gemeinden mit auf den Bogen kam — wurde allerdings nicht vom Ausschusse durchweg, sondern von 10, in Schoppernau von 9 Mitgliedern, darunter Propst und Schulaufseher, unterfertiget. Auch der Vorsteher von Schröcken hatte vom „Volksblatte" gar nicht erwähnt zu werden verdient. Ungerecht ist es aber trotzdem, wenn man da nun lärmt, als sei etwa gar nicht recht gezählt worden. Wie leicht könnte da die Hand eines gutmeinenden Vetters oder einer frommen Base die Namen jener in der besten Absicht unter die aus dem „Volksblatte" abgeschriebene Aufforderung zu unterschreiben, wenn man noch eine christliche Schule und Ehe wolle, gesetzt haben. Und hievon wußte eben der arme Berichterstatter natürlich nichts. Bei sorgfältiger Prüfung würde man z. B. unter den 113 Unterschriften in

Schoppernau nur etwa 50—60 Handschriften entdeckt haben. Es ist sehr zu beklagen, daß diese Vergleichung unterblieb. Wenn dem „Volksblatt" erzählt worden wäre, daß Weiber und Mädchen nicht nur für sich, sondern auch für die Ihrigen unterzeichneten, Männer überdies auch noch die Namen ihrer Verwandten und Bekannten, Knechte die der Arbeitgeber hinschrieben, so daß kein Mensch weiß, ob er auch auf dem Bogen steht, obwohl er selbst nicht unterschrieb, so würde sicher niemand das „Volksblatt" einer falschen Zählung beschuldigt haben.

II.

(Feldkircher Zeitung 1868, Nr. 88 vom 31. Oktober.)

27. Oktober. An Rührigkeit ultramontaner Eiferer hat es langeher auch in unseren Bergen durchaus nicht gefehlt und namentlich wurden seit einem Jahre keine Anstrengungen gescheut, um sogenannte katholische konstitutionelle Kasinos zu schaffen; allein die Erfolge sind gar weit hinter den Bemühungen zurückgeblieben. Der Angelpunkt des Strebens war natürlich dahin gerichtet, eine solche Rüstkammer des Ultramontanismus im Hauptorte Bezau zustande zu bringen; allein die Versuche sind am gesunden Sinne der Bevölkerung kläglich gescheitert. Die Lockspeise guter Wirtslosung, die so manchen Gewerbsmann selbst ohne alle Überzeugung zur Sache ins Kasinolager verführt hat, vermochte daselbst gar nicht zu verfangen, wurde vielmehr von der allbewährten Ehrenhaftigkeit und bekannten Charakterstärke des Mannes, dem sie vorgeworfen worden, mit Unwillen zurückgewiesen. Nicht besser wirkte der Ausspruch der Verdammung, der einem tüchtigen Käm-

pen für das Volkswohl zur Einschüchterung ins Angesicht geschleudert worden*); im Gegenteil veranlaßte dieses Urteil der Verketzerung rasch den Abbruch der eingeleiteten Besprechungen auch bei den übrigen Geladenen, ja selbst ein sonst sehr eifriger Kasinofreund fand sich bewogen mit dem Erklären abzukommen, daß er auch gegen ein Kasino stimme, immerhin aber der Erste zum Beitritt sein werde, wenn dennoch eines zustande käme. Ob dann dieser Volksmann bei seinem Liebäugeln nach beiden Seiten, wie er es bei dem zusehends mehr und mehr vortretenden Schwinden seines Einflusses zur Rettung des Restes nötig erachten mag, nicht am Ende zwischen zwei Stühlen niedersitzt!? Jetzt bietet der Notbehelf Trost, daß doch in der Nähe ein Kasino zustande kommen werde. Zu diesem Ende war eine Versammlung nach Reute auf vorgestern ausgeschrieben und sind dazu die Nachbarn aus Bezau, Bizau und Mellau eingeladen worden. Erschienen sind aus Bezau zehn, aus Bizau unter Vortritt eines Ehren suchenden Gemeinderates acht Personen, aus Mellau endlich der Pfarrer und Mesner allein. Jedoch kam Ersatz von Au her durch ein im Baufache kundiges Mitglied des Severinusvereins in Wien, das sofort seinen Eifer durch zwei Ansprachen betätigte. Der tapfere Glaubensbruder übrigens hatte, wie seinerzeit Petrus bei der Gefangennehmung Christi, kaum ein paar Stunden vorher die Beteiligung an der Versammlung verleugnet. Doch dürfte die Gewinnung dieser Kraft wertvoll erscheinen, weil ihr der Unterricht im Zeichnen nächster Tage schon Gelegenheit bietet, in Bezau die Netze auszuwerfen. Ob der Erfolg annäherungsweise der gleiche sein

*) Dieser „öffentlich vom Pfarrer Verdammte" war Josef Feuerstein, über den in der Einleitung zum 2. Bande, S. VIII f. gesprochen wurde.

wird, wie seinerzeit bei Petrus, muß die Erfahrung lehren. Doch stehen die Zeichen am Himmel dem Anscheine noch nicht sehr hoch, denn beim Schlusse der Versammlung, als es sich um die Unterschriften zum Beitritte handelte, schlich sich so mancher davon, manch anderer aber soll sich Bedenkzeit vorbehalten haben. Zu dem hat sich auch in Alberschwende, Lingenau und Hittisau nicht der rechte Boden für Kasinos vorgefunden; selbst am Sulzberge soll die angekündigte Vereinsbildung nicht den gehofften raschen Fortgang nehmen, ja sogar in Egg und Au ist dem Vernehmen nach der Eifer bedeutend im Erkalten begriffen.

Überhaupt ist die mehr vorgeschobene als wirkliche Aufregung wie im übrigen Lande so auch im Bregenzerwalde gewichen und zumal letzter Tage große Ernüchterung an deren Stelle getreten. Niemand kann sich mehr der Einsicht verschließen, daß man ganz und gar nicht, wie verleumderisch selbst von hl. Stätte verkündet worden, mit dem Unkraute, um sich biblischer Worte zu bedienen, auch den Weizen ausrotten wolle. Die guten Absichten der h. Regierung treten mehr und mehr ins klare Licht und es verschwindet die Scheu vor der Verfassung nach und nach ganz. So ist es denn mehrfältig schon im Bregenzerwalde vorgekommen, daß den Wühlereien nach Kasinos mit der Drohung des Beitrittes zum „Vereine der Verfassungsfreunde" oder der Schaffung anderer Vereine gleicher Richtung entgegengetreten wurde. Mögen die bestehenden und werdenden Kasino, wie es in Reute sich gezeigt hat, auch jetzt zum Trotze der erfahrenen Abkühlungen die künftigen Wahlen in den Ortsschulrat und in den Landtag zum vorzüglichen Augenwerke nehmen: es werden immerhin, wie das Gold im Feuer und die Kraft im Kampfe, auch die Ideen von Wahrheit und Recht sich mit ihrer unbesiegbaren Macht bewähren und die Verfassung schützen. Die Charak-

tere werden ſich mehr und mehr entſchieden ausprägen und die Windfahnen ſich verlieren.

III.

(Feldkircher Zeitung Nr. 94 vom 21. November 1868.)

Über Käſereigenoſſenſchaften wird in einem „Eingeſendet" der „Neuen Freien Preſſe", Abendblatt Nr. 1505, die überraſchende Behauptung aufgeſtellt, daß in ganz Vorarlberg noch keine derartigen Genoſſenſchaften exiſtieren.

Nun iſt allerdings der im Oktober 1867 im Bregenzerwalde entſtandene ſogenannte Käſeverein auch zum Selbſtbetriebe des Käſehandels errichtet.

Derſelbe zählt aber nicht etwa nur 24 Milchwirte zu Mitgliedern, ſondern 24 Sennereien, in deren jeder ſich die Produzenten — wie der Einſender es wünſcht — zur gemeinſamen Verarbeitung der Milch auf eigene Rechnung zuſammengetan haben.

In der Vereinsſennerei zu Bezau am Platz z. B. wurden im letzten Winter von 12 Mitgliedern täglich durchſchnittlich 1000 Maß Milch zu Käſen verarbeitet, wobei dann laut Rechnung auf die Maß der eingelieferten Milch ein Reinertrag von 7½ Neukreuzern entfiel.

Anderwärts konnte für einzelne Vereinsſennereien freilich nur dadurch genug Milch zur Herſtellung größerer, geſuchterer Käſelaibe gewonnen werden, daß die Mitglieder von ſolchen Viehbeſitzern, die nicht dem Vereine beitreten wollten, die Milch um den anderwärts von Milch- und Käſehändlern bezahlten Preis — alſo möglichſt billig — kauften.

Da das aber nicht des Gewinnes wegen geſchah, ſondern bloß um zahlreiche Vereinsſennereien zu gründen und der Nachfrage nach Ware eher entſprechen zu können, da

der Verein als solcher nie weder Milch noch Käse gekauft hat und der Beitritt stets jedem Bregenzerwälder Milchwirt unentgeltlich offen steht, so muß die Behauptung, daß er nur eine Handelsgesellschaft sei — um das Gelindeste zu sagen — eine gröbliche Entstellung der wirklichen Tatsache genannt werden.

Autobiographiſches.

Zwei Geburtstage eines Bäuerleins.

Aus den von Guſtav Freytag und Julian Schmidt herausgegebenen „Grenzboten“ (Mai 1867).

Im Mai des Jahres 1863, an einem Tage, wie der ſpätgekommene Frühling ſie den Bewohnern des Bregenzerwaldes nicht ſelten aufgehen läßt, gleichſam um zu zeigen, daß er in der Welt draußen denn doch noch nicht alle ſeine Herrlichkeiten vertan habe — an ſo einem Tage ſaß das Bäuerlein, welches hier die Ehre hat, ſich dem freundlichen Leſer vorzuſtellen, mit einigen guten Freunden im Schopf*)

*) Das Bregenzerwälder Haus hat an den Langſeiten „Schöpfe“ — Lauben — angebaut. Sie entſprechen dem untern und obern Stock und haben gewöhnlich die halbe Breite der Stube. Bei langen Schöpfen finden wir Schopfſäulen zwiſchen der Brüſtung des untern und der Bodenſchwelle des oberen Schopfes. Der obere Schopf iſt mit Brettern verſchloſſen, hat jedoch Fenſter oder zierliche Ausſchnitte. Der Schopf an der Sonnenſeite iſt der Sommerſchopf, der an der entgegengeſetzten der Winterſchopf. In jenem halten ſich die Bewohner in der warmen Jahreszeit häufig auf. Dort wird gegeſſen, geſtickt und gemütlich geplaudert. Im Winterſchopf befindet ſich häufig ein Zimmer, das bisweilen vermietet wird, ſonſt wohl auch als Werkſtatt dient. Die obern Schöpfe dienen teilweiſe als Rumpelkammern und zum Aufhängen der Wäſche, teilweiſe zu anderen wirtſchaftlichen Zwecken. Spricht man ſchlechtweg vom „Schopf“, ſo verſteht man den offenen Sommerſchopf, durch den man auch in das Haus tritt. Vgl. „Das Bregenzerwälderhaus“ von Dr. Jodok Bär im XXX. Jahresbericht des „Vorarlberger Muſeums-Vereins über das Jahr 1891.“

des funkelnagelneu angestrichenen Bräuhauses zu Schoppernau. Die Freunde waren ein Zimmermann, ein Schreiner und ein Schneider, und da wir vier von einem Buche wie von einem Ereignisse redeten, so würde uns ein fünfter, und nicht ganz mit Unrecht, als Sonderlinge bezeichnet haben. Das Buch hatte den etwas wunderlichen Titel: „Rümmamüllers und das Schwarzokaspale" und war die erste Dichtung, die zu veröffentlichen ich den Mut hatte. Die ersten vier Bogen lagen sauber gedruckt vor uns auf dem Tisch und daneben eine Maß vom Allerrötesten, welche von den drei Burschen mir zum Geburtstage aufgetischt worden war. Bald klangen die Gläser auf glücklichen Erfolg und eine schöne Zukunft, während der abendlich kühle Ostner von der neben dem Hause stehenden Baumreihe lieblich duftende Blüten auf uns hereinstreute.

Im Bräuhause zu Schoppernau hat man nicht immer gutes Bier, die Wirtsleute aber sind stets gut und freundlich. Die Hauptsache aber und eine wahre Seltenheit ist es, daß man hier nicht sorgen darf, jeder frei ausgesprochene Gedanke werde gleich in den Pfarrhof getragen, um von dort vielleicht schon am nächsten Sonntag in Form einer gehörig gesalzenen Predigt auf die Kanzel gebracht zu werden.

Der Zimmermann durchblätterte mehrmals die auf dem Tische liegenden Bogen und sagte plötzlich: „Mich freut's, daß du etwas Gehöriges anfängst mit dem Leben, welches ich dir vor drei Jahren nur mit größter Gefahr rettete, als die Brücke über die Aach unter der Last der Kühe brach, die du darüber triebst, und in den furchtbar angeschwollenen Strom stürzte; ich juble heute nicht bloß als dein Freund, sondern auch als Bregenzerwälder, daß du, den unsere Brücke nicht trug, nun eine andere aufbaust zwischen uns und der Welt. Jetzt haben wir das

wahrhaftig nötig, wenn wir in unserer künstlich geschaffenen Abgeschlossenheit uns nicht wieder in jene Zeiten zurückleben sollen, wo eine kleine, in den Nachbargemeinden entstandene Gesellschaft von Wiedertäufern sich nach Mähren flüchten mußte*)."

„Zurückleben —" frug ich, „meint ihr denn, wir seien im Ganzen je weit über jene Zeiten der sogenannten Mährenländer hinausgekommen?"

„Ja, das allerdings," behaupteten meine drei Freunde einstimmig und stellten sich mit der dem Bregenzerwälder eigenen Lebhaftigkeit streitlustig vor mir auf, „jetzt schreibt man 1863, liest in jeder Gemeinde einige Zeitungen und ganz aus uns heraus hat einer wachsen können, von dem eben ein Buch in die Welt hinausgehen soll."

„Der," antwortete ich, „steht eben auf dem schwachen Notsteg zwischen uns und der Welt. Er ist auch wirklich nicht frei von der Furcht, das Fundament desselben könnte auf unserer Seite untergraben werden von dem mächtigen Strom, der in Brixen als heilige Quelle entspringt."

„Ich habe immer geglaubt und behauptet, du liebest die Bregenzerwälder," klagte der Zimmermann. „Wenn

---

*) Die Wiedertaufe ist aus der Schweiz in den Bregenzerwald gekommen. Von Appenzell aus wurde schon 1530 eine Auswanderung nach Mähren versucht, die aber durch Georg Truchseß von Waldburg, den bekannten „Bauernjörg", vereitelt wurde. 1579 gelang eine Auswanderung aus Appenzell und bald nach dieser 1585 eine solche von 37 Personen aus Au. Seither nennt man die Auer spottweise „Mährenländer" und „Federnblaser". Als sie nämlich unschlüssig waren, wohin sie ziehen sollten, blies einer eine Feder in die Höhe. Sie flog gegen Osten und die Auswanderer zogen nach Mähren. — Es gab aber noch in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts Wiedertäufer in Au; dazu scheint Peter Willi, ein Müller, gehört zu haben.

man dir auch manches in den Weg legte, so kommt doch auch das nur von der Liebe der Gemeinde zu den Ihrigen, auf die sie gern ein wenig stolz sein möchte. Seit ein Mensch von dir weiß, hast du nie getan wie andere. Ich glaube nicht, daß du je eine rechte und ganze Kinderfreude erlebt habest."

„Mit hölzernen Pferden und Kühen," sagte ich, „hab' ich freilich keine so große Freude gehabt; dagegen ist meine Welt mir aufgegangen, als mein Vater mich das erstemal mit sich in die Kirche ließ. Ich sah den prächtig gekleideten Priester, den Stellvertreter Gottes, am festlich geschmückten Altar mit den vielen Kerzen und Blumen, ich atmete den lieblichen Duft, welcher dort aus dem silbernen Rauchfaß mit dem Gebete der Gläubigen zum Himmel emporstieg, ich hörte zum ersten Male im Leben Orgelspiel und Gesang und ich hätte es lieber geglaubt, daß wir uns alle im Himmel befänden, als in dem großen, steinernen Hause, dessen Anblick meine Einbildung schon oft stundenlang beschäftigt hatte. Trotzdem begann ich überlaut zu weinen und so häufig rannen mir die Tropfen übers Gesicht, wie wohl damals kaum, als der betrunkene Doktor im Tirol drinnen, dem man mich im zweiten Lebensjahre auf Anraten seiner Verwandten in Au übergeben hatte, mir statt des kranken Auges das gesunde behandelte und für mein Lebtag verdarb. Aber so weh wie damals war mir jetzt nicht, dennoch konnte ich mir das Weinen nicht wehren. Der erschrockene Vater nannte mich zuerst einen närrischen Jungen, mahnte mich dann durch einige Rippenstöße zum Schweigen und führte mich, da auch Versprechen, Bitten und Drohen nichts nützen wollte, noch lange vor dem Schlusse des Gottesdienstes aus der Kirche. Und dann habe ich auch daheim in meinem Kämmerlein einen Altar auf einem Mehltrog aufgerichtet, mit Baumzweigen statt Blu-

men und Weidenruten ſtatt Kerzen, und Kuhſchellen haben geläutet zu der Meſſe, die nun in einem über die Kleider angezogenen Hemde faſt täglich von mir geleſen oder gebrummt wurde, bis der Sturm des Jahres 1848 die erſte Zeitung in unſer Haus trug."

„Uns andern war bald die Weile lang, wenn wir uns einmal in dein Altarkämmerlein ſchwätzen ließen," ſagte der Schreiner.

„Aus dem Altarkämmerlein iſt für jetzt mein Schreibſtübchen geworden, aber noch immer gibt es wenige, die dorthin zu mir kommen mögen."

„Du kannſt allenfalls zu den andern heraus," meinte der Zimmermann, „jetzt hängſt du nicht mehr an einem Nagel wie früher. Seit du nicht bloß mit einem Buche dich einſperrſt, oder die düſterſten Tobel, die dunkelſten Wälder aufſuchſt, iſt mir für dich nicht mehr bange. Dem, der etwas Rechtes kann und etwas tut, haben die Bregenzerwälder noch immer Hochachtung und Liebe entgegengebracht und ihn mit Stolz den Ihrigen genannt. Solche Grübler und Rechner aber kann das Volk nun einmal nicht leiden. Man kann's eben ganz gut mit einem im Sinn haben, und ihm doch unrecht tun, drum ſollteſt du nicht glauben, daß alle deine Gegner waren, die dir etwas in den Weg legten. Beſonders nach dem Tode meiner älteſten Schweſter, der dir ſo zu Herzen ging, ſah man dich immer verbitterter werden. Viele, die du durch dein zuweilen ausgelaſſenes Betragen nicht zu täuſchen vermochteſt, wußten dich unglücklich und wollten dir eben auf ihre Weiſe helfen. Nun — ich habe dich auch nicht gerade ſänftiglich erfaßt, als ich dich aus dem Waſſer zog, und doch haſt du mir darum noch nie Vorwürfe gemacht; willſt du nun ungerechter ſein gegen die, welche es ebenſogut meinen, wie ich es damals gemeint habe?"

„Nein," sagte ich gerührt. „Die Gemeinde hat's mit mir beinahe gehabt wie meine Mutter, die meinetwegen soviel sorgen und ausstehen mußte, nachdem der Vater anno 49 am Schlagfluß starb. Sie glaubte den schwächlichen, etwas kurzsichtigen Knaben nie andern und auch nie sich selbst überlassen zu dürfen. Und der Trotzkopf wollte gar nicht geführt sein, wollte sich nicht warnen und nicht leiten lassen. Sobald er etwas verdienen konnte, bestellte er zum Ärger aller sparsamen Vettern und Basen eine Zeitung wie ein Pfarrer oder Vorsteher und später ließ er sich bis von Lindau herein ganz teure Bücher kommen, die ihn immer noch wunderlicher machten. Wohl verrichtete er seine Arbeiten, aber sein Humor dabei war nicht der eines achtzehnjährigen Bauern. Viele meinten, er müsse die Auszehrung oder sonst eine Krankheit haben, denn nur die Mutter hatte es schon damals vom Pfarrer gehört, daß Leuten, die „Gartenlaube" und derlei Sachen lesen, gar bald die Ruhe des Gewissens und die Gnade Gottes fehle. O, manche Träne hat die gute Mutter geweint wegen ihres verlornen Sohnes, aber sie vermochte doch nicht so hart gegen mich zu sein, wie es von ihr gefordert und ihr sogar zur Pflicht gemacht wurde. Wir beide verstanden uns oft nicht recht, aber jedes fühlte innerlich, daß das andere es herzlich gut meine — das band und trennte uns fast jeden Tag. Mit der Gemeinde war es, wie gesagt, beinahe das nämliche, nur daß die für mich denn doch nicht das Herz der Mutter hatte. Man konnte mich nicht schlecht nennen und doch war ich keinem recht; drum wollten sogar die mir den Meister zeigen auf jede Art, die sonst wohl keinem Menschen einreden durften. Die traurigsten Tage waren die, welche in andern Häusern die fröhlichsten sind, nämlich, wenn die Verwandten und Bekannten uns besuchten und erzählten, wie oft und oft sie meinetwegen vor

dem Pfarrer und vor andern vernünftigen Leuten hätten schamrot werden müssen. Wenn man mir doch nur das erste Buch auf den Händen verbrannt hätte, statt wie der sonst doch so vernünftige Vater selig im letzten Lebensjahr meine närrische Leserei halbe Nächte lang mitzumachen. Doch genug von dem! Jetzt ist die Mutter guter Dinge und trägt meinen Jakob herum, während mein auch ihr so liebes Wible die Hausarbeit verrichtet."

„Grade so wird sich's bald auch im Dorfe verändern," behauptete der Zimmermann.

„Nach meiner Ansicht," sagte ich, „gehört nur das dem Menschen wirklich und ganz zu, was er selbst sich erkämpft hat. Glaubt ja nicht, daß die Segnungen unseres Jahrhunderts dem auf jede Weise abgeschlossenen Bregenzerwald so mir nichts dir nichts in den Schoß fallen werden. Wenn ich je werde, was ich sein möchte, so hab' ich den Frieden mit der Gemeinde noch nicht bald zu erwarten. Aber wenn sich's nur regt! Wir halten zusammen für Wahrheit und Recht und wenn's uns auch beinahe gehen sollte, wie den Mährenländern in Au."

„Das müßte man jetzt nicht mehr fürchten, wenn man auch wirklich ein Ketzer und Irrlehrer wäre."

Ich zweifelte: „Ihr wißt, wie unsere jungen Geistlichen jeden Gedanken, jede freiere Regung, selbst die unschuldigste, mit allen menschenmöglichen Mitteln niederhalten."

„Die sind denn doch nicht das Volk."

„Aber sie haben es völlig im Sack. Jeder einzelne gehört ihnen vom ersten Tage seines Lebens bis zum letzten Willen und zur letzten Ölung, wenn nicht ein Wunder geschieht, was heutzutage sehr selten ist."

„Aber Mährenländer wird's keine mehr geben!"

„Ja, so lang alles beim alten bleibt, so lang die Neuerer nur einzeln dastehen und allgemein verachtet sind."

„Ich dürfte hundert Gulden wetten, daß so eine Verfolgung und Vertreibung nicht mehr möglich wäre," rief der Zimmermann.

„Und ich setze lieber aufs Gegenteil. Aber nicht hundert Gulden, lieber unsere beste Kraft wollen wir auf und für das Volk und seine Erlösung einsetzen."

„Es lebe die Freiheit!" riefen alle und die Gläser klangen. Dann ward es einen Augenblick wunderbar still. Jetzt fingen die ersten Tannen da droben an der Berghalde ganz eigentümlich zu brummen an, die im abendlichen Halbdunkel wie verschneit dastehenden älteren Obstbäume begannen sich unwillig zu schütteln und ich hatte das Gefühl, so ein Ruf müsse in diesem Tale wohl lange nicht gehört worden sein.

Jetzt kam ein Grenzjäger zu uns ins Bräuhaus. Er war hergebeten worden, damit er die von der Finanzwache geschlossene Bierpfanne morgen zu einem Sud entsiegele und nichts unbesteuert ins Faß rinnen lassen möge.

Meine Freunde schlichen von den noch nicht ganz leeren Gläsern weg. Auch ich ging, obwohl ich zum Schlafen noch nicht in der rechten Gemütsverfassung war.

II.

Am Berg neben dem Dorf auf einem kleinen Felsen etwas ab von den Häusern war ich schon als Knabe besonders gern gesessen, hatte eine Haushaltung nach der andern an mir vorbeiziehen lassen oder Ereignisse in die Häuser hineingedichtet, um etwas mehr Leben da hinab zu bringen und die Leute mir handelnd zu vergegenwärtigen. Hier saß ich auch heute auf einem moosbedeckten Stein unter den dichtbelaubten Ästen einer hohlen Buche und meine

nach allen Richtungen eilenden Gedanken hatten bald die ganze Gemeinde um mich her verſammelt. Jeder erzählte, keiner wollte auch dem andern das Wort gönnen, um ſeine Angelegenheiten vorzubringen. Mir ward angſt und ich begleitete ſie in Gedanken wieder in ihre Häuſer, wo ich ſoviel Glück und Unglück beiſammen ſah, wie ich mir es früher nie eingebildet hatte. Ach, allen wünſchte ich etwas zu ſagen, dem verknöcherten Frömmler, der ſich und andern jede Freude verdarb, und dem nur Klugen dort, der ſein Talent in Taler zu verwandeln ſuchte. In dieſem Augenblick hätte ich denen da unten — eine Bergpredigt halten mögen. Etwas Unausſprechliches, ich möchte ſagen Göttliches, hatte ſich in mir geregt; aber zugleich erwachte auch das Gefühl, daß das zu groß ſei für mein Dorf und ſeine kleinlichen Verhältniſſe. Ich dachte wieder an die Brücke, von welcher der Zimmermann geſagt hatte. Es wäre wohl ſchön geweſen; aber noch ſah ich ſelbſt den ſchwachen Notſteg in Gefahr, über den ich mich gewagt hatte, ohne mich zu fragen, was wohl die Studierten und Zünftigen ſagen würden, wenn ich wirklich drüben ans Land kommen ſollte.

Aber nun dachte ich auch an manchen dort drüben, der mir ſchon, ohne es zu wiſſen, ein lieber Freund geworden war und den ich gut genug zu kennen meinte, um zu hoffen, daß er auch dem herzlichen Druck meiner ſchwielenbedeckten Hand die ſeinige nicht entziehen würde. O gewiß tat es auch ihnen allen wohl, ſich von einem Redlichmeinenden aus dem Volke verſtanden zu ſehen, wenn ihnen dieſes erhebende Gefühl auch nicht ſo ſelten wie mir ihr Schaffen und Streben belohnte.

Ja, was ich für das Größte und Wohltuendſte im Menſchenleben hielt, war mir nur ſelten zuteil geworden, hatte dafür aber ſich meinem ganzen Weſen um ſo tiefer eingeprägt. Lebhaft gedachte ich jetzt des holden Mädchens

mit dem tiefen, ernſten Blick, das oft von den ſpielenden Gefährten und Gefährtinnen weg zu dem einſam abſeits ſtehenden Knaben hinüberſchaute, ſogar bemüht war, ihn in den Kreis der Fröhlichen einzuführen. Sie bekam wenig Dank dafür. Aber wohl hat es mir doch immer getan und ihr Haus war mir das liebſte im ganzen Dorf und dasjenige, welches ich ſpäter am häufigſten betrat, in dem ich am längſten verweilte, um mit — ihren Brüdern, dem Zimmermann und dem Schreiner, in freien Stunden zu plaudern und zu leſen. Das Mädchen war älter als ich, faſt nur durch ihm geliehene Bücher und beſonders durch leiſe angeſtrichene Stellen wagte ich mit ihr zu reden und jedes ihrer Worte war mir beinahe das, was dem Pfarrer zu ſeiner Predigt der Text iſt. Das Mädchen wurde immer ernſter, immer bläſſer, ſeine Ausſprüche hatten mehr und mehr etwas Prophetiſches, Heiliges, und mir war es, als ob ich ein Götterbild auf die Gaſſe werfen ſähe, als ich die Leute ſich erzählen hörte, daß die beiden jungen Leute eben verliebt ſeien und ihre einfältige Leſerei nun ſie zuſammenbringen müſſe, wie andere das Tanzen oder etwas anderes. Ich ſah die Gute krank und ich litt mit ihr, hatte dabei aber ſtets das Gefühl, daß ſie wirklich zu gut ſei für dieſe Welt, und die Hoffnung, daß ich auch ihr bald nachfolgen werde ins Land der Ruhe. Starr und ſtumm, nichts mehr hoffend und nichts mehr fürchtend, hörte ich drei Wochen ſpäter die Totenglocke läuten. Kein warmer Strahl ſchmolz auch nur eine einzige Träne von meinem Schmerz hinweg, bis ich das liebe Antlitz mit der ſchönen Stirne und den blaſſen Wangen noch einmal, zum letzten Male, lächeln ſah, wie es nur ſelten gelächelt hatte. Jetzt konnte ich weinen und nie mehr hab' ich dieſen Augenblick vergeſſen.

Nun war ich wieder ganz allein mit meiner Mutter,

die alle gegen den immer sonderbarer werdenden Sonderling aufredeten. Ich bedauerte sie wie mich selbst. Weder am Arbeiten, noch auch am Lesen und Lernen hatte ich jetzt eine rechte Freude. Was ich immer anfing, galt mir selbst nur für einen Versuch, sich die Zeit zu verkürzen und die so öde Wegstrecke bis zum Grabe ein wenig zu beleben. Und in dieser Zeit wurde ich ziemlich weit herum als der beste Spaßmacher berühmt und gefürchtet und mit allen lustigen Burschen der Gegend bekannt.

Ein solcher führte mich in sein Haus, wo es stets ungemein lebhaft zuging. Bald war ich hier sowohl der erste als der ärgste im Tanzen und Springen und galt für den Rädelsführer bei allen tollen Streichen, von denen in zwei Gemeinden erzählt wurde. Immer aber gelang es mir denn doch nicht, mich selbst so ganz zu verleugnen und mein Inneres zu überschreien. Zuweilen saß ich still in einem Winkel, hadernd mit der Welt und mit mir selbst, während andere mich spottend fragten, ob ich heut wieder einmal einen Kapuziner verschluckt hätte?

Nanni — das jüngste der vielen Geschwister — stand dann gewöhnlich hart neben mir, während es zu anderen Zeiten den so Ausgelassenen beinahe ängstlich mied. Einmal sah ich zwei große Tropfen in den Augen des lieblichen Kindes stehen, und als dann bald darauf sein Blick dem meinigen begegnete, sagte es leise, doch ohne die innere Erregtheit ganz unterdrücken zu können: „So sind sie! Wenn du ihnen Kurzweil machst, wenn du dich zu ihrem Spaßmacher hergibst, bist du ihnen ganz recht; sonst aber lachen sie dich aus und tadeln dich, und doch kommt's mir vor, als ob du heute viel mehr du seiest als das letztemal."

Es lag für mich so viel in diesen Worten, daß ich noch jetzt für nicht gerade nötig halte, nach diesem auch noch meiner Neigung nachgebend zu erzählen, wie mir

dann ein neues Leben aufging, wie ich bald ein ganz anderer, frömmerer, fröhlicherer Mensch ward, wie wir zusammen lasen, lernten und lebten und wie Nanni dann mein Wible geworden ist. Liegt ja doch alles schon in jenem schönen Abende, dessen ich immer gedenken muß, wenn ich mir das Glück desjenigen vorstelle, der sich von einem edlen Wesen verstanden sieht.

Auch an meinem Geburtstage und besonders, als ich so ganz allein auf dem Felsen ob dem Dorfe war, mußte ich dessen immer gedenken und jedes, auch des unbedeutendsten Nebenumstandes mich erinnern. Und da mir aus meinen Lieblingsdichtern so manche Stelle einfiel, die mein Empfinden wunderschön und treffend ausdrückte, sagte ich mir, daß es in der Welt draußen viele geben müßte, die auch mich verstehen würden. Mit diesen hätte ich jetzt reden mögen! Aber auch die, welche da unten von des Tages Mühen und Sorgen ausruhten, sollten dabei zuhören und vielleicht für ihr hartes Leben etwas gewinnen!

„Oh," rief ich aus, „daß ich doch wirklich die Brücke herstellen könnte, von welcher der Zimmermann heute gesagt hat! Aber wie? Jener große Bergprediger sprach in Gleichnissen zu Hohen und Niedern, zu Gelehrten und Ungelehrten. Ich möchte vom allgemein Menschlichen predigen und das Göttliche darin verherrlichen — aber wo ist mein Gleichnis für alle?"

Ich konnte nicht mehr ruhig bleiben. Erst langsam, aber immer schneller schritt ich dem eine Viertelstunde vom Dorf entfernten Wäldchen am Ufer der Aach zu. Hier setzte ich mich nieder auf einen Stein und sann. Dann eilte ich in mein Altarkämmerlein und schrieb mit fliegender Feder das erste Kapitel meiner „Sonderlinge".

Als ich einmal aufsah, schaute der helle Morgen durch das papierbeklebte Fensterchen zu mir herein.

III.

Der 13. Mai des Jahres 1867 war ein ungewöhnlich heißer Tag, dem ein trüber, wetterdrohender Abend folgte. Ich ſaß nicht mehr im rotangeſtrichenen Bräuhaus mit den grünen Fenſterladen neben der Baumreihe hart am Brunnenbächle zu Schoppernau, ſondern im Kaffeehaus zu Bludenz, einem der bevölkerten Orte Vorarlbergs, dem man es gleich anſieht, daß es eine Stadt ſein ſollte.

Nun, mancher iſt freilich in vier Jahren noch viel weiter als nur über zwei Bergreihen hinausgekommen, mir aber war das ſchon weit genug. Denn ich war auf der Flucht aus meiner Heimat. Auf der Flucht. Es iſt richtig und der Zimmermann hätte ſeine 100 Gulden wahrhaftig verloren, obwohl wir jetzt 1867 ſchreiben und obwohl ich noch lange kein Mährenländer geworden war.

Vielerlei iſt anders geworden vom erſten Kapitel meines letzten Buches bis zum letzten. Das Häuflein meiner Freunde hat ſich unterdeſſen derart vermehrt, daß man mich, den früher verhöhnten Sonderling, nun auf einmal für ſehr gefährlich zu halten begann. Unſer jetziger Pfarrer, nicht mehr der wackere Tiroler Stockmaier, welcher mir zuerſt die Lehre Jeſu vortrug und mich denken lehrte — ein Bregenzerwälder Landeskind, hat den angeſehenſten Männern ins Geſicht geſagt, daß man nichts gegen mich anzufangen brauchte, wenn ich etwa bloß den Kaminfeger und ähnliche zu Freunden und Geſinnunggenoſſen hätte. Es war das auch leicht zu glauben, denn der Kaminfeger hatte bei den Landtagswahlen im letzten Winter kein Wörtlein mitzureden; durch einige meiner Anhänger aber war zufällig die Wahl eines verketzerten Ausländers, des Baron v. Seyffertitz, entſchieden, der dann ſpäter noch gar in den Reichsrat gewählt wurde. Von den glaubensloſen Leuten

auf dem Lande draußen war wohl nichts Gottgefälliges zu erwarten gewesen; aber die Bauern da, die weder auf Ämtern noch auf Titeln feststanden, sollten nun bei den Haaren zu ihrem Heile zurückgeführt werden.

Vorerst galt es, den Geist der Zwietracht ins Volk zu treiben, denn ein Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen. In den Kirchen wurde gegen einige in der letzten Zeit erschienene Schriften gepredigt, als deren Verfasser mich die frommen Herren unter der Hand zu nennen die Aufmerksamkeit hatten.

Ein Kapuziner in Bezau brachte sogar einen Arbeiter beim Lithographiebesitzer Feuerstein zu einem kleinen frommen Diebstahl, um eine noch nicht veröffentlichte Schrift von mir in die heiligen Hände zu bekommen und dann als bereits erschienen zu verpredigen. Hauptsächlich richtete sich der fromme Zorn des guten Paters gegen folgende, nach seinem Dafürhalten von dem Gottesleugner Lessing kommende Stelle: „Wie einer ist, so ist sein Gott". „Was", ruft der Prediger mit einem dröhnenden Schlag auf die Kanzel, „einer ist ein Hurer, folglich wäre Gott auch ein —, ein anderer ist ein Dieb, und Gott —, wieder ein anderer lügt, also —!? Haben die ärgsten Heiden in ihrem Sündenleben je diesen Schriftsteller an Frechheit erreicht*)?"

Und dann hatte der Kämpfer Christi noch die Kühnheit, einem frommen Häuflein zu erzählen, wie er in den Besitz der verpredigten Schrift gekommen war, um damit zu

*) Die Stelle stammt nicht, wie der Kapuziner glaubte, aus einem Werke Lessings, sondern aus Goethes „Zahmen Xenien". — Die damals noch nicht veröffentlichte Schrift führte den Titel: „Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel." Sie wurde erst 1912 von Martin Bilgeri herausgegeben (Dornbirn, Höfle und Kaiser).

beweisen, daß ich wirklich der Verfasser derselben sei. Da ich im letzten Winter mit schriftstellerischen Arbeiten so beschäftigt war, daß ich zur Verrichtung der gröbsten Feldarbeiten zuweilen einen Tagewerker hielt, entstand nun plötzlich und wie auf ein gegebenes Zeichen in mehreren Dörfern das Gerede, ich brauchte nicht mehr zu arbeiten, da ich ja Geld von den Freimaurern erhielte, wofür ich dann das Land um seinen heiligen Glauben bringen müsse. Meine Heimatgemeinde kam in den Ruf, daß es da kaum noch ein Dutzend gute Christen gebe, und zum Beweise wurden von einzelnen Bürgern, von meinen Freunden und besonders von der durch mich im letzten Winter für die Gemeinde errichteten Leihbibliothek Dinge erzählt, daß einem dabei Sehen und Hören hätte vergehen können*).

Während meine Verwandten jammerten und mich im Gebet einschlossen, bedauerten andere an öffentlichen Orten mit frommem Augenverdrehen, daß mir vor sieben Jahren der Zimmermann das Leben gerettet und nicht lieber einen Klotz an den Kopf geworfen habe. Des Pfarrers Vater meinte, bei ihm in Bezau oder Reutte würde man mit so einem wie mir nicht viel Wesens machen. Man tät' ihm das andere Auge auch noch ausstechen und ihn dann erschlagen. Aber auch in Schoppernau werde man mit so einem kleinen Männlein schon noch fertig werden. Viele schienen der Ansicht und einige sprachen es offen aus, es wäre ein gutes Werk, wenn man mich so mit Glimpf auf die Seite bringen würde. Meine Freunde, die die Aufregung mit jeder Predigt gegen das Lesen, gegen Schriftsteller und Freimaurer nur noch wachsen sahen, fingen an, für meine körperliche, ich selbst für meine geistige Existenz

*) Über diese Leih- oder Volksbibliothek handelt die Einleitung zum 2. Bande der Werke Felders S. VIII f.

das Ärgſte zu fürchten. Die fanatiſierten Leute waren ſchon ſo weit, daß etwas Häßliches geſchehen mußte, wenn nicht ſofort mit mächtiger Stimme „Halt“ gerufen wurde.

Der Riß, der in meiner Heimat und auch in den Nachbargemeinden ſich aufgetan hatte, ging mitten durch die Häuſer zwiſchen Kindern und Eltern, zwiſchen Brüdern und Schweſtern, ja zwiſchen Gatten und Gattin hindurch und alles ſchien zuſammen zu wirken, um die Wut der Roheſten gegen den vermeintlichen Unheilſtifter aufs höchſte zu treiben.

Vergebens erſuchten die angeſehenſten Männer meiner Heimat den Pfarrer, von heiliger Stätte aus ein beruhigendes Wort an die Gemeinde zu richten. Und als ich ſpäter, von ihnen begleitet, ſelbſt in den Pfarrhof ging, um Herrn Rüſcher die Unwahrheit der Gerüchte über mich und meine Beſtrebungen zu beweiſen und ihn zu einer Erklärung zu veranlaſſen, wollte er mich vor Zeugen gar nicht anhören, und als wir zwei dann allein verhandelten, wurde die Erklärung, die mich ſichern konnte, rundweg verweigert.

Auf dem Kirchweihmarkt in Au am 5. Mai wurde mit Fingern auf den neuen Irrlehrer gewieſen und häufleinweiſe ſtellten grobe Burſchen und Männer ſich unheimlich flüſternd um mich herum, während andere mich neckten und auch auf andere Weiſe ihre Abſicht, mich in einen Streit zu verwickeln, verrieten. Unter dieſen Leuten, für die ich beſonders in den letzten Jahren ſoviel geredet und gewirkt hatte, kam ich mir heute wie ein Ausgeſtoßener vor. Anfangs war mir's, ob ſie mich nur verhöhnen wollten, bald aber tat mir ihr Undank noch mehr weh. Ich ſah mich im allerfinſterſten Mittelalter, und wie mir jetzt, kann nur einem Verfemten zumute geweſen ſein, der nie mehr ſicher war, wann und wo der tötliche Streich ihn treffen werde. Meine Freunde und das treue Wible ließen mich

nicht mehr aus den Augen, bis wir im Herrenſtüble beim Rößlewirt eine Zufluchtsſtätte fanden.

Es war ſpät, als wir mit mehreren guten Freunden nach Schoppernau zurückfuhren. Auch meine Freunde, lauter kräftige Bauernburſchen und Handwerker, hatten mich gewarnt, allein und beſonders zur Nacht mich nicht mehr weit zu wagen.

„Luft, Luft, Freiheit!“ rief ich plötzlich aus und auch das Wible geſtand trotz der Feldarbeit, die eben jetzt begann: „Ja, du mußt fort! Fort zu meinem Bruder*), der ein Herz für dich hat und gewiß auch den Schutz der Geſetze für dich anrufen wird.“ Das Wible begann ſogleich das Nötigſte zur Reiſe einzupacken. Beim Kaffeetrinken gab ich noch die nötigen Aufträge wegen der von mir für die Gemeinde errichteten Viehaſſekuranz und der Leihbibliothek. Dann nahm ich Abſchied von meiner Mutter. Die edle Dulderin konnte mir nur ſagen, ſie fühle jetzt, daß meine Abſicht gut ſei, drum wolle ſie auch das in Gottes Namen geduldig ertragen. Feuchten Auges wendete ich mich den um die Großmutter herum ſchlummernden vier Kindern zu und ich konnte mich nicht enthalten, laut auszurufen: „Ja, ich muß den Kampf aufnehmen, muß den Schutz der Geſetze, die Macht der Öffentlichkeit, den Geiſt unſeres Jahrhunderts anrufen, denn meine Vaterpflicht iſt's auch, daß ihr ſolche Erbärmlichkeiten nicht mehr erlebt, und wenn ihr dadurch Heimat und Vermögen verlieren ſolltet.“

IV.

So verließ ich mein Haus mit dem Wible, das mich durchaus nicht allein auf den Weg laſſen wollte. Schweigend

*) Kaſpar Moosbrugger, Adjunkt in Bludenz, jetzt im Ruheſtande in Rüziders. Eine kurze Darſtellung ſeines

ſchritten wir durch das ſtille Dorf, während im Oſten ein herrlicher Morgen ſeinen erſten Gruß über die Bergſpitzen herabſchickte. Wohl niemand außer uns ſah das Leuchten und Glühen da oben, niemand hörte die ſchönſten Morgenlieder der muntern Vögel, die Leute ſchliefen ja den Schlaf des Gerechten, bis das Ave-Maria-Glöcklein ſie weckte. Von Au an gings ſtark aufwärts, zuerſt durch einen winterlich ſtarren Buchenwald, dann über ſtille Alpen, in deren eingeſchneiten Hütten wohl noch manches ſagenhafte Weſen hauſen mochte. „Vielleicht werden einſt die Leute da unten auch mich als ruheloſes Geſpenſt herumgehen ſehen in meinem Arbeitszimmer mit einem gottloſen Buch oder einer Schreibfeder in der Hand und ſich wie vor dem Böſen mit einem Kreuze bezeichnen.“ „Nicht in deinem Wingolf, wie du's nennſt, ſondern unter dem Volke wirſt du als Geiſt herumgehen“, meinte das Wible und fuhr, als ich den Kopf ſchüttelte, ſtehen bleibend, fort: „Schau da hinab vor dir! Da draußen iſt der Frühling ſchon hergezogen und in unſerm Tal beginnt's erſt zu grünen und hier oben ſtarren uns noch kirchturmhohe Schneemaſſen an. So kommen auch der Gedanke, der die Welt bewegt, und die Aufklärung nur allmählich zu uns herein.“

„Meine Meinung war immer,“ ſagte ich, „wie die zehn Gebote und die Predigt Jeſu, ſo müſſe auch die wahre Freiheit, das Evangelium der religiöſen und geſellſchaftlichen Gleichberechtigung, von den Bergen kommen. Eine neue, fruchtbare Idee diene einzelnen nur, um die andern auszubeuten. Erſt wenn auch der gemeine Mann für dieſelbe einſtehe, könne ſie für ein ganzes Volk erobert und fruchtbar gemacht werden. In dieſem Sinne hab' ich für

Lebens findet ſich in der Einleitung zu dieſem Bande. Damals war Moosbrugger ſo recht der Tröſter und felſenfeſte Halt Felders.

meine Heimat gewirkt, bis man mich vertrieb. Vor acht Jahren warf ich meine ersten schriftstellerischen Versuche samt meinen Tagebüchern ins Feuer und nahm mir vor, nun ganz der Heimat und meiner Nanni zu gehören, nun aber könnte es denn doch nötig werden, sich umzusehen, was der gerühmte Geist unseres aufgeklärten Jahrhunderts für mich tun werde. Nach dem, was ich, das Bäuerlein, bisher von ihm erfahren hätte, dürfte man jedenfalls alles Gute hoffen, nur nicht, daß man ihn so schnell auch da hereinbringen werde."

Wir redeten nun von unserm lieben verehrten Freunde, Herrn Dr. Hildebrand in Leipzig, der sich seit einem Jahr meiner und der „Sonderlinge" so liebevoll angenommen hatte, und von allen Lieben und Guten da draußen, die auch das Bäuerlein schon auf diese oder jene Art mit Beweisen ihrer Teilnahme erfreuten. So kamen wir auf dem bösen Wege vorwärts, wir wußten selbst kaum wie. Im letzten Bächlein, das nach Norden dem Bregenzerwald zufließt, wusch ich den von dort noch mitgetragenen Staub von den Stiefeln — dann ein Gruß an Mutter und Kinder und alle Treuen — jetzt ein Sprung und ich hatte den letzten Berg meiner Heimat aus dem Auge verloren.

Da unten hatte schon der Frühling seine schönsten Feste zu feiern begonnen. Zum erstenmal in diesem Jahre hörte ich im frisch ergrünten Buchenwäldchen am Fuße des vielköpfigen Felsens den Kuckucksruf, der mir heute ganz eigen wehmütig vorkam. Auf einem Hügelchen zwischen Schnee und duftenden Blüten, zwischen Wasserrauschen und dem Gekrach zusammenstürzender Lawinen setzten wir uns in weiches Gras.

Allerlei trübe Gedanken wollten uns beschleichen, da fiel mir plötzlich meine Pfeife ein. „In allen Lebenslagen muß man vorher eine Handvoll Tabak verdampfen und

dann erſt urteilen.“ Indem ich in der Taſche nach Zündhölzchen ſuchte, kam mir ein Briefchen in die Hände, das ich in der Aufregung der letzten Nacht uneröffnet eingeſteckt hatte. Jetzt eröffnete es Nanni und las das Gedicht „einer Einſamen in Straßburg an das Bregenzer Bäuerlein“. „Da iſt ja der Geiſt unſeres Jahrhunderts!“ rief ſie. „Freund Hildebrand hat in der ‚Gartenlaube‘ von dir erzählt, und das Echo dieſes Rufes kommt nun aus dem Elſaß herüber bis auf dieſe öden Höhen, um uns vertriebene Flüchtlinge zu tröſten und zu freuen.“ Und wir waren wirklich getröſtet und erfreut. Lang antworteten die ernſten Berge meinem fröhlichen Jauchzen, während aus den blühenden Baumwäldern herauf das tauſendſtimmige Lied der Vögel ſich in den Jubelruf miſchte*).

Schneller eilten wir hinab und dem erſten Wirtshauſe zu, wo wir nach der fünfſtündigen Wanderung wenigſtens einen erquickenden Trank zu finden hofften. Der vor dem Hauſe aufgerichtete ſchlanke Tannenbaum verkündete, daß dasſelbe dem Ortsvorſteher gehöre. Zufällig war er eben daheim. Ich bat um die neueſten Zeitungen.

„Zeitungen?“ frug er verächtlich. „Euch hört man wieder einmal den Bregenzerwälder gehörig an. Unſere

---

*) Über Rudolf Hildebrand und ſeinen Artikel über Felder in der „Gartenlaube“ wurde in der „Einleitung“ zum 3. Bande dieſer Ausgabe S. Xf. geſprochen. — Das Gedicht „einer Einſamen L..... B...“ in Straßburg iſt zwar ſehr mittelmäßig; es mochte jedoch die Schlußſtrophe in der damaligen Lage Felders tröſtend auf ihn wirken. Dieſe Strophe lautet:

Naht auch ein betrübter Tag,
Der viel Sorgen haben mag,
Heran im Pilgerleben,
Kämpfe dennoch rüſtig fort!
Vertraue ſtets auf Gottes Wort!
Nur er wird dich erheben.

Leute ſind ſchon klüger und mögen ihr gutes Geld nicht für derlei verlogenes unchriſtliches Zeug hinwegwerfen. In meiner ganzen Gemeinde hält ſich kein Menſch eine Zeitung."

„So einen Mann," ſagte das Wible, als wir die düſtere Behauſung verlaſſen hatten, „könnte man im Bregenzerwald denn doch zum Vorſteher einer ganzen Gemeinde unmöglich brauchen."

„Ja," ſagte ich nicht ohne Stolz, „weiter als dieſe Walliſer ſind wir allerdings. Mögen einzelne machen, was ſie wollen, unvergleichlich mehr Leben und mehr Sinn für die Zeitfragen haben doch meine Landsleute im allgemeinen; darum aber eben iſt's drunten aus mit dem alten heiligen Frieden und drum befinde ich mich jetzt auf der Flucht."

„Wünſcheſt du dir den Grabesfrieden, wie er hier iſt?"

„Nein, nur Kampf! Hat's doch der Pfarrer ſelbſt geſagt, daß es mit dem Frieden nur meinetwegen nicht anginge, und die Landtagswahlen haben es bewieſen."

Im Dorfe Sonntag beſuchten wir den dortigen Wirt, der aus dem Bregenzerwalde da heraufgezogen war. Hier lagen Zeitungen auf dem Tiſch. Ich begann zu leſen, wurde aber gleich vom Wirte mit der Frage unterbrochen, ob ich etwa jetzt ein Mährenländer geworden ſei?

„Ich bin gar nichts geworden, ſondern nur geblieben, was ich war, ein guter Chriſt, der das Gute liebt und das Böſe haßt."

Nun ging es durch Tannenwälder und Tobel abwärts gegen Bludenz, wo wir abends ſechs Uhr von der Frau des eben in Amtsgeſchäften abweſenden Schwagers Moosbrugger aufs freundlichſte begrüßt wurden.

Wir plauderten, bis eine ſonſt ſeltene Schläfrigkeit uns daran erinnerte, daß wir nun 36 Stunden dem Körper keine Ruh mehr gelaſſen hatten. Trotzdem tat es uns

recht in der Seele wohl, als der heimgekommene Beamte uns noch aus dem ersten Schlafe weckte, um uns zu begrüßen und seine Freude über unser Kommen, dessen Ursache ihm nicht unbekannt war, in der herzlichsten Weise auszusprechen.

„Hier," sagte er, „kannst und sollst du bleiben, bis auch in deiner Heimat wieder ein anderer Wind weht, und wenn's bis dahin auch Jahre dauern sollte. Unser Völklein ist aber zu gesund, um solange zu brauchen, und Wahrheit und Recht werden sogar ganz hinten im Bregenzerwald der Lüge und dem Pharisäertum nicht erliegen."

So ist's gekommen, daß ich im Jahre des Heils 1867 meinen Geburtstag in Bludenz — erlebte. Zu einer besonderen Feier hat mir die Stimmung gefehlt. Traurig saß ich neben einigen Herren, die ich kaum den Namen nach kannte. Während sie spielten und gelegentlich ein wenig stritten, wie das bei der alten Jaßkunst*) unvermeidlich zu sein scheint, ließ ich die Erlebnisse der letzten Wochen an mir vorüberziehen, gedachte meiner Flucht und die ganze Strecke von Sonntag bis Bludenz legte meine Erinnerung wieder zurück. Jedes Wortes, das wir gewechselt hatten, konnte ich mich noch erinnern.

Wer so ein Wible sein nennt, der sollte gar nie so traurig sein, aber zu meiner Entschuldigung muß ich gestehen, daß nur die Sorge um die zu den Kindern und zur Mutter Zurückgekehrte es war, die so schwer auf mir lastete, daß ich mich kaum noch zu einem tröstlichen Gedanker erschwingen konnte.

Am 9. Mai hatte ich sie wohl mehr als den vierten Teil des ihr bekannten Weges zurückbegleitet und unterm

---

*) Jassen: ein aus der Schweiz herübergekommenes Kartenspiel, dem in Vorarlberg fleißig gehuldigt wird.

heitern Himmel beim Abſchied verſprach ſie mir nebſt vielem auch, ſo ſchnell als möglich von der Rückreiſe und der Stimmung der Heimat zu berichten.

Jetzt hätte denn doch endlich trotz der unglaublich ſchlechten Poſtverbindung im Bregenzerwalde ein Briefchen von dort anlangen können.

„Wenn ihr ein Unglück begegnet ſein ſollte?“ fragte ich mich oft, aber der Gedanke war mir ſo ungeheuer, daß ich ihn gar nicht zu ertragen vermochte. Ich hielt das ſo ganz gegen alle Weltordnung und — muß ich offen geſtehen — gegen die darin ſich offenbarende göttliche Weisheit und Güte, daß nach und nach die Furcht vor dem allerſchrecklichſten ſich in demütiges Gottvertrauen verwandelte und ich dem jetzt eintretenden Freunde fröhlicher entgegenlächeln konnte, als er das jetzt an mir gewohnt ſein mochte. Die Jaſſer neben uns hatten ſo laut zu ſtreiten angefangen, daß wir unbeachtet plaudern konnten.

„Was bringſt du Neues?“ frug ich ängſtlich, in ſeinem Geſichte leſend.

„Morgen wird in unſeren Blättern eine Erklärung von mir erſcheinen, die die Behörden auf die jüngſten Vorgänge im Bregenzerwald aufmerkſam macht*).“

*) Von dieſer Erklärung, in welcher ſich Moosbrugger als den Verfaſſer der „Klarſtellung“ und des „Rufes“ nennt, ſprechen wir in der Einleitung zu dieſem Bande. Die Stelle, welche hier erwähnt wird, lautet: „Ich will mit Veröffentlichung von Tatſachen zurückhalten, die an barbariſche Zeiten erinnern, und auch keine Namen nennen, wünſche aber die Aufmerkſamkeit des biſchöflichen Ordinariates und der k. k. Staatsanwaltſchaft in Feldkirch auf jüngſt im Bregenzerwalde ſtattgehabte Vorgänge gerichtet. Ich bemerke nur, daß der Dichter Franz Michael Felder, der eben im Begriffe iſt, glänzend in die deutſche Literatur eingeführt und eine Zierde des Landes zu werden, wegen Gefährdung ſeiner Perſon durch fanatiſierte Leute aus dem Bregenzerwalde ſich zu entfernen für gut fand.“

„Und dann?"

„Wird wahrscheinlich vom Staatsanwalt eine Untersuchung eingeleitet werden."

„Endlich!" jubelte ich.

„Ist dir nicht bang?"

„O mir gar nicht! Alles ist mir willkommen, was in meiner Angelegenheit die Wahrheit an den Tag bringen kann."

Mir war auf einmal wunderbar wohl. Es war also doch nicht umsonst gewesen, als ich floh, um die Gesetze und den Geist unseres Jahrhunderts anzurufen. Da saß ich Tropf, dachte an das Wiegenfest von 1863 und wollte mit dem heutigen, trotz einer gestrigen schönen Vorfeier bei den Liberalen in Feldkirch, nicht einmal zufrieden sein! Und doch hatte ich seitdem gar nichts verloren, dagegen unendlich viel gewonnen, wurde sogar gewürdigt, den Kampf aufzunehmen für eine heilige Sache und vielleicht an der Brücke zu bauen, von der mir der Zimmermann gesagt hatte. Ich kam in der heitersten Stimmung in das Haus meines Schwagers und auf meinem Tische fand sich der heißersehnte Brief vom Wible, welcher die glückliche Heimkehr und das Wohlbefinden der Meinigen meldete.

Im Traume, der diesem Tage folgte, sah ich mein Heimatsdorf, wie ich es vor vier Jahren vom Berg aus in der Abenddämmerung gesehen hatte.

Kurze Zusammenstellung der jüngsten Erlebnisse im Bregenzerwald.

Im vorletzten Winter begann ich in der sogenannten Sennhütte der Bauern, die dort jeden Abend mit den milchgefüllten Butten zusammenkommen und oft stundenlang

ſitzen bleiben, einige Vorträge über Genoſſenſchaftsweſen zu halten. Die Sache war den Leuten ſo neu, daß bald das ganze Dorf davon und entweder dafür oder dawider redete. Man wußte nicht, was man über meinen Plan, die Käſeproduzenten zu einer Handelsgeſellſchaft zu vereinen, denken ſollte, bis am Faſchingsſonntag der Pfarrer mich in der „Kinderlehre" durch folgende Ausführung ſo zeichnen wollte, daß kein Zuhörer umhin konnte, die Abſicht zu merken. Er ſagte von den Sozialiſten und Kommuniſten der franzöſiſchen Revolution, das ſeien die nämlichen geweſen, die die Kirchen ausgeraubt und ein ſchlechtes Weibsbild auf den Altar geſtellt hätten als Gottheit. Und wenn jetzt in den Sennhäuſern herum wieder ſolche Geſellſchäftler aufträten, ſo wiſſe man ſchon, was ſie wollten und was man von ihnen zu erwarten habe.

Ich habe nur darum nicht den Schutz der Geſetze geſucht gegen die ſchon damals beginnenden Gehäſſigkeiten, gegen die rohen Schimpfreden und Lügen, die beſonders vom Rößlewirt, dem eifrigſten Anhänger des Pfarrers, vor den Gäſten ausgeſprochen wurden, weil ich dadurch nur Uneinigkeit zwiſchen den Gemeindegliedern zu ſtiften fürchtete. Ich glaubte mich ſchon ſelbſt verteidigen zu können. Zuerſt redete ich nur vor kleineren Geſellſchaften in Au und bald gelang es mir, die Denkenden in Au und Schoppernau zum großen Teil zu gewinnen. Der in Schoppernau gegründete Handwerkerverein bewilligte mir im letzten Winter beiläufig ſiebzehn Gulden, um eine Leihbibliothek zu errichten. Nun ſagte der erwähnte Rößlewirt von Schoppernau, ich hätte dem Verein dreiundvierzig Gulden weggenommen, um ſchlechte Bücher zu kaufen, die mir dann ſpäter um ein billiges zufallen müßten. Altvorſteher Moosbrugger wird das beſtätigen und auch andere Zeugen nennen.

Der genannte und der jetzige Vorsteher Albrecht lasen im letzten Winter mit mir die „Neue Freie Presse" und die „Feldkircher Zeitung". Nun predigte Rüscher gegen das Lesen der „Feldkircher Zeitung", deren Herausgeber er einen erstickten Studenten nannte, den ein glaubensloser Brotvater aufgenommen habe (Zeuge Kaspar Oberhauser).

Auch gegen Renans „Leben Jesu" eiferte er und sagte, daß der kein katholischer Christ mehr sei, der das Buch lese. In öffentlichen Wirtshäusern behauptete er, daß ich den Renan habe (Zeuge Altvorsteher Moosbrugger). Der Kaplan in Au sprengte das auch aus, denn er hatte beim Buchbinder Wirth in Au einen Band „Unsere Zeit" gesehen, in dem sich auf Seite 1 eine Besprechung des genannten Werkes findet. Auch Pater Beda, der jetzt alle vierzehn Tage nach Au kommt, warnte die Leute vor mir und sagte zum dortigen Wundarzt, ich sei ein Atheist und habe sogar die „Klarstellung" geschrieben, eine Schrift, die ganz gegen den Papst und gegen die Kirche gerichtet sei*). Bald hernach hieß es überall, die „Klarstellung"

---

*) P. Beda Widmer war damals im Kapuzinerkloster in Bezau, später weilte er zumeist als Expositus in Gargellen im Montafon. Felder, sein Schwager Kaspar Moosbrugger und Josef Feuerstein in Bezau hatten sich verbündet, um eine „Partei der Gleichberechtigung" in Vorarlberg zu gründen. Durch Broschüren sollte dies erreicht werden Als erste erschien Moosbruggers „Ruf aus Vorarlberg um Gleichberechtigung" (Augsburg 1866) Felders „Gespräche des Lehrers Magerhuber mit seinem Vetter Michel", die sich in diesem Bande finden, sollten als zweite auf den Plan treten. Feuerstein wollte sie lithographieren. Allein die Bewegung, die gegen die Schrift durch die Geistlichkeit hervorgerufen wurde, bewirkte, daß Feuerstein deren Veröffentlichung aufgab und aus dem Dreimännerbunde zurücktrat. Als zweite Broschüre erschien dann Moosbruggers „Klarstellung der vorarlbergischen Partei der Gleichberechtigung" (Augsburg 1867). Felders Schrift wurde erst 1912 in Dorn-

ſei ganz gegen die Kirche und nun ſchrieb Pfarrer Rüſcher auf ein Exemplar unter den Titel: „Von Franz Michel Felder" und gab es dann den beiden Vorſtehern. Er ſprach, auch, als der Altvorſteher ihm eine Notiz der „Allgemeinen Zeitung" zeigte über meinen in Leipzig erſchienenen Roman, die Hoffnung aus, daß mein neues Werk beſſer als meine „Klarſtellung" ſein möge. Dabei wurde wieder betont, daß ich eben den Renan habe. Der Unterlehrer von Au hörte den Pfarrer von Schnepfau in einer Geſellſchaft ſagen, er kenne mich nicht, aber wenn ich die „Klarſtellung" geſchrieben habe, dann ſei es mit mir gar nichts. Solche Reden wirkten um ſo mehr, als der Pfarrer von Schoppernau, an mein Auftreten in der Sennhütte erinnernd, und auch andere Geiſtliche mich als den Verfaſſer nannten. Überhaupt iſt ſeit dem Erſcheinen jener Schrift von Bezau hinein kaum noch jemand, der mich nicht als einen Ungläubigen, einen Freimaurer, den Stifter einer neuen Religion und dergleichen nennen hörte, was eine Unterſuchung in ſämtlichen Gemeinden (außer vielleicht Bezau) ergeben würde. Die gehäſſigſten, aufregendſten Lügen kamen immer von Schnepfau, ſeit ein dortiger Lehrer und noch ein Dorfmann unſere Leihbibliothek prüften. Sie oder der Pater Beda haben das Gerücht verbreitet, von mir würden Hurenbücher ausgeliehen. Das ſo bezeichnete Werk führt den Titel: „Beſtimmung der Jungfrau" und

birn (bei Höfle und Kaiſer) durch Martin Bilgeri herausgegeben. Ein „Nachwort" ſpricht über Felders ſozialpolitiſche Beſtrebungen und deren Gegner. Hierüber wäre auch zu vergleichen mein Buch: „Das Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde" (2. Aufl., Innsbruck, Wagner, 1876) S. 163ff. und S. 179ff. Weiter ſei auf meine Einleitung zum 2. Bande dieſer Ausgabe der Werke Felders ſowie auf Hans Nägeles Schrift: „Franz Michael Felder und die Klerikalen" (Bregenz, Richter und Pfotta, 1911) hingewieſen.

Kurat Herzog in Rehmen, der es auf den Lärm hin zur Prüfung von den dortigen Geiſtlichen erhielt, die es uns abfordern ließen, hat es ſogar empfehlenswert gefunden. Trotzdem redete man immer mehr von dem „Hurenbuch". Die Aufregung wuchs, da niemand öffentlich widerrief, ſondern noch vor kurzem der Pfarrer von Bezau z. B. dem dortigen Vorſteher ſagte, daß ein Hurenbuch von mir ausgeliehen werde. Es wurde nun bekannt, daß das Hurenbuch gar nicht von mir angeſchafft, ſondern vom Vorſteher Albrecht geſchenkt worden ſei; aber notwendigerweiſe trug das wieder zur Steigerung der Aufregung bei. Überhaupt ſchrieb die fanatiſierte Menge es nur meiner Verführungskunſt zu, daß die beiden Vorſteher in Schoppernau und immer mehrere vernünftigere Leute meine Verteidiger wurden. Die Geiſtlichen nannten mich einen Verführer des Volkes zum Unglauben, und da man ihnen unbedingt glaubte, ſo wurden ihre Predigten gegen Freimaurer und Gottesleugner faſt allgemein von Freunden und Gegnern auf mich bezogen.

Da meine literariſchen Arbeiten im letzten Winter meine Zeit derart in Anſpruch nahmen, daß ich meine Bauernarbeit nicht mehr allein verrichtete, ſondern manches durch einen Tagwerker machen ließ, gab es einigen Veranlaſſung, auch das auf ihre Weiſe auszubeuten. Jeder, der in den letzten fünf bis acht Wochen an einem Sonn- oder Feſttag nach Schnepfau kam, konnte dort in jedem Wirtshaus hören, die Freimaurer ſchickten mir Geld und ich müßte dafür das Dorf und die Nachbarn um den rechten Glauben bringen. Die beiden Vorſteher von Schoppernau und alle, die mich kennen, werden, wenn ſie die Wahrheit reden, beſtätigen, daß ich zu ſolchen Gerüchten nie Veranlaſſung gab, jeden Sonntag zur Meſſe gehe und alles heilig halte, was wirklich heilig zu halten iſt.

Um mich etwas zu zerſtreuen und ſozuſagen friſche Luft zu bekommen, machte ich eine Reiſe nach Bezau und nahm leider überall die gleiche Aufregung wahr; je weiter ich von der Heimat kam, um ſo Ungeheuerlicheres wurde von mir behauptet. Kurz hernach hieß es im ganzen Dorfe Schoppernau, Felder ſei aufs Gericht, um den Pfarrer anzuzeigen und mit Gewalt fortzubringen. Da alles die Nachricht vom Rößlewirt brachte, der ſie vom Pfarrer haben wollte, ſo wurde ſogar der Gemeindeausſchuß ſtutzig, die im dritten Orden aber und andere verfluchten und verdammten mich. In einer Sennhütte wurde bedauert, daß man mir vor ſechs Jahren das Leben rettete; es wäre ein gutes Werk geweſen, wenn man mir dafür einen Klotz an den Kopf geworfen hätte.

So redeten jetzt meine Nachbarn; meine Freunde aber warnten mich, allein mich nicht mehr zu weit zu wagen, da ſie ſchon allerlei gemerkt hätten, was ſie mir nicht ſagen möchten (Kaſpar und Johann Joſef Oberhauſer und Johann Joſef Felder, Uhrenmacher, — von Schoppernau).

Am 25. April bei der Markusprozeſſion nach Au wurde, wie Zeugen behaupten, von den Weibern und Männern in allen Wirtshäuſern von mir und dem neuen Glauben geredet und um ſo mehr gejammert, geſchimpft und geſtritten, je weniger man erzählen oder doch beweiſen konnte.

Am 1. Mai — Philipp und Jakob — wurde, wie faſt immer und überall jetzt, von den Bezauer Kapuzinern gegen Freidenker, Schriftſteller, Freimaurerei und ungeprüft ausgeliehene Bücher gepredigt, was um ſo mehr wirkte, als aus dem immer wachſenden Lärm ja jedermann zu wiſſen glaubte, wer damit gemeint ſei. Am andern Tage ſagte der Vater des Pfarrers Rüſcher, ſein Sohn werde trotz allem noch nicht fortgehen, da er wohl wiſſe, daß ich an allem ſchuld ſei. Bei ihm daheim in Reute würde man

mit ſo einem wenig Weſens machen; man tät ihn niederbeugen, ihm dann das andere Auge auch noch ausſtechen und ihn erſchlagen; auch in Schoppernau werde man mit ſo einem miſerablen Männlein ſchon noch fertig werden. Zeugen: Kaſpar Muxel und Maria Anna Muxel.

Nun fing es mir, dem Bauer, der unter dem Volk leben und mit der fanatiſierten Menge täglich und ſtündlich verkehren mußte, denn an, immer unheimlicher, und wenn ich manchen reden hörte, ſogar gefährlicher zu werden. Ich erbat es bei den beiden Vorſtehern, zum Pfarrer zu gehen, mit ihm zu reden, den Frieden wieder zu ſchaffen und ihm zu beweiſen, daß es nicht wahr ſei:

1. daß ich ein „Hurenbuch" auslieh;

2. daß ich den Uhrenmacher in Schoppernau aufforderte, ſeinen verſtorbenen Vater ſtatt vierer nur eine Meſſe in dieſem Jahr leſen zu laſſen und für das übrige Geld Armenbrot auszuteilen, ſo daß dann der ſogenannte Jahrtag und das übliche Seelenopfer gar nicht gehalten wurden, da Pfarrer Rüſcher von dem etwas wohlhabenden Uhrenmacher weniger als vier Meſſen gar nicht annahm und infolgedeſſen den Jahrtag des in der Gemeinde angeſehenen Mannes zum allgemeinen Ärgerniſſe gar nicht verkündete;

3. daß Herr Bezirksförſter Koderle in Bezau weder am Cäcilienfeſt noch ſonſt an einem Tag eine Geldſammlung in Bezau für die Schoppernauer Bibliothek vornahm, da ich wenigſtens dargebe, keinen Kreuzer Geld von ihm erhalten zu haben, ſomit er oder ich ein Dieb ſein müßte, was doch durchaus nicht angenommen werden könne; es ſei alſo die durch des Pfarrers Freund, den Rößlewirt in Schoppernau, verbreitete Nachricht, daß man in Bezau auf meine Veranlaſſung gebettelt, nur erfunden, um das Ehrgefühl und den Stolz einiger Schoppernauer gegen mich aufzubringen;

4. ebenſo ſei es eine Unwahrheit, die nur aufregen ſolle, wenn der Rößlewirt und wenn die Mitglieder des ſogenannten Dritten Ordens, denen Pfarrer Rüſcher vorſteht, überall behaupten, daß ich vor kurzem nach Bezau aufs Gericht gegangen ſei, um den Pfarrer zu verklagen und wenn irgend möglich aus der Gemeinde zu bringen uſw.;

5. daß ich auch nicht der Verfaſſer der „Klarſtellung" ſei.

Pfarrer Rüſcher geſtand, ſelbſt ſolche Behauptungen, wie die oben erwähnten, ausgeſprochen, jedoch das alles vom Pater Beda vernommen zu haben. Zu einem Widerruf aber oder auch nur einer die Gemüter beruhigenden Erklärung wollte er ſich durchaus nicht bereden laſſen. Es ſei ja recht, ſagte er, wenn alles nicht wahr ſei, und es gebe am ſchnellſten Ruhe, wenn man die Sache ſelbſt ruhen laſſe; er, Rüſcher, habe ſich noch nie auf der Kanzel, ſondern „nur ſo privatim" gegen mich ausgeſprochen, weil er nichts gegen meine Perſon habe, ſondern nur mit meinen Grundſätzen nicht einverſtanden ſein könne. — So haben mir die beiden Vorſteher den Inhalt jener Unterredung mitgeteilt.

Nachmittags ging ich ſelbſt zum Pfarrer und nahm die beiden Vorſteher mit. Pfarrer Rüſcher fuhr uns zornrot an und ſagte, er werde vor Zeugen gar nicht reden. „Packen Sie ſich hinaus!" rief er den Vorſtehern mit heiſerer Stimme zu und hielt mir dann das oben erwähnte Sündenregiſter von 1—5 vor. Da ich für jene Unterredung keine Zeugen habe, ſo führe ich einſtweilen nur an, daß er auf mein Anſuchen um eine beruhigende Erklärung antwortete: „Lächerlich! Wegen Ihnen tut man gar nichts."

Die Aufregung wuchs. Am Sonntag auf dem Kirchweihmarkt wurde überall mit Fingern auf mich als den

Freimaurer und Irrlehrer gezeigt. Mir war's ſo unheimlich, daß ich's nicht mehr auf dem Marktplatze aushielt. Am andern Morgen nahm ich Abſchied von meiner Mutter und meinen Kindern und verließ mit meiner Frau eine Heimat, in der man mich fremd gemacht hat. Ich fand eine Zufluchtsſtätte bei meinem Schwager in Bludenz. Hier habe ich die mir nötige Ruhe. Eine Einladung meiner Freunde, gleich nach Leipzig überzuſiedeln, hab' ich einſtweilen dankend abgelehnt, denn ich hoffe auf den Schutz unſerer Geſetze und will einer allfällig einzuleitenden Unterſuchung keineswegs aus dem Wege gehen.

Grobe Federzeichnungen aus dem Bregenzerwald.

(Aus dem „Wanderer", 1868, 3. März.)

Ein Artikel, der in den „Grenzboten" meine Lebens- und Leidensgeſchichte bis zur Flucht erzählt und furchtbare Anklagen enthält, iſt noch heute nicht widerlegt, denn die im Finſtern gegen ihn oder vielmehr den Verfaſſer gemachten Bocksſprünge ſind hier keiner Erwähnung wert, da ich nur zu genug andere Gemeinheiten zu erzählen habe.

Ich ſchrieb jenen Artikel, den einzigen, den ich bisher über dieſe Angelegenheit veröffentlichte, bei meinem Schwager Moosbrugger in Bludenz, wo der arme Flüchtling eine ſichere Zufluchtsſtätte, Schutz und Troſt gefunden hatte. Ich ſchrieb ihn mit blutendem Herzen, voll Sorge um die fernen Meinigen und mit dem peinlichen Gefühle, einiger Elenden wegen mitten in der Heimat, die ich noch immer ſo innig liebte, den Schandpfahl aufrichten zu müſſen.

Ich erzählte, wie ich mühevoll mit den ungünſtigſten Verhältniſſen rang, wie ich liebte und litt, wie ich alles, alles opferte um Bildung und Licht des Geiſtes, um das, was mir allein der Mühen und Plagen dieſes bäuerlichen Jammerdaſeins wert ſchien; wie denn endlich nach vielen Mißverſtändniſſen die Bewohner meiner engen Heimat, über die ich noch nie als im Traume hinausgekommen war, mein Streben mit Liebe und Vertrauen zu belohnen, ja erſt recht zu verlebendigen begannen. Dann aber kam ich daran, wie man ſeitdem jeden meiner Schritte verdächtigte, wie ich von einer Schar, die fromme Worte im Munde führen kann, zuerſt verleumdet, dann verpredigt und ſchließlich bedroht wurde, wie man anſtändigen Leuten mein Haus verbot und mit Fingern auf den neuen Irrlehrer wies, und ich mich am 6. Mai zur ſchleunigen Flucht genötigt ſah.

Der Schluß meines Artikels — das Einſchreiten der Staatsanwaltſchaft erwartend — verriet deutlich meine Abſicht, ſpäter einmal eine Fortſetzung folgen zu laſſen. Hier iſt ſie.

Der damals ſchon von mir gefürchtete Fanatismus hat ſein erſtes Opfer gefordert.

Ja wohl, ihr frommen Spötter über den furchtſamen Bauerndichter! Felder lebt, aber ſein Vetter, ſein Nachbar, ſein liebſter Jugendfreund liegt ſchwer, vielleicht tödlich verwundet auf dem Krankenſchragen und büßt für den männlichen Mut, mit dem er in donnernder Rede einige Elende zu entlarven und ſeinen Freund wegen des „Grenzboten"-Artikels und ſeiner auf dem Gerichte gemachten Angaben zu verteidigen wagte.

O gewiß, als der Traubenſaft der Provence dich erfreute und ſtärkte zu dem Entſchluſſe, deinen vor zehn Jahren unter Tränen verlaſſenen Freund, den einſamen

traurigen Grübler wieder einmal zu besuchen, da dachtest du nicht im entferntesten daran, daß in einer raucherfüllten, dumpfen Wirtshausstube zwei Diener Gottes und des Pfarrers von Schoppernau — der Rößlewirt und sein Vetter — dich festhalten würden, damit ein Dritter und nötigenfalls auch Vierter mit eisenbeschlagenen Bauernstiefeln die Härte deines immer so stolz aufgerichteten Kopfes erproben könne. Kein Wunder, wenn dich's ärgerte, so etwas in einer Dorfkneipe zu erleben, daß du dich besser stelltest als du warst, bis endlich Schmerz und Erschöpfung dich zu Bette trieb.

Selbst den gemeinsten unserer frommen Schar hätte es wohl schwerlich einfallen können, die Sache der Stiefelhelden im Rößle zu Schoppernau öffentlich zu der ihrigen zu machen, wenn nicht Herr Pfarrer Rüscher mit gutem Beispiel vorangegangen wäre. Der aber stellte am folgenden Sonntag in einer Predigt, wie man sie selbst von ihm noch nie gehört haben will, den Rößlewirt als mutigen Glaubenskämpfer der teils erfreuten, teils erstaunten Gemeinde zum Muster und Vorbild auf, daß es jedes Kind bemerkte, wenn es die Schläge auf die alte Kanzel nicht zu sehr betäubt und erschreckt hatten.

Als ich das — um andern zuvorzukommen — dem kranken Vetter so schonend als möglich erzählte, ließ er den in diesem Augenblicke furchtbar schmerzenden Kopf auf die Hand sinken und sagte: „Schweigen wäre Gold gewesen."

Von einer schmerzlichen Bewegung übermannt, verließ ich das Zimmer.

Ja wohl ist Schweigen Gold. Meine geschwätzige Feder, welche die „Sonderlinge" in die Welt schickte, ist das Unheil, der Fluch, die Schande meiner Heimat mit den engen Tälern und den noch engeren Begriffen ge-

worden. Ha, und die böſen Mannharter, meine Sekte, wie ein ehemaliger Profeſſor des Feldkircher Gymnaſiums meine Freunde nannte, werden noch das ganze Land um ſeinen alten, heiligen Glauben bringen, wenn ſie nicht ſchweigen. Schon finden ſie es lächerlich, wenn Pfarrer Rüſcher predigt, man habe vor allem dafür zu ſorgen, daß die Seele gut ſterbe; am Leibe ſei nichts gelegen, und ſehr gemein, wenn er über die ſchriftſtelleriſche Tätigkeit des verhaßteſten Erzfreimaurers und Antichriſts offenbar erfundene Gerüchte von heiliger Stätte aus unter die Menge bringt, welche hiedurch nur noch furchtbarer aufgeregt wird.

Und vielleicht wär's hier noch lange ruhig und ſtill und behaglich geblieben, wenn ich nichts in die Welt hinaus geſchrien, keinen der guten Schläfer hier geweckt hätte, auf deſſen Kopf es ſich ſo angenehm ruhen ließ, als er noch auf dem Boden lag.

Ich konnte aber trotzdem nicht mehr ſchweigen. Ich will auch dieſes Gold nicht, und wenn ich wieder fliehen und Brot und Recht betteln müßte von Tür zu Tür im neuverjüngten Öſterreich, ich will der Wahrheitsgeiger ſein und bleiben, wenn man mir auch die Geige am Kopfe zerſchlagen ſollte, worauf auch wirklich immer mehres hinzudeuten ſcheint.

Man wirft mir vor, daß durch mein Wirken die Geiſtlichen in dieſer Gegend bedeutend an Einfluß verloren. Die Tatſache an und für ſich iſt nicht zu leugnen, ja, ich wage ſogar noch beizufügen, daß wirklich einzelne Gemeinden gar nicht mehr unter dem ſegnenden Einfluſſe eines Seelenhirten ſtehen. Diejenigen nämlich, in denen die Bewohner der Pfarrhöfe nicht mehr fromme Verkünder des Wortes Gottes ſind, ſondern einfach nur Parteimänner, welche die Kanzel, den Beichtſtuhl und alles, was ihr hei-

liges Amt ihnen anvertraute, nur noch zu Parteizwecken und zur Bekämpfung derer benützen, über die sie ihre volle Gewalt verloren.

Diese Unglücklichen wirken nicht einmal als Priester auf ihre Freunde, geschweige denn auf die immer bitterer werdenden Gegner.

Für solche Gemeinden sind aber tatsächlich auch die neuen Grundgesetze so wenig als irgend andere vorhanden. Pfarrer, Kapuziner und alles, was drum und dran hängt, ist seit lange bemüht, den Reichsrat auf die gemeinste Weise zu beschimpfen, den Landtag herabzusetzen, elende Histörchen von einzelnen Mitgliedern, aus erbärmlichen Kleinigkeiten mit ultramontaner Geschicklichkeit zusammengedreht, in die Kirche zu bringen und so dem gemeinen Mann, der keinem Unterricht besser traut als dem des Geistlichen, alle Achtung vor Gesetz und Gesetzgebung wegzukanzeln. Und am Ende eines solchen Vortrages, der nichts groß und nichts ganz läßt als den Redner selbst, richtet man sich stolz auf und ruft, etwa wie Pfarrer Rüscher nach seiner Verherrlichung des Rößlewirtes, aus: „Wenn mir auch aus dem Heutigen keine Süßigkeit kommt, sondern Bitterkeit, wenn man mich wieder in Wort und Schrift herumzieht, dann weiß ich, daß ich ein wahrer, wenn auch unwürdiger Diener und Priester Jesu bin, der mich würdigt, für ihn zu leiden."

Man denke sich nun ein Bauerndorf, etwa mein Schoppernau, ganz hinten im Bregenzerwald zwischen hochaufragenden Bergen, das die Sonne jetzt kaum noch gegrüßt. Stundenweit von einem ordentlichen Postamte leben da die eingeschneiten Bauern nur noch für Gott, Weib und Kind. Und nun tritt der einzige „Gebildete" mit all seiner Beredsamkeit für die Demütigung eines dieser Gottlosen auf. Man stelle sich den Eindruck vor, den das auf eine Ge-

meinde machen muß, in der zwei Parteien in größter Erbitterung sich gegenüberstehen, wo bereits geflossenes Blut unheilvollen Samen ausstreute. Ja, es ist so weit, daß der Rößlewirt ein unschuldiges Volksfest nicht ohne Gendarmen in seinem Hause zu feiern wagte, was sonst seit sieben Jahren auch in der elendesten Kneipe nicht mehr vorgekommen ist.

Das beweist wohl grell genug, wie dringend gerichtliches Einschreiten geboten wäre. Wer die tiefe Religiösität des Bregenzerwälders und seine Leidenschaftlichkeit kennt, der muß wohl das Ärgste fürchten. Es reden die Bauern auch viel von einer großen Schlägerei, einer Art Religionskrieg, der allem ein Ende mache und Gelegenheit gebe, selbst auch noch dies und jenes gehörig heimzuzahlen.

Nicht etwa nur meine Person, jeden Gemeindebürger, er mag Frömmler oder Freimaurer heißen — Neutrale gibt's kaum noch — darf man unter solchen Umständen für bedroht halten. Das Bezirksamt aber scheint mit einer, selbst dem mit den Verhältnissen Vertrauteren, kaum erklärbaren Ruhe warten zu wollen, bis meine vorjährigen, von den Ultramontanen und ihren Helfershelfern rings im Lande fast zu Tode gespotteten Angaben durch ein noch blutigeres Opfer bestätigt werden. Noch hat nicht einmal der Arzt, welcher meinen Vetter behandelt, gerichtliche Hilfe gefunden gegenüber Rüscher, welcher öffentlich behauptet, der Arzt als mein Anhänger sei nicht der Mann, dem man ein richtiges Urteil über den Zustand des angeblich Leidenden zutrauen dürfe.

Der Arzt wünscht eine gerichtliche Kommission — bisher vergebens.

Angesichts solcher Tatsachen ist Schweigen schwerlich Gold und ich wage es, an jedem andern Mittel verzweifelnd, mich an den Richterstuhl der Öffentlichkeit zu wenden. Ich

tue das ohne andere Leidenschaftlichkeit, als das Gefühl der Empörung, welches in jedem sich regen würde, der das alles nur mit gesehen und gehört, noch nicht einmal selbst erlebt hätte. Wer mich dulden sah, so lang ein Mann dulden durfte und konnte, der wird mir das Zeugnis geben, daß nicht Rachsucht mir die Feder führte, sondern Vertrauen auf ein Volk, das durch seine Verfassung sich ein schönes Denkmal setzte, welches, das hoffe, das weiß ich, nicht das Denkmal eines Toten ist. Ich bin kalt, hart geworden zwischen diesen starren Bergen und sehe furchtbar klar, welche Folgen dieser Hilferuf, der hier herum sicher nicht überhört wird, für den armen Bauer haben kann; aber es handelt sich nicht mehr nur um mich und meine Ruhe. Darum gehe er hinaus in die Welt, sobald der Bote wieder einmal aufs nächste Postamt geht.

Herzlichen Gruß allen den Glücklichen da draußen in frischer, freier Luft, die den Druck der schwielenbedeckten Hand nicht verschmähen!

Ein Schattenbild aus dem Bregenzerwald.*)

Ein Bericht aus Vorarlberg in der „Neuen Freien Presse" vom 4. Februar hat hierzulande großes Wehklagen und mächtiges Schütteln frommer Häupter erregt. Besagter

*) Die Grazer „Tagespost" versah den Aufsatz mit folgender Fußnote: Franz Michael Felder, über dessen literarische Leistungen jüngst die Leipziger Gartenlaube einen hübschen Aufsatz gebracht hat, lebt in dem vorarlbergischen Dorfe Schoppernau. Er hat sich als Autodidakt eine bedeutende Bildung, mit ihr einen unerschütterlichen Freiheitssinn erworben, durch welche er befähigt wurde, als Vorkämpfer in diesem noch

Artikel nennt es eine Frucht klerikaler Agitation, daß die Gemeindeausschußwahl in Schoppernau am 26. Jänner d. J. nicht nur unterbrochen, sondern auch die liberale Wahlkommission mit Steinen und Prügeln bedroht und Feuer in die Wahlurne geworfen wurde. An dieser Roheit, hörte man behaupten, hätte selbst der durch Hetzereien gegen mich bekannte Pfarrer Rüscher so wenig eine Schuld als an meiner Bedrohung und Verfolgung, von der im letzten Frühlinge die Zeitungen berichteten. Mit dem bin ich vollkommen einverstanden und es haben diese Zeilen sogar den Zweck, es zu beweisen.

Unsere Zustände sind so wunderbar mittelalterlich, daß man eigentlich ganz von vorn anfangen müßte, um auch jenen ein klares Bild derselben zu geben, welche die im Bregenzerwalde erregte Hetzerei gegen die „Freimaurer", d. h. alle Denkenden, weder mit den neuen Grundgesetzen, noch mit dem Geist unseres Jahrhunderts zu vereinbaren imstande sind. Doch die Tatsachen, welche von hier zu berichten sind, dürften ohne weitere Vor- oder Nachrede deutlich genug sprechen und als Kulturbild auch dem nicht ganz uninteressant sein, der sich sonst um ein so abgelege-

---

gänzlich unter ultramontanem Einflusse stehenden Grenzbezirke schon vor Jahren aufzutreten. Eine poetisch angelegte Natur, überraschte er vor zwei Jahren die gebildete Welt mit einem Romane: „Die Sonderlinge", welcher, auf dem Boden seiner Heimat spielend, durch energische Charakteristik, reichen Inhalt, echt freiheitlichen Sinn sich den ungeteiltesten Beifall errang und den Namen des Verfassers in Norddeutschland plötzlich zu einem bekannten und populären machte, während man ihn in Deutsch-Österreich kaum noch kennt. Eine markige Persönlichkeit, führt er diesen Kampf jetzt weiter. Wie, schildert der von ihm der „Tagespost" eingeschickte Aufsatz. — Der Aufsatz ist auch abgedruckt in der „Feldkircher Zeitung" vom 1. April 1868, Nr. 27. —

nes Tal, wie das der Bregenzeraach, nicht besonders viel zu kümmern pflegt.

Am 12. Jänner 1868 wagte der Uhrmacher Joh. Josef Felder im Hause des Rößlewirtes von Schoppernau, — obwohl er die Frömmigkeit des Mannes und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Pfarrer Rüscher kannte — die hierzuland allerdings ungeheuer kühne Behauptung: „Der Redakteur der ‚N. Freien Presse' sei denn doch eigentlich kein Jude, und wenn Pfarrer und Bischof das sagten, so wären sie Lügner, wie noch viele heutzutage, die statt Wahrheit und Liebe zu predigen, nur Lüge und Haß unter das Volk brächten." Das war zu arg, zu ungeheuer! Darum fielen denn auch der Rößlewirt und sein Vetter sofort über den Sünder her und der zu Hilfe gerufene Knecht brachte dem wehrlos Festgehaltenen mit den eisenbeschlagenen Stiefeln mehrere Kopfwunden bei, so daß er fünf Wochen arbeitsunfähig wurde und unter ärztlicher Behandlung verblieb.

Viele sahen dadurch die vorjährigen Angaben öffentlicher Blätter blutig bestätigt. Andere dagegen betrachteten den Vorgang einfach als Wirtshausschlägerei, bis am 19. Jänner Pfarrer Rüscher durch eine gewaltigliche Predigt dieser Meinungsverschiedenheit ein Ende machte.

Unser Stiefelheld wurde als männlicher Glaubenskämpfer, der Uhrmacher kenntlich genug als Gotteslästerer dargestellt, den man wegen seiner Reden auch noch kriminalgerichtlich belangen könnte. Jedes Kind faßte die Predigt so auf und brachte wie seine frommen Eltern die Überzeugung heim, daß dem Uhrmacher wenigstens annähernd recht geschehen sei.

So wirkte ein Mann, der das Kleid des Friedens und der Liebe trägt zu einer Zeit, wo ein Wort der Beruhigung doppelt durch die Verhältnisse geboten war. Auf

den 26. Jänner war die Gemeindeausschußwahl angesagt. Ein frommes Häuflein hatte sich unter der Fahne des bei der früheren Wahl — gegen welche von den Frömmlern protestiert wurde — mit Glanz durchgefallenen Rößlewirtes in brüderlicher Liebe zusammengetan zu einem großen Werke.

Es galt, die bisherige, angeblich aus Freimaurern bestehende Gemeindevertretung zu stürzen und willenlose Werkzeuge an ihren Platz zu bringen. Das Feldgeschrei dieser Partei war: Wenn wir unterliegen, so geht der Pfarrer fort!

Viele blieben davon ungerührt oder schienen wenigstens dadurch in keiner Weise geneigter, jener Partei zum Siege zu verhelfen. Es sah dieselbe sich daher zum Sammeln von Vollmachten bei auswärtigen Steuerzahlern genötigt.

Düstere Gestalten schlichen im Lande herum, ihre Spuren mit Verleumdung und Lüge bezeichnend. Sie gaben vor, im Auftrage des Pfarrers zu reisen, da bei der Wahl in Schoppernau, wo die meisten Freimaurer wären, der begonnene Kampf um das Christentum entschieden werden mußte. Bis zum 19. Jänner war das Echo dieses Lärms in die Gemeinde Schoppernau so furchtbar vergrößert zurückgekommen, daß auch jene frommen Bevollmächtigten sich davor bekreuzigten.

Die Aufregung war derart gewachsen, daß auch der Rößlewirt eine Bauernhochzeit nicht mehr ohne den Schutz der Gendarmerie zu feiern wagte, was sonst während dieses Jahrzehnts in der elendesten Kneipe nicht mehr vorgekommen ist. Bezüglich des Uhrmachers wurde nur bedauert, daß man ihn nicht ganz totschlug, damit doch wenigstens einer von den Freimaurern minder wäre.

Und unter diesen Umständen sollte am 26. Jänner

die Ausschußwahl stattfinden. Eine wildaufgeregte Rotte stellte sich sofort vor der liberalen Wahlkommission auf, welche mit Herzklopfen zu amtieren begann. Trotzdem wagte sie im Verlauf der Wahl eine Vollmacht jener Sammler als ungesetzlich zu verwerfen und ging auch nicht davon ab, als der Abgewiesene behauptete, daß sie vom k. k. Bezirksvorsteher Müller diktiert sei. Die so hochmütige Wahlkommission, welche mit dieser Vollmacht gleich einem Dutzend anderer das Todesurteil sprach, wurde von tabakkauenden Burschen mit Steinen und Prügeln bedroht, an der Fortsetzung des Wahlaktes gehindert und durch die Haltung der Vollmachtbesitzer gezwungen, das Verbrennen der bereits abgegebenen Stimmzettel geschehen zu lassen, damit keine Fälschung derselben von seiten der Wahlkommission zu besorgen sei.

Die neue Ausschuß- und Vorsteherwahl wurde um so schneller vorgenommen, weil denn doch gelegenheitlich gegen die Wahlstörer eingeschritten werden mußte. Aber obwohl kein Mensch das Stimmrecht und die Wählbarkeit verlor, errang die liberale Partei bei der unter Beaufsichtigung des k. k. Bezirksvorstehers vorgenommenen Wahl einen glänzenden Sieg und feierte nach Beeidigung des Vorstehers ein Fest, wie man zwischen diesen Bergen wohl noch keines erlebte. Die Pöller krachten und ihr Donner mischte sich mit dem Jauchzen der Burschen, welche das Haus des wiedergewählten Vorstehers schmückten.

Im Gasthaus „zur Krone" ließ man die Verfassung hoch leben sowie das brüderliche Zusammenstehen, dem Schoppernau das schönste Fest verdanke.

Die Gemeinde hat also eine freimaurerische Vertretung; das soll sie büßen und womöglich ihr Ansehen im Lande verlieren. Schon machen die Frommen aus ihrem Namen, wie aus dem der Tüchtigsten des Landes einen

Schimpfnamen, den man bald nur noch Tieren beilegen wird. Wurde doch in Reute am 28. Februar in einer Fastenpredigt die Gemeinde Schoppernau als abschreckendes Beispiel der Glaubenslosigkeit öffentlich genannt und der Verachtung einer zahlreich versammelten Zuhörerschaft preisgegeben.

Wer die tiefe Religiosität des Bregenzerwälders und dessen Vertrauen zu seinem Prediger kennt, der muß in solchen Vorgängen nicht nur die gröbste Ehrenbeleidigung, sondern geradezu eine Aufhetzung der Staatsbürger zu Haß und Feindschaft gegeneinander finden. Unsere Behörde aber findet — wie die Erfahrung lehrt — nichts. So habe ich es denn trotz aller Bedrohungen abermals gewagt, mich an die Öffentlichkeit zu wenden.

Ein Freund des Volkes müßte das, wenn er auch nicht aus dem neuesten Erlasse unseres Giskra*) den Mut hiezu gewänne!

---

*) Minister des Innern im sogenannten Bürgerministerium (1868—1870)

Dichterische Versuche.

Schriftdeutsch.

Zueignung.

Es ruht der wilden Winde Krieg; auf einem Morgenstrahl
Vom wolkenlosen Himmel stieg der Lenz herab ins Tal.
Der Winter sucht die schnelle Flucht im Bach zum Tal hinaus
Und jedes Tier und Tierlein sucht im Freien seinen Schmaus.
So wie das Tal der Blumenduft, füllt Wonne jede Brust;
Der Vögel frohes Singen ruft das Herz zu Freud und Lust.
Der heitre Frühlingsmorgen zeigt mir frohe Bilder nur,
Im Busen jede Klage schweigt beim Jubel der Natur.
Den schroffen Felsen selbst verschönt der Sonne Strahlengold;
Aus grasbedecktem Abgrund tönt ein Vogellied so hold.

Ich kenne eine Zauberin, die auch in Winterszeit,
Wenn selbst kein Bach es wagt zu fliehn, mit Lenzluft mich erfreut.
In mancher kalten Winternacht, die ich so ganz allein
Auf meiner Kammer durchgewacht, trat sie zu mir herein.
Ihr Blick war wie ein Maitag klar, ihr Odem Blumenhauch,
Und wo sie ging und wo sie war, da blühten Blumen auch.
Und manche hat die Gute mir zu pflücken dann erlaubt.

„Zwar vieles hat das Schickſal dir im Leben ſchon geraubt;
Doch da aus deinem Bruderarm dein letzter Freund ſich riß
Von deinem Herzen liebewarm — und hilflos dich verließ,
Und dennoch du voll Bruderſinn ihn liebſt mit Seel' und Herz,
Da ſucht ich deine Tröſterin zu werden in dem Schmerz."

Gar manches hat ſie mir geſagt, 's war alles lieb und gut,
Und war ich einmal recht verzagt, ſo machte ſie mir Mut.
Sie führt' aus weiter Ferne her mir gute Freunde zu;
Nach Schickſalſtürmen hart und ſchwer verſchaffte ſie mir Ruh'.
Und jede Wunde heilet ſie mit einem Segenswort
Und ihre Gaben welken nie und blühen immer fort.

Nehmt hier den Kranz, den meine Hand von Roſen jener Zeit
Für euch, geliebte Freunde, wand in trauter Einſamkeit!

Die drei Freunde.

Drei treue Freunde ſtanden am weiten Bodenſee
Und reichten ſich die Hände gerührt, mit ſtillem Weh.
Sie gehn voll Mut entgegen des Lebens Kampf und Streit;
Das Scheiden nur iſt traurig auf jahrelange Zeit.
„So iſt er denn verſchwunden, der Kindheit ſchöner Traum;
Bis wir uns wiederſehen, iſt dieſer Buſch ein Baum!"
Der Erſte will nach Weſten, der Zweit' nach Oſten hin,
Der Dritte muß allein nun in ihre Heimat ziehn.
Noch reden ſie vertraulich im alten Heimatslaut:
„Grüß' noch den Vater einmal, die Mutter lieb und traut!
Du kehreſt nicht ganz freundlos ins Vaterhaus zurück,
Das ſagt mir meiner Schweſter jungfräulich ſcheuer Blick.
Mein Freund, dir übergeb' ich nebſt meinen Eltern ſie;

Mißbrauche ihr Vertrauen und ihre Liebe nie!
Ich werde wiederkehren an euerm Hochzeitstag
Und viel dann euch erzählen von Lebens Lust und Plag'.
So leb' denn wohl, mein Lieber, und hold sei dir das Glück!"
Darauf begann der Zweite mit tränennassem Blick:
„Wir wollen stets in Ehren auf unsrer Lebensbahn
Fortgehn, wie unsre Väter gelehrt und selbst getan.
O geh' an ihrem Grabe nie allzuschnell vorbei
Und pflanze treulich Rosen auf jedes jeden Mai!"
So schieden sie, die treuen, und reichten sich die Hand,
Die beiden in die Fremde, der Dritt' ins Heimatsland.
Der Erste kann nicht halten das Wort, das einst er gab:
In wilden Meereswellen fand er sein nasses Grab.
Der Zweite kämpfte mutig für Freiheit und für Recht;
Er fiel, ein tapfrer Krieger, in blutigem Gefecht.
Der Dritte in der Heimat beweint der Freunde Los,
Jedoch zumeist das seine, so einsam, freudenlos.
Die Schwester wurde untreu des Bruders Abschiedswort:
Sie floh von treuer Liebe im Arm des Reichtums fort.

An die Treulose.

Du wähnst, ich sei dir böse, seit deine Falschheit kund?
O kindische Therese! — das war ich keine Stund'.
Um Eifersucht zu fühlen, bist du zu arm, zu klein;
Du kannst mit Herzen spielen und liebst nur dich allein.
O gern will ich dich meiden! Du bist mir schönes Kind,
Was neubekehrten Heiden die Götzenbilder sind.

Abendlied.

Schon verklungen sind die Lieder
All der Sänger in dem Hain

Und die Blumen träumen wieder
In dem ſanften Sternenſchein.

Und der Wind im Waldesgrunde
Eilet hin mit leiſem Flug,
Wie ein Wort von liebem Munde,
Wie der Liebe Atemzug.

In des Schlummers Armen liegen
Arbeitsmüde hingeſtreckt;
Doch zum Scherz und zum Vergnügen
Hat der Abend uns geweckt.

„Freude hat uns Gott gegeben",
Liebe und Geſelligkeit
Sind die Blumen, die ins Leben
Uns ein holdes Schickſal ſtreut.

Sanfte Ruhe ſei beſchieden
Allen Müden dieſe Nacht;
Freude, Luſt und Herzensfrieden
Allem, was noch länger wacht!

Nichts umſonſt!

Umſonſt iſt nicht das Bröcklein Brot, ſo dir der Bäck gegeben,
Umſonſt iſt ſelber nicht der Tod, — er koſtet ja das Leben.
Wer Tanz und Muſik*) wahrhaft liebt, ſoll durch die Tat es zeigen;
Wer tanzt und keinen Spiellohn gibt, dem mag der Teufel geigen!

---

*) Als Trochäus zu leſen, wie es die richtige deutſche Betonung verlangt, die aber bei unſern Gebildeten leider durch die franzöſiſche bei dieſem Worte und bei ähnlichen (z. B. Phyſik) verdrängt iſt.

Mit Händ' und Füßen zappeln sie, doch in den Sack zu greifen,
Da fehlt die Hand, fehlt das Genie, — die soll'n sich selbst was pfeifen!
Die anfangs poltern bei dem Fest, das sind zuletzt die Stummen:
Da schleicht man heimlich weg und läßt die Musikanten brummen.

Regen.

Alle loben schönes Wetter
Und den lieben Sonnenschein,
Darum schrein sie Mord und Zeter,
Wenn der Nebel zieht herein.
Aber ich bin frohen Mutes,
Wenn es schüttet, wenn es gießt;
Auch der Regen hat sein Gutes,
Dunkle Wolken, seid gegrüßt!

Lange, trockne Wochen machen
Trockne Menschen, Knechte nur;
Wunderselten singen, lachen
Diese Diener der Natur,
Roher wird der Menschen Sinnen,
Nur gerichtet auf Gewinst,
Und des Hauses Priesterinnen
Finden kaum noch Zeit zum Dienst.

Da wird nun ein frischer Regen,
Wie der halbverdorrten Flur,
Auch dem Hause nur zum Segen,
Wie schon manches Weib erfuhr.

Froh erkennet nun der Gatte,
Was er fern dem heim'ſchen Herd
Leichter ſchnöd mißachtet hatte,
Seiner Hausfrau hohen Wert.

Einſam ſchlich an ſchönen Tagen
Ich durchs Dorf der Liebſten nach;
Heute darf man etwas wagen:
Vorwärts, unters Regendach!
Plaudernd ſchreiten wir nun weiter,
Keinen Menſchen kümmert das;
Nie noch war ein Tag ſo heiter
Und der Regen macht nicht naß.

Nennt's darum nicht ſchlechtes Wetter!
Es bringt Wonne, frohen Mut,
Ruhe für die müden Väter,
Macht die Söhne fromm und gut.
Viele laue Chriſten bleiben
Vor der Kirche öfter ſtehn,
Nur der Regen kann ſie treiben,
Daß ſie ſelbſt zur Predigt gehn.

Das weiße Hüttchen hinterm Baum.

Das weiße Hüttchen hinterm Baum, das Gärtchen dort, das kleine,
Das Gütchen bis zum Waldesſaum, o Schatz, es iſt das meine.
Das Gärtchen, Kind, beſorgſt du bald und ich indes das Gütchen,
Zum Mahle winkt mich aus dem Wald der Rauch ob unſerm Hüttchen.

Und dann geht das Erzählen an, was uns gelang, uns freute,
Beim Mahl, das unser Fleiß gewann, sind wir die frohsten Leute.
Das kleine Hüttchen wird von Neid, von Hochmut übersehen,
Drum kann von außen uns kein Leid, kein böser Streich geschehen.
Und drin — o du wirst drinnen sein, mein Engel auf der Erde,
Ich fürcht', daß unserm Glück zu klein das kleine Hüttchen werde.
Doch dann gehn jubelnd wir hinaus und Großes soll geschehen!
Wenn du es willst, wird bald ein Haus an diesem Platze stehen!

Entschluß.

O Herz, was soll die Klage, was soll der trübe Sinn?
Laß deine Frühlingstage nicht ungenützt entfliehn!
Du hast in deinem Hause dich lange nun gehärmt
Bei Winters Sturmgebrause, das draußen wild gelärmt.
Hat doch die liebe Sonne geschmolzen all den Schnee
Und Lieb' und Frühlingswonne erleichtern manches Weh.
Vergangen ist vergangen, die Gegenwart ist dein,
Doch willst du Frucht erlangen, so mußt du Samen streun!
So wie der Bach, der klare, stets rastlos weitereilt,
So fliehen meine Jahre, kein Augenblick verweilt.
Nicht das, was wir beständig gewünscht, — was wir getan,
Begleitet stets lebendig uns auf der Lebensbahn.
Drum greife frisch ins Leben, erkämpfe dir dein Glück!

Wer hat, dem wird gegeben, wer nicht hat, — gibt zurück.
Die Abendſonne ſendet ins lenzgeſchmückte Tal,
Wo ſie den Lauf vollendet, den letzten Abſchiedsſtrahl.
Und ihre Kinder ſchließen nun froh die Augen zu;
Von ihr erquickt, genießen ſie jetzt des Abends Ruh.
Der Sonne gleich, die kräftig erwärmet und belebt,
Wirkt jeder, der geſchäftig fürs Wohl der Menſchheit ſtrebt.
Er darf die Nacht nicht ſcheuen, nicht Jovis dunkeln Rat;
Denn ſtets wird ihn erfreuen Bewußtſein guter Tat.

Lebensglück.

O, was iſt doch der Menſchen töricht Streben!
Geblendet von des toten Goldes Scheine,
Erblicken ſie von all den Roſen keine,
Die Gott zur Freude dieſer Welt gegeben.

Auch Menſchengunſt beglücket nie im Leben;
Sie ſchmiedet uns mit Ketten ans Gemeine,
Und, ach, das Herz bleibt immer doch alleine:
Nur Gunſt, nicht Liebe kann die Menge geben!

Und Liebe nur verſchönert dir die Stunden
Des Lebens, führet dich auf Auen,
Geziert mit Roſen aus dem Paradieſe.

Wohl jedem, der wie ich ein Herz gefunden,
Das liebt, wie du, mit zärtlichſtem Vertrauen:
Ihm winkt das Glück von ſeines Tempels Frieſe!

17. Juni 1863.

Zu Nannis Tod.

Es ſinkt das Herz in ſchmerzliches Verzagen;
Die Lippe bebt verzweiflungsvoll ihr „Wehe"

Auf diese Welt; man wünscht, daß sie vergehe,
Wenn sie zu schlecht, das Edelste zu tragen.

Das Leben, ach! mit seinem Kreis von Tagen,
Es ist ein Scheiden nur, was auch geschehe,
Und hören wir, daß Eines wieder gehe,
So denken wir an uns nur, wenn wir klagen.

Wenn auf dein Grab die heiße Träne rinnet,
Beweinen uns wir mehr als dich, du Teure;
Du bist ja selig dort, hier unvergessen.

In der Erinnerung an dich gewinnet
Das Herz noch Kraft und trägt das Ungeheure; —
Uns bleibt der Trost: „Wir haben dich besessen!"

September 1868.

Was ist's?

Was ist's, das dir, so oft du hier
Verweilst, den Blick so trübt,
Wo alles lacht in Frühlingspracht,
Wo alles singt und liebt?
Und kaum hörst du dem Vogel zu,
Der sonst dein Liebling war!
Weckt er so bald dem Kind vom Wald
Das Heimweh etwa gar?

Nur Berge schaut dein Auge dort
Und düstres Tannengrün,
Du hörst nur grobes Bauernwort
Und sehntest doch dich hin?
O nein, o nein, das kann nicht sein!
Der Pflanze gleichst du nicht,
Die dort nur blüht, wo man sie zieht
Und froh sie grüßt das Licht.

Dich läßt wohl nie die Phantasie
Zum ruhigen Genuß;
Du schaueſt nur die Mark der Flur: —
Hier Not, dort Überfluß!
Du schauſt hinaus auf manches Haus,
Hier iſt die Welt ſo weit!
Doch leerer Raum iſt wie der Traum
Der düſtern Ewigkeit.

Den füllt ſie dann mit Bildern an,
So traurig juſt wie ſie;
Aus jedem Haus grinſt was heraus
Für deine Phantaſie.
Ja, armes Herz, das iſt dein Schmerz
Und wird es immer ſein! . . . .
Der Berge Wall ſchließt in dein Tal
Dich nimmer wieder ein!

Dornbirn, 26. Mai 1865.

Handwerk hat goldnen Boden.

(Zur Gründung des Handwerkervereins in Au.)

Kein großes Werk wär' je vollbracht,
Hätt' jeder nur an ſich gedacht,
Hätt' jeder teilnahmslos den andern
Sehn neben ſich die Straße wandern.
So war's einſt nicht in deutſchen Landen!
Eintracht in allen Perioden,
Die war's, wodurch der Spruch entſtanden:
Handwerk hat goldnen Boden.

Man hielt zuſammen, treu vereint;
Gemeinſam zwang man jeden Feind;

Des einen Wohlfahrt oder Schmerzen
Ging ſtets der ganzen Zunft zu Herzen.
Doch ach, die Zeit iſt längſt verſchwunden!
Sie machte Platz den welſchen Moden
Und unwahr ward der Spruch erfunden:
Handwerk hat goldnen Boden.

Wie's vormals war, ſoll's wieder ſein,
Daß wir des Handwerks uns erfreun!
Drum wollen wir zuſammenhalten
In Glück und Not, wie unſre Alten;
Zwar, um das Alte zu erneuen,
Gilt's aufzubaun und auszuroden;
Es wird aufs neu der Spruch uns freuen:
Handwerk hat goldnen Boden.

1868.

Das Lied vom Taler.

Bruchſtück als Einleitung zum „erſten Geſang".

Von Lieb' und Wein wird manches Lied geſungen,
Noch jedes Volk hat ihre Macht erkannt;
Die Geiſter alle, ſo die Welt bezwungen,
Hat neben Göttern uns das Lied genannt;
Die Macht nur, die zuletzt den Sieg errungen,
Die alle Erdengrößen übermannt,
Die einzige im jetzigen Jahrhundert,
Sie bliebe ſchweigend nur verehrt, bewundert?

Iſt denn im Taler keine Poeſie?
Von ihm ward Amor ſelber überwunden;
Gleich Hymens Fackel leuchtet er, und nie
Wagt ſich zu trennen, was von ihm verbunden.

Geſegnet iſt ſein Wirken: ſtets verlieh
Den Kranken Heil er, Wonne den Geſunden,
Und wie die Gnade macht er Kleine groß,
Macht Toren klug und Lümmel fehlerlos.

Ja, jeden zieht der Geldſack aus Gemeinheit
Schnell auf des Lebens höchſte Höh'n empor!
Kein Gott noch ſchuf auf Erden ſolche Einheit,
Seit Adam uns das Paradies verlor;
So wie der Taler jetzt in ſeiner Kleinheit,
Klingt keine Glocke lieblich jedem Ohr;
Der Papſt ſelbſt iſt nicht mächtig, ihn zu zwingen,
Drum wag' als Helden ich ihn zu beſingen.

Epiſtel an Moosbrugger.

Hinterhopfreben, den zwanzigſten Juni ſiebenundſechzig.

Liebſter Freund!

Noch immer trägt Kot und befleckenden Unrat
Jener mächtige Strom, des Quelle in Brixen entſprungen.
Froh doch betrat ich den heimiſchen Boden in hölzernen Schuhen,
Seit ich am Kreuzweg in Lugen*) zum Abſchied reichte die Hand dir.
Eins doch ſag' ich dir jetzt und du bewahr' es im Herzen:
Segen bringt jedes Erlebnis und ſei's auch ſchwer zu ertragen;

*) Weiler der Gemeinde Au. In Lugen kreuzen ſich die Wege, die von Schoppernau nach Au und von Rehmen nach Argenau führen.

Dennoch flehte Ben David mit Zwillingen fünfmal gesegnet:
„Segne mit Maß, o Herr, und vergiß in der Gnad' nicht der andern!“
Ähnlich nun fleht auch dein Freund, ein Held der friedlichen Feder.
Nicht iſt ruhig im Sturm, wie der wettergehärtete Seemann,
Wer nur den Muſen zu leben, behaglich zu wohnen gewohnt war.
Gerne verzeih' ich ein Schütteln des mächtig bebarteten Hauptes
Dir, dem Starken, der ſicher mich manchmal zu zaghaft geſehen.
Doch vergib auch du das Zucken, wenn ohne Erbarmen
Abgehau'n wurden die Bande, die jahrelang ſtets ich bebemüht war
Feſtzuknüpfen ans Herz, daß dem Bauer ſein bäu'riſches Daſein
Etwas erträglicher ſei und daß er kein Einſamer werde;
Daß er hart nur verlör', was einſt er ſo blutig erobert.
Hier beim gelblichen G'ſig und dem Kegel kühlenden Ziegers*)
Zwiſchen mächtiger Berge Verſchanzung, wo Schellengeläute
Weidender Kühe mich weckt zu federſuchſendem Tagwerk,
Hier empfind' ich, was heißt: „Ihm iſt wohl, wie den Kühen im Schalzbach**)“.
Friſchauf nun ſchnellet des Geiſtes ſchon lange gehemmete Spannkraft,

---

*) G'ſig: aus dem Schotten durch Sieden gewonnene gelbliche, dichte Subſtanz; Zieger = Schotten

**) Schalzbach, Vorſaß am linken Aachufer gegenüber von Vorderhopfreben, bekannt durch ſein reichliches und kräftiges Futter.

Wie ein Pfäfflein, das Sonntags auf einer dörflichen Kanzel
Der Demokrätlein gedenkt und des Kunz und der gottloſen Preſſe*).
Doch — was ſie tun, das wiſſen ſie nicht und verdienen Verzeihung;
Aber nicht mehr und es wäre zu viel von den Guten gefordert,
Wollten ſie, daß auch ein Felder, berühmt von Vaduz bis gen Leipzig,
Ihretwegen den herrlichen Tag und Papier ſich und Stimmung
Nochmals verderbe, da doch die Gnade der Reu' ſich nicht reget.
Liebere Bilder umſchweben den Mehltrog, auf welchem ich ſchreibe,
Seit die Benn**) in die Mache zu Natter, dem Wagner, gewandert.

Melde nun, Muſe, wie froh und vergnügt am Antoniustage
Ich beim Rößlewirt ſaß mit dem wackeren Herzog***) von Rehmen!
Nie blieb gefüllet das Glas und nimmer geſchloſſen die Lippe;

---

*) Karl Kunz, durch ungefähr fünf Jahre Schriftleiter der „Feldkircher Zeitung". Er wanderte im Auguſt 1867 nach Milwaukee aus und ſtarb dort am 2. April 1876 im Alter von 44 Jahren.

**) Ein- oder zweirädriger Wagen mit einem aus Brettern zuſammengeſetzten Kaſten, um darin Dünger, Erde u. a. fortzuſchaffen.

***) Damals Expoſitus in Rehmen, einer Parzelle von Au, geboren am 6. Mai 1834 in Meran, ſeit 1870 Pfarrer in Bezau, wo er am 24. Juli 1886 ſtarb im Alter von 52 Jahren.

Klagen und Troſtworte wechſelten ſchneller noch ſelbſt als die Lieder,
Welche der ſangeskundige Adel bereitwillig vortrug,
Als ſich Rüſcher*) entfernte, der wie ein Fremder ſich vorkam
Unter den Schoppernauern, die nun um Herzog ſich drängten,
Froh, ihn ſo fröhlich zu ſehn und vertraulich plaudernd mit Feldern,
Welchen der gelbliche Wirt noch vor kurzem ſo greulich verketzert.
Wenig Neues nur flüſterte Herzog und doch war's erfreulich,
Dieſes und jenes zu hören vom Manne im heiligen Rocke,
Welchen mir nun gegenüber zu ſehn, ich faſt ſchon entwöhnt war.
Fröhliche Stunden verkündete er, die uns noch gemeinſam
Werden ſollten, denn kurz nur und angenehm ſtets zu betreten
Sei ja der Fußweg von Rehmen zu mir und von da bis nach Rehmen.
Möchten die Narren auch lärmen, die keine Beachtung verdienen,
Wie der gelbliche Wirt und der rötliche Rüſcher ſamt Anhang.
Viel zu reden gab unſer Geſpräch, wie wenig gehört ward,
Und der wackere Herzog wird jetzt von ſolchen verketzert,
Die mir jede Bemerkung auf Geiſtliche ſchrecklich verargten.
Aber das Häuflein der Meinigen mehrt ſich auch täglich und ſtündlich,

*) Johann Georg Rüſcher, geboren am 21. April 1829 in Reuthe, damals Pfarrer in Schoppernau, der bekannte Gegner Felders. Er kam 1885 als Pfarrer nach Egg, wo er am 26. Juli 1907, 78 Jahre alt, ſtarb.

Seit von jenen der Kampf mit ſolcher Gemeinheit geführt wird.
Rüſcher behauptet, man müſſe vergeſſen und eſſen nun wieder,
Alles ſcheine zu ruhn, wie es billig ſei und in Ordnung.

Heute indeſſen erhielt ich ein freundliches Briefchen von Mayer*),
Meldend, es ſei meine Sache in kräftige Hände genommen.
Eines nur ſagt er mir noch und ich bewahr' es im Herzen:
Nimmer werde es hier mir im engen Tale behagen,
Wenn der Sturm ſich noch legte, wenn Schnepfaus ſtößige Söhne
Andere Ziele ſuchten dem längſt gern geübeten Haarkampf,
Wenn auch Ruhe dem Land und mir Genüge geworden.
Ruhiger höret die Mutter als früher ähnliche Reden,
Seit auch mich ſie wieder, nicht einzig die Baſen nur höret.

Eins noch ſag' ich dir jetzt und du bewahr' es im Herzen:
Schön iſt in Bizau das Gut und groß ſind und wohnlich die Zimmer,
Aber eng wie hier das Tal und nicht beſſer die Leute.
Gern gedenk' ich dagegen des freundlichen Schlößchens bei Rankweil**)
Und des ſchönen Spazierwegs zu Feldkirchs freundlichen Bürgern
Und der Ausſicht ins Freie, wie Dichter und Träumer ſie lieben.
Dort, Mann Gottes, wär's herrlich ſo mit wie ohne den Weinberg.

---

*) Lorenz Mayer aus Bludenz, Realſchul-Profeſſor in Wien, der ſich dort um Felders Sache lebhaft annahm.
**) Weißenberg auf Batſchuns.

Meine Begeisterung könnte wohl selbst noch die Mutter erfassen;
Reuen würde das „Nein" mich, wenn's wirklich für immer entschieden.

Felder*) reiste nach Baden, den Karren einmal zu üben,
Der noch lotterte, wie die lange verlegenen Waren.
Ich indessen bin hier und forsche zuweilen im stillen,
Ob wohl solche sich fänden, die gern mein Hüttchen bezögen.
Erst wenn hier ich ganz los bin, wenn Herz und Hand ganz frei wird,
Knüpf' ich dort an, daß nimmer den wichtigen Schritt ich bereue.

Ist dies Briefchen auch dürftig und sind die Zeilen auch kunstlos,
Werden dem Freunde sie doch als jüngstes Stimmungsbild lieb sein
Und er wird auch sein Urteil dem ersten Versuch nicht versagen.

Grüß' mir dein Weib und die Bella, die schlankste unter den Jungfraun,
Die nun wohl jubelt und singt, wie wir es einstens beschlossen;
Auch die Herrn im Kaffeehaus, erprobt in der herrlichen Jaßkunst**);
Herzliche Grüße auch dir vom Freunde Franz Michel Felder.

---

*) Der Uhrenmacher Felder, des Dichters Vetter, der von des letzteren Feinden arg geschlagen worden war, so daß sein Leib noch lotterte. Er suchte Heilung in Baden bei Zürich.

**) Jassen: ein Kartenspiel, das aus der Schweiz nach Vorarlberg herübergekommen und nun schon seit Jahrzehnten dort eifrig geübt wird. Vgl. auch S. 398.

Ruhe und Frieden.

Ruhe und Frieden ſuchet hienieden
Immer vergebens das menſchliche Herz;
Kleines wird wichtig, Großes ihm nichtig,
Bis es verblutet in Freude und Schmerz.

Hoffnung und Kummer ſcheuen den Schlummer,
Keinen befriedigt der glücklichſte Tag,
Keinem auf Erden kann etwas werden,
Was zu beglücken, zu feſſeln vermag.

Was auch die Seele drücke und quäle,
Sehnſucht nur iſt es, hinaus und hinauf,
Tätiger Glaube tut hier im Staube
Jedem Erlöſten den Himmel ſchon auf.

Ruhe und Frieden findet hienieden
Einzig in Gott nur das menſchliche Herz;
Klein wird und nichtig, was ſonſt ſo wichtig,
Und ihm zum Segen wird Freude und Schmerz!

Katharinenmarkt in Au.

Tag des Schreckens, Tag der Trauer,
Der ſo manchen Schoppernauer
Und auch Auer füllt mit Schauer:
Fünfundzwanzigſter November,
Dem ſchon mancher im September
Faſtete, als wär' Quatember!

Denn an den Kathrinentagen
Werden Bücher aufgeſchlagen,
Wo die Schulden eingetragen; —

Was die Väter einſt verbrochen,
Wird an Kindern nun gerochen: —
Fünf Prozente ſind verſprochen!

Hilf uns Himmel, ſchützt uns Engel!
Dort beim Adler ſitzt — der Dengel*)
Und enthüllet unſre Mängel.
Wehe, die Banknoten ſchwinden
Und in Sackes tiefſten Gründen
Iſt kein Silber mehr zu finden!

Welche Freude wird entſtehen,
Wenn wir Gallus**) kommen ſehen,
Dann mit ihm „ins Gado"***) gehen!
Alle hat er aufgeſchrieben,
Denen gute Werke blieben
Für den Tag, den kummertrüben.

Keinem wird er Troſt verſagen,
Der in ſchönen Frühlingstagen
Seine Milch ihm zugetragen.
Alle, die ſein Buch erquicket,
Eilen froh und hochbeglücket,
Wo kein Dengel ſie erblicket.

1860.

Die Stickerin.

Daheim im warmen Stüble, da ſitzt die Stickerin,
Macht auch im Winter Rösle und ſchafft mit frohem Sinn.

---

*) Ein Kapitaliſt aus dem Lechtal, dem vor einem halben Jahrhundert faſt alles Geld und daher Zins ſchuldete.

**) Gallus Moosbrugger, Käſehändler in Schnepfau, der die Sennerei im großen betrieb.

***) Gado — Gaden, Nebenzimmer, Nebenkammer.

Das Kleid, drauf ſie die Blumen ſtickt kunſtgeübter Hand,
Wird eine andre ſchmücken, die ſie wohl nie gekannt.

„Wird ſie, die Unbekannte", fragt oft ſie leiſe ſich,
„Die einſt das Kleid ſoll tragen, beglückter ſein als ich?
Der Himmel hat ihr geben mehr Gold und Gut als mir,
Doch hab' ich, froh zu leben, Genügſamkeit dafür.

Sie mag mit dem ſich kleiden, was ich mit Fleiß gemacht; —
Ich will ſie nicht beneiden um Reichtum und um Pracht.
In einem Wälderkleide, ſo einfach und ſo ſchlicht,
Mach' ich dem Liebſten Freude und mehr verlang' ich nicht."

1861.

Mundartlich.

Di vorliobt Wäldari.

Geſchton[1]), geſchton, annilee[2]),
Geſchton iſcht-as rar g'ſinn[3])!
I und Nazis Tunile[4])
Seand a zeachods[5]) Paar g'ſinn.
Trunko hind-mir[6]) roto Winn[7])
Und Kafee mit Zuckar[8]);
Tuni gunnt's oam ou a klinn[9]),
Ear iſcht gär ka Kruckar[10]).

Früior hea-n-i vilmal d'dinkt[11]),
Tuni wär' a rehta[12]);

---

[1]) geſtern. [2]) Ausruf befriedigter Verwunderung. [3]) geweſen. [4]) Tonele, der Sohn des Ignaz. [5]) zechendes. [6]) haben wir. [7]) Wein. [8]) Gewöhnlich wird im „Wald" der Kaffee ohne Zucker getrunken. [9]) gönnt es einem auch ein wenig. [10]) Knicker. [11]) gedacht. [12]) wär ein rechter.

Weam dea üſa Herrgott ſchinkt[1]),
Des hett's nümma ſchlehta[2]);
Vilmal iſcht-mir ku in Sea[3]):
„Iſcht's Gotts Will', ſa g'ſchioht's dinn.[4])
Babol[5]) hett-o ou geen g'hea[6]),
Dio het g'ſeit: „Ma ſioht's dinn[7])!“

Und itz ſioht-ma's, winn-ma wihl[8]),
Babol ſioht's und andor;
Jau mit Tunin wärod vihl
Geen aluo ſalbandor[9]).
Winn dar nähtig Aubod hüt[10])
Eah itz nöd duot rüuo[11]),
Kunnod[12]) wägo minnor d' Lütt[13])
Mih dor d' Hächlo züuo[14]).

Jotz iſcht Toni drum und dra[15]),
Wihl-mi kareſſioro[16]);
Bis zum nähſchto Schaultjauhr ka[17])
Widor vihl baſſioro.
Ear hat jau an ohgos Hus[18]),
Wär' a Buob a rehta,
Chriſchtle iſcht-ar zum voarus[19]),
Dau hett's i nüd ſchlehta. 1863.

---

[1]) Wem dieſen unſer Herrgott ſchenkt. [2]) nimmer ſchlecht. [3]) in den Sinn. [4]) ſo geſchieht es denn. [5]) Barbara. [6]) hätte ihn auch gerne gehabt. [7]) Man ſieht es denn. [8]) wenn man will. [9]) Ja, mit Toni wären viele gerne allein ſelbander (zu zweien). [10]) Wenn der geſtrige Abend heute. [11]) Ihn jetzt nicht reut. [12]) können. [13]) meinetwegen die Leute. [14]) Mich durch die Hechel ziehen. Über jemand, der heiraten will, wird nur Schlechtes, über einen Verſtorbenen nur Gutes geſprochen. [15]) Jetzt iſt es darum und daran = jetzt iſt es ſchon an dem. [16]) liebkoſen, mir den Hof machen. [17]) Bis zum nächſten Schaltjahr kann. [18]) Er hat ja ein eigenes Haus. [19]) zum voraus, ohnehin.

Wie's i mach'.

Git[1]) oanar allom reht an aht[2]),
Sa iſcht as uff-or[3]) Welt
G'rad nätt, wie uff-am großo Maht[4])
Und d' Houptſach blibt halt 's Geld.
Vom Richo wird das Groß arwüſcht,
Durwil dar Ahm[5]) nam Krüzar düſcht[6]); —
A Klinna[7]) kriegt an Stoß:
„Jz flüh, döt kunt[8]) der Groß!"

Das oa[9]) hat ſinne Arbat ſol[10]),
Das ander gär ſi ſealb[11]),
Und koam gaut allad[12]) guod und wohl
Und lützla[13]) allat ſchealb[14]).
A ſchlehta Kleommar[15]) fallt nüd witt[16])
A guota, — wenn ar g'rad nu litt[17]),
Iſcht doh vil eh a Ma[18]),
As bear, wau[19]) gär nix ka[20]).

Nu iohe reht in Duoranand[21]),
As git ſchu eappas[22]) z'tuo!
Und wer ſi regt[23]), niot[24]) allarhand
Am Aubod[25]) mit om huo[26]).

---

[1]) Gibt. [2]) einer allem (auf alles) recht acht. [3]) auf der. [4]) Markt. [5]) Arme. [6]) nach dem Kreuzer haſcht. [7]) Kleiner. [8]) Jetzt flieh, dort kommt. [9]) das eine (= der eine, generis communis). [10]) feil. [11]) gar ſich ſelbſt. [12]) keinem geht es immer. [13]) wenigen. [14]) immer ſchief. [15]) Klimmer, Steiger. [16]) nicht weit. [17]) nun (noch) liegt. [18]) Iſt doch viel eher ein Mann. [19]) wo, welcher. [20]) gar nichts kann. [21]) Nur hinein recht in das Durcheinander (Gewühl). [22]) etwas. [23]) regt, rührig iſt. [24]) nimmt. [25]) am Abend. [26]) mit ſich heim.

Mach' ſealb an Weag, bes[1]) nu nüd ſchü[2]),
Gream bloß da Großa reht is Knü[3]),
Dinn geab a fründlis Woat,
Sa kunſcht an Ind und Dat[4]).

Ih ſtribal all[5]), ſa vil ih ka,
Dau git as minge[6]) G'ſchicht,
Und luogot oanar fur mi a[7])
Sa lach'-i ab dom G'ſicht[8]).
Und zahl'-i Pers[9]) füor Sidozüg[10]),
Sa daunk'[11])-i Gott, daß i nüd lüg',
Und mach' dinn[12]) us dom Pers
A Lible[13]) und an — Vers[14]). 1869

Das Allarg'ſchidoſcht.

Iz hea-n-i zwio[15]) Talar und eapas Papir[16]),
Geld g'nuog för a Gößli[17]) im gaunzo[18]);
Dahoam hat ma-n-allat[19]) a G'lärm und a Glir[20]),
I ſölls mit ar Motla[21]) vortaunzo.

Dau wännod[22]) iz d'Schwöſchtora, winn[23]) i das tät',
Sa föotids[24]) mi nümma mit Kibo[25]);

---

[1]) ſei. [2]) ſcheu. [3]) Kneiſe ins Knie, ſei zutunlich. [4]) End und Ort. [5]) Ich zapple immer, ſo viel ich kann. [6]) manche. [7]) Und ſchaut einer ſauer mich an. [8]) wegen des Geſichtes. [9]) ein Baumwollſtoff. [10]) für Seidenzeug. [11]) danke. [12]) dann. [13]) eine Weſte. [14]) einen Vers, einen Reim. [15]) zwei. [16]) Papiergeld. [17]) Geißlein, kleine Ziege. [18]) im ganzen. [19]) immer. [20]) ein Gelärm und Geleier, ein läſtiges Gerede. [21]) mit einem Mädchen. [22]) wähnen. [23]) wenn. [24]) fürchteten' ſie. [25]) Zanken.

I käm' dau in Draudol[1]), dörbi[2]) würd' as ſpät,
Dinn döafad[3]) au ſi längor blibo.

I wüßtet ſchu oani, die 's Taunzo guod ka,
Dorbi[4]) fählt as gweos[5]) nüd am Wello[6])
Doch gaut[7]), winn ma-n-ufzüt[8]), ou 's Redo g'rad a,
Ma wähnt, nu das Glich töu[9]) ſi g'ſello.

Di Taunzodo geltod im Witſch[10]) füor a Paar,
Ma wähnt ſchu[11]), iz dau ſi a Weaſo[12]);
I gloub ou, das Drüllo[13])-n-alluo wär' nüd rar,
Sus tät mäs dahoam mit am Beaſo.

Was wüod' ma doch ſeigo[14]), winn oanar wi i
Ka bißle[15]) me hüob[16]) uff Arleaſo[17])?
Ar käm' in a Pluder[18]) und 's Geldle wär' hi,
Dau[19]) blüob' ma ſchu lihtor[20]) bim Beaſo.

Und ſchüßt[21]) ma nüd drinn, as wie d' Flüga[22]) in Raum[23]),
Sa kunt ma-n-unmügli me z' kleabo;
A Lübarle[24]), wie ma ſi's wünſcht, feandt[25]) ma koum,
Sus das mäht'[26]) i ſchu no arleabo.

Si ſöllod nu gumpo[27]), i gang nüd dorzuo, —
Das tuon-i vorſchwero[28]), vorfluocho;
För Geld kouf i nix me as Steofol und Schuo
Und gang ga-n a Lübarle ſuocho. 1869.

---

[1]) Unordnung, Verwirrung. [2]) dabei. [3]) dürften. [4]) dabei. [5]) gewiß. [6]) Willen. [7]) geht. [8]) wenn man aufzieht. [9]) tue. [10]) im Augenblick. [11]) ſchon. [12]) da ſei ein Weſen, etwas dahinter, ein Liebesverhältnis. [13]) drehen. [14]) ſagen. [15]) bißchen. [16]) hielte, trachtete. [17]) Ausleſe. [18]) Geplauder, Gerede. [19]) da. [20]) leichter. [21]) ſchießt. [22]) die Fliegen. [23]) in den Rahm, die Sahne. [24]) Liebchen. [25]) findet. [26]) möcht'. [27]) ſpringen, tanzen. [28]) verſchwören, durch einen Schwur verſprechen, es nicht mehr zu tun.

Der

Franz Michael Felder-Verein

in Bregenz

iſt nicht politiſch und will vor allem das Vorarlberger Schrifttum zugänglich machen.

1. Der nächſtliegende Zweck iſt die Herausgabe der ſämtlichen Werke, die der größte heimiſche Dichter, Franz Michael Felder, verfaßt hat und die vier ſtattliche Bände füllen.
2. In den nächſten Jahren ſoll eine wohlüberlegte Auswahl von Kaſpar Hagen, Gebhard Weiß und anderen Vorarlberger Dichtern folgen. Als auszeichnende Eigenheiten der alemanniſchen Dichter werden hervorgehoben: Tiefe Gemütlichkeit und milder Humor, der ſich z. B. bei Seeger an der Lutz und Biedermann oft zu prickelndem Witz ſteigert. Von Älteren kommt vor allem Rudolf von Ems in Betracht, einer der bedeutendſten Vertreter aus der Nachblüte des höfiſchen Epos.
3. Auch Sage und Geſchichte des Landes darf nicht vernachläſſigt werden und ſo iſt eine Auswahl aus den hieher gehörigen Schriften Bergmanns, Wichners u. a. vorgeſehen.
4. Ergänzt werden ſoll die geſchichtliche Seite durch eine gemeinverſtändliche Bearbeitung der öffentlichen und privaten Urkunden, die für die Geſchichte und Kultur des Landes wichtig und von allgemeinem Intereſſe ſind.

5. Das Unternehmen wäre aber unvollständig, wollten wir unserer einheimischen Künstler vergessen. Denn außer der weltberühmten Angelika Kauffmann haben wir eine stattliche Reihe von Landsleuten, die mit Pinsel und Meißel und Reißzeug Großes schufen in weiten Landen. Natürlich dürfte sich da der Verein nicht mit Lebensbeschreibungen begnügen, sondern er müßte seinen Mitgliedern in einem Kunstatlas die bildliche Anschauung der bedeutendsten Werke der Malerei, Bildhauerei und Baukunst einheimischer Künstler bieten.
6. Eine zusammenfassende Darstellung der kulturellen Entwicklung des Landes und der sprachlichen Eigenheiten seiner Bewohner scheint mir ebenfalls gefordert.

Jedes Jahr wird den Mitgliedern (rund 1000) des Franz Michael Felder-Vereins ein Band in schöner Ausstattung zugesendet. Der Jahresbeitrag beträgt 3 K = 2 Mk. 55 Pfg., die Zusendung des Bandes kostet 20 h = 20 Pfg.

Anmeldungen sind an den

Franz Michael Felder-Verein in Bregenz

erbeten.

Hesses Klassiker-Ausgaben

sind nach den Urteilen der Fachkritik wegen ihres reichen Inhaltes, ihrer gediegenen Bearbeitung, sorgfältigen Ausstattung und mäßigen Preise

die brauchbarsten und besten Klassiker-Volksausgaben.

Alle Klassiker mit ausführlichen biographischen und literarhistorischen Einleitungen aus der Feder hervorragender Gelehrter, mit vielen Bildnissen, Schriftproben und anderen Beigaben. Die Ergebnisse der literarischen Forschung wurden stets auf das eingehendste berücksichtigt. Die Texte wurden gewissenhaft durchgesehen und sind zuverlässig; das Papier ist holzfrei (nicht vergilbend), der Druck deutlich und scharf, die Einbände sind gediegen und geschmackvoll.

Den Grundstock für jede Bücherei bildet: **Hesses kleine Hausbibliothek deutscher Klassiker**

I. Sammlung: 9 Klassiker in 16 Leinenbänden M. 25.—.

1. Chamisso	1 Bd.	6. Lenau	1 Bd.
2. Goethe	4 Bde.	7. Lessing	1 Bd.
3. Hauff	2 Bde.	8. Schiller	4 Bde.
4. H. v. Kleist	1 Bd.	9. Uhland	1 Bd.
5. Körner	1 Bd.		

II. Sammlung: 9 Klassiker in 15 Leinenbänden M. 25.—.

10. Bürger	1 Bd.	14. Heine	4 Bde.
11. Eichendorff	2 Bde.	15. Ludwig	1 Bd.
12. Grillparzer	2 Bde.	16. Mörike	1 Bd.
13. Hebbel, Meisterdramen	1 Bd.	17. Reuter	2 Bde.
		18. Wieland	1 Bd.

Beide Sammlungen zusammen:

18 Klassiker in 31 Leinenbänden M. 50.—,

Elegant. Wandregal dazu in imitiert Nußbaum M. 10.—.

Verlangen Sie stets „Hesses Klassiker-Ausgaben".

Ausführliche Kataloge kostenfrei!

Hesse & Becker Verlag in Leipzig

Berühmte Erzähler der Weltliteratur

Jeder Band gebunden M. 2.—.

Eine neue Sammlung von Romanen, gleichmäßig schön und gediegen ausgestattet, mit großem Druck in handlichen biegsamen Leinenbänden. Bisher erschienen:

Brachvogel, Friedemann Bach.
Cervantes, Don Quixote, 2 Bde.
Cooper, Der Wildtöter.
Cooper, Der letzte Mohikaner.
Cooper, Der Pfadfinder.
Cooper, Die Ansiedler.
Cooper, Die Prärie.
Cooper, Der Spion.
Cooper, Der rote Freibeuter.
Cooper, Der Bravo.
Dickens, David Copperfield, 2 Bde.
Dickens, Londoner Skizzen.
Dickens, Die Pickwickier, 2 Bde.
Dickens, Oliver Twist.
Dickens, Harte Zeiten.
Dickens, Nikolaus Nickleby, 2 Bde.
Dickens, Dombey u. Sohn, 2 Bde.
Dickens, Bleakhaus, 2 Bde.
Dickens, Geschichte zweier Städte.
Dickens, Große Erwartungen.
Dickens, Weihnachtsgeschichten.
Ruppius, Ausgew. Romane u. Erzählungen, 2 Bde.
Sienkiewicz, Quo vadis?
Twain, Ausgew. Werke, 2 Bde.
Wallace, Ben Hur.

Jeder Band wird einzeln abgegeben.

Vorzügliche Lektüre bietet in gediegenster Ausstattung

Hesses Volksbücherei

Jede Nummer broschiert 20 Pf.

Die Sammlung bringt Beiträge von:

Arthur Achleitner — Ludwig Anzengruber — Victor Blüthgen — Helene Böhlau — Ernst Eckstein — Otto Ernst — Max Eyth — Gustav Falke — Wilhelm Jensen — Max Kretzer — D. v. Liliencron — Charl. Niese — Wilh. Raabe — P. Rosegger — Frida Schanz — August Trinius — Clara Viebig — Helene Voigt-Diederichs — Louise Westkirch — Arthur Zapp u. a.

Auf die Ausstattung (große deutliche Schrift, holzfreies Papier) wurde besondere Sorgfalt verwendet.

Ausführliche Kataloge kostenlos.

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig.